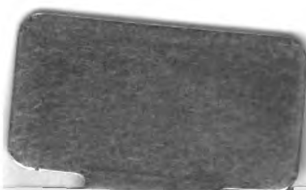





VET TES EN
NOV TAM TVM
Dei
Sub Numine
Viget



Internationale Wochenschrift
für Wissenschaft Kunst u. Technik

Herausgegeben von Professor Dr. Paul Hinneberg

Band V
1911



Geschäftliche Administration **August Scherl** G. m. b. H., Berlin SW. 68.

INHALTSVERZEICHNIS

I. Autoren

II. Abhandlungen, Korrespondenzen und Mitteilungen

Biographien führender Geister

Kulturprobleme im allgemeinen

Religion und Philosophie

Erziehung und Unterrichtswesen.

Sprache und Literatur.

Kunst und Archäologie.

Länder- und Völkerkunde.

Geschichte

Staats- und Rechtswissenschaft

Anorganische Naturwissenschaften und Technik.

Spalte

Organische Naturwissenschaften und Medizin.

Internationale Wochenschrift für Wissenschaft Kunst und Technik

herausgegeben von Prof. Dr. Paul Hinneberg, Berlin, Mauerstr. 34

Verlag: August Scherl, Berlin SW, Zimmerstraße 36-41. — Druck: Bayerische Druckerei und Verlagsanstalt G. m. b. H. in München, Bayerstraße 57.	5. Jahrgang Nr. 1 7. Januar 1911	Inseraten-Annahme bei den Annoncen-Expeditionen von August Scherl G. m. b. H., Berlin und Daube & Co. G. m. b. H., Berlin und deren sämtlichen Filialen.

Für die Redaktion verantwortlich: Professor Dr. Wilhelm Paszkowski, Berlin-Gr. Lichterfelde.

Erscheint jeden Sonnabend. — Preis vierteljährlich für Deutschland und Oesterreich 3 Mark, für die übrigen Länder des Weltpostverkehrs 4 Mark 30 Pfg. bei direktem Bezug unter Kreuzband. — Einzelnummer 25 Pfg. — Inserate die dreigespaltene Nonpareillezeile 50 Pfg. — Abonnements nehmen alle Buchhandlungen und Postanstalten, sowie sämtliche Geschäftsstellen von August Scherl G. m. b. H. entgegen.

INHALT

Die Abhandlungen erscheinen in deutscher Sprache, englische und französische auf Wunsch der Autoren im Urtext

Geltung und Wirksamkeit der Mathematik.

Von Paul Stäckel, Professor an der Technischen Hochschule zu Karlsruhe.*)

Wer den Gegenſtand für eine akademische Rede wählt, wird sich zunächſt innerhalb der von ihm vertretenen Wissenschaft umschauen; entweder wird er den Anteil schildern, den einer der großen Männer an ihrer Entwicklung gehabt hat, oder sich einer besonderen Frageſtellung zuwenden und zeigen, wie diese entſtanden, ausgeſtaltet und allmählich der Lösung zugeführt worden iſt. Er kann aber auch, aus den Schranken des Faches heraustretend, sich die Aufgabe ſtellen, die Eigenart eines Wissenszweiges nach Ergebnissen und Zielen darzulegen. Zwei Betrachtungsweisen bieten sich hier dar. Die eine wendet sich nach innen; sie sucht und findet den Maßſtab für Wert und Unwert in der Wissenschaft selbſt. Die andere wendet sich nach außen: sie will die Geltung und Wirksamkeit einer Disziplin innerhalb der Gesamtkultur erfassen. Wenn auch die eine zu dem Subjektivismus des l'art pour l'art herabsinken, die andere in einen nackten Utilitarismus ausarten kann, so sind doch beide wohlberechtigt, ja unentbehrlich; sie ergänzen sich zu einer höheren Einheit, in der die scheinbaren Widersprüche aufgehoben werden.

Daß ich bei der Mathematik, der meine Rede gelten soll, die kulturelle Seite bevorzugen werde, wird nicht überraschen; iſt doch ihre Stellung an den Technischen Hochschulen und damit zugleich die Stellung der Allgemeinen Abteilungen wesentlich von der Auffassung abhängig, die man sich über die Geltung und Wirksamkeit dieser alten und doch noch immer triebkräftigen Wissenschaft gebildet hat.

Die Ursprünge der Mathematik reichen bis auf die Babylonier und Ägypter zurück, die umfangreiche astronomische Rechnungen angeſtellt und sich bei Feldmessung und Tempelbau geometrischer Betrachtungen bedient haben. Die Griechen machten sich diese orientalischen Überlieferungen zu eigen, und es iſt bereits durch Pythagoras die Umwandlung einer Sammlung empirischer Regeln über Zahl und Raum in eine deduktive Wissenschaft vollzogen worden. Allein erſt Plato und seine Schule haben Geometrie und Arithmetik zu allgemeiner Geltung und Wirksamkeit gebracht; sie wurden durch ihn zur Mathematik, das heißt: zu dem, was man lernen soll.

Was hatte aber Plato zu dem bekannten Ausspruch veranlaßt, daß nur geometrisch Gebildete zu seinen Vorträgen zugelassen seien? Der natürliche Mensch, so lehrte er, beschränkt sich auf den engen Bezirk der Wahrnehmungen und Meinungen, deren

*) Feſtrede, gehalten beim Rektoratswechsel, den 19. November 1910.

Gegenstände die sinnlichen, teilbaren, vergänglichen Dinge sind. Wie kann er zum philosophischen Menschen geläutert werden und im Reiche der Vernunfterkenntnis leben, die ausschließlich auf die reinen, einheitlichen, ewigen Ideen gerichtet ist? Als Mittler tritt hier die Mathematik ein. Zwar beginnt sie mit Einzelerkenntnissen, die aus der Wahrnehmung entspringen, aber sie gewinnt aus ihnen die in der Seele schlummernden allgemeinen Begriffe und Urteile, mit deren Hilfe unabhängig von der Erfahrung, in logischer Strenge das System der Wissenschaft aufgebaut wird.

Der nachhaltige Einfluß des Griechentums hat es bewirkt, daß bis in die Neuzeit hinein das mühsame und trockne Studium der Euklidischen Elemente allen denen auferlegt wurde, die sich durch das Baccalaureat den Zugang zu den höheren Fakultäten der Gottesgelehrsamkeit, Rechtswissenschaft und Heilkunde eröffnen wollten, und was früher an den philosophischen Fakultäten geübt wurde, ist allmählich auf die Gymnasien übergegangen; so erklärt es sich, warum bei allen Völkern des europäischen Kulturkreises die Mathematik ein fester Bestandteil des höheren Unterrichts geworden ist.

Hatte auch der junge Baum der Mathematik in der alexandrinischen Zeit reiche und schöne Blüten getrieben, so waren diese doch schnell verwelkt, und die Geltung und Wirksamkeit dieser Wissenschaft hat Jahrhunderte lang hauptsächlich auf ihrer Fähigkeit beruht, in gewissem Sinne eine Vorschule der Philosophie zu sein, einer Fähigkeit, die ihr auch heute noch und sogar in verstärktem Maße zukommt, die jedoch ihre Kraft keineswegs erschöpft.

Eine neue Wendung kam erst im Anschluß an die Renaissance im siebzehnten Jahrhundert. Zwei große Männer sind hier zu nennen, die zugleich zwei verschiedene Denkrichtungen verkörpern, der Philosoph und Mathematiker Descartes, der Ingenieur und Mathematiker Galilei.

Auch für Descartes liegt der Wert der Mathematik zunächst in ihrer Methode. Um zur Wahrheit zu gelangen, müssen wir nach ihm von solchen anschaulichen Erkenntnissen ausgehen, die durch ihre Klarheit die unbedingte Gewähr der Gewißheit in sich tragen. Wir erhalten in ihnen die grundlegenden Sätze, aus denen die allgemeine Wissenschaft mittels logischer Schlüsse zu entwickeln ist. Das Ideal einer solchen deduktiven Wissenschaft ist die Mathematik, die aus wenigen zweifellos wahren Axiomen mittels zweifellos wahrer Schlüsse die Fülle ihrer zweifellos wahren Theoreme gewinnt.

Allein die Mathematik ist für Descartes mehr als ein Vorbild. »Omnia apud me mathematice fiunt«, sagt er. Die verwickelten Gedankengänge, die ihn zu dieser kühnen Behauptung führten, können hier nur angedeutet werden. Die Gegenstände der Naturerkenntnis sind teils einfach, teils zusammengesetzt; einfach sind die Dinge, die der Verstand nicht zu zerlegen vermag. Da wir unmittelbar nichts begreifen können, als die einfachen Dinge, so ist es die Aufgabe der Wissenschaft, festzustellen, wie die zusammengesetzten Dinge aus den einfachen aufgebaut sind. Aus der jetzt hinzutretenden Forderung, daß die Erkenntnisgegenstände ihrem innersten Wesen nach einheitlich und vergleichbar sein müssen, wird erschlossen, daß alle Aufgaben der Zurückführung des Zusammengesetzten auf einfache Elemente, ihrer unwesentlichen Bestimmungen entkleidet, auf bloße Fragen der Größenbeziehungen hinauskommen, und das bedeutet nichts anderes, als daß schließlich die gesamte Wissenschaft von der Natur in Mathematik aufgeht.

Es läßt sich nicht leugnen, daß Descartes bei der Anwendung seiner Grundsätze auf die Erklärung der Naturerscheinungen keine glückliche Hand gehabt hat, und seine Anschauung, die Natur sei ein von mathematischen Gesetzen regierter Mechanismus, hätte wohl auf die Zeitgenossen keinen so gewaltigen Eindruck gemacht, wenn nicht von anderer Seite her der mathematisch-mechanischen Naturauffassung Bahn gebrochen worden wäre.

Eine ganz andere Gedankenwelt tritt uns bei Galilei entgegen, bei dem Theorie und Praxis zu jener wunderbaren Einheit verschmelzen, die den Ingenieur ersten Ranges kennzeichnet. Fanden wir bei Descartes abstraktes Raisonnement von blasser Allgemeinheit, so bildet bei Galilei feinsinnige Beobachtung konkreter Einzelvorgänge den Ausgangspunkt der Betrachtungen. Gleich dem Weisen des Dichters »sucht er den ruhenden Pol in der Erscheinungen Flucht«, fragt er nach den Gesetzen, die das Mannigfaltige zur Einheit verknüpfen. Aber nicht

nur um zu verſtehen, was er geschaut hat, sondern auch um vorherzusehen, was geschehen wird, ja um das künftige Geschehen nach seinen Zwecken zu lenken. Damit man jedoch aus den Gesetzen sichere Schlüsse zieht, gibt es, wie Galilei nicht müde wird seinen Lesern einzuschärfen, nur ein Mittel: die mathematische Demonſtration, die er der unzuverlässigen metaphysischen Spekulation der Ariſtoteliker entgegenſtellt. Der Kreis seiner Untersuchungen schließt sich, indem er die so erhaltenen Ergebnisse entweder mit der Wirklichkeit vergleicht oder durch syſtematische Versuche prüft; nur die Gesetze oder, wie wir sagen würden, Hypothesen, die sich hierbei bewähren, dürfen in den Beſtand der wahren Wissenschaft aufgenommen werden.

Die von Galilei begründete neue Lehre von den Bewegungen der irdischen und himmlischen Körper bot der Mathematik ein überaus fruchtbares Feld der Anwendungen. Hand in Hand damit ging die Weiterbildung der Mathematik selbſt, die neuer Mittel zur Lösung der neuen Aufgaben bedurfte. Schon Galilei hatte dieses wunderbare Werkzeug mit Achtung und Liebe behandelt und war mathematischen Abschweifungen nicht aus dem Wege gegangen. Seine Nachfolger aber, Newton und Leibniz, waren nicht nur große Naturforscher, sondern auch große Mathematiker.

Bei der Infinitesimalrechnung, deren Ausgeſtaltung wir ihnen verdanken, handelte es sich um den Fortschritt von Einzeluntersuchungen zu Untersuchungen nach allgemeinen, umfassenden Methoden, einen Fortschritt, der dem Übergang einer Induſtrie vom handwerksmäßigen zum fabrikmäßigen Betriebe zu vergleichen iſt; sind die dezimale Schreibung und das Einmaleins Hammer und Zange des Mathematikers, so dürfen die neuen mathematischen Methoden mit den modernen Werkzeugmaschinen verglichen werden. »Der Vorteil iſt der«, hat Gauß sehr fein bemerkt, »daß wenn ein solcher Calcul dem innerſten Wesen vielfach vorkommender Bedürfnisse korrespondiert, jeder, der ihn sich ganz angeeignet hat, auch ohne die gleichsam unbewußten Inspirationen des Genies, die niemand erzwingen kann, die dahin gehörenden Aufgaben lösen, ja selbſt in so verwickelten Fällen gleichsam mechanisch lösen kann, wo ohne eine solche Hilfe auch das Genie ohnmächtig wird«, und Heinrich Hertz hat die Gefühle bei der Handhabung solcher Methoden mit den Worten geschildert, bisweilen scheine es, als wenn den mathematischen Formeln selbſtſtändiges Leben und eigener Verſtand innewohne, als seien sie klüger als wir selbſt, klüger sogar als ihre Erfinder.

Der unermeßlich geſteigerten Wirksamkeit der Mathematik entsprach ihre erhöhte Geltung. Sie wurde gefeiert als die Königin der Wissenschaften und hat wohl niemals unter der Gesamtheit der Gebildeten solche Teilnahme gefunden wie im siebzehnten Jahrhundert, das man das Jahrhundert der Mathematik genannt hat.

Damals war die Zeit, wo die Beschäftigung mit Arithmetik und Geometrie in den ariſtokratischen Kreisen zum guten Ton gehörte; in Frankreich schrieb der Marquis de l'Hospital das erſte Lehrbuch der Differentialrechnung, in Deutschland bereicherte Graf von Tschirnhaus die Algebra mit geiſtreichen Erfindungen, in Italien eröffnete ein wenig später der Conte de Fagnani durch seine Sätze über die Lemniskate der Forschung ein Gebiet, an dem noch im neunzehnten Jahrhundert die beſten Analytiker ihre Kräfte erprobt haben. Besonders liebevolle Pflege aber fanden die exakten Wissenschaften bei den englischen Lords, und auch die Ladies ſtanden nicht zurück; iſt doch in England seit dem Jahre 1704 mehr als ein Jahrhundert lang eine eigene mathematische Zeitschrift für Damen erschienen.

Damals war auch die Zeit, wo bei der wissenschaftlichen Ausbildung der Offiziere die Mathematik im Vordergrund ſtand, wozu allerdings der Umſtand beitrug, daß im Feſtungsbau und Feſtungskrieg die entscheidenden Fortschritte zu verzeichnen waren, die sich an den Namen des Marschalls Vauban knüpfen, und die bewirkten, daß die militärischen Ingenieurwissenschaften bei den Kriegswissenschaften die Führung übernahmen. Damals war die Zeit, wo man glaubte, wie v. Stramberg in einer Lebensbeschreibung Eugens von Savoyen erzählt, daß ein großer Feldherr zugleich ein großer Mathematiker sein müsse.

Was bei Newton und Leibniz im Keime angelegt war, entfaltete sich im achtzehnten Jahrhundert zu einem reichgegliederten Organismus. Die mathematischen Disziplinen wurden, um nur die größten Namen zu erwähnen, durch die Brüder Bernoulli, Leonhard Euler und Lagrange so kräftig

gefördert, daß für die Bedürfnisse der Anwendungen bis weit ins neunzehnte Jahrhundert hinein vorgesorgt war, und der Bereich dessen, was sich der mathematischen Analyse unterwerfen ließ, dehnte sich immer weiter aus. Nachdem die mathematischen Methoden im siebzehnten Jahrhundert ihre Wirksamkeit bei den Aufgaben aus der irdischen und himmlischen Mechanik gezeigt hatten, wurde jetzt ein Zweig der Physik nach dem andern mathematisiert. Die Erfolge waren so glänzend, daß man schließlich zu der Überzeugung kam, es werde noch einmal gelingen, den ganzen Weltverlauf durch eine einzige, ungeheure mathematische Formel zu umspannen. Hatte am Ende des siebzehnten Jahrhunderts Jakob Bernoulli triumphierend ausgerufen: »Omnes disciplinae mathesi indigent, mathesis nulla«, so überbot ihn hundert Jahre später der Philosoph Kant mit dem Ausspruch, »daß in jeder besonderen Naturwissenschaft nur so viel eigentliche Wissenschaft angetroffen werden könne, als darin Mathematik anzutreffen sei«.

Heute, nach abermals hundert Jahren, wird es kaum einen Philosophen, schwerlich einen Mathematiker geben, der sich zu diesen beiden Behauptungen ohne Einschränkung bekennen möchte. In der Tat ist im neunzehnten Jahrhundert auf die Zeiten der großen Erfolge und der allgemeinen Anerkennung eine Periode verminderter Geltung und Wirksamkeit der Mathematik gefolgt, die etwa bis zum Jahre 1890 reicht. Hiermit verträgt es sich sehr wohl, daß das neunzehnte Jahrhundert für die innere Entwicklung der Analysis und Geometrie höchst bedeutungsvoll gewesen ist und Fortschritte gebracht hat, die den Vergleich mit dem großen siebzehnten Jahrhundert nicht zu scheuen brauchen; allein die sich ansammelnden Energien fanden zunächst keinen genügenden Abfluß nach außen.

Verschiedene Ursachen haben zusammengewirkt, um die Stellung der Mathematik zu erschüttern.

In der Wissenschaft selbst zeigte sich mit dem Ausgang des achtzehnten Jahrhunderts eine gewisse Erschöpfung. »Die Mine ist, so scheint es mir, zu tief,« schrieb Lagrange im Jahre 1781 an d'Alembert, »und wenn nicht neue Adern entdeckt werden, so wird man sie früher oder später verlassen müssen.« Im neunzehnten Jahrhundert hat man weiter gegraben und ist auf edle Erze gestoßen, allein dem Vordringen stellten sich schlimme Hindernisse entgegen. Es zeigte sich, daß die genialen Geometer der Glanzzeit gewissermaßen Raubbau getrieben hatten, und das ganze Bergwerk drohte einzustürzen, wenn nicht die Gänge von neuem gestützt und die hereinbrechenden Fluten des Zweifels abgeleitet wurden. Zwei Menschenalter hindurch mußte daher ein erheblicher Teil der Bemühungen der Mathematiker harter Arbeit der Festigung und Sicherung zugewandt werden, einer Arbeit, der sich auch die großen Mehrer des mathematischen Reichs, ein Abel, Cauchy, Dirichlet, Riemann, Weierstraß nicht entzogen haben.

Wenn die Mathematik dadurch nach innen viel gewann, so mußte sie doch nach außen verlieren. Sie stieg herab von ihrem Königsthron und stellte sich in die schwesterliche Reihe der Einzelwissenschaften, welche die Lebensarbeit eines Forschers ausfüllen. Während noch Gauß in einer Person Mathematiker und Physiker, Astronom und Geodät gewesen war, kam jetzt die Zeit, wo die Mathematiker ihren Stolz darein setzten, nichts als »reine« Mathematiker zu sein, und wo sie sich innerhalb ihrer Wissenschaft auf einen kleinen Bereich beschränkten, um darin das Höchste zu leisten. Dabei ging die früher so innige Verbindung mit den Nachbarwissenschaften verloren, und dies geschah um so leichter, als sich dort nicht nur ähnliche spezialisierende Bestrebungen geltend machten, sondern auch die Ansichten über die Wirksamkeit der Mathematik erhebliche Änderungen erfuhren.

Was man in den Naturwissenschaften an mathematischem Werkzeug brauchte, war in seinen wesentlichen Bestandteilen schon im Laufe des achtzehnten Jahrhunderts bereitgestellt worden und hatte durch Leonhard Euler die klassische Formung erhalten, die noch heute nicht übertroffen ist. Gewiß waren im neunzehnten Jahrhundert neue Methoden erfunden worden, die, wie sich später erwiesen hat, den alten an Gebrauchswert nicht nachstanden, allein in der Periode, die wir jetzt betrachten, fehlte teils das Bedürfnis, sie anzuwenden, teils hatten sie auch noch nicht die für die Anwendungen zweckmäßige Gestalt erhalten. So kam es, daß schließlich die Physiker der forschenden

Mathematik gleichgültig oder gar feindlich gegenüberstanden und die etwa erforderlichen neuen analytischen Ansätze lieber von Fall zu Fall sich selbst herzustellen suchten.

Es darf nicht verschwiegen werden, daß die Mathematiker bei dieser Wandlung der Anschauungen nicht ganz frei von Schuld gewesen sind. Schon im Jahre 1750 hatte Daniel Bernoulli an Euler geschrieben: »Es fängt sich ein verderblicher gout an einzuschleichen, durch den die wahren Wissenschaften mehr leiden als avancieret werden, und es wäre oft besser für die realem physicam, wann keine Mathematik in der Welt wäre.« Diese bitteren Worte richteten sich vornehmlich gegen d'Alemberts Theorie der Winde, die von der Berliner Akademie den Preis erhalten hatte. Daniel Bernoulli hatte mit seiner Anklage insofern Recht, als sein Nebenbuhler ohne genügende Kenntnis der wirklichen Vorgänge und ohne ausreichendes physikalisches Verständnis an seine Aufgabe herangetreten war, so daß seine langen mathematischen Entwicklungen die Einsicht in die Entstehung und Verbreitung der Winde nicht gefördert haben. Indessen wird der heutige Physiker seine Abhandlung wohl milder beurteilen; denn in ihr wird der Grund zu der Lehre von den Funktionen einer komplexen Veränderlichen gelegt, die im neunzehnten Jahrhundert in der Hydrodynamik und Elektrotechnik wichtige Anwendungen gefunden hat. Hier wie in ähnlichen Fällen waltet ein geheimnisvolles Gesetz, auf das Hermite in seinem schönen Nachruf auf Kronecker hingewiesen, und dem Felix Klein die Fassung gegeben hat, daß »alles, was mathematisch gesund ist, früher oder später über sein engeres Gebiet hinaus eine weitergehende Bedeutung gewinnt«.

Auch Euler selbst hatte sich des Fehlers schuldig gemacht, den Daniel Bernoulli gerügt hatte; bei manchen seiner Abhandlungen hat man fast das Gefühl, als ob das konkrete Problem, das er zu lösen verspricht, ihm nur den Vorwand zu sinnreichen mathematischen Untersuchungen geboten habe. Schlimmer steht es bei Autoren niederen Ranges, denen für einen solchen »Mißbrauch der Mathematik« die Entschuldigung der Eleganz nicht zugebilligt werden kann. In schroffem Gegensatz zu diesen manchmal recht anspruchsvollen Pseudophysikern steht Faraday in seiner schlichten Größe, dieser geniale Autodidakt, der in anschaulichem Denken die tiefen Ideen erfaßte, die Maxwell erst nach langen Mühen in die übliche Sprache der Mathematik zu übersetzen vermocht hat.

Ähnlich wie bei den Naturwissenschaften verhielt es sich bei den mächtig aufstrebenden technischen Wissenschaften. Auch hier erfuhr die überaus günstige Stellung, deren sich Mathematik und Mathematiker anfangs zu erfreuen hatten, eine schwere Einbuße. Den Mathematikern wurde vielfach vorgeworfen, daß sie einen abstrakt-formalen Unterricht erteilten, der zwar der in der Forschung herrschenden Richtung entspreche, jedoch der Technik fremd gegenüberstehe. Die Geltung der Mathematik aber verminderten dieselben Erfahrungen wie bei den Naturwissenschaften; man erkannte, daß viele Teile der Ingenieurwissenschaften zur mathematischen Deduktion noch nicht reif waren, und legte den Nachdruck auf die experimentelle Erforschung der grundlegenden Gesetze. Nach außen fand diese Veränderung darin ihren Ausdruck, daß am Anfang der neunziger Jahre die von der Pariser École polytechnique übernommene Ausdehnung des mathematischen Unterrichts eine erhebliche Einschränkung erlitt.

Die Mathematik, so hörten wir, wurde im Laufe des neunzehnten Jahrhunderts zu einer Einzelwissenschaft. In dieser Tatsache liegt noch ein tieferer Sinn. Die stolzen Hoffnungen, mit denen man am Ausgang des achtzehnten Jahrhunderts nach der alles erklärenden Weltformel gesucht hatte, waren nicht in Erfüllung gegangen, und allmählich dämmerte die Einsicht, daß sie nur eine jener Illusionen gewesen sei, die der Menschheit unentbehrlich sind. Gerade Kant, der einer auf aprioristischen Gesetzen beruhenden mathematischen Naturwissenschaft apodiktische Gewißheit zuschreiben wollte, hat durch seine erkenntnistheoretischen Untersuchungen diesen Umschwung vorbereitet. Die Forderung, man solle aus wenigen, unbedingt wahren Voraussetzungen den gesamten Verlauf der Naturerscheinungen ableiten, wurde jetzt von Kirchhoff durch die bescheidenere ersetzt, man solle diese Erscheinungen vollständig und auf die einfachste Weise beschreiben. Damit war aber dem Zweifel Raum gegeben, ob die eine oder die andere Beschreibung gewisser Erscheinungen die einfachere sei,

und ob eine Beschreibung, die heute die einfachſte iſt, nicht später durch eine noch einfachere ersetzt werden könne. Bei dieser Auffassung erhielten die physikalischen Gesetze die Bedeutung von Bildern, von denen man nur verlangen darf, daß sie die Hauptmerkmale der Originale wiedergeben. Verzichtete man aber darauf, daß uns die Naturwissenschaften endgültige und unbedingt wahre Erkenntnisse liefern, und setzte ihnen vielmehr nur zur Aufgabe, wie Goethe es einmal ausgesprochen hatte, die Tatsachen künſtlerisch zurechtzulegen, das heißt: aus dem unerschöpflichen Schatz der Erfahrung immer vollkommenere Bilder der Wirklichkeit zu geſtalten, so verlor die mathematische Bearbeitung der physikalischen Hypothesen ihre bleibende, selbſtändige Bedeutung. Gleichzeitig verwischte sich aber auch der Unterschied zwischen den exakten und den beschreibenden Naturwissenschaften, und wie die Mathematik eine Einzelwissenschaft geworden war, neben der andere gleichberechtigte Einzelwissenschaften ſtanden, so wurde auch die mathematische Methode nur noch eine wissenschaftliche Methode neben anderen gleichberechtigten Methoden.

An die Stelle der großen, allgemeinen Wissenschaft, von der Descartes geträumt hatte, trat nunmehr ein Nebeneinander von Spezialwissenschaften, verschiedenartig an Inhalt und Methode, die sich immer mehr spalteten und differentiierten. Allein ebensowenig, wie der Einzelne sich aus der ſtaatlichen Gemeinschaft lösen kann, ohne im Kern des Lebens geschädigt zu werden, ebensowenig können sich auch Einzelwissenschaften auf die Dauer absondern, ohne unfruchtbarer Scholaſtik anheimzufallen, und es war daher ein Zeichen gesunder Entwicklung, daß mit dem Ablauf des neunzehnten Jahrhunderts das Gefühl der Zusammengehörigkeit und der Wunsch nach gegenseitiger Annäherung immer lebhafter wurde; es begann jetzt die Zeit der großen enzyklopädischen Zusammenfassungen und der Gründung wissenschaftlicher Gesellschaften mit ihren jährlichen Versammlungen.

Auch die Mathematiker sind, etwa seit dem Jahre 1890, dem Jahre der Gründung der Deutschen Mathematiker-Vereinigung, beſtrebt gewesen, die einzelnen Teile ihrer Wissenschaft, die auseinander zu fallen drohte, in lebensvolle Verbindung und Wechselwirkung zu setzen, und, getreu dem Wahlspruch der Vereinigung: »Artem geometriae discere atque exercere publice interest«, die Fühlung mit den lange vernachlässigten Anwendungen wiederherzuſtellen. Auf der anderen Seite fanden sie freundliches Entgegenkommen; denn bei den Naturwissenschaften und in der Technik war die Forschung inzwischen auf einer Höhe angelangt, bei der die mathematischen Methoden des achtzehnten Jahrhunderts vielfach nicht mehr ausreichten. Ein Morgenrot dieser neuen Zeit war schon Culmanns graphische Statik gewesen, in der die Ergebnisse und Methoden der neueren Geometrie aufs glücklichſte mit der technischen Mechanik in Verbindung gebracht wurden. Jetzt aber erhielten, um nur zwei besonders wichtige Punkte zu erwähnen, die Mechanik, die Theorie des Elektromagnetismus und die Elektrotechnik in der Vektoranalysis ein überaus wirksames Hilfsmittel, und die numerischen, graphischen und experimentellen Methoden der für die Praxis so wichtigen angenäherten Berechnungen schlossen sich in der Approximationsmathematik zu einer neuen, zukunftsreichen Disziplin zusammen.

Dazu kam, daß sich auch der Wirkungskreis der Mathematik beträchtlich erweiterte. Es möge genügen hier anzuführen: die rechnende Optik, der zum Beispiel die Bakteriologie die Möglichkeit ihrer Exiſtenz, nämlich die tausendfach vergrößernden Mikroskope, verdankt, die physikalische Chemie, deren technische Anwendungen von Tag zu Tag an Bedeutung zunehmen, das Versicherungswesen, das mit seinen vielgeſtaltigen Verzweigungen unser ganzes soziales Leben durchdringt.

Noch wichtiger aber iſt die ſteigende Geltung und Wirksamkeit, die der Mathematik im Jugendunterricht zuteil zu werden beginnt. Mathematik eine Vorschule zur Philosophie, das war die Losung gewesen, unter der ihr im Sinne Platos der Zutritt zu den höheren Schulen gewährt worden war. Als Gymnaſtik des Geiſtes wurde sie von den Pädagogen gerühmt, bei der abſtraktes Denken, richtiges Schließen und besonnenes Urteilen geübt werde. Allein bei einer solchen Wertung fehlte der Mathematik, wie der bekannte Philologe Oskar Jäger bemerkt hat, etwas, was den sprachlichen und geschichtlichen Fächern in reichem Maße zukommt:

die Beziehung zum öffentlichen Leben. Wenn aber Jäger hieraus den Schluß zog, daß Stundenzahl und Lehrziel der Mathematik noch weiter herabgedrückt werden sollten, als das schon im Laufe des neunzehnten Jahrhunderts geschehen war, so hatte er einen einseitig betriebenen Mathematikunterricht mit der Mathematik selbst verwechselt. In Wirklichkeit gibt es nämlich gegenwärtig kaum eine Wissenschaft, die in engeren Beziehungen zum öffentlichen Leben stände, wie die Lehre von Zahl und Raum. Der Richter, der Verwaltungsbeamte und der Parlamentarier, der Offizier, jeder Gebildete sehen sich immer häufiger vor Fragen gestellt, zu deren richtiger Beantwortung ein gewisses Maß mathematisch-naturwissenschaftlichen Verständnisses unerläßlich ist. Dies trifft für den Juristen zu, wenn er aus den Gutachten naturwissenschaftlicher, medizinischer, technischer Sachverständigen den rechten Nutzen ziehen will, für den Verwaltungsbeamten und Parlamentarier, wenn er mit Architekten, Ingenieuren und Versicherungstechnikern ersprießlich zusammenarbeiten soll, für den Offizier, der die Fortschritte der Technik der Steigerung unserer Wehrkraft dienstbar zu machen sucht, für jeden Gebildeten, der sich mit den Mächten der modernen Kultur auseinanderzusetzen wünscht. Wie oft hört man aber die Klage und das Bedauern, daß die Lücken in der Bildung, die die Schule gerade in dieser Hinsicht gelassen hat, im späteren Leben sich nicht mehr ausfüllen lassen. Neben die Platonische Mathematik, die ihren Platz im Unterricht stets behalten wird, muß daher die Galileische Mathematik treten, die zusammen mit einem sachgemäßen physikalisch-chemischen Unterricht die Grundlagen für das Verständnis der modernen Naturwissenschaft und Technik gewährt. Hierin liegt die Berechtigung und das Ziel der Umgestaltung des mathematisch-naturwissenschaftlichen Unterrichts, die seit dem Jahre 1900 die großen Gesellschaften der Naturforscher, Ärzte und Ingenieure durchzusetzen bemüht und mit um so größerem Erfolge bemüht sind, als gleichzeitig in Österreich-Ungarn, Frankreich, Italien und England aus ähnlichen Ursachen eine ähnliche, immer mächtiger anschwellende Bewegung entstanden ist.

Damit aber das Gewonnene nicht verloren geht, vielmehr die Mathematik eine wachsende Geltung und Wirksamkeit erhält, muß dafür gesorgt werden, daß Forschung und Anwendung eng verbunden bleiben, und hierfür sind bei dem Großbetrieb der modernen Wissenschaft besondere Einrichtungen und Organe notwendig.

Auch nach dieser Richtung ist in den letzten 20 Jahren ein erfreulicher Anfang gemacht worden. An den Universitäten hat die angewandte Mathematik allmählich Wurzel gefaßt, und man beginnt dafür eigene Lehrstühle einzurichten. Hierzu treten besondere mathematische Vorlesungen und Übungen für Studierende der Naturwissenschaften, der Chemie und der Medizin sowie Kurse zur Einführung der Juristen in das Versicherungswesen; auch die militärtechnische Akademie zu Charlottenburg ist hier zu nennen. An den Technischen Hochschulen aber sind zunächst die Professoren der Mathematik, Mechanik und Physik dazu berufen, die Vermittlung zu übernehmen, vor allem dadurch, daß sie die Fortschritte der Wissenschaft allmählich für den Unterricht verwerten. Freilich kann die Lösung dieser schwierigen Aufgabe nur gelingen, wenn ein gewisser Sinn für die Eigenart der technischen Wissenschaften vorhanden ist, und es wird daher bei der Heranbildung des Nachwuchses gerade hierauf besondere Sorgfalt zu verwenden sein. Dem Zwecke der Vermittlung dienen endlich auch Vorträge und seminaristische Übungen in der Mathematik, Mechanik und theoretischen Physik, durch die technisch und mathematisch über den Durchschnitt begabte Studierende weiter gefördert werden. Es ist bemerkenswert, daß aus der Industrie selbst der Wunsch nach derart ausgebildeten Ingenieuren laut wird.

Mögen auch die genannten Einrichtungen an Universitäten und Technischen Hochschulen noch gar sehr der Ausgestaltung und Vervollkommnung bedürfen, so ist die Hoffnung doch berechtigt, daß die Mathematik im zwanzigsten Jahrhundert einer neuen Blüte entgegengeht, als eine Wissenschaft, die mit der Gesamtkultur in fruchtbarer Wechselwirkung steht, alt und doch noch immer triebkräftig.

Wenn wir aber an die Zukunft denken, so richten sich unsere Blicke unwillkürlich auf die akademische Jugend, die das auszuführen haben wird, was das reifere Alter plant. Die Hochschule kann und soll ihr nur die Grundlagen geben, auf

denen sie ſpäter ſelbſtändig weiter zu bauen hat. Ausreichend ſind aber jene Grundlagen nur dann, wenn nicht nur die Forderungen der Gegenwart befriedigt werden, ſondern auch für die Zukunft geſorgt wird. Nichts iſt daher verkehrter und mit einem wahren Hochſchulſtudium weniger vereinbar als das ängſtliche Fragen, was von den Vorträgen und Übungen für die Prüfungen erforderlich ſei. Wer ſo denkt, für den wird freilich auf die kurzen Semeſter goldener Burſchenherrlichkeit ein langes und ödes Philiſterium folgen. Wer aber als beſten Gewinn der akademiſchen Jahre den Geiſt wiſſenſchaftlicher Forſchung von der Hochſchule ins Leben mitgebracht hat, der wird es an ſich erfahren, was ſchon viele erfahren haben, daß wir ſo lange jung bleiben, als wir treu und redlich bemüht ſind, an jedem Tage etwas Neues zu lernen.

Bürgerkunde und ſtaatsbürgerliche Erziehung.

Von Adolf Matthias, Wirklichem Geheimen Oberregierungsrat, Berlin.

Mitte Dezember 1908 fand in Düſſeldorf eine bedeutungsvolle Kundgebung ſtatt, bei der unter dem Vorſitze des Oberbürgermeiſters Marx und in Anweſenheit der Spitzen der Behörden und hervorragender Männer aller Stände und Berufe Regierungsrat Negenborn einen Vortrag hielt über das Thema, wie eine beſſere ſtaatsbürgerliche Erziehung unſerer Jugend herbeizuführen ſei. Nach einer ſehr lebhaften Diskuſſion einigte man ſich auf folgendes Ergebnis, das den Zeitungen offiziell bekannt gegeben wurde: »Die Verſammlung erkennt einmütig an, daß ſich ein für unſer ſtaatliches Leben und die Entwicklung des Staates bedenklicher Mangel an ſtaatsbürgerlicher Bildung im deutſchen Volke zeigt, daß dieſem Mangel notwendig abgeholfen werden muß und zwar durch einen geordneten Unterricht in der Bürgerkunde an mittleren, höheren und Hochſchulen aller Art und eine zur Erteilung ſolchen Unterrichts geeignete Ausbildung der Lehrer«. In erweiterter Form iſt dann dieſe Reſolution vom Oberbürgermeiſter Marx an den Kultusminiſter, an den Reichskanzler, an den Vizepräſidenten des Staatsminiſteriums ſowie an die anderen Staatsminiſter geſandt. Von dieſen iſt ſie, wie man hört, in wohlwollende Erwägung gezogen.

Nach dieſer Düſſeldorfer Verſammlung iſt dann im Februar 1909 ein Rundſchreiben an eine große Anzahl von Männern in angeſehenen Stellungen mit dem Erſuchen um Unterſchriften geſandt, das die Aufmerkſamkeit auf dieſe vaterländiſche Aufgabe erſter Ordnung, auf die Erziehung des Deutſchen zum Staatsbürger zu lenken ſich bemühte und zu einem »Kreuzzug für nationale Erziehung« aufforderte; ebenſo wurde um dieſelbe Zeit ein Aufruf an die deutſchen Mitbürger verbreitet, der zur Mitarbeit an der Förderung der ſtaatsbürgerlichen Erziehung unſerer Jugend aufforderte. Das Ergebnis dieſer Beſtrebungen war eine am 26. September desſelben Jahres zu Goslar abgehaltene Verſammlung von vaterländiſch geſinnten Männern, welche die Gründung einer Vereinigung zur ſtaatsbürgerlichen Erziehung des deutſchen Volkes beſchloß. Dieſe Vereinigung hat es ſich zur Aufgabe gemacht, eine umfaſſende Erhebung im In- und Auslande anzuſtellen, über alles, was zur ſtaatsbürgerlichen Erziehung geſchrieben oder ſchon geſchehen iſt; ferner beſtimmte Vorſchläge zu machen für die Ausgeſtaltung des Unterrichts in den verſchiedenen Bildungsanſtalten und in Wort und Schrift für dieſe Beſtrebungen zu werben. Außerdem iſt die Vereinigung mit der Verlagsbuchhandlung Teubner in Verbindung getreten, um durch ein Preisausſchreiben Schriften zu gewinnen, in denen die Möglichkeit ſtaatsbürgerlicher Belehrung und Erziehung für die einzelnen Schulgattungen erörtert wird. Der Vorſitz dieſer Vereinigung wurde dem Regierungsrat Negenborn überwieſen, die Leitung der Geſchäfte einem geſchäftsführenden Auſchuß, deſſen Vorſitz Profeſſor Dr. Geffcken in Köln übernahm. In letzter Zeit hat, wie man hört, Staatsminiſter v. Hentig den Vorſitz über die »Vereinigung für ſtaatsbürgerliche Bildung und Erziehung« — ſo ſoll der Name lauten — übernommen. Schon geraume Zeit vor der Begründung dieſer Vereinigung und nicht

weniger nach ihr überschwemmten zahlreiche Broschüren über ſtaatsbürgerliche Erziehung den Büchermarkt; ebenso erschienen zahlreiche brauchbare und weniger brauchbare Bürgerkunden, Staatskunden und Bücher ähnlichen Titels; und was an Manuscripten über ſtaatsbürgerliche Erziehung augenblicklich nach dem Setzer schreit, weiß derjenige am beſten, der, wie ich, am Redaktionstische einer Fachzeitschrift für höhere Schulen sitzt, und über den ein wahrer Platzregen sich ergießt. Jedermann will eben mitarbeiten an der Abhilfe des so laut und so vielfach beklagten Mißſtandes.

In allerletzter Zeit regt sich auch aus dem Kreise derjenigen Vereine und Körperschaften, die in den achtziger und neunziger Jahren für die Anbahnung der Reform der höheren Schulen gekämpft haben, der Wunsch, die überall schon vorhandene günſtige Stimmung zu benutzen und zu einer eindrucksvollen Kundgebung zusammenzufassen. Schon im Anfang des Jahres 1910 hat Dr. Fr. Lange eine auf eine Masseneingabe abzielende Denkschrift im Kreise seiner Schulreform-Mitarbeiter verbreitet und damit namentlich beim Vorſtande des Vereins deutscher Ingenieure Anklang gefunden. Am 8. Oktober des abgelaufenen Jahres hat sich infolgedessen »ein Geschäftsausschuß für Schulreform im Sinne ſtaatsbürgerlicher Erziehung« gebildet.

Die diesem Ausschuß angehörenden Vereinsvorſtände wollen eine Kundgebung verbreiten, möglichſt viele Unterschriften dafür sammeln und sich so zu einer Eingabe an sämtliche deutsche Bundesregierungen ermächtigen lassen. In diesem Geschäftsausschuß iſt man nicht zufrieden mit dem, was von der Schulverwaltung und den Lehrerkollegien bereits in erfreulicher Weise geschehen iſt. Man befürchtet vielmehr, daß durch die vereinzelten und »zusammenhanglosen« Versuche, wie man sich auszudrücken beliebt, Regierung und Lehrerschaft leicht in einen Zuſtand der Selbſttäuschung versetzt und dadurch die rechte Zeit für eine wirksame Lösung der Frage versäumt werden könne. Die deutschen Regierungen sollen nach einem einheitlichen Plane die ſtaatsbürgerliche Erziehung in die eigene Hand nehmen. Es soll deshalb im Namen aller Bundesſtaaten eine Konferenz sachverſtändiger Männer einberufen werden, welche die Mittel und Wege einer ſtaatsbürgerlichen Erziehung begutachtet, damit sie dann bald zur Tat werden kann. Mit der Ausführung des Arbeitsplanes iſt der geschäftsführende Vorſtand, beſtehend aus den Herren Dr. Fr. Lange und Regierungsbaumeiſter a. D. Diedrich Meyer, Direktor des Vereins deutscher Ingenieure, betraut. Bisher haben bereits 20 Vereine Mitunterschrift geleiſtet, weitere Vereine haben zugesagt, Ende November oder Anfang Dezember 1910 sollte die Werbearbeit beginnen.

Wenn auch ich nun inzwischen das Wort ergreife, so bedarf es dazu zunächſt des Befähigungs- und Berechtigungsnachweises, um so mehr als viele scharfe, schiefe und geradezu falsche Urteile gefällt sind von Leuten, die gar keine Erfahrung und gar keine Kenntnis haben von den Schulverhältnissen, wie sie jetzt sind, sondern sich nur auf verblaßte Schul- und Jugenderinnerungen berufen können. Ich habe von 1874 bis 1898 in allen Klassen höherer Lehranſtalten Geschichtsunterricht erteilt in der Absicht, auch das ſtark zu berücksichtigen, was man Bürgerkunde nennt, ich habe Hunderte, faſt darf ich sagen Tausende von Schülern im Examen und bei Revisionen in vielen preußischen Provinzen gehört, die auch zu antworten hatten auf Fragen aus diesem Gebiet, und habe die Erfahrung gemacht, daß es an manchen Stellen (z. B. auch in der Hauptkadettenanſtalt in Groß-Lichterfelde) sehr erfreulich um die Kenntnis der Bürgerkunde beſtellt iſt, an anderen Stellen weniger erfreulich, an wieder anderen höchſt unerfreulich, je nach der tüchtigen oder weniger tüchtigen Persönlichkeit des jemaligen Geschichtslehrers; ich habe ferner die ganze Literatur in ihren letzten Erscheinungen kennen gelernt, vor allem gründlich die verschiedenen Geschichtslehrbücher, die zur Zeit an den höheren Lehranſtalten im Gebrauch sind, und habe selbſt an den neueſten Lehrplänen, besonders für die Geschichte, persönlich mitgearbeitet und alles getan, was in meiner bescheidenen Kraft lag, um den berechtigten Forderungen nach Staats- nnd Bürgerkunde gerecht zu werden. Ich darf also wohl mitreden und miturteilen, umsomehr als zu jener Versammlung in Düsseldorf wohl die Spitzen der Behörden, aber keine Spitze fachmännischer Erfahrung, — wie mir aus zuverlässiger Quelle berichtet iſt, überhaupt kein Schulmann eingeladen war. Es iſt deshalb geradezu meine Pflicht mitzusprechen, wo so viele mitsprechen, die außer einer Art von über-

natürlicher Offenbarung des Nichtfachmannes nichts geltend machen können als Berechtigungsnachweis für ein fachgemäßes Urteil, und wo diese Apostel und Fanatiker einer, wie sie glauben, neuen Wahrheit und Weisheit vielfach über das Ziel hinausschießen und der ganzen guten Sache an den maßgebenden Stellen, wie ich bestimmt weiß, keine Freunde gewinnen. Ich habe aus diesem Grunde auch, als ich zum Teilnehmen am »Kreuzzug für nationale Erziehung« aufgefordert wurde, geschwiegen, weil mich zahlreiche Lehrer und Schulen, an denen ich so sehr erfreuliche Ergebnisse mit eigenen Ohren gehört und diese Ergebnisse unumwunden anerkannt hatte, nicht verstanden hätten, weil auch Überschwenglichkeiten nicht innerhalb meines Geschmackes liegen, und weil ich mir schließlich doch etwas komisch vorgekommen wäre, wenn ich an einem Zuge teilgenommen hätte, an dessen Spitze Düsseldorfs Oberbürgermeister, sonst eine so praktische Persönlichkeit mit kerngesundem Menschenverstande, als Gottfried von Bouillon die Kreuzesfahne für nationale Erziehung hätte tragen müssen.

Auf Grund dieses meines Berechtigungsnachweises beschränke ich mich auf das Gebiet, auf dem ich zu Hause bin, auf die höheren Knabenschulen, nicht nur in Bezug auf die Bürgerkunde, sondern auch auf die staatsbürgerliche Erziehung, die, wie ich noch zu erweisen mich bemühen werde, etwas ganz anderes, viel umfassenderes ist, als Staats- und Bürgerkunde, und die mehr oder weniger auch schon zum guten Teile an höheren Lehranstalten lange gepflegt ist, nur nicht unter dem Namen der staatsbürgerlichen Erziehung nnd nicht in dem Umfange und mit dem vollen Bewußtsein eines klar erkannten Zieles.

Es wäre nun zuerst die Staats- oder Bürgerkunde, die schulmäßige Staats- und Rechtslehre oder, wie man es sonst nennen will, begrifflich festzustellen, ferner darzutun, was für diesen Unterrichtszweig bereits in unseren höheren Lehranstalten geschehen ist und schließlich was noch geschehen muß, um den berechtigten Forderungen des Tages und des gegenwärtigen politischen Lebens zu genügen. Die sogenannte Bürgerkunde soll den zukünftigen Staatsbürger in das Staats- und Verfassungsleben seines Volkes einführen und ihn zugleich mit seinen Rechten und Pflichten als Staats- und Gemeindemitglied bekannt machen. Angesichts der großen Verantwortlichkeit, welche die Verfassung der einzelnen Bundesstaaten mehr oder weniger, und welche die Reichsverfassung im hohen Maße jedem einzelnen Bürger auferlegt, muß dieser neben dem guten Willen und dem Pflichtbewußtsein auch ein großes Maß von Einsicht in die Verhältnisse gewinnen, in denen er als Bürger lebt und zu wirken verpflichtet ist. Der geschichtliche Unterricht, wie er zur Zeit an vielen Stellen noch betrieben wird, genügt nicht; es müssen Ergänzungen aus der Gesetzeskunde und aus der Volkswirtschaftslehre hinzutreten, damit die Bürgerkunde und die politische Bildung gleichsam den Schlußstein aller geschichtlichen Unterweisung bildet.

Was ist nun für diese Bürgerkunde bisher seitens der Schulverwaltung durch die Vermittelung der offiziellen Lehrpläne und die daran sich anknüpfenden Verfügungen geschehen?

Nach der Begründung des Deutschen Reiches berief Minister Falk im Oktober 1873 eine Konferenz, der unter anderen auch die Frage vorgelegt wurde: »Man hat den öffentlichen Schulen den Vorwurf gemacht, daß sie sich die Pflege des Bewußtseins deutscher Nationalität zu wenig angelegen sein lassen. Was kann zu demjenigen, was bereits in dieser Richtung geschieht, durch besondere Anordnungen neu hinzugefügt werden?« Beschlüsse faßte diese Konferenz nicht; dem Minister kam es vor allem auf ein Stimmungsbild aus dem Lande an, um danach seine Entschließungen für die Ausarbeitung eines Unterrichtsgesetzes zu fassen. Zu diesem kam es nicht, weil der Kulturkampf alle Arbeitskraft des Ministers in Anspruch nahm. Ein Jahrzehnt verging, bis die preußischen Lehrpläne von 1882, die unter dem Minister Goßler von Bonitz ausgearbeitet wurden, Antwort auf jene Frage gaben. Es wurde für die Geschichte betont: es sei zu bedenken, daß es deutsche Schüler seien, denen der Unterricht zu erteilen sei; in der mittleren und neueren Geschichte (von der neuesten Geschichte schwieg man) habe die Geschichte des Vaterlandes, Deutschlands und Preußens, den Mittelpunkt zu bilden; die Auffassung der Geschichte sei durch das Maß des politischen Interesses und Verständnisses bedingt. In dieser Hinsicht eine Frühreife zeitigen zu wollen, würde ein schweres Unrecht sein. — In etwas orakelhaften Worten

war hier also soviel wie garnichts gesagt; bis zu welchem Zeitpunkt, ob bis zum Jahre 1870, die Darstellung der Geschichte geschehen solle, verrieten die Lehrpläne nicht. — Erst nach dem Regierungsantritt Kaiser Wilhelms II. kam Bestimmtheit und Bewegung in diese Frage. Eine Ordre des Königs an das Staatsministerium vom 1. Mai 1889 forderte, daß die vaterländische Geschichte insonderheit auch unsere soziale und wirtschaftliche Gesetzgebung und Entwicklung seit dem Beginn des Jahrhunderts bis zur gegenwärtigen sozial-politischen Gesetzgebung zu behandeln habe. Die Schwierigkeiten seien nicht zu verkennen; es bedürfe einer längeren Erfahrung, diese zu überwinden. Am 27. Juli desselben Jahres machte sich das Staatsministerium schlüssig, daß im Sinne des königlichen Erlasses der Geschichtsunterricht bis zum Regierungsantritt Kaiser Wilhelms II. vom Großen Kurfürsten an gegen seinen bisherigen Umfang zu erweitern sei. In der Schulkonferenz vom Jahre 1890 nahm der Kaiser weiter Stellung zur Frage des Geschichtsunterrichts: es fehle vor allem an der nationalen Basis; nationale junge Deutsche seien in den höheren Schulen zu erziehen und nicht junge Griechen und Römer; bei uns zu Hause hätten wir anzufangen; zu seiner Schulzeit sei der Große Kurfürst nur eine nebelhafte Erscheinung gewesen, der siebenjährige Krieg habe fast außerhalb der Betrachtung gelegen; mit der französischen Revolution von 1789 habe die Geschichte abgeschlossen. Das müsse anders werden.

Und es wurde anders. Die Lehrpläne von 1892 und noch bestimmter die von 1901 verlangten eine Berücksichtigung unserer gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Entwicklung bis zum Ende des 19. Jahrhunderts und ebenso eine eingehende Berücksichtigung der Verfassungsverhältnisse in zusammenhängender vergleichender Gruppierung bis zur Gegenwart.

Eine Erläuterung dieser Lehrpläne von 1901 kann man in den Lehrplänen für die höheren Mädchenschulen sehen, die aus neuester Zeit, vom 18. August 1908, stammen. Weitumfassend verlangen sie Belehrungen über die Zustände der Gegenwart in Verwaltung und Ordnung von Staat und Gemeinde sowie über die sozialen und wirschaftlichen Verhältnisse. Was diese Lehrpläne unter solchen Belehrungen im einzelnen verstehen, möge der für die Frauenschulklassen des Lyzeums besonders aufgestellte Unterrichtsplan zeigen, dessen wörtliche Wiedergabe den besten Einblick in die Ziele des bürgerkundlichen Unterrichts gewährt. Die Forderungen, bei denen ich die speziell für Frauen bestimmten fortlasse, sind folgende: »Anknüpfend an das Wesen und die volkswirtschaftliche Bedeutung der Familie Entstehung und Wesen der Vereinigung zu Gemeinde und Staat. Der Staat, seine wirtschaftlichen, geistigen und sittlichen Aufgaben. Die wichtigsten Behörden in Staat und Gemeinde. Volksvertretung. Selbstverwaltung. Steuerwesen. Personenstand. Kranken-, Unfall-, Invalidenversicherung. Einrichtungen und Aufgaben der Gemeindeverwaltung. Außer der Wohlfahrtspflege des Staates und der Gemeinde ist auch die Arbeit der Kirche, sowie diejenige von Vereinen und Genossenschaften zu würdigen. — Wirtschaftlicher Überblick zum Verständnis der Entstehung der Volkswirtschaft. Die volkswirtschaftlichen Grundbegriffe der Arbeit, Arbeitsteilung, Gütererzeugung, Güterverteilung und Geldverkehr im Anschluß an konkrete Verhältnisse. Die Gliederung in Berufsstände, Landwirtschaft, Industrie, Handel. Vereine und Genossenschaften.«

Ich denke, das genügt. Alles das zu leisten, was hier gefordert ist, wird keine leichte Aufgabe sein. Die höheren Knabenschulen werden vielleicht gut tun, sich an das Wort Hesiods, des ältesten bürgerkundlichen Philosophen aus dem 9. Jahrhundert v. Chr., zu halten, daß die Hälfte mehr ist als das Ganze; denn diese Hälfte kann, wenn man sie wirklich beherrscht und im späteren Leben weise verwaltet, zu stattlichem Ganzen werden.

Diesen Forderungen der Lehrpläne gegenüber werden die fanatischen Apostel der neuen Wahrheit sagen: Ganz schön. Aber was hier gefordert wird, steht auf dem Papier, und das Papier ist geduldig. Sehen wir deshalb, wie im Betrieb der Schule diesen Forderungen entsprochen wird, tun wir einen Einblick in den Geschichtsunterricht.

Um volle Gerechtigkeit zu üben, sei dieser Einblick auch getan in den Betrieb des Geschichtsunterrichts vor 1892, um zu zeigen, daß es auch in den Jahren vor den neuen Lehrplänen nicht an bürgerkundlichen Belehrungen gefehlt, und daß auch wir in

unseren Jugendtagen nicht arm an Bürgerkunde und jeglichen Verständnisses an Staatskunde bar als Barbaren in der Welt herumgelaufen sind, in einer Zeit, wo bekanntlich die große liberale Partei kräftig an der Zukunft des deutschen Staates arbeitete und dieses kaum in bürgerunkundlicher Dummheit wird getan haben. Auch deshalb möchte ich freundliche Ausblicke in ältere Zeiten werfen, weil es nicht klug ist, das Lob des Neuen dadurch zu verstärken, daß man das Alte und die Vergangenheit verlästert, und weil bei diesem Rückblick in vergangene Zeiten doch manches gute Alte, manches Bewährte sich findet, was dem unbewährtem Neuen als Unterlage dienen wird.

Diese Ausschau in den früheren Betrieb unseres Geschichtsunterrichts kann nur Stichproben gleichen; wollte ich eine Gesamtübersicht geben, so würde ein Buch daraus. Bei dieser Ausschau wird das griechische und römische Altertum in den Vordergrund treten, weil gerade dort eine Propädeutik der Bürgerkunde ist, wie sie nicht besser erfunden werden könnte, wenn sie nicht vorhanden wäre; das Mittelalter tritt zurück, und erst die neuere Zeit bietet wieder reichere Erträgnisse für staatskundliche Anregungen und Belehrungen.

Schon die Grundformen aller Verfassungen treten im griechischen und römischen Altertum klar vor uns hin: die erbliche, patriarchalische Monarchie (das Königtum) bei Homer, deren Inhaber oberste Heerführer, Richter und Priester ihres Volkes waren. Dieses lenkten sie unter Beistand des Adelsrats der Geronten; sie unterschieden sich aber sehr von den despotischen Königen der orientalischen Verfassungen, die in unumschränkter, willkürlicher Einzelherrschaft über Leben und Eigentum der Untertanen verfügten, und die nur gedeihen können in Völkern, die unter dem heißen Klima, der üppigen Natur und unter dem erdrückenden Einfluß eines herrschenden Priesterstandes erschlafft sind; ferner lernen wir kennen die Aristokratie, die Adelsherrschaft, wie sie in Sparta und Theben zu voller Ausgestaltung kam, und die Demokratie, die Vollbürgerherrschaft, die Politie, die Verfassung schlechthin, wie Aristoteles sie fein als eine Regierung des Mittelstandes bezeichnet, und wie sie in Athen und Rom sich entwickelt. Auch die Ausartungen der Verfassungen, bei denen nicht das Wohl der Gesamtheit, vielmehr Sonderinteressen eines einzigen, weniger oder der großen Menge maßgebend sind, erleben wir schon im Gange der alten Geschichte: die Tyrannis, die Entartung der Monarchie, die Regierung eines auf nicht gesetzmäßige Weise zur Herrschaft gelangten Mannes, den wir in der neueren Geschichte als Usurpator bezeichnen. Wir unterscheiden zwischen alter Tyrannis, vertreten durch Pisistratus von Athen, Polykrates von Samos und andere, und der jüngeren Tyrannis, die als eine reine Militärmonarchie erscheint, wie sie sich in Dionys von Syrakus verkörpert. Weiter die zur Oligarchie entartete Aristokratie, die Herrschaft weniger Reichen, wie sie am Schlusse des Peloponnesischen Krieges in Athen sich geltend macht und im Rom der Optimatenherrschaft. Schließlich die zur Ochlokratie sich entwickelnde Demokratie, die Pöbelherrschaft, das Übergewicht der Besitzlosen und die vielköpfige Despotie, wie sie in dem Athen nach Periklas sich zeigte, die leicht zur vollkommenen Anarchie entartet.

Doch nicht nur die Grundformen der Verfassungen werden uns klar; auch in den Kreislauf der Verfassungen, wie er auf verhältnismäßig engem Raum sich abspielt, blicken wir hinein, um von diesem Kreislauf für den weiteren Verlauf der Geschichte im Mittelalter und Neuzeit anregende und belehrende Typen mitzunehmen. Wir sehen, wie die Monarchie von der Aristokratie sowohl in Griechenland wie in Rom absorbiert wird, wie die Aristokratie mit ihrem gegebenen Prinzip der Ausschließung zur Oligarchie sich verengt, wie ein heftiger Ständekampf sich entwickelt, der entweder zur Tyrannis oder zur Timokratie, wie sie in der Solonischen Verfassung sich zeigt, oder zur Demokratie führt, die im Übermaß der Nivellierung zur Ochlokratie, zur Pöbelherrschaft gelangt. Und nun die Ausblicke von dem Gebiet antiker Verfassungsgeschichte ins Mittelalter und in die Neuzeit: Aus dem patriarchalischen Heerkönigtum der germanischen Völkerwanderung entwickelt sich eine Monarchie von solcher Macht und solchem Umfang, daß sie den universalen Gedanken des römischen Cäsarenreiches in sich aufzunehmen wagt doch mit dem Christentum entnommener theokratischer Färbung.

Hier berührten sich die Ideen des antiken Cäsarismus zum ersten Male mit den Ideen

der Folgezeit. Noch weitere Ausblicke sind belehrend. Der Cäsarismus, gegründet auf Heeresgewalt, sich ſtützend auf die Masse des niederen Volkes, deren materielle Bedürfnisse er zu befriedigen sucht, auf despotisch ſtraffſte Zentralisation der möglichſten Gleichheit aller, auf Gleichheit auch der verschiedenſten Völker und Stämme und auf Verwischung aller nationalen Eigenart, iſt ein Vorbild des Reiches, das wir in dem despotischen Weltregiment Napoleons I. wiederfinden. Und die kleinen Despoten der Renaissance, die sich kennzeichnen durch ſtraffes, teilweise gewalttätiges Polizeiregiment, durch Streben nach äußerem Glanz und durch den Nimbus des Mäcenatentums, durch soziale Fürsorge für die niederen Klassen, auf deren Hilfe sie sich dem Adel gegenüber ſtützen, was sind sie anders als Abbilder der antiken Tyrannen und als Genrebilder antiker Cäsaren, die in komischer Fassung in den kleinen absoluten Fürſten des 18. Jahrhunderts und im Serenissimus unserer Tage wiederkehren?

Und wie Verfassungsgrundformen, Verfassungsentartungen und den Kreislauf der Verfassungen, so haben wir schon vor 1890 und vor dem Feldgeschrei der Bürgerkunde mancherlei andere Dinge in der Schule gelernt und gelehrt, die zur Bürgerkunde und zur Staatskunde gehörten, die sich aber nicht breit machten mit dem Titel eines neuen Evangeliums. Wo anders haben wir die verschiedenen Organe des Staates, der ausübenden, der gesetzgebenden und der richterlichen Gewalt kennen gelernt als in den drei Faktoren, die uns in den antiken Verfassungen entgegen treten, die bei Homer Könige, Rat der Älteſten und die Volksversammlung sind, in Sparta die Könige, Gerusia und Volksversammlung, in Athen Beamten, Rat und Volksversammlung, in Rom Beamten, Senat und Volksversammlung? Wo anders haben wir die elementaren Begriffe der Verfassungskämpfe entliehen als aus dem Altertum, wenn wir die englischen Verfassungskämpfe zu verſtehen suchten? Wo anders haben wir gesucht und gefunden Unterſtützung für das Verſtändnis der Geschichte der konſtituierenden Versammlung von 1789, die die gesetzgebende Gewalt von der ausübenden möglichſt zu trennen suchte, als in der antiken Geschichte? Diese Geschichte iſt uns gleichsam politische Elementargrammatik und Formenlehre für unsere damalige Bürgerkunde gewesen; auch in den kleinſten Dingen und in Einzelfragen, in die wir seiner Zeit mit einer Gründlichkeit uns haben versenken müssen, daß noch heute unsere Träume davon Kunde geben. Es iſt eine ſtudierten Männern bekannte Tatsache, daß von keinem Examen häufiger geträumt wird als vom Abiturientenexamen. Und wenn ich heute von diesen Tagen träume, dann erscheinen mir neben dem binomischen Lehrsatz für ganze positive Exponenten die römischen Gesetzesvorschläge, die man dem Wortlaut nach kennen mußte, zum Beispiel die leges Liciniae Sextiae a) ut deducto eo de capite, quod usuris permuneratum esset, b) ne quis plus quingenta iugera . . ., c) ne tribunorum militum . . . consulum utique alter ex plebe crearetur. Es soll das nicht nur ein Scherz sein, wenn ich das anführe, sondern darauf hinweisen, daß die unſterblichen Götter vor unsere Bürgerkunde den Schweiß der Arbeit gesetzt hatten. Und in dieser Arbeit haben wir noch in andere Gebiete der Staats- und Bürgerkunde geblickt, in die Rechts- und Gesetzeskunde, wenn wir lernten und lehrten vom Areopag, von der Niederschrift des römischen Landrechts, von dem römischen Eherecht, wie es sich zwischen Patriziern und Plebejern entwickelte, von der römischen Zivilgerichtsbarkeit (causae privatae), den Praetoren und der Kriminalgerichtsbarkeit (causae publicae) und den Centuriat- und Tributkomitien und schließlich von den ſtändigen senatorischen Gerichtshöfen für Hochverrat (quaestiones perpetuae). Auch Finanzfragen haben wir behandelt, wenn wir von den indirekten Steuern Athens (den Hafen- und Durchgangszöllen) und den athenischen direkten Einkommenſteuern in Fällen der Not sprachen, oder wenn wir von der römischen Grundſteuer (tributum), dem Pacht- und Weidezins und den Hafenzöllen und ähnlichen Dingen im Geschichtsunterricht und der Lektüre erfuhren. Und Kolonialkunde haben wir bei Athen und Rom getrieben, bevor wir selber an Kolonien dachten, und von Latifundien und dem Schwinden der mittleren und kleineren römischen Grundbesitzer gehört, bevor preußische Agrarier unsere Phantasie belebten.

So war's etwa bis 1890, bis unser Kaiser in die Schulentwicklung eingriff, die neue Zeit immer gebieterischer ihre For-

derungen ſtellte und neue Lehrpläne neue Wege wiesen. Seit dieser Zeit zeigt sich ein Leben und eine Bewegung in allen zunächſt beteiligten Kreisen, die nur der zu beurteilen und zu würdigen verſteht, der die zahlreichen selbſtändigen Publikationen und die vielen Aufsätze in Fachzeitschriften verfolgt hat, welche Staats- und Bürgerkunde behandeln. Was aber das ſtaats- und bürgerkundliche Treiben in den Schulen selbſt anbetrifft, so iſt hier eine Neugeſtaltung und Neubelebung eingetreten, der man seine Anerkennung nicht versagen darf. Wer die geschichtlichen Lehrbücher von heute vergleicht mit den Lehrbüchern aus den siebenziger und achtziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts, der muß mit Bewunderung auf den Fleiß sehen, der sich hier zeigt, und der muß ſtaunen, wie ihr Charakter sich verändert hat, und eine wie ganz andere Welt sich hier erschließt, als in den Geschichtsbüchern vor 40 Jahren; der wird verwundert fragen, weshalb denn in der Symphonie der Gegenwartsſtimmen der Ruf nach ſtaatsbürgerlicher Erziehung als ein so klagender Unkenruf erklingt, er wird sich ferner fragen, ob denn auch nur ein einziger der fanatischen Propheten der neuen Weisheit von Staats- und Bürgerkunde nur eins dieser Lehrbücher überhaupt in der Hand gehabt hat.

Diese Lehrbücher (ich nenne als die am weiteſt verbreiteten die von Andrä-Endemann-Stutzer, Brettschneider, Neubauer) sind in der alten und mittleren sowie neueren Geschichte vollkommen auf angewandte Geschichte hin verfaßt; d. h. überall wird mit Bewußtsein Gegenwart und Vergangenheit in Beziehungen gesetzt; überall wird angeſtrebt, die Vergangenheit aus der Gegenwart zu verſtehen und die Vergangenheit in ihren Anregungen und in ihren Lehren für die Gegenwart nutzbar zu machen, ohne dabei den vornehmen und taktvollen, unparteiischen Standpunkt, den die Schule unter allen Umſtänden bewahren soll, zu verlassen.

(Schluß folgt)

Nachrichten und Mitteilungen.

Korrespondenz aus London.

Die internationale Forschung über Werkstättenhygiene.

In der Nr. 28 des vorigen Jahrganges iſt über das Zusammenwirken deutscher und französischer Forschung zur Feſtſtellung der Umſtände, unter denen die Verschlechterung der Luft in geschlossenen Räumen eintritt, berichtet worden. England iſt nun auf dem wichtigen Gebiet der Werkſtättenhygiene auch nicht zurückgeblieben und die Kommission, die auf Grund eines allgemeinen Verlangens der Arbeiter des Spinnereidiſtriktes Lancashire eingesetzt wurde, um die Ursachen der Luftverschlechterung in den Arbeitsräumen und die Mittel zur Bekämpfung dieser Ursachen feſtzuſtellen, iſt in ihren Arbeiten zu einem Ergebnis gekommen, das dem deutschen und französischen im Ganzen gleicht.

Die Kommission, an deren Spitze Sir Hamilton Smith ſtand, und unter deren Mitgliedern sich die Professoren Lorrain Smith und Haldane befanden, ſtellte die folgenden für die Werkſtättenhygiene wichtigen Grundsätze feſt:

1) In allen Werkſtätten oder Arbeitsräumen, in denen die Luftfeuchtigkeit groß iſt, darf eine beſtimmte Temperatur nicht überschritten werden. 2) Das beſte Mittel zur Verhütung eines Steigens der Temperatur über diesen beſtimmten Punkt iſt eine gute Ventilation und die Vermeidung neuer Wärmezufuhr. 3) Die oftmals erforderliche größere Luftfeuchtigkeit iſt an sich nicht schädlich, wenn in dem Raume eine geeignete Ventilation vorhanden iſt. 4) Der Kohlensäuregehalt der Luft iſt nur insofern wichtig, als seine Beſtimmung ein gutes Hilfsmittel zur Feſtſtellung des richtigen Funktionierens der Ventilation iſt.

In dem früheren Artikel wurde ausgeführt, daß es eigentlich nicht die Kohlensäure, sondern andere Momente sind, die für die Verschlechterung der Luft verantwortlich gemacht werden müssen, und daß nach der neueſten Forschung Temperatur und Feuchtigkeit der in dem Raum eingeschlossenen Luft eine sehr große Bedeutung für den hygienischen Zuſtand der Luft haben, weil sich unter ihrem Einfluß eben jene noch nicht genauer bekannten schädlichen Subſtanzen bilden, die für den menschlichen Organismus von so üblen Folgen sind.

Wir können von ihnen mit Beſtimmtheit sagen, daß sie ſtets in einem feſten Verhältnisse zur Kohlensäure ſtehen und daß dieses Verhältnis erſt dann eine Änderung erfährt, wenn Temperatur und Feuchtigkeit sich beträchtlich ändern.

Die Beſtimmung des Kohlensäuregehaltes gibt also unter allen Umſtänden einen brauchbaren Maßſtab ab, um uns darüber zu vergewissern, daß die in dem Raume eingeschlossene Luft jene Reinheit hat, die nötig iſt, um die Regelmäßigkeit der physiologischen Funktionen des Organismus zu sichern, die ihm die genügende Widerſtandsfähigkeit gegen den Angriff von Krankheitskeimen geben.

Die Festsetzung des kritischen Punktes war deshalb nicht leicht, weil ja die Kohlensäurebestimmung nur Mittel zum Zweck ist, nur dazu dienen soll, das Überwuchern der eigentlichen schädlichen Substanzen nachzuweisen. Die englische Kommission stellte den zulässigen Kohlensäuregehalt von Luft mit $^{9}/_{10000}$ (Dr. Haldane), eine französische Kommission, die, ebenfalls von der Regierung beauftragt, in den französischen Spinndistrikten arbeitete, mit $^{10}/_{10000}$ (Dr. Potevin) fest, jenseits dieses Kohlensäuregehaltes der Luft beginnt die schädliche Wirkung, und beide Kommissionen haben konstatiert, daß man in allen Fällen unter dieser Ziffer bleiben kann, ohne dadurch der Industrie Schwierigkeiten oder besondere Kosten aufzubürden. In großen Werkstätten spricht ferner zugunsten der Kohlensäuremessung, daß durch die Bewegung der Maschinen, der Treibriemen usw. stets eine vollkommen gleichmäßige Verteilung der Luft in den betreffenden Arbeitsräumen herbeigeführt wird, so daß zwei oder drei Messungen an geeigneten Orten hinreichen.

Nach der Anschauung des Laien müßte sich die Luft in einem geschlossenen Arbeitsraum beständig verschlechtern. Eine Luftverschlechterung in diesem Maße findet aber niemals statt, denn selbst wenn alle Fenster und Türen des Arbeitsraumes beständig geschlossen bleiben, findet doch immer eine gewisse Lufterneuerung statt, weil die kleinen Spalten an Türen und Fenstern, der Decke, dem Fußboden, ja selbst die immer mehr oder weniger porösen Wände des Raumes einen beständigen Austausch zwischen Außenluft und Innenluft vermitteln. Luft im Freien enthält niemals mehr als $^{3-4}/_{10000}$ Kohlensäure, während der Kohlensäuregehalt im bewohnten bzw. im geschlossenen Arbeitsraume bei guter Ventilation $^{5-8}/_{10000}$, bei schlechter Ventilation in der Regel $^{10}/_{10000}$ beträgt.

Aber es kommen auch Fälle vor, wo zwischen $^{50-60}/_{10000}$ Kohlensäuregehalt in den Arbeitsräumen vorhanden war; in einer Baumwollspinnerei in Bolton $^{56}/_{10000}$.

Diese Untersuchungen haben erwiesen, daß überall dort, wo durch die Bewegung der Maschinen die Mischung der Luft begünstigt wird, und die Temperatur während der Arbeitszeit annähernd gleich bleibt, der Ventilationskoeffizient ausschlaggebend ist für den Kohlensäuregehalt in der Luft des Arbeitsraumes. Für einen bestimmten Ventilationskoeffizienten ließ sich jedesmal ein Maximalgehalt von Kohlensäure feststellen, der so lange unverändert blieb, wie die die Ventilation bedingenden Verhältnisse, also Temperatur und Feuchtigkeit unverändert blieben.

Jüngst veröffentlichte Ergebnisse der Untersuchungen des französischen Werkstätteninspektors P. Boulin haben diese Tatsachen bestätigt; er gelangte bei großen und bei kleinen Arbeitsräumen zu denselben Resultaten, nämlich: daß der Proportionsanteil des Kohlensäuregehaltes der Luft beständig zunimmt, bis er ein Maximum erreicht, über das hinaus eine Erhöhung nicht mehr eintritt. Bedingung hierbei war, daß während des Versuches keine Änderung des Koeffizienten der natürlichen Ventilation stattfand, daß weder Tür noch Fenster geöffnet wurden, und daß die Temperaturdifferenz zwischen Innen- und Außenluft im Wesen dieselbe blieb, daß also auch in der Richtung und der Stärke des Windes während der Versuchsdauer (5 bis 6 Stunden) keine wesentliche Änderung stattfand.

Sehr interessant war bei den Boulinschen Versuchen die Feststellung des Windeinflusses auf den Kohlensäuregehalt der Luft; je intensiver der Wind, je größer seine Intensitätskurve, desto größer — im umgekehrten Sinne — auch die Kurve des Kohlensäuregehaltes; vorausgesetzt, daß die sonstigen Verhältnisse in dem betreffenden Raume dieselben blieben, waren beide Kurven fast identisch. War das Lokal sehr groß und traf der Wind nur die eine Seite desselben, ließ sich in der Nähe dieser Wand eine geringere Menge von Kohlensäure konstatieren.

Daß der Temperaturunterschied zwischen Innenluft und Außenluft gleichfalls ein wichtiger Faktor für die natürliche Ventilation ist, wurde zu wiederholten Malen festgestellt. Dr. Haldane fand hierfür einen typischen Beleg in einer Spinnerei in Pertshire; am Tage des Versuches blies ein leichter Ostwind, und die nach dieser Richtung gelegenen Räume wiesen eine bemerkenswerte Reinheit der Luft auf. In dieser Spinnerei begann die Arbeitszeit um 9 Uhr vormittags, und während der zweistündigen Mittagspause blieben fast alle Arbeiter im Arbeitsraume, sodaß vom Morgen bis Abend die während der Zeiteinheit produzierte Kohlensäuremenge annähernd gleich blieb. Während des Tages variierte die Temperatur nur wenig, gegen Abend aber wurde es in den Arbeitsräumen wärmer, während es draußen beträchtlich kälter wurde, so daß um ½5 etwa 18° Differenz zwischen drinnen und draußen bestand. Diese Differenz stand nun im Einklang mit einem ebenso beträchtlichen Fall im Kohlensäuregehalt der Luft des Arbeitsraumes, der von 7 auf 3.7 Zehntausendstel herabsank, obwohl sich sonst in den Verhältnissen nichts geändert hatte.

Es ist also widerspruchlos dargetan, daß man in der Bestimmung des Kohlensäuregehaltes ein ausgezeichnetes Mittel für die Überwachung der Funktion der Ventilation hat, und diese regelmäßigen Bestimmungen sind daher in England, besonders in Leinwand- und Baumwollfabriken, seit längerer Zeit eingeführt.

Das scheinbar Sonderbare ist, daß diese Kohlensäurebestimmungen den Nachweis erbringen, daß der Prozentgehalt in Sälen mit großem Luftraum größer ist als in solchen mit geringerem; wenn man aber erwägt, was oben in Bezug auf natürliche Ventilation gesagt wurde, so wird dieser Umstand leicht erklärt: das Erreichen des einer bestimmten Temperatur entsprechenden Maximalgehaltes an Kohlensäure tritt deshalb in einem Saale mit großem Luftraum später ein und ist deshalb höher, weil die Proportion der Kohlensäure in der Luft eines geschlossenen Raumes die Funktion der natürlichen Ventilation ist. Die natürliche Ventilation geht aber in einem Verhältnis vonstatten, das proportional jenem ist, das zwischen der totalen Fläche des Raumes als Boden, Wände, Decke, Fenster, Türen usw. als Ventilationsfläche zum totalen Rauminhalt obwaltet. In einem großen Raume ist aber dieses Verhältnis notwendigerweise ein kleines, weil die Fläche sich nur durch eine zweidimensionale

Zahl, der Raum aber durch eine dreidimensionale darstellt.

Die schlechtesten Verhältnisse trifft man in den Baumwoll- und Leinenspinnereien an, die meist außergewöhnlich große Arbeitssäle enthalten, in denen aber, um die Temperatur und die Feuchtigkeit nicht herabzumindern, nur eine äußerst schwache oder gar keine Ventilation funktioniert. Selbst in der Nacht bleiben diese Räume unventiliert, und wenn auch während dieser Zeit, da sich Niemand in dem Raum befindet, keine Neuproduktion von Kohlensäure stattfindet, so tritt doch der Arbeiter, wenn er am Morgen zu arbeiten beginnt, in eine Atmosphäre, die nicht, wie sie sein sollte, nur $^{3}/_{10000}$ Kohlensäure enthält, sondern die, fast wie am Abend vorher, schon ihre ^{6}-, ^{7}-, ja $^{8}/_{10000}$ aufweist.

Neben der Bestimmung des Kohlensäuregehaltes zur Feststellung des hygienischen Zustandes der Luft hat sich in letzter Zeit die Bestimmung der Temperatur, wie sie der befeuchtete Thermometer angibt, als wertvolles Mittel zur Konstatierung des Luftzustandes erwiesen, ja die englische Hygienikerschule geht so weit, daß sie alle schädlichen Stoffe, die in der verbrauchten Luft enthalten sind, ganz außer Acht läßt und allein die Temperatur, wie sie das Thermometer mit befeuchtetem Wattebausch anzeigt (und die bekanntlich von der Temperatur des Normalthermometers oft recht wesentlich verschieden ist), als maßgebend annimmt. Nach den Lehren dieser Schule entsteht beim Überschreiten eines gewissen Temperaturgrades ein Mangel an Gleichgewicht zwischen Erzeugung und Abgabe animalischer Wärme, der jede Muskelanstrengung, jede Arbeit gefährlich, ja unmöglich macht. Henriot setzt diese Temperatur mit 25° C, Haldane, Pembrey Hill mit 24° C fest. Fleischer in Göttingen weicht von den Sätzen dieser Hygieniker insofern ab, als er nicht die Bestimmung der Temperatur und der Feuchtigkeit, sondern die Bestimmung des Taupunktes als Kriterien für die Beschaffenheit der Luft aufgestellt sehen will. Ein Taupunkt zwischen 12 und 13° ist nach ihm der für unsern Organismus geeignete. Im Grunde genommen steht also Fleischer ebenso wie Flügge im Einklang mit der jüngsten englischen und französischen Forschung, es besteht nur ein Unterschied in den Mitteln, die zu dem Ziele, Konstatierung des Luftzustandes, führen sollen.

Nach dem jetzigen Stande der Forschung muß man also diesen drei Bestimmungsmethoden: Kohlensäuregehalt, Temperaturbestimmung durch das befeuchtete Thermometer und Taupunkt gleiche Berechtigung anerkennen, denn die wissenschaftlichen Prinzipien, die ihnen zugrunde liegen, sind im Wesen die gleichen.

Mitteilungen.

Die Nachricht von dem am 7. Dezember erfolgten Ableben Alfred Heubaums, der zuletzt an der Spitze der Königlichen Augustaschule und des Lehrerinnenseminars stand, hat allgemein tiefstes Bedauern erregt. Die junge Wissenschaft der Erziehungs- und Schulgeschichte verliert in Heubaum einen ihrer besten Kenner, das preußische Unterrichtswesen einen seiner fähigsten Köpfe. In seltener Weise verstand er es, historisch-pädagogische Studien mit philosophischer Auffassungsgabe und kulturgeschichtlichen Interessen zu verschmelzen. Von seinem Lehrer Wilhelm Dilthey, den er innig verehrte, hat er die feinfühlige Versenkung in den Geist vergangener Epochen gelernt und den Respekt vor dem Eigenwerte jeder geschichtlichen Erscheinung. An die Persönlichkeiten, Zustände und Theorien, die er zu schildern hatte, trat er nicht mit einem fertigen Maßstab heran, sondern suchte als echter Historiker das zeitlich und örtlich Bedingte psychologisch zu erfassen und begreiflich zu machen. Sein letztes Buch, an dem er jahrelang in kargen Mußestunden gearbeitet hat, ist eine Biographie Pestalozzis, die den Pädagogen wie den Politiker, den Menschenfreund wie den Dichter mit gleicher Teilnahme und Sachkunde zu würdigen weiß. Als Hauptwerk seines Lebens schwebte ihm eine Geschichte des deutschen Bildungswesens seit der Mitte des 17. Jahrhunderts vor, worin alle Zweige des Unterrichts von der Dorfschule bis zur Universität nach Organisation, Inhalt und Methode im engsten Zusammenhang mit den politischen, sozialen und geistigen Strömungen berücksichtigt werden sollten. Es war ihm nur vergönnt, den ersten Band dieses umfassend angelegten, vielfach auf handschriftlichem Material fußenden Werkes zu vollenden, der bis zu der einschneidenden Unterrichtsreform in Preußen durch Friedrich d. Gr. führt. Einzelne Abschnitte aus dem zweiten Bande, den er unablässig zu fördern strebte, veröffentlichte er in den »Mitteilungen der Gesellschaft für deutsche Erziehungs- und Schulgeschichte«, die er als Nachfolger Karl Kehrbachs mehrere Jahre herausgegeben hat. Um die Neugestaltung dieser Gesellschaft, die zur Pflege der arg darniederliegenden historisch-pädagogischen Studien begründet wurde, machte er sich ungemein verdient, und jeder, der mit ihm über diese oder jene Angelegenheit zu verhandeln hatte, wird die ruhige Sicherheit seiner Maßnahmen, die konziliante und doch bestimmte Art seines Auftretens, die Überlegtheit seines Urteils, die Präsenz und Vielseitigkeit seines Wissens kennen und schätzen gelernt haben. Im Juli dieses Jahres übernahm er die Leitung der Augustaschule; bis dahin war er als Dezernent für das Mädchenschulwesen im preußischen Kultusministerium tätig. Es scheint, daß die Arbeitslast der letzten Jahre für den Unermüdlichen, der sich selbst in den Sommermonaten nur selten eine Erholungsreise gönnte, zu schwer geworden ist und seinen Körper vor der Zeit aufgerieben hat. Längeres Siechtum blieb ihm erspart; als der Herbst kam, brach er zusammen. In der Blüte des Mannesalters, mit 47 Jahren, hat ihn der Tod hinweggerafft. H. M.

Internationale Wochenschrift für Wissenschaft Kunst und Technik

herausgegeben von Prof. Dr. Paul Hinneberg, Berlin, Mauerstr. 34

Verlag: August Scherl, Berlin SW, Zimmerstraße 36-41. — Druck: Bayerische Druckerei und Verlagsanstalt G. m. b. H. in München, Bayerstraße 57.

5. Jahrgang Nr. 2
14. Januar 1911

Inseraten-Annahme bei den Annoncen-Expeditionen von August Scherl G. m. b. H., Berlin und Daube & Co. G. m. b. H., Berlin und deren sämtlichen Filialen.

Für die Redaktion verantwortlich: Professor Dr. Wilhelm Paszkowski, Berlin-Gr. Lichterfelde.

Erscheint jeden Sonnabend. — Preis vierteljährlich für Deutschland und Oesterreich 3 Mark, für die übrigen Länder des Weltpostverkehrs 4 Mark 30 Pfg bei direktem Bezug unter Kreuzband. Einzelnummer 25 Pfg. — Inserate die dreigespaltene Nonpareilzeile 50 Pfg. — Abonnements nehmen alle Buchhandlungen und Postanstalten, sowie sämtliche Geschäftsstellen von August Scherl G. m. b. H. entgegen.

INHALT

Die Abhandlungen erscheinen in deutscher Sprache, englische und französische auf Wunsch der Autoren im Urtext

Ein vergessenes Kaiserdenkmal.

Von Hermann Grauert, Professor an der Universität München.*)

Habent sua fata — coronae! Auch die Kronen haben ihre Schicksale! Nicht nur im Wandel der Reiche geben sie sich zu erkennen. Die Kronen selber könnten, wenn ihnen die Sprache gegeben, von ihren wechselvollen Geschicken erzählen. Und wie der Krone aus Gold, so kann es auch der Marmorkrone ergehen, die dazu beſtimmt war, von Säulen getragen und von Standbildern umgeben an heiliger Stätte von der Herrschergröße vergangener Jahrhunderte den nachfolgenden Geschlechtern Kunde zu vermitteln.

Als die neue Kaisergruft im Dome zu Speier vollendet war und in einer ergreifenden Feier am 10. Juli 1906 ihre kirchliche Weihe erhalten hatte, da konnte der Verfasser dieses Aufsatzes an eine bemerkenswerte Episode in der Geschichte der Kaisersepultur im Dome zu Speier erinnern.*)

Kaiser Maximilian I., welchem man die Anregung verdankt zu dem großen figurenreichen Grabdenkmal in der Hofkirche zu Innsbruck, trug sich zur gleichen Zeit, da ihn dieser Gedanke beschäftigte, mit dem Plane, im Dome zu Speier über den Kaisergräbern ein neues Denkmal errichten zu lassen zu Ehren der hier beſtatteten Herrscher des deutschen Reiches.

Mit einem Salzburger Künſtler, Hans Valkenauer, den er als Schöpfer des für den Erzbischof Leonhard von Keutschach (1495—1519) errichteten Denkmals schätzen gelernt hatte, schloß er dieserhalb im Jahre 1514 einen Vertrag ab. In einem der Regiſtraturbücher der alten Reichskanzlei zu Wien iſt die zu Rattenberg am Inn am 5. Februar 1514 eingetragene hochinteressante Notiz vermerkt, nach welcher der Kaiser mit dem Meiſter Hans Valkenauer zu Salzburg hat »dingen lassen, ain grab zu Speyr zu machen von ainem hubschen rotten märbl dem beſten«. Auch über die Form und den Aufbau des Denkmals werden wenigſtens einige Andeu-

---

*) Der Urheber der in dem obigen Aufsatz geschilderten, für die Kunſt- wie die Kaisergeschichte gleich bedeutsamen Entdeckung iſt Herr Dr. phil. Franz Martin, Konzipiſt am K. K. Landesregierungsarchiv in Salzburg. Bei der Beschaffung und Beurteilung des Salzburger Denkmal- und Archiv-Materials iſt er mir als werktätiger Mitarbeiter an die Hand gegangen. Bei der Nachprüfung der Entdeckung hervorragend unterſtützt hat mich Herr Dr. Wolfgang M. Schmid, Konservator am K. Generalkonservatorium der Kunſtdenkmale und Altertümer Bayerns in München. Wiederholt hat letzterer die Salzburger Werkſtücke in Augenschein genommen und einschlägige Archivalien herangezogen. So darf ich auch ihn als beteiligten Mitarbeiter bezeichnen. D. Verf.

*) Man vergleiche die Artikelserie: Die Kaisergruft im Dome zu Speyer von Dr. H. Grauert in der Beilage z. Allgemeinen Zeitung, München 1906, Nr. 246—249 v. 23.—26. Oktober, hier Nr. 247.

tungen gemacht. Zwölf runde Säulen sollten über den Kaisergräbern aufgerichtet werden, jede 14 gute Schuh lang und unten anderthalb Schuh, oben einen Schuh dick. Vor jeder dieser Säulen sollte das Standbild eines Kaisers, eines Königs oder einer Kaiserin angebracht werden. Jedes derselben sollte sechs Schuh lang und entsprechend dick gehalten sein. Über den zwölf im Kreise aufzustellenden Säulen sollte sich schließlich eine mächtige, durchsichtige Kaiserkrone erheben, welche in der »Rundierung« 24 Schuh messen und in der Höhe sieben Schuh ausweisen sollte. Dem Salzburger Künstler wurde im Auftrage des Kaisers eine »Visierung«, das ist ein skizzenartiger Entwurf, übergeben, an den er sich bei der Bearbeitung des Marmors zu halten hatte.

Die ursprüngliche Absicht Maximilians ging dahin, die einzelnen Bestandteile des Denkmals in Salzburg durch Valkenauer nur rohwerken zu lassen. Er selbst wollte ihm zunächst vorschußweise hundert Gulden rheinisch auszahlen lassen. Valkenauer sollte danach sofort mit der Arbeit beginnen, die Marmorblöcke auf eigene Kosten auswählen, sodann sie »possieren und rauchwerchen« und sie »gerauchwerkt« zum Transport nach Speier an die Salzach liefern. Als Bezahlung wurden ihm für je einen Zentner »gerauchwerkten« und an die Salzach gelieferten Marmors anderthalb Gulden rheinisch zugesichert.

Der Kaiser hatte also nach dieser Aufzeichnung des Reichsregisterbuches die »Visierung«, das ist die Skizze zu dem Denkmal, nicht von Valkenauer, sondern von einem anderen Künstler entwerfen und dann dem Salzburger Meister übergeben lassen. Valkenauer traute sich aber die Kraft zu, für das Denkmal auch noch mehr zu leisten. Er erbot sich, sofern das Domkapitel in Speier sich vertragsmäßig mit ihm einigen würde, »gemelte arbait an die Stat auszumachen«, das heißt, die Figuren, die Krone und vielleicht auch die Säulen gleich in Salzburg vollends auszuarbeiten, also nicht bloß im Rohen anzulegen. Außer der Grundtaxe von $1^1/_2$ Gulden für den Zentner des gerohwerkten Steines sollten ihm für diesen Fall eine weitere Bezahlung bei Aufrichtung des Denkmals nach Übereinkommen mit dem Domkapitel zuteil werden und die ausgearbeiteten Figuren und Werkstücke zu diesem Ende von neuem gewogen werden.

Von diesem Vertrag machte Kaiser Maximilian am 11. Februar 1514 von Rattenberg nach Speier Mitteilung. Er richtete seinen Brief an den Bischof Georg, einen Wittelsbacher von der kurpfälzischen Linie des Hauses, einen jüngeren Sohn des Kurfürsten Philipps des Aufrichtigen von der Pfalz, und an das Domkapitel zu Speier. Aus dem Schreiben entnehmen wir, daß Maximilian schon seit längerem wegen des neuen künstlerischen Schmuckes über den Kaisergräbern mit dem Bischof und dem Domkapitel in Verhandlung gestanden hatte, und daß eine »Abrede« zwischen dem Kaiser und dem Stift Speier abgeschlossen war. Man war in Speier bereit, zu dem Werke auch finanziell beizusteuern. Maximilian hoffte damals, im Februar 1514, die Roharbeit an den Marmorwerkstücken in Salzburg werde in Kürze abgeschlossen sein. Die »possierten« Steine wollte er auf seine eigenen Kosten nach Speier schaffen lassen. Dort sollten Bischof und Domkapitel die Arbeit weiter »ausbereiten« lassen. Aber »dieweil nicht alle meister den marbel zu arbeiten kundig und erfaren sein sollen«, so hat er selbst mit Valkenauer weiter »handeln lassen«. Der Meister glaubt, dafür nicht weniger als 800 Gulden rheinisch noch außer dem Lohn für das Rohwerken begehren zu müssen. Dafür wolle er die Arbeit »aufs reinist nach laut unser visirung ime überantwortet ausmachen, den marbel poliren und auf seinen schaden doch unsern costen also ganz bis gen Speyer antworten und dieselben arbeit ungeverlichen in anterthalb jaren ganz ausmachen«. Der Kaiser übersendet nun dem Bischof und Domkapitel von Speier »die Visirung, wie das Grab werden solle«. Jetzt möchten sie mit ihren Werkmeistern sich bereden, ob sie die in Salzburg gerohwerkten Steine in Speier »laut der Visirung« um 800 Fl. oder wohlfeiler ausarbeiten lassen könnten. Wenn ihnen das nicht möglich wäre, so möchten sie ihren Diener zum Kaiser herauf verordnen. Den würde er alsdann mit kaiserlichem Brief zu dem Meister nach Salzburg senden, damit er dort mit ihm das erforderliche Abkommen treffe.

Von diesen Plänen und Verhandlungen hatte man in den eingeweihten Kreisen der Historiker und Kunsthistoriker seit dem Jahre 1883 Kenntnis durch den ersten Band des Jahrbuches der kunsthistorischen Sammlungen

des allerhöchsten Kaiserhauses, das durch den Oberstkämmerer Grafen Franz Crenneville in Wien herausgegeben wurde. Aber noch im Oktober 1906 meinten wir in München, es sei bei diesen Plänen verblieben und ein Anfang zur Ausführung nicht gemacht worden. Um so lebhafter war unser Verlangen, wenn irgend möglich, die »Visierung«, von welcher in diesen Aktenstücken die Rede ist, wieder an das Licht des Tages zu fördern.

Groß war daher in München unsere Überraschung, als Herr Dr. Franz Martin in Salzburg mir in der Woche vor Pfingsten im Jahre 1907 meldete, von diesem im 16. Jahrhundert geplanten Kaiserdenkmal hätten sich neun Statuen und 12 Teilstücke der mächtigen Kaiserkrone sowie drei Palmetten derselben in Salzburg und Salzburgs Umgebung erhalten. Photographien, die er mir unterbreitete, schienen seine Ansicht zu bekräftigen. In höchster Spannung traten die beiden Münchener Mitarbeiter, welche im Jahre 1900 der bayrischen Kommission für Öffnung der Kaisergräber in Speier angehört hatten, in der Woche nach Pfingsten 1907 die Fahrt nach Salzburg an. Der Augenschein belehrte uns, den Verfasser und Dr. Wolfg. M. Schmid, über die völlige Richtigkeit der von Dr. Franz Martin durch glückliche Entdeckung neu gewonnenen Erkenntnis. Schon vor unserer Reise nach Salzburg hatte sich Freiherr Heinrich von Schmidt, der Erbauer der neuen Kaisergruft im Dome zu Speier, auf Grund der ihm vorgelegten photographischen Aufnahmen zugunsten der Martinschen Erklärung ausgesprochen. Um eine weitere Bestätigung dieses hochinteressanten Forschungsergebnisses zu gewinnen, begab sich der Verfasser dieses Aufsatzes anfangs September 1907 abermals nach Salzburg, jetzt begleitet von dem Vertreter der Kunstgeschichte an der Münchener Universität, Professor Dr. Berthold Riehl. Auch bei dieser erneuten Prüfung kamen wir zu dem gleichen Schluß: Im Salzburger Land befinden sich noch heute bedeutende, in verschiedenen Entwicklungsstadien vorliegende Bestandteile des Kaiserdenkmals, welches Maximilian I. im Jahre 1514 dem Kaiserdome zu Speier zuzuwenden gedachte.

Wo aber sind sie? Und wie konnten sie sich bisher der Beachtung der Forscher entziehen, welche sich mit den wechselvollen Schicksalen vergangener Kaiserherrlichkeit so oft und so eindringlich beschäftigt haben? Die Überraschung des Lesers wird nicht gering sein, wenn er erfährt: sieben Marmorstatuen dieses Denkmals stehen seit Jahrzehnten im städtischen Museum Carolino-Augusteum zu Salzburg, zwei waren bis vor kurzem eingelassen in die Rückseite eines Dienstgebäudes, welches zum Schloß des Fürsten von Schwarzenberg in Aigen bei Salzburg gehört. Da diese Rückwand die eine Seite des Friedhofes zu Aigen abschließt, so schauten die beiden Kaiser auf das stimmungsvolle Bild der Pfarrkirche zu Aigen und auf die Gräber und Grabdenkmäler des sie umgebenden, vom Hauche schwermutvoller Poesie durchwehten kleinen Friedhofes, auf welchem neben den einfachen Menschenkindern Vertreter der vornehmsten Gesellschaftsschichten und Mitglieder der Geistesaristokratie in stillem Schlafe friedlich beieinander ruhen. Seit kurzem aber haben diese beiden marmornen Kaiserbilder ihre Plätze in Aigen verlassen, um sich ihren kaiserlichen Genossen im Salzburger Museum zuzugesellen. Der Fürst von Schwarzenberg hat sie hochherzig der Museumsverwaltung überwiesen.

Um aber der mächtigen Kaiserkrone ansichtig zu werden, mußte man noch im Jahre 1907 hinauspilgern aus dem Neutore Salzburgs beim Tunnel, der den Mönchsberg durchbohrt, oder aber, seitwärts von der Vorstadt Mülln am St. Johannes-Spital vorüber zum Aiglhof wandern, der seit dem Anfang des 17. Jahrhunderts dem ehrwürdigen Benediktinerstifte St. Peter in Salzburg zugehört. Ein großer, gutgepflegter Gemüsegarten stößt hier an ein einfaches Landhaus an, das gelegentlich auch von einigen Patres bewohnt werden kann. Bald nach Erwerbung des Hofes ließ der Abt von St. Peter, P. Martin Hättingen, im Jahre 1608 diesen Gemüsegarten mit einer neuen Mauer umgeben. In der östlich gelegenen Innenseite dieser Mauer aber fand der aufmerksame Beschauer höchst eigenartige Werkstücke eingelassen: sorgfältig behauene, leicht geschwungene Marmorblöcke, welche im Sommer an vielen Stellen von dem dichten Laube des üppig emporrankenden Spalierobstes verhüllt wurden. Doch erkannte man bald die scharf herausgemeißelten Zierstücke: eine obere und eine untere Rändein-

faſſung, in der Mitte aber in mannigfachem Wechsel, in verschiedener Größe und malerisch ſtilisierter Blattumrahmung imitierte Edelſteine. Zwölf dieser Werkſtücke saßen noch im Jahre 1907 feſt in der Gartenmauer. Die Länge des einzelnen Stückes schwankt zwischen 1.55 m und 1.65 m, die Höhe beträgt 70 cm.

An der Innenseite der nördlichen Mauer aber gewahrte man drei gleichfalls reich bearbeitete Palmetten aus Marmor. Auch hier läßt sich eine leichte Krümmung erkennen, und das einzelne Stück mißt 1.30 m in der Höhe und 1.20 m in der Breite.

Alle diese für eine Gartenmauer überaus merkwürdigen Fremdkörper sind dem Mauerwerk offenbar schon bei seiner Errichtung im Jahre 1608 einverleibt worden. Von den zwölf Reifſtücken, welche die ausgemeißelten Edelſteine aufweisen, iſt einer im Frühjahr 1907 behufs näherer Untersuchung aus der Mauer herausgenommen und photographiert worden. Der massive und doch auch zierliche Charakter gab sich bei dieser Gelegenheit deutlich zu erkennen, ebenso auch die leichte Rundung desselben. Seit dem Dezember 1904 waren gerade diese Werkſtücke im Kreise Salzburger Gelehrten und Altertumsfreunde Gegenſtand einer lebhaften Diskussion. Durch einen dem Aiglhof gewidmeten Vortrag war die öffentliche Aufmerksamkeit auf sie gelenkt worden. Damals glaubte man mehrfach, es mit der Einfassung eines Brunnens zu tun zu haben, der aus dem alten, im Jahre 1598 abgebrannten Salzburger Dome ſtammen sollte. Von dort sollten auch die Kaiserſtatuen des Museums und die beiden Kaiserbildnisse im Friedhofe zu Aigen ſtammen.

Eine genauere Würdigung der Marmorwerkſtücke in der Gartenmauer des Aiglhofes macht es ganz unmöglich, sie als ehemalige Brunneneinfassung in Anspruch zu nehmen. Die ausgemeißelten Edelſteine und auch die Palmetten sprechen allzu deutlich für einen Kronenreif. Aber auch die Kaiserſtatuen können niemals in dem alten Salzburger Dome geſtanden haben, der im Jahre 1598 durch Brand zerſtört wurde. Freilich handelt es sich bei ihnen um feierlich gehaltene Marmorſtatuen, um Kaiserfiguren im Krönungsornat: die Kaiser tragen die Krone auf dem Haupte und halten den Reichsapfel und das Szepter in ihren Händen.

Auch die zwei Frauengeſtalten unter den Statuen sind feierlich ſtilisiert. Ihre Gewandung und Haltung, ihre Kronen und ihre Haartracht fallen in die Augen. Vor allem bemerkenswert aber iſt die Tatsache der nicht gleichmäßigen Vollendung und Ausarbeitung der Figuren. Mehrere sind nahezu ganz vollendet, andere im Stadium mittlerer Ausarbeitung oder selbſt der allererſten Anlage und Rohbereitung. Es handelt sich zweifellos um Figuren eines nicht fertig gewordenen Gesamtdenkmals. Auch die beiden Standbilder, welche ehemals auf dem Friedhofe zu Aigen zu treffen waren, ſtützen die gleiche Auffassung.

Bei tiefer eindringender Betrachtung ergaben sich aber auch gewisse Beziehungen zwischen den Kaiserſtatuen im Salzburger Museum und dem Kronenreif der Gartenmauer des Aiglhofes in Salzburg.*) Auch die Kronen der Statuen lassen einen Reif erkennen, welcher dem tatsächlich im Aiglhof vorhandenen ähnelt. Aus dem Jahresbericht des Salzburger Museums von 1850 erfahren wir zudem, daß vier der Statuen, die sich jetzt in der Burgkapelle des Salzburger Museums befinden, bis zum Jahre 1850 in der Gartenmauer des Aiglhofes eingemauert ſtanden. Zwei andere Statuen ſtaken bis zur gleichen Zeit in der Feldmauer des nahe beim Aiglhof und nördlich der Kirche von Mülln gelegenen Kammerloherhofes, der längere Zeit als Irrenhaus diente. Von der gleichen Stelle ſtammt auch eine dritte Statue, die jetzt im Lapidarium des Salzburger Museums zu treffen iſt und einen gekrönten Kaiser mit Reichsapfel und Szepter in der erſten rohen Anlage erkennen läßt. Gerade diese letztere Figur liefert den durchschlagenden Beweis für die Annahme, daß das ganze, groß gedachte monumentale Werk niemals vollendet wurde und niemals zur Aufſtellung gelangte.

Das durch unseren an erſter Stelle genannten Mitarbeiter, Herrn Dr. Franz Martin in Salzburg, neu belebte Interesse an diesem unvollendet gebliebenen Kaiserdenkmal hat inzwischen zu weiteren Entdeckungen geführt: die gleichfalls unvoll⸗

*) Die zwölf Kronenteile sind übrigens nunmehr ebenso wie die drei Palmetten aus der Gartenmauer des Aiglhofes herausgenommen und im Hofe des Salzburger Museums aufgeſtellt. Die zwölf Marmorwerkſtücke haben sich zu einem vollgerundeten mächtigen Kronenreif zusammenfügen lassen.

endeten Köpfe zweier weiblicher Geſtalten sind zu Tage gekommen. Bei der einen iſt deutlich die Kaiserkrone zu erkennen, während die Kopfbedeckung der anderen mehr einem Stulp ähnlich sieht. Wahrscheinlich hat man da eine eben erſt in rohen Anfängen angelegte Krone vor sich. Von dieser Figur iſt nur der Kopf vorhanden; bei der anderen dürfte noch ein Teil des Körpers zum Vorschein kommen. Neben dem Eingange des Schlößchens Fürberg, das an der Südseite des Kapuzinerberges in der Richtung gegen Aigen gelegen iſt und dem Miniſterialrat Adolf Ritter Plason de la Woeſtyne gehört, sind die Figuren eingemauert. Da das Schlößchen nicht allgemein zugänglich iſt, vielmehr innerhalb eines abgeschlossenen Parkes ſteht, so waren auch die Figuren den Blicken der Öffentlichkeit entzogen. Dem k. k. Bezirkshauptmann Felix Freiherrn von Haßlinger gebührt das Verdienſt, sie zuerſt in ihrer Bedeutung als Beſtandteile des für Speier beſtimmten Kaiserdenkmals erkannt zu haben. Ihre glückverheißende Auffindung, welche im Herbſte des Jahres 1909 erfolgte, belebt die Hoffnung auf weitere Entdeckungen in dieser hochinteressanten Denkmalsangelegenheit.*)

Unser Verlangen, von den Schicksalen dieses Schmerzenskindes der Kunſt und einer Pietät, welche der Größe vergangener Kaiserherrlichkeit gewidmet war, nähere Kunde zu erhalten, iſt in der Tat ein wohl begründetes. Wir möchten auch die Visierung zu Gesicht bekommen, welche Kaiser Maximilian dem Salzburger Künſtler vorlegte, und nach welcher er arbeiten sollte. Müssen wir uns in dieser letzteren Beziehung zunächſt mit einer Fehlanzeige bescheiden, so sind wir doch in der glücklichen Lage, von dem ganzen Denkmalsplane und seiner teilweisen Ausführung noch einige weitere Nachrichten vorlegen zu können.**)

Wir wandten uns an das Großherzogliche Generallandesarchiv zu Karlsruhe und erhielten Einblick in die dort aufbewahrten Domkapitelsprotokolle des Bistums Speier. In ihnen fanden wir schon zum 20. Januar 1503 eine höchſt interessante Notiz. Danach verhandelte bereits der Speierer Bischof Ludwig von Helmſtatt mit seinem Domkapitel über einen neuen künſtlerischen Schmuck über den Kaisergräbern im sogenannten »Kreuzchor«, d. h. im Königschore des Domes zu Speier. Das Domkapitel hielt schon damals, zu Anfang 1503, für erforderlich, um die Einwilligung König Maximilians zu einer Veränderung der Gräber im Kreuzchor nachzusuchen. Man wünschte selbſtverſtändlich auch eine finanzielle Beihilfe von Seiten Maximilians zu einer solchen Veränderung der über den Gräbern befindlichen älteren Monumentalanlage zu erhalten. Deshalb sollte an die Königliche Majeſtät, sofern sie in die Nähe Speiers komme, eine eigene Botschaft abgefertigt werden.

Nach Ausweis der Speierer Domkapitelsprotokolle kam die Denkmalsangelegenheit zunächſt ins Stocken. Erſt zum 23. November 1512 findet sich ein neuer, hierher gehöriger Eintrag. An diesem Tage trug der Dechant im Domkapitel vor, Kaiser Max habe ihm nahelegen lassen, auch in eigener Person ihm gegenüber begehrt »Die Konig Begrebnus im Creutzgang (sic! für Kreuzchor!) mit eym Marmorſtein zu erheben und mit zwolf Bilden uf das zirlichſt machen zu lassen inhalt einer Visirung«. Dazu wollte der Kaiser 1000 Gulden Beitrag leiſten und auch den Marmor zu Salzburg beſtellen. Die Antwort wünschte der Kaiser, da er selbſt bereits in der Abreise begriffen, an seinen Sekretär Peter Stoß gerichtet zu sehen. Das Domkapitel glaubte darauf die ganze Angelegenheit dem Kaiser anheimſtellen zu müssen. Der Majeſtät gaben die Domherren zu bedenken, daß es dem Stift schwer falle, solchen Bau zu tun, der eine merkliche Summa Geldes koſten werde. Es sei auch zu bedenken, daß der Königschor nicht »verschlagen« werden könne, und daß man kunſtverſtändiger Meiſter für die Ausführung bedürfe.

Bereits am 4. Dezember 1512 lag die Antwort des kaiserlichen Sekretärs Peter Stoß dem Domkapitel vor. Er übersandte eine die Kaisersepultur betreffende Obligation,

*) Übrigens sind jetzt bereits von sämtlichen zwölf Figuren, welche für das Kaiserdenkmal in Aussicht genommen waren, in der Bearbeitung mehr oder weniger weit vorgeschrittene Überreſte bekannt geworden. Ein Marmor-Torso nebſt Säule wurde bei einem Kanalbau in der Nähe des Kamerloher Hofes aufgefunden.

**) Nach Aufnahmen unseres Mitarbeiters Dr. Wolfgang M. Schmid hat übrigens Meiſter Gabriel von Seidl in München im März 1910 eine wohlgelungene zeichnerische Rekonſtruktion des ganzen Kaiserdenkmals unternommen.

welche Maximilian vom Domdechanten und zwei Kanonikern unterschrieben und besiegelt zu sehen wünschte. Das Denkmal sollte von »Marmelstein« gemacht werden. Aber dem Domkapitel wollten die Bedenken nicht schwinden. Es falle ihnen schwer, so erklärten die Kapitelsherren, einen solchen Bau anzunehmen und sich zu verpflichten, da sie »die Visir nit gesehen« und auch kein Anschlag vorliege. Auch sonst seien »große Bau« im Gange, nämlich die vier Domtürme seien zu »versehen«. Die müßte das Domkapitel auch »volnfuren«. Deshalb habe es beschlossen, an die Kaiserl. Majestät und an Peter Stoß zu schreiben, daß sie willig seien, den Bau nach ihrem Vermögen zu vollbringen. Doch wenn sich die Kosten über ihr Vermögen belaufen würden, möchte der Kaiser die Kirche auch bedenken und im übrigen die Visierung überschicken lassen.

Am 16. Dezember 1512 lag dem Domkapitel eine kaiserliche, der »König Begrebd« betreffende Obligation vor. Nunmehr wurde auch die Gegenverpflichtung des Domkapitels ausgefertigt und dem kaiserlichen Sekretär Propst Melchior Pfinzing von Nürnberg nach Weißenburg übersandt.

Seitdem also bestand ein förmliches Vertragsverhältnis zwischen Kaiser Max und dem Domkapitel von Speier. Das ist nicht unwichtig für die Beurteilung des oben erwähnten Vertrages vom 5. Februar 1514, welchen Maximilian zu Rattenberg am Inn mit Meister Hans Valkenauer in Salzburg abschloß. Aus diesen Speierschen Domkapitelsprotokollen erhalten wir in höchst willkommener Weise eine Bestätigung der vom Kaiser in seinem Schreiben an den Bischof Georg von Speier am 11. Februar 1514 erwähnten »Abrede« zwischen dem Kaiser und dem Stift.

Die Rohbearbeitung der Kaiserfiguren und sonstigen Werkstücke des Denkmals hätte nach Maximilians Meinung in Kürze in Salzburg vollendet sein können. Für die vollständige Ausarbeitung hatte Valkenauer im Februar 1514 eine Frist von $1^1/_2$ Jahren in Aussicht genommen und dieserhalb eine neue vertragsmäßige Vereinbarung mit dem Domkapitel von Speier gewünscht. Eine solche ist nun tatsächlich zustande gekommen. Aber die Frist von $1^1/_2$ Jahren konnte vom Salzburger Künstler nicht eingehalten werden. Um die Osterzeit 1516 war er noch mit der Arbeit beschäftigt. Am Vorabend vor Ostern 1516 — es war der 22. März — erstattete der Vikar Hausner Bericht über seine Sendung nach Salzburg und zur Kaiserlichen Majestät. Das Domkapitel hatte ihn dorthin abgeordnet, »in Sachen die Kayserlich und Königlich Begrebd belangen.« Er erzählte, »was ime zu Saltzburg mit dem Meinster, der den solich grab machen sol, begegent sy mit Überantwortung der Abrede von newen mit dem Meinster beschlossen.« Der Vikar Hausner hat also tatsächlich die neue Vereinbarung mit Valkenauer abgeschlossen und darin zweifellos die Übertragung der vollständigen Ausarbeitung an den Salzburger Künstler festgelegt. Die in Salzburg noch vorhandenen Kaiserfiguren lassen in der Tat, wie schon bemerkt, verschiedene Stadien der Bearbeitung von der bloßen Rohanlage bis zu nahezu vollständiger oder wirklich vollständiger Ausarbeitung erkennen. Maximilian erwies sich im Frühjahr 1516 auch sonst dem Stifte Speier huldreich. Durch Vikar Hausner ließ er dem Domkapitel im März dieses Jahres »etlich klein Perlin« überbringen, die »Kayserl. Majestät an das Gulden Stuck geben und uf II^c (=200) fl. werth geacht hat.« Valkenauer aber, der im Frühjahr 1516 bei dem Werke beschäftigt war, gedachte damals den einzelnen Kaiserfiguren als Zierde und Erkennungszeichen ihre Wappen beizugeben. Durch den vorgenannten Vikar Hans Hausner ließ er diese seine Absicht dem Domkapitel bekanntgeben, und er bat, ihm aus Speier »die Wapen der Kayser und Konig hie im Stift liegen zuzuschicken«. Das Domkapitel erteilte dementsprechend seinem Scholastikus den Auftrag, diese Wappen zu suchen »und dieselbigen soviel man gehaben mag Meinster Hansen malen zu lassen.« Auch für Herrn Hans Hausner zeigte sich das Kapitel besorgt. Als Ersatz für seine Auslagen auf der Reise nach Salzburg und zum Kaiser wurden ihm wöchentlich 5 Gulden bewilligt.

Im Herbst desselben Jahres 1516 begegnet uns ein anderer Vertrauensmann des Speierer Kapitels, welcher mit der Denkmalsangelegenheit beschäftigt war, und lernen wir gleichzeitig auch den Salzburger Beauftragten des Kaisers kennen.

Der neue Vertrauensmann des Kapitels ist der Kanonikus Martin Gotzmann, der den Domkapiteln von Eichstätt, Speier und Würzburg angehörte, seinen Wohnsitz überwiegend

aber in Eichftätt gehabt zu haben scheint.*) Das Speierer Kapitel gewährt ihm am 6. September 1516 für die Zeit seiner Beurlaubung zweimal je eine Quinden, die am Fefte Allerheiligen angehen soll. Gleichzeitig wird er gebeten, »gen Saltzburg zu ryten und das Werck oder Grabe zu besichtigen, ob auch laut des Gedings daran gearbeit werd«. Deshalb wollen ihm die Kapitelsherrn in Speier eine »Fürschrift« geben an Virgilius Froschlmoser, Burger zu Salzburg, »so von wegen key. Majeftät solich Arbeit sollicitirt«. Dieser soll vom Kapitel in Speier gebeten werden, dem Martin Gotzmann behilflich zu sein, damit er die Arbeit zu sehen bekomme. Falls aber der Meifter fahrlässig und säumig wäre, solle Gotzmann mit dem Froschlmoser reden, daß dieser die 300 Gulden, die man ihm jetzt auf die letzte Messe zugeschickt habe (offenbar vom Domkapitel), »nach Laut des Gedings und auff Forderung des Wergks außteil und uberantwort.«**)

Offenbar hatte das Speierer Kapitel schon in diesen Septembertagen des Jahres 1516 Anlaß, über Valkenauers Lässigkeit zu klagen. Aber auch mit dem Salzburger Bürger Virgil Froschlmoser scheint man nicht zufrieden gewesen zu sein. Möglicherweise ift er inzwischen auch geftorben. Domherr Martin Gotzmann ift tatsächlich in Salzburg gewesen, um nachzusehen. Unter dem 5. November 1516 enthalten die Speierer Domkapitelsprotokolle die Notiz, Gotzmann habe schriftlichen Bericht erftattet. Danach ftand das Werk schon damals »in Irrung«. Gegen Valkenauer wurde der Vorwurf erhoben, es werde »gegen dem ufgehoben gelt vom Meinfter daran nit gleich gearbeit«. Das Kapitel beschloß, durch eigene Botschaft dem Kaiser genauen Bericht zu erftatten und dabei die Bitte vorzutragen, er wolle das Werk fördern »und ein andern von irer Majeftät wegen an Virgilien Froschelmosers Stat verordnen, der dem Meinfter uf Forderung der Arbeit Gelt gebe und zu ider Zeit nach Anzale des ausgebens Gelts die Arbeit besichtigen und schetzen laß«.

In den Speierschen Domkapitelsprotokollen ift unter dem 17. Juni 1517 abermals von Martin Gotzmann, von seiner Beurlaubung und seiner Dienftleiftung in Sachen des Kaiserdenkmals in Salzburg die Rede. Er ftellt sich auch für das folgende Jahr in dieser Beziehung zur Verfügung des Kapitels. Tatsächlich bringt uns das Jahr 1518 mehrfache Kunde zur Leidensgeschichte des Denkmals. Zu Beginn des Jahres und dann vornehmlich zur Zeit des großen Augsburger Reichstages von 1518 ift von der Sache die Rede. Über die Kreise des Speierer Domkapitels hinaus hat man sich mit ihr befaßt und von ihr mit lebendiger Teilnahme gesprochen.

Zunächft wurde im Speierer Domkapitel am 8. Januar 1518 feftgeftellt, Herr Martin Gotzmann sei auf »Angesinnen« der Domherren von Eichftätt nach Salzburg geritten. Er habe die Arbeit des »Grabs« besichtigt und befunden, daß »farlessiglich durch den Meinfter gearbeit und gegen dem Gelt, so daruf ausgeben, nit gearbeit sy, inhalt einer Visirung, die er darlegt«. Gotzmann hat also anscheinend an der Hand einer Zeichnung den Stand der Sache erläutert. Sofern der Kaiser kein Einsehen habe, so hieß es, werde das Werk auch in zwei Jahren noch nicht »ausgemacht«, d. h. vollendet sein. Deshalb beschloß das Kapitel, an den kaiserlichen Sekretär, Herrn Stephan Weftern, schriftlichen Bericht zu erftatten. Geftalt der Arbeit sollte ihm zu erkennen gegeben werden. Durch seine Vermittlung sollte der Kaiser ersucht werden, »mit dem Meinfter zu Forderung des Werks Handlung fürzunemmen, damit keys. Majt. und myne Hern (das Domkapitel) nit umb den ufgewenten Koften kommen«. Sobald aber der Kaiser nach Augsburg komme, wolle man durch einen Abgesandten des Domkapitels oder des Bischofs oder den Herrn Hans von Wirsperg bei Maximilian vorftellig werden, daß mit dem Meifter in Salzburg ein neues »Geding« (Vertrag) gemacht werde, nachdem das erfte nicht eingehalten sei. Am 19. Juni 1518 hat man in Speier neue

*) In Eichftätt ift er im Jahre 1536 verftorben, und liegt er begraben im Dome vor dem Eingange zur Gundekarskapelle, der jetzigen Pfarrsakriftei. Der im Boden liegende Grabftein zeigt Gotzmanns vorzüglich gelungenes Porträt. Der berühmte Bildhauer Loy Hering hat es geschaffen, ebenso auch das neben dem Eingang zur Gundekarskapelle an der Wand sichtbare künftlerische Epitaphium, das in schöner Renaissancearbeit Chrifti Höllenfahrt darftellt. Man vergleiche die Abbildung und Erläuterung in Dr. Felix Maders trefflicher Monographie: Loy Hering, München 1905, S. 84.

**) Das heißt doch wohl: nach Maßgabe des Fortschreitens der Arbeit.

Meldung von Herrn Martin Gotzmann in Händen. Sein Bericht verbreitete sich über den Stand der Verhandlungen, welche zuletzt mit Meister Valkenauer durch den Stadtschreiber von Salzburg, Hans Stengl, geführt worden waren. Der letztere war offenbar an Froschlmosers Stelle als Vertrauensmann des Kaisers getreten. Den Schriftwechsel zwischen dem Salzburger Stadtschreiber Stengl und dem Kaiser konnte Gotzmann in Speier vorlegen. Daraus erkannte das Domkapitel einen neuen Grund des langsamen Vorrückens der Arbeit. Die Schuld liege am Kaiser »von nit Bezalung wegen«. Da der Herr Domkantor entschlossen war, persönlich zum Reichstag nach Augsburg zu ziehen, so wollte das Kapitel Herrn Martin Gotzmann schriftlich anweisen, sich mit ihm in Augsburg zu vereinigen. Beide sollten miteinander bei der Kaiserlichen Majestät das Ansuchen vorbringen, daß der erste Meister, also Valkenauer, den Maximilian gemeint hatte, von der Arbeit abstehen zu lassen, bei der Arbeit verbleibe, und daß ihm Geld verordnet werde, damit er die Arbeit innerhalb eines Jahres vollenden könne, wie er angezeigt habe. Sofern aber Kaiserliche Majestät mit der »Legung des Gelts vlyssiger (»nicht fleißiger«?) sein will, dan bisher«, werde es nötig werden, daß »myne Hern (das Domkapitel), dem Meinster furstrecken, damit das Grab gefördert und ausgegebben Gelt (nit) vergebbens sein werd.«

Herrn Martin Gotzmann gegenüber fühlte sich das Speierer Kapitel zu besonderem Danke verpflichtet. Das Protokoll vermerkt zum 12. Juli 1518, da er den Kapitelsherren gedient, in causa sepulture zum zweiten Male von Eichstätt gen Salzburg und Augsburg zu reiten, so sei er dadurch verhindert, in Speier Residenz zu halten. Von Augsburg habe er jetzt geschrieben, »wie er Münche zu Eystet verdin (werden?) und alda sein muß«. Deshalb bat er, ihn nicht pro suspenso zu halten und ihm günstigen Urlaub zu gewähren. Selbstverständlich wird dieser Bitte stattgegeben. Am 25. Februar 1519 dachte man in Speier von neuem daran, ihn »die Begrebd« betreffend gen Salzburg reiten zu lassen.

Inzwischen aber war die Kunde von den Denkmalsplänen auch nach dem Kloster Rebdorf bei Eichstätt gedrungen. Der durch seine historiographische, für die Kirchengeschichte des 16. Jahrhunderts bedeutsame Schriftstellertätigkeit auch sonst vorteilhaft bekannte Propst von Rebdorf, Kilian Leib, hat in seinem Tagebuche, das jetzt erst durch Professor Schlecht weiteren Kreisen bekannt gemacht wurde, folgende, in diesem Zusammenhang wichtige Angabe aufbewahrt: »Am 11. Juni 1518 habe Martin Getzmann (sic) Kanonikus von Speier, als Abgesandter des Kapitels dem Kaiser, der in Augsburg weilte, seine Aufwartung gemacht. Er habe nach den Wappen und Insignien mehrerer verstorbener Kaiser geforscht, insbesondere nach dem Wappen des in Speier begrabenen Kaisers Konrad II. Denn der Kaiser Maximilian und die Domherren von Speier hätten sich damals mit dem Gedanken getragen, die Denkmäler der in Speier bestatteten Kaiser mit neuem, prunkvollem Schmuck zu versehen.«*)

Als Maximilian im Januar 1519 starb, war aber das Werk noch unvollendet.

Wie wir hörten, glaubten die Kapitelsherren in Speier schon im Juni 1518 Anlaß zur Klage über des Kaisers Lässigkeit im Zahlen zu haben. Da hat es nun einen besonderen Reiz, einer erst kürzlich von Professor Dr. Max Jansen (München) im Staatsarchiv in Marburg in Hessen aufgefundenen archivalischen Überlieferung eine Nachricht entnehmen zu können, welche wenigstens von dem Zahlungswillen des Kaisers Zeugnis ablegt. Aber wie so oft im Menschenleben war auch hier die Macht der Verhältnisse stärker als der gute Wille selbst eines deutschen Kaisers.

Im Staatsarchiv zu Marburg i. H. befindet sich das sogenannte Handarchiv Kaiser Karls V., das bei der Eroberung des Herzogtums Württemberg durch den Landgrafen Philipp von Hessen diesem im Jahre 1535 als gute Beute in die Hände fiel. In diesem überaus wertvollen habsburgischen Archiv fand Professor Dr. Jansen im Jahre 1908 die undatierte Mitteilung, wonach Kaiser Max seinem Schatzmeister Jakob Villinger befohlen hat, neben anderen Posten auch 200 Gulden rheinisch anzuweisen auf »Kunig Ruedolfs Grab«. Damit ist sicher die Kaisersepultur

*) Vergl. Kilian Leibs Briefwechsel und Diarien ed. Jos. Schlecht in Jos. Grevings Reformationsgeschichtl. Studien und Texte, Heft 7, Münster i. W., Aschendorff, S. 85.

in Speier gemeint. Aber der Schatzmeiſter erwiderte seinem kaiserlichen Herrn, er könne die angewiesenen Zahlungen nicht leiſten. Denn der englische König, Heinrich VIII., habe die englischen Gelder durch Augsburger Kaufleute nach Oberdeutschland wechseln lassen. Dadurch sei in Augsburg alles Geld weggenommen.

Aber noch von einer anderen Seite drohte dem Kaiserdenkmal in Salzburg Gefahr. Hans Valkenauer iſt bei der Denkmalsarbeit tatsächlich durch einen anderen Salzburger Meiſter ersetzt worden.*) Wolfgang Kaltenperger, der im Jahre 1517 in das Salzburger Bürgerrecht aufgenommen, war der neue Meiſter. Er scheint die Arbeiten noch bei Lebzeiten Kaiser Maxens übernommen zu haben. Die andern Salzburger Steinmetzen aber gerieten darüber in Bewegung. Sie wollten sich offenbar des verdrängten Valkenauer annehmen. Das im Salzburger Museum verwahrte Stadtratsprotokoll für die Jahre 1519/20 gibt darüber sehr bemerkenswerte Aufschlüsse. Zum 16. Juli 1519 findet sich auf fol. 34 des einschlägigen Bandes folgender Eintrag: »Dieselben Steinmetzen haben sich an jüngſtem St Margretentag an (= ohne) Erlaubnis der Oberkeit zusammen getan und haben Meiſter Wolfgangen (Kaltenperger) die Arbeit seines Handwerks nidergelegt aus Ursach, das er an der Arbeit des Grabs, so weilant Kaiserliche Majeſtät hie durch Valkenauer hat werken lassen und haben ine wellen ſtraffen, darauf M. Wolfgangen anzaigt, er hab auf mein, Statschreibers (= Hans Stengl) Beſtellung die Arbeit getan und in Namen Kaiserl. Majeſtät den Lon von mir empfangen.

Iſt verschafft, sy sollen ine arbeiten lassen als einen redlichen Meiſter. Hab aber das Handwerk Beswär, mögen sy in schriftlich anzeigen, solle die ... (unleserlich) gehandelt werden.«

Kaiser Maximilian war seit etwa einem halben Jahre tot, als der Salzburger Rat diese zum Frieden mahnende Entscheidung fällte und damit dem neuen Meiſter Wolfgang Kaltenperger das ruhige Weiterarbeiten an dem Kaiserdenkmal ermöglichen wollte.

In Frankfurt a. M. hatten vor wenig mehr als 14 Tagen die deutschen Kurfürſten Maximilians Enkel, den 19 jährigen König Karl I. von Spanien zum römischen Könige gewählt. Dieser junge Herrscher, als König und späterer Kaiser fortan Karl V. benannt, schickte sich alsbald an, von Spanien über das Meer in seine Heimat, die Niederlande, zurückzukehren, um in Aachen die Königskrone zu empfangen. Seinen erſten Reichstag auf deutschem Boden ließ er nach Worms einberufen. Damals beschloß auch das Domkapitel von Speier, den neuen Herrscher schon in den Niederlanden durch einen besonderen Abgesandten begrüßen zu lassen. Mit Zuſtimmung des Bischofs Georg von Speier ordnete es zu diesem Behufe aus seiner Mitte den Domkantor Herrn Philipp von Flerßheim, der später, im Jahre 1529, selber Bischof von Speier geworden iſt, ab nach den Niederlanden. Seine Aufträge erhielt er im Kapitel zu Speier am 30. Juli 1520. Sie erſtreckten sich unter anderem auch auf die »Begrebd«, d. h. das für den Königschor des Domes zu Speier beſtimmte Kaiserdenkmal, wegen dessen er von des Kapitels wegen beim jungen König »sollicitieren« sollte.

Als dann der große Reichstag zu Worms sich sammelte, beschloß das Domkapitel zu Speier abermals am 18. Januar 1521, auf das Abkommen hinzuweisen, das früher wegen der »Begrebd«, also wegen des Kaisergrabdenkmals, abgeschlossen worden, das noch keine Erfüllung gefunden habe. Es sollte

*) Im Jahre 1518 war Valkenauer etwa 70 Jahre alt. Er ſtammte aus Regensburg, war aber bereits im Jahre 1468 in das Bürgerrecht der Stadt Salzburg aufgenommen worden. Nach einem wertvollen Vermerk in der ſtädtischen Kammeramtsrechnung vom Jahre 1487 iſt Valkenauer der Künſtler, welcher das nicht mehr erhaltene Juden-Spottbild am Salzburger Rathaus geschaffen hat. Das von Kaiser Maximilian im Jahre 1514 erwähnte Grabdenkmal des Salzburger Erzbischofs Leonhard von Keutschach (1495 bis 1519) iſt von letzterem offenbar noch bei seinen Lebzeiten in Auftrag gegeben und von Valkenauer anscheinend bereits im Jahre 1504 vollendet gewesen. Maximilian, welcher es in seinem an den Bischof und das Domkapitel von Speier im Jahre 1514 gerichteten Briefe als ein »koſtlich Grab« rühmt, muß es wohl selbſt gesehen haben. Dieses Keutschach-Grabdenkmal fand in der Hieronymus-Kapelle des alten Salzburger Domes über dem Grab des Erzbischofs seine Aufſtellung, iſt aber seit Jahrhunderten verschwunden. Mit dem Denkmale im Feſtungshofe der Hohen-Salzburg, welches den Erzbischof Leonhard zwischen zwei Leviten darſtellt, wie er Stift und Land Salzburg segnet, iſt es nicht identisch. Das letztere iſt überhaupt kein Grabſtein. Zu Anfang des 16. Jahrhunderts iſt Hans Valkenauer jedenfalls einer der bedeutendſten und meiſt beschäftigten Steinmetzen in Salzburg gewesen.

von neuem »sollicitiert« werden, offenbar bei Kaiser Karl V., »daß demselben nachkomen (werde), das Wergk gefordert und ufgangener Kosten nit vergeblich sein werd.«

Auch diese anscheinend letzte Bemühung des Domkapitels war vergeblich. Als im Februar 1530 der Herzog Friedrich von der kurpfälzischen Linie des Hauses Wittelsbach in Anregung brachte, seinem im Jahre zuvor verstorbenen Bruder Bischof Georg von Speier im ehrwürdigen Kaiserdome ein Denkmal zu errichten, das nach Art der Bischofsdenkmäler im Mainzer Dome an einen der Mittelpfeiler gestellt werden sollte, äußert das Domkapitel in Speier gewisse Bedenken und bemerkt dabei unter anderem, daß auch die Kaiser und andere Herrscher, die die Kirche gebaut, in ihr keine Standbilder hätten.

Auch der Bestand der Salzburger Kaiserstatuen zeigt in der noch völlig im Rohen angelegten Statue mit zweifelloser Deutlichkeit an, daß das Denkmal in seiner Gesamtheit niemals vollendet und deshalb auch niemals nach Speier abgeliefert wurde.

* * *

Auch das andere berühmte Grabdenkmal, welches Kaiser Max bei seinen Lebzeiten in Auftrag gegeben hatte, das sein eigenes Grab in der Hofkirche zu Innsbruck schmücken sollte, war beim Tode des Kaisers noch weit im Rückstande. Jahrzehnte lang fortgesetzte Arbeit und immer neue finanzielle Aufwendungen von seiten der Nachfolger Maximilians waren erforderlich, um hier schließlich die Vollendung zu sichern. Achtzig Jahre ungefähr sind verstrichen, bis das figurenreiche Denkmal, das jetzt jeden Kunstfreund in der Innsbrucker Hofkirche fesselt, zur Aufstellung gebracht werden konnte. Die opferwillige Pietät der habsburgischen Regenten für dieses Familiendenkmal zum Ruhme Maximilians und seiner Vorfahren wurde belebt durch die unmittelbare Herrscherstellung, welche das Haus Habsburg in Tirol und seiner Landeshauptstadt innehatte, die durch Kaiser Maximilian I. zeitweilig in den Mittelpunkt der Reichsregierung gerückt war.

In Speier residierte kein Habsburger, und Karl V. wurde alsbald nach dem Wormser Reichstage von 1521 für neun Jahre den deutschen Landen entrückt. Spanien, Italien, die neuentdeckten Länder im Westen des atlantischen Ozeans fesselten sein Interesse. Mit der Weltmacht des Islams hatte er selbst in Nordafrika, in Algier und Tunis zu ringen. Im östlichen Mittelmeer wie in Ungarn drang der Halbmond siegreich vor. Das Haus Habsburg hatte große Mühe, seine neu gewonnene Machtstellung in Ungarn wenigstens in den westlichen Gebieten des Reiches der Stephanskrone zu behaupten.

Unter den Sorgen einer Weltregierung, welche den entlegensten Gebieten des Erdballs sich zuwenden mußten, trat der Kaiserdom zu Speier mit seiner ehrwürdigen Herrschersepultur allzusehr in den Hintergrund. Auch in Salzburg gerieten die Figuren des Kaisergrabes und die Kaiserkrone in Vergessenheit.

Erst unserer Zeit blieb es vorbehalten, ihre Bedeutung neu zu erkennen und sie der erdrückenden Vergessenheit zu entreißen. Vielleicht aber ist es gestattet, die marmornen Kaiserfiguren im Salzburger Lande in Verbindung zu bringen mit jener bekannten, eigenartigen Version der deutschen Kaisersage, welche uns aus der Gegend des Untersbergs überliefert ist. Von Karl dem Großen weiß sie zu berichten oder auch von Kaiser Friedrich, der im Innern des Untersberges im Salzburger Lande schlafen und in den Tagen der größten Not des Reiches mit seinem Heere hervortreten sollte, um am Fuße des Berges zur Rettung des Reiches die große Schlacht zu schlagen auf dem Walserfelde. Tatsächlich schien unter Kaiser Karl V. für die südöstlichen Marken des Reiches die Stunde nie zuvor erlebter Schrecknisse gekommen zu sein. Der Kaiser wandte sich, nachdem er Jahre hindurch in Spanien sich gemüht hatte, zunächst Italien zu, wo ihm erst im Februar 1530 zu Bologna durch Papst Klemens VII. die Kaiserkrone aufs Haupt gesetzt werden sollte. Von der Balkanhalbinsel und aus dem eroberten Ungarn wälzten sich die Heere Solimans, des Sultans der Türkei, bis vor die Tore von Wien. Im Herbst des Jahres 1529 hatte Wien wochenlang, vom 22. September bis zum 15. Oktober, die Schrecken einer Belagerung durch die Türken zu bestehen. Niemals zuvor waren sie den deutschen Gauen so nahe gekommen. Gerade in die Septembertage des Jahres 1529 verlegt nun die dichterisch bildende Sage die wunderbare Wanderung des Lazarus Aizner aus Reichenhall. Ein Mönch öffnet dem

Wanderer das Zaubertor am Untersberge in der Nacht vom 8. zum 9. September 1529. Da schaut er »alte Kaiser, Könige, Fürsten, Bischöfe und andere, Ritter, Herren und Knechte, Edle und Unedle, auch andere Frauen, christliche Leut, welche den christlichen Glauben zur letzten Zeit Untergangs der Welt helfen erretten und verteidigen.« Und in einem anderen Bilde schaute er einen Kaiser unter dem Volke, welcher auf seinem Haupte eine goldene Krone trug und in seiner Hand das kaiserliche Zepter hielt. Sein grauer Bart ging ihm »von der Glatz bis auf die Gürtel.« Der Mönch aber erklärte: »Der Kaiser, der dort gehet, ist Kaiser Friedrich, welcher einstens auf dem Walßerberge verzuckt ist worden.«*)

Mit dichterischer Freiheit hat ein moderner Dichter die volkstümlichen Sagen vom Untersberge feinsinnig verwertet. In seinem zweibändigen historischen Roman aus dem Anfang des 12. Jahrhunderts »Die Martinsklause« schildert Ludwig Ganghofer in romantischen Bildern die Gründung der nachmals hochberühmten Reichspropstei Augustiner-Ordens zu Berchtesgaden. Da weiß Eigel, der alte Kohlenbrenner zu erzählen: »Es ist der Untersberg, auf dem wir stehen! Und das weiß doch ein jedes Kind im Gadem, daß innen drin der ganze Berg ein einziges Gehöhl ist, eine Kemenat an der andern, die eine goldig, die andere silbrig. Und da drinnen haust mit seinen tausend Helden der König Wute (Wotan). Der hat nur ein einzig Aug und sitzt an einem steinernen Tisch und kann nicht aufstehen, denn sein langer Bart ist zweimal um den Tisch gewachsen. All hundert Jahr schickt er von seinen Helden einen hinauf in die Welt, und wenn er heimkehrt, fragt ihn der König: ‚Fliegen die Raben noch allweil um den Berg?‘ Und wenn der Bote sagt: ‚Wohl, wohl, Herr König!‘ ... dann seufzet Wute, daß die Berge davon erzittern, und sagt: ‚So muß ich noch schlafen hundert Jahr!‘ Dann macht er sein Aug wieder zu, und der lange Bart hebt wieder zu wachsen an.«

Auf die Einrede des Augustiner-Ordensmannes Eberwein aber erwiedert der Alte im Ganghoferschen Roman:

»Es ist doch Wahrheit, was ich red': Ich habs von meiner Ähnl, und die hat's von ihrem Vater. Und bist du nicht selber, auf dem Weg von der Salzaburg, über das Walser Feld gewandert? Hast du nicht selber den dürren Birnbaum gesehen? Er schaut sich an wie ein toter Baum und hat kein Blattl nimmer und keinen Ast. Aber wie das Feuer im Stein, so steckt noch in ihm drin das Leben und die Wachskraft, und einmal, wenn's schier keiner nimmer hofft, wird der Baum ausschlagen und Laub treiben. Dann wird der alte Wute aus seinem Schlaf erwachen und wird hervorkommen aus dem Berg mit seinen tausend Helden und wird auf dem Walserfeld seinen Schild an den Birnbaum hängen. Und dann wird die gute Zeit wieder anheben für uns arme Leut ... und keiner mehr wird ein Herr sein und keiner ein Knecht. Und alles was Leid und Weh heißt, wird weggeblasen sein von der Welt, und jedem wird sein Blüml blühen und ein Glück wachsen.«*)

Die Tage des Glückes und des Friedens schienen den Bewohnern der südöstlichen Marken des deutschen Reiches im Herbst 1529 unendlich fern gerückt zu sein. Aber die damals unvollendet vorhandenen Kaiserbildnisse, welche aus dem Marmor des Salzburger Landes geformt waren, die da Konrad II. Heinrich III. und wohl auch Rudolf von Habsburg und andere darstellen sollten, sie mögen dazu beigetragen haben, die schöpferisch gestaltende Phantasie des Volkes in jenen Tagen höchster Türkengefahr anzuregen und hinzuführen zu den ruhmreichen Gestalten der großen Kaiserzeit des deutschen Mittelalters. Auf jeden Fall hielt nach der Sage ein mächtiger Kaiser der Vorzeit seinen Einzug in den Untersberg! Die Höhlen des Berges belebten sich in der dichterisch gesteigerten Vorstellung des Volkes mit den Gestalten vergangener Kaiserherrlichkeit.

Als der Verfasser dieses Aufsatzes im September 1907 mit dem Herrn Prälaten von Sankt Peter in Salzburg, Herrn Abt Willibald Hauthaler und Herrn Professor Dr. Berthold Riehl aus München nach Aigen hinausgefahren war und nun den stimmungsvollen Friedhof betrat, da erläuterte er im Angesichte der beiden in eine Mauer

*) Man vergleiche: Bayerische Sagen. Von H. F. Maßmann, I. Bändchen, München 1831 S. 42 f. 48, 52 f. 57–64.

*) Ludwig Ganghofer, Die Martinsklause. 16. Aufl., Bd. I. Stuttgart Ad. Bonz & Co., 1905, S. 6–8.

eingelassenen Kaiserfiguren ihre Bedeutung. In einer derselben glaubte er Rudolf von Habsburg zu erkennen. Kaum hatte er diesen Namen ausgesprochen, als man aus zunächst noch unsichtbarem Munde die Worte vernahm: »Das ist Kaiser Karl der Große.« Eine im Dienste der Fürstlich Schwarzenbergschen Verwaltung stehende Frau hatte mit diesen Worten ihrer volkstümlichen Überzeugung kraftvollen Ausdruck verliehen.

Für uns aber hat die auf Kaiser Maximilians Geheiß im Salzburger Lande aus Salzburger Marmor gemeißelte Kaiserkrone, die dazu bestimmt war, an den Ufern des Rheines im Kaiserdome zu Speier von der Größe vergangener Kaiserherrlichkeit Zeugnis abzulegen, eine ganz besondere Bedeutung. Ein Symbol wird der Kronenreif sein und bleiben für alle Zeiten, ein Symbol der engen und festen Zusammengehörigkeit, die da besteht zwischen dem Reiche der Habsburger und dem Deutschen Reich. Im Dome zu Speier schimmert heute hoch über dem Königschore in goldigem Lichte eine von moderner Künstlerhand neu geschaffene Kaiserkrone. Das Urbild und Abbild der Marmorkrone im Salzburger Land, die einst für Speier bestimmt war, schwebt vor unserem geistigen Auge in idealen Höhen. Den Blicken, die durch historische und politische Betrachtung der Weltverhältnisse geschärft sind, ist sie weithin leuchtend sichtbar, wie sie die beiden mächtigen Kaiserreiche fest umspannt im mittleren Europa.

Wenn in Zukunft Einheimische und Fremde, welche alljährlich zu Tausenden den herrlichen Park im Schlosse Hellbrunn bei Salzburg besuchen, in die Kronengrotte geführt werden, und dort die kleine metallene, goldig glänzende Krone von der Kraft des Wasserstrahls getragen in die Luft emporsteigen sehen, dann mögen sie sich der geheimnisvollen Bedeutung jener Kaiserkrone erinnern, welche aus dem Marmor des Salzburger Landes geformt nach dem Plan Kaiser Maximilians I. dazu bestimmt war, von Säulen getragen zu schweben über den ehrwürdigen Kaisergräbern im Dome zu Speier.

Bürgerkunde und staatsbürgerliche Erziehung.

Von Adolf Matthias, Wirklichem Geheimen Oberregierungsrat, Berlin.

II.

Anstatt allgemeiner Erörterungen mögen zwei Beispiele dienen, wie die genannten Bücher die neueste Zeit seit 1815 in bezug auf Deutschland und Preußen behandeln; denn das wird am besten charakterisieren, welche Luft heute in der Schule weht. Das eine Buch behandelt I. Restauration und Reaktion von 1815—30, für Deutschland in diesem Zeitraum die Verfolgung der freiheitlichen und nationalen Bestrebungen durch Bundestag und Regierungen und die segensreichen Schöpfungen des absoluten Königtums in Preußen. II. Zeitalter des Julikönigtums 1830—1848; für Deutschland die Einwirkungen der Revolution, Preußen in dem letzten Jahrzehnt Friedrich Wilhelms III.; geistiger und materieller Fortschritt in Deutschland von 1830 bis 48; Preußen und Deutschland seit der Thronbesteigung Friedrich Wilhelms IV.: Erstarken des nationalen Sinnes, kirchliche Bewegungen; politische und wirtschaftliche Gärungen. III. Revolution und Reaktion 1848—58. Revolutionäre Krisis der europäischen Staaten: In Deutschland und Österreich: der Märzsturm 1848, der Verfassungskampf in Preußen, die deutschen Verfassungskämpfe, Revolution und Reaktion in Österreich, das Ende des deutschen Einheitstraumes, Schleswig-Holstein, Preußen 1850—58. IV. Die Gründung des Königreichs Italien und des deutschen Reiches 1858—1871: Wilhelms I. Anfänge, die neue Ära, der Militär- und Verfassungskonflikt, die Kriege 1864, 1866, 1870-71, das deutsche Reich und seine Verfassung. V. Seit 1871: die äußere Politik. Die innere Entwicklung im deutschen Reiche: bis 1879. Liberal-individualistische Epoche: Fortschritte der Reichseinheit, Verwaltungsreformen in Preußen, der kirchenpolitische Kampf, Heer und Flotte. Seit 1879: Soziale Epoche: Zersetzende Wirkungen des wirtschaftlichen Individualismus und seine theoretische Bekämpfung; die Attentate und der Umschwung der Wirtschafts- und Sozialpolitik: das Sozialistengesetz, die Sozialreform, Übergang zur Schutzzollpolitik; die Kolonialpolitik; Heer- und Flotte. Thronbesteigung

Wilhelms II. Allgemeiner Charakter der Kultur der Gegenwart.

So der Gang des einen Buches. Anders vollzieht sich die Darstellung in dem anderen: Die Zeit des deutschen Bundes 1815—1866. Charakter der neuesten Zeit: 1. die letzten 25 Jahre Friedrich Wilhelms III.: die Politik Metternichs und die südeuropäischen Revolutionen; die politischen Bewegungen in Deutschland; die Julirevolution; ihre Folgen. 2. Zeit Friedrich Wilhelms IV.: die Anfänge; die französische Februarrevolution; die deutsche Revolution; die preußische Union. 3. Das Zeitalter Kaiser Wilhelms I. 1861—1888. a) Die Gründung des neuen Deutschen Reiches: Wilhelms I. Anfänge; der dänische und deutsche Krieg; b) der innere Ausbau des Deutschen Reiches: die Reichsverfassung, Deutschland und die fremden Mächte, innere Politik im Deutschen Reiche und in Preußen, die soziale Gefahr und die soziale Gesetzgebung, das Ende Kaiser Wilhelms I. und Kaiser Friedrichs; Kaiser Wilhelm II.

Diesem Buche sind noch zu gesonderter Behandlung beigegeben Übersichten zur Staats- und Wirtschaftskunde: die Staaten, die Verfassungsentwicklung, die Organe des Staates, die Finanzen, die Produktion, die Wirtschaftsstufen, die Stände, das Heerwesen, Grundbesitz und Ackerbau, Gewerbe, Handel, Kolonien, volkswirtschaftliche Theorieen.

Man sieht: tüchtige Arbeit auf dem Gebiete der Bürgerkunde und jede Arbeit eigenartig; was die eine als Sonderabteilung bietet, hat die andere in die geschichtliche Entwicklung geschickt verarbeitet. Es können also auf verschiedenen Wegen Erfahrungen gesammelt werden; das kann aber nicht von heute auf morgen geschehen; dazu bedarf es der Zeit. Unbestritten dürfte aber schon jetzt sein, daß reges Leben auf diesem Gebiete herrscht, und daß schon erfreuliche Arbeit geleistet ist. Können wir nun zur Bürgerkunde wie Margarete zu Faust sagen:

Ich habe schon so viel für dich getan,
Daß mir zu tun fast nichts mehr übrig bleibt.

Ist nichts Neues mehr zu schaffen? Können wir die Dinge ruhig ihren Gang gehen lassen? Keineswegs! Denn das, was geschehen ist, sind nur Anfänge, die an einzelnen Stellen, wo tüchtige Lehrer am Werke sind, auch die schönsten Erfolge erzielen. Es ist aber nötig, daß überall in solcher Weise gearbeitet wird. Dazu bedarf es tüchtiger Vorbildung der Geschichtslehrer. An den zahlreichen mit höheren Lehranstalten verbundenen pädagogischen Seminaren geschieht, was geschehen kann. Aber die Universitäten sind den Bedürfnissen der Zeit nicht so entgegengekommen, wie es wünschenswert gewesen wäre, besonders wenn man bedenkt, wie die Schule, auch die Volksschule, seit 1890 tüchtig an der Arbeit ist. Diese gelehrte Zurückhaltung muß aufhören. Mit Befriedigung ist deshalb in allen Kreisen die Nachricht aufgenommen, daß der Kultusminister sich dieser Frage mit Nachdruck annimmt und dahin zu wirken sucht, daß an den Universitäten besondere, für Nichtjuristen bestimmte, Vorlesungen über Staats- und Wirtschaftslehre unter spezieller Berücksichtigung der Verhältnisse in Deutschland und Preußen eingeführt werden. Diese Lehraufträge sollen von Juristen oder Nationalökonomen erteilt werden, und man hat in Aussicht genommen, daß in Verbindung mit den Vorlesungen auch das Gebiet des Sozialrechts und der Sozialpolitik behandelt wird. Außer diesen Vorlesungen für Studierende müßte man auch daran gehen, Ferienkurse für schon im Amte befindliche Lehrer einzurichten, damit auch diese, was sie in ihrer Studienzeit nicht genossen haben, nachzuholen in der Lage wären. Bei allen diesen Vorlesungen müßte man aber den praktischen Zweck im Auge behalten und nicht nur das Was d. h. die Lehrstoffe behandeln, sondern auch das Wie d. h. die Art und Weise, wie diese Belehrungen an unsere Jugend in verständlicher Form heranzubringen sind.

Es müßten weiterhin nicht nur der Geschichtsunterricht in den Dienst der Bürgerkunde gestellt werden, sondern auch andere Unterrichtsgebiete, soweit sie in Frage kommen können. In den Volksschulen werden bereits im Rechenunterricht die Grundzüge der Versicherungsgesetze besprochen, sowie Beitrags- und Rentenberechnung angestellt. Ein Erlaß vom 31. Januar 1908 enthält die Vorschrift: »besonders in den oberen Abteilungen der Schule sind in Hinsicht auf die Verhältnisse, in welche die Kinder später eintreten, Aufgaben für das angewandte Rechnen aus den mannigfachen Beziehungen des praktischen Lebens (des Lebens im Hause, des landwirtschaftlichen, gewerblichen, kaufmännischen Betriebes, der Wohlfahrtseinrichtungen) zu entnehmen. Die

örtlichen Verhältnisse sind hierbei ganz besonders zu beachten. An geeigneter Stelle sind in einfacher Form wirtschaftliche Belehrungen (wie über Haushalt der Familie, der Gemeinde, des Staates, Versicherungswesen u. a.) anzuschließen«. Was für die Volksschule hier bestimmt ist, muß auch für die höheren Schulen gelten. Auch die Geographie hat mehr als bisher in den Dienst der Bürgerkunde zu treten, und das kann sie, seitdem sie nicht mehr von fernentlegenen Weltteilen, wie früher, ausgeht und von systematischen Abstraktionen, sondern von der Heimat- und Landeskunde. Was Quelle, Bach, Fluß, was Teich, See, Meer, was Berg und Hügel, was Dorf und Stadt bedeute, das lernt der Schüler heutzutage aus unmittelbarer Anschauung seiner Umgebung, und wenn er ebenso im Heimatsorte zunächst politisch sich umsieht, dann muß er auch sehen und kennen lernen, was an wirtschaftlichen, sozialen, kommunalen, was an politischen Verhältnissen sich zur Anregung und Belehrung dort findet. Wenn wir nur die Augen und den Verstand recht öffnen wollten, wir fänden zu unserer Überraschung immer neue bürgerkundliche Impulse, und wir würden inne werden, daß wir lange den Wald vor lauter Bäumen nicht gesehen haben.

Und nun der deutsche Unterricht! Für die Volksschule gilt die Bestimmung für die Abfassung von Lesebüchern, daß haus- und volkswirtschaftliche, staatsbürgerliche und gesundheitliche Belehrungen, soweit sie dem Kinde aus seinen Lebenskreisen verständlich sind, nicht fehlen dürfen. Für die höheren Schulen befolgt man dieselben Grundsätze. In den Lesebüchern zeigt es sich, daß wir nicht nur ein Volk von Dichtern und Denkern bleiben wollen, sondern eine Gemeinsamkeit zielbewußter praktischer Staatsbürger. Ich blicke aufs Geratewohl hinein in unsere Lesebücher und finde: Gustav Schmoller, Gegenwart und Zukunft der Familie und die Frauenfrage; von demselben: ein Mahnruf in der Wohnungsfrage; Gildemeister, vom Reichtum; Wilhelm Heinrich Riehl, wie das Volk den Fleiß wertet; Hans Delbrück, die wirtschaftliche Entwicklung im Deutschen Reiche; L. von Ranke, das deutsche Städtewesen; Dahlmann, wie der Staat zur Menschheit steht; Jhering, der Kampf ums Recht; Laband, das Wesen des Bundesrates; Geffcken, der Kaiser; Loening, der Reichstag; Meinecke, die Bedeutung der Städteordnung. Neben dem Lesebuche müßte auch der deutsche Aufsatz und die kleineren deutschen Ausarbeitungen, die unsere Lehrpläne vorschreiben, Fußpunkte für die Bürgerkunde bilden. Auch hier finden sich erfreuliche Anfänge und Versuche an den verschiedensten Stellen, aus denen einige Beispiele von Aufsatzthemen, wie sie wirklich bearbeitet sind, herausgegriffen sein mögen: der Grundgedanke der Steinschen Reformen; welche Verdienste hat sich der Freiherr vom Stein um Preußen und Deutschland erworben? Grundgedanke der Stein-Hardenbergschen und Scharnhorstschen Reformen; Deutschland im Jahre 1807 und 1907; was verdankt der Mensch dem Staate und was schuldet er ihm? welche Aufgaben erwachsen unserm Vaterland aus seiner Stellung als Kolonialmacht? Welchen Wert können die Kolonien für Deutschland haben? Würde es ein Segen für unser Vaterland sein, wenn es ein Einheitsstaat wäre? Die Bedeutung der allgemeinen Wehrpflicht für unser Volk; sind die Ausgaben für unser Heer unproduktiv? Die Hauptgrundlagen des Volkswohlstandes; welche Steuern meine Eltern bezahlen, nach welchem Maßstabe sie verteilt und zu welchem Zwecke sie auferlegt werden? Weshalb bezahlen wir Steuern und worin bestehen die Vorteile und Nachteile der direkten und indirekten Steuern? Die Presse eine Großmacht. Wie kommt im Reiche und wie kommt in Preußen ein Gesetz zustande? Der bundesstaatliche Charakter des deutschen Landheeres. Die Grundgedanken und Begleiterscheinungen der deutschen Arbeiterversicherung. Licht- und Schattenseiten der Freizügigkeit und der Gebundenheit an die Scholle. Der Unterschied zwischen Handwerk und Fabrik.

Von solchen Themen könnte ich noch zahlreiche andre aus dem wirklichen Schulbetriebe aufführen, besonders wenn ich diejenigen hinzunähme, die einen patriotischen Einschlag tragen. Ich habe mich beschränkt auf die im strengsten und nüchternsten Sinne staats- und bürgerkundlichen Aufgaben.

Auch aus diesen Proben sieht man, daß es unsere Schule an gutem Willen sicherlich nicht fehlen läßt. Die Versuche sind nur noch nicht allgemein genug; und deshalb ist es gut, daß Publikum und Presse mit ihrem

Ruf nach staatsbürgerlicher Belehrung als Hechte im Karpfenteich erscheinen.

Wie so die verschiedensten Unterrichtsgebiete — ich rechne dahin auch die alt- und neufremdsprachliche Lektüre mit ihren vielen Anregungen für Staats- und Bürgerkunde — reichen Stoff für unsere Zwecke und gelegentliche Anreize aller Art bieten, so müßte man auch sonst die Gelegenheit im Unterrichte mehr als gute pädagogische Ratgeberin benutzen; wenn solche Gelegenheit uns grüßt, dann sollen wir ihr danken. Die belgischen Schulen, soweit sie unter guter staatlicher Verwaltung stehen, tun das in geschickter Weise; man nennt das dort enseignement occasionelle. Auf unsere Bürgerkunde angewandt würde das folgendes bedeuten: Wir binden uns in der Schule zu pedantisch an die Systematik und des Stundenplanes ewig gleichgestellte Uhr; wir beachten zu wenig, was da draußen vorgeht, und was davon unsere Jugend interessieren muß, und wozu sie auch Belehrung von uns dankbar hinnehmen würde: die Wahlen zum Stadtrat, zum Landtag oder zum Reichstag finden statt. Weshalb geben wir nicht gerade in solcher Zeit unsere Belehrungen über Wahlrecht und Wahlpflicht, wo sie lebhaft interessieren? Weshalb erst da, wo sie nach Lehr- und Stundenplan »dran kommen«? — Krieg ist in Sicht, Flottenfragen stehen zur Beratung, Manöver finden statt. Weshalb nicht mit Belehrungen über das Heerwesen einsetzen? — Und ebenso ist's bei Steuerfragen, bei Verhandlungen über Handelsverträge, bei den alljährlichen Budgetberatungen des Reiches, Preußens oder der Heimatstadt. Ja, ich gehe sogar so weit, vorzuschlagen, daß man mit seinen erwachsenen Schülern einmal die Gelegenheit ergreifen soll, bei wichtigen und wertvollen Beratungen einer Stadtverordnetenversammlung beizuwohnen und angemessene Belehrungen daran anzuknüpfen. Die Schüler würden viel dabei profitieren, auch das, daß sie frühzeitig erfahren, wie viel Kluges und wie viel weniger Kluges, wie viel Nötiges und wie viel Unnötiges in der parlamentarischen Welt geredet wird. Treiben wir so praktisch unsere staatsbürgerlichen Unterweisungen, dann wird man uns nicht mehr den Vorwurf machen können, den man manchen Schulen vor zwanzig Jahren mit Recht machte: was sie trieben, galt in der Welt draußen nicht mehr; und was draußen galt, trieben sie nicht. Über unseren Bestrebungen steht vielmehr dann das zeitgemäß veränderte Wort: non scholae, sed reipublicae discimus. — Aber bei allem Eifer für diese Bestrebungen, sollen wir uns vor Übereifer hüten und die Forderungen fanatischer Propheten ablehnen.

(Schluß folgt)

Nachrichten und Mitteilungen.

Korrespondenz aus Washington.

Die Universität Mexico und der Einfluß der Vereinigten Staaten.

Allenthalben, wo sich das Geistesleben in Amerika oder in Ostasien zu regen beginnt, halten die Vereinigten Staaten ihre Augen offen. Denn sie wissen, daß es einen ausgezeichneten Weg zu der Sympathie und damit auch zu dem Handel fremder Völker darstellt, wenn man sich um ihr Geistesleben kümmert und auf dieses Einfluß gewinnt. In China haben sie eine solche Politik schon seit Jahrzehnten in aller Stille vorbereitet, um sie nun, seit etwa zwei Jahren, mit voller Tatkraft zu entwickeln — hat doch kein Volk der Erde in China mehr Unterrichtsanstalten in der Hand oder unter seinem Einfluß als die Nordamerikaner. Ein ganz besonders schlauer Schachzug war es, daß die Regierung der Vereinigten Staaten im Jahre 1908 auf den Rest der Kriegsentschädigung verzichtete, der ihr noch aus den Boxerwirren zustand. Eine leise und doch unmißverständlich gegebene Anregung wurde sogleich von der chinesischen Regierung befolgt, indem sie dem nordamerikanischen Gesandten gleichzeitig mit ihrem Danke mitteilte, daß sie beabsichtige, die Zinsen der so ersparten Summe nur dafür zu verwenden, junge Chinesen als Studenten an verschiedene Hochschulen der Vereinigten Staaten zu entsenden. Eine besondere chinesische Gesandtschaft, die den Dank des Reiches der Mitte auch in Washington zum Ausdruck bringen sollte, hat zugleich auch die ersten amtlich entsandten chinesischen Studenten mit über den Ozean gebracht.

Diese feinüberlegte diplomatische Aktion der Vereinigten Staaten stellt eines der wichtigsten Glieder in der Kette der Bestrebungen dar, sich mit China auf möglichst guten Fuß zu stellen, was die Vereinigten Staaten ja in den letzten Jahren mit großem Eifer versucht haben. Ganz dieselbe Politik befolgen sie gleichzeitig auch gegenüber den mittel- und südamerikanischen Republiken. Für die Beschickung der panamerikanischen Kongresse werden deshalb nicht nur Diplomaten ausgewählt, sondern auch Gelehrte, und als im Jahre 1908 in Santiago der erste panamerikanische Kongreß stattfand, waren

die Vereinigten Staaten ganz besonders zahlreich vertreten. Die Auswahl der Themata, die von den einzelnen Rednern behandelt wurden, zeigte zum Teil mit aller Deutlichkeit, daß auch diese wissenschaftliche Verbrüderung gleichzeitig als Mittel der Förderung der Handelsbeziehungen benutzt werden sollte. In der Zwischenzeit hat man diese Politik fortgesetzt.

Als kürzlich bei der Hundertjahrfeier der Unabhängkeit Mexikos Präsident Diaz feierlich in Gegenwart seiner Staatsminister und der Abgesandten der verschiedenen ausländischen Regierungen ankündigte, daß eine National-Universität für Mexiko begründet werden sollte, da waren auch Vertreter von 18 fremden Universitäten zugegen. Meines Wissens vertraten sie sämtlich amerikanische Unterrichtsanstalten. Die Nordamerikaner spielten unter ihnen die Hauptrolle. Ist es ihnen doch auch gelungen, gleich von Anfang an in der neuen Universität eine Rolle zu spielen. So wurde Professor Dr. L. S. Rowe von der Staatsuniversität von Pennsylvania zum Professor an der neuen mexikanischen Universität berufen wo er eine Reihe von Vorlesungen in spanischer Sprache über die politischen und kulturellen Einrichtungen der Vereinigten Staaten halten wird.

Ferner ist vorgesehen, daß die neue Universität auf manchen Felde wissenschaftlich mit den Hochschulen der Vereinigten Staaten zusammenarbeiten soll. Ganz besonders gilt dies von dem Gebiete der Archäologie. So sollen z. B. die Ruinen der Tolteken in Teotihuacan, ferner die der Zapoteken in Mitla und die der Mayas in Yucatan durch solche gemeinschaftliche Arbeit weiter erforscht werden. Auch auf geologischem und botanischem Gebiete wie auf dem der Rechtsgeschichte hofft man in den Vereinigten Staaten auf eine solche Zusammenarbeit.

Gewiß haben sich die Amerikaner um die Aufdeckung manches alten Kulturrestes in Mexiko verdient gemacht. Immerhin haben sie auf diesem Gebiete kaum so glänzende Namen zu nennen wie etwa Deutschland. Der Name Professor Eduard Selers ist jedem, der sich mit der mexikanischen Altertumskunde beschäftigt, bekannt, ebenso der von Dr. K. Th. Preuß, der, wie Professor Seler, am kgl. Museum für Völkerkunde in Berlin wirkt. Preuß hat noch vor kurzem eine lange Studienreise unternommen, um zwei mexikanische Völker zu erforschen, bei denen sich die alten Sitten, Gewohnheiten und Religionsgebräuche in ganz besonderer Reinheit erhalten haben: nämlich die Cora- und Huichol-Indianer.

Das Berliner Museum für Völkerkunde ist voll von prächtigen Überbleibseln der Kultur der alten Nahua und der Mayas, die dem Sammlerfleiße deutscher Forscher zu verdanken sind. Auch in nordamerikanischen Museen, insbesondere in dem Metropolitan Museum in New York sind vorzügliche Sammlungen solcher Gegenstände untergebracht. Indessen werden sich diese Sammlungen in Zukunft nicht mehr sehr schnell vermehren können, da die mexikanische Regierung mit dem Plan umgeht, nach dem Muster der italienischen Verbote der Ausfuhr alter Kunstwerke ein gesetzliches Verbot der Ausfuhr alter Kunstwerke zu erlassen, womit einfach alle Kulturüberbleibsel der indianischen Kulturperiode gemeint sind.

Die neue mexikanische Universität wird als eine Art Wiederbelebung der Universität betrachtet werden, die früher in Mexiko bestand. Denn schon im Jahre 1551 gründete Karl V. eine Universität Mexiko, an der bereits zwei Jahre später die ersten Vorlesungen gehalten wurden. Nach dem Muster der mittelalterlichen Universitäten waren die Hauptfächer Theologie, Rhetorik, bürgerliches und kirchliches Recht endlich lateinische Sprache. Außerdem wurden Otomi und andere mexikanische Sprachen gelehrt. Die wissenschaftliche Bedeutung dieser alten Universität Mexiko war jedoch sehr gering. Nach einer kurzen Periode bescheidener Tätigkeit siechte sie nur noch dahin, so daß es für die Regierung leicht war, als die Zeiten des Konfliktes zwischen der Kirche und dem Staate gekommen waren, sie aufzulösen.

Indessen blieben damals eine Rechtsschule, eine Ärzteschule sowie eine Kunstschule außerhalb des Rahmens dieser alten Universität bestehen. Später schloß man an diese Anstalten eine »Schule der höheren Studien« (Escuela de Altos Estudios) an, die ungefähr den Graduate-Abteilungen der amerikanischen Universitäten entsprach, da sie allmählich von der rein rezeptiven Tätigkeit zu wissenschaftlicher Eigentätigkeit überzugehen lehren wollte. Die Gründung der neuen Universität hat sich durch Anlehnung an diese alten Anstalten leichter vollzogen.

Mitteilungen.

Nachdem die italienische Unterrichtsverwaltung im vorigen Jahre ein Werk über den Stand des höheren Unterrichts in Italien hatte erscheinen lassen (s. Internationale Wochenschrift 1910, Nr. 4), legt sie jetzt den Stand des Elementar- und Volksschulwesens in vier Foliobänden dar, von denen bisher drei mit einem Gesamtumfange von 2334 Seiten erschienen sind. Der erste Band enthält den von dem Generaldirektor Dr. Camillo Corradini dem Unterrichtsminister erstatteten allgemeinen Bericht, der durch eine große Anzahl von Tabellen, Tafeln, Grundrissen usw. erläutert wird. Die drei andern Bände enthalten statistische Tafeln. Die des zweiten Bandes enthalten die Zahl und Verteilung der öffentlichen und privaten elementaren Tagesschulen und der Patronatsschulen und die Zahl der Abend- und Feiertagsschulen. Der dritte Band bringt Mitteilungen über die fünften und sechsten Elementarklassen, über die Anwendung des Mittagsschulgesetzes, über Darlehen und Beihilfen für Schulgebäude. Die noch ausstehenden statistischen Tafeln des 4. Bandes werden über die Staats- und Gemeindeausgaben für den Elementarunterricht berichten. Eine eingehende Würdigung des Werkes behalten wir uns vor.

Internationale Wochenschrift für Wissenschaft Kunst und Technik

herausgegeben von Prof. Dr. Paul Hinneberg, Berlin, Mauerstr. 34

Verlag: August Scherl, Berlin SW, Zimmerstraße 36-41. — Druck: Bayerische Druckerei und Verlagsanstalt G. m. b. H. in München, Bayerstraße 57.

5. Jahrgang Nr. 3
21. Januar 1911

Inseraten-Annahme bei den Annoncen-Expeditionen von August Scherl G. m. b. H., Berlin und Daube & Co. G. m. b. H., Berlin und deren sämtlichen Filialen.

Für die Redaktion verantwortlich: Professor Dr. Wilhelm Paszkowski, Berlin-Gr. Lichterfelde.

Erscheint jeden Sonnabend. — Preis vierteljährlich für Deutschland und Österreich 3 Mark, für die übrigen Länder des Weltpostverkehrs 4 Mark 30 Pfg. bei direktem Bezug unter Kreuzband. — Einzelnummer 25 Pfg. — Inserate die dreigespaltene Nonpareillezeile 50 Pfg. — Abonnements nehmen alle Buchhandlungen und Postanstalten, sowie sämtliche Geschäftsstellen von August Scherl G. m. b. H. entgegen.

INHALT

Die Abhandlungen erscheinen in deutscher Sprache, englische und französische auf Wunsch der Autoren im Urtext

Luthers seelische Kämpfe in seiner früheren Mönchszeit.

Von Otto Ritschl, Professor an der Universität Bonn.

I.

Von Gewissensqualen und Seelennöten schwerster Art, durch die sich Luther, sei es noch während seines ersten Aufenthalts im Augustinerkloster zu Erfurt, sei es bereits während seiner ersten, bald beendeten Dozententätigkeit in Wittenberg, hindurchzuringen hatte, bis er seinen religiösen Frieden fand, ist in allen Lutherbiographien zu lesen. Dabei hat man in der Regel auch Luthers spätere Angaben über Zweifel an seiner Prädestination, von denen er in jungen Jahren schwer heimgesucht worden sei, verwertet und manchmal richtig kombiniert, daß Luther, da er sein eifrigstes Streben, durch fromme Werke aller Art Gottes Gnade zu erringen, als völlig erfolglos erkennen lernte, aus diesem Mißerfolg darauf zurückgeschlossen habe, er gehöre nicht zu den von Gott seit Ewigkeit zum Heile erwählten Menschen. Denn wenn es sich so verhielt, so lag in einem solchen vorherbestimmten Ausschluß von dem christlichen Heil allerdings eine scheinbar höchst evidente Erklärung dafür vor, daß Luther nirgends Fortschritte, sondern überall nur Rückschritte auf dem von ihm eingeschlagenen Wege zum Gewinn der göttlichen Gnade erlebte.

Auch diese Überlieferung von einer weiterhin sehr wichtigen und folgenschweren Phase in Luthers Entwicklung zum Reformator hat Denifle in Bausch und Bogen verworfen. Denn wenn er Luthers späteren Äußerungen über seine Jugendzeit, insbesondere soweit sie in seinen Schriften nach 1530 oder in seinen von anderen redigierten und teilweise interpolierten Tischreden vorkommen, überhaupt den Glauben verweigerte, so fielen aus seinem Bilde von Luthers früherem Leben in den Klöstern von Erfurt und Wittenberg auch alle die charakteristischen Züge aus, die mit dessen Zweifeln an seiner Prädestination zusammenhängen. Von den protestantischen Kritikern Denifles hat nun besonders W. B[illegible]n in seiner übrigens durchaus verd[illegible]chen Monographie über die Bedeutung der Konkupiszenz in Luthers Lehre und Leben (1908) der von Denifle proklamierten Skepsis an Luthers Glaubwürdigkeit allzuviel nachgegeben. Zwar nimmt er gegen Denifle eine bereits aus dem Jahre 1518 stammende Beschreibung Luthers von den Fegefeuer- und Höllenqualen, sowie sie nach dessen Ansicht einige Menschen schon bei Lebzeiten erfahren haben, als Quelle für Luthers eigene Erfahrungen in Anspruch und benutzt außerdem noch einige andere Äußerungen in Luthers älteren Schriften, um dieselben Erlebnisse zu charakterisieren. Aber einmal folgt Braun Denifle darin, daß er auf die von diesem beanstandeten späteren Mitteilungen Luthers stillschweigend verzichtet. Andererseits sucht

er die Auffassung zu begründen, daß Luthers Seelennöte wegen seiner Erwählung nur »mystische Exerzitien« gewesen seien. Aus Taulers Predigten nämlich und aus dem 11. Kapitel der deutschen Theologie, meint Braun, ergebe es sich, daß Luther nur nacherlebt habe, was jene Mystiker von dem verzehrenden inneren Fegefeuer berichten. Und speziell der Gedanke, daß Menschen, die sich gebührenderweise im tiefsten Grund der Hölle zu befinden glaubten, von Gott in den Himmel gerufen wurden, gehöre zu dem »eisernen Bestande der Mystik«.

Soll nun diese Auffassung, durch die Luthers Prädestinationszweifel für seine religiöse und theologische Entwicklung ziemlich gegenstandslos gemacht werden würden, auf ihre Durchführbarkeit hin geprüft werden, so bedarf es zunächst einer genauen Feststellung dessen, was Luther denn tatsächlich erlebt zu haben angibt, und wie er selbst zu verschiedenen Zeiten seines Lebens diese oder gleichartige Erfahrungen geschildert und beurteilt hat. Dabei aber ist es methodisch nicht nur zulässig, sondern auch unumgänglich, das gesamte Quellenmaterial aus Luthers Feder oder auch aus seinem Munde zu berücksichtigen, soweit es geeignet ist, Aufschluß über jene Frage zu gewähren. Denn nachdem es sich ergeben hat, daß Denifles einziger scheinbar triftiger Einwand gegen die Glaubwürdigkeit der späteren Angaben Luthers unzutreffend ist*), müßte jede einzelne von diesen Mitteilungen durch eine spezielle Untersuchung als unglaubwürdig erwiesen werden, bevor sie aus der Zahl der sonst verfügbaren Quellen ausgeschieden werden dürfte. Ehe dies nicht geschehen ist, behaupten sämtliche einwandfrei überlieferte Aussagen Luthers den Quellenwert, der überhaupt autobiographischen Angaben historischer Persönlichkeiten zukommt.

So oft Luther in seinen späteren Schriften, Briefen und Tischreden, namentlich wenn er andere in gleichartigen Anfechtungen zu trösten hatte, sich über Zweifel an der göttlichen Prädestination geäußert hat, ist er durchweg für den Grundsatz eingetreten, daß man nicht über Gottes verborgenen Erwählungs- oder Verwerfungswillen grübeln und ihm nachforschen dürfe, sondern daß man sich allein an Gottes Gnadenoffenbarung in Christus oder in dem Evangelium halten müsse, um hieraus gerade auch der eigenen Erwählung gewiß zu werden. Dagegen pflegte er die Zweifel an dieser und die daraus hervorgehenden Seelennöte als Anfechtungen des Teufels hinzustellen. Als Mittel gegen diese empfahl er aber teils Zerstreuungen, mitunter auch von nicht ganz einwandsfreier Art, teils trotzige Abwehr des Teufels, teils den trostbringenden Gebrauch der von der Kirche dargebotenen Gnadenmittel und das Vertrauen auf Gottes gnädige Verheißungen, die allgemeine Bedeutung haben und daher auch von jedem auf sich selbst bezogen werden dürfen. Im Zusammenhange solcher Ausführungen hat nun Luther wiederholt davon geredet, daß auch er selbst einst unter Zweifeln an seiner Erwählung schwer gelitten habe. Geschildert aber hat er diesen Zustand bald deutlicher, bald unbestimmter als eine Erfahrung höllischer Qualen, und als charakteristisch für die damit verbundene Verzweiflung hat er mehrfach Lästerungen hervorgehoben, die man in solcher seelischen Zerrüttung gegen Gott ausstoße.

Einerseits nun will Luther selbst jener Anfechtungen ledig geworden sein, indem er sich dazu aufgerafft habe, sie zu verachten und sich vielmehr an Gottes offenbaren Gnadenwillen zu halten. Dies entsprach seiner späteren Auffassung und seinen anderen Personen erteilten Ratschlägen. Die entsprechende Mitteilung darüber in einer Tischrede*) ist aber so summarisch gehalten, daß man nicht annehmen kann, Luther habe hier genauere Angaben über seine ehemaligen Erlebnisse machen wollen. Er bezeichnet vielmehr nur das seinem späteren Standpunkt entsprechende Gesamtergebnis seines Ringens mit jenen Zweifeln, als daß er hier bestimmtere Erinnerungen an deren unmittelbare Überwindung mitgeteilt hätte.

Dagegen rühmt er andererseits wiederholt dankbar die großen Dienste, die ihm Staupitz durch seinen Zuspruch und seine Beratung in jenen Nöten erwiesen habe. Insbesondere sind es zwei Gesichtspunkte, die nach Luthers Erinnerung Staupitz ihm gegenüber geltend gemacht hatte. Einmal verwies er ihn auf die Betrachtung der Wunden Christi, mit

*) Vgl. meinen Artikel über Luthers theologische Entwicklung bis zum Jahre 1519 in dieser Wochenschrift 1910, Sp. 1030, Anm. 4, 5.

*) Sämtliche Werke. Frankfurt und Erlangen. 60, 164.

der er sein Nachdenken über die Prädestination beginnen solle. Dann werde die Anfechtung von selber dahinschwinden. Ferner stellte Staupitz diese Anfechtung selbst als für Luther nützlich und notwendig dar. Denn nicht etwa planlos, sagte er zu diesem, prüft dich Gott in solcher Weise, sondern du wirst sehen, daß er deinen Dienst noch zur Ausführung großer Dinge brauchen wird.

So dankbar nun aber auch Luther dieser Trostworte von Staupitz in späteren Jahren gedacht hat, man kann doch nicht annehmen, daß sie unmittelbar oder bald schon einen befreienden Eindruck auf ihn gemacht haben. Wohl wiesen sie ihm den rechten Weg, den er dann auch selbst betreten hat, doch erst als er den Zugang dazu aus eigener Erfahrung gefunden hatte. So aber ersparten sie ihm auch nicht etwa die Fortdauer seiner schweren inneren Kämpfe. Vielmehr mußte sich Luther selbst durch diese unter höchster Steigerung seiner Seelenqualen ganz hindurchringen, bis sie sich erschöpften. Dann erst wird er auch für Staupitz' Tröstungen ein empfängliches Verständnis erreicht haben. Denn so wie Luther in einigen seiner früheren Schriften die von ihm durchlebten Höllenqualen einer völligen Verzweiflung an seinem Heile schildert, war sein Seelenzustand damals so beschaffen, daß auch die bestgemeinten Tröstungen noch wirkungslos an ihm abgleiten mußten, und daß er nur ganz von innen heraus sich allmählich wandeln konnte. Um was aber handelt es sich in den von Luther mehrfach beschriebenen Höllenqualen selbst?

II.

In seinem Kommentar zum Römerbrief hat es Luther 1516 für den höchsten Grad persönlicher Vollendung erklärt, wenn man wegen des göttlichen Willens bis zur Hölle resigniere. Er meinte, daß es vielleicht vielen so in ihrer Todesstunde ergehe. Zwei Jahre später aber finden wir diese Auffassung dahin ergänzt,*) daß auch in ihrem Leben einige Menschen die höllischen Qualen des Fegefeuers bereits gekostet haben. Für diese Ansicht beruft sich Luther zunächst auf einige Stellen aus den Psalmen und aus Jesaja, ferner auf mehrere ähnliche Fälle, die Tauler in seinen deutschen Predigten erwähnt habe. Dann aber fährt er fort: »Doch auch ich kenne einen Menschen, der nach seiner Versicherung diese Strafen öfters erlitten hat, zwar immer nur in einem ganz kurzen Zeitraum, aber so heftig und höllisch, daß sie weder die Zunge wiedergeben, noch die Feder beschreiben, noch ein Unerfahrener es glauben kann. Würden sie zur Vollendung gedeihen oder auch nur eine halbe, ja eine Zehntelstunde andauern, der Mensch müßte völlig vergehen und alle seine Gebeine zu Asche werden. Hier erscheint Gott entsetzlich erzürnt und mit ihm ebenso die gesamte Schöpfung. Es gibt dann kein Entfliehen und keinen Trost mehr, weder inwendig noch draußen, sondern bloß noch Anklagen. Man heult nur noch das Psalmwort: Verworfen bin ich vor deinen Augen, und man wagt nicht einmal mehr zu sagen: Herr, strafe mich nicht in deinem Zorn. In diesem Augenblick vermag wunderbarerweise die Seele nicht zu glauben, daß sie jemals erlöst werden könne, sie fühlt nur die noch nicht abgetragene Strafe. Und doch ist diese ewig, und man kann sie nicht für endlich halten. So bleibt nur noch übrig die nackte Sehnsucht nach Hilfe und ein entsetzliches Stöhnen. Aber man weiß nicht, wo man die Hilfe suchen soll. Hier ist die Seele ausgebreitet vor*) Christus, so daß alle ihre Gebeine gezählt werden können. Und es gibt in ihr keinen Winkel, der nicht erfüllt wäre von bitterster Bitternis, von Grauen, Schrecken, Furcht. Dies alles aber wird als etwas ewiges empfunden ... Während so die Seele von einer in sie überfließenden ewigen Überschwemmung betroffen wird, fühlt und schlürft sie nichts, als nur ewige Strafe. Doch bleibt der Zustand nicht, sondern er geht wieder vorüber. Wenn also Lebenden diese Höllenstrafe, d. h. jener unerträgliche und untröstbare Schrecken, widerfährt, so scheint noch mehr eine ebensolche Strafe, nur freilich dauernd, die Seelen im Fegefeuer zu treffen. Und auch hier ist jenes innere Feuer noch weit

*) Martin Luthers Werke. Weimar. I, 557 f.

*) Im Texte steht *cum*, ich vermute, daß es vielmehr *coram* heißen muß, sei es, daß ein Druckfehler vorliegt oder daß eine Abbreviatur mißverstanden worden ist. *Cum Christo* nämlich ergibt hier überhaupt keinen vernünftigen Sinn. Bei *coram Christo* aber wäre Christus als der strenge Richter zu denken, der die ganze Seele völlig durchschaut und auf den ihm nun entgegentretenden Befund ihrer Verwerflichkeit hin verdammt. Von Luthers Auffassung Christi als eines solchen Richters wird weiter unten noch die Rede sein.

quälender als das äußere. Wenn nun Jemand das nicht glauben will, so streite ich nicht mit ihm. Das aber habe ich bewiesen, daß jene Ablaßprediger vieles behaupten, was sie entweder nicht verstehen oder allzu verwegen bezweifeln. Denn in diesen Dingen muß man mehr den Erfahrenen glauben, als den Unerfahrenen, wie jene es sind.«

Die lebendige Anschaulichkeit in dieser Beschreibung der Höllenqualen macht es wahrscheinlich, daß Luther hier aus eigner Erfahrung geredet hat. Dem steht auch nicht etwa der unpersönliche Eingangssatz entgegen. Vielmehr spricht dieser dafür, wenn man damit die Art und Weise vergleicht, wie der Apostel Paulus 2. Cor. 12, 2 ein gleichfalls übersinnliches Erlebnis, das er erfahren hatte, und worüber er berichtet, ebenso mit den Worten: ich kenne einen Menschen usw. zu beschreiben beginnt. Ja es scheint so, als ob Luther dem Beispiel des Paulus direkt gefolgt ist, indem er sich die von diesem gewählte Redeform aneignete, um in ihr von Dingen zu reden, die auch für den, welcher sie erlebt hat, eigentlich unsagbar sind.

Und noch einmal kommt Luther eine halbe Seite später auf dieselbe Erfahrung zu sprechen, wenn er sagt: »Während die Seele im Fegefeuer ist, fühlt sie ausschließlich Verzweiflung, nicht als ob sie wirklich verzweifelte, sondern weil sie sich vor Angst in einer so großen Bestürzung und Verwirrung befindet, daß sie gar nicht mehr fühlt, daß sie eigentlich doch noch hofft. Hier hilft allein der Geist, soweit es möglich ist, ihrer Schwäche, indem er mit unaussprechlichen Seufzern Fürbitte für sie einlegt (nach Röm. 8, 26). So ergeht es auch den bei Lebzeiten angefochtenen Seelen, daß sie nicht wissen, ob sie hoffen oder verzweifeln. Vielmehr meinen sie zu verzweifeln, indem nur noch jenes Seufzen um Hülfe übrig ist. An diesem Zeichen jedoch merken nicht zwar sie selbst, wohl aber andere, daß sie eigentlich doch noch hoffen.« Bei diesen letzten Worten hat Luther vielleicht Staupitz im Sinne gehabt, der ja die wahre Natur von Luthers eigner Verzweiflung richtig erkannt und große Hoffnungen daraus hergeleitet hatte. Luther aber nimmt in der ganzen Stelle bereits einen andern Standpunkt ein, als in der kurz vorhergehenden Beschreibung seiner Höllenqualen selbst, indem er nun nachträglich die auch von ihm durchlebte Verzweiflung darauf hin ansah und beurteilte, wie sie doch auch schon die Keime einer weiterhin frei werdenden Hoffnung in sich birgt. Davon wird noch weiter unten die Rede sein.

Sollte aber doch noch ein Zweifel darüber bestehen, daß Luther bei der oben wiedergegebenen Schilderung der höllischen Qualen wirklich seine eignen Erfahrungen im Sinne gehabt habe, so beachte man weiter, daß er in einer anderen Ausführung die Zweifel an der eignen Erwählung direkt als Anfechtungen durch die Hölle hingestellt hat.*) Auch in diesem Bilde fehlen nicht die charakteristischen Züge des Hasses und der Lästerung gegen Gott. Und Luther schließt diese Darlegungen mit dem Ausspruch: »Das heißt mit der Hölle angefochten, wenn der Mensch mit Gedanken seiner Vorsehung wird angefochten«. So aber ist man vollends berechtigt, überhaupt alle Schilderungen Luthers von den Höllenqualen auf sein eignes Erleben zurückzuführen. Denn daß er durch Zweifel an seiner Erwählung angefochten worden ist, kann nach seinen zahlreichen einwandfreien Angaben darüber unmöglich in Abrede gestellt werden.

Unter diesen Umständen wird man also auch eine fernere Beschreibung**) ähnlicher Art darauf hin unsersuchen dürfen, wie weit sich in ihr die Nachwirkung von Luthers eignem früheren Erleben verrät. Zugleich unter Berufung auf Hiob 5, 19 legt Luther Psalm 22, 8 f. so aus, daß er hier sechs auf einander folgende Schreckenszustände andeutungsweise bezeichnet findet. Die Sechszahl ist hier freilich nur ein künstliches Schema. Im einzelnen aber finden wir nicht wenige Züge, durch die das konkrete Bild von Luthers inneren Erlebnissen noch erheblich bereichert wird.

Unter den Gesichtspunkt eines ersten Erschreckens stellt Luther die Erfahrung, wie der Seele die Augen über ihre Sünde geöffnet werden und sie sich in der Schmach ihrer Schlechtigkeit vor der ganzen Welt entblößt sieht. Darauf erkennt sie zweitens, wie sie so auch dem Spotte der erbarmungslosen Welt preisgegeben ist, die sie im Stiche läßt, während sie zugleich von Dämonen mit Gedanken von derselben Art gepeinigt wird. Widersteht sie jedoch auch diesen Anfechtungen in starkem Glauben, so zeigt sie sich jedenfalls drittens den Anklagen des gött-

*) Luthers Werke, Weimar. II, 688.

**) Ebenda V, 620 ff.

lichen Gesetzes in der heiligen Schrift nicht gewachsen. Das Gesetz aber wirkt an sich Zorn, es vergrößert die Sünde und ist ein Wort des Todes, das den Zugang zum Paradiese verwehrt. Doch versagt viertens auch der Trost des Evangeliums, wenn die Seele zwar glaubt, daß Christus als das Haupt aller vor dem tötenden Pfeile des Gesetzes schützt, aber daran zweifelt, daß sie selbst unter seinem Schutze stehe. Denn sie läßt sich daran durch Worte wie Joh. 6, 41; Matth. 13, 20; 15, 13 irre machen.

Schon diese Bibelsprüche führen auf den Gedanken der göttlichen Prädestination, der nun weiter in sich steigernder Entsetzlichkeit die folgenden Schrecken bestimmt. Denn fünftens denkt sich die Seele Christus als den Vollstrecker des göttlichen Willens. Damit aber entschwindet er ihr vollends als der Mittler, und sie muß nun ihre Sache ganz allein vor Gott führen. So grübelt sie über Gottes Willkür und folgert aus der Beschränkung der Gnade auf die Erwählten, daß Christus nach Gottes unwandelbarem Willen nur deren Haupt sei. Und nun erliegt sie der höchsten Gefahr, die die Prädestination mit sich bringt. Diese Gefahr aber ist ausgedrückt in dem Wort bei Matth. 27, 43: »er hat auf Gott vertraut, der möge ihn erretten, wenn er will.« Denn damit ist gesagt, daß, weil man verlassen sei, man auch erkennen müsse, daß man Christo überhaupt nicht angehöre.

Von diesem Zweifel an der Zugehörigkeit zu den Erwählten, deren Haupt Christus ist, führt aber endlich sechstens noch ein letzter Schritt zu der Schlußfolgerung, daß man überhaupt nicht erwählt sei. Öffneten sich nun schon bei dem Zweifel an der eigenen Erwählung die Pforten der Hölle, und fühlte man zugleich bereits deren Vorschmack, so wird man durch den Gedanken, daß man ewig verworfen sei, vollends in sie hineingestoßen und von ihr verschlungen. Der Höllenschlund schließt über der Seele seine Pforte, und sie wohnt nun in der Hölle selbst. Dann folgt ein Satz*), der schwer verständlich ist, da man nicht sieht, wer in ihm als Subjekt zu denken ist. Vielleicht aber sind als solches die ja auch in der Hölle als wohnhaft gedachten Dämonen gemeint. Dann sind sie es, die der Seele zuflüstern, daß Gott nur rettet, wen er will, und die ohne Rücksicht auf Gottes Können und Wissen nur eben sein Wollen betonen, und auch dieses gerade nur, sofern es sich auf den einzelnen Menschen richtet. Ob Gott aber gerade auch diesen will, daran erwecken sie Zweifel, ja sie unterstellen, daß er ihn nicht will. Dann fährt Luther fort, in der Hölle werde der elende Mensch zu den Frevlern und den Söhnen des Verderbens gerechnet, und er selbst fühle nichts anderes als dies. Nun sind auch Lästerungen und Flüche an der Tagesordnung, und man beginnt, Gott als ungerecht, wütend und grausam zu verurteilen.

Fragen wir nun, wieweit etwa Luthers eigene Erfahrungen in dieser Beschreibung der sechs Schrecken zum Ausdruck kommen, so entbehren zunächst die beiden ersten noch jedes individuellen Gepräges. Luther folgt hier einfach nur dem Text des von ihm auszulegenden Psalmworts und sieht sich durch dessen beide erste Satzglieder (*videri omnibus* und *derideri*) veranlaßt, die ihrer Sünde bewußt werdende Seele in entsprechenden Situationen vorzuführen. Hier also liegt noch kein Grund vor, an bestimmte eigene Erlebnisse Luthers zu denken. Erst der ausdrücklich als Steigerung der vorigen bezeichnete dritte Schrecken entspricht, wie der späteren Lehre Luthers von den typischen Wirkungen des Gesetzes, so auch seinen persönlichen Erfahrungen, die das Modell für diese Lehre abgegeben haben. Durchaus charakteristisch ist es auch, daß Luther hier einzelne biblische Worte, die die Seele wegen ihrer Sünde anklagen, mit Strafe bedrohen und wie Pfeile in ihr haften bleiben, ein Bewußtsein von Unseligkeit erregen läßt, in dem man sich, durch die List und Bosheit der Dämonen bedrängt, für sehr viel mißförmiger und schrecklicher hält, als man es in Wirklichkeit ist. Man wird kaum irregehen, wenn man annimmt, daß Luther hier schon ganz aus eigener Erfahrung redet, und daß gerade auch in ihm selbst durch einzelne Bibelworte von gesetzlichem Charakter die Gewissensnöte ausgelöst worden sind, die weiterhin doch nicht nur auf die moralische Frage nach seiner Gesetzesübertretung beschränkt geblieben sind.

---

*) *Hoc faciunt, quando dicunt: Salvum faciant eum, quoniam vult eum. Neque enim simpliciter dicunt: quoniam vult, potest aut novit, sed: vult, nec solum: vult, sed addunt: eum, cum nemo dubitet, Deum posse, nosse, velle salvum facere, sed an et eum velit, hoc moliuntur illi dubium, immo nihil facere.*

Denn es bleibt, wie nun an vierter Stelle weiter ausgeführt wird, nicht einfach bei der Verurteilung durch das Gesetz, die andererseits die Seele selbſt im Gefühl ihrer Strafwürdigkeit als berechtigt anerkennt. Vielmehr macht über das Gesetz hinaus das Evangelium der Seele neue Not. Wohl soll es dieser eine Hilfe gegen den Todespfeil des Gesetzes bringen, und sie sucht sich auch darauf zu ſtützen, doch ohne daß es ihr mehr gelänge. Luther sucht dies durch eine Allegorese verſtändlich zu machen, zu der er sich durch das dritte Satzglied seines Textes (*locuti sunt labiis*) herausgefordert sah. Demgemäß nämlich deutet er das Gesetz als die Unterlippe, das Evangelium als die Oberlippe eines Mundes. Von diesem aber ſtreckt sich gemäß dem vierten Satzgliede (*moverunt caput*) bei einer Abwendung des ganzen Hauptes die Unterlippe weit vor die Oberlippe. Zugleich wird Chriſtus als das Haupt aufgefaßt, das durch Satans Tücke abgewendet wird, so daß nun der Zweifel an Chriſtus als auch ihrem Haupte in der Seele Boden gewinnt. Das alles sind Konſtruktionen einer allegorischen Auslegung, die gegen Luthers eigene Erfahrungen an sich indifferent sind. Aber was er mit diesen Darſtellungsmitteln erreichen will, entbehrt doch keineswegs des Zusammenhangs mit seinen eigenen früheren Erfahrungen.

Allerdings entspricht es erſt seiner späteren Theologie, daß er schlechtweg das Evangelium als eine Macht des Troſtes ansah, der durch die Abwendung des Hauptes unwirksam gemacht werde. Aber das Bedürfnis nach Troſt war jedenfalls auch schon in seiner ehemaligen geſteigerten Gewissensnot lebendig. Wir wissen ferner aus seinem eigenen Munde, daß damals andere, vor allem Staupitz, ihn zu tröſten versucht haben. Besonders aber versprach sich Luther als junger Mönch von Generalbeichte und Bußsakrament durchgreifende Hilfe in seiner Sündennot. Das katholische Bußsakrament jedoch setzte Chriſti Erlösungsleiſtung als den Hauptgrund der in ihm erteilten Absolution voraus. Nun aber wagte Luther deshalb nicht, sich dieser zu getröſten und auf sie zu hoffen, weil er die zugleich von seiner Seite zu leiſtenden Bedingungen einer vollſtändigen Buße niemals für hinreichend erfüllt halten konnte. So wenig wie später*) vermochte er in seinen früheren Kloſterjahren eine Zerknirschung über seine Sünde aufzubringen, die den hohen Ansprüchen seiner Aufrichtigkeit sowohl wie seiner überempfindlichen Gewissenhaftigkeit auf die Dauer voll genügt hätte. Sobald er nun diesen Mangel erſt einmal als unverbesserlich erkannt hatte, konnte ihm daraus sein peinlich reizbares und schon aufs ſtärkſte erregtes Gewissen nur wieder erſt recht schwere Vorwürfe machen. So aber mußte ihm eben das, was doch dazu hatte beitragen sollen, seine frühere Sünde und deren Schuld wieder auszugleichen und gut zu machen, zu einer neuen Sünde werden, ja zu einer Sünde höheren Grades. Denn zu dem früheren primären Gefühl von Strafwürdigkeit vor dem Gerichte Gottes kam nun noch die Zurechnung des neuentdeckten Unvermögens hinzu, durch genügende *contritio* nur erſt die Anfangsbedingung für eine Lösung jener erſten Schuld zu leiſten. Stellte sich so aber ſtatt der erhofften Gewissenberuhigung vielmehr eine gehäufte und geſteigerte Gewissensnot ein, so verſteht es sich hieraus auch, wie sich Luther der an sich Troſt gewährenden Gemeinschaft mit Chriſtus immer mehr entrückt fühlen konnte. Denn in der Beschreibung des vierten Schreckens iſt eben dieser Mißerfolg mit dem Evangelium Chriſti das Ergebnis, das nun zu den eigentlichen Prädeſtinationszweifeln den Übergang bildete.

*) Vergl. dazu Braun a. a. O., S. 45 f.

Denn in der Schilderung der beiden letzten Schrecken sind es allem Anschein nach durchaus die eigenen früheren Erfahrungen, die Luther für seine nun auch ganz konkreten Ausführungen das Anschauungsmaterial dargeboten haben. Der der Seele bereits entfremdete Chriſtus erscheint ihr nun gar nicht mehr als der Mittler mit Gott, sondern nur noch als derjenige, welcher Gottes Anordnungen durchführt. Hier hat die von Denifle höhnisch verspottete Erinnerung Luthers ihren Platz, daß ihm Chriſtus nur noch als der ſtrenge Richter gegolten habe, sowie er ihn einmal auf dem Regenbogen sitzend abgebildet gesehen hatte. Wenn es dann aber weiter heißt, die Seele hoffe in diesem Stadium ihrer Bedrängnis allein noch auf Gott, daß er es bewirken möchte, daß ihr Chriſtus wieder gegeben werde, so darf man damit die später nicht seltenen Äußerungen Luthers vergleichen, in denen der außerhalb seiner Offenbarung in Chriſtus angeschaute Gott

als der Feind der sündigen Menschheit dargestellt wird, auf den man lediglich vergeblich hofft. Denn den Gott ohne Christus denkt sich Luther auch später nur als das Subjekt einer *voluntas beneplaciti*, vermöge deren er lediglich aus verantwortungsloser Willkür allein seine Erwählten errettet.

An der Zugehörigkeit zu diesen aber beginnt die Seele eben nun zu zweifeln. Sie läßt sich von den Dämonen einflüstern: *Christum non esse tuum, jam vides, quia desereris.* Aus diesem Worte ergibt sich die Berechtigung für die oben schon hervorgehobene Kombination zwischen Luthers Prädestinationszweifeln und den bisherigen religiösen Mißerfolgen, die diesen vorangegangen waren. Denn die Annahme, er sei nicht erwählt, bot eine jedenfalls seinem Verstande höchst einleuchtende Erklärung dafür dar, daß er bisher trotz aller seiner angestrengtesten Bemühungen doch niemals die persönliche Überzeugung von Gottes Gnade hatte gewinnen können. Wenn er eben von Ewigkeit her nicht zu der Gemeinschaft der Menschen erwählt war, deren Haupt Christus ist, so konnte er tun so viel er wollte, und Gott enthielt ihm doch nur ganz folgerecht die Gnade vor, aus deren Wirkungskreise er nun einmal von vornherein ausgeschlossen war.

War aber erst schon bloß der Gedanke an die Möglichkeit dieses Zusammenhanges in Luthers Seele aufgetaucht, so gab es weiterhin kein Halten mehr auf dem Wege nach abwärts. Der Zweifel an der eigenen Erwählung mußte sich alsbald zur Gewißheit der eigenen Verwerfung umsetzen. Und erst diese Anfechtung war als der letzte und äußerste Schrecken, der möglich war, gleichbedeutend mit der persönlichen Erfahrung der höllischen Strafe und Verdammung selbst. In deren Schilderung aber scheint der oben schon mitgeteilte schwierige Satz Luthers eigentümlichste Erfahrungen wiederzugeben. Vielleicht sind es halluzinatorische Stimmen gewesen, die er in einem Augenblicke seiner höchsten Qual wirklich innerlich gehört hatte. Dann aber konnten sie nach seiner ganzen Weltansicht auch nur von dem Teufel oder den Dämonen selbst herrühren, die ihm darin seine ewige Verwerfung zu Gemüte führten. Die Gotteslästerungen endlich, in denen sich dann die so gepreßte und zerrüttete Seele Luthers Luft machte, bilden den Abschluß und den Höhepunkt in dem Seelengemälde voller Entsetzen und Schrecken.

III.

Auch in der Vorrede zur Sammlung seiner Schriften von 1545 redet Luther, bevor er berichtet, wie er über die Stelle Röm. 1, 17 ins klare gekommen sei, von seinem wenn nicht blasphemischen, so doch stark aufbegehrenden Murren gegen Gott und dessen Gerechtigkeit und Zorn. Die Ausdrücke, in denen er hier davon spricht, sind allerdings blasser und farbloser als die in den bisher betrachteten, um 25 Jahre und mehr zurückliegenden Schilderungen, in denen ihm noch eine frischere Erinnerung die Feder geführt hat. Gehandelt aber hat es sich doch auch in jener Vorrede von 1545 um die Beschreibung derselben inneren Erlebnisse, die uns die älteren Mitteilungen über sie in kräftigeren Strichen und lebhafterem Kolorit entgegentreten lassen. In derselben Vorrede ist nun Luther überhaupt über manche Einzelheiten jener Jugenderfahrungen, deren gründlichere Kenntnis für uns von dem größten Interesse sein würde, nur allzu eilig hinweggegangen. So erfahren wir denn auch nichts Genaueres über die Stimmungen und Gedanken, von denen er in der Zeit bewegt wurde, die zwischen dem Höhepunkt seiner Seelenqualen und der plötzlichen Erleuchtung über den wahren Sinn des Begriffs: göttliche Gerechtigkeit lag. Nur daß dieser Zwischenzeitraum nicht allzu kurz gewesen sein kann, verrät sich andeutungsweise in Luthers Angabe, daß er Tage und Nächte lang über Röm. 1, 17 nachgesonnen habe.

Daß aber schon in dieser Zwischenzeit ein innerlicher Umschwung in Luthers gesamter Gesinnung und Denkweise eingetreten sein muß, darf daraus wohl geschlossen werden, daß die neue Erkenntnis von der Synonymie der Begriffe Gerechtigkeit und Gnade, um als Quietiv für Luthers bisheriges religiöses Ringen wirksam werden zu können, bereits auf eine empfängliche, nicht mehr zum Murren und zur Lästerung geneigte Stimmung gestoßen sein muß, in der Luther sofort mit starker und froher Überzeugung nur einfach zugriff, als er sich des Gedankens von Gottes Gnade als des eigentlichen Sinnes der Röm. 1, 17 gemeinten Offenbarung des Evangeliums bemächtigte. In Luthers Berichten von seinem damaligen Erleben fehlt

eben ein sehr wichtiger Ton, der uns doch aus seiner Lehre von dem normalen Gewinn der göttlichen Gnade sehr deutlich und wirkungsvoll entgegenklingt. Denn hier heißt es immer, der Mensch müsse erst vollkommen demütig werden und auf jede eigne Geltung vor Gott bedingungslos verzichten, bevor er überhaupt imstande sei, sich das Gnadenangebot Gottes mit innerlicher Zustimmung anzueignen. Oder Luther sagt auch — schon 1514 oder 1515 begegnet uns im ersten Psalmenkommentar diese Anwendung des Wortes Jes. 28, 21 — Gott wirke an uns zunächst ein fremdes Werk, um dann erst sein eigentliches Werk, nämlich die Begnadigung, durchführen zu können. Später nun gilt ihm in der Regel nur noch das Gesetz als das Mittel, durch das Gott jenes ihm im Grunde fremde Werk, die völlige Demütigung des Sünders, verrichtet, der so erst überhaupt begnadigungsfähig werde. In einigen älteren Ausführungen Luthers erscheint aber nicht vor allem die demütigende Wirkung des Gesetzes, sondern die darüber noch hinausgehende Erfahrung einer höllischen Verzweiflung als der eigentliche Inhalt jenes fremden Werkes Gottes.

Dann aber muß auf die Paroxysmen, die Luther als Höllenqualen nebst wilder Auflehnung und Lästerung gegen Gott erfahren hatte, zunächst eine starke Reaktion eingetreten sein, die in seiner Seele eine Stimmung tiefster Willenlosigkeit, Demut und Ergebenheit in Gottes Willen hinterlassen hat. Hier haben wir bei ihm selbst die *resignatio in infernum* zu sehen, von der schon oben die Rede gewesen ist. Denn hilft eben doch nichts gegen den einmal feststehenden Verwerfungswillen Gottes, so bleibt dem ohnmächtigen, im Grunde aber doch nach Rettung sehnsüchtigen Menschen gar nichts anderes mehr übrig, als sich Gott sogar in diesem schwersten Geschick, das er jemanden auferlegen kann, bedingungslos zu fügen. Eine solche Ergebung aber birgt, wie Luther später selbst hervorhob*), bereits den Keim der Rettung in sich. Denn wer sich demütig Gottes Willen so völlig angleicht, daß er auf allen Eigenwillen freiwillig verzichtet, den muß Gott lieben, und den wird er retten. Freilich nicht sofort wird auch schon diese Folgerung sich Luther aufgedrängt haben. Vielmehr sehen wir ihn noch ganz in dumpfer Schwermut, wie er selber sagt, recht zur Unzeit nach der Bibel greifen, um aus Röm. 1, 17 zu erkennen, was denn eigentlich Paulus gewollt habe, indem er von der Offenbarung der Gerechtigkeit Gottes im Evangelium redete. Endlich aber wird es nach langem Sinnen Licht in seinem Gemüte. Denn da sich doch bereits nach und nach die Stimmung demütiger Ergebung in ihm durchgesetzt hatte, war er nun auch dazu imstande, sich dem Eindruck der göttlichen Gnade, deren Synonymie mit Gottes Gerechtigkeit ihm plötzlich entgegensprang, mit uneingeschränkt empfänglichem Herzen hinzugeben.

Rekonstruiert man so auf Grund der eigenen direkten und mittelbaren Zeugnisse Luthers den Gang der von ihm in der entscheidenden Zeit seines inneren Lebens erfahrenen Entwicklung, so ergibt es sich einmal, daß der von ihm nach der höchsten Steigerung seiner Seelenqualen durchlebte Umschwung zuerst ein solcher von moralischer Art gewesen ist. Infolge der Höllenqualen, die er in seinem zermürbten Gewissen erlebte und überstand, gewann er, als er dann aus der tiefsten Betäubung aller Kraft seines Hoffens und Fürchtens allmählich erwachte und wieder aufstrebte, zunächst eine neue Gesinnung. Der ehemals selbstgerechte, durch Furcht vor Strafe und durch Lohnsucht bestimmte junge Mönch ergibt sich in tiefster Demut und unbedingter Selbstverurteilung freiwillig dem allmächtigen Willen Gottes. Hier liegt in Luthers innerer Entwicklung zugleich der Ursprung des von ihm bis 1517 in höchster Zuspitzung vertretenen Demutsideals. Denn er wird, bis er in dem Thesenstreit sehr bald schon die Stimmung eines hochgemuten und trotzigen Kämpfers für Gottes Ehre gewinnt, in seinem gesamten theologischen Denken so völlig durch jenes Ideal bestimmt, daß es einfach unmöglich ist, anzunehmen, er habe es sich nur nach dem Vorbilde anderer angelernt und es etwa von Augustin, Bernhard von Clairvaux, Tauler und dem Verfasser der deutschen Theologie wie eine gangbare theologische Lehre der mittelalterlichen Mystik übernommen. Vielmehr waren ihm um 1515 die von Tauler und in der deutschen Theologie mitgeteilten Beispiele einer *resignatio in infernum* und die sie umrahmenden Empfehlungen der äußersten

*) Luthers Vorlesung über den Römerbrief 1515/16. Herausgegeben von J. Ficker. I, 2, 215 ff.

Demut deshalb von Wert, weil er in ihnen eine willkommene Bestätigung seiner durch eigenes Erleben gewonnenen wichtigsten Überzeugungen fand. Und in der keuschen Scheu, sich auf die geheimsten eigenen Erlebnisse tiefster Seelenbedrängnis und erhebendster Gewissensberuhigung vor aller Ohren und Augen zu berufen, pries er um so lauter und höher die erst 1515 von ihm entdeckten Gesinnungsgenossen, Tauler und den Verfasser der deutschen Theologie.

In derselben Keuschheit und Zurückhaltung ist aber auch der Grund dafür zu erkennen, daß Luther nur selten über die eigentliche Art seiner Prädestinationszweifel spärliche Andeutungen gemacht hat, die aber immerhin so viel erkennen lassen, daß wir uns ein ungefähres Bild auch von diesen Erfahrungen machen konnten. Zugleich scheint mir Luthers spätere herbe Ablehnung aller derer, die sich auf innere Offenbarungen beriefen, um darauf Neuerungen in der Lehre zu begründen, als ein Ausfluß der eigenen keuschen Zurückhaltung zu beurteilen zu sein. Weist er doch gelegentlich selbst solche Ansprüche damit zurück, daß dergleichen Propheten ja gar keine Ahnung von Erfahrungen hätten, so wie er sie in den Schrecken seines Gewissens gemacht hatte. Er aber stützte seine eigene Lehre niemals auf diese Erfahrungen seines persönlichen religiösen Werdens, sondern lediglich auf Gottes Offenbarung in der heiligen Schrift, für die er allerdings ein homogenes Verständnis nicht ohne dieselben Erfahrungen gewonnen hatte.

Stellte Luther nun aber auch Anfechtungen wegen der Prädestination, wenn sie ihm später bei anderen begegneten, und er diese auf den rechten Weg weisen wollte, durchweg unter den Gesichtspunkt von teuflischen Einflüssen, so schloß sich damit doch die andere Betrachtung nicht aus, daß er gerade im Blick auf seine eigenen Erfahrungen vielmehr deren Bewirkung durch Gott anerkannte. Diese doppelte Betrachtungsweise ist freilich paradox, und in ihr liegt der Grund zahlreicher anderer Paradoxien, die für Luthers religiöses Denken charakteristisch sind, aber hier nicht auch besprochen werden können. Immerhin stellte sich ihm, wie schon oben gezeigt ist, gerade auch in seinen Erfahrungen von den Qualen der Hölle das fremde Werk dar, das Gott zunächst, um ihn zu demütigen, an seiner Seele hatte vollbringen müssen. Denn indem er so zunächst von seiner früheren selbstgerechten Lohnsucht und von aller Angst vor Gottes Strafen befreit wurde, begann Gott nach Luthers Überzeugung zugleich das eigentliche Gotteswerk auszuführen, dessen Ziel und Ergebnis die Rettung seiner Seele war.

So betrachtet aber erschienen ihm zuweilen beide Werke Gottes in ihrer identischen Wirkung als eine einheitliche Gottestat. In diesem Sinne rechnet*) Luther in der Schrift »*de servo arbitrio*« von 1525 neben den Anfechtungen, den Übeln, den Irrtümern auch die Hölle zu den *optima opera Dei*, die in den Augen der Welt nur höchst böse und verdammungswürdig seien. Und vorher**) schon hieß es: »Wenn Gott lebendig macht, so tut er es, indem er tötet, wenn er rechtfertigt, indem er schuldig macht, wenn er jemanden in den Himmel hebt, indem er ihn in die Hölle führt.« Oder ein andermal***): »Wir werden verwundet und ertötet und doch eben dadurch gerettet.« Ferner†): »Wenn Gott scheint am fernsten zu sein, so ist er am nächsten.« Ja Luther erklärt††): »Eins will ich keck und frei sagen: In diesem Leben sind Gott keine Menschen näher, als jene Hasser und Lästerer Gottes, keine sind ihm angenehmere und befreundetere Söhne.« Zuvor aber war gerade wieder von dem Gefühl einer unbesieglichen Verzweiflung die Rede gewesen, die sich als eine Anfechtung der Hoffnung und als die zweifellos schwerste unter allen Versuchungen darstelle. Denn sie schließe zugleich in sich ein den höchsten und ewigen Haß gegen Gott, Lästerungen, Flüche und alle unsagbaren Schlechtigkeiten der Hölle gegen Gottes höchste, gepriesene und ruhmvolle Majestät.

Gerade über solche Urteile Luthers darf man nicht achtlos hinweglesen. Sie sind der direkte Niederschlag seiner hier besprochenen furchtbarsten und in ihrer Wirkung doch wieder beseligendsten Erfahrungen. Und sie erklären vieles in seiner Theologie, was befremdet, wenn man es nicht aus der religiösen Anschauung heraus versteht, die der eigentliche Ertrag seiner Gewissenskämpfe

---

*) Opera varii argumenti. Francof. 7,254.

**) Ibidem p. 154.

***) Werke. Weimar. III, 455, 24.

†) Ebenda VIII, 370, 16.

††) Ebenda V, 170, 25 f.

um die eigene Erwählung geweſen iſt. Darin aber iſt zugleich die Wichtigkeit des Themas begründet, das ich hier in der Meinung be⸗handelt habe, daß es auch für weitere Kreiſe, als nur für Theologen, von einigem Intereſſe ſein müßte.

Bürgerkunde und ſtaatsbürgerliche Erziehung.

Von Adolf Matthias, Wirklichem Geheimen Oberregierungsrat, Berlin.

(Schluß)

Zunächſt iſt die Forderung abzuweiſen, daß die Bürgerkunde als ein beſonderes Unterrichtsfach in beſonderen Stunden neben den bisherigen Stunden eingerichtet werde. Abgeſehen davon, daß wir ſchon eher zu viel Stunden im Unterrichtsplane haben, ſo daß eine Verminderung erwünſchter erſcheint als eine Vermehrung, würde der bürgerkund⸗liche Unterricht als ſelbſtändiges Weſen ſich recht unglücklich und langweilig ausnehmen. Nur im Zuſammenhang mit der Geſchichte, nur ſo, daß wir aus dem Werden das Sein verſtehen, daß aus der Entwicklungsgeſchichte das gegenwärtige Gegenſtändliche ſich ergibt, kann dieſer Unterricht lebensvoll und reich an Bewegung werden. Will man aber Bürger⸗kunde ſyſtematiſch lehren etwa nach Lehr⸗büchern, wie ſie in Frankreich in den Büchern von Paul Bert (L'instruction civique à l'école) oder Liard (Morale et enseignement civique à l'usage des écoles primaires) vorliegen, ſo wird man die ödeſte Langeweile mit ſich bringen oder aber zu oberflächlicher Phraſen⸗macherei verführt werden. In einer Zeit, wo wir in allem Unterricht von Abſtraktionen und ſtarrer Syſtematik Abſtand nehmen und zu lebensvoller, entwicklungsgeſchichtlicher Behandlung greifen, wo wir z. B. auch die Naturwiſſenſchaften biologiſch mit Leben erfüllen, ſollen wir doch den Geſchichts⸗unterricht nicht dadurch töten, daß wir die Bürgerkunde als ein ſyſtematiſches Sonder⸗fach in langweilige Iſolierung ſtellen und ihr die biologiſche Kraft nehmen.

Etwas anderes iſt noch zurückzuweiſen: die Forderung, daß in Bürgerkunde ein be⸗ſonderes Examen angeſetzt werde. Das fehlte noch, daß wir auch dieſes zukunftsfrohe Fach in Abhängigkeit von dem jeweiligen Reprä⸗ſentanten der Aufſichtsbehörde ſetzten und in die Schablone abfragbaren Wiſſens preßten. Es kommt doch vor allem darauf an, daß wir das Wiſſen zum Urteil und zur inneren Beherrſchung bilden, daß wir den Sinn und Verſtand öffnen und die Beobachtungsgabe für politiſche Verhältniſſe und für das ſo⸗ziale Leben um uns ſtärken; ob das mit Er⸗folg geſchehen iſt, kann ein Examen nicht feſtſtellen, ſondern nur das lebhafte Intereſſe, mit welchem die Schüler ſich dieſem Fache widmen. Man ſchicke deshalb nicht Exami⸗natoren, auch nicht deprimierende Reviſoren in dieſen Unterricht, ſondern tüchtige Fach⸗männer, die nach Kenntnisnahme des Be⸗triebes den Lehrern mit gutem Rat zur Hand gehen, wie und wo noch zum Beſten dieſes Unterrichts dieſes oder jenes geſchehen kann.

Vor allem aber halte man dem Unterricht alles fern, was nach politiſcher Parteinahme ausſieht. Daß gegen die Bürgerkunde Be⸗denken nach dieſer Richtung hin vorhanden ſind, dürfen wir uns nicht verhehlen; und daß dieſe Bedenken gerechtfertigt ſind, be⸗weiſen Taktloſigkeiten, die bereits vorge⸗kommen ſind. Auf keinem Gebiete muß alſo der Lehrer ſo mit dem feinſten päda⸗gogiſchen Takt einſetzen wie auf dieſem. Auch aus dieſem Grunde iſt es gut, den Zuſammenhang mit dem Geſchichtsunterricht feſtzuhalten, damit politiſche Belehrungen, welche durch Berührung mit Gegenwarts⸗verhältniſſen nach irgend einer Seite hin verletzen könnten, ſich ungezwungen da in den Gang der Geſchichte einflechten, wo jede verletzende Stellungnahme ausgeſchloſſen iſt. In dieſer Beziehung wird es nicht nur fleißiger, ſondern auch ſehr feinſinniger und feinfühliger Arbeit bedürfen, um die Bürger⸗kunde ſchulfähig zu machen. Sie muß auf einer höheren Warte ſtehen als auf den Zinnen der Partei. Non factioni, sed patriae discimus.

Vieles iſt alſo in der Schule ſchon für bürgerkundliche Unterweiſung geſchehen, und vieles kann noch dafür getan werden; und in dieſem Unterricht iſt die Schule eine der maßgebendſten Mächte. Ganz anders ſteht es mit der ſtaatsbürgerlichen Erziehung.

Bei Bürgerkunde handelt es sich um ein Wissen und eine Verarbeitung dieses Wissens zu klarem und verstandesgemäßem Urteil. Die staatsbürgerliche Erziehung ist ein viel weiterer Begriff; sie ist Charakter- und Willensbildung, sie erwächst in unserer Jugend unter dem Einfluß des ganzen Volkes und seiner historischen Entwicklung, sie ist ein Ergebnis von Eindrücken, welche die Jugend von der ganzen umgebenden Außenwelt, von Familie und Gemeinde, vom sozialen, politischen und kirchlichen Leben empfängt, sie ist die Frucht einer Summe von Tugenden und Pflichten, welche durch ethische Einflüsse mannigfaltigster Art erweckt und gefördert werden. Daß die Schule schon viel zu solcher Erziehung beigetragen hat, aber noch mehr als bisher tun kann, ist zweifellos. Vor allem muß sie sich klar machen, was sie unter staatsbürgerlicher Erziehung zu verstehen hat; und darauf mag klipp und klar die Antwort lauten: Schärfung des sozialen und nationalen Gewissens. Die Bürgerkunde vermittelt Wissen; dieses bloße Wissen erhebt aber den jungen Menschen noch nicht auf den Standpunkt, wo er bereit ist, seine Person einzusetzen für seine Grundsätze und, wenn's sein muß, sein Leben dahinzugeben für eine große Idee, für Pflichterfüllung, für Ehre, für König und Vaterland. Deshalb hat die Schule, damit Bürgerkunde nicht zu Spießbürgerkunde verlangweilt wird, jenes Wissen vom Staat, das der Bürgerkunde gilt, umzusetzen in ethische Werte, die das Gewissen schärfen, den Willen kräftigen und den Mut festigen. Wie sie das am besten macht, ist leicht zu sagen, wenn wir zurückblicken auf die Art, wie wir es gemacht haben in den Tagen, als wir ein Volk ohne vaterländischen Staat waren, als Kaiser und Deutsches Reich nur in unserer Sehnsucht lebten und wir mit Willen und Bewußtsein den Tagen entgegengingen, da wir die Früchte staatsbürgerlicher Erziehung unter Blut und Opfern im Donner der Schlachten reifen sahen. Wir haben uns in den trüben Zeiten unserer Jugend, da es einsam um uns war an wirklichem politischen Leben, gestärkt an begeisternden Vorbildern, wie sie große Männer und große Völker der Vergangenheit uns zeigten. Diese altbewährte Art wird auch heute sich bewähren, wenn wir bestrebt sind, die Bürgerkunde, die auf sachliche Belehrung zielt, mit persönlichem Leben auszufüllen und die großen Männer und die großen Ideen der Vergangenheit als die besten treibenden Kräfte aller Bürgertugenden darzustellen. Und die Jugend von heutzutage hat es bei diesem Unterricht besser, als wir es gehabt haben. Deutsche Männer aus den Leidenszeiten unseres politischen Werdens, da alle Patrioten von Sehnsucht nach einheitlicher Gestaltung unseres Staats erfüllt waren, wurden in der Mitte des vergangenen Jahrhunderts wohl für die Festung fähig erachtet, aber nicht als vorbildliche Beispiele für den geschichtlichen Unterricht; und die Männer von 1866 und 1870 waren noch nicht zu historischer Geltung gekommen, als wir auf der Schulbank saßen. Die staatsbürgerliche Erziehung der heutigen Jugend kann auch an jenen Männern lernen, wie man unter Gefahr seiner persönlichen Freiheit sich als Staatsbürger zeigen kann, wozu man sein Rückgrat hat, und wie man für große Ideen seine ganze Person einsetzt, und wie man das parlamentarische Leben von großzügigen Gesichtspunkten auffaßt. Und zu diesen Gestalten des letzten Menschenalters gesellen sich wie sonst die großen Charaktere bis hinein in das Altertum, an denen die Jugend ihre Willenskraft für den Dienst des Staates und des Vaterlandes stählen kann. Und nicht nur an diesen, auch an den Vorbildern der deutschen Dichtung, besonders an den Gestalten und den Idealen Schillerscher Dichtung sollen unsere Schüler ihr politisches Denken und Empfinden läutern und stärken. Wenn Goethes Wort wahr ist, daß der Wert der Geschichte darin besteht, Begeisterung zu wecken, so wird Schiller von keinem seiner Vorgänger übertroffen, denn mit seinem politisch-historischen Denken reift und vertieft sich seine gesamte Weltanschauung, und die Männer, die unter den mächtigen Einwirkungen Schillerscher Dichtung heranwuchsen, erwiesen sich in der Stunde der Gefahr zahlungsfähig mit ihrem Gut und Blut und Leib und Leben. Manche Stellen seiner Dichtung sind von monumentaler Wirkung für Bürgerkunde und staatsbürgerliche Erziehung. Die große Rütliszene führt uns geradezu zurück auf die Grundlagen jeder Staatenbildung, wie jene Zeit sie sich dachte, und wie sie in den Staatstheorien Rousseaus und Kants sich wiederspiegeln, und auf die unveräußerlichen Menschenrechte, wie sie von Locke aufgestellt waren. Und

wie in der Schillerschen Dichtung, so liegen bei den geistesverwandten Dichtern zahlreiche Keime, die bei geschickter Pflege zur Saat ersprießen können, die Nahrung bieten wird für staatsbürgerliche Erziehung. Hier liegt noch ein Gebiet vor, das ausgebeutet werden kann vom Fleiße derer, die sich um die Jugend mühen.

Aber nicht nur um die Umsetzung der verschiedensten Unterrichtsstoffe — auch der Religionsunterricht wird reiche Beiträge liefern — in ethische und erziehliche Werte zur Schärfung des nationalen und sozialen Gewissens handelt es sich. Das Leben der Schule selbst in ihrer Zucht und Ordnung läuft auf staatsbürgerliche Erziehung in mannigfacher Weise jetzt schon hinaus und kann immer mehr so gestaltet werden, daß sie solcher Erziehung nutzbar gemacht wird. Schon die zuchtvolle Forderung aller Leistungen, die an unsere Jugend gestellt werden, schärft das jugendliche Pflichtgefühl, ebenso wie das geschieht durch den kategorischen Imperativ, der den Knaben zwingt, sich so zu betragen, wie er sich betragen soll. Würde jeglicher Individualität, jeglicher Verwöhnung, jedem Gehen- und Gewährenlassen des Hauses nicht in der Schule ein schätzenswerter Damm entgegengestellt, die heutige Gesellschaft würde reicher an Schäden sein, als sie ohnedies schon ist. Die Schule legt die ersten Grundlagen für soziale Einfügung und Angleichung; auch für gerechtes soziales Empfinden. Die häusliche Erziehung leidet an starker Einseitigkeit: Standes- und Berufsvorurteile, Familienegoismus und Familienstolz, Protzentum und Beamtendünkel üben ungesunde Wirkungen aus und zeitigen vielfach eine ungerechte Art des sozialen Denkens und Empfindens; die Schule als große einheitliche Genossenschaft, als ein staatlicher Mikrokosmus drängt das einzelne Kind zurück, daß es dasitzt als Bürger und Genosse einer Gemeinschaft, wo der eine nichts vor dem anderen voraus hat. Nicht Herkommen, Stand und Reichtum wird hier eingeschätzt, sondern Wissen, Können, Leistungen und selbsterworbene Tugenden. Andrerseits erzieht die Schule zur Selbständigkeit. Zu Hause kommen dem jungen Menschen — manchmal ist's auch ein junger Herr — hilfreiche Hände und Lernstützen und verhätschelnde Nachgiebigkeit vielfach zu Hilfe; in der Schule heißt's: selbst ist der Mann; hier muß der zukünftige Staatsbürger lernen, auf eigenen Füßen zu stehen; hier muß jeder sich selber helfen; nicht nur der Lehrer, auch die Schulkameraden sind da, unter denen sich der junge Erdenbürger zurechtfinden muß in selbständigem und selbsttätigem jugendlichem Kampfe ums Dasein; hier heißt's leiden oder triumphieren, Ambos oder Hammer sein. Es ist notwendig, das alles einmal zu sagen, um zu zeigen, wie die Schule schon lange neben dem Lernen und Lehren bürgerkundlichen Stoffes auch **erziehende** Wirkungen ausgeübt hat, die in staatsbürgerlicher Richtung verlaufen. Aber sie muß noch mehr tun als bisher und sie ist, — das kann ich aus genauer Einsicht in die Schulverhältnisse bezeugen — zur Zeit eifrig bestrebt, auf diesem Gebiete vieles neu zu gestalten, indem sie das soziale Eigenleben unserer Schüler fördert, wo sie kann, indem sie die Frage der Schülerverbindungen und Schülervereinigungen freimütiger behandelt als bisher. Der Drang der heranwachsenden Jugend, sich selbständig zu organisieren, sich zusammenzuschließen, ist gesund und natürlich. Das hätten wir in der Schule längst einsehen, längst beherzigen sollen; und vernünftige Lehrer, vernünftige Direktoren haben das von jeher getan. Wir selbst erziehen und kräftigen, wie ich gezeigt habe, diesen Gemeinsamkeitssinn, indem wir den Schüler einzwängen in das erste große soziale Gebilde, das er im Leben kennen lernt. Was Wunder, daß in dem Schüler, wenn er zu Jahren kommt, sich der Wunsch regt nach freierem sozialem Zusammenschluß innerhalb der Gemeinschaft, in der die Freiheit, die doch auch in gewissem Maße ein Recht der Jugend ist, sonst so unendlich fern liegt? Daß er im Schulzwange sich nach selbsttätiger Entwicklung sehnt, wo ihm freies Atmen gestattet ist? Diese Sehnsucht, diese Tendenz, sich frei zu organisieren, geht aus demselben, tief im Innern des Menschen wohnendem Drange hervor, wie er sich bei Erwachsenen innerhalb des politischen und sozialen Lebens, beim akademischen Bürger innerhalb des Hochschulstaates zeigt. Weil dieser Drang früher nicht genügend berücksichtigt ist, haben sich die Schüler vielfach in verbotenen Verbindungen eine kleine Freistatt gegründet. Heute ist die Schule vernünftiger, sie bekommt immer mehr Verständnis dafür, daß der Schüler dem Zwange der Schule gegenüber, die das soziale Bewußtsein in ihm ausge-

bildet hat, nun auch danach ſtrebt, in ſelbſtgewählten Vereinigungen von Gleichgeſinnten und Gleichſtrebenden unter mehr oder minder klarer Ausbildung des Prinzips der Selbſtverwaltung und Selbſterziehung ein soziales und gleichsam politisches Eigenleben zu entwickeln. Dieſem geſunden Streben kommt heute die Schule entgegen, und, wo der Jugend Vertrauen naht, ſchenkt ſie Vertrauen. Und an nicht wenigen Stellen hat die Schule gute Erfahrungen gemacht, beſonders wenn man nicht ängſtlich die Erlaubnis zu ſolchen Vereinigungen mit allerhand Bedingungen und Beſchränkungen umzäunt und den Mut hat, wenn ſich etwa Mißbräuche, wie bei allem Neuen, zeigen ſollten, dieſe in vertrauensvollem Zuſammenwirken mit der Jugend abzuſtellen. Mißbräuche abſchaffen iſt eine der wichtigſten Tätigkeiten in unſerem politiſchen Leben. Weshalb ſoll man die Schüler in dieſer feinen politiſchen Kunſt nicht ſchon frühe üben? In erſter Linie gehört nun der Schüler Sympathie den Turn-, Ruder- und Wandervereinen, in zweiter und dritter den Geſang-, Muſik- und wiſſenſchaftlichen Vereinen. Auch das iſt geſund ſo; denn außerhalb der Schulſtunden und der täglichen Arbeit für dieſe tut die Jugend gut, ſich den Kopf durch friſche Luft klar und den Körper durch Kräftigung geſund zu halten. Wie dieſe Vereine blühen, mag die Tatſache beweiſen, daß an den preußiſchen Schulen in verhältnismäßig wenigen Jahren 140 Rudervereine mit 3000 Ruderern (eher etwas mehr als weniger) entſtanden ſind.

Neben dieſer Tätigkeit der Schüler möchte ich zum Schluſſe noch auf eine andere Betätigung hinweiſen, die ſich innerhalb der Räume des geheiligten Zwanges hier und da zum Segen unſerer Schule und zum Beſten ſtaatsbürgerlicher Erziehung entfaltet: es iſt das die Selbſtbetätigung und Selbſtverwaltung unſerer Schüler zur Herſtellung und Aufrechthaltung guter Sitte, Zucht und Ordnung im Leben und Treiben der Schule ſelber. In unſeren Schulen hat — und dies hat ihnen nicht zum Unſegen gereicht — die Autorität des Lehrers allezeit gute Geltung gehabt, wie überhaupt in unſerem Staate und in unſerem Beamtentum die Autorität wie ein rocher de bronze daſteht. Es iſt aber kein Zweifel, daß zwei andere Lebens- und Erziehungsmächte dabei zu kurz gekommen ſind: ich meine das gegenſeitige Vertrauen zwiſchen Erzieher und Zögling und die perſönliche Freiheit des Schülers. Schon früher haben mit gutem Erfolge an einzelnen Schulen — ſo an der Muſterſchule in Frankfurt a. M. — Einrichtungen beſtanden, bei denen die Schüler einen Teil der Schulverwaltung ſelbſt in die Hand nehmen. Die Selbſtbetätigung der Schüler, beſonders der Primaner erſtreckt ſich dabei auf die allgemeine Aufſicht über die Ordnung im Schulhaus und auf dem Schulhofe und auch außerhalb der Schule, indem die Beaufſichtigenden ſich zu beſtreben haben, einen guten Einfluß auf ihre jüngeren Kameraden auszuüben, gegen vorkommende Ungehörigkeiten einzuſchreiten und ſäumige Mitſchüler zu vermahnen. So haben ſie die Aufſicht über zu ſpät Kommende, haben vorzugehen gegen Unzuläſſigkeiten: wie Hinwerfen von Papier und Brot, Sitzen auf den Geländern, Steinwerfen, allzu ungeſtümes Spiel, Mitbringen von Büchern auf den Spielplatz; ſie haben ferner mitzuwirken bei der Regelung des Unterrichtsbeginns und bei dem Eintreten der Schüler in Schule, in Unterrichtsräume und bei der Ordnung in den Klaſſen und den verſchiedenſten Räumen der Anſtalt, wie Turnhalle, Kartenzimmer, Fahrradhalle. Überall haben ſie nicht als Kommandanten zu wirken, ſondern als Freunde, Vertraute und Berater der Klaſſe. Auch in den freiwilligen Turnriegen üben ſie ihre Tätigkeit aus, wie bei Feſten der Schule und bei Ausflügen und Wanderungen der Anſtalt. Vorausſetzung für das Gelingen einer ſolchen Organiſation iſt naturgemäß, daß die Schule nicht als Zwangsanſtalt mit bureaukratiſch-doktrinärer Leitung aufgefaßt wird, ſondern als ein Gemeinweſen, das im letzten Grunde durch den Willen aller Beteiligten in guter Ordnung gehalten wird; Vorausſetzung iſt ferner die Überzeugung, daß kein Erziehungsmittel eine ſolche Wirkung ausübt wie das Bewußtſein, für etwas, was man als gut erkannt hat, verantwortlich zu ſein, und daß jede Erziehung im Grunde Selbſterziehung ſein muß, die der erwachſene Erzieher gegebenfalls in die rechten Bahnen zu lenken hat. Das Syſtem dieſer Aufſicht mag, oberflächlich betrachtet, als etwas Äußerliches, Mechaniſches erſcheinen, nämlich dann, wenn man es als Selbſtzweck anſieht. Richtig gehandhabt, iſt es ein Mittel zur Heranbildung ſelbſtändiger, freier Perſönlichkeiten, ein ſehr wertvolles Mittel mithin zur ſtaatsbürgerlichen

Erziehung, die darauf hinzuarbeiten hat, Bürger zu bilden, die wissen, was sie wollen, vor allem in einer Zeit, wo so viele Staatsmänner, Parlamentarier und Staatsbürger das nicht wissen.

Diese Einrichtungen nun, die bisher nur vereinzelt dastanden, erfahren in neuster Zeit immer mehr Verbreitung, besonders in der Rheinprovinz, die hier, wie auf anderen Gebieten, einmal wieder Führerin für Neugestaltung zu werden scheint. Eingewirkt auf diese Bestrebungen haben amerikanische Verhältnisse. Es ist eine Tatsache, daß in amerikanischen höheren Schulen ein sehr guter Ton herrscht. Dort sieht man »im Zögling schon den zukünftigen Mann« (Locke) und hat als Hauptziel aller Schulerziehung hingestellt die Heranbildung des freien, selbständig urteilenden und selbständig handelnden amerikanischen Staatsbürgers. Nicht nur durch Unterricht werden die Zöglinge dort mit der Geschichte und Verfassung des Gemeinwesens bekannt gemacht, sondern dies Gemeinwesen wird an vielen höheren Schulen durch die Einrichtung eines Schulstaates nachgebildet, dessen Bürger die Schüler sind, und in dem Kenntnisse und Tugenden praktisch eingeübt und von den Schülern selbst betätigt werden, die das Gemeinwesen zu seinem Gedeihen von seinen Bürgern verlangt. Mögen mit diesen Einrichtungen manche Übertreibungen und Lächerlichkeiten verbunden sein, man muß zustimmen, daß diese praktische Bürgerkunde und staatsbürgerliche Erziehung viel Nachahmenswertes enthält. In letzter Zeit haben die ethischen Grundsätze amerikanischer Schulerziehung, insbesondere die Grundsätze der ehrenvollen Behandlung der Zöglinge und der Selbstbetätigung in Self-Government einen beredten Fürsprecher in Professor Förster aus Zürich gefunden; seine Ideen haben weithin Anklang geweckt, und die rheinische Schulbehörde hat durch Erlasse darauf aufmerksam gemacht und zur Erprobung der Ratschläge aufgefordert. Man hat nun an den verschiedensten Stellen solche Einrichtungen getroffen, damit in dem kleinen Gemeinwesen der Schule die Schüler sich so zu betätigen lernen, wie sie dermaleinst als Staatsbürger es zu tun verpflichtet sind; man ist aber (z. B. in Elberfeld am Realgymnasium) weiter gegangen als in Frankfurt a. M., indem man nicht nur die Primaner, sondern in allen Klassen selbstgewählte Vertrauensmänner jeglichen Alters zur staatsbürgerlichen Erziehung herangezogen hat. Die Erfahrungen sind gut, zum Teil recht gut, so daß man mit einiger Hoffnung in die Zukunft blicken kann; ich denke nicht nur auf diesem kleinen Gebiete, sondern auf dem Gebiete bürgerkundlicher Unterweisung und staatsbürgerlicher Erziehung überhaupt. Das allerdings müssen wir uns klar machen: die Schule kann an ihrem recht bescheidenen Teile nur helfen bei dieser Arbeit. Andere Lebensmächte müssen mitwirken, wenn etwas Gedeihliches dabei herauskommen soll. Als wir jung waren, war eine andere Zeit: Kaiser und Reich hatten wir nicht, Institutionen, für die wir uns politisch hätten begeistern können, besaßen wir nicht, wir waren bettelarm an politischen Gütern; aber hungrig und durstig war jene Zeit und auch die Jugend jener Tage nach politischer Betätigung, voll Sehnsucht nach einheitlicher und freiheitlicher Gestaltung unsererer politischen Einrichtungen, und wir blickten auf zu Idealen und Männern, die für politische Werte kämpften und duldeten, wie Fritz Reuter geduldet hat, an dessen hundertsten Geburtstag wir vor kurzem gedacht haben. Unsere Zeit ist nicht so hungrig und durstig und sehnsüchtig; sie ist saturiert und blasiert gegenüber politischen Idealen. In der Jugend aber, die eine feine Empfindung dafür hat, daß Begeisterung keine Heringsware ist, regt es sich an vielen Stellen, und wo es sich regt, da blickt man zurück zu den idealen Kämpfen unserer Jugendzeit. Das Wort »wie die Alten sungen, so zwitschern die Jungen« scheint diese Jugend von sich abzuweisen; denn die Alten gefallen ihr nicht mit ihrem Mangel an politischen Idealen, an klaren Grundsätzen und an festem und sicherem politischem Wollen, mit ihren Opportunitätsschwächen und ihrer Jenachdempolitik egoistischer Sonderinteressen. Sorgen wir deshalb weiter für gute bürgerkundliche Belehrung und gesunde staatsbürgerliche Erziehung! Bei dieser Arbeit wird es darauf ankommen, daß sich die Schule vor der Selbsttäuschung bewahrt, als ob die Hauptsache schon geschehen sei. Es ist noch sehr viel zu arbeiten, damit das, was an einzelnen Schulen Segensreiches geleistet wird, Allgemeingut der Schule werde, und damit das, was hier an Keimen in den Boden gesenkt wird, zu einer Saat aufgehe, dem Tage entgegenzureifen, da goldene Garben gesammelt werden.

Nachrichten und Mitteilungen.

Korrespondenz aus Colombo.

Indische Fürsten.

In dem gewaltigen anglo-indischen Besitz mit seinen Annexen Birma und Belutschistan, einem Gebiete von 4½ Millionen Geviertkilometern mit 294 Millionen Einwohnern, bestehen 630 »einheimische Staaten«, die in dem gewaltigen Block ein Drittel der Fläche und etwas weniger als ein Viertel der Bevölkerung bilden. Sie sind sehr verschieden an Ausdehnung und Bevölkerung: Hyderabad z. B. hat 12 Millionen Einwohner, Mysore hat mehr Einwohner als Portugal und fast ebensoviel Geviertkilometer, die meisten dagegen sind überaus winzig. In der Provinz Bombay gibt es gewisse Staaten, die nur in Ruinen liegende Farmen und einige Hektar Sumpf sind.

Jedoch England schützt mit eifersüchtiger Klugheit diese kleinen wie die großen! Aber welche andere Kolonie könnte auch dem Könige von England die Huldigung von 630 Vasallen — Rajahs, Maharajahs, Nabobs — bieten mit ihren 66 Millionen Untertanen, ihren Heeren, ihren Schätzen, ihren Kleinodien, ihren Elefantenschwadronen und ihren rosamarmornen Palästen!? Kein Engländer mag ohne ein Gefühl des Stolzes an jenen berühmten Durbar in Delhi denken, wo im Jahre 1870 auf Betreiben Disraelis die einheimischen Fürsten der Königin von England die souveräne Macht übertrugen, die einstmals dem Großmogul gehört hatte. Aber trotz jener Proklamation entbehrt die so geschaffene Lage jeder internationalen Sanktion. Es gibt in Indien nur einen unabhängigen Herrscher — den König von England. In internationaler Beziehung müssen die Rajahs als einfache englische Würdenträger, als Offiziere der Krone betrachtet werden. Sie sind also nicht »internationale Persönlichkeiten« und können keine politischen Beziehungen mit einer fremden Macht unterhalten. In ihren Beziehungen zu den fremden Mächten betrachtet England sie und ihre Untertanen als englische Untertanen, auf die die internationalen Abmachungen Großbritanniens anwendbar sind. Wenn die äußere Souveränität der Rajahs null und nichtig ist, so ist ihre innere Souveränität bedeutend: sie wird durch die Verträge und Konventionen, die sie mit England geschlossen haben, verbürgt. Diese Verträge enthalten sehr mannigfaltige Klauseln. Dennoch gibt es eine bestimmte Anzahl von Abmachungen, die sich in allen wiederfinden, oder die die englische Doktrin anerkennt, ohne daß sie verkündet worden sind. England schuldet dem Rajah Schutz und Hilfe; es ist verpflichtet, seine Staaten und seine Dynastie zu respektieren, es hat ihm das Adoptionsrecht zuerkannt.

Die englische Regierung verlangt indessen bei Fürstensöhnen, die minderjährig zur Herrschaft kommen, daß sie an einer ihrer Erziehungsanstalten gebildet werden; erst nach zurückgelegtem 20. Lebensjahr tritt Volljährigkeit und Thronbesteigung ein. In diesen Schulen für Fürstensöhne wird neben Elementarkenntnissen und Ausbildung in der Muttersprache Englisch gelehrt, Nationalökonomie und Geschichte getrieben. Viel Gewicht wird auf körperliche Übungen gelegt. Für sich hat England sich das Recht vorbehalten, den Rajah einzusetzen, ihn abzusetzen, wenn seine schlechte Verwaltung die Ruhe Indiens stört, ihn zu bestrafen, wenn er ein Verbrecher oder Betrüger ist. Der Fürst schuldet Gehorsam; er muß in militärischer Hinsicht an der Verteidigung Indiens teilnehmen, Großbritannien die entflohenen Verbrecher ausliefern, er muß das für Wege, Eisenbahnen, Lager nötige Gebiet ohne Unkosten zur Verfügung stellen; er kann ohne Genehmigung Englands weder Festungen bauen, noch Fremde in seinen Dienst nehmen. Diese Rechte und Pflichten, Folgen der englischen Oberhoheit, sind allen Fürsten gemeinsam; man findet aber bedeutende Unterschiede in der Lage eines jeden hinsichtlich verschiedener Punkte. Gewisse Rajahs bezahlen jährliche Tribute von 20,000 Fr. bis 5 Millionen, andere gar keine; wieder andere empfangen eine jährliche Rente von England. Fast alle Staaten haben auf die Transitrechte verzichtet. Hyderabad erhebt nach wie vor 5% auf Ein- und Ausfuhr. Etwa 20 Staaten haben eine autonome Postorganisation, etwa 30 prägen Münzen, drei oder vier Staaten wie Hyderabad verwalten selbst ihre Eisenbahnen ohne Unterstützung einer Gesellschaft.

In militärischer Hinsicht müssen alle Staaten mit England zusammengehen. Die Milizen der einheimischen Souveräne zählen insgesamt 324,670 Mann Infanterie, 77,000 Reiter, 6250 Kanonen. Etwa 15 Staaten haben wirkliche Truppen, die England zu Beginn eines Krieges verwenden würde. Die einheimischen Staaten leisten bei weitem nicht den Engländern eine ihrem ungeheuren Material entsprechende Hilfe.

Die Rechtsprechung gipfelt im Souverän. Der Fürst ist oberster Richter, und selbst der schlechteste Regent hält mehrmals in der Woche einen Gerichtstag ab. Nichts unterscheidet Vasallengebiete deutlicher vom englischen Reichsgebiete, als die Rechtspflege. In englisch-indischen Distrikten ist die Verwaltung von der Justiz getrennt, ganz zurückgebliebene Striche ausgenommen; in den höheren Instanzen entscheiden Richterkollegien auf Grund der bei den Untergerichten angelegten Akten; für die Obergerichte besteht Anwaltszwang. In den Vasallenstaaten gibt es nur Einzelrichter. Der Kläger und sein Gegner begeben sich mit ihren Zeugen und Beweismitteln am Gerichtstage vor den Richter und tragen ihre Klage wie Einreden persönlich vor; der Richter nimmt kein Protokoll auf, belegt sein Urteil nicht mit Zitaten aus Justiz- und Prozeßgesetzen, sondern spricht zuletzt Recht nach dem ungeschriebenen Landes-Gewohnheitsrecht. Gegen jedes Urteil eines Hakim oder Unterbeamten geht die Appellation an den Landesfürsten. Man wird hierzu nicht vorgeladen, sondern verfügt sich am Gerichtstage dahin und erwirkt Vorführung des Gegners, wenn er nicht freiwillig mitgeht. In keinem Rechtszuge werden Gebühren voraus verlangt; dem Unterliegenden wird nach dem Werte des Streitobjektes und seinen Mitteln eine Buße, zahlbar in den Schatz, zuerkannt. Der Vollzug richterlicher Urteile läßt zu wünschen übrig; zur Immobiliarexekution

wird nur zögernd geschritten; denn Störung der Besitzverhältnisse macht den Eingang der Rente unsicher und ist gegen das Interesse des Sirdar oder Landesherrn. — Das summarische Gerichtsverfahren würde der Bevölkerung zusagen; doch leidet hier der Rechtsuchende unter Justizverweigerung. Beim Einzelrichter erster Instanz wird Geld fast nie verfehlen, einen Gegner fortgesetzt von der Gerichtsschranke zurückzuweisen oder sich ein günstiges Urteil zu sichern; anders beim Fürsten; wissentlich ungerechte Urteile sind hier große Ausnahme. Es gibt aber mancherlei Mittel, dem Bedrückten den Weg zum Fürsten zu verleiden oder ihn der Früchte des errungenen günstigen Urteils zu berauben. Das Verfahren in der Zivilrechtspflege ist deshalb in Vasallenstaaten im ganzen eine Posse, für die Beamten aber ein einträgliches Geschäft, denn die Handelskasten sind sehr streitsüchtig.

Da ein mehr oder weniger bedeutender Teil der Verwaltung und der Regierung jedes Staates den einheimischen Fürsten genommen ist, so hat England für gewisse Fälle sich die Kontrolle der Tätigkeit des Rajah und seiner Minister vorbehalten. Es unterhält bei jedem Rajah oder einer Gruppe Rajahs einen »politischen Agenten«. Die meisten von diesen Agenten verwalten britische Gebiete, die den einheimischen Staaten, die sie überwachen sollen, benachbart sind. In gewissen Angelegenheiten kann kein politischer Agent ohne die Befehle des Vizekönigs Entscheidungen treffen, besonders nicht in Fragen der Nachfolge, der Absetzung, der Investitur, des Abschlusses von Verträgen, der Verwendung britischer Streitkräfte, in Zessionsangelegenheiten oder bezüglich des Austausches von Gebieten. Von diesen Fällen abgesehen, ist die Macht der Agenten sehr verschieden nach ihrem Range und der Stellung des Staates, bei dem sie akkreditiert sind. In den Präsidentschaften von Madras und Bombay sind die einheimischen Fürsten verpflichtet, den ihnen von dem Regenten gegebenen Ratschlägen die höchste Beachtung zu schenken. Dieser kontrolliert das einheimische Ministerium, überwacht die Ausübung der Justiz, gibt oder verweigert seine Einwilligung allen gouvernementalen Akten. Bei den Großfürsten des Punjab, Dekan oder Radschputana vertritt er dagegen die englischen Interessen bei einem Fürsten, dessen innere Souveränität bedeutsam ist. Er muß sich also bemühen, bei ihm die Gefühle der Loyalität gegenüber seinen eigenen Untertanen zu erhalten. Er muß auf die Rechte der Krone und der englischen Souveränität achten, hierauf beschränkt sich seine Mission. Die politischen Agenten haben einen äußerst beschwerlichen Dienst. Sie haben meist gegen ein Netz von Intrigen zn kämpfen; die Bevölkerung sieht in ihnen Beschützer gegen Bedrückungen; an Audienztagen sind sie die ganze Zeit über belagert von Bittstellern. Sie lernen unsägliches Elend und größte Verworfenheit kennen. In ihren Empfehlungen und Vorstellungen dürfen sie aber nicht zu weit gehen um den Hof nicht gegen sich einzunehmen. Denn die Fürsten sehen die Agenten mit Mißtrauen an ihren Höfen. Erfolgt aber ein Aufstand, dann sind sie die ersten, die nach ihnen schicken und die Artikel in den bestehenden Verträgen anrufen, die den Fürsten bei inneren Unruhen die englisch-indische Militärmacht zur Verfügung stellen.

Nur in äußersten Fällen interveniert England in Angelegenheiten seiner Großvasallen. Stets weigert es sich, den Klagen von Untertanen gegen ihre Fürsten Gehör zu schenken. Im Falle des Aufstandes stellen sie diesen Truppen zur Verfügung. Ist ein Rajah minorenn oder krank oder irrsinnig, so regiert der Resident oder läßt er den Staat durch eine einheimische Kommission regieren, aber nur so lange die Unfähigkeit andauert. Nur wenn der Fürst seine Vasallenpflicht verrät sich durch ein Verbrechen oder eine weitgehende Tyrannei unmöglich macht, setzt ihn England ab; aber stets und sofort ersetzt es ihn durch einen seiner Verwandten, nachdem es den Rat der benachbarten Maharajahs eingeholt hat. Die Großfürsten Indiens erfreuen sich also einer fast völligen Freiheit. Sie sind deshalb auch der englischen Regierung zugetan. Die britische Regierung verschwendet an diese orientalischen Fürsten Auszeichnungen aller Art. Jeder Maharajah wird »Seine Hoheit« genannt und durch eine bestimmte Anzahl von Kanonenschüssen begrüßt. Einige haben das Recht erhalten, sich der Pfauenfächer zu bedienen und goldener Steigbügel. Zwei Orden sind geschaffen worden: »der Stern Indiens« und »der Orden des Reiches«, die an die Fürsten, ihre Minister und die hohen englischen Würdenträger verliehen werden können.

Aber trotz all dieses asiatischen Pompes sieht es in gewissen Großstaaten Indiens höchst traurig aus. Auch heute noch ziehen Würgerbanden hier und da durch das Land, die auf Befehl ihrer Götter zu handeln vorgeben und mit unerhörter Grausamkeit Mordtaten und Räubereien — vielfach im Einverständnis mit der Polizei — begehen. Anderwärts herrscht auch noch die furchtbare Sitte des »Sati« oder des Selbstmordes der Witwen durch Feuer. Die Beamten begehen die furchtbarsten Erpressungen, viele Hindufürsten sind abergläubisch, führen die Staatsgeschäfte in Gesellschaft von Charlatans, Astrologen und Jongleuren, viele sind Trinker, durch Langeweile und sittliche Verirrungen geistig und körperlich zerrüttet, fast alle aber führen eine echt orientalische Hofhaltung. Trotz ihrer hohen Einkünfte drückt die meisten Fürsten eine furchtbare Schuldenlast. Ungeheure Summen verschlingen der Bau prächtiger Paläste, der Kauf von kostbaren Steinen, militärische Paraden, Tierkämpfe, kostbar ausgerüstete Elefantenherden, Vorstellungen von Bajaderen; besonders bei Besuchen von Mitgliedern der englischen Königsfamilie werden ungeheure Summen verschwendet. Bei solchen Anlässen erscheinen die Fürsten und ihr Gefolge als wandernde Goldwaren-Ausstellungen, überdeckt mit Brillanten, Edelsteinen und Gold in Schmuck auf Kleidern und in Waffen. Natürlich muß unter solcher Verschwendungssucht das Land leiden; nur zu oft kommt es vor, daß ein Rajah und seine Minister das Getreide aufhäufen, um es zu möglichst hohen Preisen zu verkaufen. Und England, das gegen 15 Millionen Mark an Tribut von seinen indischen Vasallen bezieht, tut im Grunde wenig, solchen Zuständen ein Ende zu machen.

J. W.

Internationale Wochenschrift für Wissenschaft Kunst und Technik

herausgegeben von Prof. Dr. Paul Hinneberg, Berlin, Mauerstr. 34

Verlag: August Scherl, Berlin SW, Zimmerstraße 36-41. — Druck: Bayerische Druckerei und Verlagsanstalt G. m. b. H. in München, Bayerstraße 57.

5. Jahrgang Nr. 4
28. Januar 1911

Inseraten-Annahme bei den Annoncen-Expeditionen von August Scherl G. m. b. H., Berlin und Daube & Co. G. m. b. H., Berlin und deren sämtlichen Filialen.

Für die Redaktion verantwortlich: Professor Dr. Wilhelm Paszkowski, Berlin-Gr. Lichterfelde.

Erscheint jeden Sonnabend. — Preis vierteljährlich für Deutschland und Österreich **3 Mark,** für die übrigen Länder des Weltpostverkehrs **4 Mark 30 Pfg.** bei direktem Bezug unter Kreuzband. — Einzelnummer **25 Pfg.** — Inserate die dreigespaltene Nonpareillezeile **50 Pfg.** — Abonnements nehmen alle Buchhandlungen und Postanstalten, sowie sämtliche Geschäftsstellen von August Scherl G. m. b. H. entgegen.

INHALT

Die Abhandlungen erscheinen in deutscher Sprache, englische und französische auf Wunsch der Autoren im Urtext

Ein neues Bruchstück der „Aitia“ des Kallimachos von Kyrene.

Von H. v. Arnim, Professor an der Universität Wien.

Hermann Diels hat kürzlich in dieser Zeitschrift*) ein neuentdecktes Fabelgedicht des Kallimachos, die Fabel von dem Streit der Olive und des Lorbeers, in vorzüglicher deutscher Übersetzung den Lesern vorgelegt und die Bedeutung des Gedichtes für die Geschichte der Fabel und für die alexandrinische Literaturgeschichte erläutert. Die in Oxyrhynchos aufgefundene Kallimachoshandschrift, welche dieses Gedicht enthält (Oxyrhynchus Papyri, part VII edited by A. Hunt, London 1910, p. 15—82), hat uns auch von einem anderen Hauptwerke des alexandrinischen Dichterphilologen, von seinem »Aitia« betitelten Elegienkranz, ein großes Bruchstück des dritten Buches und die Schlußverse des vierten Buches wiedergeschenkt. Es dürfte den Lesern, die durch Diels' Veröffentlichung für den im Altertum bald hoch bewunderten, bald heftig befehdeten Hofdichter des Ptolemaios Euergetes interessiert worden sind, nicht unwillkommen sein, auch von diesem Bruchstück eine Übersetzung zu lesen. Es gehört zu einer im Altertum hochberühmten und durch Bruchstücke und Nachahmungen dem Philologen längst wohlbekannten Partie der »Aitia«, zu der Liebesnovelle von Akontios und Kydippe, auf die sich die 20. und 21. der ovidischen Heroiden bezieht, die uns auch in der Nacherzählung des Aristainetos epist. I 10 vorliegt. Da das Bruchstück nur die zweite Hälfte der Novelle enthält, schicke ich mit wenigen Worten den Inhalt der ersten Hälfte voraus. Inwieweit dieser Text unsere Kenntnis der dichterischen Eigenart des Kallimachos bereichert, soll die der Übersetzung folgende kurze Betrachtung andeuten.

»Auf der Insel Keos lebte in alten Zeiten, wie die Chronik der Insel erzählt, ein Jüngling namens Akontios. Er stammte aus dem uralten Adelsgeschlecht, in dem der Kult des Zeus Ikmios, des Wettergottes, erblich war. Apollons Sohn Aristaios galt als der Ahnherr dieses Geschlechtes und als der Stifter dieses Kultes. Akontios war so schön, daß er schon als Knabe die Herzen der Männer zu erotischer Leidenschaft entflammte. Wenn er auf seinem Weg zur Schule durch die Straßen schritt, füllten sich diese mit Schaulustigen und Verehrern seiner Schönheit. Aber die von dem Pfeil des Eros Getroffenen, die seinen Spuren folgten, warben alle vergebens um seine Gunst. Denn Akontios war ebenso keusch wie schön. Doch kam die Zeit, wo der spröde Akontios, der dem Schmachten und Seufzen der Liebhaber keine Beachtung geschenkt hatte, selbst, zu mannbarem Alter

*) Orientalische Fabeln in griechischem Gewande. Jahrg. 4, Nr. 32, 6. August 1910.

herangewachsen, die Qualen der Liebe koſten sollte, indem er sich in ein Mädchen verliebte, das bereits durch den Willen der Eltern einem anderen Manne anverlobt war.

Kydippe — so hieß das Mädchen — war auf Naxos, der heiligen Insel des Dionysos, zu Hause. Sie war dem Akontios an Schönheit ebenbürtig — er der schönſte Jüngling, sie das schönſte Mädchen Griechenlands — ebenbürtig auch an Vornehmheit. Denn ihr Vater ſtammte von Kodros, dessen Söhne einſt von Attika aus die Inseln des ägäischen Meeres besiedelt hatten. Akontios sah Kydippe zum erſten Mal bei einem Artemisfeſte auf der Insel Delos, und, obgleich jene, wie es einer wohlerzogenen Jungfrau geziemt, ihm keine Beachtung schenkte, wurde er alsbald von so heftiger Liebe zu ihr ergriffen, daß ihm das Leben nicht mehr lebenswert schien, wenn er sie nicht als seine Gattin heimführen könnte. Von anderen Besuchern der Feſtversammlung erfuhr er Namen, Heimat und Geschlecht des Mädchens, aber auch daß es zu spät sei, um sie zu werben, da sie bereits einem andern Manne von ihren Eltern versprochen sei. Liebe macht erfinderisch. In seiner Not ersann Akontios eine sonderbare Liſt, um trotz aller der Werbung entgegenſtehenden Hindernisse, das Mädchen durch heilige Bande an sich zu ketten.

Im Heiligtum der Aphrodite wählte er sich den schönſten Granatapfel aus und grub in seine Rinde Schriftzeichen und Worte ein, die seinem Zwecke dienen sollten. Als nun Kydippe von ihrer Magd begleitet die Weihgeschenke des heiligen Bezirkes beschaute, ließ Akontios den Apfel gerade vor die Füße der Dienerin rollen. Diese bückte sich sofort und hob ihn auf. 'Sieh nur', sagte sie zu ihrer Herrin (Akontios konnte deutlich jedes Wort verſtehen), 'sieh nur, welch wunderschönen Apfel! Haſt du je einen schöneren gesehen? Gewiß hat ihn eines der Mädchen aus ihrem Busen verloren.' Dann bemerkte sie die ringsum in die Schale des Apfels eingegrabene Inschrift, und, da sie selbſt des Lesens unkundig war, gab sie den Apfel ihrer Herrin und bat sie, ihr das Geschriebene vorzulesen. So kam es, daß Kydippe arglos mit lauter Stimme die Worte aussprach, die der liſtige Akontios in den Apfel geritzt hatte: 'So wahr mir Artemis gnädig sei, ich werde mich dem Akontios vermählen.'

Akontios hörte den Schwur, es hörte ihn auch die jungfräuliche Göttin. Kydippe aber ſtand von Schamröte übergossen, weil sie Worte gesprochen hatte, die einer Jungfrau nicht geziemen, auch bangte ihr vor dem Zorn der Göttin, wenn sie den Eid nicht hielte, den sie doch nicht halten konnte. Denn ihren Eltern das Geschehene zu enthüllen, hinderte sie die Scham. Aber auch Akontios konnte sich des Gelingens seiner Liſt nicht freuen. Bald schmeichelte ihm die Hoffnung, daß sich Kydippe durch den Eid für gebunden halten und ihre Eltern zur Erfüllung desselben beſtimmen werde, bald ergriff ihn die Furcht, daß sie nicht wagen würde, sich der Vermählung mit ihrem von den Eltern vorbeſtimmten Bräutigam zu entziehen, in welchem Falle sie nicht nur für ihn verloren wäre, sondern auch durch seine Schuld dem Zorn der Göttin verfallen würde.

So kehrten beide in großer Beunruhigung in ihre Heimat zurück. Akontios, dessen Aussehen durch Blässe und Abmagerung ein geheimes Leiden verriet, floh aus der Stadt aufs Land, um dem forschenden Blick seines Vaters zu entgehen; dort aber suchte er nicht, wie einſt Laertes, durch harte Arbeit in Feld und Garten seinen Kummer zu betäuben, sondern in den Wäldern und Hainen umherirrend schnitt er den Namen Kydippes in alle Rinden ein und machte die Buchen und Eschen zu Vertrauten seiner Liebesschmerzen. Kydippe aber hatte ihren Eltern von dem Vorfalle kein Wort erzählt und ihr Schweigen auch dann nicht gebrochen, als der Tag für die Hochzeit feſtgesetzt und alle Vorbereitungen für die Vermählung getroffen wurden; und schon

Habe das Lager die Jungfrau mit dem Knaben geteilt.
Also befahl es der Brauch: vorbräutlichen Schlummer [1]) genießen
Sollte die Tālis geschmiegt neben dem Amphithălés,[2])
Weil einſt Hera — Doch halt, mein Herz! halt kläffendes Hündchen! [3])
Willſt du besingen, was fromm dir zu verschweigen geziemt?
Wohl dir, daß du die Feier nicht saheſt der furchtbaren Göttin [4]):

---

1) vorbräutlichen Schlummer, griech. προνύμφιον ὕπνον.

2) Tālis ist ein altertümlicher, ritueller Name für die Braut. Der Amphithălés ist ein körperlich und geistig tadelloser, noch nicht mannbarer Knabe aus vornehmem Geschlechte, dessen beide Eltern noch am Leben sind.

3) Zum Verständnis dieser Verse vgl. die Erläuterungen auf Spalte 108.

4) Der furchtbaren Göttin: gemeint ist die Mysterienfeier der eleusinischen Demeter.

Ihre Geschichte sogar hättest du plaudernd enthüllt.
Ach! Vielwissen ist schlimm für den Menschen, der seine Zunge
Nicht bezähmt: er spielt wie mit der Schere das Kind. —
Ehe des Morgens die Rinder im Wasser ge-gespiegelt des Messers [5])
Schneide mit bangem Gemüt schauten — den Abend zuvor
Plötzliche Blässe das Mädchen befiel: die Krankheit befiel sie,
Welche hinweg zu den wildweidenden Ziegen man wünscht
Und doch fälschlich die heilige nennt. Entkräftendes Leiden
Brachte verzehrend die Maid nah an die Pforte des Grabs. —
Wiederum schmückten die Eltern das Brautbett, wieder ergriff sie
Bis in den siebenten Mond Fieber mit wechselnder Glut. —
Noch zum dritten Mal wollten Hochzeit sie halten, zum dritten
Mal bat schauriger Frost sich bei Kydippe zu Gast.
Doch zum vierten Mal wollt' es der Vater nicht wagen: nach Delphi
Hub er sich, wo ihm Apoll kündete nächtlichen Spruch:
‚Artemis' Eid, der gewalt'ge' vereitelt des Mädchens Vermählung.
Nicht ja um Lygdamis hat Artemis damals gesorgt, [6])
Auch nicht in Amykla's Hain Schilfkränze geflochten, vom Weidwerk
Nicht im arkadischen Strom rein sich gebadet den Leib,
Sondern in Delos geweilt damals, als jene den Schwur tat,
Nur dem Akontios, sonst keinem zu folgen als Braut.
Dein ist das Recht der Entscheidung! Doch läßt du von mir dich beraten,
Wirst du des Töchterleins Eid willig erfüllen und ganz.
Nicht traun Silber mit Blei wirst so du vermischen; dem Golde
Wird, wenn ihm du sie giebst, leichtes Elektron gesellt.
Aus der Kodriden Geschlecht entstammst du, der keïsche Jüngling
Aus Aristaios' Geblüt und von den Priestern des Zeus
Ikmios, welche des Berges erhabene Zinnen besteigend
Maira's*) sengende Glut sänft'gen mit frommem Gebet
Und herflehen von Zeus den Windhauch, welchen unzähl'ge
Wachteln dem keïschen Volk treibet ins linnene Netz'.
Sprachs! — Er kehrte nach Naxos zurück und befragte die Jungfrau
— Immer noch hätte sie gern alles in Schweigen gehüllt —
Und es gewährte sein Wink, o Akontios, dir die Geliebte
Heimzuholen; du kamst ins dionysische Land!*)
Und man erfüllte der Göttin den Eid, und des Mädchens Gespielen
Brauchten des Hymen Gesang nicht zu vertagen hinfort.
Du aber hättest, vermein ich, Akontios, für jene eine
Nacht, in der du den jungfräulichen Gürtel gelöst,
Weder des Iphikles über die Ähren hinschwebende Sohlen
Noch was Kelänä's Fürst Midas an Schätzen besaß
Tauschen mögen. Das wird mir ein jeglicher gerne bestät'gen,
Welcher des Gottes Gewalt je an sich selber erfuhr.
Aus der Vermählung des Paares entsprang ein glänzender Name.
Bis auf den heutigen Tag lebest du blühend und stolz,
Haus der Akontionssöhne! Sie wohnen im schönen Iülis.
Uns ward, Këer, dein sehnsüchtiges Lieben bekannt
Aus Xenomedes' des Alten Geschichtwerk, worin er die ganze
Insel und was sie erlebt spät'ren Geschlechtern beschrieb.
Wie sie in ältester Zeit korykische Nymphen bewohnten,
Die vom Parnaß verscheucht habe der riesige Leu
Und sie danach Hydrussa benannt ward; wie sie Kiro(tas)
Einnahm (er hatte zuvor Karyä's Fluren bewohnt);
Wie sie die Völker besiedelten, deren drommetenumtöntes
Opfer dem mächtigen Gott Zeus Aloloxios gilt,
Karer und Leleger; bis die Benennung, welche noch heut gilt,
Phoibos' und Melia's Sohn Keos der Insel verlieh.
Auch von Freveln und tötlichem Blitzstrahl, von der Telchinen
Zauberwerken, von ihm, welcher den Göttern bethört
Trotz geboten — Demonax hieß er — berichtet der Alte
Und von der Frau Makeló, Mutter der Dexitheá,
Welcher allein, als die Insel zur Strafe der Frevel zerstört ward,

[5]) D. h. ehe am Morgen des Hochzeitstages die Rinder als Hochzeitsopfer geschlachtet wurden. Die Rinder sehen das Spiegelbild des Opfermessers, das man ihnen zu verbergen sucht, in dem Weihwasserbecken.

[6]) Lygdamis, König der Kimmerier, wollte den berühmten Tempel der Artemis zu Ephesos zerstören, wurde aber samt seinem ganzen Heere vernichtet. Callimachus hymn. in Dianam v. 251—258.

*) Maira = das Hundsgestirn.

*) Das dionysische Land = Naxos.

Nicht ein Härchen gekrümmt ward von dem ſtrafenden Gott;
Dann von der Städte Begründung: Held Mégakles baute Karthania,
Eupylos aber, der Halbgöttin, der Chryso, Sohn,
Das von lieblichen Quellen durchrieselte Jülis; Akai(ros)
Schuf Poiessa, der schönlockigen Chariten Heim,
Endlich Aphraſtos Korēsion. Unter die Städtegeschichten
Hat dein liebendes Glüh'n, Kéer, der Alte gemischt,
Welcher sich treulich der Wahrheit befliß; aus seinem Berichte
Floß die Geschichte dem Strome meiner Kalliope zu.

Die »Aitia«, aus deren drittem Buche dieses Bruchſtück ſtammt, waren das Hauptwerk des Kallimachos, dem er seinen Ruhm als Klassiker der Elegie verdankte. Es iſt bei den Kunſtrichtern des späteren Altertums die herrschende Ansicht, daß auf dem Gebiete der Elegie nicht, wie in den meiſten anderen Dichtungsarten, den Dichtern der nationalhellenischen, der sogenannten klassischen Zeit, sondern den helleniſtischen Dichtern der erſte Preis gebühre. Philitas und Kallimachos sind für Quintilian die Klassiker der Elegie, sie sind es auch schon für Properz. Unzweifelhaft waren die »Aitia« das elegische Hauptwerk des Kallimachos. Es hat zwar auch andere, in den »Aitia« nicht enthaltene Elegien des Kallimachos gegeben, wie den erhaltenen Hymnus »auf das Bad der Pallas«, die Elegie »Locke der Berenike«, die uns in Catulls Übersetzung erhalten iſt und von Wilamowitz in einem geiſtvollen Vortrag (Reden und Vorträge S. 193 ff.) behandelt wurde, und das elegische Epinikion auf Sosibios. Aber diese Elegien waren einzelne Gelegenheitsgedichte, die von der Hauptentwicklungslinie der helleniſtischen Elegie abseits lagen und Kallimachos nicht als Hauptvertreter derselben erscheinen ließen. Dazu machte ihn seine umfänglichſte Dichtung im elegischen Versmaß, die vier Bücher der »Aitia«, die als gelungenſtes Werk jener von Philitas nach dem Muſter des Antimachos geschaffenen Spielart der Elegie galten, deren Hauptinhalt mythische Erzählungen bildeten. Die Elegien der helleniſtischen Dichter, die das spätere Altertum so bewunderte, waren nicht, wie die des Tibull und wie die meiſten des Properz, Darſtellungen der eigenen Gefühlserlebnisse ihrer Verfasser, sondern mythische Erzählungen, denen allerdings der Dichter, hier und da mit seinem Ich hervortretend, ein subjektives Element beimischen durfte. Bei den Römern iſt diese Spielart der Elegie im vierten Buche des Properz durch einige Gedichte und besonders durch Ovids Fasti vertreten. Diese Dichtungen des Properz und Ovid ſtehen sogar den »Aitia« des Kallimachos besonders nahe, insofern sie nicht nur Mythen erzählende, sondern, wie die »Aitia«, auch **aetiologische** Elegien sind. Was mit diesem Ausdruck gemeint iſt, wird hernach an dem neuentdeckten Texte erläutert werden. Zunächſt sei betont, daß sich diese Erzählungen in elegischem Versmaß von den Epen und Epyllien der Alexandriner, die sich nach dem Vorbild des altjonischen Epos des daktylischen Hexameters bedienten, nicht nur im Versmaß, sondern auch in der Stoffwahl, im Stil, in der ganzen Erzählungstechnik unterschieden. Man wählte für elegische Dichtungen Stoffe von geringerem Umfang und weniger hohem Pathos, die zur Ausmalung zarterer und weicherer Empfindungen Gelegenheit boten, mit besonderer Vorliebe Stoffe, in denen das erotische Element eine Hauptrolle spielte (molles elegi), und wenn elegische Dichtungen dennoch zu größerem Umfange anwuchsen, wie die vier Bücher und drei- bis viertausend Verse umfassenden »Aitia« des Kallimachos, so behandelten sie nicht einen einheitlichen Stoff, sondern reihten in bunter Abwechslung Fabel an Fabel. Was die Metamorphosen des Ovid in hexametrischer Form bieten, eine Sammlung kurzer mythischer Erzählungen, die durch einen einheitlichen Gesichtspunkt — bei Ovid die Metamorphose — zusammengehalten und unter sich kunſtvoll verknüpft sind, sodaß überall die Kontinuität der dichterischen Rede gewahrt bleibt, ganz dasselbe boten in elegischem Versmaß die »Aitia« des Kallimachos. Früher herrschte über diesen Punkt Zweifel und Unklarheit. Mancher dachte sich wohl die »Aitia« als eine Sammlung selbſtändiger, in sich abgerundeter Elegien, wie die Properzische Sammlung. Diese Auffassung wird durch den neuen Fund widerlegt, der deutlich zeigt, daß der Dichter eine ununterbrochen fortlaufende Darſtellung gab und jede Fabel mit der vorausgehenden durch Gedankenkontinuität verknüpfte. Denn der Abschnitt, in dem der Inhalt der Chronik des Xenomedes skizziert wird (worüber näheres weiter unten), könnte nicht so an die

Novelle von Akontios und Kydippe angeschlossen werden, wenn diese eine selbſtſtändige, in sich abgerundete Elegie gebildet hätte.

Das einheitliche Band, das alle diese wie Perlen auf eine Schnur aufgereihten Fabeln verband, war in den »Aitia«, wie der Titel sagt, der aetiologische Gesichtspunkt. Wie Ovid in den »Metamorphosen« Verwandlungsmythen, andere Dichter Sternmythen, so sammelt Kallimachos in den »Aitia« aetiologische Mythen, d. h. solche Fabeln, die das *αἴτιον*, den Entſtehungsgrund sei es eines Namens, sei es eines in Sitte, Recht oder Kultus beſtehenden Brauches aufzuklären schienen. Wie dieser aetiologische Gesichtspunkt im einzelnen durchgeführt war, darüber herrschte, so lange wir nur kurze, unzusammenhängende Bruchſtücke beſaßen, nie Klarheit und Einmütigkeit unter den Gelehrten, und es liegt nahe, darüber in dem neugefundenen Texte Aufschluß zu suchen. O. Schneider in seinen »Kallimachea« dachte sich die aetiologischen Fabeln, gewissermaßen nach einer logischen Disposition, so geordnet, daß jedes der vier Bücher die »Aitia« einer besonderen Art behandelt. Im erſten Buche sollten die Ursprungssagen der Agone (öffentlichen Wettspiele), im zweiten die Gründungssagen von Städten und ihre Namenwechsel (*μετονομασίαι*) behandelt gewesen sein, im dritten Buche — dem unser Bruchſtück angehört — technische und kulturelle Erfindungen, *εὑρήματα* (denn auch ihren Ursprung hatte die griechische Volksphantasie vielfach ins Fabelgewand gekleidet), im vierten Buch der Ursprung sakraler Feſtbräuche. Diese Konſtruktion von Schneider mußte man, auch vor dem neuen Funde, wegen ihrer unzureichenden Begründung und inneren Unwahrscheinlichkeit mit Skepsis behandeln. Jetzt kann sich jeder aus dem mitgeteilten Bruchſtück von ihrer tatsächlichen Unrichtigkeit überzeugen. Im dritten Buche berichtet Kallimachos ausführlich, nach der Chronik des Xenomedes, über die Besiedlungsgeschichte der Insel Keos, ihre Metonomasien (Namenwechsel) und Städtegründungen. Er behandelt diesen Gegenſtand gelegentlich, im Anschluß an die Novelle von Akontios und Kydippe. Daraus darf man schließen, daß nicht ein besonderes Buch (das zweite) den Städtegründungen gewidmet war. Nicht folgerichtige Anordnung nach einer Disposition, sondern bunte Abwechslung herrschte in dem Werke, eine Willkür, welcher nur das Gesetz der Kontinuität des Zusammenhanges eine Schranke setzte. Ebensowenig hatte die Novelle von Akontios und Kydippe mit technischen und kulturellen Erfindungen etwas zu tun. Schneider hatte sie mit der Erfindung der Schreibkunſt in Verbindung gebracht. Davon zeigt der nun vorliegende Text keine Spur.

Wenn überhaupt mancher sich früher vorgeſtellt haben mochte, wie die Fabeln in Ovids »Metamorphosen« in der Verwandlung auslaufen und gipfeln, und die Sternfabeln in der Versetzung an den Sternenhimmel (*καταστερισμός*), so hätten auch die Fabeln in den »Aitia« ihren End- und Zielpunkt immer in der Darlegung des »Aition« gehabt, so wird diese Vorſtellung durch den neuen Text genügend widerlegt. Die Akontiosnovelle, deren zweite Hälfte und Schluß wir lesen, läuft, als Ganzes genommen, nicht auf ein »Aition« hinaus. Im Laufe der Erzählung klingen aetiologische Momente an. Sie sind als Würze über die ganze Erzählung verteilt. Aber wer diese lieſt, kann nicht glauben, der Dichter erzähle die Geschichte, um durch sie den Entſtehungsgrund von was auch immer darzulegen. Das iſt auch ein wichtiger Punkt, über den der neue Text Klarheit gebracht hat. Aber welche Rolle das aetiologische Interesse in dem Werke spielte, iſt damit noch nicht aufgeklärt. Gab es nur das äußere Band her, das die bunte Mannigfaltigkeit der Fabeln, deren jede für sich durch ihren menschlichen Gehalt Teilnahme wecken sollte, wie Wiesenblumen spielend zu einem Strauß zusammenband, oder war das aetiologische Interesse in irgendeinem Sinne die Seele der ganzen »Aitia«? Diese Frage erscheint mir als die wichtigſte, wenn es gilt, eine richtige Vorſtellung von Wesen und Wert dieser Dichtung zu gewinnen.

Wenn ein Dichter unserer Zeit eine Liebesnovelle, wie die von Akontios und Kydippe, erzählte, so würde es ihm und uns selbſtverſtändlich dünken, daß er in der lebenswahren Darſtellung der Gefühle und Leidenschaften, in der intimſten Ausmalung der seelischen Erlebnisse seiner Personen und womöglich in der Aufdeckung nie bisher gedichteter seelischer Zusammenhänge seine Hauptaufgabe erblickte. Es wird auch gewiß mancher, dem das Wesen der helleniſtischen Sagenpoesie unverſtändlich geblieben war,

ein solches Bestreben für die erotischen Erzählungen der »Aitia« vorausgesetzt haben. Zu diesem Irrtum konnte besonders der Umstand verführen, daß die erotischen Elegien des Properz, der sich als Nachahmer des Philitas und Kallimachos bekennt, in der Tat von der intimsten Seelen- und Stimmungsmalerei erfüllt sind; und im besonderen für Akontios und Kydippe konnten die ovidischen Heroiden über dieses Thema, wenn man sie in engem Anschluß an das berühmte Vorbild gedichtet glaubte, eine solche Behandlungsweise glaublich machen. Aber es bedarf keines großen Scharfblickes, um aus dem neuen Texte zu erkennen, daß der Dichter nicht Gelegenheiten sucht, sich in die Seelengeheimnisse seiner Helden zu vertiefen und durch intime Ausmalung seelischer Erlebnisse zu wirken. Nach dem ganzen Zuschnitt der Erzählung in dem erhaltenen zweiten Teil wird man nicht annehmen, daß in dem verlorenen ersten Teil auf die Schilderung der Gefühle des Akontios das Hauptgewicht gelegt wurde. Ebensowenig wird, in der Weise des homerischen Epos, sinnlich anschauliche Vergegenwärtigung der erzählten Vorgänge erstrebt, sondern die Erzählung ist knapp gehalten und schreitet, nur die Hauptmomente der Handlung hervorhebend, in schnellem Tempo vorwärts. Daß der Dichter dennoch für die Erzählung der einfachen Geschichte so viele Verse verbraucht, liegt an gewissen Zutaten, die, für den tatsächlichen Verlauf der Geschichte ohne Bedeutung, für den Dichter selbst offenbar die Hauptsache, seiner Erzählungstechnik ihr charakteristisches Gepräge geben. Für den Zusammenhang der Geschichte genügte es, zu sagen, daß Kydippe, nachdem sie unabsichtlich geschworen hatte, den Akontios zu heiraten, von ihren Eltern mit einem anderen Jüngling vermählt werden sollte und schon der Tag der Hochzeit herangekommen war, als sie erkrankte. Statt aber kurz zu sagen: »am Abend vor dem Hochzeitstage erkrankte sie«, verbraucht der Dichter elf Verse, um diesen einfachen Gedanken zu umschreiben, nicht weil er durch Detailmalerei epische Vergegenwärtigung des Vorganges erreichen will, sondern weil ihn, den Gelehrten, den »doctus poëta«, die Hochzeitsbräuche der Naxier und ihr mythisches Aition interessieren. Es war in Naxos Sitte, daß die Braut in einer der letzten Nächte vor dem Hochzeitstage mit einem παῖς ἀμφιθαλής das Bett teilte, d. h. mit einem nicht mannbaren Knaben, dessen beide Eltern lebten, und der selbst körperlich und geistig tadellos war. Diese uralte und merkwürdige Sitte, an die der Volksglaube offenbar die Hoffnung auf Fruchtbarkeit der Ehe knüpfte, und die hier im Zusammenhang mit ähnlichen Hochzeitsbräuchen anderer Völker zu behandeln zu weit von unserem Vorhaben abseits führen würde, interessierte unseren Dichter. Die Volksüberlieferung gab als Aition des Brauches, daß Hera vor ihrer Vermählung mit Zeus sich ohne Vorwissen der Eltern einem andern (wem, sagen unsere Quellen nicht) hingegeben habe. Das ist ein nachträglicher, mißlungener Erklärungsversuch des unverständlich gewordenen Brauches. Kallimachos deutet dieses Aition in einer für jeden antiken Leser verständlichen Weise an, obgleich er sich zum Schein selbst unterbricht und sich schalkhaft Vorwürfe macht, daß ihn seine Polyhistorie fast verleitet hätte, ein Geheimnis auszuplaudern, das die Ehrfurcht vor der Göttin Hera zu verschweigen gebietet; und zum Überfluß flicht er auch gleich noch in diese Selbstvorwürfe eine Anspielung auf die aetiologische Legende des eleusinischen Demeterkultes ein:

> daß Demeter, die große,
> Sich gefällig einmal auch einem Helden bequemt,
> Als sie dem Jasion einst, dem rüstigen König der Kreter,
> Ihres unsterblichen Leibs holdes Verborgne gegönnt.

Auch was der Dichter von dem Morgen sagt, an dem die Rinder bangend im Weihwasserbecken gespiegelt das Opfermesser erblicken, mit dem sie geschlachtet werden sollen, klingt uns gekünstelt und befremdlich, wenn wir es nur als müßige Umschreibung für den Morgen des Hochzeitstages auffassen. Verständlich wird der Ausdruck erst aus des Dichters Bestreben, seine genaue Kenntnis der in Naxos geltenden Hochzeitsbräuche zur Geltung zu bringen. Von derselben Art ist die Umschreibung, durch die Kallimachos die Krankheit bezeichnet, von der Kydippe am Hochzeitstage ergriffen wird, jene Krankheit,

> »welche hinweg zu den wildweidenden Ziegen man wünscht
> und doch fälschlich ‚die heilige' nennt.«

Die Naivität des volkstümlichen Brauches, der durch eine abergläubische Zauberformel die »heilige« Krankheit auf die Wildziegen

abzuleiten hofft, hat für ihn einen poetischen Reiz. Der Vater der Kydippe wendet sich an den delphischen Gott, um von ihm zu erfahren, warum seine Tochter jedesmal erkrankt, wenn ihre Hochzeit stattfinden soll. Der Gott gibt als Ursache an, daß Kydippe unter Anrufung der Artemis geschworen hatte, den Akontios zu heiraten, und legt das Hauptgewicht auf den Umstand, daß Artemis, als beim delischen Feste der Eid geleistet wurde, persönlich in Delos anwesend war. Warum sagt er uns nun, ehe er dies positiv ausspricht, was Artemis nicht tat, und wo sie nicht weilte, daß sie nicht mit Lygdamis beschäftigt war, nicht im Amyklaion Schilfkränze flocht, nicht nach der Jagd im Fluß Parthenios ihre Glieder badete? Er benutzt offenbar die Gelegenheit, seine theologische Gelehrsamkeit, seine genaue Kenntnis von den Kulten, Wohnstätten und sagenhaften Erlebnissen der Göttin einzuflechten, wie in seinen längst bekannnten Hymnen. Aus demselben Bestreben des Dichters erklärt sich die Form, in der er den Gott nachweisen läßt, daß Akontios für die dem Kodridengeschlecht angehörige Kydippe ein ebenbürtiger Gatte ist. Akontios stammt aus einem vornehmen keïschen Priestergeschlecht, das sich auf Aristaios zurückführt. In diesem Geschlechte ist der Kult des Zeus Ikmios, des Wettergottes, erblich. Wenn im Hochsommer das Hundsgestirn (Maira) sengende Glut herniedersendet und für Menschen, Tier und Pflanzen unerträglich wird, dann sind es diese Priester, welche von Berggipfeln Gebete zu dem Wettergott emporsenden und dadurch die Glut sänftigen. Dieselben Priester sind es, die den Wind herbeibeten, durch den zahllose Wachteln in die Schlagnetze der Këer getrieben werden. Für den Zusammenhang kam es nur auf die Vornehmheit des Geschlechtes an. Daß sich Apollo so lebhaft über die kultlichen Funktionen dieser Priester ausspricht, läßt sich wieder nur aus dem gelehrt-romantischen Interesse des Dichters an den uralten, naiven Bräuchen des Kultus und der Volkssitte erklären. Daß Kydippe aus dem berühmten Kodridengeschlechte stammt, daß Akontios ein Abkömmling des sagenberühmten Aristaios ist, eines Sohnes des Apollon und der Kyrene (vgl. Pindars neuntes pythisches Gedicht), daß von dem gefeierten Liebespaare das noch zu Kallimachos' Zeiten blühende und angesehene keïsche Adelsgeschlecht der Akontiaden sich herleitet, an diesen genealogisch-historischen Tatsachen, welche die Gegenwart mit dem Altertum verknüpfen und auf das alltägliche Heute schimmernde Reflexe einer edleren Vergangenheit werfen, ist dem Dichter offenbar viel mehr gelegen als an der Psychologie seines Helden und seiner Heldin. Das genealogische Interesse ist auch nur eine besondere Form des aetiologischen. Insofern er dieses pflegte, konnte sich Kallimachos als Nachahmer und Fortsetzer des Hesiodos betrachten, wie er es in den jetzt aufgefundenen Schlußworten der »Aitia« und in dem verlorenen Prologe der Dichtung getan hat. Denn Hesiodos galt nicht nur wegen der Theogonie, sondern vor allem auch wegen des »Frauenkatalogs« als der Hauptvertreter des genealogischen Epos. Im Prolog erzählte der Dichter, daß er sich im Traume aus seiner libyschen Heimat auf den Helikon entrückt fühlte, wo einst dem Hesiod, wie er selbst im Prooemium der Theogonie erzählt, beim Hüten der Schafe die Musen erschienen waren, um ihn im Gesange zu unterrichten. Dort erschienen nun auch dem Kallimachos im Traume die Musen und beauftragten ihn, in demselben Geiste wie Hesiodos, die Götter- und Heldensagen zu besingen. Auf diesen Prolog weisen die jetzt aufgefundenen Schlußverse der Dichtung deutlich zurück; denn hier stellt Zeus selbst dem Dichter das Zeugnis aus, daß er mit vollem Erfolge den Fußstapfen jenes Mannes gefolgt sei, den einst beim Weiden der Schafe die Musen, nahe bei der Spur des feurigen Rosses (d. h. am Quell Hippokrene) in den Sagen der Vorzeit unterrichtet hatten.

Den Unterricht, den Kallimachos von den Musen erhielt, hatten sich auf Grund mißverständlicher Deutung des Epigramms Anthol. Palatina VII 42 manche Gelehrte so vorgestellt, als ob die Musen alle in den »Aitia« dargestellten Fabeln selbst dem Dichter im Traum erzählt und dieser sie nur, auf ihre göttliche Autorität bauend, aufgeschrieben hätte. In diesem Epigramm heißt es nämlich, nachdem berichtet ist, daß der Traum den Kallimachos aus Libyen auf den Helikon mitten unter die Pieriden entrückte:

αἱ δέ οἱ εἰρομένῳ ἀμφ' ὠγυγίων ἡρώων
Αἴτια καὶ μακάρων εἶρον ἀμειβόμεναι.

Wenn man in diesen Versen den Akkusativ *αἴτια* nicht nur von *εἰρομένῳ* (als er fragte nach u. s. w.), sondern auch zugleich von

εἶρον ἀμειβόμεναι (sie, die Musen, antworteten ihm in zusammenhängender Rede) abhängen ließ, ergab sich der Sinn, daß die Musen selbst in zusammenhängender Rede alle in der Dichtung behandelten Aitia erzählten. So nahmen denn manche Gelehrte an, in der ganzen Dichtung hätten ununterbrochen die Musen gesprochen, und O. Schneider, der dies nicht glaubt, meinte wenigstens, das Zeugnis der Musen sei von dem Dichter als Beweis für die Glaubwürdigkeit seiner Erzählungen ins Feld geführt worden, und wenn er betone, daß er nichts unbezeugtes besinge (ἀμάρτυρον οὐδὲν ἀείδω), so beziehe sich dies auf das unanfechtbare Zeugnis der Musen. Durch den neuen Text ist diese Annahme als irrtümlich klar erwiesen. Denn hier redet mit »ich« überall der Dichter selbst, und die Einmischung seiner eigenen Person in die Darstellung erscheint geradezu als ein bezeichnendes Stilmerkmal. Oben wurde schon die Stelle besprochen, wo er sich selbst wegen seiner Geschwätzigkeit schilt und die Gefährlichkeit seiner eignen Polyhistorie schalkhaft beklagt. Aber auch in die Schilderung der Freude des am Ziel seiner Liebeswünsche stehenden Akontios hat der Dichter dieses Moment einfließen lassen, indem er andeutet, daß er sich auf Grund eigener erotischen Erfahrungen recht gut in die Seele seines Helden hineinversetzen könne. Diese Einmischung der eignen Person des Dichters in die Erzählung fand sich ganz ebenso schon in der »Lyde« des Antimachos, dem Vorbild der mythenerzählenden Elegiendichtung der Alexandriner, und darf als ein Gattungsmerkmal derselben angesehen werden, durch das sie sich von dem Erzählungsstil der Epyllien nach Art der »Hekale« unterschied. In der ganzen Dichtung also redete überall der Dichter in eigener Person und mischte seine persönlichen Gefühle in die Erzählung ein. Auch berief er sich für die Glaubwürdigkeit seiner Darstellung nicht auf das Zeugnis der Musen, sondern auf glaubwürdige Schriftquellen, aus denen er die Stoffe seiner Erzählungen entnahm.

Dies ist eine für die Beurteilung der »Aitia« hochwichtige Tatsache, die in überraschender Weise durch den neuen Text veranschaulicht wird. Soviel ist dem Dichter daran gelegen, seine Erzählung von Akontios und Kydippe als glaubwürdig und wohlbezeugt, als »historisch«, wie wir sagen würden, erscheinen zu lassen, daß er ausdrücklich das Buch nennt, aus dem er sie genommen hat: des Xenomedes »keïsche Chronik«. Wir wußten wohl, daß das Altertum in Kallimachos den Typus eines »doctus poeta« erblickte, und daß sich die Dichter dieser Richtung auf die gelehrte (philologisch-historische) Forschung viel zugute taten, die eine der Voraussetzungen ihrer poetischen Leistungen bildete. Daß aber Kallimachos in dem Gedichte selbst (nicht in beigefügten Fußnoten oder Anmerkungen!) ganz wie ein Gelehrter vom Fach seine Quellen zitiert und sogar bei Gelegenheit eines Zitates den ganzen Inhalt der zitierten Quellenschrift kurz skizziert, das ist uns überraschend und befremdlich. Wir sind gewohnt, die Gabe freier, schöpferischer Erfindung als eine der unentbehrlichsten und schönsten Eigenschaften eines Dichters anzusehen. Es will uns nicht in den Sinn, daß es einmal angesehene und erfolgreiche Dichter gegeben hat, die auf die treue Wiedergabe des Überlieferten das Hauptgewicht legten und das freie Erfinden wie eine frivole, dem heiligen Dichterberuf fremde Willkür weit von sich wiesen: ἀμάρτυρον οὐδὲν ἀείδω. Aber diese uns so befremdliche Auffassung des dichterischen Berufs ist bei den Hellenen keineswegs nur in der alexandrinischen Epoche, sondern zu allen Zeiten für die Poesie hohen Stiles die herrschende gewesen. Im Epos, in der ernsten Chorlyrik, in der attischen Tragödie — überall ist der hellenische Dichter Träger einer sagengeschichtlichen Überlieferung. Wenn er diese dichtend ummodelt, so ist dies, nach der herrschenden Auffassung, kein willkürliches Erfinden, sondern ein Versuch, nach dem Gesetze der Wahrscheinlichkeit zu ermitteln, wie sich der Vorgang wirklich zugetragen hat. In diesem Sinne ist auch Kallimachos stolz auf seine gelehrte Kenntnis der Sagenüberlieferung und auf die geschichtliche Urkundlichkeit seiner Erzählungen, ohne darum die Forderungen der Poesie mit denen der Wissenschaft zu verwechseln. Wissenschaft und Poesie sind nach unseren Auffassungen getrennte Gebiete des geistigen Lebens, deren Erzeugnisse nach ganz verschiedenen Normen beurteilt werden. Wir sind daher geneigt, die von den gelehrten Dichtern Alexandreias angestrebte Vermählung von Wissenschaft und Poesie von vornherein als ein verfehltes und aus Verkennung des Wesens der Poesie entsprungenes Unter-

nehmen anzusehen. Aber dieses Urteil gilt nur für die didaktische Poesie, die mit wirklicher Poesie nichts gemein hat als den Vers und die gehobene Sprache. Die »Aitia« des Kallimachos gehören sicherlich zur »gelehrten« Poesie, aber nicht zur didaktischen. Die ariſtotelische Verwerfung des Lehrgedichts (Poetik cp. 1, 1447 b 17) findet auf Arats Phainomena Anwendung, die im wesentlichen nur Versification eines rein wissenschaftlichen Stoffes sind, nicht aber auf die »Aitia«, welche, um die ariſtotelischen Ausdrücke zu gebrauchen, Mimesis und Mythos enthalten. Das wissenschaftliche Interesse an der sagenhaften Überlieferung des hellenischen Altertums, an Städtegründungen und Genealogien, an Kulten, Kultbräuchen und Volkssitten kann sich mit dem poetischen vermählen, weil es schon an sich nicht nur dem Verſtande entspringt, sondern einem romantischen Gefühlsbedürfnis, das den Menschen hochgebildeter Zeiten zu der Vergangenheit seines Volkes zieht. Weil die philologisch-hiſtorische Forschung, die dieser Basis ihren Charakter gibt, romantische Wissenschaft iſt — deswegen kann sie ihre Forschungsergebnisse dichten. Für uns aber iſt diese Poesie nicht mehr unmittelbar, sondern nur auf Umwegen genießbar, weil uns viele der Voraussetzungen fehlen, auf denen bei den Zeitgenossen ihre Wirkung beruhte.

Hiervon abgesehen, muß, wer sich aus der deutschen Übersetzung von dem Stil der kallimacheischen Elegiendichtung eine Vorſtellung zu bilden sucht, bedenken, daß zwei Momente, auf denen die Wirkung des Originals wesentlich mitberuhte, und auf die der Dichter selbſt das größte Gewicht legte, Sprache und Metrum, auch für die beſte Übersetzung unnachahmlich sind.

Carl Maria Kaufmanns Aufdeckung der Menasſtadt.

Ihre Bedeutung für altchriſtliche Kirchengeschichte und Archäologie.

Von Josef Sauer, Professor an der Universität Freiburg i. B.

Man kann ohne Übertreibung den von dem Frankfurter Archäologen in der Mariûtwüſte seit 1905 gemachten Fund und dessen Freilegung als das bedeutsamſte Ereignis bezeichnen, das die chriſtliche Altertumskunde seit den genialen Erfolgen de Rossis in der altchriſtlichen Nekropole Roms erlebt hat. Er hat uns etwas durchaus Neues gebracht und weittragende Einblicke in das Wesen und Schaffen der altchriſtlichen Gesellschaft an der Peripherie der antiken Kulturwelt vermittelt. Die meiſten Grabungen und Forschungen knüpfen an eine mehr oder weniger lebendige Tradition an; sie ergänzen und korrigieren unsere schon großenteils literarisch fundierten Kenntnisse. Hier aber war mit dem Objekt selber jede Erinnerung im Wüſtensand verschüttet worden, und der so gut wie unbekannt gebliebene Bericht eines arabischen Reisenden vom Anfang des zweiten Jahrtausends konnte ebensogut für eine Phantasieschilderung wie für die Darſtellung von Wirklichkeit gehalten werden. So ließ Kaufmann aus jahrtausendaltem Schlaf eine altchriſtliche Stadt erſtehen, von deren Exiſtenz weder der Hiſtoriker noch der Archäologe etwas geahnt hatte, wiewohl sie zeitweise an Glanz die nahe Rivalin Alexandrien überſtrahlt hatte. Der glückliche Finder war wohl selbſt am meiſten von dem Resultat überrascht. Als er auf der Suche nach archäologisch bemerkenswerten Stätten längs der Karawanenſtraße zwischen Karthago und Alexandrien auf einige Menaskrügchen im Wüſtensande ſtieß, ahnte er, wenngleich ihm jener arabische Reisebericht vom Anfang des 11. Jahrhunderts bekannt war, wohl kaum die Tragweite seines Fundes. Da bei uns die zur Wahrung archäologischer Interessen und zur Förderung dieser Studien zunächſt berufenen Inſtanzen sich syſtematisch gegen alles Altchriſtliche verschließen, so muß es als ein Glück bezeichnet werden, daß private und vor allem die kommunale Unterſtützung der Stadt Frankfurt a. M. eine durch mehrere Jahre hindurch sich erſtreckende Ausgrabung und Durchforschung des Heiligtums des ägyptischen Nationalpatrons ermöglicht haben. Dadurch wurde Deutschland in den Stand gesetzt, wenigſtens einen Erfolg den großen Leiſtungen außerdeutscher Staaten auf dem Gebiet altchriſtlicher Altertumskunde an die

Seite zu setzen. Kaufmann hat, nachdem er noch während der Grabungen in drei reich-illustrierten Berichten (Cairo 1906/08) und schließlich in einem kurzen Führer (Der Menastempel und die Heiligtümer von Karm Abu Mina, Frankfurt 1909) über seine Resultate Rechnung abgelegt hat, jetzt begonnen, in wissenschaftlichen Publikationen Ernte zu halten.*) Wir können jetzt einigermaßen Überschau halten, welches Erträgnis davon den verschiedenen Wissenszweigen durch den Fund in der Mariûtwüste zukommt.

Durch die Ausgrabungen wurden die wichtigsten Stätten des Menasheiligtums freigelegt, vor allem die Gruftkirche des Heiligen mit der unzweifelhaft festgestellten Krypta und einem heiligen Quell sowie einer größeren, den wachsenden Kultbedürfnissen entsprechenden Basilika, eine weitere Basilika für das heilbringende Wasser, größere Cömeterialanlagen, ebenfalls mit Basiliken ausgestattet, weitangelegte Koinobien und die Fabrik- und Verkaufsstätte der schon bisher in großer Menge bekannten Menaskrügchen. Durch diese Funde wurde namentlich das hagiographische Problem des Heiligen geklärt. Bislang hing seine Geschichtlichkeit völlig in der Luft; die zwei ikonographischen Typen, in denen er gewöhnlich vorkommt in der Kunst, der Orantentyp mit den zwei Kamelen und der Reitertyp, boten willkommenen Anlaß, ihm einen mythischen Ursprung zuzuschreiben und ihn als den christlichen Erben des Horus hinzustellen. Noch Delehaye (Légendes hagiographiques S. 240) rechnet mit dieser Möglichkeit. Heute wird ein ernsthafter Forscher an der Geschichtlichkeit eines Märtyrers Menas nicht mehr zweifeln können. Der archäologische Fund hat wenigstens die Kernpunkte der hagiographischen Überlieferung bestätigt und konkreter gestaltet. Diese Überlieferung, die bisher in griechischen Acta, Wunderberichten und Hymnen sowie in Fragmenten ähnlicher koptischer Darstellungen vorlag, ist in den letzten zwei Jahren erheblich erweitert und verstärkt worden durch die äthiopischen Texte, die Budge (Texts relating to St. Mêna of Egypt, London 1909) und Chaine (in Kaufmanns Buch über »Ikonographie der Menas-Ampullen« S. 30—55) aus dem British Museum und der Pariser Nationalbibliothek zugänglich machten. Als historischer Kern dieser Berichte läßt sich, nachdem wir jetzt die Gegenkontrolle durch die archäologischen Funde haben, etwa das folgende festhalten: Menas, von Geburt Ägypter, machte seinen Militärdienst als Offizier in der phrygischen Stadt Kotynion; hier bekannte er sich zur Zeit der diokletianischen Verfolgung anläßlich von Festspielen als Christ und erlitt das Martyrium (ca. 296). Möglich auch, daß er in Ägypten hingerichtet wurde, und daß sich seine Beziehung zu Kotynion nur durch seinen früh dort aufgenommenen Kult erklärt. Sein Leib wurde nach Ägypten zurückgebracht, wobei sich auf dem Meere schreckliche Tiere wie Kamele vor dem Schiff zeigten und, durch feurige Pfeile verscheucht, ehrfurchtsvoll vor dem den heiligen Leib tragenden Schiff verneigten (offenbar Zusammenhang mit der Darstellungsweise in der Kunst). Rein legendarisch ist auch schon der weitere Zug in den Berichten, wonach die Beisetzung da erfolgte, wo die Kamele sich weigerten, mit den heiligen Resten weiter zu gehen. Es hat sich vielmehr aus Kaufmanns Grabungen in der Gruftkirche ergeben, daß schon ältere Grabanlagen in der Nähe des Menasgrabes vorhanden waren; dann war auch zweifellos schon eine größere Ansiedelung an Ort und Stelle. Gerade als Wasseretappe zwischen der Mariût- und Auladaliwüste, deren weitverzweigtes Irrigationssystem noch heute teilweise sichtbar ist, deren Fruchtbarkeit an Wein und Öl sich aus zahlreichen Ostrakafunden ahnen läßt, mußte diese Oase auf der vielbegangenen Verkehrsstraße nach dem Ammonsheiligtum und den Natronseen zur Besiedelung früh schon einladen. Ihren Aufschwung verdankt sie aber doch erst dem Kult des hl. Menas. Dank den neuen Entdeckungen liegt jetzt der ganze Entwicklungsprozeß dieses Kultes übersichtlich und klar vor uns; es wäre jetzt nur noch zu wünschen, daß auch die Entfaltung der hagiographischen Literatur über den Heiligen einer kritischen Prüfung unterzogen würde.

Schon gleich nach der Beisetzung wird eine Memoria über dem Grab errichtet, »einem Zelte gleich« (wie die äthiopische Vita zu berichten weiß), deren Andeutung

*) Ikonographie der Menas-Ampullen. Cairo, Diemer, Finck & Baylaender, 1910. Die Menasstadt und das Nationalheiligtum der altchristlichen Ägypter. Bd. I. Mit 613 Abbildungen auf 70 Tafeln in Heliogravure und 32 in Lichtdruck sowie zahlreichen Textabbildungen. Leipzig, Hiersemann, 1910.

heute vielleicht noch in Reſten einer Säulenſtellung nahe dem oberen Rand der Menaskonfeſsio zu erkennen iſt. Schon unter dem Patriarchen Athanaſius und dem Kaiſer Konſtantin erſtand aber eine große Gruftkirche, die unter Kaiſer Theodoſius konſekriert wurde, und kurz darnach unter Kaiſer Arkadius wurde noch eine weitere größere Baſilika unmittelbar öſtlich an die Gruftkirche angebaut (57 m lang, 50 m im Querſchiff breit). Der Ruf des Heiligtums ſtieg im 5. Jahrhundert derart, daß Kaiſer Zeno ſie zur Stadt erhob, eine große Garniſon errichtete, zeitweilig ſeine Reſidenz darin aufſchlug und auch andere Große des Reichs zur Anſiedelung veranlaßte. Im 6. und 7. Jahrhundert überſtrahlte ſie an Prunk ihrer Bauten und an Lebhaftigkeit des Verkehrs das nahe Alexandrien. Sie war Zielpunkt von Wallfahrten aus der ganzen damals chriſtlichen Welt und zugleich im Herzen der Wüſte das letzte feſte Bollwerk gegen die wilden Stämme im Weſten. Den Verfall leiteten die Spaltungen in der ägyptiſchen Kirche zwiſchen den Jakobiten und Melkiten ein, die ſich gegenſeitig den Beſitz des Nationalheiligtums ſtreitig zu machen ſuchten. 849 wurde die Kirche auf Befehl des Kalifen El Mutiwekil all ihrer Koſtbarkeiten an Edelmetall und all ihrer Marmorſäulen durch den melkitiſchen Architekten Eleazar beraubt. Dieſer Schlag war tödlich; man ſuchte zwar notdürftig das Heiligtum noch gebrauchsfähig zu erhalten. Aber ſchon kurz hernach fand eine zweite, vom muslimitiſchen Gouverneur angeordnete Plünderung ſtatt, die diesmal hauptſächlich den Tempelſchatz und die darin aufgehäuften Weihegeſchenke traf, und im 10. Jahrhundert ſind Stadt und Heiligtum offenbar einem islamitiſchen Gewaltſtreich zum Opfer gefallen. In der erſten Zeit ihrer Veröduug ſah ein arabiſcher Reiſender die einſt ſo berühmte Stadt, von deren immer noch ſtaunenswerten Bauten er einen ſehr bemerkenswerten Bericht gab, den Quatremère nach den Manuſkripten der Pariſer Nationalbibliothek publiziert hat.

Man fragt ſich unwillkürlich, auf welchen Vorausſetzungen ſich dieſe Popularität des Heiligen und ſeiner Kultſtätte aufbaut. In ſeinem Leben findet ſich kein Zug, der dieſes Anſehen vor ſo vielen anderen hätte begründen können. Aber auch die Wunder, die alsbald an ſeinem Grabe erfolgt ſein ſollen, ſind noch kein vollwertiger Erklärungsgrund. Von welchem anderen angeſehenen Heiligen werden Wunder nicht berichtet? Wichtiger ſcheint zu ſein, daß das Wunder an ein Mittel anknüpft, dem man mit Vorliebe in altchriſtlicher Zeit Heilwirkung zuſchrieb, an das Waſſer. Ein großer Waſſerleitungskanal zieht ſich unter dem weſtlichen Ende der Gruftkirche hindurch und ſteht mit dem Innern der Kirche durch einen Einſteigeſchacht in Verbindung; die an anderer Stelle der Stadt liegende Bäderbaſilika hat vollends im Innern und in ihrer Umgebung ein ausgebildetes Syſtem von Badanlagen ſelbſt mit Heizvorrichtung. Das Waſſer iſt hier alſo in auffallender Form und in erſtaunlichem Maße in engſten Zuſammenhang mit dem Kult gebracht. Den Grund verrät eine Inſchrift auf einem der bekannten Menasfläſchchen: *ΕΥΛΟΓΙΑ ΜΗΝΑ ΠΑΝΚΑΛΟΝ ΛΑΒΕ ΥΔΩΡ ΟΔΥΝΗ ΑΠΕΔΡΑ.* Da iſt doch mit wünſchenswerter Deutlichkeit ausgeſprochen, daß dem Waſſer vom Menasquell Heilkraft zugeſchrieben wurde, und daß man es deshalb bei Wallfahrten mit nach Hauſe nahm. Nun erklären ſich auch die zahlreichen Menaskrügchen, die bisher ſchon bekannt waren, und deren Töpferei und Verkaufsſtelle Kaufmann fand. Es ſind nicht, wie man bisher annahm, eine Art Reliquiare, die heiliges Öl bargen, ſondern Wallfahrtsandenken vom Menasgrab, mit Waſſer von ſeinem Heilquell. Die Ausgrabungen haben alſo das Rätſel der Menaskrügchen gelöſt und die bemerkenswerte Tatſache ergeben, daß das Menasheiligtum eine Art Lourdes für die altchriſtliche Zeit war. Wie es zu dieſer Auszeichnung gekommen iſt, läßt ſich nicht genau überſehen. Nichts im Leben des Heiligen bietet eine Vorausſetzung dafür, daß das unter ſeinem Schutze ſtehende Waſſer Heilkraft bekommen konnte. Die erſten Wunder wurden nach den äthiopiſchen Berichten am Grabe ohne irgendein Zwiſchenmittel gewirkt, bezw. an Abweſenden durch das der Grablampe entnommene Oel; nach dem äthiopiſchen Synaxar erfolgte das erſte Wunder ganz nach evangeliſchem Vorbild durch den Gebrauch von der Nähe des Heiligengrabes entnommener und angefeuchteter Erde. Nirgends aber trifft man in dieſer hagiographiſchen Literatur auf die geringſte Andeutung der Heilkraft des am Heiligtum in ſo ausgedehntem Maße angeſammelten Waſſers. Es läßt ſich zur Erklärung dieſer auffallenden Reticenz höchſtens

annehmen, daß hier ein Heilmittel in Frage ſtand, das auch ſonſt häufig an chriſtlichen Kultſtätten nachweisbar war und das sehr oft ohne inneren Zusammenhang mit dem Leben eines Heiligen, lange vor seinem Kult schon beſtand. Der heilige Quell oder das heilige Bad war häufig schon vorhanden, bevor die Verehrung eines besonderen Heiligen aufkam; später wurde der Heilige dann als Träger der Wunderkraft gefeiert. Kaufmann hat eine Anzahl anderer altchriſtlicher heiliger Bäder und Quellen namhaft gemacht, die im Zusammenhang mit Gotteshäusern ſtanden. So das am Siloahteich in Jerusalem errichtete Heiligtum (vgl. Antonini Piacentini Itinerar. c. 25), die Kirchen des heiligen Michael mit Heilquellen in Chonae (Phrygien) und Pythia (Bithynien), das heilige Wasser am Grabe des heiligen Kyros und Johannes zu Menuthis, ein Bad am Grabe der orientalischen Märtyrerin Barbara u. a. m. Das Vorbild des Siloahteiches mochte beim Aufkommen solcher Volksvorſtellungen mitgewirkt haben; nachhaltiger aber vielleicht noch die in vorchriſtlicher Zeit auch schon angenommene Fähigkeit kultischer Luſtration, die man dem Wasser zuschrieb. In Ägypten ließe sich ja zur Erklärung der besonderen Beliebtheit heiliger Bäder auch noch auf das in der jakobitischen Kirche übliche liturgische Nilbad der Epiphanienacht verweisen. Aber wir finden den Glauben der Heilkraft des in der Kirche beſtimmter Heiligen vorkommenden oder verwendeten Wassers auch im Abendlande. Heiliges Wasser wird z. B. auch am Grab des heiligen Martin zu Tours gesammelt; und auch dem zur Abwaschung des Grabes an Oſtern dienenden Wasser wird dort Heilkraft zugeschrieben (Greg.Turon., Hiſt. Franc.V, 22. De miraculis S. Martini II, 51, III, 34). Von einem Heilquell in der Kirche St. Germain-des-Prés heißt es in der Relation du siège de Paris (Recueil des Hiſtor. des Gaules et de la France Vol. VIII):

Cuius ad accubitat puteus vestigia, cuius
Qui potabit aquas, extemplo febre laborans
Auxilio sancti fidens capiet medicinam.

Auf dem Boden solcher Vorſtellungen bekommen die zahlreichen in frühmittelalterlichen Kirchen nachweisbaren Brunnen eine andere Bedeutung, als die man ihnen gemeiniglich zuschreibt.

Im Falle der Menasſtadt iſt zur richtigen Beurteilung der Sachlage sodann nicht zu übersehen, daß wir uns dort zeitlich und örtlich ganz in der Peripherie des reinen chriſtlichen Geiſtes und bodenſtändig chriſtlicher Kultur befinden. An solchen Orten lassen sich pagane Vorſtellungen und Empfindungsweise nur sehr schwer unterdrücken. Unter einem oft sehr dünnen chriſtlichen Firnis leben sie noch jahrhundertelang fort. Abgesehen davon, daß die Wunder am Menasgrab den primitivſten und materiellſten Anforderungen des Lebens zugute kommen und teilweise recht grotesker Art sind, berührt es an den Wunderberichten befremdend, daß sie noch die pagane Sitte des Tempelschlafes kennen, während dessen durch eine Vision Anweisung zur Heilung gegeben wurde oder diese selber durch eine Art Inkubation erfolgte. Sollte es in einem derart ſtark synkretiſtischen Milieu, wo neben den Chriſten auch Juden und Heiden gleichmäßig an der Wohltat des Wunders partizipierten, ganz undenkbar sein, daß an der Stelle schon eine vorchriſtliche Heilquelle war, deren Wirkungskraft der hl. Menas übernahm? Wir wissen genau, daß ein solcher Rollenwechsel in dem nicht fernen Menuthis ſtattfand; hier wurde, um den noch lange blühenden Kult der Isis Medica auszurotten, die Göttin mit voller Absichtlichkeit durch die hl. Cyrus und Johannes ersetzt, die nun auch deren Heilwirksamkeit übernahmen. Sehr auffallend iſt in jedem Falle die Tatsache, daß der Ruf des Menasheiligtums jahrhundertelang den jeder andern ägyptischen, wenn nicht überhaupt jeder chriſtlichen Gnadenſtätte überſtrahlte. Ob die Wunder allein diesen Aufschwung bedingten? Heilquellen gab's ja auch anderwärts, aber keine hat den Zulauf aufzuweisen, den wir nach den großartigen Brunnen- und Badanlagen und nach der Unmasse von Wasserkrügchen für die Menasſtadt annehmen müssen. Und einen derartigen Siegeslauf durch die damalige Kulturwelt hat in jener Frühzeit kein anderer Heiliger erlebt; Menaskirchen gab es in Ägypten schon in frühester Zeit in Alt-Kairo, Alexandrien, mehrere im Fajûm, im Kloſter von Sohakalkil, in Turä, Taha, Iftih, Kûs, Luxor, Assuan; ferner schon Anfang des fünften Jahrhunderts in Nordafrika, in Konſtantinopel, Cypern, Gallien, Rom, Salona, Trier usw. Ein anderes iſt noch bemerkenswert. Während die altchriſtliche Zeit, namentlich der Orient, sich lange Zeit faſt inſtinktiv ablehnend verhielt gegen Kult-

bilder von Heiligen in plastischer Arbeit, muß am Menasgrab nach den Berichten von Anfang an eine Relieftafel vorhanden gewesen sein, die den Heiligen in Gestalt »eines Kriegers darstellte, mit den Bildern der Tiere zu seinen Füßen, welche Kamelen ähnlich waren«. Das Attribut der Kamele findet in der Legende seine Erklärung, aber seinen letzten Grund können wir heute nicht mehr mit bestimmter Sicherheit feststellen. Möglich, daß es ihn nur als Patron der Wüste auszeichnen sollte. In formaler Hinsicht hat die Darstellung vor allem in Ägypten ihre Vorbilder; Kaufmann hat deren eine Anzahl namhaft gemacht. Daß er eine Gleichsetzung von Menas mit Horus ablehnt, finden wir ganz in der Ordnung. Dagegen hätte er noch aufmerksam machen können auf das im antiken Ägypten heimische Motiv antithetischer Gruppen, über das wir Jolles eine sehr anregende Untersuchung verdanken. (Jahrb. des Kaiserl. Deutschen Archäol. Instituts 1904). Die Stelle, wo das Gnadenbild des Heiligen angebracht war, läßt sich heute noch gut erkennen (Taf. VI). Es ist die Wand in der Krypta, hinter dem Grab, wo die Einpressung in den Verputz und die Dübellöcher noch deutlich die Ausmessung der Tafel (1,80×1,80 m) zeigen. Ist das Original auch verloren gegangen, so können wir uns doch eine gute Vorstellung davon bilden auf Grund der zahlreichen stereotypen Wiederholungen, die namentlich als Wallfahrtsandenken (Eulogia) auf den Fläschchen in alle Welt gingen. Ganz auf ähnliche Weise wurde auch das Kultbild der Kreuzigung Christi in Jerusalem durch Nachbildung auf Fläschchen verbreitet und schuf, wie auch das Menas-Gnadenbild, den ikonographischen Typus des Gegenstands.

Wie die Wallfahrer vom Menasgrab Andenken und Heilmittel mitbrachten, so kamen sie umgekehrt zu ihm mit Votivgaben. Nach der äthiopischen Quelle des British Museum »brachten sie dem Heiligen Weihgeschenke, und er willfahrte ihren Wünschen, und sie kamen glückselig zurück«. Auf Grund der vorhandenen Überlieferung können wir diesen Brauch auch anderwärts seit dem 4. Jahrhundert wahrnehmen; zu seiner Beurteilung wäre aber sehr zu scheiden, was Lucius (Die Anfänge des Heiligenkults S. 289 ff.) z. B. nicht getan hat, zwischen den eigentlichen Oblationes, die für Kultzwecke gestiftet waren, den Spenden zum Unterhalt des Gotteshauses und seiner Kleriker sowie der Armen und Kranken, die formell auch dem Titularheiligen gemacht wurden und bis tief ins Mittelalter zu einem großen Teil aus Lebensmitteln (Früchte und Schlachttiere. Vgl. besonders Paulin. Nol., Carmen 20, und die Wunderberichte über das Eingreifen des hl. Menas. Kaufmann, Ikonographie S. 48, 49, n. 2. 11, 12, 13, 14) bestanden, und endlich den eigentlichen Exvotos. Letztere sind zweifellos mit den Weihgeschenken gemeint, die am Grab des hl. Menas niedergelegt worden sind. Sie sind der wirksame Nachdruck, den man seinem Hilfgebet geben wollte, wie auch der Dank für empfangene Hilfe. Wie auch anderwärts waren es Nachbildungen geheilter Glieder oder geretteter Tiere, die aus dem einfachsten (Tonformen) wie kostbarsten Stoff hergestellt waren. Daß die Gegenstände aus Edelmetall erbarmungslos den verschiedenen Plünderungen sowohl am Ende des Bestandes der Kultstätte wie auch seither den Schatzgräbereien von Beduinen zum Opfer fallen mußten, darf man ohne weiteres annehmen. Ob aber die verschiedenen Terrakottastatuetten von Matronetten, Heiligenfigürchen, Köpfen, Tieren und Reitern, die in so großer Anzahl in oder bei den Sakraltürmen gefunden wurden (Taf. 73—78), nicht hier einzureihen sind, ist eine Frage, die erst noch untersucht werden muß.

Kunstgeschichte wie Archäologie dürfen von Kaufmanns Ausgrabungen nicht minder wertvolle Aufschlüsse erwarten als die Hagiographie. Zwar hat sich der Forscher in dem ersten Band seiner großen Publikation vorerst auf eine Geschichte und Beschreibung der wichtigsten Sakralbauten beschränkt; eine wissenschaftliche Würdigung und kunstgeschichtliche Einreihung derselben stellt er im II. Band in Aussicht. Wir haben aber heute schon, abgesehen von den kurzen Ausführungen in den drei Berichten, das ganz vorzügliche Abbildungsmaterial, das uns in der großen Fülle hervorragend guter Photogravüren des I. Bandes vorgelegt wird. Darnach und nach den gleichfalls schon mitgeteilten Grundrissen der 4 Basiliken läßt sich eine annähernde Vorstellung von der kunstgeschichtlichen Stellung dieser Bauten gewinnen. Besonders wichtig ist, daß wir die 2 bedeutendsten dieser Basiliken zeitlich ziemlich genau ansetzen können: die Gruftbasilika

in die Mitte des 4. Jahrhunderts, die daran in gleicher Axenrichtung öſtlich anschließende Arkadiusbasilika ans Ende des 4. Jahrhunderts. Es verrät sich im Grundriß der verschiedenen Bauten, in der Durchführung ihres Aufbaues eine solche Beſtimmtheit und Mannigfaltigkeit, eine solche Zielsicherheit in der Handhabung technischer Schwierigkeiten, daß wir hier nicht etwa erſt am Anfang, sondern bereits am Abschluß der Entwicklung des Basilikastils ſtehen. Dagegen wirkt allerdings alles, was Rom dagegen aufweisen kann, befangen und taſtend. Die einzelnen Formen, wie korinthische Kapitells, Lotuskapitells und Kapitells mit bildlichen Motiven (Kreuz, Monogramm Chriſti, Köpfen) sowie Marmorrelieftafeln, wie die mit dem vollendet schönen, völlig antiken Putto aus der Arkadiusbasilika (Taf. 63) führen durch die kraftvolle Behandlungsart des Ornaments noch in die beſte Zeit helleniſtischer Kunſt. Eigenartig iſt an der Gruftbasilika die verhältnismäßig späte Form des Apsidenschlusses: neben der vorspringenden Hauptapside 2 kleine in die gradlinig verlaufende Abschlußmauer eingelassene Nebenapsiden. Das Baptiſterium füllte mit dem Consignatorium das weſtlich vorgelagerte Atrium völlig aus. Wenn sich die Taufkirche durch diese Lage in Gegensatz zu dem sonſt in Ägypten nachweisbaren Brauch setzte, demzufolge der Taufraum im Innern der Kirche selber war, so entsprach sie hierin doch wohl der älteren, u. a. auch im Teſtamentum Domini noſtri Jesu Chriſti (II, 19) bezeugten Sitte. Anders war das Baptiſterium wieder an der Nordcömeterialkirche angebracht. Diese dreischiffige Säulenbasilika, deren Apsidalschluß noch sehr frühes Aussehen hat (außen geradlinig schließend, innen die Apsidennische, flankiert von Diaconicon und Prothesis), hat Baptiſterium und Consignatorium in einer Kapelle rechts vom Diaconicon untergebracht, ganz gleich wie die Anordnung in den syrischen Kirchen von Ksêdjbeh, Dâr Kîta, Bāmukkā und Rbêʿah iſt. Das Baptiſterium der Gruftkirche ſtellt nach außen einen quadratischen Kuppelbau dar, im Innern durch Anbringung von säulenflankierten Nischen in den Ecken ein Oktogon. Sehr gut iſt heute noch die Piscine erhalten, in die in der Richtung Oſt nach Weſt je 3 oder 4 Stufen hinab bzw. herausführen (Taf. 36). 4 Basen einer Säulenſtellung um die Piscine sind ebenfalls noch erhalten. Die zwei, gleichfalls von Säulen flankierten apsidalartigen Nischen in der Nord- und Südwand der Gruftkirche dürften, wie die zwei ähnlichen der weſtlichen Außenmauer des Baptiſteriums, ursprünglich Statuen geborgen haben. Von der glänzenden Ausſtattung des Bodens und der Wände mit Marmorbelag oder der Wölbungen mit Mosaik (der oberſte Schluß der Baptiſteriumskuppel iſt noch erhalten. Taf. 38) sind nur geringfügige Trümmer auf uns gekommen.

Die Arkadiusbasilika erinnert in ihrer Grundriß-Anlage ſtark an St. Paul in Rom. Das mächtig ausladende breite Querschiff iſt wie das Langhaus dreischiffig; 20 mächtige Säulen in jenem, 30 in diesem ſtützten die Emporen. Die Vierung soll von einer Kuppel überragt gewesen sein; doch lassen sich im Grundriß wenigſtens keinerlei Andeutungen, wie Pfeiler oder ähnliches, wahrnehmen. In der Vierung ſtand das Bema, ein quadratisch abgeschlossener Raum, an das sich, nach Weſten ins Mittelschiff hineinragend, die Schola Cantorum anschloß. Der Thronus legte sich mit der Subsellienreihe im Oſten davor, in leichtem Schwung der Biegung der Apsis folgend, gegen die er aber völlig durch eine Säulenreihe abgeschlossen war. Das Halbrund der Apsis hatte hier also seine ursprüngliche Bedeutung völlig verloren, wie ein rudimentäres Glied ſteht sie im organischen Verband der Basilika und diente nur als Zugang zu unterirdischen Grabkammern. Da im Oſten die Gruftkirche den Zugang zur Basilika versperrte, war der Hauptzugang durch drei oder vier Tore im Süden. Hier lagerte auch ein größeres Atrium vor. Einfachere Anlage und Formen zeigte, wie schon erwähnt, die Basilika auf dem Nordcömeterium. Dagegen weiſt die dreischiffige Bäderbasilika eine Besonderheit auf, die wir als Beſtandteil einer Richtung des romanischen Stils kennen, Apsiden im Oſten und Weſten. In hohem Grade merkwürdig sind außerdem hier die Ziſternen und Bäderanlagen, die teils im Kirchenraum, teils unmittelbar daran anschließend sich befanden. Hier wie auch beim Zentralheiligtum zeigt der heute freigelegte und im Grundriß feſtgehaltene Beſtand der Anlage das im Laufe der Zeit angesammelte Konglomerat, wie es durch die wachsenden Verkehrsbedürfnisse geworden iſt. Bei der Beurteilung der Bauten wird man diese Tatsache nicht übersehen dürfen, so iſt zweifellos das Südatrium der Arkadius-

basilika im Laufe der Zeit sehr stark verbaut worden, und ähnliches scheint auch bei der Basilika der Nordnekropole namentlich vor der westlichen Abschlußwand der Fall zu sein. Aber das basilikale Schema selber ist durchweg von solcher Klarheit und Bestimmtheit, daß uns auch dieses Wüsteneiland wieder einmal die Mahnung laut vernehmlich zurufen kann, unsere Blicke nicht zu ausschließlich auf Rom haften zu lassen. Nähere Anhaltspunkte zu stilkritischer Beurteilung wird uns freilich erst der zweite Band dieser monumentalen Publikation an die Hand geben können. Wir haben vorerst doch nur das Bild eines großen Trümmerfeldes. Wichtig wird es vor allem sein, daß wir außer genauen Detailrissen bestimmte Angaben erhalten, wie und wo die verschiedenen Teile gefunden wurden. Das gilt z. B. schon für die etwaigen Reste des Bema und der Cancelli. Auch für die Annahme einer Kuppel über der Vierung der Arkadiusbasilika werden wir wohl durchschlagende Anhaltspunkte erwarten dürfen, einstweilen läßt die Beschaffenheit des Grundrisses das Vorhandensein einer solchen nicht erraten. Desgleichen wird der Archäologe mit dankbarer Genugtuung es begrüßen, wenn er etwas näheren Einblick in die Anlage und die Beschaffenheit und über die Ausdehnung der Koinobialbauten erhält. Wenn wir von den Menaskrügchen und ihrer bedeutsamen Ikonographie absehen, worüber Kaufmann eine sehr gründliche Sonderstudie vorgelegt hat, so müssen auch die vielen Kleinfunde, z. T. recht merkwürdiger Art, ebenfalls noch näher unter die Lupe genommen werden. Manches findet sich darunter, was man sich nur schwer in christlichem Milieu vorstellen kann, wie z. B. die derb realistischen Statuetten sitzender Affen. Freilich, auf dem Hintergrund so mancher in der hagiographischen Literatur registrierten Züge der Geistes- und Kulturverfassung dieser Gesellschaft sind es keine absoluten Anomalien. Nach vielem andern, was uns in der Literatur erzählt wird von dem berühmten Weltheiligtum in der Mariût, nach den Herrlichkeiten und Kostbarkeiten seiner Bauten, nach den Standbildern und Relieftafeln von Heiligen und Tiergestalten, die den arabischen Reisenden noch zu Anfang des 11. Jahrhunderts in Erstaunen setzten, nach allem, was das Leben und den prunkvollen Glanz der Menasstadt ausmachte, sucht man heute vergebens. Es ist ein Trümmerhaufen zerstückelter Steine, aber daß uns ihr höchst merkwürdiges und für Kirchen- wie Kunstgeschichte bedeutungsvolles Geheimnis erschlossen, daß notdürftig wieder das einstige Bild des Lebens daraus erweckt ward, wird dem Frankfurter Gelehrten zum dauernden Ruhm gereichen. Daß an diesem Ruhm auch die hochherzigen Gönner und Unterstützer dieser Ausgrabungen, vorab der Frankfurter Magistrat und Generaldirektor Bode partizipieren, ist nicht mehr als recht und billig.

Nachrichten und Mitteilungen.

Korrespondenz aus Mailand.

Wasserkraftwerke in Italien.

Während man in Deutschland erst jetzt an den Ausbau der im Süden unseres Vaterlandes gelegenen Wasserkräfte geht, ist in anderen Ländern, in der Schweiz, in Italien, in Skandinavien und in Amerika die Gewinnung von elektrischer Kraft aus den Wasserfällen weit fortgeschritten. Vor allem hat Italien eine besonders lange Erfahrung sammeln können. Schon im Jahre 1890, noch ein Jahr ehe auf der Frankfurter Ausstellung die erste gut arbeitende Übertragung von elektrischer Energie durch das kurz zuvor vervollkommnete Wechselstromsystem gezeigt wurde, ist auf altklassischem Boden das Kraftwerk Tivoli gebaut worden, dessen Strom 26 km weit fortgeleitet wurde und zur Beleuchtung von Rom dient. An der weiteren Entwicklung der italienischen Wasserkraftwerke hat die deutsche Elektrizitätsindustrie hervorragenden Anteil genommen und dabei wertvolle Erfahrungen in der Hochspannungstechnik gesammelt. Die Schuckert-Gesellschaft hat z. B. in den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts die beiden großen Kraftwerke Vizzola (Provinz Mailand) und Clenezzo bei Bergamo gebaut.

Zunächst vollzog sich der Ausbau der Wasserkräfte Italiens nur langsam, kam dann jedoch seit 1905 in ein schnelleres Tempo. In den letzten fünf Jahren sind durchschnittlich im Jahre 100,000 PS an Wasserkräften installiert worden, und nach Fertigstellung der jetzt in der Ausführung begriffenen Anlagen werden etwa 750,000 PS aus italienischen Wasserkraftwerken gewonnen werden. (Wer sich dafür besonders interessiert, findet genaues statistisches Material in einer Broschüre von Otto Kahn: »Die Wasserkraftanlagen Italiens«, die dieser Tage bei der Frankfurter Sozietätsdruckerei in Frankfurt a. M. erschienen ist.)

Auch der Kulturhistoriker wird nicht an den Wasserkraftwerken vorbeigehen können. Überall sehen wir in Italien, vorzüglich aber im Norden

des Landes, in den Tälern, auf den Höhen, sogar hoch im Gebirge die charakteristischen Hochspannungsleitungen. Ihre starken eisernen Masten, Drähte und Schutznetze überziehen mit Konstruktionen, die manchmal in Form und Umfang Eisenbahnbrücken gleichen, Bahnlinien, Flußläufe und Seearme; sie durchkreuzen die Lagune und gehören schon zu den charakteristischen Erscheinungen italienischer Landschaften. Das italienische Voralpengebiet, z. B. die Gegend um den Lago Maggiore, das Veltlin, die Valcamonica, sind voll von zahlreichen Kraftwerken. Bis in das Hochgebirge, bis zum Col di Tenda in den Seealpen, dem Mont Cenis, den Tosafällen, dem Bernina und dem Adamello sendet die Industrie ihre Pioniere aus, deren nüchterne Gestalten von den Freunden einer unberührten Gebirgsnatur nicht gern gesehen werden. In den Alpen werden zahlreiche Bergseen als Staubecken benutzt, um den Anlagen eine genügende Zuführung von Triebwasser zu sichern; z. B. die Mont-Cenis-Seen, der Codelago und der Lago d'Avino im Simplongebiet, der Puschlavsee sowie der Lago Scala und der Lago Bianco im Bernina-Gebiet, der Lago d'Arno am Adamello usw. Auch an altklassischen Orten sind einige bedeutende Wasserkraftwerke entstanden: an den Wasserfällen von Tivoli zu Füßen der Villa des Maecenas, an den Marmorefällen bei der Geburtsstadt des Tacitus, bei Subiaco in den Sabinerbergen und auf dem Nordostabhang des Ätna. Die Fora von Rom, Pompeji und Syrakus werden mit moderner Elektrizität beleuchtet, die aus Wasserläufen gewonnen wird.

Zunächst entstanden fast ausschließlich Niederdruckanlagen, die mit geringem Gefälle, aber bedeutenden Wassermassen arbeiten. Sie haben den Vorteil, daß sie in der Ebene nahe bei den Verbrauchsorten liegen und infolgedessen keiner langen Übertragungsleitungen bedürfen. Dagegen sind ihre Wasserbauten mit den großen Querschnitten um so teurer. Umgekehrt haben die später entstandenen Hochdruckanlagen im Gebirge mit geringen Wassermengen und großen Fällen verhältnismäßig einen kleinen Aufwand für Wasserbauten und einen großen für die Fernleitungen. Die erste bedeutende Hochdruckanlage war die im Jahre 1906 gebaute von Brusio im Puschlav. Ihre Kraft wird 180 km weit von den Bergen des Bernina bis in das Industriegebiet der oberen Provinz Mailand gebracht. Die Hochspannungslinie durchläuft das ganze Veltlin, geht dann am Ostufer des Comersees entlang, schwenkt bei Bellano in die Valsassina ein, überschreitet bei Lecco die Adda und durchquert endlich die ganze Brianza. Sie geht über 6000 Privatgrundstücke hinweg, durchschneidet 94 Gemeinden und 3 Provinzen, wird über 10 Eisenbahnlinien und 130 Straßen hinweggeführt. Gewiß ist diese Anlage ein glänzendes Beispiel dafür, wie sich die Elektrizität über Berge und Täler, Flüsse und Felder vom abgelegenen Erzeugungs- zu entfernten Verbrauchs-Gebieten fortleiten läßt. Aber diese Leistung wird nicht umsonst erkauft: 20 Prozent von der erzeugten Energie gehen auf dem Wege verloren, und außerdem kostet die Anlage dieser Linie nicht weniger als 6 Millionen. Derartige Fernleitungen sind in der Tat nur möglich, wo die Wasserverhältnisse besonders günstig sind. Seitdem sind mehrere ähnliche Leitungen entstanden: von Bolognano in den Abruzzen bis Neapel; vom Adamello in den Hochalpen bis an den Fuß des Appennins in der Gegend von Parma (220 km).

Wir haben nun noch die wirtschaftlichen Erscheinungen, die mit der zunehmenden Erschließung der Wasserkräfte eintraten, zu behandeln. Im Laufe der Zeit sind zahlreiche kleinere Anlagen verschwunden, die größeren neigen zur Expansion und Vertrustung, und es ist eine gewisse Differenzierung der Arbeit eingetreten, indem manche Gesellschaften sich nur mit der Erzeugung von elektrischem Strom, andere dagegen nur mit seiner Verteilung befassen. Der Norden Italiens wird zonenweise von großen Gesellschaften beherrscht, die unter sich Abkommen getroffen haben und ihre Gebiete gegenseitig achten. Diese Gesellschaften sind teilweise wahre Riesen: die Gesellschaft Conti betreibt sechs Wasser- und drei Dampfkraftwerke, bedient die Gegenden von Novara, Pavia und Monza mit 720,000 Einwohnern und kann jährlich 200 Millionen Kilowattstunden abgeben; die Società Lombarda versieht die ganze obere Provinz Mailand von den Toren der Stadt bis zum Langen- und Comersee mit elektrischem Strom und bedient 600 Fabriken, die 600,000 Arbeiter beschäftigen. Das Netz der Società Bresciana bedeckt 14,000 qkm, ein Gebiet von der Größe des Königreichs Sachsen. Für die finanzielle Vertrustung liefert die Gesellschaft Edison das beste Beispiel: sie ist an nicht weniger als 18 Gesellschaften beteiligt, beherrscht den ganzen Conti-Konzern und hat auch großen Einfluß in der Adamello-Gruppe. Binnen kurzem werden in der italienischen Wasserkraftindustrie 600,000,000 Francs angelegt sein, so viel wie in irgend einer anderen Industrie des Landes. Wie sich diese Summe verzinsen wird, ist heute schwer zu sagen. Die alten Gesellschaften, die günstige Konzessionen haben und ihre Anlagen haben abschreiben können, als die Tarife noch hoch waren, haben steigende Dividenden zahlen können. Weniger günstig liegen infolge gestiegener Konkurrenz, zurückgegangener Tarife und Vorwegnahme der besten Konzessionen die Verhältnisse für die jüngeren Gesellschaften. Es kommt noch dazu, daß die neuen Anlagen mit einem gewissen Luxus auf ein vielfaches der mittleren Wasserführung eingerichtet sind. Bei der ungeheuren volkswirtschaftlichen Bedeutung der Wasserkräfte, bei der Wichtigkeit, die die Stromversorgung für das Bahnwesen, für sonstige öffentliche Zwecke nnd besonders für die zahlreichen dem Staat wertvollen selbständigen Existenzen der Kleinindustrie hat, will es mir scheinen, daß nur der Staat als Vertreter der Gesamtheit ein Recht auf Ausnutzung dieses wichtigen Teiles des Volksvermögens hat. Überall hat ja heute schon der Staat ein Vorrecht auf die Wasserkräfte seines Gebietes. Namentlich in Schweden hat der Staat selbst bereits große Wasserkraftwerke gebaut, und der bayrische Staat hat gleichfalls den Ausbau seiner wichtigsten Wasserkräfte selbst in die Hand genommen. Es ist auch zu bedenken, daß der Ausbau der Wasserkräfte eines Landes viel zweckmäßiger durch ein großes Staatsunternehmen erfolgt, das die Interessen der Gesamtheit im Auge hat, als durch zahlreiche private Gesellschaften mit engbegrenzten Sonderinteressen.

O. K.

Internationale Wochenschrift für Wissenschaft Kunst und Technik

herausgegeben von Prof. Dr. Paul Hinneberg, Berlin, Mauerstr. 34

Verlag: August Scherl, Berlin SW, Zimmerstraße 36-41. — Druck: Bayerische Druckerei und Verlagsanstalt G. m. b. H. in München, Bayerstraße 57.

5. Jahrgang Nr. 5
4. Februar 1911

Inseraten-Annahme bei den Annoncen-Expeditionen von August Scherl G. m. b. H., Berlin und Daube & Co. G. m. b. H., Berlin und deren sämtlichen Filialen.

Für die Redaktion verantwortlich: Professor Dr. Wilhelm Paszkowski, Berlin-Gr. Lichterfelde.

Erscheint jeden Sonnabend. — Preis vierteljährlich für Deutschland und Österreich **3 Mark,** für die übrigen Länder des Weltpostverkehrs **4 Mark 30 Pfg.** bei direktem Bezug unter Kreuzband. — Einzelnummer **25 Pfg.** — Inserate die dreigespaltene Nonpareillezeile 50 **Pfg.** — Abonnements nehmen alle Buchhandlungen und Postanstalten, sowie sämtliche Geschäftsstellen von August Scherl G. m. b. H. entgegen.

INHALT

Die Abhandlungen erscheinen in deutscher Sprache, englische und französische auf Wunsch der Autoren im Urtext

Neuere Erfolge und Probleme der Chemie.

Experimentalvortrag, gehalten in Anwesenheit S. M. des Kaisers aus Anlaß der Konstituierung der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft zur Förderung der Wissenschaften am 11. Januar 1911 im Kultusministerium zu Berlin

von Emil Fischer, Professor an der Universität Berlin.

Majestät!
Hochansehnliche Versammlung!

Mehr als irgend eine Periode der Vergangenheit ist unsere Zeit geneigt, auf allen Gebieten des Wissens die Grundlagen kritisch zu prüfen und, wenn nötig, tiefgehende Änderungen der Schlüsse vorzunehmen. Das gilt auch für die Naturwissenschaften. Durch neue Beobachtungsmethoden hat sich das tatsächliche Wissen in den letzten Jahrzehnten außerordentlich vermehrt, und gegenüber den neuen Erscheinungen erweisen sich die alten Theorien vielfach als zu eng. Selbst die Grundlagen unserer Erkenntnis scheinen bis zum gewissen Grade veränderungsbedürftig zu sein.

So drängen die Fortschritte der Physik zu Anschauungen, welche unvereinbar sind mit der alten Mechanik, obschon diese noch Denkern wie Hermann von Helmholtz, Heinrich Hertz und Lord Kelvin als unantastbar galt.

Ähnlich steht es mit den Elementen der Chemie. Durch die Entdeckung des Radiums und ähnlicher Stoffe ist man zu der Annahme genötigt, daß die chemischen Elemente nicht unveränderlich, daß also ihre Atome nicht unteilbar sind.

Noch lebhafter geht es in den biologischen Wissenschaften zu. Vergleichende Anatomie, Physiologie der Tiere und Pflanzen, Entwicklungslehre, Mikrobiologie und fast alle Zweige der Medizin befinden sich im raschen Fortschritt der Erfahrung, verbunden mit ebenso raschem Wechsel der Theorien. Auch die halb historischen Naturwissenschaften, die Geologie, Paläontologie, Anthropologie und die altehrwürdige Astronomie nehmen an dem allgemeinen Fortschritt regen Anteil.

In diese vielbewegte Zeit fällt die Gründung der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft zur Förderung der Wissenschaften, die ihre nächste Aufgabe in der Errichtung und Unterhaltung von Forschungsinstituten erblickt.

Daß wir Naturforscher diese neue eigenartige Schöpfung mit großer Freude begrüßen, ist selbstverständlich, und ich rechne es mir als besondere Ehre an, unserem ehrfurchtsvollen Dank dafür zuerst Ausdruck geben zu dürfen.

Daß die Experimentalforschung in Deutschland bisher ein Aschenbrödel gewesen sei, wird niemand behaupten können. Ein Rückblick auf die Geschichte der Wissenschaft im 19. Jahrhundert lehrt das Gegenteil. Er zeigt

eine lange Reihe glänzender naturwissenschaftlicher Entdeckungen, die in unserem Lande gemacht wurden. Auch die mit der Wissenschaft eng verknüpften Induſtrien und Gewerbe, wie die chemische Induſtrie, Elektrotechnik, Feinmechanik, die Gewinnung der Metalle, das Gärungsgewerbe und last not least die Landwirtschaft haben bei uns eine Entwicklung genommen, um die wir vielfach von anderen Nationen beneidet werden.

Will man einen äußeren Maßſtab für die Erfolge der Naturforschung wählen, so kann man vielleicht die Verteilung der Nobelpreise als solchen gelten lassen; denn diese werden von ganz unabhängigen Korporationen in Schweden verliehen.

Vor vier Wochen iſt der Nobelpreis für Chemie zum sechsten Mal nach Deutschland gekommen; das sind 60% aller bisher vergebenen chemischen Preise. In dem gleichen Zeitraum fielen auf deutsche Physiker $2^1/_2$ und auf deutsche Mediziner $3^1/_2$ Preise. Für die übrigen Naturwissenschaften hat Herr Dr. Alfred Nobel leider nicht gesorgt.

Aber die durch jene Preise ausgezeichneten Untersuchungen gehören zum größten Teil dem 19. Jahrhundert an. Seitdem haben sich die Verhältnisse etwas verschoben. Bekanntlich sind die meiſten deutschen Naturforscher gleichzeitig Lehrer an einer Hochschule. An unseren Hochschulen hat sich nun im Laufe der letzten Jahrzehnte ein praktischer Massenunterricht entwickelt, der allen Studierenden die Möglichkeit einer gründlichen experimentellen Bildung gibt, und der auch unsere Induſtrien mit einem Heer von wissenschaftlich geschulten Beamten versieht. Aber derselbe Massenunterricht verbraucht die Lehrer in hohem Maße, jedenfalls in viel höherem Grade, als für die schaffende Tätigkeit des Forschers nützlich oder auch nur erträglich wäre.

In den modernen Unterrichtslaboratorien herrscht ein Getriebe, wie in einer nicht allzu kleinen Fabrik oder einem kaufmännischen Geschäft, und in der zersplitternden Sorge des Tages verlieren die Dozenten gar zu leicht die Ruhe des Geistes und den weit ausschauenden Blick für die großen Probleme der Forschung. Diese Gefahr iſt wohl am schärfſten von den Lehrern der Chemie, zu denen auch ich gehöre, empfunden worden. Es iſt deshalb kein Zufall, daß in unserem Kreise während der letzten Jahre der Ruf nach neuen Arbeitsſtätten am lauteſten ertönte, nach Arbeitsſtätten, die befreit von der Laſt des Unterrichts, die volle Ruhe für das Forschungsexperiment gewähren.

Aber alle unsere Bemühungen haben trotz der Unterſtützung durch eine sehr opferbereite Induſtrie nicht zum Ziele geführt, und wir waren nahe daran, in trauriger Resignation den Plan fallen zu lassen, als der Gedanke Ew. Majeſtät, alle freigebigen Damen und Herren des Landes zur Unterſtützung der Experimentalforschung aufzurufen, uns wie eine vom Himmel gefallene Hilfe erschien.

Anſtelle der einen von uns geplanten chemischen Anſtalt, deren Unterhaltung dem Reiche zugedacht war, darf die Chemie nun hoffen, bald in den Besitz von zwei Forschungsinſtituten zu kommen, wo begabte Männer mit reichen Mitteln und frei von jeder anderen Verpflichtung ihren erfinderischen Sinn betätigen können. Besonderen Vorteil wird davon voraussichtlich die jüngere Generation der Chemiker haben. Ich denke dabei an die Männer, die jetzt als Assiſtenten oder Privatdozenten an den Hochschullaboratorien unter dem Frondienſt des Unterrichts nur bei ungewöhnlicher Arbeitskraft den Forderungen des Forschungsexperimentes genügen können.

Was für die Chemie gilt, läßt sich mutatis mutandis für die anderen Naturwissenschaften wiederholen und gilt besonders für neu entſtehende Wissensgebiete, für deren Versorgung die schwerfällige Organisation der Unterrichtslaboratorien keine Möglichkeit bietet.

Der Vorsprung, den das Ausland, insbesondere die Vereinigten Staaten von Nordamerika, durch den Besitz ähnlicher Institute in letzter Zeit gewonnen haben, dürfte auf diese Weise wieder eingeholt werden. Wenn die Hoffnungen, die wir Alle an die neuen Institute knüpfen, in Erfüllung gehen, so wird es auch in Zukunft für Deutschland an Nobelpreisen nicht fehlen, und wir dürfen dann hoffen, die ehrenvolle Stellung, die wir bisher in der Naturforschung hatten, auch fürderhin zu behaupten.

Daß es sich dabei aber nicht allein um eine Ehrensache, sondern auch um hartklingende materielle Güter handelt, lehrt jeder Blick auf die engen Beziehungen zwischen den Fortschritten der Naturforschung und der modernen Volkswirtschaft. Es ist nicht meine Sache, diese Beziehungen

im einzelnen mit Zahlen oder nationalökonomischen Betrachtungen darzulegen. Dagegen möchte ich Sie einladen zu einer flüchtigen Wanderung durch meine eigene Wissenschaft. Sie wird Gelegenheit bieten, an den neuesten Errungenschaften die Mannigfaltigkeit der Probleme und ihre Fruchtbarkeit auf den verschiedensten Gebieten des Erwerbslebens anzudeuten.

Wie schon erwähnt, hat der Begriff des chemischen Elementes sich etwas geändert durch die Entdeckung des Radiums, des ersten Elementes, das von einer Frau gefunden wurde. Wir kennen jetzt mehr als zwei Dutzend ähnlicher Stoffe, die sogenannten radioaktiven Elemente, und wissen, daß sie spontan zerfallen, daß also elementare Verwandlungen möglich sind.

An diesen wichtigen Untersuchungen hat Deutschland anfangs nur geringen Anteil genommen, obschon die Anregung zur Entdeckung der Radioaktivität von den Röntgenstrahlen ausgegangen ist. Der Grund dafür war, daß Deutschland kein Rohmaterial für die Gewinnung des Radiums besitzt, und daß die meisten deutschen Forscher auch nicht die Mittel haben, das teure Element zu kaufen. Dieser Mangel wurde besonders fühlbar, als das Radium auch in der Heilkunde verschiedentlich nützliche Anwendung fand.

Um so erfreulicher ist eine Erfindung, die in jüngster Zeit von dem Privatdozenten Professor Otto Hahn im chemischen Institut der hiesigen Universität gemacht wurde. Er beschäftigt sich seit mehreren Jahren mit den Umwandlungsprodukten des Thoriums, das in großer Menge für die Fabrikation der Gasglühstrümpfe gebraucht wird. Er hat dabei mehrere radioaktive Elemente entdeckt und das wichtigste davon Mesothorium genannt. Es ist ihm ferner gelungen, ein Verfahren auszubilden, dieses Mesothorium aus den wertlosen Rückständen der Thoriumfabrikation zu isolieren. Ich bin deshalb in der Lage, Ihnen eine Probe des Hahnschen Präparates zu zeigen. Es ist die Bromverbindung des Mesothoriums, ein weißes Salz, das dieselben durchdringenden Strahlen aussendet, wie das entsprechende Salz des Radiums. In bezug auf strahlende Kraft entspricht dieses Präparat 100 Milligramm reinem Radiumbromid, hat aber nur ein Drittel so viel gekostet. Trotzdem ist es nicht billig, denn für diese kleine Menge wurden 11 000 Mark bezahlt. Dank einer Stiftung des Herrn Dr. von Böttinger zu Elberfeld wird die hiesige Akademie der Wissenschaften in einigen Monaten 250 Milligramm davon besitzen und an deutsche Forscher ausleihen. Von dem Hahnschen Präparat könnte in Deutschland alljährlich aus den wertlosen Rückständen der Thoriumfabrikation eine Menge gewonnen werden, die mehr als 10 Gramm reinem Radiumbromid entspricht. Das ist ungefähr so viel, wie der ganze Weltvorrat an Radiumsalzen bisher beträgt.

Durch diese Erfindung dürfte die Radiumnot, die bisher in Deutschland herrschte, beseitigt sein.

Der Bereich des chemischen Experiments ist in den letzten Jahrzehnten außerordentlich erweitert worden durch die Möglichkeit, sehr hohe und sehr niedere Temperaturen bequem herzustellen. Das erste geschieht durch die elektrischen Oefen, wo man leicht bis 3000° kommt. Das zweite wird erreicht durch Kühlung mit flüssiger Luft. Diese kann man jetzt in Berlin kaufen zu dem Preise eines mittelguten Weines, d. h. zu 1.75 M. das Liter. Das verdanken wir Ew. Majestät, die Herrn Professor von Linde in München veranlaßt haben, hier eine seiner großen Maschinen für Verflüssigung der Luft aufzustellen. Wie unentbehrlich sie uns geworden ist, mag die Mitteilung beweisen, daß im hiesigen Universitäts-Institut täglich einige Liter für wissenschaftliche Zwecke gebraucht werden.

Noch viel wirksamer ist der flüssige Wasserstoff, dessen Temperatur ungefähr 60° niedriger liegt. Er kocht schon bei −252.6°, also nur 20.4° über dem absoluten Nullpunkt. Flüssigen Wasserstoff kann man in Berlin noch nicht kaufen. Er ist hier überhaupt nicht zu haben. Trotzdem bin ich in der Lage, ihn zu zeigen. Aber das Präparat kommt aus dem physikalischen Institut der Universität Leipzig, wo es heute morgen dargestellt und dann mit einiger Vorsicht hierhin transportiert wurde. Wir wollen aus dem eigentümlich konstruierten Aufbewahrungsgefäß eine Probe in ein durchsichtiges Glas umfüllen, und ich werde die niedere Temperatur durch Eintauchen eines unten geschlossenen Glasrohres beweisen. Beim Herausnehmen des Glasrohres zeigt es sich erfüllt mit einer weißen schneeähnlichen Masse;

das ist gefrorene Luft, die aber außerhalb der Kühlflüssigkeit schon nach wenigen Augenblicken wieder schmilzt.

Der Rest des flüssigen Wasserstoffes, der im Aufbewahrungsgefäß geblieben ist, soll heute noch in den Dienst der Wissenschaft treten. Er wird nämlich nach Beendigung meines Vortrages in das physikalisch-chemische Institut der Universität wandern, um dort heute Abend und während der Nacht von Professor W. Nernst zu theoretisch wichtigen Untersuchungen über die spezifische Wärme der Elemente in der Nähe des absoluten Nullpunktes verbraucht zu werden.

Wenn die Kaiser-Wilhelm-Institute für Chemie in Betrieb sind, wird man hoffentlich nicht mehr nötig haben, nach Leipzig zu reisen, um flüssigen Wasserstoff zu bekommen.

Der flüssige Wasserstoff ist zuerst vor etwa 12 Jahren von Professor Dewar in dem ehrwürdigen Laboratorium der Royal Institution zu London dargestellt worden. Aber die Ausführung des schwierigen Experimentes wurde ihm nur möglich durch die reichen Mittel, die ihm der große Donator der Chemie, Dr. Ludwig Mond, zur Verfügung stellt. Dr. Mond hat übrigens auch sein deutsches Vaterland und die deutsche Wissenschaft nicht vergessen. Die Universität Heidelberg, wo er studierte, erhielt von ihm durch Testament eine Million Mark für chemische und physikalische Forschung, und zu der von uns geplanten chemischen Reichsanstalt hat er ebenfalls schon vor mehreren Jahren 200000 Mark. beigesteuert.

Die anorganische Chemie, die man vor 30 Jahren fast für abgeschlossen hielt, hat durch die neuen Hilfsmittel, z. B. die hohen Temperaturen, die starken elektrischen Ströme usw. einen ungeahnten Aufschwung genommen. Ich will das hier nur zeigen an einigen technisch wichtigen Prozessen und beginne mit den Versuchen, den Stickstoff der Luft für die Bereitung von wertvollen Stickstoffverbindungen zu benutzen.

Die direkte Verwandlung der Luft in Salpetersäure durch starke elektrische Entladung ist in das Stadium der Großfabrikation eingetreten. Augenblicklich wird in Norwegen, in der Nähe eines mächtigen Wasserfalles, ein Riesenwerk errichtet von deutschen Fabriken in Verbindung mit norwegischen Ingenieuren, unterstützt durch deutsches und französisches Kapital.

Künstlicher Salpeter ist schon am Markte, und die deutschen Farbenfabriken decken einen erheblichen Teil ihres Bedarfes an salpetrigsauren Salzen aus derselben Quelle.

Noch etwas früher in Betrieb gekommen ist das sehr originelle Verfahren zur Bereitung des Kalkstickstoffs aus Calciumcarbid und Luftstickstoff, das von Professor A. Frank und Dr. N. Caro in Charlottenburg gefunden wurde.

Und schon hat sich ein drittes Verfahren angekündigt, welches darauf hinausläuft, den atmosphärischen Stickstoff direkt mit Wasserstoff zu Ammoniak zu vereinigen. Durch sinnreiche Benutzung der physikalisch-chemischen Lehren ist es nämlich dem Professor Haber in Karlsruhe gelungen, die Schwierigkeiten zu beseitigen, die der praktischen Ausnutzung der Synthese bisher im Wege standen.

Die bekannte Badische Anilin- und Sodafabrik zu Ludwigshafen a. Rh. hat seine Patente übernommen und das Verfahren technisch so weit vervollkommnet, daß man wahrscheinlich das synthetische Ammoniak demnächst auch auf dem Markte sehen wird.

Je mehr solcher Verfahren entstehen und je schärferen Wettbewerb sie sich machen, um so besser ist es für den Verbrauch. Im vorliegenden Falle hat das eine besondere Bedeutung, weil die Hauptmasse der Stickstoffverbindungen von der Landwirtschaft als künstlicher Dünger verwendet wird.

Nach dem Urteil von Sachverständigen würde die deutsche Landwirtschaft leicht das doppelte, ja das dreifache des heutigen Verbrauches an Stickstoffverbindungen aufnehmen können, wenn der Preis entsprechend herabgeht. Vielleicht würde sie dadurch ihre Ernten so steigern können, daß Deutschland in Bezug auf Bodenprodukte vom Ausland unabhängig wäre. Der chemischen Industrie ist also hier eine Aufgabe von großer nationaler Bedeutung gestellt.

Das zuletzt erwähnte Verfahren, die Synthese des Ammoniaks, hat den Vorzug, daß es keine Elektrizität, sondern nur Wärme, mit andern Worten nur Heizmaterial verlangt, das Deutschland in ausreichender Menge besitzt. Bemerkenswert ist ferner, daß seine Rentabilität von dem Preise des Wasserstoffs abhängt, der neben dem billigen Stickstoff der Luft als Rohmaterial dient. Die Aufgabe, billigen Wasserstoff herzustellen, ist nun von der chemischen Industrie bereits gelöst

infolge der Anregung, die von der Luftschiff=fahrt ausging. Dadurch wird die alte Er=fahrung wieder beſtätigt, daß alle gewerbliche Tätigkeit ineinander übergreift, und daß Ver=besserungen an einem Punkte auf ganz entfernt liegenden Gebieten fruchtbar werden können.

Ein solches Verhältnis gegenseitiger Be=fruchtung beſteht auch zwischen der wissen=schaftlichen Chemie und der Bereitung der Metalle. Die Gewinnung von Gold, Silber, Kupfer hat durch die Anwendung elektro=chemischer Methoden an Einfachheit außer=ordentlich gewonnen. Das Studium der Metall=legierungen und die billige Bereitung früher schwer zugänglicher Metalle, wie Chrom, Wolfram, Mangan, Vanadin, Tantal, iſt der Stahlinduſtrie und Elektrotechnik zugute gekommen.

Und um das Neueſte auf diesem Gebiete nicht zu vergessen, präsentiere ich Ihnen hier eine neue Sorte von Eisen, sog. Elektrolyt=eisen. Es iſt von den Langbein=Pfannhauser=Werken in Leipzig nach einem Verfahren, das der Privatdozent Professor Franz Fischer im hiesigen Universitätsinſtitut gefunden hat, durch Abscheidung aus einer Lösung von Eisensalz mittelſt des elektrischen Stromes hergeſtellt. Außer feſten, bis zu 5 mm dicken Platten, die sich leicht walzen und zu Draht ziehen lassen, sehen Sie ein hell=glänzendes Blech, das nicht poliert iſt, sondern direkt in diesem Zuſtande von der Elektrode abgelöſt wurde, ferner ein schlangenförmig gewundenes Eisenrohr ohne Naht, das in der gleichen Weise auf einer Bleiform abge=schieden wurde.

Dieses Eisen unterscheidet sich von allen bekannten Sorten des Handels durch seine außerordentliche Reinheit. Infolgedessen be=sitzt es auch andere physikalische Eigen=schaften. Insbesondere wird es viel rascher magnetisch und verliert auch den Magnetis=mus wieder schnell. Es liefert deshalb sehr wirksame Elektromagnete. Der hier vor Ihnen ſtehende Elektromotor von gewöhnlichem Typ hatte früher nur 0,5 P. S. Nachdem die alten Elektromagnete durch Elektrolyteisen ersetzt sind, iſt die Leiſtungsfähigkeit auf 1,25 P. S. geſtiegen. Für den Bau von Elektromotoren dürfte also dieses neue Eisen eine große Bedeutung gewinnen.

Unsere heutige materielle Kultur ist zum erheblichen Teil auf die Ausnutzung der fossilen Brennſtoffe, Steinkohle und Braun=kohle gegründet. Eine spätere Zeit wird uns aber nicht den Vorwurf ersparen, daß wir mit diesem koſtbaren Material arge Ver=schwendung getrieben haben. Wird nämlich durch Heizung mit Kohle in der gewöhn=lichen Weise Dampf erzeugt und dieser durch Dampfmaschinen in mechanische Bewegung umgesetzt, so gehen mehr als 85 Prozent der ursprünglichen, in der Kohle enthaltenen Energie verloren. Dieser Verluſt läßt sich aber durch eine zweckmäßige chemische Be=handlung der Kohle erheblich vermindern. Verwandelt man nämlich erst die Kohle in brennbare Gase, sog. Kraftgas und verbrennt dieses in Gasmotoren, so kann die Ausbeute an nutzbarer Kraft gegenüber der Dampf=maschine auf das dreifache geſteigert werden. Als Nebenprodukt werden noch wertvolles Ammoniak und Teer gewonnen, und die für die Bereitung des Kraftgases bisher benutzten Verfahren sind zweifelsohne noch in mannig=facher Hinsicht veränderungs= und verbesse=rungsfähig. Ich kann mir deshalb denken, daß einmal in den Zentren der Kohleninduſtrie besondere Institute — vielleicht im Rahmen der Kaiser=Wilhelm=Gesellschaft — entstehen, wo mit allen Mitteln der Wissenschaft und im engsten Anschluß an die Praxis diese wichtigen Fragen bearbeitet werden.

Die fossilen Brennmaterialien, welche ur=sprünglich dem Pflanzenreich entſtammen, bilden gleichsam eine Brücke zwischen den mineralischen und den organischen Stoffen. Die Chemie der letzteren übertrifft durch Mannigfaltigkeit der Methoden und der Er=zeugnisse die Mineralchemie in hohem Maße. Das iſt kein Wunder, denn sie umfaßt alle die komplizierten chemischen Stoffe, die im Pflanzen= und Tierkörper kursieren. Die Zahl der genau untersuchten organischen Verbin=dungen kann man heute auf 150000 schätzen, und jedes Jahr kommen 8—9000 dazu. Es läßt sich deshalb ausrechnen, daß am Ende dieses Jahrhunderts die organische Chemie den Formenreichtum der Lebewelt, Pflanzen= und Tierreich zusammengenommen, erreicht haben wird.

Diese rapide Vermehrung ist das Werk der sogenannten organischen Synthese. Aus wenigen Elementen, unter denen der Kohlen=ſtoff hervorragt, baut sie nach wunderbaren Methoden alle diese Kombinationen auf, ähnlich wie der Architekt aus demselben Backſtein die verschiedenartigſten Gebilde erſtehen läßt.

Die organische Synthese ist ein Berliner Kind. Sie begann hier in der Niederwallstraße vor 82 Jahren mit der künstlichen Herstellung des Harnstoffs durch Friedrich Wöhler. Sie ist auch in Deutschland am meisten gepflegt worden. Sie schreckt heute vor den kompliziertesten Bestandteilen des lebenden Organismus nicht mehr zurück. Ich will das zeigen an den drei Klassen von Stoffen, die an Masse in der Lebewelt überwiegen, den Fetten, Kohlenhydraten und Eiweißkörpern. Die Synthese der Fette ist schon vor zwei Menschenaltern von M. Berthelot in Paris verwirklicht worden. Die ersten künstlichen Kohlenhydrate, Traubenzucker, Fruchtzucker usw. haben vor 20 Jahren in Würzburg das Licht der Welt erblickt. Und die Methoden zum künstlichen Aufbau eiweißartiger Stoffe wurden im letzten Jahrzehnt im hiesigen Universitätsinstitut ausgearbeitet. Infolgedessen bin ich in der Lage, eins von diesen Produkten vorzuzeigen. Es ist der komplizierteste Stoff, den bisher die Synthese hervorbrachte, und hat einen so langen Namen, daß ich es nicht wage, ihn hier auszusprechen. Die Menge des Präparates ist recht gering, und wie Sie in der Folge noch sehen werden, unterscheiden sich die Gläser der Gelehrten allgemein durch bemerkenswerte Kleinheit von den Töpfen der Fabrikanten. Das entspricht in der Größenordnung ungefähr den Besitzverhältnissen dieser beiden Sorten von Menschen.

Trotzdem ist der künstliche eiweißartige Stoff, ebenso wie das Hahnsche Präparat, durchaus nicht billig. Die Rohmaterialien, die für seine Bereitung erforderlich waren, haben gegen 1000 Mark gekostet, und die darauf verwandte Arbeit kann man wohl noch höher veranschlagen. Zum Verfüttern eignet er sich also nicht. Er bildet überhaupt nur ein Kuriosum. Aber was heute nur Kuriosum ist, kann morgen schon nützlich werden. Beispiele dafür bietet die Chemie genug.

Durch solche Dinge, wie Eiweißstoffe, Kohlenhydrate, Fette usw. steht nun die organische Chemie in engster Fühlung mit den biologischen Wissenschaften; denn der ganze Stoffwechsel im lebenden Organismus ist eine Aufeinanderfolge chemischer Verwandlungen, die sich an diesen Stoffen vollziehen. Infolgedessen ist die Chemie berufen, mitzuarbeiten an der Lösung der großen Rätsel des Lebens, Ernährung, Wachstum, Befruchtung, Vererbung, Altern, und den mannigfaltigen krankhaften Störungen des normalen Zustandes. Man wird sich nicht wundern, daß auf diesem interessanten Gebiete regste Tätigkeit herrscht, und man darf wohl erwarten, daß auch in den neuen Kaiser-Wilhelm-Instituten dem biologischen Zweige unserer Wissenschaft Rechnung getragen wird.

Wie fruchtbar das Zusammenwirken von Biologen und Chemikern auch für die Praxis werden kann, zeigt das Beispiel des hiesigen großartigen Institutes für Gärungsgewerbe, wo die Resultate der wissenschaftlichen Forschung auch gleichzeitig für die praktischen Bedürfnisse des Brauers und Brenners zurechtgestutzt werden.

Das Institut hat sich an der kleinen Ausstellung des heutigen Abends durch eine Reihe schöner Pilzkulturen und Hefepräparate beteiligt.

Aber auch die chemische Industrie und viele andere Gewerbe haben von der organischen Chemie reichen Nutzen gehabt. Einige Beispiele aus der neueren Zeit sollen es erläutern.

Unter den Kohlenhydraten ist die Cellulose (Zellstoff) durch ihr massenhaftes Vorkommen in der Pflanzenwelt ausgezeichnet. Sie bildet die Baumwolle und das Leinen und ist der Hauptbestandteil des Holzes, sowie aller anderen festen Gerüste der Pflanze. Was wird heutzutage nicht alles aus Cellulose verfertigt! Papier, Kollodium, Celluloid, Photographische Films, rauchloses Pulver, künstliche Seide, künstliche Haare, künstliches Leder.

Das Papier ist in unserer papierenen Zeit keine Sehenswürdigkeit, ebensowenig Celluloid und Kollodium. Das rauchlose Pulver und die übrigen mannigfachen Sprengstoffe der organischen Chemie habe ich auch nicht mitgebracht, weil mir das Kultusministerium dafür ein zu friedlicher Ort zu sein scheint. Aber künstliche Seide, Roßhaare und Films sehen Sie hier in mannigfaltiger und prächtiger Ausstattung. Sie stammen aus den Werken des Fürsten G. von Donnersmarck. Und um die Konkurrenz nicht zu vergessen, zeige ich hier noch photographische Films aus der hiesigen Anilinfabrik, die im Gegensatz zu der gewöhnlichen Ware äußerst schwer verbrennen. Alle diese Produkte sind durch sinnreiche Kombination von chemischen und mechanischen Verfahren hergestellt. Um

Mißverſtändniſſen vorzubeugen, muß ich übrigens betonen, daß künſtliche Seide und Haare trotz der äußeren großen Aehnlichkeit eine ganz andere chemiſche Zuſammenſetzung haben als die Naturprodukte, die nicht aus Zelluloſe beſtehen, ſondern zu den Eiweißſtoffen gezählt werden.

Die prächtigen Farben, die man auf den künſtlichen Faſerſtoffen bewundern kann, entſtammen ſelbſtverſtändlich auch der Kunſt des Chemikers. Sie gehören zu den ſynthetiſchen Teerfarbſtoffen. Dieſes Kapitel iſt heute ſo groß, daß an den Hochſchulen ſemeſterlange Vorleſungen darüber gehalten werden. Hunderte ſolcher Farben ſind im Handel zu haben, und der Wert der in Deutſchland erzeugten Ware beläuft ſich auf rund 300 Millionen Mark. Der größte Teil davon geht ins Ausland.

Von alledem will ich nur den ſynthetiſchen Indigo vorzeigen, weil er am meiſten Mühe gemacht hat, dafür aber auch einen ſchönen wirtſchaftlichen Erfolg erzielte. Das prächtig kriſtalliſierte Präparat iſt durch Sublimation hergeſtellt und ſtammt aus der Badiſchen Anilin- und Sodafabrik. Außerdem wird es noch von den Farbwerken zu Höchſt a. M. fabriziert.

Das ſynthetiſche Produkt iſt nicht allein viel reiner und ſchöner, ſondern auch erheblich billiger als der natürliche Farbſtoff. Infolgedeſſen iſt die Kultur der Indigopflanze in Indien ſchon auf ein Sechſtel des früheren Umfanges zurückgegangen und wird vorausſichtlich bald ganz verſchwinden. Auch die Aſiaten färben heute ihre Woll- und Baumwollſtoffe mit deutſchem Indigo, von dem im Jahre 1909 für 38 Millionen Mark exportiert wurden.

Hier iſt wohl auch der Ort, der beiden wichtigſten Farbſtoffe der Lebewelt zu gedenken, des Blattgrüns und des Blutfarbſtoffs. Das erſte ſpielt eine große Rolle bei dem fundamentalen chemiſchen Prozeſſe, auf dem die Exiſtenz der ganzen Lebewelt beruht. Ich meine die Umwandlung der atmoſphäriſchen Kohlenſäure in Zucker, die unter Wirkung des Sonnenlichtes in den grünen Pflanzenblättern ſich abſpielt.

Der rote Blutfarbſtoff aber hat in unſerem eigenen Leibe die wichtige Aufgabe, den Sauerſtoff aus den Lungen nach den Geweben zu transportieren und ſo den Verbrennungsprozeß zu ermöglichen, der die Quelle unſerer körperlichen und geiſtigen Kraft iſt.

Von dem Blattgrün kann ich zwei reine Proben vorzeigen, von denen eine kriſtalliſiert iſt. Ich verdanke die ſeltenen Präparate dem Profeſſor R. Willſtätter in Zürich, der während der letzten Jahre den Farbſtoff mit beſonders großem Erfolg ſtudiert hat. Auch der Blutfarbſtoff iſt in neuerer Zeit in Stuttgart und München eingehend unterſucht worden. Bei dieſen Forſchungen hat ſich das merkwürdige Reſultat ergeben, daß Blattgrün und Blutfarbſtoff chemiſch nahe verwandt ſind. Das bedeutet alſo eine Art von Blutsverwandtſchaft zwiſchen Tier- und Pflanzenreich. Sie dürfte aber ſehr alt ſein, d. h. bis in jene ferne Zeit zurückgehen, wo Tier- und Pflanzenreich noch nicht geſchieden waren.

Größere wirtſchaftliche Bedeutung als die Teerfarbſtoffe hat der Kautſchuk. Sein Verbrauch iſt in fortwährendem Steigen begriffen und wird jetzt auf 70,000 Tonnen im Jahre geſchätzt. Berechnet man das Kilo zum Mittelpreiſe von 10 Mark, ſo entſpricht das 700 Millionen. Es iſt deshalb begreiflich, daß er die Aufmerkſamkeit der ſynthetiſchen Chemiker erweckt hat, und ſeit $^{3}/_{4}$ Jahren hört man auch in der Öffentlichkeit von Verſuchen, ihn künſtlich herzuſtellen. In der Tat iſt es ſchon im Auguſt 1909 den Chemikern der Elberfelder Farbenfabriken Dr. F. Hofmann und Dr. C. Coutelle gelungen, hierfür ein brauchbares Verfahren zu finden. Als Ausgangsmaterial benutzten ſie das ſogenannte Iſopren, eine leicht bewegliche, dem Benzin ähnliche Flüſſigkeit, die ſelbſt ebenfalls aus noch einfacheren Materialien ſynthetiſch hergeſtellt werden kann. Dieſe Flüſſigkeit läßt ſich durch bloßes Erhitzen in geſchloſſenen Gefäßen zu Kautſchuk umwandeln. Ich zeige hier ein geſchloſſenes Glasrohr, das urſprünglich mit dem leicht beweglichen, flüſſigen Iſopren gefüllt war, jetzt aber nach dem Erhitzen eine Gallerte enthält. Das iſt ſynthetiſcher Kautſchuk. In größeren Mengen bereitet iſt er, wie dieſes Präparat hier zeigt, etwas konſiſtenter und ſchwach gelb gefärbt. Daß es ſich hier um wirklichen Kautſchuk handelt, hat der um die wiſſenſchaftliche Erforſchung des Kautſchuks ſehr verdiente Profeſſor Harries in Kiel ſicher nachgewieſen; er hat dann auch ſelbſtändig ein anderes Verfahren für dieſen Zweck gefunden.

Wenn die Synthese ein solches Gebiet erobert hat, so ist sie nicht auf das einzelne in der Natur vorkommende Produkt beschränkt, sondern sie vermag auch eine große Anzahl ähnlicher Stoffe zu erzeugen. Sie werden deshalb kaum erstaunt sein, daß ich hier noch andere Kautschuksorten vorzeige, die nicht aus Isopren, sondern aus ähnlichen Flüssigkeiten z. B. dem Dimethylbutadin gewonnen sind. Wir nennen solche Produkte Homologe. Sie haben ganz ähnliche Eigenschaften wie der Kautschuk, aber eine etwas andere chemische Zusammensetzung. Welcher von diesen verschiedenen synthetischen Stoffen für die praktische Verwendung am meisten geeignet ist, läßt sich noch nicht sagen. Dasselbe gilt für die viel wichtigere Preisfrage. Bedenkt man aber das Schicksal des natürlichen Indigos, des Krappfarbstoffes und ähnlicher Naturkörper, so kann man sich der Hoffnung nicht verschließen, daß auch der synthetische Kautschuk mit dem natürlichen allmählich in erfolgreichen Wettbewerb treten wird.

In dieselbe Gruppe wie Kautschuk gehört der Kampfer. Auch er wird jetzt im Großen künstlich gewonnen. Die hiesige Chemische Fabrik auf Aktien (vorm. Schering) ist damit vorangegangen. Aber jetzt beteiligen sich auch andere Firmen an seiner Herstellung. Dadurch ist das Kampfermonopol der japanischen Regierung, das sie durch die Eroberung der Insel Formosa erwarb, durchbrochen worden.

Als Merkwürdigkeit lasse ich nun ein künstliches Harz folgen, das dem Bernstein in den äußeren Eigenschaften sehr ähnlich ist und, wie die Halsketten, Kämme, Zigarrenspitzen usw. hier zeigen, als Ersatz dafür benutzt werden kann. Die Gegenstände sind mir von der hiesigen Bakelite-Gesellschaft zur Verfügung gestellt worden. Das Harz führt nämlich den Namen Bakelite. Es wird aus Bestandteilen des Steinkohlenteers nach einem Prozeß gewonnen, der im Prinzip schon lange bekannt ist. Aber seine technische Ausarbeitung und die praktische Verwertung des Präparats ist das Verdienst des amerikanischen Chemikers Baekeland.

Im engen Bunde mit der Medizin bemüht sich die synthetische Chemie eifrig um die Auffindung neuer Heilmittel. Ihre große Fülle zwingt mich wieder zu einer sehr bescheidenen Auslese.

In dieser Flasche sehen sie ein weißes Pulver, ein jetzt viel gebrauchtes Schlafmittel, Veronal genannt. Es hat mit den alten Schlafmitteln des Pflanzenreichs, dem Opium usw. gar nichts zu tun. Es ist vielmehr ein rein synthetisches Produkt. Der zehnte Teil dieser Menge würde genügen, die ganze Versammlung in einen sanften Schlummer zu versetzen. Sollte aber schon die bloße Demonstration des Mittels in Verbindung mit dem Vortrag bei einigen bevorzugten Personen eine solche Wirkung hervorrufen, so gibt es dafür kein besseres Gegenmittel, als eine Tasse Tee, wie sie uns ja in Aussicht gestellt ist. Denn der Tee enthält einen chemischen Stoff, der belebend auf das Nervensystem und die Herztätigkeit einwirkt. Er ist auch im Kaffee enthalten und wurde darin schon vor 90 Jahren hier zu Lande von Runge gefunden. Der humoristisch angelegte Entdecker gab ihm den Namen »Kaffeebase«, der aber später in das vornehmer klingende Kaffein umgewandelt wurde. Es ist ein eigener Zufall, daß auch die Synthese des Kaffeins hier im Universitätsinstitut vor 15 Jahren verwirklicht wurde. Daraus hat sich dann eine Fabrikation ergeben. Der Inhalt dieser Flasche hier ist synthetisches Kaffein, hergestellt von der Firma C. F. Böhringer und Söhne in Mannheim. Es wird in großer Menge bereitet aus einem Bestandteil des Guanos, der sog. Harnsäure. Aber es hat eine so gründliche chemische Verwandlung und Reinigung durchgemacht, daß ihm von den unangenehmen Eigenschaften des Rohmaterials nichts mehr anhaftet. Der Chemiker kann drum auf solche Stoffe dieselbe Redensart anwenden, die der Kaiser Vespasian für das Geld gebrauchte, das ihm als Steuer aus einer unsauberen Quelle zuging: »non olet« (es riecht nicht).

Das reine Kaffein wird bisher nur als Medikament, allerdings in recht erheblichen Mengen gebraucht. Eine ungleich größere Bedeutung aber hat es als das belebende Prinzip von Kaffee, Tee, Kolanuß, Paraguaytee. Infolgedessen ist es nächst dem Alkohol sicher das am meisten gebrauchte Genußmittel. So bald es gelingt, auch das Aroma von Kaffee und Tee synthetisch herzustellen, — und das liegt durchaus im Bereich der Möglichkeit — steht der künstlichen Bereitung dieser Getränke nichts mehr im Wege. Und wenn beim 50-jährigen Jubiläum der Kaiser-

Wilhelm=Gesellschaft der Herr Kultusminister wieder zum Tee einladet, so ist es hoffentlich synthetischer.

Die organische Synthese beschränkt sich nicht auf die Stoffe des Pflanzenreiches, sie geht mit derselben Kühnheit an die Produkte des Tierleibes heran.

Ein lehrreiches Beispiel dafür bietet ein merkwürdiger Stoff (Adrenalin), der in unserem eigenen Leibe von der Nebenniere bereitet wird und bei der Regelung des Blutdrucks stark beteiligt ist. Bald nachdem man ihn aus der Nebenniere in reiner Form abgeschieden hatte, gelang dem Chemiker der Höchster Farbwerke Dr. F. Stolz die künstliche Herstellung aus Bestandteilen des Steinkohlenteers. Das synthetische Produkt wird jetzt von den Höchster Farbwerken unter dem Namen »Suprarenin« in den Handel gebracht. Seine ganz verdünnte wässrige Lösung bewirkt eine starke Kontraktion der Blutgefäße und infolge dessen Blutleere der Gewebe. Pinselt man z. B. auf eine blutreiche Hautfläche — sagen wir eine rote Nase — diese Flüssigkeit, so erblaßt sie nach einigen Minuten. Leider erfolgt die Bleichung wegen der verschiedenen Durchlässigkeit der Epidermis nicht gleichmäßig. Da die Wirkung des Mittels auch nach einiger Zeit aufhört und dann die alte Röte wiederkehrt, so ist es als Kosmetikum nicht zu gebrauchen. Dagegen findet es in der Chirurgie eine sehr nützliche Anwendung. Manche Eingriffe lassen sich bei Anwendung des Mittels ohne Blutung vollziehen. Das ist bei Operationen am Auge, in der Mundhöhle, der Nase sehr angenehm.

Die Farbwerke in Höchst, die mir das Präparat in der mannigfaltigen Aufbereitung, wie Sie es hier sehen, zur Verfügung stellten, haben auch noch verschiedene Proben des neuen arsenhaltigen Heilmittels »Ehrlich=Hata« beigefügt. Es führt jetzt den Namen »Salvarsan«. Wer darüber näheres wissen will, kann es aus berufenerem Munde erfahren, denn der Entdecker, Herr Professor Ehrlich, weilt in unserer Mitte.

Auch die lieblichsten Kinder der Flora, die wohlriechenden Blumen, müssen sich den Wettbewerb der Synthese gefallen lassen. Die Riechstoffindustrie hat dadurch einen großen Aufschwung genommen und erzeugt allein in Deutschland Waren im Werte von 40—45 Millionen Mark. Von ihren zahlreichen Produkten kann ich hier nur einige Proben zeigen. Diese Flasche enthält künstlichen Veilchenduft, sog. Jonon, entdeckt im hiesigen Universitätsinstitut von dem verstorbenen Professor F. Tiemann und fabriziert von Haarmann & Reimer in Holzminden. Der Inhalt der Flasche würde genügen, nicht allein das Kultusministerium, sondern auch die ganze Straße »Unter den Linden« in eine Wolke von Veilchenduft zu hüllen; denn die Riechkraft dieser Stoffe ist außerordentlich groß.

Im Gegensatz zu dem einheitlichen Jonon sind die meisten natürlichen Blumengerüche komplizierte Gemische von Riechstoffen. Trotzdem ist auch ihre Reproduktion mit Erfolg versucht worden. Unter den hier aufgestellten Blütendüften befinden sich Maiglöckchen, Jasmin, Flieder, Tuberose und endlich als größte Merkwürdigkeit das künstliche Rosenöl. Obschon das natürliche Öl mehr als $1^1/_2$ Dutzend verschiedene Aromatika enthält, ist es doch den Chemikern der Leipziger Riechstoffindustrie (Heine & Co., Schimmel & Co.) durch langwierige Untersuchungen gelungen, alle diese Bestandteile zu isolieren, sie einzeln künstlich herzustellen, oder aus anderen billigen Ölen zu gewinnen, und dann wieder im richtigen Mengenverhältnis zusammenzubringen. Es gehört jetzt schon eine feine Nase dazu, um das künstliche Produkt vom natürlichen Rosenöl zu unterscheiden.

Ich will nur hoffen, daß die hohe Protektorin der Rosen I. M. die Kaiserin diesen Eingriff der chemischen Synthese in das bisherige Monopol ihrer Lieblinge nicht verübeln wird. Vielleicht ist sie milder gestimmt, wenn Ew. Majestät die Gnade haben wollen, eine Probe des künstlichen Produktes anzunehmen und Ihrer Majestät der Kaiserin als Huldigung der chemischen Industrie zu überbringen.

Diese Beispiele zeigen, wie erfolgreich die organische Synthese sich bemüht hat, der Natur ins Handwerk zu pfuschen. Das Gesagte wird aber auch genügen zum Beweise, daß die Chemie, und mit ihr allgemein gesprochen die gesamte Naturwissenschaft, das wahre Land der unbegrenzten Möglichkeiten ist. An der Erschließung dieses Landes und der Hebung der darin verborgenen Schätze sollen sich nun in Zukunft die Kaiser=Wilhelm=Institute beteiligen. Man darf nun allerdings nicht erwarten, daß sie gleich alles machen und die anderen

wissenschaftlichen Anstalten ganz beiseite schieben werden. Wir Alten fühlen uns noch keineswegs so schwach, uns das gefallen zu lassen. Wir wollen uns im Gegenteil nach besten Kräften bemühen, den jungen Instituten tüchtigen Wettbewerb zu machen. Das wird beide Teile frisch erhalten.

Aber darüber kann doch kein Zweifel bestehen, daß die Patenkinder des deutschen Kaisers in der frischen gesunden Luft des Grunewalds, und selbstverständlich bei reichlicher Ernährung durch die Herren Donatoren, sich bald kräftig entwickeln und zu rühmlichen Stätten der Forschung heranwachsen werden.

So darf man denn zuversichtlich hoffen, daß eine spätere Zeit die heutige Gründung der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft als einen Segen für die Pflege der Naturforschung im deutschen Lande preisen wird.

Ein „neuer Fund zur Sintflutgeschichte".

Von Johannes Meinhold, Professor an der Universität Bonn.

In den »Researches and Treatises« des großen Werkes »The Babylonian Expedition of the University of Pennsylvania« (Bd. V. 1.) macht der verdiente Herausgeber Hilprecht die Welt bekannt mit einem neuen zu Nippur in Südbabylonien gefundenen Fragment einer Sintfluterzählung. Dr. Zehnpfund hat die Abhandlung mit nachträglicher Genehmigung und Bereicherung von seiten Hilprechts in etwas verkürzter Gestalt deutsch herausgegeben (Leipzig 1910 bei Hinrichs, S. 62, dazu zwei Tafeln mit Abbildungen des Fragmentes). Nach Hilprecht ist die Bedeutung des Fragmentes kaum hoch genug anzuschlagen. Denn einmal überragt es nach ihm die bisher bekannten Sintfluterzählungen aus Assurbanipals Bibliothek, wie sie auf der XI. Tafel des Gilgamischepos (Ninive [1]) und einem 2. kleinen Fragment (Ninive [2]) gegeben sind (vgl. Keilinschriftliche Bibliothek Bd. VI, S. 229—245, S. 255 f.) um etwa 1500 Jahre an Alter und ist auch 2—300 Jahre früher anzusetzen als ein altbabylonischer, sehr lückenhafter und zertrümmerter Text, den Hilprecht auf das Jahr 1868 v. Chr. datiert, und den Jensen in der Keilinschriftlichen Bibliothek Bd. VI, S. 290 ff. wiedergegeben hat. Denn »auf Grund des Fundortes (unterste Schicht des ‚Tafelhügels' von Nippur), des paläographischen Befundes und gewisser in der Inschrift vorkommender charakteristischer grammatischer Eigentümlichkeiten« ist zu behaupten, daß »2100 v. Chr. der späteste Termin ist, der für die Niederschrift dieses Textes angenommen werden darf.«

Dieser älteste Sintfluttext der babylonisch-assyrischen Keilschriftliteratur berührt sich nun inhaltlich und sprachlich auf das innigste mit dem Flutbericht aus Genesis 6—8, den die alttestamentlichen Forscher den sogenannten Priesterkodex nennen, eine nach ihnen aus der Zeit um 500 v. Chr. stammende Schrift, während er anderseits von den Niniveversionen beträchtlich abweicht. Er ist »nach einem zweifellos noch älteren sumerischen Original hergestellt, das leider noch nicht gefunden ist«. »Die jüngeren Versionen (Ninive [1] und [2]) sind verschiedene Ausgaben derselben Geschichte mit beträchtlichen Änderungen, Kürzungen und Zusätzen. Für einen objektiven Historiker ist es nun auf jeden Fall unbegreiflich, daß der biblische Flutbericht des sogenannten Priesterkodex, der mit der für Nippur charakteristischen ältesten babylonischen Version in vielen Einzelheiten übereinstimmt, erst zu einer Zeit in das Alte Testament hineingekommen sein soll, wo Nippurs Ruhm längst vergangen, Enlils (des Gottes von Nippur) Stellung im Pantheon von anderen Göttern usurpiert war und seine Tempelbibliothek unter Trümmern begraben lag, während neue Versionen entstanden waren und die mit dem Enlilkultus aufs engste verknüpfte ältere Flutgeschichte abgelöst hatten, wie Babylon Nippur längst in den Hintergrund gedrängt hatte.«

Es bleibt »kein anderer Zeitpunkt übrig für das mögliche Eindringen der ältesten Version der Flutgeschichte in Kanaan als die Zeit, wo Abraham, den ich als wirklich historische Person betrachte, seine Heimat am Euphrat verließ und nach Westen zog.«

Soweit Hilprecht. Es war zu erwarten, daß sich wie die Assyriologen so die alt-

testamentlichen Forscher zu der Angelegenheit äußern würden. Das ist geschehen und wird auch wohl noch weiterhin erfolgen. Namentlich für die Alttestamentler ist die Sache von größter Wichtigkeit. Bestätigen sich Hilprechts Aufstellungen, dann allerdings ist die viel angefochtene »ungläubige Kritik« der alttestamentlichen Forscher mit Recht gescholten: sie stände als recht übereilt und unreif vor aller Welt da. Doch kann und darf natürlich eine solche Befürchtung nicht der Grund zu einer sofortigen Abweisung, vornehmer Ignorierung oder gar oberflächlicher Widerlegung sein.

Wie steht denn nun die Sache? Zunächst hat man hier wieder wie so oft den Eindruck, als ob die Assyriologie zu früh eine noch längst nicht ausgereifte Frucht auf den Markt gebracht hat. Weder in bezug auf das Alter noch auf die Lesung noch endlich auf die Deutung ist unter den Keilschriftforschern eine einhellige Meinung erzielt worden. Nicht einmal das ist sicher, daß wir hier die älteste Bezeugung einer Sintfluterzählung auf dem Boden von Babel-Assur vor uns haben. Nimmt man aber auch Hilprechts Zeitansatz, Lesung und Übersetzung des Fragmentes als durchaus zutreffend an, sind dann damit auch seine Behauptungen über dessen Verhältnis zu den biblischen Flutberichten und seine daraus gezogenen Folgerungen als zutreffend anzuerkennen?

Nach den Ergebnissen der alttestamentlichen Kritik liegt es so, daß in der älteren Schicht der jahwistischen, d. h. den Eigennamen Jahwe für Gott gebrauchenden, etwa um 750 anzusetzenden Schrift eine Sintflut unbekannt scheint. Die Berufsarten und Künste, wie sie der Israelit jener Zeit trieb und kannte, werden in ihren Anfängen bis auf den Beginn des Menschengeschlechts zurückgeführt. Henoch der Städtebauer, Jabal der Viehzüchter, Jubal der Musiker, Tubalkain der Schmied (1. Mose 4) werden hier als die Väter der betreffenden Stände und Berufe aufgeführt. An eine Unterbrechung durch die Flut, einen Neuanfang nach der Flut ist hier garnicht gedacht. Auch Noah, der Erfinder des Weinbaues, dem es durch seine Erfindung gelang, ein Mittel zu finden, die Sorgen und Nöte der täglichen Mühsal für Zeiten vergessen zu machen, gehört in diesen Kreis. Noah in seinem Zelt mit den in seinem Zelte bei ihm weilenden, noch unverheirateten Söhnen (1. Mose 9, 18 ff.) ist eine andere Figur als der Flutheros Noah, der durch seine verheirateten Söhne der Vater der neuen Menschheit wird. Diese scheidet sich, so ist doch die Anschauung von 1. Mose 10, ganz natürlich und selbstverständlich in die bekannte weitverzweigte und vielsprachige Menschheit. Und nun hören wir doch (1. Mose 11, 1 ff.), daß die einsprachige, bis dahin zusammenhaltende Menschheit bei ihrem Hin- und Herziehen vom Osten in Sinear d. i. Babylonien haltmachte und dort von der über ihr himmelstürmendes Wesen erzürnten und erschreckten Gottheit zersprengt und sprachlich gesondert wird. Auch diese Sage, die ja die spätere den Israeliten bekannte Zersprengung und Vielsprachigkeit der Menschheit bis an die Anfänge ihrer Entstehung zurückverfolgt, kennt keine Flut, rechnet nicht mit ihr.

Es gab also Kreise in Israel um 800 etwa, denen die Sage von einer die ganze Erde und Menschheit heimsuchenden Flut nicht bekannt war. Ja, vielleicht darf man die Behauptung wagen, daß das Israel jener Zeit wie auch manche andere Völker eine Fluterzählung überhaupt nicht kannte; jedenfalls läßt sich die Meinung, die Flutsage gehöre zu dem ältesten Bestand der israelitischen, am Ende gar von den Kanaanäern übernommenen Sagen, nicht irgendwie belegen und beweisen.

In diese Schrift ist nun eine Fluterzählung hineingearbeitet und an Noah angelehnt worden. Er, der Ausgangspunkt der auf Kanaans Boden sich mischenden Völker (Sem = Israel, Japhet = Chittiter?, Kanaan) wird jetzt zum Vater der Gesamtmenschheit, womit denn auch seine Söhne erweiterte Bedeutung (Väter ganzer Völkergruppen) bekommen.

Schon die scharfe Untersuchung der biblischen Urgeschichte konnte also zu der Meinung führen, daß in Gen. 6—8 eine anderswoher stammende Erzählung aufgenommen wurde und bei ihrer Aufnahme und durch diese mancherlei Änderungen bewirkte. Das ergab sich als gewiß, sobald man den keilschriftlichen Flutbericht entdeckt hatte. Der jahwistische Bericht in der Bibel erzählt uns, daß Jahwe es bereute, die Menschen geschaffen zu haben, weil sie alle durchweg grundschlecht denken und handeln, mit Ausnahme des einzigen Noah (6, 5—8). »Noah fand Gnade bei Jahwe.« Diese Gnade wird

sich, so vermutet man wohl mit Recht, darin geäußert haben, daß die Gottheit ihm befahl, ein Schiff oder einen Kasten (genannt ‚teba') herzurichten, der mit einem Dach versehen war (8, 13). Dabei mögen ihm die Maße genau angegeben worden sein, ohne daß ihm der Zweck eines solchen Befehls verraten wurde. Noah wird also auf die Probe gestellt. Er besteht sie, baut den wunderbaren Kasten, und erst da wird ihm (7, 4) die Absicht der Gottheit kundgetan. Doch ist dieser Teil des Berichtes in J. dem entsprechenden Abschnitt aus P. C. zu Liebe von der Redaktion gestrichen worden. Jahwe gibt Noah nun den Befehl, mit seinem ganzen Hause in die Arche zu gehen und von den reinen Tieren je sieben, von den unreinen je ein Paar hineinzunehmen, da er nach Verlauf einer Woche einen vierzigtägigen ununterbrochenen Regen über die Erde und alles Lebewesen senden werde (7, 1—5). Noah gehorcht, und Jahwe tut, wie er gesagt (7, 5. 10. 7. 16b): er bringt die Flut und schließt hinter Noah, der als letzter die Arche besteigt, das Hausschiff zu. Die Erde wird überschwemmt, alles Lebewesen auf ihr vernichtet (17b, 22. 23), nur die Schiffsinsassen bleiben übrig. Nach vierzig Tagen hört der Regen auf, die Wasser verlaufen sich (8, 2b. 6). [Die Worte über Strandung und Strandungsort der Arche fehlen jetzt in J., der entsprechende Text von P. C. bietet das.] Noah öffnet nun das Fenster und entsendet Vögel, um sich über den Stand der Flut zu unterrichten. Es sind am ersten Tage der Rabe, der nicht wiederkommt, die erste Taube, die sofort heimkehrt; nach sieben Tagen eine zweite Taube, die erst gegen Abend mit einem Oelzweig im Schnabel zurückkommt, und nach weiteren sieben Tagen eine dritte Taube, die dauernd ausbleibt. Damit erkennt Noah, daß die Erde jetzt auch für die Menschen wieder bewohnbar ist. Er verläßt das Schiff, bringt Jahwe ein reiches Opfer dar und veranlaßt die dadurch gutgestimmte Gottheit zu dem feierlich verkündeten Beschluß, daß nicht zum zweiten Male eine Flut die Naturordnungen durcheinander bringen soll. Das wäre zwecklos, denn die Sünde der Menschen ist heillos. So weit die Erzählung des jüngeren Jahwisten, wie sie in das ältere jahwistische Werk eingearbeitet wurde. Daß sie nicht unversehrt auf uns gekommen, wurde schon angemerkt. Es ergibt sich auch aus einer genauen Betrachtung des Textes der Vogelentsendung. Auffallend ist die Entsendung von zwei Vögeln am ersten Tage. Der Rabe steht der Taube im Wege und zwar eigentlich wohl der letzten Taube, die nicht wiederkehrt. Hier liegt also wohl der Rest einer Parallelversion vor, in welcher der Rabe als der zuletzt entsandte nicht wieder kommt. Tatsächlich sind auch V. 7 f. textuell nicht in Ordnung. Jetzt muß man nach ihnen annehmen, daß Noah am ersten Tage des Festsitzens den Raben und die erste Taube ausschickte. Tatsächlich hat man aber nach V. 10 (»und er wartete weitere sieben Tage«) zu schließen, daß er zuerst sieben Tage gewartet und dann erst die Taube entsandt habe. Eine Bemerkung der Art (etwa: und er wartete 7 Tage, da entsandte er eine Taube u. s. f.) muß bei der Einsetzung der Rabenausschickung getilgt worden sein. Man hat auch wohl — ob mit Recht? — vermutet, daß ursprünglich nicht von drei Tauben, sondern von drei verschiedenen Vögeln geredet wurde, deren letzterwähnter dann der Rabe war, sodaß die Notiz betr. den Raben dann vielmehr ein Rest des ältesten Textes gewesen wäre. Diese Sache ist, wie unten erhellen wird, für die Kritik nicht ohne Bedeutung.

Daß die Babylonier auch eine Fluterzählung besessen haben, war längst bekannt. Von dem babylonischen Priester Berosus (um 300 vor Chr.) war durch die Griechen eine Fluterzählung erhalten. Da er manche eigenartige Züge bot (so den Befehl an den babylonischen Noah, den Xisuthros, die heiligen Schriften bis zum Ablauf der Flut in Sippar zu vergraben; die Notiz, daß er gleich nach Ablauf der Flut einige Vögel entsendet, die heimkehren, darnach wieder einige, die mit schlammbeschmutzten Füßen zurückkommen, endlich zum dritten Male einige, die nicht zurückfinden; weiter den Zug, daß Xisuthros einige Fugen des Fahrzeugs herausnimmt, um sich durch Augenschein vom Stande der Flut zu überzeugen), so war die Meinung, er habe seinen Bericht einfach der Bibel entlehnt, ausgeschlossen. Nun aber entdeckte man in der Bibliothek des Assurbanipal zu Ninive (669—25) das Gilgamischepos, auf dessen elfter Tafel sich ein fast ganz erhaltener Flutbericht befand. Was lag näher, als hier die Quelle des biblischen Flutberichtes zu finden? Und in der

Tat sind die Berührungen der Art, daß an eine nahe Beziehung der Erzählungen gedacht werden muß. Namentlich die beiderseits berichtete Vogelentsendung, das Opfer, dessen »guten Geruch« die Gottheit »riecht«, die Besänftigung des erzürnten Gottes durch dies Opfer führen neben anderen Dingen mit Notwendigkeit darauf. Der assyrische Bericht trägt nun charakteristisch babylonische Züge an sich; Flutkatastrophen, wie sie Anlaß zur Ausbildung einer solchen Sage geben konnten, lassen sich in dem Zweistromgebiet leicht denken, sind aber für Kanaan ausgeschlossen. Nach Osten weist ja nun die hebräische Sage selbst (Ararat = Armenien, jetzt allerdings nur in P.)

Haben wir hier die babylonisch-assyrische Form, wie sie dem Jahwisten vorlag, von ihm übernommen und hebraisiert wurde?

So einfach liegt die Sache doch nicht. Einmal ist die Behauptung, daß in der Erzählung des Gilgamischepos nur eine Kopie eines viel älteren Originals (etwa um 1000 v. Chr.) vorliege, irrig. Vielmehr weisen sprachliche Kriterien für die Formgebung des im Gilgamischepos vorliegenden Stoffes auf das siebente Jahrhundert, also in eine Zeit, da der jahwistische Flutbericht längst fertig war (650 etwa, vgl. Bezold, Sitzungsberichte der Heidelberger Akademie der Wissenschaften 1910); dann aber zeigt doch der jahwistische Bericht selbst mancherlei Eigenarten, die aus der Ummodelung einer polytheistischen Grundlage durch einen monotheistischen Verfasser nicht gut erklärt werden können. So die Vorflutwoche von sieben Tagen, die drei Nachflutwochen von gleichfalls je sieben Tagen, die Dauer der Flut von vierzig Tagen, die Entsendung der drei Tauben (im Babylonischen keine Vorflutwoche, Dauer der Flut: sieben Tage; Entsendung der Taube, dann der Schwalbe, endlich des Raben am siebenten Tage nach der Strandung). Das sind doch Verschiedenheiten, die darauf führen, daß nicht gerade diese ins Gilgamischepos hineingearbeitete Fluterzählung die Vorlage für den Jahwisten war, die von ihm für seine israelitischen Leser verarbeitet wurde. Berosus hat ja auch einige nicht in diesem Epos gefundene Züge, dazu fand sich noch das Bruchstück eines anders gehaltenen Fragmentes der Sintfluterzählung aus der Bibliothek des Assurbanipal, so daß man zu dem Schluß geführt wurde, ein in Babylonien und Assyrien beliebter und viel variierter Stoff sei auf welchem Wege auch immer und zu welcher Zeit auch immer nach Westen gewandert und von den Israeliten übernommen und jahwisiert worden. Das bestätigt auch, so meinte man, ein Blick auf den Sintflutbericht des P. C. Gewiß hatte er den jahwistischen Bericht vor sich. Aber die Abweichungen von diesem erklären sich doch nicht blos aus der Tendenz und Eigenart des Verfassers vom P. C., der vieles aus J. als ihm anstößig oder in sein System nicht passend, strich (so die Unterscheidung von reinen und unreinen Tieren, das große Opfer des Noah). Er bringt doch so manches, was noch auf eine andere babylonische Vorlage schließen ließ. Die Anschauung von der Entstehung der Flut aus himmlischen und unterirdischen Gewässern, für einen Bewohner von Kanaan fern liegend, bot sich einem Babylonier von selbst. Denn hier drang bei Erderschütterungen das Grundwasser wohl in mächtigen Säulen hervor. Die Dauer der Flut ist auf 365 Tage d. h. also gerade auf ein Sonnenjahr angegeben. Aber die Berechnungsweise 354+11 Tage läßt vermuten, daß ursprünglich ein Mondjahr=354 Tagen angegeben und vom Verfasser zu einem Sonnenjahr verlängert wurde. Der Verfasser konnte ja in Babylonien wohnend, sei es auf Grund eigener Anschauung (Entstehungsweise der Flut), sei es auf Grund anderen ihm zustehenden Materials (Dauer der Flut, vielleicht auch Strandungsort der Arche auf einem der Berge Armeniens) diese Umbiegung des jahwistischen Berichtes bewirkt haben.

Nun aber kommt Hilprecht und sagt: die Erzählung des Priesterkodex berührt sich auf das innigste mit dem Nippurberichte und muß als älter angesehen werden als der jahwistische und der Bericht von Ninive [1] und [2].

Um sich hierüber ein Urteil zu verschaffen, muß man die zwei Berichte einander gegenüberstellen.

Der babylonische lautet nach Hilprechts Übersetzung:

Z. 1. . . . Dein
Z. 2. . . . will ich lösen
Z. 3. . . . er soll alle Menschen miteinander vertilgen
Z. 4. . . . bevor die Flut hereinbricht
Z. 5. . . . soviel ihrer sind, will ich bringen Vernichtung, Zerstörung, Zermalmung

Z. 6. . . . . baue ein Schiff und
Z. 7. . . . . gesamte Höhe soll sein sein Bau
Z. 8. . . . . es soll sein ein Hausboot
Z. 9. . . . . mit einem ſtarken Dache bedache es.
Z. 10. . . . das du bauen sollſt
Z. 11. . . . Tiere des Feldes, die Vögel des Himmels
Z. 12. . . . anſtatt einer Anzahl
Z. 13. . . . und Familie

Sehen wir daneben, was der P. C. erzählt, und worin denn nach Hilprecht die auffallenden Berührungen gerade zwischen diesen beiden Rezensionen beſtehen.

Der Verfasser von P. C. berichtet:

Geschichte Noahs: Noah war ein unſträflich frommer Mann, der in innigſter Gemeinschaft mit Elohim ſtand. Er hatte drei Söhne: Sem, Ham, Japhet. Die übrige Erde aber war verderbt, das galt von allem Fleisch. So beschließt Gott, alles Lebewesen zu vernichten, und teilt Noah den Beschluß mit. Zugleich erhält dieser den Befehl, eine Arche (‚teba') aus beſtimmt angegebenem Material, nach genau mitgeteilten Maßen in feſtgesetzter Form (drei Stockwerke mit Kammern, Dach, Tür) herzurichten und sie mit seiner Frau, seinen Söhnen und deren Frauen zu beziehen. Von den anderen Lebewesen sollen je zwei, ein Männchen und Weibchen, zur Erhaltung der Art hineingenommen werden, und zwar von den Vögeln je nach ihrer Art (le minehu), von den Vierfüßlern je nach ihrer Art (le minehu), von den Kriechtieren je nach ihrer Art (le minehu). Dazu soll er für Speisevorrat sorgen (in Frage kommen nach P. C. für die Nahrung zu jener Zeit nur Pflanzen). Noah befolgt den göttlichen Befehl Punkt für Punkt (6, 9—22). Er war beim Eintritt der Flut 600 Jahre (7, 6), 1 Monat und 17 Tage alt (7, 11). An diesem 17. Tage brachen die Sprudel des unter der Erde flutenden Urmeeres durch, ſtrömten die über die Himmelsfeſte wogenden Gewässer durch die weitgeöffneten Himmelsfenſter herab. Da geht alles gemäß der göttlichen Anweisung in die Arche. Die Gewässer ſteigen, heben die Arche, überfluten die ganze Erde und ſtehen noch 15 Ellen (die halbe Höhe d. h. wohl den Tiefgang der Arche) über dem höchſten Berge. Da kam alles um, was auf den feſten Boden angewiesen iſt (7, 13—16, 18—21). Das Steigen des Wassers aber dauerte 5 Monate = 150 Tage. Da läßt Elohim die himmlischen und irdischen Löcher schließen, das Wasser fällt, und sofort sitzt die Arche (am siebzehnten des siebenten Monats) feſt auf dem anscheinend höchſten Berge, über dem sie sich durch Gottes Fügung gerade befand. Das fand ſtatt auf den himmelragenden armenischen Bergen (Ararat = Land Armenien). Am erſten des erſten Monats des Jahres 601 Noahs iſt das Wasser verlaufen (8, 1 f. 3 b — 5. 13) und am 27ten des zweiten Monats war die Erde abgetrocknet. So verlassen die Insassen auf direkten göttlichen Befehl die Arche. Mit seinem Segen gibt ihnen Gott wieder die Zeugungsfähigkeit, geſtattet den Menschen die Fleischnahrung und schließt mit ihnen einen feierlichen Bund, als dessen Erinnerungszeichen der Regenbogen von ihm geschaffen wird (8, 14—19. 9, 1—17).

Es wird auf den erſten Blick schwer sein, zwischen den Brocken des Nippur-Textes und der uns anscheinend vollſtändig erhaltenen Erzählung des P. C. besondere Beziehungen herauszufinden. Aber das scharfe Auge Hilprechts hat sie entdeckt. 1. Die in Z. 6—10 von Nippur gebotene Reihenfolge einzelner Inſtruktionen iſt dieselbe wie in P. (Gen. 6, 14—16). 2. Unter den Bezeichnungen für die Dimensionen ſteht die Höhe an letzter Stelle wie in P. (Gen. 6, 15). 3. Der Befehl zur Anfertigung des Daches iſt ähnlich einfach und nicht in hyperbolischen Ausdrücken gegeben wie in Ninive 1 (»wie die unterirdischen Gewässer bedache es«) und 2 (»wie die Wölbung des Himmels soll es mächtig sein oben«). 4. Nur Nippur (12) und P. haben das für diesen charakteriſtische Wort »min« (in P. gewöhnlich mit »Art« übersetzt). 5. Die Vögel sind nur in Nippur und P. (und J.) erwähnt. 6. Nur in Nippur und P. iſt das heraufkommende Verderben durch Häufung von Synonymen ausgedrückt (P. 6, 13 oder 17).

Von diesen Punkten fällt 6 fort, da weder Gen. 6,13 noch 6,17, die Hilprecht anzieht, eine Häufung solcher Synonyme bietet. Ebenso können 1—3 nichts besagen, da der betreffende Abschnitt aus J. fehlt. Die Vögel aber hat gewiß auch J. vor dem Eintritt in die Arche erwähnt (7,3 iſt außer zakar und neķeba d. h. Männchen und Weibchen am beſten J. zuzuweisen vgl. 8,20). Es bleibt nur der Gebrauch des P eigentümlichen ‚min' in Nippur. Die Worte »Kum mini« übersetzt Hilprecht »anſtatt einer Anzahl«, setzt sie dem biblischen »le min«, Gen. 6,20 gleich, wo da ſteht »von den Vögeln le minehu

und von den vierfüßigen Tieren le minehu und von allem Gewürm le minehu sollen je 2 zu dir kommen«, und nach Hilprecht ist le minehu jedesmal »anstatt ihrer größeren Zahl« zu übersetzen, also etwa an »ein Paar für alle« zu denken. Was ist näher liegend, als nach dieser schönen biblischen Parallele auch den babylonischen Text also zu ergänzen und das Gewürm (zwei von jeden) anstatt einer Anzahl, wie Hilprecht denn auch tut. Kein Wunder, daß nach dieser Ergänzung aus PC. die Berührung zwischen Nippur und PC. eine äußerst auffällige ist.

Nimmt man Lesung und Deutung von Z. 12 Kum mini »statt einer Zahl« als richtig an (doch siehe unten), so hilft das noch nicht viel weiter. Auch 2, ein Paar, sind eine Zahl. Schon die Übersetzung Anzahl, noch gar die Einschaltung »größeren« S. 52 Anm. ist zurückzuweisen. Die wieder aufgewärmte Behauptung von Friedr. Delitzsch, das hebräische mîn stamme von manah und bedeute dasselbe wie assyrisch menû, Zahl oder gesamte Zahl, ist einfach falsch. Min heißt im Hebräischen durchweg stets die Spezies, die Art. Gerade die hier in betracht kommende Stelle paßt in Hilprechts Übersetzung schlecht genug: »von allem Gewürm der Erde, anstatt seiner Zahl« ist nichts, dagegen »je nach seiner Art sollen je ein Männchen und Weibchen zur Erhaltung des Lebens und der Art gerettet werden« gibt den erwünschten Sinn. Das assyrische menû kommt von der Wurzel 'manah' zählen, das hebräische min von der Wurzel »mûn, mîn«, die im Arabischen noch in der Bedeutung mâna »trennen, spalten« vorkommt und im Syrischen wenigstens in dem Wort majna »Geschlecht«, »Familie« (d. h. also Volksteil) bekannt ist. Dazu reden die babylonischen Berichte mehr von einer unbeschränkten, als beschränkten Zahl von Tieren, die hineingenommen würden, so daß man 'Kum' vielmehr in dem Sinn von »Wohnung«, »zu« (so John Dyneley Prince and Frederick A. Vanderburgh Am. Journ. of sem. Languages 1910, S. 307) und 'Kum mini' als Wohnung einer Fülle von Tieren zu fassen hätte. Das Boot, das Hilprecht vielleicht auch mit Unrecht »Hausboot« nennt, um an Ausdruck und Begriff des biblischen 'Teba' = Arche, Kasten zu erinnern, ist nach Prince und Vanderburgh vielmehr ein leicht steuerbares Seeschiff, ein großes Schiff, das natürlich gegen die Seewellen mit einer großen wasserdichten Decke zu versehen ist — an ein Dach wie beim Haus braucht man nach Z. 9 — nicht zu denken. Es soll aufnehmen: 1. Tiere des Feldes, 2. Vögel des Himmels Z. 11 und des Angeredeten »Familie« Z. 13 (ein kurzer Ausdruck, der an J. Gen. 8,1. »Du und dein Haus«, nicht aber an P. mit seiner regelmäßigen Aufzählung »du, dein Weib, deine Söhne, die Weiber deiner Söhne« erinnert).

Nun werden sonst noch stets die Handwerker marē ummâni genannt. Ninive [1] Z. 86, Ninive [2] Z. 8. Sollten die nicht hier erwähnt sein? Tatsächlich scheint mir die von Hilprecht gebotene Abbildung des Fragmentes die Lesung »tur = màru, Kind, Sohn« statt des Ku zu gestatten. Wir hätten dann marê ummini? Sollte da, wenn nicht eine Verschreibung statt ummâni, doch eine Nebenform anzunehmen sein? Die Worte »eine Nebenform um—mi—ni für um—ma—a—ni existiert nicht im Assyrisch—Babylonischen und eine solche Schreibweise ist für das Altbabylonische direkt ausgeschlossen« sagen etwas, was Hilprecht schwerlich beweisen kann, jedenfalls nicht beweist.

Es bleibt also, selbst wenn man der Übersetzung und Deutung Hilprechts nach Möglichkeit beitritt, nichts übrig für seine Hauptthese. Das Kum mini hat mit dem hebräischen »le min« nichts zu tun, ist vielleicht auch unrichtige Lesung.

Zum Schluß sei nun aber auch noch Folgendes angemerkt:

1. die Ansicht, daß derselbe Gott, der die Flut bewirke, dem Angeredeten auch die Rettung ermögliche, nämlich En—lil von Nippur, und damit die Erzählung in diesem Punkt zu der Bibel stünde im Gegensatz zu Ninive [1], ist durchaus nicht ohne weiteres anzunehmen. »Ich will lösen« kann sich auch auf den Offenbarungstraum beziehen, den Ea (nach Ninive[1]) seinem Schützling sandte, muß keineswegs mit Hilprecht das Objekt »die Grenzen von Himmel und Erde« als Ergänzung bekommen. Und es könnte Ea weiter reden: Eine Flut wird kommen, oder Bel eine senden. Dir aber baue ein Schiff usw.

2. Das Zeichen für »pi«, das Z. 4 »wa« zu lesen ist (wa—si—i) begegnet mit seinem Lautwert auch in einem Syllabar aus Assurbanipals Zeit, also etwa 650 (Am. Journ. Sem. Languages 1910, S. 305 ff.). Es kann also nicht als durchschlagend für die Entstehungs-

zeit etwa um 2000 angegeben werden (Hilprecht S. 26 f.). Ebenso wenig kann die angeblich altbabylonische Schreibung Z. 7: binuzza = binussa = binut—ša zu deutsch »sein Bau« etwas beweisen vgl. Clay, Philadelphia Evening Bulletin April 16. 1910.

3. Soll gerade die Schrift, wie Kenner meinen, durchaus spätbabylonischen Charakter aufweisen.

Wir hätten danach nicht das älteste, sondern das jüngste Sintflutfragment aus Babel-Assur vor uns, wenn anders hier überhaupt von der Sintflut die Rede ist. Wie nun auch diese Fragen von den Assyriologen gelöst werden — für die alttestamentlichen Forscher bringt dieses Fragment keine Notwendigkeit, ihre kritischen Positionen aufzugeben.

Nachrichten und Mitteilungen.

Korrespondenz aus München.

Thesaurus der griechischen Sprache.

In seiner Kritik des griechischen Programms, das die Grundlinien eines von Griechenland zu schaffenden Lexikons der gesamten griechischen Sprache von Homer bis auf die Gegenwart empfiehlt, schrieb der verstorbene Karl Krumbacher an dieser Stelle (Internationale Wochenschrift vom 29. Mai 1909): »Wie es nun auch immer der großen Idee eines Thesaurus der griechischen Gesamtsprache weiter ergehen mag, so wären wir den Griechen schon dankbar, wenn sie uns zu ihrer Jubelfeier wenigstens ein wissenschaftliches Wörterbuch der neugriechischen Sprache bescherten. Zur Beschränkung auf diese kleinere Aufgabe hatte ich schon vor anderthalb Jahren in der Byzantinischen Zeitschrift dringend geraten, als der Thesaurus-Plan in Griechenland zum ersten Male auftauchte. An diesem Plan sollten die Griechen jedenfalls festhalten.« Wie wir einer Notiz August Heisenbergs in der soeben erschienenen Byzantinischen Zeitschrift (ausgegeben am 22. Dezember 1910) entnehmen, geht Krumbachers Wunsch nunmehr in Erfüllung. Der erste offizielle Bericht über die Arbeiten der griechischen Kommission, der im Wortlaut in der Byzantinischen Zeitschrift abgedruckt ist, zeigt, daß es vorwärts geht und trotz aller Befürchtungen und Bedenken gearbeitet wird. Lexika, Periodika, Bücher, welche Material über die neugriechische Sprache enthalten, handschriftliche Glossarien usw. sind unter eine Anzahl Gelehrter verteilt, und die Verzettelung hat bereits begonnen. Die Personalfrage scheint glücklich gelöst zu sein. Der Eintritt eines so bewährten und rührigen Forschers wie Papageorgiu in die Kommission gibt eine neue Gewähr für glücklichen Fortschritt; Pezopulos und Buturas haben sich durch tüchtige Arbeiten bereits bekannt gemacht. Für den größten Fortschritt aber hält Heisenberg, daß zunächst nach einem erreichbaren Ziele gestrebt wird. Der vielen utopisch erschienene Gedanke eines Thesaurus der griechischen Gesamtsprache von den ältesten Zeiten bis auf die Gegenwart ist zwar noch nicht aufgegeben, er schwebt noch als fernes Ideal vor, aber zunächst soll die Arbeit geleistet werden, zu der das heutige Griechenland vor allen Völkern berufen ist, die zugleich seine erste wissenschaftliche Pflicht darstellt: es soll ein Thesaurus der heute in Griechenland gesprochenen Sprache geschaffen werden. Nur die Geringfügigkeit der bis jetzt zur Verfügung gestellten Mittel erregt Bedenken. Doch braucht man nicht zu bezweifeln, daß trotz aller Schwierigkeiten, in denen das Land sich befindet, Griechenland die Mittel aufbringen wird, die dazu nötig sind, um das Werk tüchtig vorwärts zu bringen. — An dieser Stelle aber soll mit Genugtuung registriert werden, daß der in der Internationalen Wochenschrift von dem verstorbenen Begründer der modernen Byzantinistik ausgesprochene Wunsch nunmehr in der Realisierung begriffen ist.

M.

Mitteilungen.

Dem Athenaeum wird aus Siam geschrieben, daß eine Neuausgabe der siamesischen Ausgabe des »Tripitaka« (des buddhistischen Kanons der »Dreikörbe«) von der Regierung in Bangkok in Aussicht genommen worden ist, und daß diese bereits neue kambodjanische Typen aus Europa dafür bestellt hat. Die gelehrte Tätigkeit hat in dem Königreich in den letzten zwei Jahren wiederum starke Fortschritte gemacht; ein reguläres archäologisches Aufsichts- und Aufnahmeamt ist in Aussicht genommen, und ein systematischer Katalog der Manuskripte, welche die siamesische Nationalbibliothek besitzt, ist beschlossen. Wie immer ist Prinz Damrong als der Förderer der wissenschaftlichen Initiative zu betrachten, und so ist zu hoffen, daß die von ihm eingegebenen wissenschaftlichen Unternehmungen auch wirklich zur Ausführung kommen. Aus der Aufnahme der gesamten Altertümer nnd nach der Katalogisierung der Bibliothek wird man in der Lage sein, auf die dunkle Geschichte der indochinesischen Halbinsel neues Licht fallen zu lassen. Selbstverständlich werden auch die eingeborenen Gelehrten durch eine solche Arbeit in Kontakt mit der europäischen Wissenschaft gebracht.

Internationale Wochenschrift für Wissenschaft Kunst und Technik

herausgegeben von Prof. Dr. Paul Hinneberg, Berlin, Mauerstr. 34

Verlag: August Scherl, Berlin SW, Zimmerstraße 36-41. — Druck: Bayerische Druckerei und Verlagsanstalt G. m. b. H. in München, Payerstraße 57.

5. Jahrgang Nr. 6
11. Februar 1911

Inseraten-Annahme bei den Annoncen-Expeditionen von August Scherl G. m. b. H., Berlin und Daube & Co. G. m. b. H., Berlin und deren sämtlichen Filialen.

Für die Redaktion verantwortlich: Professor Dr. Wilhelm Paszkowski, Berlin-Gr. Lichterfelde.

Erscheint jeden Sonnabend. — Preis vierteljährlich für Deutschland und Österreich 3 Mark, für die übrigen Länder des Weltpostverkehrs 4 Mark 30 Pfg. bei direktem Bezug unter Kreuzband. — Einzelnummer 25 Pfg. — Inserate die dreigespaltene Nonpareillezeile 50 Pfg. — Abonnements nehmen alle Buchhandlungen und Postanstalten, sowie sämtliche Geschäftsstellen von August Scherl G. m. b. H. entgegen.

INHALT

Die Abhandlungen erscheinen in deutscher Sprache, englische und französische auf Wunsch der Autoren im Urtext

Das Katharinen-Kloster auf dem Sinai.

Von Prinz Johann Georg, Herzog zu Sachsen, Königliche Hoheit.

Das Klofter auf dem Sinai wurde, wie bekannt, vom Kaiser Juftinian erbaut, um den bis dahin einzeln lebenden Mönchen einen Schutz gegen die Überfälle der räuberischen Stämme zu gewähren. Die Kirche ftammt noch zu einem beträchtlichen Teile aus dieser Zeit. Die hinter der Apsis liegende Kapelle des brennden Dornbusches ift etwa ein bis zwei Jahrhunderte älter. Das in derselben befindliche Mosaik ift infolge der Dunkelheit sehr schwer zu erkennen, würde aber eine Publikation wohl lohnen. Dort fand ich auch zwei Ikonen in Stiftmosaik, die, so viel ich weiß, bis jetzt unbekannt sind. Einzelne Kapellen der Kirche sind viel jünger.

Diese Kirche war ursprünglich der Verklärung Chrifti geweiht, die man mit dem brennenden Dornbusche in Parallele brachte. Auch zeigt das große Mosaik in der Apsis diese Darftellung. Erft viel später, als man die Reliquien der hl. Katharina auf dem Djebel Katrin gefunden und in das Klofter überführt hatte, wurde nach und nach Katharina die Patronin.

Außer dieser Hauptkirche befinden sich im Klofter noch eine kleinere Kirche St. Stephan und sieben Kapellen, welch letztere durch das ganze Gebäude verftreut sind. Dem flüchtigen Besucher bieten sie vielleicht nicht viel. In manchen sind aber interessante Ikonen, Schnitzereien und Mosaikfußböden. In einer fand ich in einem dunkeln Winkel ein Ikon des XV. Jahrhunderts, das nun hoffentlich einen besseren Platz gefunden hat. Endlich fteht im Garten die Kapelle des hl. Tryphon, unter der die Mönche begraben werden.

Eine Kunftblüte hat es wohl nie in dem Klofter gegeben. Dazu liegt es auch viel zu weit abseits von allem Verkehr. Alle Kunftschätze sind von auswärts hingekommen, wohl als Gabe von frommen Pilgern. Man darf nicht denken, daß dieses meiftens sehr alte Sachen sind. Außer den Mosaiken in der Apsis und in der Dornbusch-Kapelle, den Türen und den drei Ikonen, die ich schon erwähnte, ift, wenn ich von der Bibliothek absehe, nichts älter als das XVI. Jahrhundert. Überraschend sind zwei Sachen, ein katalanisches Bild des XV. Jahrhunderts, das im nördlichen Seitenschiff der Kirche hängt, und ein Bronzekandelaber, der 1710 in Nürnberg gegossen worden ift.

Die Kloftergemeinde gehört dem Basilianerorden an und bildet, wenn ich den lateinischen Ausdruck gebrauchen darf, eine Kongregation. Sie befteht aus etwa achtzig Mönchen, die teils im Klofter, teils in Tor,

Suez, Kairo, Kreta, Konstantinopel usw. leben.

An der Spitze steht ein autokephaler Erzbischof, der seit langen Jahren ständig in dem Kloster in Kairo lebt. Gewöhnlich kommt er einmal im Jahre nach dem Sinai. Der jetzige ist der Dr. phil. L.L. D. Cantab unter dem Namen Porphyrios II. und steht etwa im 45. Lebensjahre. Er ist viel in Europa gewesen, hat in Göttingen und Leipzig studiert. Als ich ihn in Kairo besuchte, stellte es sich heraus, daß wir zusammen zwei Semester in Leipzig Vorlesungen bei Wundt gehört hatten. Wie er mir sagte, möchte er gern die Bibliothek auf dem Sinai durch neue Bücher vermehren, besonders alles vereinigen, was auf die byzantinische Kunst Bezug hat. Dazu müßte freilich der Bibliothekar seine Studien in Europa machen.

Wenn der Erzbischof stirbt, so erfolgt schriftliche Wahl durch sämtliche Mönche, auch die Laienbrüder. Diejenigen, die nicht anwesend sind, schicken ihre Zettel ins Kloster. Der Gewählte empfängt dann die Bischofsweihe durch den griechischen Patriarchen von Jerusalem. Dann erhält er einen Ferman vom Sultan. Dem Khediven wird von Konstantinopel aus Mitteilung gemacht.

Von den Mönchen im Kloster sind nur drei Priester. Der vornehmste ist der Stellvertreter des Erzbischofs, auf arabisch Wakyl genannt. Die beiden anderen sind der Ökonom, der die ganze äußere Verwaltung hat und als einziger arabisch spricht, und der Bibliothekar. Der derzeitige Ökonom Theoktistos stammt aus Kreta und ist erst 31 Jahre alt. Ihm verdanke ich alle Angaben. Die Laienbrüder treiben Handwerke, da natürlich alles im Kloster gefertigt werden muß. Für wissenschaftliche Tätigkeit ist keine oder fast keine Zeit. Die Mönche stammen alle vom griechischen Festlande oder den Inseln und sprechen griechisch untereinander. Nur einige sprechen ein paar Worte Italienisch.

Die Mönche stehen in der Woche um $^1/_2$4, am Sonntag um 2 auf. Dann erfolgt sofort die Messe in der Hauptkirche, die abwechselnd von den drei Priestern gehalten wird. Wenn der Erzbischof im Kloster ist, hält er sie immer. Am Sonnabend ist der Gottesdienst in der Kapelle des Dornbusches, in den einzelnen Kapellen an den Tagen der betreffenden Heiligen.

Um 9 Uhr früh findet die Hauptmahlzeit statt, zu der sich alle vereinigen. Bei derselben wird nie Fleisch gereicht. Wein dürfen sie trinken, solange sie welchen haben. Die Mahlzeit besteht z. B. aus Kartoffeln, grünen Bohnen und Früchten. Am Sonnabend erhalten sie eingesalzene Fische. Fleisch darf im Kloster nie gegessen werden, wohl aber schon im Garten. Bei der Mahlzeit wird vorgelesen, am Sonnabend immer aus der Apostelgeschichte.

Um $^1/_2$3 Uhr findet noch einmal gemeinsamer Gottesdienst statt. Alle übrigen Gebete verrichtet jeder für sich. Nach Sonnenuntergang werden die Tore geschlossen. Dann ist es jedem gestattet, zu Bett zu gehen. Der Ökonom hat meistens noch so viel zu tun, daß er sich erst um 9 legt.

Jeden Sonn- und Feiertag wird von der Kanzel gepredigt. Ihre Hauptfeiertage sind die Metamorphosis (Verklärung), die heilige Katharina und besonders der 25. März, der in der Dornbuschkapelle gefeiert wird. Den Mosestag begehen sie am 4./17. September oben auf dem Djebel Musa. Da wird Aaron gleich mitgefeiert. Elias wird auch da oben am 20. Juli gefeiert.

Die Faste vor Ostern dauert 48 Tage. Außerdem fasten sie vor Weihnachten 40 Tage, vor Peter und Paul 14 Tage und vom 15. August bis Ende dieses Monats. In diesen Zeiten sind Fisch, Laktizinien und jedes Fett verboten.

Das Kloster besitzt neun Kamele, drei Maultiere und einen Esel. Der Erzbischof reitet immer auf dem weißen Maultier, das man mir zur Verfügung gestellt hatte. Sonst benützen die drei Priester die Maultiere.

Interessant ist das Verhältnis des Klosters zu den Beduinen auf der Halbinsel. Auf derselben leben folgende Stämme: die Djebelije, die Aulad-Sahid, die Auarme und die Alekat. Die zuerst genannten stammen von Christen ab, die Justinian zum Schutz des Klosters angesiedelt hatte. Sie waren ursprünglich Hörige des Klosters, haben sich aber davon frei gemacht. Jetzt sind sie schon seit Jahrhunderten Muhamedaner und, wie gesagt, ganz Araber geworden. Sie gehören gewissermaßen zum Kloster, haben dort freien Eintritt und stellen auch die Diener. Das Kloster ernennt alle drei Schechs. Bei den drei anderen Stämmen ernennt es nur einen Schech. Einen anderen ernennt die Regierung. Der vom Kloster ernannte wird von der Regierung bestätigt bzw. eingetragen und erhält

ein Siegel. Die Angehörigen der drei Stämme dürfen nicht das Kloster betreten. Wenn sie es aus irgend einem Grunde betreten müssen, werden sie mit verbundenen Augen durchgeführt.

Die kleineren Streitigkeiten schlichten die Schechs untereinander. Die größeren gelangen an den Stellvertreter des Erzbischofs. Es mag das nicht immer leicht gehen, da dieser meist nur griechisch spricht. So muß ihm erst alles übersetzt werden. Die wichtigsten Sachen bleiben liegen, bis der Erzbischof ins Kloster kommt. Sein Urteilsspruch wird pro forma von der Regierung bestätigt. Es soll noch nie eine Nichtbestätigung erfolgt sein.

Frankreich zur Zeit Richelieus und Mazarins (1610–1660).

Von Heinrich Morf, Professor an der Universität Berlin.

Im sechszehnten Jahrhundert hatte Frankreich sich den Renaissancegedanken erschlossen, die aus der antiken Literatur ihm zuströmten und aus der vermittelnden italienischen Kultur herüberleuchteten. Es lehnte seine Kunst, besonders auch die literarische, an die der Alten und an die der Italiener. Es schuf in einer glänzenden Philologendichtung einen neuen künstlerischen Stil. Es erfüllte diese neue Kunstform mit neuen Lebenslehren, die der mittelalterlichen Weltanschauung zuwiderliefen.

An Stelle von Askese und Weltflucht pries diese Dichtung Weltfreude und natürliche Lebensauffassung. An Stelle von Tradition und Autorität verkündete sie Individualismus und freie Prüfung des Überlieferten.

Aber in den blutigen Zeiten der Religionskriege erschienen diese naturalistischen und individualistischen Lebenslehren bald kompromittiert. Als das von einem halbhundertjährigen Bürgerkrieg erschöpfte Land um 1600 an die Neuordnung seines Lebens ging, erscholl der Ruf nach Autorität auf allen Gebieten. Der Mensch, der den Anspruch erhob, in den Trieben seiner Natur und in den Urteilen seiner eigenen Vernunft die Norm seines Lebens zu finden, erschien als ein die Ruhe und Sicherheit der Gesellschaft gefährdender Ausbrecher, der wieder in die wohltätige Haft mittelalterlicher Lebenslehren zurückgeführt werden müsse.

So stellt sich ideengeschichtlich das siebzehnte Jahrhundert als eine Reaktion gegen den freien ungebärdigen Geist der Renaissance dar: gegen die Maßlosigkeiten seiner poetischen Sprache, wie gegen den Individualismus und den Naturalismus seiner Weltanschauung. Auf die Revolution folgte die Restauration. In welchen Abwandlungen der Kampf auf den einzelnen Gebieten verlief, bis der Absolutismus mit Ludwig XIV. siegte, soll hier kurz geschildert werden.

Aus diesem Kampf und Sieg ging dann der sogenannte Klassizismus hervor: die Kunstform des Absolutismus, die mit ihren Formgesetzen ganz Europa während eines Säkulums beherrschen sollte. —

Beim Tode Heinrichs IV. (1610) war sein Sohn Ludwig neun Jahre alt. Der Mutter, Maria von Medici, fiel als Regentin die Leitung Frankreichs zu, und auch noch nach der Mündigkeitserklärung (1614) und der Verheiratung Ludwigs XIII. mit einer spanischen Prinzessin, Anna von Österreich, behauptete Maria mit wechselndem Erfolge ihren Einfluß, bis der von ihr berufene (1624) und beschützte erste Minister, der Kardinal Richelieu, sich gegen sie wandte und sie definitiv verdrängte (1630). Während achtzehn Jahren (bis Ende 1642) führte dieser Staatsmann die Regierung. Wenige Monate später folgte ihm König Ludwig im Tode nach (1643). Unter dem Einfluß ihres Günstlings, des Kardinals Mazarin, brach Königin Anna das Testament ihres Gatten und maßte sich die Regentschaft an, die in Wahrheit von Mazarin geführt wurde: eine Spanierin und ein Italiener regierten Frankreich seit 1643. Annas Sohn Ludwig XIV. wurde zwar 1651 volljährig, doch ergriff er erst nach Mazarins Tod (1661) die Zügel der Regierung.

Dieser halbhundertjährige Zeitraum schließt mit großen Erfolgen der äußeren Politik Frankreichs ab. Der Kampf, den Richelieu gegen das Haus Habsburg neu aufgenommen, führte zum Siege, wenn auch Frankreichs Teilnahme am dreißigjährigen Krieg freilich

vorübergehende Demütigungen brachte. Der weſtfälische Friede (1648) schnitt den spanisch-öſterreichischen Koloß entzwei. Die weitere bewaffnete Einmischung Spaniens in die inneren Verhältnisse Frankreichs wurde siegreich zurückgewiesen. Der pyrenäische Frieden (1659) gab Frankreich lang umſtrittene Gebiete (Roussillon, Charolais, Artois) zurück und eröffnete durch die spanische Heirat Ludwigs XIV. die Aussicht auf die Vereinigung Spaniens und Frankreichs.

Frankreich war die führende Macht in Europa geworden.

Die inneren Verhältnisse waren weniger glücklich. Kaum hatte Heinrich IV. die Augen geschlossen, so begann eine förmliche Plünderung des Staatsschatzes. Richelieu entledigte sich der Kontrolle des Parlamentes in der Führung der Staatsfinanzen. Um 1640 betrug das Budget schon das fünffache (beinahe eine Milliarde heutigen Geldwertes) des Betrages von 1609. An vielen Orten erhob sich das Volk gegen seine Bedränger, um blutig niedergeworfen zu werden. Unter Mazarin, der sich und seine Familie schamlos bereicherte, erreichte die Mißwirtschaft einen solchen Grad, daß die Bürgerschaft von Paris unter der Führung des Parlaments sich zum erfolgreichen Widerspruch erhob (*la fronde parlementaire*, 1649). Das Beispiel Englands, das soeben einen allmächtigen Miniſter gerichtet hatte und daran ging, auch seinen König zu richten, lockte. Indessen umsonſt. Die geld- und machtgierigen Prinzen (Gaston d'Orléans, Condé, Conti) und Adligen bemächtigten sich der Bewegung und zogen sie in den Dienſt ihrer erbärmlichen Intriguen. Der Bürgerkrieg brach aus (*fronde princière*, 1650—53) und brachte neues Elend über das Land. Zweimal mußte Mazarin fliehen; dann kehrte er triumphierend zurück. Noch blieben die Spanier zu besiegen, die unter der Führung des landesverräterischen Condé Frankreich verheerten. Das gelang in einer Reihe von Feldzügen. Als endlich der pyrenäische Frieden den fünfundzwanzigjährigen Kriegen ein Ende bereitet hatte, da begrüßte das Land den jungen König Ludwig XIV. wie einen Friedensengel. Alles warf sich ihm zu Füßen.

Die Kräftigung seiner äußeren Machtſtellung und seiner Königsgewalt im Innern, die Frankreich in dieser Epoche erfuhr, iſt hauptsächlich Richelieus Werk. Richelieu, obwohl Kirchenfürſt, verfolgte eine rein weltliche Politik. Gewiß wünschte er ein katholisches Frankreich, aber in erſter Linie ein großes Frankreich. Wenn auch nicht in der Theorie, so war er doch in der Praxis Gallikaner und verfocht in beſtändigem Hader mit Rom die Unabhängigkeit der französischen Kirche. Er hat gegen die Hugenotten seines Landes die Waffen geführt (Einnahme von La Rochelle 1628), doch begnügte er sich mit ihrer Vernichtung als politischer Partei und gab nur selten den kirchlichen Einflüssen nach, die zur religiösen Verfolgung drängten. Wohl aber baute er den Führern der Konfession, die man damals *La Prétendue* (sc. *réformée*) hieß, mit Erfolg goldene Brücken zur Rückkehr in die katholische Kirche. — Die Ständeversammlung der *États généraux*, welche in politischen Diskussionen die Wünsche der Nation zu Händen der Regierung formulierte, wurde seit 1614 nicht mehr einberufen. Das Gewohnheitsrecht des Pariser Parlaments auf Kontrolle der Regierungsverfügungen schmälerte Richelieu geflissentlich. Die Regierungsansprüche der Grands Seigneurs drängte er mit entschlossener Hand zurück, ihren Haß mißachtend. Tüchtige und gefügige bürgerliche Elemente wurden zu den Geschäften herangezogen und damit die Grundlage zu einem Beamtenpatriziat gelegt. So war es Richelieu, der jene Entwickelung zum Abschluß brachte, welche das alte Feudalkönigtum in das absolute Herrschertum von Gottesgnaden umwandelte. Gewiß war schon unter Heinrich IV. des Königs Wille oberſtes Gesetz und sein Wort das letzte; aber die Generalſtaaten durften reden und das Parlament kontrollieren. Richelieu entzog die Königsmacht jeder Kontrolle und jeder Diskussion. Jede Mitarbeit der Nation wurde aufgehoben.

Mazarins Regiment war ein weniger ſtraffes. Die Regentschaft erscheint wie ein Zwischenakt zwischen den beiden großen Aufzügen des Absolutismus. In den erſten Jahren herrschte in der hauptſtädtischen Gesellschaft eitel Freude: *le temps de la bonne régence*. Der kecke Geiſt des XVI. Jahrhunderts flackerte auf (*le libertinage*). Dann folgten die Konflikte, und der jammervolle Frondekrieg besiegelte die Niederwerfung der alten raublustigen Feudalherren endgiltig.

Diese Entwickelung hob auch die Bedeutung von Paris. Die Provinzſtädte, die

noch im sechszehnten Jahrhundert Paris vielfach die Wage gehalten, schieden aus der Leitung des geiſtigen Lebens aus, das sich nun in der nördlichen Hauptſtadt konzentrierte. Diese Entwickelung wird schon 1630 beſtaunt und — beargwöhnt. Der Pater Lemoyne nennt Paris das Haupt und das Herz des Reiches:

Mais un chef qui tout suce, un cœur qui tout attire,
N'épuisera-t-il point tout le corps de l'empire?
Et quel enfin sera le destin de ce corps
S'il n'a de fonctions et s'il ne fait d'efforts
Qu'afin de mettre à sec jusqu'à la moindre veine,
Pour remplir une tête aussi vaste que vaine?

Wenn die Zentralgewalt religiöse Toleranz übte, so waren doch die lokalen Gewalten, besonders das Volk, unduldsam. Die beiden religiösen Parteien haderten unablässig, und wo die eine gebot, war die andere unterdrückt. Seit Heinrich IV. iſt ein Aufschwung des kirchlichen Lebens (*renaissance religieuse*) zu erkennen, der auch einen Aufschwung der kirchlichen Architektur und Literatur bedeutet. Klöſter und Kirchen erhoben sich, Prieſterseminarien wurden gegründet (z. B. *Saint-Sulpice* in Paris 1645). Neue Orden entſtanden, alte wurden reformiert (*Carmélites* 1604, *Oratoire* 1611).

Für die profane Architektur sind jene reichen Privathäuser (*hôtels*) und Landsitze charakteriſtisch, die jetzt nach dem Muſter behaglicher italienischer Villen entſtehen, und deren luftige großfenſtrige Räume zu reger Gesellschaftlichkeit einladen. Das berühmte Hôtel de Rambouillet iſt keineswegs das erſte und macht also nicht Epoche.

1626 ordnet Richelieu die Schleifung der feſten mittelalterlichen Schlösser an.

In Malerei und Skulptur gehen zwei Strömungen neben einander her: die ältere einheimische naturaliſtische Kunſt des Bildhauers Simon Guillain, des Malers Le Nain, des Kupferſtechers Abraham Bosse, welche sich mit Vorliebe der Darſtellung des bürgerlichen Kleinlebens widmet, und die neue Kunſt, die ihre Vorbilder in Italien sucht und zwar, wie der literarische Italianismus, weniger unter den großen Künſtlern der Renaissance als bei den Schülern wie Caracci und Giulio Romano. Sie ſtellt die Gegenwart im Gewande der antiken Geschichte und Mythologie dar. Der geniale Vertreter dieser Richtung iſt Nic. Poussin, der Maler des heroischen Römertums, der Corneille des Pinsels.

Wie die Literatur wird auch die bildende Kunſt unter die Protektion des Hofes geſtellt (Gründung der *Académie royale de peinture et sculpture* 1648). Sie wird auch äußerlich vornehm, vom Kunſthandwerk geschieden, hierarchisch geordnet und der Gesetzgebung von Kunſtregeln unterſtellt.

Die wissenschaftliche Forschung hat nur auf einem Gebiete erhebliche Fortschritte zu verzeichnen: in der Mathematik. Mit Viète, Descartes, und Pascal übernimmt Frankreich die Führung der mathematischen Wissenschaft. Der aprioriſtische Geiſt, die konſtruktive Methode dieser Wissenschaft beherrscht auch die übrigen. Bacons Lehre (*Novum Organum*, 1620) von der induktiven Forschung, dem Experiment, blieb vorläufig bloße Theorie. In der Praxis konſtruierte man ſtatt zu beobachten. So machten die Naturwissenschaften geringe Fortschritte. Die französische Medizin lehnte Harveys Lehre vom Blutkreislauf (1628) ab.

In Sprache und Sitten der vornehmen Gesellschaft sowie in der ihr dienenden Literatur macht sich die Nachahmung Spaniens breit, die am Hofe der Königin Anna eine Stütze fand. Der elegante Edelmann aus der Zeit Ludwigs XIII. ißt spanische Gerichte, tanzt spanische Tänze, liebt spanisches Kartenspiel und trägt spanische Mode, besonders parfümierte Handschuhe und Halskrause. In der hauptsächlich aus Abenteurern und bedürftigen Literaten gebildeten spanischen Kolonie fesselt unsere Aufmerksamkeit besonders Antonio Pérez, der einſtige Vertraute Philipps II., der als Flüchtling seit 1591 in Frankreich und England lebte und am Hofe Heinrichs IV. als Träger politischer Geheimnisse, als eleganter Höfling und geiſtreicher Schriftſteller bereitwillige Aufnahme und langjährigen Sold fand. Spanische Sprachlehren erschienen in großer Anzahl. »In Frankreich lernen Frauen und Mädchen spanisch«, berichtet Cervantes 1615 vom Hörensagen. Alte und neue Erscheinungen der spanischen Literatur werden in Paris oder Rouen nachgedruckt, besonders aber übersetzt. Es sind dies vorzüglich Romane, Novellen und theologische Werke, welch letztere namentlich in Lyon erscheinen. Die Moraltheologie, gegen welche Pascal kämpft, iſt spanischer Import. Aus dem reichen, spanischen Theater wird vieles entlehnt, aber nichts übertragen. Die spanische Lyrik bleibt

unübersetzt und wird spärlich nachgeahmt. Góngora und Quevedo sind um 1640 in Frankreich noch wenig bekannt, und wenn bis 1660 ihr Ruhm aufgeht, so bleibt Gracián noch ganz unbeachtet.

Der Import spanischer Literatur hat indessen die Mächtigkeit italienischer Einfuhr nicht erreicht. Während Spanien vorzüglich Prosawerke lieferte, sandte Italien seine Lyrik, sein Theater, besonders die Komödie und die Oper. Spanische Schauspieltruppen, die seit 1604 in Frankreich wiederholt ihr Glück versuchen, erreichen keinen Erfolg, während die *Comédiens italiens* in Paris geradezu seßhaft werden. Von 1615—23 lebte der talentvollste, aber eben deshalb auch verderblichste Vertreter der italienischen Geistreichelei, Giambattista Marini (1569—1625), genannt *le cavalier marin*, in Paris. Sein schillerndes Hauptwerk *Adone*, ein Idyll in 45,000 Versen, erschien daselbst 1623. Seine Briefe witzeln in kunstvollen Phrasen wie die Balzacs und Voitures. Chapelain und Ménage sind Mitglieder der Crusca und stehen in eifrigem literarischen Verkehr mit Italien.

Der literarische Einfluß des germanischen Europa tritt ganz zurück. Shakespeares Name begegnet nirgends; eine Wirkung seiner Stücke ist in der französischen Dramatik dieser Zeit nirgends sicher erkennbar. Nur Sidneys *Arcadia*, die selbst romanischer Herkunft ist, findet Genießer und Nachahmer. Deutschland gilt als ein Land, das feinerer Geisteskultur bar, gute Astronomen, Chemiker und Physiker hat. Seine Sprache stellt ein elsässischer Sprachmeister 1635 für französische Edelleute dar, die während des dreißigjährigen Krieges Gelegenheit zur Ausübung ihrer *vertues chevaleresques* suchen.

Weder Heinrich IV. noch Maria, weder Ludwig XIII. noch Anna oder Mazarin besaß wirkliches literarisches Interesse. Wohl aber Richelieu, der sowohl seine erbaulichen Traktate als seine Memoiren sorgfältig, wenn auch ohne besondere Kunst, stilisierte, das Versemachen liebte und sich zu sehr vergänglicher dramatischer Modearbeit mit fünf Dichtern zusammentat. Zu diesem persönlichen Interesse gesellte sich bei ihm die Überzeugung, daß Ruhm und Macht einer Regierung von der Literatur in Mitleidenschaft gezogen werde. Er wandte ihr deshalb den staatlichen Schutz, aber auch die staatliche Aufsicht zu. War der Schriftsteller bisher der *domestique* privater Mäcene gewesen, so wird er jetzt der Dienstmann der Zentralgewalt. Die aristokratische Protektion verwandelt sich in eine staatliche, die wilde Produktion in eine organisierte: die Literatur wird zu einem Gegenstand staatlicher Verwaltung. Die nächste Folge davon war ein entschiedener Gewinn an literarischem Leben; auf die Dauer aber ergab sich eine schwere Einbuße an Unabhängigkeit und Originalität des Schrifttums. Doch bleibt es ein großer Zug der französischen Politik, daß sie die Muttersprache in den Kreis ihres Interesses zog und in deren Förderung ein Mittel ihrer Großmachtsbestrebungen erkannte.

Die Literatur der Renaissance war durchaus unweiblich; sie lehnte die Rücksicht auf das Empfinden der Frau ab. Sie liebte Indezenz und Gelehrsamkeit. Die schriftstellernden Frauen selbst änderten daran nichts; auch sie verbanden Gelehrsamkeit mit *esprit gaulois*, und diese Tradition vertrat die Herausgeberin von Montaigne's *Essais*, Marie de Gournay, die sich selbst eine *femme studieuse* nennt, noch um 1630. Damals aber war der Anteil der Frau an der Literatur schon gewachsen, doch nicht sowohl der gelehrten als der gebildeten Frau, und der Einfluß, der von ihr auf das Schrifttum ausging, richtete sich naturgemäß gegen die Pedanterie der Gelehrsamkeit und die Indezenz. Die Beteiligung der Frauen äußerte sich in einer Zunahme der Gemeinverständlichkeit und der Anständigkeit der Literatur, was den ergrauten Vertretern des sechzehnten Jahrhunderts als eine Verflachung und Prüderie erschien. So weigert sich Charron, die lateinischen Zitate seiner *Sagesse* (1601) in's Französische zu übertragen, wie es von manchen neuerdings verlangt werde, und Marie de Gournay sagt ärgerlich: die neue Regel *de ne rien dire que les dames n'entendissent*, lasse vermuten, daß die, die sie aufstellten, eben auch nicht mehr verständen als die Hofdamen.

Diese Frauen fühlten auch, welch ein Widerspruch bestand zwischen den überschwänglichen Komplimenten, welche die Dichter in Liedern und Romanen ihnen widmeten, und der rauhen, rohen Wirklichkeit. Es entstand das Verlangen, die Zierlichkeit der petrarkistischen Dichtung in die Wirklichkeit überzuführen und die unfeine Wirklichkeit dem gelobten Lande der Poesie

zu nähern. Man versuchte, die metaphorischen, hyperbolischen und antithetischen Formen der Literatur ins Leben einzuführen und dessen Vulgarität mit dem Zierat der Sprache und des Gebahrens aufzuputzen, den die Dichter in ihren Büchern aufgespeichert hatten. Der Petrarkismus, der auf dem Papier ſtand, sollte Wirklichkeit werden. Man wollte reden und sich benehmen, »wie's im Buche ſteht.«

Das iſt Ursprung und Wesen der geiſtigen Strömung, die man Preziosität nennt.

Preziosität schlechthin (d. h. Geziertheit) findet sich zu allen Zeiten in der Literatur. Sie zieht mit dem erſten Liebeslied, dem Liede des Troubadours, in Frankreich ein. Im sechszehnten Jahrhundert hat sie in der Form des Petrarkismus (Hyperbel, Metapher, Antithese) die französische Liebeslyrik überschwemmt, iſt in den galanten Roman gedrungen und nun fängt sie an, das ganze Schrifttum zu durchseuchen. Schon H. Estienne klagt in seinen *Dialogues du nouveau langage français italianisé* von 1578 über die *métaphores .. fort hardies, enragées,* welche aus der Poesie nun auch in die Alltagsprosa dringen, und nennt diese Schreibart *pindariser, pindariquement dithyrambiser, pléiadiser.* Er tadelt die geschmacklos angebrachten bildlichen Ausdrücke, *qui sentent trop leur poésie,* und ihre Häufung. Er mißbilligt den modischen Gebrauch gewisser Steigerungswörter wie *divinement, infiniment* und affektiert nennt er eine Wendung wie: *je désirerais infiniment avoir un petit coin au cabinet de vos bonnes grâces.* Dergleichen brauchte also nicht erſt vom siebzehnten Jahrhundert erfunden zu werden, an dessen Anfang wir vielmehr bereits vollſtändig entwickelte Exemplare preziöser Schriften finden.

Der zunehmende Einfluß der Frau, die der eigentliche Gegenſtand preziöser literarischer Übung war, brachte es mit sich, daß man aus dem, was bisher nur literarische Form gewesen war, eine Lebensform zu machen versuchte. Und so ſtellt sich geschichtlich die Preziosität des siebzehnten Jahrhunderts dar als die letzte Ausſtrahlung des Italianismus, speziell des Petrarkismus, in der französischen Literatur, der dabei durch den Hispanismus einige Verſtärkung erfuhr: als Petrarkismus in Aktion.

Dieses Beſtreben, das Leben dem galanten Roman und Sonett nachzubilden, verlieh gegenüber der herrschenden Unfeinheit eine unbeſtreitbare Diſtinktion in Sprache und Gehaben. Aber ein gefährlicher Weg war damit betreten. Bald gelangte man zu Verzerrung und törichter Mißachtung der Wirklichkeit. Die gebildete Rede ward zum Wettkampf metaphorischer Witzelei, mit welcher Hyperbeln und Antithesen Hand in Hand gehen, und das feine Benehmen zur Geckenhaftigkeit und Prüderie, womit gründliche Herzensroheit nicht ausgeschlossen war. Einer suchte den andern zu überbieten, und es entſtand die äſthetische Lehre, die das Wunderbare, das Verblüffende für das Schöne erklärte. Wie es der Welt Lauf iſt, ahmten die bürgerlichen und provinziellen Kreise diese Mode der eleganten hauptſtädtischen Gesellschaft nach, und hier wurde Sprache und Sitte vollends zur Fratze: *Quelques-unes véritablement délicates ont jeté les autres dans une affectation de délicatesse ridicule,* sagt St-Evremond 1656.

Eifrig wurden in diesen preziösen Kreisen (*société polie*) die Gesellschaftsspiele, besonders italienische, gepflegt. Neben den Fragen der Etikette und der Kleidermode wurden literarische und sprachliche Fragen erörtert. Die Neigung galt dabei der galanten Kleinigkeit (besonders dem Madrigal) und dem Roman. Die Literatur gilt nur als Teil der gesellschaftlichen galanten Unterhaltung, und das Interesse am Inhalt tritt hinter der Freude an der schwierigen künſtlichen Form zurück. Man sitzt über Ausspracheverschiedenheiten zu Gericht und fördert in Dingen der Orthographie die phonetische (unlateinische) Schreibung. Einen breiten Raum nimmt die Diskussion der »Frauenfrage« ein. Iſt doch die ganze Erscheinung der Preziosität nur die literarische Äußerung der Auflehnung der Frau, der erſte Ausdruck ihres Verlangens nach Bildung und Geltung. Und dieser erſte Ausdruck iſt ehefeindlich. Neben platonischen Theorien kommt auch der Wunsch nach freier Liebe zum Wort. — Wenn schon diese *Société polie* einige sprachliche Neuschöpfungen gewagt hat (Ableitungen wie *soupireur, connaisseuse, s'encanailler*; Entlehnungen wie *féliciter, bravoure*), so iſt doch diese Art der Sprachbereicherung für sie nicht weiter charakteriſtisch. Auch in grammatischer Hinsicht geht sie nicht eigene Wege, wenn sie auch z. B. die vom sechszehnten Jahrhundert übernommene Subſtan-

tivierung des Adjektivs (*le tendre* = die Zärtlichkeit, *le fini* = die Vollendung) mit besonderer Vorliebe pflegt. Ihr neologiſtisches Programm iſt die antithetische und hyperbolische Ausgeſtaltung, sowie die metaphorische Erneuerung des vorhandenen Sprachbeſtandes, wobei die Metaphern 1. geschmacklos angebracht, 2. gehäuft und 3. ins Ungemessene ausgesponnen erscheinen.

Geschmacklos angebracht werden sie, weil ihre Verwendung nicht einem künſtlerischen Bedürfnis, sondern dem Streben, modische Eleganz zu zeigen, zu verblüffen, entspringt. Dem Dichter, der von Ceres singt, mag es hingehen, wenn er die Halme als ihre Haare feiert (*Cérès repeuplera de cheveux les larges campagnes*, O. de Magny; *les cheveux de la plaine*, Du Bartas; auch Ronsard, Belleau). Aber eine Geschmacklosigkeit iſt es, wenn Patru in seinen Briefen vom Gras als vom »Haar der Erde« spricht, oder wenn Balzac die Sülze »die Seele des Fleisches« nennt und aus Rom schreibt: *je me nourris de l'âme du fruit et de la viande qu'on appelle la gelée*. In der Klage um ihren Vater, den ihr Verlobter Rodrigo getötet, nennt Chimene seine Todeswunde »den traurigen Mund, durch welchen seine Tapferkeit spricht«, und erklärt, daß »die eine Hälfte ihres Lebens die andere ins Grab gebracht habe«, wobei Corneille übrigens nur eine Geiſtreichelei des spanischen Originals übersetzt. Statt der Metapher wird auch die farblose Periphrase gesetzt und der Besen das »Reinlichkeitsinſtrument«, der Stuhl die »Unterhaltungsbequemlichkeit« genannt. Spielereien, die wir im Scherze üben, werden hier Gegenſtand ernſter Kunſtbeſtrebung und gelten als Zeichen von Bildung. So wird die Rede zum Rebus. Die im Interesse der Gemeinverſtändlichkeit unternommene Reform der Sprache führt zur Lächerlichkeit und Unverſtändlichkeit, und die Geheimnisse dieser neuen Redekunſt werden in Wörter- und Gesprächsbüchern niedergelegt. Da erscheinen z. B. 1616 *Les fleurs du bien dire, dont on se peut servir en toutes sortes de discours amoureux*, die einer Prinzessin Rohan gewidmet sind.

Aus dem nämlichen unkünſtlerischen Grunde werden die Metaphern gehäuft. »Die Gewalt Eurer unzüchtigen Liebesflammen«, heißt es in den *Fleurs du bien dire* für die Prinzessin im Artikel *Chasteté*, »wird das Schiff meiner Schamhaftigkeit nimmer erschüttern können!« Ein obskurer Vorgänger Corneilles, Fr. Béning, sagte von den zweiundzwanzig Wunden seines Helden: »Das sind die flammenden Banner seines Mutes, die zweiundzwanzig rotgekleideten Präsidenten, die zweiundzwanzig Purpurmunde, welche laut seine Tapferkeit verkünden« (*Le bouclier d'honneur*, 1616). »Mein Gott,« klagt Cathos in den *Précieuses ridicules* über den etwas derben Vater, »wie iſt das formale Prinzip des Vaters in Stofflichkeit getaucht; seine Intelligenz iſt verdickt, und wie ſtockfinſter iſt es in seiner Seele!« Man liebt namentlich die Dreiheit der Metaphorisirung, die z. B. von Jean Godard in seinem Buche *La langue française* (1620) als förmliches Stilgesetz beobachtet erscheint.

Endlich werden die Metaphern bis auf den letzten Tropfen ausgepreßt: Eine Dame wird krank, d. h. ein unwillkommener Gaſt iſt in ihrem Leib eingezogen. Und nun wird das schöne Hôtel beschrieben, in welchem der böse Gaſt eine so treffliche Aufnahme gefunden hat, daß er keine Luſt zeigt, wieder auszuziehen (vgl. Cotin's Sonett auf Urania in den *Femmes savantes*). Die Erfindung iſt von Balzac, den vor Cotin schon Maynard nachgeahmt hatte. Godard vergleicht das französische Idiom mit einer Nymphe und gewinnt so den Weg zur ausführlichen Beschreibung ihrer beider Reize. Ein anderer spricht vom eigenen Buche als von einem Neugeborenen und schenkt uns dabei auch die unappetitlichen Details solcher Metapher (Windeln und Korrekturbogen) nicht. Das berühmteſte Beispiel dieser Kunſt iſt die »Karte des Landes Zärtlich«, die nichts anderes iſt als die Ausbeutung des metaphorischen Ausdrucks »das Land der Liebe«, auf welche auch Daubignac schon etwas vor der Scudéry verfallen war. Diese hat sich verleiten lassen, die Spielerei in ihrem Roman *Clélie* (1654) zu veröffentlichen und hat dadurch dem harmlosen Salonscherz einen lächerlichen Ernſt beigelegt. Drei Ströme, Dank, Achtung, Neigung, durchfließen das Land Zärtlich, das drei Hauptſtädte hat, die darnach »Zärtlich am Dank«, Zärtlich an der Achtung«, »Zärtlich an der Neigung« heißen. Die drei Ströme führen ins Meer der Gefahr, jenseits dessen unbekanntes Land liegt. Am Eingang des Landes liegt die Stadt der jungen Freundschaft. Von ihr

aus kann man, links abbiegend, über »Indiskretion« und »Stolz« ans »Feindschaftsmeer« gelangen oder rechts über die »Lauheit« und »Vergessen« zum »Gleichgültigkeitssee« kommen. Besser unterrichtete Reisende aber gelangen über »Schöne Verse«, »Liebesbriefe«, über »Dienſteifrigkeit« und »Treue Freundschaft« nach den drei Hauptſtädten, langsam in kleinen »Freundschaftsmeilen« vorrückend. Siebenmeilenſtiefel sind nicht erlaubt!

Eine Reihe dieser Metaphern und Periphrasen werden zu ſtehenden Wendungen des modischen Gesprächs: *un esprit bien tourné* = wohlgebildet; *donner dans l'amour permis* = heiraten; *avoir la mine de* = nach etwas aussehen usw. Vieles iſt davon der Sprache dauernd erhalten geblieben und hat seinen Modecharakter verloren. Auch einzelne Wörter kommen in besondere Gunſt, so das Wort *chère* als Anrede, die Ausdrücke *poulet, innocent, billet doux,* welche alle drei den Liebesbrief bezeichnen. Was man im sechszehnten Jahrhundert einen *bon esprit* genannt, das heißt jetzt *bel esprit,* man hat *bel air* und gehört zum *beau monde.* Man liebt die hyperbolischen *furieusement bon, effroyablement bien, très indubitablement,* braucht gerne *se piquer de, pousser, dernier,* z. B. *pousser le dernier doux* = sehr galant sein. Das Gegenſtück zu dieser Bevorzugung einzelner Ausdrücke iſt die Ächtung anderer, die als unelegant gelten. Bekannt iſt der Kampf, den die Preziösen gegen das Wörtchen *car* führten. So kam man zur Sprachmeiſterei und beschränkte die Sprache auf den Modebeſtand.

Der metaphorischen Bereicherung, welche die Preziosität der Literatursprache brachte, ſteht ein erheblicher Verluſt alten und volkstümlichen Sprachmaterials gegenüber. Die Periphrase förderte die Wortarmut und wurde von ihr gefördert.

Geiſtige Strömungen nehmen sich bei oberflächlicher Betrachtung leicht wie das Werk einzelner Personen aus, mit deren Namen sie dann unzertrennlich verbunden werden. So gilt die Marquise Catherine de Rambouillet (1588—1665) faſt als die Begründerin der Preziosität in Frankreich, während sie einfach die hervorragendſte unter den Frauen iſt, die damals durch gesellschaftliche Stellung und Reichtum in den Stand gesetzt waren, in gaſtlichen Räumen gleichempfindende Frauen und Männer zu versammeln. Seit 1608 soll sie, von der unfeinen Art des Hofes verletzt, in ihrem Hause Achtung weiblicher Empfindung geübt und verlangt haben. Seit 1618 wurde ihr neuerbautes Hôtel mit dem legendären blauen Salon zur bekannteſten Pflegeſtätte des neuen Geiſtes, wo sich ohne Ansehung der Person alles zusammenfand, was zur »Feinheit der Sprache die Feinheit der Manieren gesellte«. Hier begegnen wir unter den erſten Malherbe und Racan, dann Chapelain, Voiture, Corneille; Prinzen wie Condé und Conti, Kirchenfürſten wie Richelieu, Bossuet, den Frauen Lafayette und Sévigné. Geiſtes- und Herzensbildung sowie ein glücklicher Humor bewahrten die Marquise selbſt vor Affektiertheit. Doch erscheint sie selbſt schon Tallemant als *trop complimenteuse.* Ihren beiden Töchtern fehlte die weise Zurückhaltung der Mutter. Die Jahre 1630—1645 bedeuten die Höhezeit des Salons Rambouillet.

Zu den Besuchern dieses Hôtels gehört seit 1635 auch Fräulein Madeleine de Scudéry (1607—1701), die dann um 1645 in ihrer bescheidenen Wohnung eigene literarische Samstagsversammlungen (*Samedis*) veranſtaltete. Hier iſt die Gesellschaft mehr bürgerlich, das Wesen tändelnder, prüder. Man merkt, daß ein alterndes Fräulein, das zugleich Blauſtrumpf iſt, das Szepter führt. Der Anspruch auf Geltung, den die Frau erhebt, führt hier zu Lehren der Emanzipation, und bei der Betonung der Rechte der Frau wird die Ehe mit ihren unwillkommenen Erinnerungen an Natur und Wirklichkeit, gerne ignoriert, wenn nicht ausdrücklich abgelehnt.

Wegen eines Augenleidens hatte die Marquise de Rambouillet ihre Empfänge aus dem Salon in einen dämmerigen Alkoven (*réduit*) verlegt, wo das Bett die Stelle des noch wenig bekannten Sofas vertrat. Die Besucher setzten sich in dem zwischen Bett und Wand befindlichen Gange (*ruelle*). Was das Auskunftsmittel einer Leidenden gewesen war, wurde zur Mode, und *ruelle, réduit, alcovistes* hießen dann die preziösen Konventikel und ihre Mitglieder. Das Wort *Précieuse* iſt zur Bezeichnung der modischen Eleganz etwa 1653 aufgekommen und scheint von Anfang an ein Spottname gewesen zu sein. Die Betroffenen lehnten ihn entweder ab oder deuteten ihn als eine Anerkennung

ihrer Kunſt, auch den geringen und vulgären Dingen durch ungewöhnliche und sinnreiche Darſtellung koſtbaren Wert zu verleihen.

Wir sehen die ganze gebildete Welt Frankreichs von der Preziosität ergriffen. In den verschiedenſten Abſtufungen und Mischungen finden wir sie vertreten, und kein Autor der Zeit, dessen Schiftſtellerei auf Frauen bezug hat, iſt frei von ihr. Alle sind von der Krankheit ergriffen, die beim einen schwerer, beim andern leichter, hier besonders kompliziert und mit merkwürdigen Nebenerscheinungen, dort einfacher und mehr lokalisiert auftritt. Dabei iſt es lehrreich und unterhaltsam, zu sehen, wie jeder das Maß der eigenen Krankheit für gesund hält und über die schwereren und komplizierteren Fälle der anderen spottet. Er sieht den Splitter im Auge des Nächſten. Ch. Sorel verlacht die metaphorische Sprache eines schöngeiſtigen Salons schon 1623 in seiner Erzählung vom *Francion*. Balzac und sein Freund Chapelain spotten in ihren Briefen über die *femmes docteurs, savantes, qui font de cette qualité une partie de leur coquetterie* und sich literarische Autorität anmaßen. Die Frauen, meint ein anderer, sollten das Philosophieren und Dichten lassen und sich ſtatt dessen mit dem abgeben, was von alters her ihre Aufgabe sei: *coudre, filer et autres œuvres feminines*. Die Herzogin von Montpensier, Ludwigs XIII. Nichte, pflegte in ihrem preziösen Salon das literarische Portrait nach dem Vorgange des Fräulein Scudéry und ganz in seinem Stil; doch erschienen darin auch mancherlei Unfeinheiten wie prahlerisch hingeworfen. Von diesem Reſte herzoglicher Ungebundenheit scheint sie das Recht herzuleiten, die *Précieuses* in einem insolenten Portrait als affektierte, meiſt bürgerliche, unbemittelte, prüde, alte Jungfern zu verspotten, als ob nicht tausend Fäden von ihnen zu ihr hinüberführten. Fräulein von Scudéry entwirft ein satirisches Bild der Preziösen, die besonders mit Gelehrsamkeit prahlen. Fléchier, der Hauptſtädter, verhöhnt die Preziösen der Provinz, von Vichy und Clermont, und wie preziös iſt er selbſt in unsern Augen! Und Molière endlich, der Verfasser der *Précieuses ridicules*, schreibt den preziöseſten Modeſtil in den Liebesszenen seines Dramas *Don Garcie de Navarre*. Auch er erkennt preziöse Redeweise und Manier an als ein unbeſtrittenes Attribut der Vornehmen. Sie sind ihm die *véritables précieuses*, die *illustres originaux*.

Die zeitgenössische Unterscheidung zwischen *véritables* und *fausses précieuses* iſt wesentlich sozial. Die Hochgeſtellten, die das Beispiel der Ziererei gaben, ernteten Beifall für das, was, in kleineren Kreisen nachgeahmt, lächerlich erschien.

Aber über den Schwächen, die ihr anhaften, soll der dauernde Gewinn nicht vergessen werden, den die Strömung der Preziosität dem Lande gebracht hat. Der französische Salon, diese glorreiche Stätte gebildeter Unterhaltung, iſt die Schöpfung der preziösen Kreise. Sie haben das »gemischte Publikum« geschaffen. Ihr Wirken bedeutet eine Verfeinerung des geselligen Verkehrs, eine Vermehrung und Hebung der geiſtigen Interessen.

Sehr bezeichnend für die wachsende Bildungsfreude iſt Jean Godards Vorschlag (1620), »dem Palaſt der französischen Sprache Türhüter zu geben«, d. h. öffentliche Professoren der französischen Redekunſt zu ernennen, sowie das Unternehmen des Arztes Renaudot, der mit seinem Informations- und Vermittlungsbureau (*bureau d'adresses*) seit 1632 regelmäßige öffentliche Vorträge und Diskussionen veranſtaltete, die großen Anklang fanden. Diese erſte *salle de conférences* fand rasch Nachahmung. Stolz spricht Renaudot von *notre compagnie, notre académie*, als einer Stelle des Gedankenaustausches unter gebildeten Menschen. Das Protokoll dieser Versammlungen wurde erſt auf fliegenden Blättern veröffentlicht und dann, seit 1638, zu hundert zusammen (*Centuries*) in einem Bande gedruckt. Es iſt darin von Träumen und Kometen, von der Natur der Liebe und der Kunſt, im Sommer Eis herzuſtellen, die Rede; aber Religion und Politik — die ja auch etwas göttliches sei: man sieht, daß Bossuets *la politique est vraiment divine* nichts neues war — werden ausdrücklich ausgeschlossen. Das Fehlen literarischer Vorträge zeigt, daß das große Publikum den Fragen der Literatur noch kein besonderes Interesse entgegenbrachte.

Die Blüte der Salons, das Beispiel der italienischen Akademien, der Erfolg der Renaudot'schen *salle de conférences* wiesen der literarischen Politik Richelieus den Weg. Er beschloß einen ſtaatlich organisierten Salon

und Vortragssaal zu schaffen, die *Académie française*. Er wandte sich an die Schriftsteller, die seit 1626 beim königlichen Sekretär V. Conrart sich zu vereinigen pflegten, und zu denen Chapelain, Gombauld, Desmarets, Boisrobert gehörten. Da indessen einige als *domestiques* vornehmen Herren angehörten, die Richelieus Gegner waren, so gab es Widerstände zu überwinden. Mitte März 1634 versammelten sich vorläufig zwei Dutzend Mitglieder zu einer ersten Sitzung im Hause des Dichters Desmarets. Zu Ende des Jahres war man fünfunddreißig Mann stark: Colletet, St-Amant, Racan, Balzac, Vaugelas, Voiture gehörten nun auch dazu. Das königliche Gründungsdekret erschien im Januar 1635. Das Parlament aber genehmigte die neue Schöpfung erst nach zweieinhalbjährigem Widerstande und nur unter der Bedingung, daß die Akademie Werke von Nichtmitgliedern nur auf ausdrücklichen Wunsch der Verfasser in den Bereich ihrer Kritik ziehe. Erst 1639 wurden die vierzig Akademiker vollzählig. § 1 der Statuten verfügte, daß kein Mitglied aufgenommen werden dürfe, daß dem Protektor (Richelieu) nicht genehm sei. Schon die ersten Wahlen zeigten dann die Unfreiheit der Gesellschaft. § 15 stellte den Grundsatz der Gleichheit der Akademiker fest. § 24 bezeichnete als ihre Aufgabe: »der Sprache bestimmte Regeln zu geben; sie rein, beredt und zu künstlerischer und wissenschaftlicher Darstellung befähigt zu machen«. Der Wunsch der Plejade, das Französische zur Universalsprache erhoben zu sehen, findet neuen Ausdruck. Die Ausarbeitung eines Wörterbuchs, einer Grammatik, einer Rhetorik und einer Poetik wurde beschlossen. 1694 erschien das Wörterbuch; das Übrige ist nie erfolgt. Schon 1634 klagt einer der Führer der Gesellschaft, Chapelain, daß es mit ihrer Arbeit schlecht bestellt sei; sie sollte nach seiner Meinung die *Académie des fainéants* heißen. Und er und andere wiederholen im Laufe der Jahre diese Klage. Unfruchtbarkeit war das Angebinde der Akademie. Sie ist es bis heute geblieben.

Der Geist, der sie beseelt, ist der Geist der Salons. Erst bringt sie ihre Zeit mit Vorträgen »Über die geistige Liebe«, »Über die körperliche Liebe«, »Über das *Je ne sais quoi*« usw. hin. Colletet setzt in seiner Antrittsrede von 1636 auseinander, wie Kunst und Wissenschaft seit dem Altertum Fortschritte gemacht haben und man aus solcher Entwicklung die stolze Überzeugung gewinnen könne, daß die moderne Zeit im Stande sei, die Antike zu übertreffen. Von hier ist der Weg zur Selbstüberhebung und zur Geringschätzung des Altertums nicht mehr weit. Und wie die *Société polie* überhaupt so war auch die junge *Académie française* von altertumsfeindlicher Haltung. Sie war »modern«. Einer ihrer Redner nennt 1635 Homer einen Bänkelsänger und spottet seines Ungeschmacks. Der Esel im Getreidefeld oder die Wäsche der Nausikaa dürften in einem honetten Gedicht nicht vorkommen. Die Kunstübung der antiken Autoren wird von dem einen als grotesk, von dem andern als burlesk empfunden. Sie verfällt denn auch dem Spott der travestierenden Dichter: es blüht die Travestie der Antike. Man berief sich in diesem Kleinkrieg gegen das Altertum auf das Beispiel der Italiener, besonders auf A. Tassoni. Zugleich begann (1638), im Dienste des Wörterbuchs, die puristische Arbeit. In der Orthographie wird die herrschende historische Schreibweise begünstigt und die Argumente, die gegen eine Lautschrift siegreich geltend gemacht werden, sind die nämlichen, mit der die Akademie sich noch heute einer vernünftigen Reform der Rechtschreibung widersetzt. Sie sind in den dreihundert Jahren auch nicht besser geworden. Das Sprachmaterial wird auf seinen literarischen d. h. modischen Wert hin bestimmt und die Wörter verurteilt oder als zulässig erklärt. Chapelains Plan, Bedeutung und Gebrauch der Wörter durch Zitate aus den guten Schriftstellern der letzten hundert Jahre zu erläutern, wurde aufgegeben. Man beschloß, die erläuternden Beispiele selbst zu erfinden und schuf so für ein sprachmeisterliches Treiben freie Bahn. Die Führung übernimmt Vaugelas, nach dessen Tod der Eifer wieder erlahmt.

Von Anfang an wurde das Gebahren der Akademie Gegenstand satirischer Darstellung. Schon im März 1634 verfaßt Ch. Sorel eine Spottschrift auf die der Akademie vorbehaltene sprachliche Gerichtsbarkeit. Im folgenden Jahr schreibt Ménage seine *Requête des dictionnaires* (gedruckt 1649), in welcher die Akademie um Gnade für die verfolgten Wörter angefleht wird. St-Evremond verspottet 1637 in seiner *Comédie des Acadé-*

mistes witzig die kleinliche Arbeit, die durch Scheidung der Wörter in *mots soufferts* und *mots cassés* die Sprache fälsche und dürr mache. Diesen Vorwurf nimmt La Mothe le Vayer in seinen Richelieu gewidmeten *Considérations sur l'éloquence française de ce temps* (1637) auf, erklärt das Sprachgezänk für unwürdig und zwecklos und redet der alten Freiheit des Sprachgebrauchs gegenüber der puriſtischen »Seiltänzerei« das Wort.

Und von nun an verſtummen die Klagen und Warnungen vor der drohenden Verarmung der Sprache nicht mehr.

Noch verschloß sich die zünftige Wissenschaft dem Französischen und verwahrte ihre Geheimnisse ängſtlich vor dem Laien. Latein blieb die Sprache der Universität. Den isolierten Versuchen, die Muttersprache im gelehrten Unterricht zur Geltung zu bringen, unternahm es der Kardinal, ein Zentrum zu schaffen, indem er 1640 in Richelieu eine königliche Hochschule mit acht Lehrſtühlen gründete. An diesem *Collège Royal* sollte in französischer Sprache gelehrt und sollten neben den alten auch die lebenden Sprachen betrieben werden. Richelieus Tod führte zur Auflösung der kaum eingerichteten Schule. Die Ungunſt der Verhältnisse zerſtörte hier eine Gründung, die für die französische Bildung höchſt bedeutungsvoll hätte werden können. —

Der Proteſtantismus tritt seit Anfang des XVII. Jahrhunderts literarisch zurück. Innerhalb des Katholizismus machen sich drei Hauptſtrömungen geltend: die Freidenkerei als das Erbe der Renaissance; der Aufschwung und die Verinnerlichung des kirchlichen Lebens, welche im Jansenismus gipfelt, und die neue Philosophie des Kartesianismus.

Jene Weltanschauung der Renaissance, welche die Natur als die große Lehrmeiſterin des Menschen betrachtet und das Recht der individuellen Meinung (*opinions particulières*) lehrt, hatte weite Kreise, besonders der Jugend ergriffen. Diese Freidenkerei fand sich in der Nähe des Thrones, bei dem nichtsnutzigen Gaston d'Orléans, wie in der nächſten Umgebung des Kardinals Richelieu, bei seinem literarischen Hofnarren Boisrobert. Die einen dieser Unbotmäßigen beschränken sich, ohne eigentliche philosophische Doktrin, auf einen unablässigen Kleinkrieg gegen die kirchliche Autorität, wie der Arzt Guy Patin (1601 bis 1672). Patin nennt diese seine freidenkerischen Freunde: *les restes du siècle d'or.* Rabelais' Riesengeschichten und Montaignes *Essais* sind ihre Bücher. Andere schreiten bis zur syſtematischen Naturphilosophie fort. In ihrem »Katechismus« *Les quatrains du déiste* (1622) gemahnt vieles an den Deiſten, der hundert Jahre später die *Epître à Uranie* schreiben wird: an Voltaire.

Diese Freidenkerei hieß damals *libertinage*, ihre Vertreter *les libertins*. Da sie oft genug mit prahlerischer Zuchtlosigkeit der Lebensführung verbunden war, so bekamen diese beiden Bezeichnungen bald auch den Nebensinn der Sittenlosigkeit, der heute zur herrschenden Bedeutung der beiden Wörter geworden iſt. Schon in den Generalſtaaten von 1614 hatte die Geiſtlichkeit Verbannung und Todesſtrafe der *libertins* oder *athées* gefordert. 1619 wurde zu Toulouse der Neapolitaner Lucilio Vanini verbrannt, der in seinem Buche über die Geheimnisse der »Königin und Göttin Natur« (1616) die pantheiſtischen Lehren Giordano Brunos († 1601) wieder aufgenommen und ein förmliches Lehrbuch der Unkirchlichkeit geschaffen hatte.

Während die Renaissance sich begnügte, ihre naturaliſtische Philosophie auf Lukrez zu gründen, ging der südfranzösische Geiſtliche Pierre Gassendi (1592 — 1655) auf Epikur zurück und ward so zum Erneuerer der materialiſtischen Weltanschauung im Abendland. Gassendi iſt ein gelehrter Physiker, ein Mann des Experiments, dem die Wissenschaft mancherlei Entdeckungen verdankt. 1641 berief ihn Richelieu als Professor nach Paris, und hier waren Molière und Cyrano seine Schüler. Er hatte 1624 eine Schrift gegen die ariſtotelische Philosophie geschrieben. 1643 griff er in witziger, feiner Art den Idealismus Descartes' an. Seine philosophischen Hauptschriften sind erſt nach seinem Tode veröffentlicht worden. Er erklärte die organische Welt als aus der Bewegung von Atomen hervorgegangen, faßte die Seele als materiell und lehrte die Moral Epikurs, deren ernſte, tiefe Züge er hervorhob. Wenn er einerseits Epikur's Physik durch die Entdeckungen der neueren Wissenschaft, z. B. des Kopernikus, ergänzte, so trug er auch den *opinions générales* vorsichtig Rechnung, indem er seinen Materialismus chriſtlich aufputzte, Gott zum Herrn über seine Atomenwelt

einsetzte und der epikuräischen Moral einen christlichen Mantel umhängte.

Gassendi ist der gelehrte Systematiker des Naturalismus der Renaissance. Er hat entscheidenden Einfluß auf Molière gewonnen. In Molières Komödien und Cyranos Roman findet sein Libertinage literarischen Ausdruck.

Die Verfolgung zwang die Libertins, ihre Lehren geheim zu halten oder nur verhüllt auszusprechen. Wir haben ihre Denkweise vorzüglich in ihren Briefen zu suchen. »Wir reden keck —, wenn wir unter unter uns sind«, schreibt da Guy Patin und *intus ut libet, foris ut mos est* heißt Naudés Grundsatz. Die Verfolgung richtete sich mehr gegen ihre Theorien als gegen ihre Lebensführung. »Es ist uns erlaubt, nach unserer Art zu leben, äußert sich St-Evremond, nicht aber nach unserer Art zu philosophieren«.

Der geistliche Wortführer der kirchlichen Partei im Kampfe gegen die Libertins ist der Jesuitenpater Garasse, dessen *Doctrine curieuse des beaux-esprits de ce temps* 1623 erschien. Im Stile der injuriösen Polemik des sechszehnten Jahrhunderts denunziert Garasse besonders einen Vertreter des Libertinage, den Dichter Théophile de Viau. Er verfährt geschickt und verschmäht die pia fraus unehrlicher Deutung nicht.

Die preziösen Salons verhalten sich dem Libertinage gegenüber ablehnend. Fräulein von Scudéry nennt es in ihren *Conversations* unhöflich, *d'avoir une opinion particulière*. Sie findet, *qu'il n'est pas naturel que la pluralité se trompe* und preist die Religion, die nur eine undiskutierbare Meinung bekenne.

René Descartes (1596—1650) war, von Galileis Entdeckung angeregt, zu einer neuen Naturlehre (*physique*, wie man damals sagte) gekommen, die er in einem *Traité du monde* niederlegte. Auf die Kunde von der kirchlichen Verurteilung Galileis 1632 wagte er es nicht, diesen *Traité* zu veröffentlichen. Er ließ 1637 unter dem Titel *Essais* drei Fragmente über Optik, Meteorologie und Geometrie erscheinen, denen er eine methodologische Einleitung vorausschickte: den berühmten *Discours de la méthode pour bien conduire la raison et chercher la vérité dans les sciences*. Mit feiner Ironie schildert er hier an der Hand einer autobiographischen Skizze, die an Montaigne erinnert, wie ihn das Schulwissen unbefriedigt gelassen habe und er ausgezogen sei, »um im Buche der Welt zu lesen«. Er sah als Soldat das Deutschland des dreißigjährigen Krieges; er reiste in Italien, lebte von 1625—1629 in Paris, zog sich dann in arbeitsreiche Einsamkeit nach Holland zurück, das er, einem Rufe der Königin Christine folgend, 1649 verließ, um in Stockholm ein frühes Grab zu finden (1650).

Unter den methodischen Grundsätzen, die er im *Discours* lehrt, steht im Vordergrunde der, daß nur das als wahr anzunehmen sei, was dem strengen, sichtenden Urteile der Vernunft scharf und über alle Zweifel erhaben sich darstelle. Descartes lehrt damit die Unerläßlichkeit vernunftgemäßer Erkenntnis: er setzt die Vernunft zur Herrscherin des Erkennens ein. So legt auch er die Axt an die Wurzel des Autoritätsglaubens. Zugleich aber lehrt er auch, daß die spekulative Erkenntnis die Bürgschaft der Wahrheit in sich selbst trage. Er eliminiert gleichsam die Kontrolle der Spekulation durch die Tatsachen (durch das Experiment). Der Gedankenbau, den die Spekulation errichtet, entspricht nach ihm der Wirklichkeit. Descartes ist Mathematiker und legt sich den Bau des Universums mit mathematischen Deduktionen zurecht. Er macht die Spekulation zum Forschungsprinzip und schätzt das Experiment gering. So kommt er dazu, klar zu erkennen, daß des Menschen Wesen das Denken ist: *cogito, ergo sum*, und weiter zu deduzieren, daß ein rein geistiger, über der Welt stehender Schöpfer da ist, der dem Menschen mit der Denkkraft eine gewisse Summe von übersinnlicher Erkenntnis (*des idées innées*) gegeben hat. Er erklärt den Menschen als aus Materie und Geist zusammengesetzt (Dualismus). An diese idealistische Metaphysik schließt er dann zu unserer Überraschung eine Naturlehre an, die wesentlich materialistisch ist. Er erklärt die Natur als das Produkt von Bewegung und unterwirft dieser mechanischen Erklärung sowohl die organische als die unorganische Welt, zwischen denen er nicht unterscheidet. Die Tiere sind ihm bloße Maschinen. Auch die psychischen Erregungen, das Triebleben des Menschen setzt er in engen Zusammenhang mit Vorgängen des leiblichen Organismus und stellt sie als Erscheinungen eines biomechanischen Prozesses dar (*Traité des passions*, posthum, 1650). Wenn La Mettrie

hundert Jahre später auch den Menschen als eine Maschine erklärt (*L'homme machine*), so beruft er sich mit Recht auf Descartes' Naturlehre, deren letzte Konsequenz er zieht, während Descartes' Materialismus vor der Denkkraft des Menschen Halt gemacht hat. Dieser idealistische Zug der Descartesschen Lehre hat ihr viele Sympathien zugeführt und erhalten.

In seinen metaphysischen *Meditationes* (1641) und in den *Principia philosophiae* (1644) hat Descartes seine Lehre gegen Angriffe verteidigt und ausführlicher dargelegt. In posthumen Schriften tritt namentlich seine mechanische Naturauffassung hervor, über welche die Kirche erschrak. Rom setzte sie auf den Index — *donec corrigantur* (1663).

Die Offenbarung hat Descartes ausdrücklich anerkannt, ohne sie indessen mit seinem System in innern Zusammenhang zu setzen; er ist Katholik aus Gewöhnung wie Montaigne. Wie dieser glaubt er, daß man sich den Gesetzen und Gewohnheiten eines Landes unterziehen müsse, und tadelt die *humeurs brouillonnes et inquiètes* unberufener Neuerer. Sittlichkeit ist nach Descartes eine Form der intellektuellen Bildung. Seine Moral ist rein irdische Lebensweisheit. Montaignes Einfluß ist unverkennbar.

Er schreibt seinen *Discours* französisch und nicht lateinisch, weil er sich nicht an solche wende, die an die Autorität des Altertums glauben, sondern an solche, die mit Hilfe unserer natürlichen Vernunft urteilen. Descartes ist ein Vulgarisator der Philosophie. Er appelliert an Lebenserfahrung und gesunden Menschenverstand, den alle in gleichem Maße besäßen. Er rückt die Philosophie in den Bereich des *honnête homme*. Er ist kein Freund historischer Studien, hat keine Sympathie für das Altertum. Auch er ist ein »Moderner«. Er glaubt an den Fortschritt vernunftgemäßer Erkenntnis, an die Vervollkommnungsfähigkeit der menschlichen Arbeit und des Menschen selbst (*l'idée du progrès*).

Seine Darstellungsart ist lichtvoll, frei von Pedanterie und schwerfälligen Schulausdrücken. Doch ist sie etwas farblos. Seine Sätze sind langatmig. Dieses erste französisch geschriebene Buch philosophischer Spekulation steht noch im Banne des Latinismus.

Descartes' System ist in seiner kühlen Stellung gegenüber der Religion und in seiner mechanischen Naturerklärung dem Libertinage verwandt; in seiner Metaphysik schlägt es die Brücke zur herrschenden Glaubenslehre. So nimmt es eine mittlere Stellung ein und wurde einerseits von beiden Seiten in Anspruch genommen, andererseits von beiden bedrängt: hier von Gassendi, dort von den Jesuiten, Gallikanern und Jansenisten.

Zur Herrschaft gelangte es in den französischen Schulen erst zu Ende des Jahrhunderts, ungefähr zu der Zeit, da seine wissenschaftliche Unhaltbarkeit erwiesen war.

In der Literatur hat der Kartesianismus eine doppelte Spur zurückgelassen: als eine der Autorität des Altertums feindliche Lehre hat er die *modernes* in ihrer Auflehnung gegen die sogenanten *anciens* unterstützt und die Idee des *progrès* genährt. Dann hat er durch seine Entseelung der belebten Natur und durch seine gradlinige mathematische Auffassungsweise (*l'esprit géométrique*, rühmt Fontenelle) dazu beigetragen, die Literatur von der liebevollen Betrachtung dieser Natur abzudrängen und sie daran gewöhnt, den Menschen losgelöst von Ort und Zeit gleichsam als Gegenstand abstrakter Deduktion zu behandeln. Der Kartesianismus steht in engem Zusammenhang mit dem rationalistischen Charakter der zeitgenössischen Ästhetik. Er ist weder der Poesie hold, noch geschichtlichen Studien freundlich.

Die Bestrebungen einer Reform des christlichen Lebens innerhalb und außerhalb der Kirche trugen mehrfache literarische Frucht in Erbauungsbüchern für Laien und Unterweisungsschriften für Geistliche. Langsam machte sich die geistliche Beredsamkeit vom Pedantismus der Zergliederung, der Sucht figürlicher Erklärung, vom mythologischen Zierat und der burlesken Vertraulichkeit frei, indessen nicht ohne für einige Zeit auch vom modischen Getue der Preziosität angesteckt zu werden.

Zu denen, welche die vorbildliche Reinheit christlichen Glaubens und christlicher Lebensführung in den ersten Jahrhunderten der Kirche suchten, gehörten der Flamänder Cornelius Jansen und der Gascogner Jean Duvergier de Hauranne. Ihr gemeinsames theologisches Studium an der Universität Löwen hatte sie auf Augustinus geführt, in dessen strenger Doktrin, insbesondere von der Prädestination, der Natur der göttlichen Gnade und der Verdienstlosigkeit der Menschen, sie die Wahrheit erkannten.

Jansen ward Bischof von Ypern in Belgien und setzte die Arbeit seines Lebens an die ausführliche Darstellung der augustinischen Lehre, deren umfangreiches, *Augustinus* überschriebenes Manuskript er bei seinem Tode hinterließ. De Hauranne wurde Abt von Saint-Cyran (Indre), dessen Namen er fortan trägt. Seit 1620 trat Monsieur de Saint-Cyran in nähere Beziehung zu der zahlreichen Familie des jüngst (1619) verstorbenen Jesuitengegners Arnauld, einer Schar hervorragender Menschen, die als Schriftsteller, als Beamte, Offiziere und Priester in weitverzweigten, einflußreichen Verbindungen standen und denen strenge Lebensführung und raisonnierende Art große Familienähnlichkeit verlieh. Angélique Arnauld war die Oberin eines Zisterzienserinnen-Klosters, Port-Royal, und vom Eifer kirchlicher Reform erfüllt. Saint-Cyran lenkte diesen Eifer in die Bahn der Lehren des Augustinus, nachdem 1625 das ländliche Kloster (*Port-Royal des Champs*) wegen seiner ungesunden Lage aufgegeben und in der benachbarten Hauptstadt ein neues Haus (*Port-Royal de Paris*) bezogen worden war. Der Einfluß Saint-Cyrans wuchs; er wurde seit 1636 zum förmlichen Direktor von Port-Royal und nun wuchs auch der Ruhm des sittenstrengen Klosters und seiner Lehren. Aufsehen erregende Beitrittserklärungen hervorragender Männer, besonders aus der Magistratur, folgten. Port-Royal bevölkerte sich mit glaubenseifrigen Einsiedlern (*solitaires*). Auch hier ging die Familie Arnauld voran. Richelieu witterte politische Gefahr. Saint-Cyran wurde eingekerkert (1638) und die *solitaires* aus Paris verwiesen (*première dispersion*). Sie wandten sich nach *Port-Royal des Champs*.

(Schluß folgt)

Nachrichten und Mitteilungen.

Korrespondenz aus New York.

Carnegies Geburtstagsstiftung — Rockefellers letzte Spende für die Universität Chicago — Millionenstiftung für die medizinische Fakultät der Columbia-Universität.

Andrew Carnegie hat im letzten November seinen 75. Geburtstag gefeiert und bei dieser Gelegenheit dem Pittsburger Institut, das seinen Namen trägt, abermals ein großes Geschenk gemacht in Gestalt einer Stiftung von 3½ Millionen Dollar. Das Carnegie-Institut von Pittsburg besteht aus verschiedenen Abteilungen, nämlich einem Museum, einer Kunstabteilung, einer Bibliothek und einem Polytechnikum. Die neue Stiftung ist für das Polytechnikum bestimmt, und zwar dienen 1½ Millionen zur sofortigen Errichtung und Vervollständigung der Gebäude, die zur Aufnahme von 3000 Studenten ausreichen, während 2 Millionen dem Stiftungsfonds zufallen. Bei dieser Gelegenheit ist es vielleicht angebracht, die Schenkungen der beiden großen amerikanischen Philantropen einander gegenüberzustellen. Man sagt, Rockefeller sei der reichere von beiden, und doch erreichen seine Schenkungen nur die Höhe von $ 123,731,000, während Carnegie bis jetzt Schenkungen im Betrage von $ 187,000,000 gemacht hat.

Wenige Wochen waren seit dem Bekanntwerden der Carnegieschen Geburtstagsstiftung verstrichen, da meldeten die Blätter eine Zehnmillionenstiftung John D. Rockefellers für die Universität Chicago. Diese Summe soll vom 1. Januar 1911 an in jährlichen Raten von je einer Million ausbezahlt werden. Bekanntlich ist die Universität Chicago eine Gründung Rockefellers, der in den verflossenen 21 Jahren der Universität nicht weniger als 35 Millionen Dollar zugewendet hat. Wenn der Verwaltungsrat der Universität auch gelegentlich der Annahme der neuesten Schenkung im Protokoll erklärt, daß Rockefeller niemals seinen Einfluß zugunsten einer Einschränkung der Lehrfreiheit geltend gemacht habe, so ist dies doch oft bestritten worden. Indes, wie dem auch sein mag, diese letzte Gabe für die Universität — als solche bezeichnet sie der Geber ausdrücklich — ist dadurch besonders bemerkenswert, daß Rockefeller gleichzeitig den Austritt seiner bisherigen persönlichen Vertreter im Verwaltungsrat, nämlich seines Sohnes John D. Rockefeller jr. und des Präsidenten des Allgemeinen Erziehungsausschusses*), Frederick T. Gates, erklärt hat. Ferner bestimmt er in seinem Schreiben an den Verwaltungsrat, daß die Summe nicht zur Begründung neuer, sondern zur Erhaltung der bereits bestehenden Abteilungen der Universität verwendet werden soll, nur wünscht er, daß ein Teil der Gesamtsumme, etwa 1½ Millionen, der Errichtung einer Universitätskapelle diene, die einen hervorragenden Platz inmitten der Universitätsgebäude einnehmen sollte, denn die Religion müsse den Mittelpunkt des Universitätslebens bilden. Einen etwaigen weiteren Ausbau der Anstalt müsse er jedoch dem Verwaltungsrat und der ferneren Unterstützung durch andere Freunde der Universität**) überlassen, die fortan auf eigenen Füßen stehen müsse. Sie sei zur Bildung des Volks von Chicago und des Westens gegründet worden; er sei nur einer der Mitarbeiter des Volks gewesen, das in Zukunft selbst für den Fortbestand und die weitere Entwicklung der Anstalt zu sorgen habe.

---

*) Siehe „Intern. Wochenschrift" vom 23. Juli 1910.

**) Von solchen sind bis jetzt sieben Millionen der Universität geschenkt worden.

Nachdem der Präsident des Verwaltungsrats diesem Mitteilung von der Schenkung gemacht, richtete er folgende Ansprache an die Versammlung: »Es ist nicht leicht, den Gefühlen von denen die Mitglieder des Verwaltungsrats bei der Mitteilung bewegt werden, welche ich soeben verlesen habe, angemessenen Ausdruck zu verleihen. Vor allem ist es das Gefühl tiefster Dankbarkeit für diese wundervolle Spende. Sie sichert der Universität auf viele Jahre hinaus eine ununterbrochene Entwicklung welche nicht verfehlen kann, Vertrauen einzuflößen und andre Wohltäter zu veranlassen, sie weiter zu fördern. Wenn wir auch bedauern, daß Herr Rockefeller es für angezeigt hält, die Bande zu lösen, welche den Gründer mit der Universität verknüpft haben, so können wir uns doch nicht dem Gewicht der Gründe für diesen Schritt entziehen, und es verbleibt uns die Überzeugung, daß Herrn Rockefeller ausschließlich der Wunsch, die Wohlfahrt des von ihm begründeten Instituts zu fördern, veranlaßt hat, alles, was er für die Universität zu tun beabsichtigte, vorwegzunehmen und und dann seine Vertreter aus dem Verwaltungsrat zurückzuziehen«.

Die Zeitungen machten übrigens darauf aufmerksam, daß die Zehnmillionen-Stiftung nicht eine ganz neue Schenkung Rockefellers darstelle, sondern daß die Summe dem Fonds des Allgemeinen Erziehungsausschussses entnommen ist. Wie in dieser Wochenschrift früher mitgeteilt*), gab Rockefeller im Februar 1907 dem Allgemeinen Erziehungsausschuß zu den früher zugewiesenen Summen weitere 30 Millionen mit der Bestimmung, daß $^1/_3$ dieser letzten Summe zur Verfügung des Ausschusses stehen solle, während er sich und seinem Sohn die Verfügung über die zwei Drittel vorbehielt, die der Ausschuss nur in Verwaltung nehmen sollte. Dieser Bestimmung gemäß, hat Rockefeller nunmehr über ein Drittel der Summe zu Gunsten der Chicagoer Universität verfügt.

Bei dieser Gelegenheit sei der geplanten großartigen Rockefeller-Stiftung gedacht, deren Ankündigung im letzten Frühjahr die ganze Welt in Erstaunen setzte. Es hieß, Rockefeller beabsichtige den größten Teil seines Vermögens zu philanthropischen Zwecken herzugeben, und zwar in Form einer sogenannten Rockefeller-Stiftung, deren Segnungen nicht nur den Vereinigten Staaten, sondern der ganzen Welt zugute kommen sollten. Die Organisation dieser Stiftung sollte durch die Regierung der Vereinigten Staaten erfolgen, und Senator Gallinger brachte im März 1910 einen entsprechenden Gesetzentwurf ein. Es wurde allgemein angenommen, daß Rockefeller alle etwaigen künftigen Schenkungen dieser Stiftung überweisen würde, und es hieß, daß sein Sohn seine fernere Lebenstätigkeit ausschließlich dem Wohl dieser Stiftung widman würde. Es wurden jedoch damals schwere politische Bedenken gegen die Verwaltung eines so ungeheuren Vermögens durch die Regierung laut, und es scheint, daß infolgedessen der erwähnte Plan vollständig aufgegeben worden ist, wenigstens ist seitdem nicht das geringste in der Sache vernommen worden.

*) Siehe „Intern. Wochenschrift" vom 23. Juli 1910.

Um die dritte große Weihnachtsgabe für die Zwecke der Wissenschaft, die Millionenstiftung für die medizinische Fakultät von Columbia zu erklären, ist es nötig, etwas weiter auszuholen. Im Laufe des vergangenen Jahres gab die Carnegie-Stiftung zur Förderung des Unterrichts*) einen 326 Seiten umfassenden Bericht heraus (Bulletin Number four), welcher die Ausbildung der Ärzte in den medizinischen Instituten dieses Landes zum Gegenstand hatte und durch die scharfe Kritik, die derselbe an den meisten der genannten Anstalten übte, von denen einzelne nicht einmal eine Mittelschulbildung von den Studenten verlangen, ein ungeheures Aufsehen im ganzen Land hervorrief. Hauptsächlich wird in dem Bericht darauf hingewiesen, daß die erforderliche Ausbildung der Studenten der Medizin in Laboratorien, Hospitälern und Dispensaries oft ganz fehle. Selbst Columbia mit dem hervorragendsten medizinischen Institut der Stadt New York, dem College of Physicians and Surgeons, ließ in dieser Beziehung viel zu wünschen übrig. Diesem Übelstand ist nun durch die erwähnte Millionenstiftung, die am Weihnachtstage hier bekannt wurde, ein für allemal abgeholfen.

Ein ungenannter Wohltäter hat an dem genannten Tage eine Summe von $ 1,300,000 gespendet, welche dazu bestimmt sein soll, eine innige Verbindung zwischen einem der größten Hospitäler der Sadt, dem Presbyterianer-Hospital, und der medizinischen Fakultät der Columbia-Universität herzustellen, so daß das Hospital in den Stand gesetzt wird, sich stets der größten Autoritäten auf allen speziellen Gebieten der Medizin für die Behandlung seiner Patienten zu sichern, und diesen Autoritäten ermöglicht wird, ihre Forschungen und ihren Unterricht durch regelmäßige praktische Kurse und klinische Erfahrungen zu vervollkommnen. Die erwähnte Summe von $ 1,300,000 wurde von einem unbekannten Geber einem jungen Rechtsanwalt namens Edward S. Harkness zugesandt, und dieser hat aus eigener Tasche $ 300,000 hinzugefügt, die der Errichtung eines chirurgischen Pavillons auf dem Grundstück des Hospitals dienen sollen. Es wird also künftig eine ähnliche Verbindung zwischen dem Presbyterianer-Hospital und der Columbia-Universität bestehen wie zwischen dem Johns Hopkins-Hospital und der Johns Hopkins-Universität, der berühmtesten medizinischen Schule des Landes in Baltimore Nach dem Plan behält indes jedes der beiden Institute seine vollständige Selbständigkeit. Die Universität wird die Kosten der wissenschaftlichen und Unterrichtsarbeit am Hospital tragen und dafür das Vorrecht genießen, Vorschläge für die Auswahl des allgemeinen ärztlichen, chirurgischen und Spezialstabs des Hospitals zu machen. Es bedarf kaum der Erwähnung, daß die Stiftung in wissenschaftlichen Kreisen auf das wärmste begrüßt wird, und es steht nunmehr zu hoffen, daß die Stadt New York infolge dieser zeitgemäßen Stiftung sich auf medizinischem Gebiet einen ähnlichen Ruf in diesem Land erwerben wird, wie ihn in Europa zum Beispiel Berlin besitzt, dessen Charité von der Carnegie-Stiftung als Muster hingestellt wird. R. T. Sr.

*) Siehe „Intern. Wochenschrift" vom 7. Mai 1910.

Internationale Wochenschrift für Wissenschaft Kunst und Technik

herausgegeben von Prof. Dr. Paul Hinneberg, Berlin, Mauerstr. 34

Verlag: August Scherl, Berlin SW, Zimmerstraße 36-41. — Druck: Bayerische Druckerei und Verlagsanstalt G. m. b. H. in München, Bayerstraße 57. | 5. Jahrgang Nr. 7 18. Februar 1911 | Inseraten-Annahme bei den Annoncen-Expeditionen von August Scherl G. m. b. H., Berlin und Daube & Co. G. m. b. H., Berlin und deren sämtlichen Filialen.

Für die Redaktion verantwortlich: Professor Dr. Wilhelm Paszkowski, Berlin-Gr. Lichterfelde.

Erscheint jeden Sonnabend. — Preis vierteljährlich für Deutschland und Österreich **3 Mark**, für die übrigen Länder des Weltpostverkehrs **4 Mark 30 Pfg.** bei direktem Bezug unter Kreuzband. — Einzelnummer **25 Pfg.** — Inserate die dreigespaltene Nonpareillezeile **50 Pfg.** — Abonnements nehmen alle Buchhandlungen und Postanstalten, sowie sämtliche Geschäftsstellen von August Scherl G. m. b. H. entgegen.

INHALT

Die Abhandlungen erscheinen in deutscher Sprache, englische und französische auf Wunsch der Autoren im Urtext

Praktische Erprobung der Schiedsgerichtsidee und des deutsch-englischen Schiedsgerichtsvertrages an den deutschen Forderungen aus dem Burenkriege.

Von F. Meili, Professor an der Universität Zürich.

Seit Jahren iſt zwischen dem Deutschen Reiche und England eine Frage in der Schwebe, die sich auf die Schadenersatzansprüche aus dem britisch-südafrikanischen Kriege bezieht. Das deutsche Auswärtige Amt nahm sich begreiflicherweise der beteiligten Deutschen auf dem diplomatischen Wege an und verlangte von England Auszahlung von Entschädigungen, weil das Eigentum deutscher Koloniſten im Kriege geschädigt worden sei. Es handelt sich dabei u. a. auch um sogenannte Requisitionen, die während des Krieges von englischen Offizieren gemacht worden sind. England beſtreitet die Begründetheit der deutschen Ansprüche, und es beruft sich ganz speziell auch darauf, daß die zur Beurteilung seinerzeit eingesetzten britischen Kommissionen die heute ſtreitigen Ansprüche nicht anerkannt, sondern abgewiesen haben. Diese Entscheidungen seien, wie England weiter ausführt, rechtsbeſtändig und unanfechtbar. Das Auswärtige Amt aber erklärte sich mit dieser Auffassung nicht einverſtanden und ſtellte dann den Antrag, die Beurteilung der ganzen Angelegenheit möchte dem permanenten Gerichtshofe im Haag überwiesen werden. England erklärte, daß es diesen Vorschlag nicht annehme — mit Ausnahme einiger weniger Fälle. Warum? England macht geltend, daß es sich dem Haager Gerichtshof laut dem Schiedsgerichtsvertrag vom 12. Juli 1904*) nur für den Fall unterworfen habe, daß es sich um ſtreitige Rechtsfragen handle.

Welcher der beiden Staaten iſt nun im Rechte? Es kann sich freilich an dieser Stelle nicht darum handeln, die rechtliche Begründetheit der einzelnen Ansprüche zu untersuchen. Um darüber eine Meinung abzugeben, wäre es unbedingt notwendig, die Akten einer sorgfältigen Prüfung zu unterziehen. Diese ſtehen mir aber nicht zur Verfügung. Allein so weit braucht man vorläufig auch nicht zu gehen; denn der sachlichen Beurteilung der

*) Der Schiedsgerichtsvertrag zwischen Deutschland und England enthält in Art. I. den Satz: Streitige Rechtsfragen und Streitfragen, die sich auf die Auslegung der zwischen den beiden vertragschließenden Teilen beſtehenden Verträge beziehen, sollen, sofern sie nicht auf diplomatischem Wege haben erledigt werden können, dem durch das Abkommen vom 29. Juli 1899 eingesetzten ſtändigen Schiedsgericht im Haag überwiesen werden.

Dinge lagert sich eine andere Frage vor: kommt überhaupt der Schiedsgerichtsvertrag zwischen Deutschland und England hier zur Anwendung? Allein um diese Vorfrage zu entscheiden, muß man doch die tatsächlichen Verhältnisse einer juristischen Würdigung unterziehen; denn erst dann, wenn die einzelnen Ansprüche in ihrer rechtlichen Wurzel erkannt sind, kann gesagt werden, ob sie »Rechtsfragen« darstellen und enthalten, kraft deren sie unter den Schiedsgerichtsvertrag fallen. Unter diesen Umständen steht die ganze Diskussion jetzt auf einem toten Punkte. Das Deutsche Reich sagt, es sei eine Rechtsfrage zu entscheiden, und daher müsse das vertraglich vorgesehene Schiedsgericht ein materielles Urteil fällen; England aber führt aus, es habe rechtlich nichts zu bezahlen, und wenn es sich zu irgend welchen Entschädigungen bereit erklären sollte, tue es dies nur vom Gesichtspunkte eines Gnadenaktes aus.

Angesichts dieser Verschiedenheit der Auffassung der beiden Staaten liegt die Sache völkerrechtlich folgendermaßen. Da England die Kompetenz des im Schiedsgerichtsvertrage vorgesehenen Gerichts nicht anerkennt, hat Deutschland nicht die Macht, England vor dieses laden zu lassen. Es bedarf deswegen einer präjudiziellen Entscheidung darüber, ob der Schiedsgerichtsvertrag im vorliegenden Falle überhaupt Anwendung finde. Zu der Feststellung dieser Vorfrage braucht sich England dem Schiedsgerichtshof zweifellos nicht zu unterwerfen; denn der Schiedsvertrag begründet nur die Rechtspflicht, dem Schiedsgericht solche Streitigkeiten zu unterwerfen, welchen nach der Auffassung der beiden beteiligten Staaten der Charakter von Rechtsansprüchen zukommt. Hierauf und hierauf allein ist die Absicht, der Zweck und Inhalt des völkerrechtlichen Vertrages gerichtet. Sobald aber die eine Partei die Unterstellung bestimmter Ansprüche unter den Obertitel von Rechtsfragen in Widerspruch setzt, versagt die Kompromißklausel in ihrem Effekte. Jede Partei hat ein unbedingtes Recht darauf, daß nur solche Rechtsfragen in den Kreis der Beurteilung des Schiedsgerichts gezogen werden, welche unter die vom Schiedsvertrage getroffenen Streitigkeiten fallen. Darüber kann nicht der mindeste Zweifel walten. Indem die Klausel eine Umschreibung der dem Schiedsgericht zu unterstellenden Fragen vornahm, hat sie eben alle jene Fragen, welche nicht dazu gehören, außerhalb dieser gerichtlichen Behandlung gelassen. Da nun aber die einzelnen Staaten über die Auslegung dessen, was als eine Rechtsfrage anzusehen ist, verschieden denken können, scheint im vorliegenden Falle jeder Ausweg unmöglich. Der Vorgang ist im Völkerrechtsleben nicht neu. Als Italien 1893 bestimmte, daß die Eingangszölle in gemünztem Gelde bezahlt und nicht in Papiergeld, eventuell nur mit Hinzufügung der Kursdifferenz bezahlt werden müssen, hat die Schweiz hiergegen opponiert, weil es zu den vertraglichen Voraussetzungen gehört habe, daß die erwähnten Zölle mit Papiergeld bezahlt werden können. Als Italien auf seinem Standpunkte beharrte, verlangte die Schweiz gemäß dem im Zollvertrag vorgesehenen Schiedsgerichte, daß dieses einen Entscheid fälle, allein Italien weigerte sich, dazu die Hand zu bieten. Und die Schweiz konnte diesen Widerspruch nicht brechen: Italien nahm den Standpunkt ein, es handle sich hier um eine rein interne Frage, die nicht unter die Kompromißklausel falle. Das außervertragliche Völkerrecht (oder das allgemeine Völkerrecht) kennt kein Zwangsmittel, einen Staat gegen seinen Willen dem Urteil eines Schiedsgerichts zu unterwerfen. Und auch wenn ein Kompromiß vorliegt, entscheidet jeder Staat kraft der ihm zustehenden Souveränität, ob ein Fall vorliege, der unter die aufgestellte Klausel gestellt werden müsse.

Das vorgesehene Schiedsgericht hat nur dann in Funktion zu treten, wenn eine Rechtsfrage im Sinne des Staatsvertrages nach beiderseitiger Feststellung vorliegt.

Auf der andern Seite sollte nun freilich ein Staat dann immer zu der schiedsgerichtlichen Erledigung einer Streitsache die Hand bieten, wenn es sich lediglich um Geldansprüche handelt, gesetzt auch, es werde von ihm geltend gemacht, die Wurzel derselben liege nach seiner Ansicht nicht in einem feststehenden Satze des Völkerrechts, sondern mehr in einer allgemeinen Billigkeit. Es ist ja gerade die Eigentümlichkeit des Völkerrechts (und des Rechts im weiteren Sinne überhaupt), daß es sich allmählich entwickelt, und daß es nur langsam von Stufe zu Stufe steigt. Ja besonders charakteristisch ist die Tatsache, daß in früherer Zeit vieles, was heute als eine rechtliche Verpflichtung er-

scheint, wenn es hoch kam als ein Beſtandteil internationaler Freundlichkeit (courtoisie internationale) angesehen worden iſt. Und gerade England iſt es, das in seiner Auffassung des internationalen Rechts vielfach noch in dieser Formel verharrt. Wer die englische Literatur in diesen Dingen verfolgt, kann darüber nicht im Zweifel sein: immer iſt es der Gesichtspunkt, der in England in den Vordergrund gerückt wird, daß der Staat gegenüber einem andern Staate frei sei, das ihm Gutscheinende anzuordnen, soweit er nicht durch die in das interne Recht aufgenommenen Sätze des Völkerrechts oder durch Verträge gebunden sei. Hierin liegt denn auch der Beweis, daß England mit seiner Opposition gegenüber den deutschen Ansprüchen durchaus auf dem Boden seiner Rechtsanschauung und seiner Theorie und Wissenschaft ſteht, — man darf unter keinen Umſtänden annehmen, daß hier von seiner Seite böser Wille vorliege oder gar eine Vertragsflucht. Im Gegenteile: England bleibt sich selbſt treu, indem es dem Antrage des deutschen Auswärtigen Amtes Widerspruch entgegensetzt. Aber ich meine, England sollte auf seinem Standpunkte nicht weiter verharren, weil es ja bei dem Schiedsgerichte natürlich verlangen kann und verlangen wird, daß auch das rechtliche Fundament der deutschen Ansprüche sorgfältig untersucht werde. Denn nur dann kann eine Gutheißung der deutschen Ansprüche erfolgen, wenn auch ein ihnen zur Seite ſtehendes objektives Recht vorliegt. Die Bejahung jener Voraussetzung iſt die logische Bedingung für die schließliche Verurteilung von England. England darf also ohne Mißtrauen sich dem Schiedsgerichte unterwerfen. Allerdings iſt, wie zugegeben werden muß, dieser Schritt für England auch deswegen nicht ganz leicht, weil ſtaatliche englische Kommissionen (wenn auch nicht förmliche Gerichte) die betreffenden Reklamationen schon beurteilt und zurückgewiesen haben. Allein die modernen Staaten müssen sich nach und nach mit dem Gedanken vertraut machen, daß internationale Fragen nicht ausschließlich von nationalen Inſtanzen beurteilt werden dürfen, sondern daß sie einem internationalen Gerichtshofe entweder von Anfang an oder zur Nachprüfung unterbreitet werden können und sollen. Diesen Schritt darf England aus zwei Gründen tun: einmal deswegen, weil Geldforderungen von Privaten auf dem Spiele ſtehen, und sodann, weil seine eigene Ehre dadurch in keiner Weise beeinträchtigt werden kann. In dieser Umgebung darf auch darauf hingewiesen werden, daß die II. Friedenskonferenz ein internationales Prisenobergericht vorgesehen hat, das über die Urteile der nationalen Prisengerichte zu entscheiden haben wird.

Allein es gibt noch einen andern Ausweg, auf den ich hinweisen möchte. Die beiden Staaten könnten vereinbaren, daß einer Expertenkommission von Internationaliſten zunächſt die bloße Vorfrage unterſtellt werde:

> ob es sich bei den ſtreitigen Ansprüchen der deutschen Regierung um Rechtsfragen im Sinne des deutsch-englischen Schiedsvertrages handle oder nicht.

Findet die Expertenkommission, die Frage sei zu bejahen, so unterwerfen sich die beiden Staaten dem Haager Schiedsgericht oder einem speziell zu bildenden Gerichte, das dann später materiell entscheidet. Iſt aber die Expertenkommission der Ansicht, daß die deutschen Ansprüche keine Rechtsfragen seien, so iſt damit die Sache definitiv erledigt.

Wenn die beiden Staaten auf dieser neuen Grundlage vorgehen sollten, würde es möglich sein, eine dem materiellen Rechte entsprechende Lösung zu finden, und ich meine, die Überzeugung, daß die Gerechtigkeit überall siegen müsse, sollte schließlich auch in England dazu führen, den bisherigen Anschauungen ein Opfer zu bringen. Bietet England dazu die Hand, wie ich zu hoffen wage, so fördert es damit in wirksamer Weise den Gedanken, der dem Schiedsgerichtsvertrage zugrunde liegt. Eine solche Zuſtimmung Englands würde mehr wert sein, als das eleganteſte Plaidoyer für die allgemeine Idee der Schiedsgerichte; denn sie hätte auch ihre Rückwirkung auf die andern Staaten, die abgesehen von der in Aussicht geſtellten Reziprozität zu einem vorbildlichen Prinzip führen dürfte.

Frankreich zur Zeit Richelieus und Mazarins (1610–1660).

Von Heinrich Morf, Professor an der Universität Berlin.

(Schluß)

Im weiteren Verlauf des Kampfes verschwindet der politische hinter dem kirchlichen Konflikt und treten dogmatische und moraltheologische Differenzen in den Vordergrund. Der Streit entbrannte um die Lehre von der Gnadenwahl und die Kasuistik des Beichtstuhls.

Seit mehr als einem Jahrtausend dauerte in der Kirche der Streit um das Maß des freien, verantwortlichen Willen des Menschen und seines eigenen Verdienstes am ewigen Heil. Hatte Augustinus dieses Verdienst geleugnet und als einzige Quelle des Heils die göttliche Gnadenwahl (*gratia efficax*) erklärt, so hatte sein Zeitgenosse Pelagius den freien Willen verteidigt, die Erbsünde verworfen und folgerichtig die Notwendigkeit der übernatürlichen Erlösung bestritten (*l'inutilité du Christ-Dieu*). Der Jesuitenorden vertrat, seinem Lehrer Molina folgend, eine Vermittelungstheorie (*Semipelagianimus*). Andere, besonders die Dominikaner, bekannten sich zur strengeren Auffassung des heiligen Thomas. Molinisten und Thomisten bekämpften sich in der Sorbonne, und der Papst verbot 1608 Veröffentlichungen über das heikle Thema. Trotzdem erschien 1640 der *Augustinus adversus Pelagianos* des verstorbenen Jansen. Zum päpstlichen Tadel des Buches (1642) gesellte sich die Kritik durch die Sorbonne, in welcher Molinisten und Thomisten einig gingen. Der Theologe Antoine Arnauld, Angéliques Bruder, faßte 1643 in einer gegen das Empfangen des hl. Abendmahls gerichteten Schrift (*Traité de la fréquente communion*) den Inhalt des *Augustinus* gemeinverständlich zusammen. Die Sorbonne resümierte ihn ihrerseits in fünf Sätzen, die sie als ketzerisch dem Papste vorlegte. In dieser Polemik wird von den Gegnern der Name Janséniste erfunden. Nach langen Verhandlungen verdammte Innozenz X. (1653) die *cinq propositions*. Als die Jansenisten die päpstliche Entscheidung anerkannten (*question de droit*), aber erklärten, daß die verurteilten Sätze im *Augustinus* gar nicht enthalten seien (*question de fait*), da behauptete 1654 eine päpstliche Bulle ausdrücklich deren Authentizität. Hierin, in der *question de fait*, meinten die Jansenisten, sich nicht unterwerfen zu sollen, da sie unmöglich in den Entscheidungsbereich des Papstes fallen könne. Im übrigen erkannten sie den Papst, die Sakramente und die Institutionen der katholischen Kirche an, innerhalb deren sie zu bleiben erklärten. Gewiß stehen sie durch ihre Lehre von der Gnadenwahl und durch die Strenge, womit sie das Christentum nicht bloß als äußeres Zeremoniell, sondern als eine Gesinnungs- und Lebensweise auffaßten, den Kalvinisten nahe. Doch leugneten sie leidenschaftlich jeden Zusammenhang mit ihnen und bekämpften sie.

Die Kasuistik, d. h. die Erörterung der Gewissenszweifel im Falle eines Widerstreites der Pflichten (durfte Orest den Tod des Vaters an der ehebrecherischen Mutter rächen?) war schon von den antiken Moralphilosophen, besonders den Stoikern angebaut worden. Vor den christlichen Priester traten solche Fragen im Beichtstuhl, und diese Kriminalistik des Beichtstuhls wurde namentlich von den (spanischen) Jesuiten gepflegt. Sie waren hier Autorität. Der Versuchung, die verwickelten und bunten Konfliktsfälle der Wirklichkeit durch phantasievolle Erfindungen zu überbieten, widerstanden sie nicht. So kompromittierten sie die Kasuistik in ihren lateinischen Folianten durch Subtilitäten, besudelten sie durch Unsauberkeiten und entwürdigten sie dadurch, daß sie, um die Herrschaft über die Menschen sich zu sichern, nicht nur der leichten Weltmoral, sondern oft auch dem baren Eigennutz, gegenüber den Forderungen des Christentums, zum Recht verhalfen. Mit Hilfe von Grundsätzen wie dem des »geistigen Vorbehalts«, der »Lenkung der Absicht« und von Lehren wie der, daß man zwischen zwei sich widerstreitenden Meinungen die völlig freie Wahl habe, sobald jede derselben von einem anerkannten Theologen einmal verteidigt und dadurch probabel gemacht worden sei, gelangten sie nicht selten zu ganz verwerflichen Entscheidungen. Der Vorwurf, daß sie die christliche Moral billig machten (*morale aisée, relâchée*) wurde gegen

sie erhoben, und im Jahre 1643 erschien aus jansenistischen Kreisen die anonyme Schrift *Théologie morale des Jésuites, extraite fidèlement de leurs œuvres*, die Antwort und Gegenantwort hervorrief.

So hatten die Jansenisten 1643 zwei scharfe Angriffe gewagt mit Arnaulds Buch über *Augustinus* und mit dieser *Théologie morale*. 1643 ist ein Schicksalsjahr für sie geworden. Es waren nach Richelieus Tode (1642) freiere Zeiten gekommen, und die hatten sie wahrgenommen. Saint-Cyran hatte das Gefängnis verlassen können. Doch starb er kurz darauf. Sein Nachfolger Antoine Singlin besaß seinen Glaubenseifer und seine Seelenkunde; die *solitaires* begannen sich mit Jugendunterricht zu beschäftigen. Ihre Schulen (*petites écoles*, seit 1636) blühten in Paris und in *Port-Royal des champs*, und deren Leiter Antoine Arnauld, Nicole, Lancelot, De Saci verfaßten eine Reihe trefflicher Lehrbücher für den philosophischen, sprachlichen und mathematischen Unterricht, in welchen sie in der klaren Anordnung und Zerteilung des Stoffes Descartessche Methode befolgten. Auch darin zeigten sie Cartesius' Art, daß sie den Bann des Lateins brachen und die Muttersprache im Unterricht pflegten. *Messieurs de Port-Royal* erwarben sich hohen schriftstellerischen Ruf in religiöser Dichtung und Prosa, in der Kunst des Briefschreibens und des Übersetzens.

Die Verdammung der fünf Sätze durch Rom stempelte die Jansenisten zu Ketzern (1654). Man verweigerte ihnen die Sakramente. Arnauld protestierte in offenen Briefen. Diese wurden von der Sorbonne unter der Führung der Jesuiten für ketzerisch erklärt. Die Leidenschaft des Streites war aufs höchste gestiegen; Arnaulds Ausstoßung aus der Fakultät stand bevor.

Da wandte sich dieser an einen jungen Gesinnungsgenossen, der seit 1654 wiederholt längern Aufenthalt in Port-Royal genommen, an Blaise Pascal (1623—1662).

Pascal war damals ein berühmter Mann. Ein Wunderkind, übrigens kränklich, hatte er schon mit 16 Jahren eine grundlegende Arbeit über die Kegelschnitte geschrieben und kurz nachher den Gedanken einer Rechenmaschine gefaßt und ausgeführt. Durch Toricellis Erfindung des Barometers veranlaßt, hatte er aufsehenerregende Versuche über den Luftdruck gemacht (1648). Pascal war ein streitbarer Forscher und huldigte kartesianischen Grundsätzen. Im einleitenden Bruchstück einer physikalischen Abhandlung dieser Jahre (*Fragment d'un traité du vide*) erklärt er die Vernunft als die einzige Gebieterin der Wissenschaft: »Autorität ist hier völlig unnütz, die Vernunft allein beherrscht hier die Erkenntnis.« Diese Vernunft führe zu stetem Fortschritt, sagt auch er. Die Wissenschaft wachse von Tag zu Tag, und wir seien den Alten darin so überlegen, daß wir vielmehr die Alten und sie die unerfahrenen Neuen zu heißen verdienten, ein Wort, das sich übrigens im Altertum schon bei Augustinus und im Mittelalter bei Roger Bacon findet. »Beschränken wir also«, verlangt Pascal, »die Verehrung, die wir für die Alten haben!« Die übersinnliche Erkenntnis entzieht Pascal ausdrücklich der Vernunft und stellt sie unter die Herrschaft der biblischen Autorität. Denn Pascal ist aus frommem Hause und selbst von kirchlichem Eifer beseelt. Die Krankheit des Vaters hatte 1646 einen jansenistischen Arzt ins Haus geführt. Mit seiner jüngeren Schwester Jacqueline war Blaise heftig vom Geiste der neuen Lehre erfaßt worden; doch hatten Leben und Wissenschaft vorläufig noch Recht behalten. Eigene schwere Erkrankung und der Tod des Vaters führten zu neuem Aufbrechen religiöser Stimmungen, deren Zeugnisse wir in weltabgewandten Briefen, in der *Prière pour le bon usage des maladies* und darin finden, daß Pascal 1647 eifrig an dem Klatsch sich beteiligte, der einen Pfarrer wegen Heterodoxie vor die geistlichen Behörden brachte. Doch siegte jeweilen der »köstliche und schuldvolle Genuß der Welt«, dessen Echo wir im *Discours sur les passions de l'amour* hören, wenn dieses Stück Gedankenlyrik wirklich von Pascal stammt. Seine epochemachende Arbeit über die Theorie einer hydraulischen Presse (1653) zeigt seinen wissenschaftlichen Eifer.

Dann folgte seine endgiltige Bekehrung, über welche verschiedene Sagen gehen. Laut einem Schriftstück, das auf seiner Leiche gefunden wurde, hatte er in der Nacht des 23. Novembers 1654 eine zweistündige Vision. Unter Tränen und Jubel schwor er die Welt ab und wandte sich Christo zu. Er zog sich zu längerem Aufenthalt nach Port-Royal zurück. Sein *Entretien avec M. de Saci sur Epictète et Montaigne* (1655), dessen Nieder-

schrift wir einem andern *solitaire* verdanken, zeigt uns seine Denkart: »Montaigne«, heißt es da, »hat nicht seinesgleichen, wenn es gilt, die Selbstüberhebung derer zu Schanden zu machen, die sich an persönliche Meinungen hängen«.

Am 23. Januar 1656 erschien Pascals erster offener Brief zur Verteidigung Arnaulds gegen die Jesuiten der Sorbonne. Er war als *Lettre écrite à un provincial par un de ses amis* betitelt. Sechs Tage darauf erschien der zweite, im Februar der dritte und vierte Brief. Während der nächsten fünf Monate folgten sechs weitere. Der elfte bis sechszehnte sind nicht mehr an den Provinzialen, sondern direkt an die *Révérends Pères Jésuites* gerichtet, auf deren Gegenschriften sie antworten (August bis November). Im Januar und März 1657 erschienen die beiden letzten Briefe. An seinen Freunden, besonders an Nicole, hatte Pascal hilfsbereite Mitarbeiter. Die fliegenden Blätter, *Petites lettres*, wie sie im Publikum hießen, erregten einen ungeheuren Sturm. Die Auflage stieg auf 10,000 Exemplare. Verfasser und Drucker wußten sich, allgegenwärtig und unauffindbar, den Nachforschungen der racheschnaubenden Gegner zu entziehen.

Diese etwas uneigentlich *Les Provinciales* geheißenen offenen Briefe zerfallen in drei Gruppen. Brief I—IV behandelt den Fall Arnauld und die dogmatische Frage der Gnadenwahl. Brief V — XVI erörtert die Kasuistik der Jesuiten. Brief XVII und XVIII kehren zum dogmatischen Thema zurück und verteidigen die Jansenisten gegen den Vorwurf der Ketzerei. In der moralischen wie der dogmatischen Erörterung zeigt Pascal in gleicher Weise seine stilistische Meisterschaft, die Schärfe seiner Logik und die hohe Kunst des Aufbaus. Aber die moraltheoretischen Teile fesseln uns heute mehr, und in ihnen liegt auch der Schwerpunkt der Wirkung der Briefe.

Die »billige Moral« der Beichtstuhlkriminalistik deckt Pascal in einem fingierten Zwiegespräch mit einem Jesuitenpater auf. Die Szene (Brief V—X) ist voll natürlicher Belebtheit, voll dramatischer Kraft, spannend, trotz des Apparats gelehrter Zitate, der mitgeführt werden muß, und den Pascal hauptsächlich der Streitschrift von 1643 (*Théologie morale des Jésuites*) entnimmt. Er ist unerschöpflich in der Mannigfaltigkeit seiner Töne, seiner Wendungen, bald ernst, bitter, leidenschaftlich, bald heiter lachend, weltmännisch kühl. Hier rollt sein Wort, wie das Bossuets, dort spielt er mit den Gegnern, und indem er ihre Argumente in Nichts auflöst, zerstäubt sich auch seine Rede in prickelnde Neckereien. Scharfes helles Licht liegt über dem Ganzen. Plastisch sind Satz und Ausdruck in ihrer kunstvollen Natürlichkeit. Pascals hohe Kunst ist frei von puristischer Kleinkrämerei und preziöser Stilistik.

Er traf seine Gegner aufs empfindlichste. Ihre injuriösen Antworten haben nichts ebenbürtiges. Sie werfen ihm vor, daß er sie verleumde, indem er unehrlich zitiere; daß er die heiligen Dinge lächerlich mache und sie entweihe, indem er sie vor ein urteilsloses großes Publikum zerre. Unzweifelhaft ist Pascal in seinen Anklagen oft ungerecht und übertreibend; das bringt die Polemik mit sich. Aber er ist kein Verleumder. Er hat seinen Gegnern vielmehr manches geschenkt; denn die schlimmsten Dinge der Kasuistik hat er nicht herangezogen. Zitiert er gelegentlich etwas ungenau, übersetzt er den lateinischen Wortlaut bisweilen mit mehr Ironie oder weniger Einschränkung, als der Zusammenhang des Originals verlangte, so ist doch nirgends eine absichtliche Unehrlichkeit nachzuweisen. Er erwidert, daß er nicht die heiligen Dinge, sondern unwürdige Träger derselben lächerlich mache. Er verteidigt sich, wie der Verfasser des *Tartuffe* tun wird. Aber religiöse Dinge haben eben das eigentümliche, daß sie leicht in Mitleidenschaft gezogen werden, wenn der Spott sich gegen ihre Träger richtet. Und so wird Pascals Verteidigung so wenig wie die Molières alle beruhigen. Daß er, was für den Beichtiger geschrieben worden, dem Laienpublikum (*le monde*) denunziert hat, ist ein Akt moralischer Hygiene gewesen. Ob man eine Sünde begeht, wenn man Wucher treibt, oder dem reichen Vater um des Erbes willen den Tod wünscht, das sind Fragen, bei denen *le monde* mitreden darf. Hierin liegt die große Bedeutung der *Provinciales*. Die Kirche begriff sie. Schon 1656 sprach sich die Geistlichkeit von Rouen und Paris gegen die Ausschreitungen der Kasuistik aus; 1665 und 1679 verdammten sie die Päpste; 1682 und 1700 zog sie Bossuet vor den gallikanischen Klerus und setzte ihre Verurteilung durch. Nicole

brachte die *Provinciales* in kommentierter lateinischer Übersetzung dem gebildeten Europa zur Kenntnis (1658). Der Orden Jesu erlitt eine moralische Einbuße, von der er sich nicht wieder erholt hat. Die moralische Macht des Jansenismus hat seine Dogmatik weit überdauert.

Zwei bedeutungsvolle Ereignisse traten während der Veröffentlichung der *Provinciales* ein: die Verfolgung der Jansenisten begann von neuem (*seconde dispersion*, 1656), und eine Nichte Pascals wurde durch ein Wunder des heiligen Dorns von Krankheit geheilt. Jene Verfolgung stellte auch Pascal neue Aufgaben, und dieses Wunder, das den Spott der Libertins erregte, erweckte in Pascal den Plan, eine Apologie des christlichen Glaubens gegen diese Libertins zu schreiben. Die geplante Fortsetzung der *Provinciales* wurde aufgegeben. Pascals religiöser Eifer war aufs höchste gestiegen, während schmerzvolle Krankheit seinen Körper zerrüttete. Er fühlte, wie früher, in diesen Leiden des Himmels Nähe. Er schürte sie durch Kasteiung; er enthielt sich der Beweise brüderlicher Liebe und tadelte die Liebkosungen, die seine Schwester von ihren Kindern annahm. Sein Geist betrat den Weg, welcher zum religiösen Wahn der alten »Athleten Gottes« führt. Und doch kehrte er in schlaflosen Nächten noch einmal zur Wissenschaft zurück (1658) und behandelte das Problem der Radlinie, deren öffentliche Erörterung ihn in einen Streit mit einem Jesuiten verwickelte, wobei die Leidenschaftlichkeit sein Urteil trübte. 1660 wurden die *petites écoles* aufgehoben und im folgenden Jahre die *solitaires* zum dritten Mal ausgetrieben. Pascal kam nach Paris, und hier starb er im Sommer 1662.

In seinem Nachlasse fanden sich auf fliegenden Blättern gegen 900 einzelne Notizen zu der geplanten Verteidigung des Christentums. Vom Werke selbst war keine Zeile geschrieben. Seine Gesinnungsgenossen, mit denen er wiederholt von der ganzen Anlage des Buches gesprochen, unternahmen es, aus dem Wirrsal der Materialien den Bau zu errichten, welcher der genialen Hand des Meisters bedurft hätte. Unsicher führten sie ihn aus: *Pensées de M. Pascal sur la religion et sur quelques autres sujets*, 1670. Manche scharfe Ecke, manches kecke Ornament fiel dabei zeitlichen Rücksichten und schließlich auch der Zensur zum Opfer. Dies lehrt der Vergleich mit dem Originalmanuskript, das die Pariser Nationalbibliothek aufbewahrt, einem Folioband, in dem Pascals Zettel von unbekannter Hand ordnungslos auf Blätter aufgeklebt sind. Neuere Herausgeber haben den Wortlaut dieser Zettel genauer wiedergegeben. Aber je nach ihrem protestantischen, katholischen oder indifferenten Standpunkt haben sie damit ihre Kombinationen vorgenommen, in welchen Pascal sich wohl weniger wiedererkennen würde als im Buch der Port-Royalisten von 1670, die seines Geistes Genossen gewesen sind. Pascals »Apologie des Christentums« wird niemand aus dem glänzenden Trümmerfelde erstehen lassen; wir müssen uns mit dem Notbau von 1670 oder den bloßen Materialien der Handschrift begnügen.

Zwei Grundgedanken ziehen sich durch die *Pensées*: die menschliche Vernunft ist von unheilbarer Schwäche, und die christliche Religion ist von wunderbarer Herrlichkeit. Im Kampfe gegen die Vernunft ist sein vornehmster Bundesgenosse Montaigne. Die Wunder der Religion zeigt er auf Grund einer Auslegung des Bibeltextes, bei der seine Phantasie kein Hindernis geschichtlicher oder philologischer Kritik kennt. Diese Religion ist dem Verstande unfaßbar, ihre Wunder sind unbegreiflich: »die Dunkelheit unserer Religion beweist ihre Wahrheit«. Im Widerstreit zwischen Glauben und Denken schlägt sich Pascal auf die Seite des Glaubens, des bald angsterfüllten, bald jubelnden Herzensglaubens, und geht in unerbittlicher Folgerichtigkeit so weit, das menschliche Denken so gering zu schätzen, daß er in der Vernunftwidrigkeit des Wunders den Beweis seiner Wahrheit sieht: *Credo quia absurdum*. Er schwelgt förmlich in der Aufdeckung solcher Vernunftwidrigkeiten. Pascals Skeptizismus ist nur eine Form und Waffe seines inbrünstigen Glaubens: die Vernunft führt zur Verzweiflung, und diese führt zum Glauben. Es gilt, im Menschen die Überzeugung von der eigenen Beschränktheit zu wecken, dann wird er, eine reife Frucht, in den Schoß des Glaubens fallen. »Geht hin, tut als ob Ihr glaubtet, nehmt Weihwasser, hört die Messe u. s. f. Das wird Euch dumm machen (*vous abêtira*) und Euch auf natürliche Weise zum Glauben führen.« Glauben ist die große Angelegenheit unseres Daseins. Die Ideen des ehemaligen Kartesianers Pascal

haben sich verschoben. Hatte früher das wissenschaftliche Interesse dem Glaubens-interesse die Wage gehalten, so ist es jetzt völlig zurückgetreten. »Ich denke, man soll die Meinung des Kopernikus nicht weiter verfolgen.« Der optimistische Gedanke des menschlichen Fortschritts ist dem tiefsten Pessimismus gewichen. Am Menschen ist alles erbärmlich, seine Vernunft, seine Natur. Seine einzige Größe ist, daß er, ein ent-thronter König, dieser Erbärmlichkeit sich bewußt ist.

Diese strenge jansenistische Weltanschauung hat in Frankreich den Kartesianismus lange in Schach gehalten und in der Literatur tiefe Spuren zurückgelassen, nicht nur bei Männern jansenistischer Bildung, wie Racine, sondern auch bei Geistlichen wie Bourdaloue und Bossuet und Weltleuten wie Laroche-foucauld. Sie bildet den vollständigen Gegen-satz zur Weltanschauung der Renaissance, deren Naturevangelium und Individualismus sie die mittelalterliche Lehre von der Sünd-haftigkeit der Natur und von der Autorität in neuer Formulierung entgegenstellt. Die Krankheit ist für Pascal der natürliche Zustand des Christen. Heidnisch erscheint ihm das »Mens sana in corpore sano«. Er erklärt das Ich als hassenswert (*Le Moi est haïssable*). In ihm hat die rückläufige Bewegung ihren Höhe-punkt erreicht und einen Ausdruck von un-vergleichlicher Mächtigkeit gefunden. Die Logik des Philosophen, die Erregung des Beters, die Phantasie des Poeten vereinigen sich in den sprachgewaltigen Bruchstücken dieses Prosagedichtes, um den Leser nicht sowohl zu gewinnen, als gleichsam zum Kriegsgefangenen Gottes zu machen.

Wie in der herrschenden Literatur die Autorität an Stelle des Individualismus tritt, mag das Beispiel Balzacs zeigen. Er gehörte in seiner Jugend zu den Kreisen der Libertins. Mit Théophile de Viau hatte er 1615 eine Reise nach Holland gemacht. Gern wäre er in den Dienst der Republik — auch um den Preis eines Glaubenswechsels — getreten. In kritischen Zeiten verleugnete er dann Théo-phile feige (1623). Er warf sich zum Hüter der Autorität auf, wobei ihm die Erinnerung an die holländische Reise wiederholt sehr unbequem wurde. Er schwor alle *opinions particulières* ab und erklärte, daß, »wie ein Wassertropfen leichter verdirbt als der ganze Ozean, die persönlichen Meinungen nie so gesund sein können, wie die Meinungen der Allgemeinheit.« In predigtähnlichen Ab-handlungen verwandte er seine pomphafte Rhetorik auf die Darstellung der Gemeinplätze christlicher Unterweisung (*Socrate chrétien* in zwölf *Discours*, 1652).

Auch auf anderen Gebieten der Literatur tritt die Autorität dem Renaissancegedanken entgegen.

Jene Fabeleien vom trojanischen Ursprung und der biblischen Genealogie der Franken, mit welchen die Forschung des sechszehnten Jahrhunderts aufgeräumt zu haben meinte, werden von der Geschichtsschreibung von neuem aufgenommen. Scipion Du-pleix tadelt in einer prahlerischen Vorrede (1619) die Schwächen seiner Vorgänger, aber er nimmt — obwohl *il y a peu d'apparence en de telles fictions* — ihre genealogischen Märchen wieder auf und stutzt damit seine »Allgemeine Geschichte Frankreichs« (1621 ff.) romanhaft und rhetorisch im Dienste des Absolutismus zu. Th. Blaise führt in seiner *Histoire généalogique des rois de France* (1630) die französischen Könige auf Adam, ja auf Gott selbst zurück — »*des ignorants et des médisants seuls pourraient en douter.*« Diese Fabeleien werden zu politischen Dogmen des Absolutismus. Die Wissenschaft, die sie be-kämpfte, gilt als aufrührerisch. Des alten Pasquier gelehrte *Recherches* sind verpönt. Der Fall Ch. Sorels ist typisch: Als Sorel 1628 in seinem *Avertissement sur l'histoire de la monarchie française* alle Angriffe wieder auffrischte, welche die Forschung des sechs-zehnten Jahrhunderts gegen die leichtgläubige und rhetorische Geschichtsschreibung erhoben hatte, wurde er verwarnt. Er richtete an Richelieu einen Brief voller Entschuldigungen und Versprechungen, reinigte sein *Avertisse-ment* und schrieb seine *Histoire de la mo-narchie française depuis Pharamond* (1629 bis 1633) wie die andern. Dafür folgte er seinem Onkel Ch. Bernard 1636 im Amte als *historiographe de France* und ward einer der vielen offiziellen Geschichtsschreiber, welche die Aufgabe hatten, die Person des Königs zu verherrlichen und im Staube der Archive oder im Lärm des Feldlagers neue Rechtstitel des Absolutismus zu konstruieren.

Schon im sechszehnten Jahrhundert sehen wir die Stimmung beginnen, die sich gegen die individuellen Freiheiten der gelehrten Spracherneuerer wendet. Ihr leiht, nach 1600,

Malherbe sein autoritäres Wort. Dann bildet sich eine grammatische Literatur, welche diese Stimmungen und Äußerungen programmmäßig formuliert. Die sprachliche Diskussion hört auf, ein Vorrecht der Gelehrten zu sein, und wird vor das Forum der Gebildeten, besonders auch der Damen, gezogen. Die Schriftsprache wird der freien Behandlung des Einzelnen entrückt und bis ins Detail fest bestimmt. Die Autorität der *opinion générale* tritt an die Stelle der Freiheit der *opinion particulière* in sprachlichen Dingen.

Berühmten Schriftstellern des vorigen Jahrhunderts wird der Prozeß gemacht. Ein D'Audiguier korrigiert 1609 Amyots *Théagènes et Chariclée*. Méziriac weist in seinem *Discours de la traduction* (1635) demselben Amyot zweitausend Irrtümer und Sprachwidrigkeiten nach. Im nämlichen Jahre sieht Mademoiselle de Gournay sich gezwungen, in einer Neuausgabe der *Essais* Montaignes Ausdrücke zu ändern, *qui semblaient un peu revêches au goût de quelques douillets du siècle*, und 1637 erscheint bei Sercy ein geradezu verstümmelter Montaigne. Der Grammatiker A. Oudin lehnt in seiner *Grammaire française rapportée au langage du temps* (1637) es ausdrücklich ab, ältere Schriftsteller zu zitieren: *puisque notre langue est entièrement réformée depuis quelque temps*. Die Akademie folgte ihm darin, wie wir gesehen haben.

Der einflußreichste Wortführer dieser puristischen Richtung ist Claude Favre, Sieur de Vaugelas (1585—1650) aus Meximieux in der Bresse, der, obschon savoyischer Untertan, während vierzig Jahren in der französischen Hofgesellschaft lebte und hier, ein Leisetreter, Sprechweise und Meinungen seiner Umgebung aushorchte. Diese letzteren denunzierte er dankbaren Neugierigen gegen Belohnung; jene offenbarte er einem dankbaren Publikum in seinen *Remarques sur la langue française, utiles à ceux qui veulent bien parler et bien écrire* (1647). In der Vorrede definiert er den maßgebenden Sprachgebrauch, *le bon ou le bel usage*, dessen bescheidener Protokollführer er sein wolle, als »die Sprechweise des gesundesten Teiles des Hofes, insofern sie mit der Schreibweise des gesundesten Teiles der lebenden Schriftsteller übereinstimmt«. *La plus saine partie de la cour* ist damals ein stehender Ausdruck. Und unter »Hof« versteht Vaugelas auch »einige Personen« der hauptstädtischen Gesellschaft (*ville*), die mit Hofkreisen in Berührung kommen und an deren Schliff (*politesse*) teilhaben. Eine dritte Autorität neben Hof und Autoren erkennt er in den Sprachkundigen (*les gens savants en la langue*). Die Mitarbeit des Volkes (*le peuple*) als »des Vertreters des schlechten Sprachgebrauchs« wird ausgeschlossen und damit der Verjüngungsquell populärer, technischer und dialektischer Rede verschmäht. Neue Wortbildungen werden verboten. Der höfische Sprachgebrauch soll der ausschließliche Beherrscher der Sprache sein. Seinen Entscheidungen gegenüber müssen Vernunftgründe verstummen. Gegen ihn kann kein Bedauern über Sprachverlust aufkommen. Das Empfinden des Einzelnen hat sich der Mehrheit zu fügen. Wie in Dingen des Glaubens muß der Einzelne auch in Sprachfragen sich hüten, »seinem eigenen Sinn zu folgen, der immer und in jeglichem Ding uns verdächtig sein muß, sobald er dem allgemeinen Empfinden zuwiderläuft«. Mit dem Sprachgebrauch verhalte es sich wie mit dem Glauben: man müsse ihm blindlings anhängen, ohne Gründe der individuellen Vernunft geltend zu machen. Da, wo der »gute Usus« selbst schwankt (*usage douteux*), sollen die Sprachkundigen angerufen werden. Sie werden behutsam das Für und Wider abwägen, sich nach Analogien umsehen und den Wohlklang befragen, um eine sachte Entscheidung zu treffen. Sprachgeschichtliche Erörterungen lehnt Vaugelas ab und verkennt deshalb nicht selten den wahren Charakter der Erscheinungen, was ihn zu irrtümlichen Aufstellungen, zu falschen Generalisierungen und willkürlichen Unterscheidungen verleitet. Seine grammatische Schulung ist unzureichend, seine Beobachtungen zu wenig systematisch. Die Auswahl der behandelten Probleme ist dadurch bedingt, daß er nur Sprachversehen behandelt, die sich auch bei guten Autoren finden. Hierin aber meint er wirklich vollständig zu sein. Diese Autoren jeweilen zu nennen, hält er für unfein, und lebende nennt er überhaupt nicht mit Namen. Die französische Sprache sei zur Zeit *en sa perfection*; deshalb sei der Zeitpunkt gekommen, ihr Regeln für alle Zeiten zu geben. Er behandelt die Sprache, besonders auch für Damen, als eine Angelegenheit des gesellschaftlichen Anstandes. Man soll auch im familiären Ver-

kehr, ja im Umgang mit Dienstboten, dem schönen Sprachgebrauch huldigen. Vaugelas befolgt sein Programm mit unerschrockener Konsequenz in den 547 lose aufgereihten *Remarques* über Grammatik, Aussprache, Schreibung, Synonymik, Stilistik, Rhetorik, die sein Buch bilden.

Wohl erscheint ihm die Abneigung des Hofes gegen das Wort *poitrine*, das wegen der Verbindung *poitrine de veau* in Mißachtung und außer Gebrauch gekommen sei, als töricht; wohl bedauert er das Verschwinden des »guten und schönen Wortes« *magnifier* — »schade drum, doch ist der Usus tyrannisch und verlangt Gehorsam«. — Am Hofe sagt man infolge einer augenscheinlichen Verwechslung *recouvert* im Sinne von *recouvré* ('wiedererlangt'): Vaugelas wird mit dem Hofe sagen: *J'ai recouvert la santé.* — Die Regel der Sprachgelehrten will, daß *de* seinem Beziehungswort immer unmittelbar vorangehe. Also: »*l'avis de presque tous les casuistes*« *n'est pas bon et il faut que l'on écrive:* »*de tous les casuistes*«. Daß der Gedanke darunter leidet, das zu erwägen, meint er, sei eigentlich nicht seine Sache. Das altfranzösische Erbe freien Sprachgebrauchs wird zugunsten der starren Regel konfisziert: dem Adverbe *tout* wird vorgeschrieben, wann es *e* oder *es* annehmen soll; der *accord du participe passé* wird in Paragraphen detailliert, das sogenannte *adjectif verbal* vom *participe présent* geschieden usw., und so wird der Grund zu jenem Regelwerk gelegt, das dem Leben der französischen Sprache Schaden getan und den muttersprachlichen Unterricht zu unfruchtbaren Difteleien gezwungen hat, gegen die heute die Unterrichtsverwaltung mühsam ankämpft.

So ward die Beschäftigung mit der Sprache zur aufdringlichen Sprachmeisterei. Das literarische Idiom wurde von einer minutiösen grammatischen Kritik eingeengt, in den Schnürleib höfischer Rede gezwängt und der Blutarmut überliefert.

Vaugelas gab den herrschenden Anschauungen den glücklichsten unpersönlichen Ausdruck. Seine *Remarques* fanden eifrige Kommentatoren, und die Akademie legte sie noch 1704 wieder auf. Vergebens wies Le Vayer in seinen vier Briefen an Naudé (1647) auf »die erstaunliche Menge von Redewendungen, die Vaugelas abschaffen will« hin. Die von Malherbe und Vaugelas vertretene und von den preziösen Kreisen geförderte Richtung blieb Sieger. Die Grammatiker holen von nun an ihr Wissen bei Vaugelas; die Schriftsteller studieren ihn. Corneille verbessert nach ihm die »fehlerhafte« Sprache seiner Jugendverse.

Anderthalb Jahrhunderte lang wird die literarische Kritik in Frankreich den Charakter grammatischer Nörgelei und juristischer Kleinkrämerei tragen, und noch heute lastet auf der französischen Schulgrammatik die engherzige und unwissenschaftliche Art dieser Sprachmeisterei.

Es war ein charakteristischer Zug der Renaissance, daß mit Palissy, Montchrétien und andern auch die Fachwissenschaft und Technik literarische Form gefunden und die Sprache dieser Gebiete literarisches Bürgerrecht sich erworben hatte. Im Purismus des starren siebzehnten Jahrhunderts ging dieses Bürgerrecht wieder verloren.

Die Gewalttätigkeit der höfischen Bevormundung der Sprache tritt mit besonderer Deutlichkeit in der Übersetzungsliteratur hervor, die, Amyots Beispiel folgend, in ihrer Travestierung des antiken Lebens immer weiter geht. Der Text der römischen Geschichte des Florus wird in der behaglichen Übertragung des Bischofs Coeffeteau (1574—1623) zur Glosse. Malherbe beruft sich in seiner Übersetzung des 23. Buches des Livius (1616—21) auf »den Geschmack des Louvre«, setzt an Stelle des speziellen und technischen Ausdrucks den allgemeinen oder die modische Metapher und ändert gelegentlich den Text des Originals, wo es den modernen Leser verletzen könnte. Er faßt seine Übersetzungsprosa als eine Beispielsammlung zu seiner puristischen Sprachkritik auf.

Perrot d'Ablancourt (1606—64) übersetzt während dreißig Jahren Tacitus (1640 bis 50), Arrian (1646), Xenophon (1648), Cäsar (1650), Lukian (1654), Thukydides (1662) u. a. »Ich lege sie nach unserer Art zurecht«, sagt er und versteht darunter, daß er die Gedanken der Originale, wo sie ihm nicht interessant oder modern genug erscheinen, unterdrückt oder umgestaltet, daß er die Sätze, um sie harmonisch ausklingen zu lassen, mit eigenen Erfindungen und Fadheiten schmückt. So überträgt er, was Tacitus von den Germanen sagt: *Litterarum secreta*

viri pariter ac feminae ignorant mit: Man versendet und empfängt dort keine Liebesbriefe (*on n'y donne et on n'y reçoit point de poulets*). Dies galant aufgeputzte Altertum der Übersetzer füllte dann die Köpfe der Romanschriftsteller und dramatischen Dichter.

So wurde gewaltsam die Ursprünglichkeit unterdrückt und die Rede im Dienste einer mühelosen Gemeinverständlichkeit nivelliert. Es trat der Gemeinplatz an die Stelle der charakteristischen Eigenart. Das ist ein Grundzug des Klassizismus.

Vom Altertum bleibt dabei nur das literaturfähig, was diese modernisierenden Übersetzer und die Romanschreiber für die allgemeine Bildung als dekoratives Material retteten: Geschichte, Moral und Mythus, ein Salonaltertum, eine *antiquité mondaine*, deren stereotype Figuren zu förmlichen literarischen Marionetten wurden — eine Spielerei, die später Boileaus zornigen Widerspruch erfahren und überdauern wird. —

Eine politische Literatur, welche die Grundfragen des staatlichen Lebens erörterte, gibt es in dieser Zeit nicht mehr. Es gibt nur eine politische Tagesliteratur, die zu Jahrbüchern (*Mercure français*, seit 1614) zusammengefaßt wird, Gelegenheitsschriften (*livrets*), Pamphlete, die sich gegen einzelne Persönlichkeiten richten, oder Traktate, welche den Ruhm der herrschenden Staatsform verkünden. Richelieu wird viel angegriffen. Über Mazarin ergießt sich in der Frondezeit eine Flut von Pamphleten, deren Zahl fast 6000 ist.

Balzacs *Le Prince* (1631) und posthumer *Aristippe ou de la cour* (1658), sowie eine Reihe politischer Briefe (*discours*) stellen das Ideal des Herrschers und seines Ratgebers dar und enthalten in glänzender Rhetorik die Gemeinplätze der absolutistischen Doktrin.

Am 30. Mai 1631 erscheint, vier Quartseiten stark, unter dem Titel *Gazette* die erste französische Zeitung (Wochenblatt), ein Unternehmen des spekulativen Dr. Renaudot, der sich dabei auf das Beispiel beruft, das benachbarte Länder schon gegeben hätten. Am Schluß des Jahres vereinigt Renaudot die einzelnen Nummern durch Neudruck zu einem Bande, den er Ludwig XIII. dedizierte. Die *Gazette de France* war von Anfang an offiziös. Eine Kritik der Regierung lehnt Renaudot a limine ab: *est-ce à moi d'examiner les actes du gouvernement?* Sowohl Richelieu als der König selbst inspirierten nicht nur diese *Gazette*, sondern lieferten ihr Artikel. Diese Zeitungsartikel sind Ludwigs XIII. Anteil an der Literatur seines Landes.

Die Renaissance hatte auf der Spur des Altertums die Briefliteratur geschaffen. Aus ihren inhaltreichen Briefsammlungen sprach die Wißbegierde, die allen Interessen freudig sich öffnet, und klang der Anspruch der Persönlichkeit, nach eigenem Empfinden zu urteilen. Jetzt überwiegt die Form über den Inhalt. Unter Balzacs Feder wird der Brief zum formgequälten Gemeinplatz, er wird entindividualisiert. —

So ist auf dem ganzen Gebiete des geistigen Lebens die nämliche Entpersönlichung zu beobachten. Nicht eine kräftige Individualität erscheint als die Blüte der Bildung, sondern eine glatte Soziabilität. Der Gesellschaftsmensch, der in allen Konventionen zu Hause ist, und hinter dessen äußerer Korrektheit alle Kanten und Ecken der Persönlichkeit verschwinden, der sogenannte *honnête homme*, ist das Ideal der Zeit. Der Titel eines zeitgenössischen Vademecums gibt seine wahre Lebenskunst also an: *L'honnête homme ou l'art de plaire à la cour* (von Nic. Faret, 1630). Er, der Salonmensch, ein Typus und nicht ein Individuum, ist der Gegenstand der Analyse für den Moralisten, den Historiker und der literarischen Kunstübung für den Dichter. Der *honnête homme* ist auch das Publikum der Literaten und Künstler. Er ist insbesondere die Welt der Poeten: seine Gefühle spricht die Dichtung aus, und für ihn spricht sie dieselben aus. Die Dichtung wird eine Angelegenheit gesellschaftlicher Bildung.

Forscher und Künstler werden das Opfer dieser Entpersönlichung. Pascal bezeichnet als die Hauptkrankheit des Menschen seine unstillbare Wißbegier (*curiosité inquiète*). Gegen die Forscherkrankheit der *vaines curiosités* wird sich dann auch Bossuet wenden. Sie zu heilen vermag nach ihm nur das *sacrificium intellectus: le seul remède est de savoir se détacher de son propre sens.* Dieses Opfer habe der Katholik zu bringen. In den Eingang seiner monumentalen Geschichte des Protestantismus wird Bossuet 1688 die Worte setzen: *Le propre de l'hérétique, c'est à dire de celui qui a une opinion particulière, est de s'attacher à ses propres pensées,*

et le propre du catholique, c'est à dire de l'universel, est de préférer à ses sentiments le *sentiment commun de toute l'Eglise.*

Und der Verskünſtler Malherbe beschränkt sich nicht darauf, gegen die Ungebundenheiten, die Zuchtlosigkeiten der Dichtung des sechszehnten Jahrhunderts zu reagieren und Auswüchse zu beschneiden, sondern er wirkte für Aufhebung jeglicher individueller Freiheit des Ausdrucks. Was die dichterische Sprache dabei an Klarheit, grammatischer Richtigkeit und rhetorischem Ebenmaß gewann, verlor sie an Farbe, Stimmung und Leben. Sie verlor jene Eigenschaften, deren die Lyrik bedarf. Die literarische Reaktion, welcher Malherbe und später Boileau sein barsches Wort lieh, ging der lyrischen Dichtung ans Leben.

Die Dichtung des sechszehnten Jahrhunderts hat ihr beſtes in der Lyrik gegeben; der Klassizismus des siebzehnten Jahrhunderts besitzt keine Lyrik. Der Klassizismus bedeutet eine Rhetorisierung der Literatur; seine Poesie iſt ſtilisierte Poesie. Die Strenge der rhetorischen Form und die wundervolle Stilisierung dieser Dichtung wird durch besondere Regeln geordnet und gesichert. Die Kodifikatoren und Hüter dieses Regelapparats, dieser literarischen Anſtandslehren gewinnen eine herrschende Stellung im Reiche der Poesie. Regelkenntnis und Eloquenz bringen Dichterruhm.

In diesem Gegensatz spiegelt sich der Widerſtreit der beiden Zeitalter des Individualismus und der Autorität, die hier einander gegenübergeſtellt worden sind.

The Teaching of Elementary Physics in the United States.

By E. P. Lewis, Professor of Physics in the University of California, Berkeley.

The annual reports of the Commissioner of Education of the United States show the percentages of the total number of pupils in the high schools who study each subject in the curriculum. In comparing the statistics for the year 1909 with those for 1900 or for 1895 it will be found that there has been a considerable relative decrease in the number studying the physical sciences, and a relative increase in the number studying the modern languages, Latin, history, and mathematics. This is a surprising fact, considering that great efforts have been made to encourage the teaching of science in the high schools, that physics or chemistry is required as an entrance subject by most colleges and universities, and that the United States is a practical country, in which the applications of science are of rapidly increasing importance.

In many high schools either physics or chemistry, or both, are compulsory subjects. In others they may be elected by the pupils, and usually one or the other must be taken by those who intend to enter the universities. If relatively fewer pupils are studying these subjects than in the past, it must be either because the school authorities are becoming doubtful of the disciplinary value of these studies, and less inclined to insist upon their inclusion in the curriculum, or because the pupils show an increasing disinclination to elect them. Both of these causes seem to be operative. The high schools are raising objections to the retention of physics in particular as an entrance requirement of the universities, and pupils show an increasing tendency to rebel against the requirement and to refuse to elect physics when free to choose. Furthermore, many university teachers find that the preparation of the students in this subject is inferior to what they expect. Thus we find on the part of the universities, the high school authorities, and the pupils a general dissatisfaction with the status of physics.

When the laboratory sciences were first introduced into the high schools, some twenty-five or thirty years ago, much was expected of them. It was believed that these sciences would develop the observational and reasoning powers to a far greater extent than literary subjects, and that they would become far more popular than the latter. It is true that many teachers have succeeded in inspiring a lively interest in physics; but far more often the teachers have been discouraged by the results of their efforts, and among the pupils there is no subject which is so generally detested as physics.

This unfortunate state of affairs is widely recognized. During the past few years there has been much discussion among teachers, with the view of determining the causes and finding a remedy. Perhaps the larger number believe that a sufficient remedy will be found in giving a better training to our teachers, in improving the laboratory equipment, in a better selection of the laboratory experiments, and in giving the greatest possible emphasis to the practical applications of physics. A smaller but increasing number of teachers believe that, while some improvement in these directions is undoubtedly possible, the true root of the trouble is to be found elsewhere. It cannot be doubted that our teachers of physics are already as capable, as conscientious, and as well trained as the teachers of other subjects which are not so unpopular or as ineffective in their results. The school laboratories are already in most cases very abundantly equipped. In many cases it seems probable that the material equipment is far too elaborate for the ends in view in elementary instruction. It is no doubt desirable to teach as much as possible concerning the practical applications of physics, but often the explanation is too complex to be understood by those who have not already mastered the elementary principles, and usually there is not sufficient time devoted to the subject to give mastery of both the elementary principles and their applications.

If capable and well-trained teachers, with the help of the best material equipment, cannot as a rule rather than as an exception arouse an interest in physics and make it an effective branch of instruction, it must be either because physics is an unsuitable subject for young people, or because the traditional method of teaching it is radically wrong. No one who understands physics can be made to believe that it is necessarily too difficult for the average boy or girl of fourteen or sixteen years of age. It seems inconceivable that any alert-minded young person should be absolutely lacking in curiosity concerning mechanics, heat, light, and electricity, and their manifold applications in everyday life. It seems more probable that the prevalent method of teaching these subjects is at fault.

Let us consider how physics is taught in most of the high schools in the United States. Generally the subject is offered in the fourth year, when the pupils have attained some maturity and have presumably made some progress in learning how to reason. Often they have had some instruction in another science, such as physical geography, botany, or chemistry. At least five hours of each week are devoted to this subject. About half this time is spent in the laboratory, in performing individual experiments requiring close observation and careful measurements. At least an hour, and usually more, is required to finish one experiment, so that during the school year no more than forty or fifty experiments can be completed. As a consequence, only one or two experiments illustrating any one physical principle can be made. Indeed, a committee of teachers appointed to suggest reforms in teaching recommend that the pupil shall not be allowed to perform more than one experiment relating to a given principle — truly a remarkable way of teaching an inductive science! Great stress is laid on numerical accuracy and neatness in recording the results.

The remaining half of the time is generally given up to recitations based upon the study of a text-book, and the solution of numerical problems depending upon the data given in the book. Some of the most successful teachers supplement these recitations by class demonstrations or informal lectures, but only too often the recitations are little more than the repetition by rote of what is learned from the text-book.

To what extent can this method of teaching physics attain the desired ends? The answer will depend upon what these ends are supposed to be. Probably most teachers would agree that these objects may be roughly stated as follows:

(1) To impart familiarity with natural phenomena for the purpose of satisfying our curiosity concerning our material surroundings.

(2) To give exercise to our thinking faculties, particularly in inductive forms of reasoning.

(3) To give an explanation of the practical applications of physics and appreciation of their significance in modern civilization.

(4) To impart habits of neatness and accuracy.

Many teachers are beginning to suspect that the prevalent method of teaching is ill

adapted to attain these objects, except possibly the fourth. If mechanical accuracy and neatness are the most important ends, manual training and drawing would be more effective than physics.

It can scarcely be claimed by any one that any real familiarity with physical phenomena or comprehension of scientific reasoning can be acquired by the study of a text-book, any more than knowledge and appreciation of works of art can be gained by the study of the catalogue of an art gallery. A trained physicist can read the description of an experiment with perfect understanding and appreciation, by reason of his acquired knowledge and cultivated imagination. Such a description, even of the simplest experiment, is as meaningless to the beginner as the description of red would be to a blind man. To attempt instruction in such a manner is to substitute authority for personal observation and memory for reason, and thus to violate the fundamental conceptions of scientific thought.

Neither can a wide familiarity with physical principles be gained by the performance of a few tedious and unrelated quantitative experiments, in which the principal object is the attainment of accurate numerical results, and which usually destroy all incipient interest which the pupil may have had. If, furthermore, but one experiment is allowed for each principle, how can we pretend that the principle in question has been verified, or that inductive method of reasoning have been followed? Such a plan violates the fundamental pedagogical principle that the beginner, particularly if he has an immature mind, must first learn the large outlines of a subject, leaving the details and refined technic to a later period. The child must acquire a vocabulary before he can learn and apply the rules of grammar. The beginner in geography must learn to recognise forests and rocks, hills and valleys, rivers and oceans, before he is required to make a topographical survey or to calculate latitude and longitude.

It is hard to understand why the opposite principle has been adopted in teaching physics. Perhaps it was due to the misapplication of a statement once made by Lord Kelvin, to the effect that all science is founded on exact measurement. It would seem more reasonable to have the beginner acquire familiarity with many phenomena and their relations before he attempts to measure them exactly. He should be placed on friendly relations with these phenomena, and when we make new friends our first step is not as a rule to measure the lengths of their noses and count the number of their hairs. The direct and manifold experimental demonstration of the principles of physics is so simple and so easily accomplished that there is no excuse for substituting for this direct knowledge the memorisation of the pages of a text-book or the tedious measurements of a few experiments which seem little related to the experiences of everyday life. It is like trying to make friends with a photograph instead of a human being.

As a concrete illustration, let us suppose that the subject of study is the transformation of energy involved in change of physical state. Usually the pupil learns by rote a chapter in his text-book. In the laboratory he endeavours to determine how many calories of heat are required to melt a gram of ice or to vaporise a gram of water. If he is fortunate enough to obtain a result not too different from that given in the book, he and the teacher are satisfied, and he proceeds to another subject. If he learns that the same principle is illustrated by the cooling of water in a porous vessel, in the use of a fan, in making artificial ice, and in many other familiar phenomena, it is because his book or his teacher tells him so — and yet how easy, how interesting, and how illuminating it would be to show all these cases. The numerical results which he obtains in the laboratory are of little significance to him. The average pupil recognises this, and it is not to be wondered at that he gets through with it as easily and rapidily as he can, and only too often copies the results obtained by his predecessors, rather than go through the aimless drudgery himself.

For the one tedious and fruitless experiment why not substitute a dozen qualitative experiments, which, passing rapidly across the field of the pupils attention, would not weary his interest, and would still, by the constant repetition of the principle in varied forms, produce an indelible impression upon his memory? He would never forget that energy is absorbed in disintegrative, evolved

in integrative physical processes. He would understand natural phenomena which would otherwise occur unnoticed before his eyes every day. This would be a real step in inductive reasoning, no less valuable because it is not expressed in numerical terms. Is it not a great fallacy to assert that no accurate scientific knowledge is possible unless it can be expressed in mathematical language? If that were true, it would be impossible to reason accurately on most of the subjects which concern our social and spiritual welfare.

From such considerations some teachers — unfortunately not yet a large number — have come to the conclusion that physics teaching in the United States has hitherto produced results which are unsatisfactory to all simply because the method of teaching has been fundamentally wrong. They believe that too much dependance is placed upon the text-book at the time when it is least necessary, since all the material necessary for elementary instruction by direct observation is available for every teacher and pupil, and when it is most harmful, as substituting authority for personal observation and independent thinking. They believe that the quantitative laboratory is unsuited for beginners because it focuses the attention of the learner on the attainment of numerical results and mechanical accuracy at a time when the perception of large outlines and general relations is most important. They believe that by such methods the observational power and imagination of the pupil are stunted, that he is encouraged to learn by rote rather than to use his own eyes, and to depend upon the book or the teacher rather than to use his own mind. They would relegate the text-book to the position of a book of reference, and base the recitations upon a copious series of quantitative experiments, giving manifold illustrations of each principle, and applying these principles to the explanation of familiar phenomena. A few quantitative experiments would be sufficient to illustrate the definiteness of physical laws, and some human interest would be given to the subject by reading the lives of the great physicists and some of their more popular writings. They believe that such a method of instruction would result in arousing a greater interest on the part of the pupils, and would give them a larger fund of knowledge and more independent habits of thought than they now acquire.

The writer knows some teachers who have to a greater or less extent made use of this plan, and the results have been very satisfactory.

It cannot be denied that such a system would make a greater demand upon the resources of the instructor. The good teacher would find a wider field for his talents and additional stimulus to do his best; but the weak teacher would make an absolute failure when deprived of the help of the text-book and the printed laboratory directions. Many would seek to amuse by spectacular effects rather than to instruct by a carefully-coordinated series of experiments, or would confuse their pupils with vague generalities rather than impress them with definite relations. For this reason many universities would oppose a change in the method of teaching. The carefully-written laboratory notes at least show that a specific task has been undertaken and definite results secured; but experience has shown that this is no evidence whatever of real understanding on the part of the one who has written them. The failures of the past have made it clear that no mechanical system can either make good the deficiencies of a bad teacher or encourage the best work on the part of a good one.

Nachrichten und Mitteilungen.

Korrespondenz aus Leipzig.

Die Jahresversammlung der amerikanischen Society of biblical Literature.

Am 30. und 31. Dezember 1910 hat die Jahresversammlung der amerikanischen Gesellschaft für biblische Literatur in New York ſtattgefunden. Von den 26 Vorträgen, die gehalten wurden, geben wir nach einem Berichte des Philadelphiaer Assyriologen Morris Jastrow jr. in »The Nation« die wichtigſten wieder. Den Vorsitz führte Professor Montgomery, der bekannte Verfasser eines Buches über die Samaritaner. Er forderte die Neuteſtamentler auf, sich in Zukunft ebenso lebhaft wie die Altteſtamentler an den Arbeiten der Gesellschaft zu beteiligen.

Über die Arbeiten der Harvard-Universität zu Samaria, die durch die Munifizenz des Herrn Jakob H. Schiff in New York ermöglicht wurden, konnte der Leiter dieser Ausgrabungen Professor Dr. Lyon von Harvard nichts neues vortragen (soeben wird der Fund hebräischer und assyrischer Tontafeln aus dem Archiv des Ahab gemeldet); aber die Versammlung sprach den dringenden Wunsch aus, daß die Ausgrabungen doch ja fortgesetzt werden mögen. — Die amerikanische Schule in Palästina, an deren Spitze im letzten Jahre Professor Gottheil von der Columbia-Universität stand, hat eine Aufnahme sämtlicher arabischer Inschriften in Jerusalem gemacht und wird eine Publikation derselben in Vorbereitung nehmen. Die Versammlung selbst hat, wie wir einer anderen Quelle entnehmen, einen großen Plan für den Ausbau der amerikanischen Schule in Palästina angenommen, für die Gelder im Betrag einer halben Million Dollar gesammelt werden sollen. — Es sprachen weiter Professor M. L. Margolis über den Wortakzent im Hebräischen, wobei er im Gegensatz zu den in hebräischen Grammatiken meistens gegebenen Ansichten nachwies, daß die Betonung zumeist auf die vorletzte, oft aber auch auf die drittletzte Silbe des Wortes fiel. — Professor Paul Haupt suchte den Ausdruck »Selah« in den Psalmen zu erklären, über den fast ebenso viele Meinungen existieren, wie sich Gelehrte damit beschäftigt haben. Haupt nimmt einen semitischen Sprachstamm an, der »hinwerfen« bedeutet, und betrachtet Selah als die Bezeichnung für den Moment, wenn in dem Tempeldienst die Priester auf ihren Hörnern das Signal gaben, damit das Volk sich niederwerfe.

Über die Religion der Kanaaniter sprach Professor Paton, indem er davon ausging, daß die moderne biblische Wissenschaft den Einfluß kanaanitischer religiöser Übungen auf die Entwicklung der Religion Israels nicht genügend berücksichtige. Die Kanaaniter repräsentieren die Ackerbaubevölkerung, welche von den Juden bei der Eroberung Palästinas vertrieben worden war; aber wie so oft übernahmen die Eroberer vieles von der Kultur und der Religion der Eroberten. Die Stätten, welche religiöse Zentren wurden, und wo Jehova sich seinen Kindern manifestierte, sind vorher in fast allen Fällen kanaanitische Kultplätze gewesen. Die jüdischen Feste repräsentieren Übertragungen von agrikulturellen Festen der Kanaaniter (S. darüber auch Bertholet im Kl. Handkommentar zu Leviticus S. 79), denen in späteren Zeiten eine jüdische Färbung gegeben worden ist, indem man Erinnerungen aus dem nationalen Leben Israels daran knüpfte. So war die alte Religion Israels, ehe sie sich zum Judaismus entwickelte, mit kanaanitischem Glauben und Kult durchsetzt. — Professor C. Torrey behandelte den Verfasser des Hebräerbriefs, wobei er gegen Harnack und Rendell Harris sich gegen die Annahme aussprach, daß ein Weib den Hebräerbrief verfaßt haben könne. Torrey sieht den Brief überhaupt als keine Epistel im strengen Sinne des Wortes an, sondern als eine Predigt oder Rede eines Rhetorikers, die vielleicht ursprünglich in Alexandria in der letzten Hälfte des ersten Jahrhunderts verfaßt und nach Rom verbracht worden sei. Durch die Zusätze am Ende des Briefes, wie sie sich auch im 4. Makkabäerbuch finden, wurde erst die epistolare Form gegeben, und die Popularität desselben führte zu der Annahme, daß Paulus der Verfasser sei.

Professor B. W. Bacon nahm die Streitfrage vor, gemäß der die frühe christliche Kirche sich in zwei Teile schied, wovon der eine die Auferstehung Christi jährlich am 14. Nisan feierte — entsprechend dem 7. April des Jahres 30 n. Chr., dem Datum der Kreuzigung —, während die andere den wöchentlichen »Tag des Herrn« einsetzte. Diese Scheidung endigte mit dem Konzil von Nicäa (325 n. Chr.), welches definitiv die Sonntagsheiligung festsetzte. Bacon äußerte die Ansicht, daß die »Quarto decimana-Observanz« im Osten symbolisch den Triumph des Lebens über den Tod darstelle, wie sie in dem jährlichen Erwachen der Natur liegt, während im Westen das Hauptgewicht auf das Erscheinen Jesu am dritten Tag nach der Kreuzigung gelegt wurde, der dann der wöchentliche Tag des Herrn für den Westen wurde. Dabei spielte die Phrase »der Tag nach dem Sabbath« aus dem 23. Kapitel des Leviticus eine wichtige Rolle, da hier die Zählung der 50 Tage von Ostern zu Pfingsten beginnt. Darüber sprach denn auch Professor Jastrow. Zwei Ansichten waren unter den Juden verbreitet; die orthodoxe Ansicht der Rabbiner war, daß Sabbath an dieser Stelle den ersten Tag des Passah-Festes bedeute, während die häretischen jüdischen Sekten inklusive Samaritaner und Karaiten das Wort wörtlich als Sonntag bedeutend annahmen, sodaß das Pfingstfest nach ihrer Ansicht immer auf Sonntag fallen müßte. Die neue christliche Sekte folgte der heterodoxen Ansicht, und Jastrow wies nach, daß das Wort Sabbath in der obigen Verbindung des Leviticus nicht den wöchentlichen Ruhetag bedeute, sondern ein Überbleibsel der ursprünglichen Anwendung des Ausdruckes war, wie ihn die Keilschriften erklären, wonach er der Tag des Vollmondes, d. h. der 15. oder 14. Tag des Monats ist. In zwei Stellen des Leviticus bezeichnet daher der Ausdruck Sabbath den 15. Nisan, aber nicht als Festtag, sondern nur als den 15. Tag, die Mitte des Monats. — »Den Geist des Herrn, der über dem Gewässer schwebt«, erklärte Reverend John P. Peters als einen Anklang an den Gott Marduk, der die üblen Winde in das Angesicht des Ungeheuers Tiamat treibt, welchem Namen das hebräische Wort für Tiefe »Tehom« äquivalent ist. Das gebrauchte Zeitwort bezieht sich auf die Bewegung des Windes, der in das Antlitz von Tehom oder Tiamat schlägt. Die originale Idee des Mythus wurde durch die Adaptation der alten Erzählung in einen monotheistischen Schöpfungsgedanken modifiziert. — Die wichtige Frage nach der Aussprache von »Jehovah« diskutierte Professor Clay und sprach sich gemäß von in Samaria gefundenen Ostraka und einem solchen aus Nippur für Yawe aus, wie auch Theodoret und andere es überliefern. Bei Wortverbindungen wurde daraus Yaw.

M.

Internationale Wochenschrift für Wissenschaft Kunst und Technik

herausgegeben von Prof. Dr. Paul Hinneberg, Berlin, Mauerstr. 34

Verlag: August Scherl, Berlin SW, Zimmerstraße 36-41. — Druck: Bayerische Druckerei und Verlagsanstalt G. m. b. H. in München, Bayerstraße 57.

5. Jahrgang Nr. 8
25. Februar 1911

Inseraten-Annahme bei den Annoncen-Expeditionen von August Scherl G. m. b. H., Berlin und Daube & Co. G. m. b. H., Berlin und deren sämtlichen Filialen.

Für die Redaktion verantwortlich: Professor Dr. Wilhelm Paszkowski, Berlin-Gr. Lichterfelde.

Erscheint jeden Sonnabend. — Preis vierteljährlich für Deutschland und Oesterreich 3 Mark, für die übrigen Länder des Weltpostverkehrs 4 Mark 30 Pfg. bei direktem Bezug unter Kreuzband. — Einzelnummer 25 Pfg. — Inserate die dreigespaltene Nonpareillezeile 50 Pfg. — Abonnements nehmen alle Buchhandlungen und Postanstalten, sowie sämtliche Geschäftsstellen von August Scherl G. m. b. H. entgegen.

INHALT

Die Abhandlungen erscheinen in deutscher Sprache, englische und französische auf Wunsch der Autoren im Urtext

Die Beziehungen festlicher Kampfspiele zur Kunst.

Rede, gehalten bei der Feier des Allerhöchften Geburtstages Seiner Majeftät des Kaisers und Königs am 27. Januar 1911 von dem Geheimen Baurat Dr. Ing. Otto March, ordentlichem Mitgliede der Akademie der Künfte.

Die Wiederkehr des Geburtstages unseres Allerhöchften Herrn und Kaisers gibt uns abermals Veranlassung, mit dankbarer Freude auf ein Jahr blühender Entwicklung unseres Vaterlandes unter seiner vom Frieden gesegneten Regierung zurückzublicken. Schon öfter konnte an dieser Stelle der kraftvollen und fruchtbaren Anregungen des erlauchten Herrschers gedacht werden, wenn sich die Ausführungen der Feftrede mit dem idealen Gebiet des Geifteslebens unseres Volkes, besonders im Rahmen der Kunft, beschäftigten.

Heute soll die bei der Erziehung eines edlen Volkes zu erftrebende Harmonie geiftiger und leiblicher Entwicklung als Voraussetzung höchfter Kultur Gegenftand unserer Betrachtung sein. Staunenswert sind die Erfolge, die wir in den letzten Jahren den Naturwissenschaften in den Erleichterungen unserer äußeren Lebensführung verdanken, und überall macht sich das Streben erkennbar, sie künftlerisch bei der Geftaltung unserer Umwelt, in der einzelnen Wohnung, in der Planung ganzer Ansiedlungen zu verwerten. Wir beobachten nun aber auch an allen Orten die bekundete Absicht, die einzelne Persönlichkeit in die gefteigerte gemeinsame Pflege materieller und geiftiger Werte einzubeziehen und durch die Eigenkultur mit der Freude am eigenen Dasein eine Sinnesfreudigkeit höherer Art zu gewinnen, die Voraussetzung jedes Kunftbedürfnisses und jedes Kunftschaffens ift. Das Bewußtsein körperlicher Energie fteigert Lebensfrische und Naturgefühl, und die Kulturgeschichte zeigt, welchen bedeutungsvollen Faktor in diesem Sinne Körperkultur im Leben eines Volkes ausmacht.

Wenn unser Kaiser bei der Eröffnung der Schulkonferenz im Jahre 1890 den einfachen, vielsagenden Ausspruch tat: »Ich will ein kräftiges Geschlecht«, so fühlte er sich zunächft als oberfter Kriegsherr, der in der Erhaltung der körperlichen Kraft des Einzelnen die natürliche Voraussetzung der im Heere zusammengefaßten physischen Macht eines Volkes erblickt, deren wir uns ftolz bewußt sind.

Schon vor 100 Jahren, in der großen Prüfungszeit unseres Vaterlandes sehen wir das erfolgreiche Bemühen des ritterlichen Jahn, kriegerische Tugenden durch syftematische Leibesübungen zu ftählen und damit in jenen Tagen unendlichen Leides ftillwirkende Kräfte

für die Tage des Glanzes vorzubereiten. Der Ernst der zunächst dringendsten Aufgabe, die Jugend zur mutvollen Energie im Kampfe mit sich und dem Leben zu erziehen, macht es erklärlich, daß Jahn damals mehr Gewicht auf die Bildung harmonischer Körperkraft, auf Ausdauer und Gewandtheit legte, als auf die ästhetische Ausbildung der Gymnastik. Immerhin pflegte er eine schöne Haltung und den freien Gang des Mannes, ist er der der Schöpfer der rhythmischen eigenartigen Massenübungen, der Öffentlichkeit des Turnens und der Turnkampfspiele, die heute unter dem besonderen Schutz unseres erlauchten Thronfolgers unsere Jugend mit steigender Lust an körperlicher Kraftleistung weiter auszubauen beginnt.

Um aber Beziehungen innerlichster Art zwischen Körperkultur und Kunst zu finden, müssen wir in der Geschichte mehr als 2000 Jahre zurückgehen. Bei dem Volke der Griechen finden wir in den körperlichen Übungen und Wettspielen untrennbare Begleiterscheinungen seiner geistigen Kultur, als Ursache und Wirkung sich gegenseitig so unmittelbar bedingend, wie es nicht wieder zu beobachten ist.

Dem griechischen Jüngling war die gleichmäßige Ausbildung nach seiner geistigen und leiblichen Seite hin eigentlicher Lebenszweck. Waren die Gymnasiarchen die Jugendlehrer in der Ausbildung der körperlichen Haltung, die Pädotriben in der Fertigkeit der einzelnen Leibesübungen, so erzogen die Sophrosynisten die Jugend zum sittlichen Verhalten, zu der von den Griechen am höchsten geschätzten Tugend der Besonnenheit, zur Sophrosyne. Von ästhetischer Verweichlichung war dabei nicht die Rede, und wer sich der Gesichtszüge der im Nationalmuseum in Athen aufgestellten Portraitbüsten damaliger Gymnasialdirektoren erinnert, wird die Überzeugung gewonnen haben, daß eine allzu milde Disziplin damals nicht gehandhabt sein wird.

Vom Knabenalter bis zur Reife des Mannes waren in strenger Regelung tägliche Übungen in den Palästren und Gymnasien vorgeschrieben, deren mannigfaltige Raumgestaltung vielseitigste Ausnutzung ermöglichte. Hier boten sich weite lichte Hallen nicht nur für die Übenden, sondern auch für die große Zahl der Besucher, die zu ihrer Unterhaltung und Erholung in den der Öffentlichkeit geweihten Räumen den Übungen der Jugend zuzuschauen pflegten. In der täglichen Beobachtung der schönen Bilder, die die völlig hüllenlos übenden Jünglinge und Männer boten, fand nun die hellenische Kunst ihre ergiebigste Quelle.

Dabei mußte die allmähliche Steigerung aller Leistungen angesichts eines von Natur sehr kritisch veranlagten Zuschauerkreises in natürlicher Entwicklung den Ehrgeiz hervorrufen, die Kräfte gegenseitig im öffentlichen Wettkampf zu messen. Dieses Streben bemächtigte sich der allgemeinen Gesinnung mit solcher Macht, daß es zu jenen ständig wiederkehrenden nationalen Spielen führte, ohne die wir uns die griechische Welt nicht vorzustellen vermögen. Unerschöpflich waren die Anregungen, die die bildenden Künste diesen Spielen entnahmen. Die Bewegungen des Laufs und des Sprunges, das Zurückschnellen des Kämpfers im Speer- und Diskuswurf, die Kunstgriffe der Deckung und des Angriffs im Ring- und Faustkampf lockten Maler und Bildhauer zu immer neuen Versuchen der künstlerischen Wiedergabe, zum dauernden Studium, den Moment in der Bewegung festzuhalten.

Diese außerordentliche, sich stets gleichbleibende Teilnahme des gesamten Griechenvolkes an solchen Kampfspielen ist uns heute schwer verständlich. Ganz abgesehen von der im Vergleich zu dem damaligen begrenzten Interessengebiet unendlichen Vermehrung unserer kulturellen Aufgaben und Ziele hat bei uns lange Zeit eine Überspannung der geistigen Arbeit zur Nichtachtung körperlicher Tätigkeit geführt, so daß wir erst jetzt allmählich wieder beginnen, den Körper als etwas Wesentliches unserer Persönlichkeit zu betrachten. Das griechische Volk blickte mit Stolz auf solche echt volkstümlichen Leistungen, mit deren Schätzung es sein eigenes Spiegelbild beurteilte. Schönheit und Kraft waren ihm Attribute der Götter, und bei seinen religiösen Festen, deren Mittelpunkt die öffentlichen Spiele waren, brachte es die menschliche Schönheit den Göttern als Opfer und Weihgeschenk dar.

Am glanzvollsten leuchtete unter den verschiedenen Feststätten der Name Olympia hervor. Alle vier Jahre wurden in der Ebene des Alpheios die großen nationalen Verbrüderungsfeste am Fuße des Zeustempels gefeiert, der das von Pheidias gefertigte erhabenste Bild des Vaters der Götter und Menschen,

diese Freude und den Stolz des gesamten Griechenlands, umschloß. Von den fernsten Küsten eilte die Blüte der hellenischen Jugend herbei, um den Kranz des Zeus und unsterblichen Ruhm für sich und die sie entsendenden Städte zu gewinnen. Eine unermeßliche Volksmenge schaute nicht nur geduldig, sondern mit Begeisterung vom Morgen bis zum Abend dem Kampf zu, dicht gedrängt nach orientalischer Sitte auf den geböschten Wandungen der Arena hockend, die erst 400 Jahre nach der von Lykurg veranlaßten Wiedereinführung der Spiele feste Sitze erhielt. Eine solche Zähigkeit der Kunstbetrachtung in Verbindung mit höchster Reizbarkeit künstlerischen Geschmacks mußte für die bildenden Künstler zum ständigen lebhaften Antrieb werden, unermüdlich mit den Aufgaben zu ringen, die sie sich immer von neuem zur Erzeugung derselben idealen Typen steckten.

Die Rassenstudien Gobineaus und die psychologischen Begründungen Nietzsches in seinem Werk über die Entstehung der Tragödie haben uns zu mancher Berichtigung unserer Beurteilung griechischer Zustände und der oft zitierten griechischen Heiterkeit genötigt, die die uns überkommenen Berichte nationaler Schriftsteller mit ihrer bewundernswerten hellenischen Beredsamkeit in allzu helles Licht zu versetzen vermochten. Aber kein Zweifel wird darüber bestehen können, daß jene Zeit auf dem Gebiet der Schönheit nicht wieder erreichbare Werke als Äußerungen eines gewaltigen Kunstvermögens geschaffen hat, die dem Volke der Griechen die Dankbarkeit aller folgenden Kulturen sichern.

So bewundern wir auch in der Baukunst durch ein halbes Jahrtausend das unablässige künstlerische Bemühen, in den schwellenden Linien der Säule und des Kapitäls des dorischen Tempels die innen wirkenden statischen Kräfte immer lebendiger zu offenbaren. Mit erstaunlicher Feinheit des Auges berichtigten die Baukünstler die optische Wirkung horizontaler Gesimsplatten und Tempelstufen durch die Kurvatur — ein fast unmerkliches Aufbiegen der Horizontalen — und schufen die Bildner der Keramik einen unermeßlichen Reichtum lebensvoller Profile und Formen an den zahllos uns erhaltenen Tongefäßen, deren sich nie wiederholende elastische Umrißlinien unser Auge immer von neuem mit höchstem Wohlgefallen verfolgt. Für denjenigen, der sich einmal mit dem tektonischen Empfinden der Hellenen vertraut gemacht hat, läßt sich ohne Zwang die auch auf diesem Gebiet sich kundtuende hervorragende Fähigkeit, plastisch zu sehen und zu erfinden, auf die ständige kritische Beobachtung des lebendigen Muskelspiels menschlicher Körper zurückführen.

Neben der Erzeugung von keramischen Weihgeschenken und Pracht-Amphoren, in denen das Öl von den heiligen Ölbäumen den Kämpfern in den Panathenäen zugeteilt wurde, gaben die Kampfspiele noch vielfache unmittelbare Veranlassung zur Schaffung und Stiftung von Kunsterzeugnissen aller Art. In dem heiligen Tempelbezirk des Olympos wandelte man durch ein Labyrinth von Dreifüßen, Altären, Denksäulen und Standbildern, die in so reicher Zahl vorhanden waren, daß sie schließlich auf den Umfassungsmauern Aufstellung finden mußten, da der Raum innerhalb der Altis nicht mehr ausreichte. 600 Jahre nach Pheidias' Tode zählte Pausanias noch über 200 bronzene Standbilder, die sich hier nach den massenhaften Plünderungen durch die Römer bis auf seine Zeit erhalten hatten.

Als natürliches Ergebnis des Wachsens von Macht und Reichtum entstanden dann schließlich aus unscheinbaren Anfängen die zahlreichen, für die Aufnahme der Spiele bestimmten prächtigen Monumentalbauten, die nach griechischer Art überreich mit Werken der Bildhauerkunst geschmückt waren. Wie weihevoll solche Kampfstätten in griechischen Augen auch noch in späterer Zeit waren, davon zeugt die Tatsache, daß der Stifter des in Athen im zweiten Jahrhundert unserer Zeitrechnung aus pentelischem Marmor aufgeführten Stadions in dankbarer Erinnerung an dieses vaterländische Opfer in der Arena seine Grabstätte gefunden hat.

Auch im Volksleben der Römer, die die Formen ihrer Kultur vielfach den Griechen entlehnten, nahmen Zirkusspiele, nur in sehr viel roherer Form, eine außerordentlich wichtige Stellung ein. Gewaltig sind noch in den Überresten die von ihnen zu Aufnahme ihrer pomphaften Vorführungen geschaffenen Bauten, die die Baugesinnung dieses Volkes für ewige Dauer ersonnen zu haben scheint. Aber schon bei der übernommenen Sitte, die Sieger in Erzgebilden der Nachwelt zu überliefern, zeigte sich eine von dem Griechischen grundverschiedene künstlerische Auffassung, da die Römer bei der Darstellung bestimmter Kämpfer

das Hauptgewicht auf Portrait-Ähnlichkeit legten, während die Griechen unter Wahrung des Charakteristischen der Persönlichkeit stets das Bildwerk zu einer Kunstschöpfung höherer Art zu steigern bemüht waren.

Im Sinne der griechischen Kalokagathia, der gleichmäßigen Pflege der körperlichen und geistigen Schönheit des Menschen, haben wir aber auch die römischen Kampfspiele selbst als völlig ungriechisch zu bezeichnen. Zwar war auch bei den Römern die tägliche Leibesübung Vorschrift, und nur der Gebrechlichkeit und der gelehrten Beschäftigung wurde deren Unterlassung nachgesehen. Aber gegenüber dem griechischen Einsetzen der eigenen Persönlichkeit huldigte das in den Lebensanschauungen und in der Blutmischung dem Orient näherstehende Römervolk mehr der Auffassung des Morgenlandes, da es derartige körperliche Leistungen als Schaustellungen betrachtete, die es bezahlten Athleten von Beruf, Kriegsgefangenen oder der Todesstrafe Verfallenen überließ.

Rom züchtete in besonderen Gladiatorenschulen ein Spezialistentum der verschiedenen Kampf- und Kraftleistungen und erzeugte mit der Befriedigung einer niedrigen Schaulust durch die zum Teil grausamen Vorführungen das Gegenteil einer kunstempfänglichen Volksstimmung.

Charakteristisch für die römische Gesinnung in der Frage der eigenen Körperkultur bleibt auch das bekannte Wort Ciceros vom Tanzen, daß ein tanzender Mensch, wenn er nicht betrunken ist, ein Narr sein müsse. Gerade der Tanz hat bei allen indogermanischen Völkern zu allen Zeiten als ursprünglichste Regung natürlichen ausübenden Kunstbedürfnisses eine wesentlich andere und höhere Einschätzung erfahren. Wir hören von Homer die Schilderung des kunstreichen Tanzes der Phäaken, wissen, welche Rolle die festlichen Chorreigen zu den dionysischen Gesängen in Athen spielten, wie sich dort aus dem rhythmischen Bewegen der Glieder die durch Geberden der Empfindung und Leidenschaft angedeutete Handlung der Pantomime, ja im letzten Ausgang die elementare Schöpfung der Tragödie entwickelt hat. Wir erleben ja auch gerade jetzt eine Bewegung, die wieder zuerst in rhythmisch plastischen Übungen glaubt die in jedem Menschen schlummernde künstlerische Empfindung lebendig und wirksam machen zu können.

Daß es dann Kriegertänze sind, auf die wir zuerst stoßen, wenn wir in der Vorgeschichte der Völker nach einem Zusammenhange zwischen ernstem Spiel und Kundgebungen ursprünglichen Schönheitsbedürfnisses suchen, kann nicht auffallen. Die Lebensführung der Völker, zumeist ein dauernder Verteidigungszustand, erforderte damals ständige Kampfbereitschaft und überließ den Kriegern mit der ihnen damit eingeräumten ersten gesellschaftlichen Rangstellung auch die Pflege der ersten bescheidenen Kulturanfänge, die sich in urwüchsigen Waffentänzen äußerten. In solchem Zusammenhange erinnern wir uns denn auch gern des Zeugnisses eines Römers über unsere Vorfahren, einer Beschreibung des Tacitus in der Germania, der die Schilderung der bei festlichen Zusammenkünften üblichen kühnen Tänze, die nackte Jünglinge zwischen aufgepflanzten Schwertern und Lanzen aufzuführen pflegten, mit der feinen Bemerkung begleitet, daß es hierbei Übung zur Kunst und die Kunst zur sittlichen Anmut brachte.

Tatsächlich haben Spiele in mehr kriegerischer Form gerade bei unserm Volke durch alle Jahrhunderte nach den Schilderungen unserer Heldensagen und Dichtungen ständig eine große Rolle gespielt, bis sie sich schließlich in der Blütezeit des Ritterwesens unter den Hohenstaufen zu höchstem Glanze entwickelten.

Zu jener Zeit, welche körperliche Kraft und Gewandtheit als das höchste zu erstrebende Ziel betrachtete, wurde ähnlich der Bewertung menschlicher Stärke in dem Kindheitsleben der Völker auch dem Ritterstande in allen übrigen Kulturfragen die maßgebende Stellung eingeräumt. Keineswegs machte aber nur roher Mut das Wesen des wahren Ritters aus. Waren die Ansprüche allgemeiner Bildung, in deren Vertretung es sich mit dem Klerus teilte, auch nicht hoch, so verlangte die höfische Kunst doch von den Vertretern des Ritterstandes neben jeder körperlichen Gewandtheit Kenntnis des Gesanges und Saitenspiels, Anmut im Vortrag von Dichtungen und Sagen.

Da Ritterschaft nach Tristans Ausspruch schon in der Kindheit ihren Anfang nehmen mußte, so begann in frühester Jugend ernst und hart die Erziehung der Knaben unter den Buben-Zuchtmeistern. Mit mühsamen Übungen und Spielen im Ringen und im

Ringrennen zu Pferde wurde dem Körper die zum Kampfe erforderliche Kraft und Gewandtheit verliehen, bis der Jüngling nach 14 jähriger Übungszeit unter feierlicher Begehung uralter deutscher Gebräuche wehrhaft gemacht wurde und mit dem Ritterschlag den letzten Schlag erhielt, der den nun ganz freien Mann treffen durfte. Wir finden hier die Überlieferung der altgermanischen Schwertleite, bei der nach der Beschreibung des Tacitus der kriegstüchtig gewordene Jüngling durch die Verleihung der Frahme und des Schildes zum nunmehr freien Gliede der Volksgemeinschaft gemacht wurde.

Bei einer Kultur, die sich die Erziehung schöner Männlichkeit als Hauptaufgabe stellte, könnte es nun Wunder nehmen, daß sie von keinem gleichzeitigen Aufschwung der menschlichen Plastik begleitet war. Nach einer Blüte in der Frühgotik verkümmerte sie vielmehr in dem Grade, daß sie sich der Baukunst in völlige Sklaverei begab und sich bis zu Karikaturen der menschlichen Gestalt dem gotischen Linienspiel als symbolisches Ornament fügte. Eine Erklärung findet dieser Niedergang zu einem Teil in dem Umstande, daß Klima und Art der Kriegführung den menschlichen Körper in schwere Stoffe und Rüstungen zu verstecken nötigten, vor allem aber in der Anschauung der Zeit, die meinte, daß der Mensch eine sündige Materie sei, und die bei ihrer Abneigung gegen eine Darstellung blühenden, sinnlichen Lebens die Kenntnis des Nackten verpönte. So mußte die Plastik mit der Kenntnis des menschlichen Körpers einer ihrer höchsten Aufgaben, der Darstellung des Menschen, verlustig gehen.

Uns Nordländern entziehen ja Klima und Sitte ein wichtiges Hilfsmittel, das den Völkern unter südlicherer Sonne die natürliche Teilnahme an der Bildhauerkunst erleichtert. Daraus erklärt sich auch unsere — wer möchte dies leugnen — verhältnismäßig geringe Empfänglichkeit für das innere Wesen der Plastik, deren Beurteilung uns mehr Ergebnis angelernter Bildung, als Sache unmittelbaren Gefühls ist. Wir kennen den menschlichen Körper nur aus Museen. Die Gesetze und Bedingungen, unter denen die Skulptur das Schöne schafft, liegen aber sehr versteckt, und wir bedürfen viel meisterlicher Unterweisung und eines direkten Verkehrs mit der Natur, wenn nicht manchmal das Vortrefflichste von uns unbemerkt bleiben soll.

Entsprangen den kühnen Spielkämpfen der Ritter auf diesem Gebiet der Kunst keine unmittelbaren Anregungen, so waren die Ansprüche an die künstlerische Gestaltung dieser Wettkämpfe keineswegs gering, zumal nach der außerordentlichen Bereicherung der Anschauungen durch die Kreuzzüge. In jener Zeit sorgloser Daseinsfreude, die sich auf dem ernsten Hintergrunde strenger Kirchenzucht besonders lebhaft abhob, äußerte sich bei den alt überkommenen Volksfesten diese heitere Lebenslust im künstlerischen Festschmuck der Spielwiesen, in den farbigen Trachten der Zünfte und Bürger, iu den gesungenen Reigen und allerlei Schaustellungen mit einer Buntheit, die dem Farbenbedürfnis des starknervigen Geschlechts entsprach, das schließlich die Bemalung aller Skulpturen, ja aller Architekturen an Straßen und Plätzen verlangte. Wir können in diesem Bild als den Glanzpunkt fröhlichster Farbenpracht die festlichen Turniere nicht missen.

Das Rittertum stellte damit auch der Kleinkunst die vielseitigsten Aufgaben. Wir bewundern mit Recht den verfeinerten Geschmack in der Kunst der Schmiede, Goldschläger und Gewandschneider an den uns überlieferten Meisterwerken. Wir erfreuen uns an der straffen Linienführung und wahrhaft klassischen Ornamentierung der Harnische, an der phantastischen Zier der Helme mit ihren Kronen und Kleinodien, an der eleganten Panzerung der Rosse mit den langwallenden, über die Schweife der Streithengste herabhängenden prächtig gestickten Decken. Diese ganze in Gold und Purpur strahlende Erscheinung des Ritters, die die Augenlust des Volkes bildete, wurde die unmittelbare Veranlassung, in den Städten viele Tausende von kunstfertigen Händen zu beschäftigen, die noch lange über die Zeit des letzten Ritters Maximilian hinaus die ganze Welt mit kunstreichen Waffen und kostbarem Gerät versahen.

Der in der veränderten Kriegführung begründete Verfall des Ritterwesens, die veränderte Geistesrichtung des 15. und 16. Jahrhunderts, die alles Bestehende einer erneuten Kritik unterwarf, machten der lebensfrohen und prächtigen Farbenwelt des Mittelalters ein Ende, und lange politische Umwälzungen raubten für Jahrhunderte unserem Volke die Sicherheit des Daseins und damit diejenige Ruhe, die für die Pflege höherer äußerer Kulturformen unentbehrlich ist. Wir verdanken

der kleinbürgerlichen Welt, in die der deutsche Geist im 18. Jahrhundert sich zurückzuziehen gezwungen war, seine glänzende innere Entfaltung. Aber in der äußeren Lebensführung vermochte unser Volk erst mit der in unsern letzten schweren Kämpfen errungenen Machtstellung sich Daseinsbedingungen zu schaffen, die eine geschlossene äußere Kultur herbeizuführen vermögen.

Die deutsche Lernfähigkeit scheint sich nun aber auch auf dem Gebiet einer hieraus sich entwickelnden planmäßigen Eigenkultur zu bewähren, wenn wir sehen, daß unsere Jugend, angeregt durch die Erfolge des Auslandes, sich einer systematischen Körperpflege mit Begeisterung hinzugeben beginnt.

Die ersten Regungen einer richtigen Bewertung von Körperausbildung finden wir in dem stammverwandten England, das seit langem unter glücklichen äußeren Lebensbedingungen die ruhige Stimmung gefunden hat, einen harmonischen Ausgleich in der Erziehung zur Persönlichkeit anzustreben. England, das sich ja auch den Ruf erworben hat, das Land der schönen Greise genannt zu werden, hat im Laufe von Generationen einen Menschentypus geschaffen, dem nicht abzusprechen ist, daß er als ein sichtbarer Erfolg jener langen volkstümlichen Übungen gelten darf, die durch das ganze Jahr in allen Teilen des Landes unter Beteiligung aller Stände und Altersstufen gepflegt werden, und die in den wiederkehrenden großartigen studentischen Wettspielen ihren Höhepunkt erreichen. Das Volk der Britten hat es daher jetzt auch leicht, mit gutherzigem Spott über die allzurundlichen Gestalten der Pickwickier zu lächeln, die dort längst zur Legende geworden sind. Wir beobachten außerdem bei den Nationen, die einer systematischen Körperbildung huldigen, nicht nur eine Verschönerung in Wuchs und Haltung, die für die ästhetische Erscheinung unserer Umwelt sehr wesentlich ist, sondern auch eine Steigerung der von dem körperlichen Kraftbewußtsein getragenen, für ein tüchtiges Auftreten im praktischen Verkehr unerläßlichen geistigen Energie.

Eine besondere Bereicherung der neuerdings gepflegten öffentlichen Kampfspiele schaffte uns Schweden, dessen wissenschaftlich begründete Gymnastik seit ihrer Einführung vor 100 Jahren den Weg durch die ganze Welt gemacht hat. Der Wasserreichtum des Landes regte im Sommer zu Wettkämpfen im Schwimmen, Rudern und Segeln, im Winter aber zu besonders charakteristischen Übungen auf dem Eise an. Die nordischen winterlichen Spiele, die sich in Stockholm alle vier Jahre wiederholen und unter der Teilnahme aller Nationen mit ständigem Wechsel des Festprogramms eine ganze Woche dauern, zeigen musterhafte Leistungen im Schnee- und Eislauf, in mannigfaltigen Wettspielen und Kämpfen auf den gefrorenen Seen. Sie gestalten sich durch die sich daranschließenden Abendfeste mit volkstümlichen Tänzen bei nordischer Musik zu nationalen Feiern großen Stils.

Besonders ist hier auch Amerika zu nennen, das mit mächtigem Anlauf in allen Kulturfragen sich auf die Schultern der alten Welt zu schwingen bemüht ist. Nicht ohne ein Gefühl des Neides vermögen wir auf seine großartigen, kraft reicher Stiftungen vorbildlich ausgestatteten, den alten Gymnasien ähnlichen Bauanlagen zu blicken, zumal auf seine mit den Hochschulen verbundenen mustergültigen Einrichtungen, die der körperlichen Ausbildung der künftigen geistigen Führer der Nation gewidmet sind. Amerika schätzt seinen guten Willen, gerade auf dem Gebiet gleichmäßiger Körper- und Geistespflege, selbst so hoch ein, daß seine Bewohner schon geglaubt haben, sich als die neuen Griechen bezeichnen zu dürfen. Ihre mit den Kampfspielen verbundenen festlichen Veranstaltungen, zu denen sich Studienverbände alter und junger Generationen, Sportverbände, geschlossene Landsmannschaften aller Art zu vereinigen pflegen, legen dabei ein anschauliches Zeugnis dafür ab, wie unaufhaltsam das nationale Zusammengehörigkeitsgefühl dieses ethnologisch buntgemischten Volkes erstarkt.

Es würde eine Bereicherung unseres geselligen Lebens bedeuten, wenn unter Zusammenschluß von Spiel- und Turnvereinen, besonders auch unter korporativer Beteiligung unserer akademischen Jugend, eine Anregung Erfolg hätte, auch bei uns derartig periodisch wiederkehrende Festtage einzuführen, von denen sich dann auch diejenigen Gesellschaftsschichten nicht ausschließen dürften, in denen wir die geistig Leitenden zu suchen haben. Uns fehlt noch das rechte Gleichmaß zwischen Arbeit und Muße. Jede freundliche Unterbrechung der Berufsarbeit gilt uns als ein unverantwortlicher Raub an der guten Sache.

»Niemand taugt ohne Freude« sang Walther von der Vogelweide; sie macht innerlich frei und befähigt, alles künstlerisch Schöne leichter zu erkennen und zu würdigen.

Wir haben bei der Feststellung von Wechselwirkungen zwischen Körperkultur und Kunstbestrebungen eines Volkes vielfach der mit den Leibesübungen verbundenen öffentlichen Feste gedacht. Wir entfernen uns nicht von unserem Thema, wenn wir auf den inneren Zusammenhang beider hier noch einmal kurz eingehen. In den neuesten Verfügungen der Sächsischen Regierung über staatsbürgerliche Erziehung finden wir bereits eine bedeutsame direkte Aufforderung, Kampfspiele zum Ausgangspunkt öffentlicher Feste zu machen. Vielleicht erfüllt sich auf dem Wege des sichtbaren Auflebens der öffentlichen Spiele auch für uns dieser Traum Jahns, der schon vor 100 Jahren in seinem Buch: »Deutsches Volkstum« solche Volksfeste begeistert befürwortet hat. Der Festzug der kleinen und großen Panathenäen, der den den Griechen unentbehrlichen Rahmen für die Kampfspiele abgab, die Maifeiern des Mittelalters, die klassischen Feste der italienischen Renaissance, die festlichen Veranstaltungen heutiger Zeit in Süddeutschland geben Zeugnis von dem Bedürfnis, auch die unmittelbaren Äußerungen natürlicher Lebensfreude in ein künstlerisches Gewand zu kleiden. Wenn sich nun, wie man sagt, in den Formen solcher Feste stets die Kulturbeschaffenheit und die Kunsthöhe eines Volkes in ursprünglichster Weise betätigt haben, so müßten wir allerdings ernstlich auf eine Regeneration unserer öffentlichen Feste bedacht sein, die wir jetzt zumeist nur in der Form begehen, daß wir uns für das Anhören einer Festrede durch mehrstündige Tafelfreuden entschädigen.

Wie in früheren festesfrohen Zeiten dramatische und musikalische Vorführungen die Wettspiele ablösten, so könnten auch bei uns mit Heranziehung aller Künste, besonders der allereindrucksvollsten Kunstform der Schaubühne, neue Möglichkeiten heiteren gemeinsamen Lebensgenusses geboten werden. Vielleicht gelangten wir sogar auf diesem Wege zu einem langersehnten Ersatz unserer Luxusbühne durch ein Volkstheater großen Stils im großen Naturrahmen, der den Zuschauern beim Erleben der Dichtung — wie in der alten Welt - mit dem gleichzeitigen Anschauen der ewig waltenden Natur den Wirklichkeitsmaßstab für die Gedankenwelt des Dichters abgibt. Die Phantasie-Tätigkeit eines großen Teiles unseres Volkes ist durch das Eintönige seiner Arbeit und die Freudlosigkeit seiner Umwelt verkümmert. In der Schauspielkunst vereinigt sich die Dichtung mit der Musik, die Plastik der Darstellung mit der Farbenkunst, und der dramatische Dichter könnte wohl als pädagogischer und politischer Künstler mit der Begeisterung in schönem Rahmen weiten Kreisen des Volkes neue Lebenshorizonte eröffnen und wie früher Teilnahme für größere Dinge wecken und wachhalten. Unser Volk besitzt das Talent zur Begeisterung.

Derartige gemeinsame festliche Erlebnisse können nicht nur geeignet sein, die künstlerische Kultur zu steigern, sondern auch gesellschaftliche Scheidewände zu beseitigen und in einem Zusammengehörigkeitsgefühl auf idealem Boden uns gegen alle inneren und äußeren uns drohenden Gefahren zu wappnen.

Wenn Jahn im Jahre 1814 bei seiner Rückkehr von Paris hellseherisch in das Wartburg-Album schreiben konnte: »Großes haben wir erreicht, Größeres steht uns bevor«, so kann uns diese ernste Weissagung auch heute noch eine Mahnung sein. Die liebliche Kunde, daß die Welt einem ewigen Frieden entgegen gehe, wird dem nicht recht glaubhaft klingen, der ein Ohr hat für das »panische Brausen des Weltgeistes, das durch den Hochwald der Weltgeschichte geht«. Großartiger ist der ethische Gegensatz zwischen dem Frieden und den ihm gebrachten blutigen Opfern niemals zur Darstellung gebracht worden, als in den ergreifenden Schlüterschen Totenmasken als Ausdruck der furchtbaren Schrecken des Kriegs im Innern unseres Ruhmestempels, dessen Äußeres mit Siegestrophäen und Waffen reich geschmückt ist. Aber der Krieg hat auch seine ideale Seite. Seine sittliche Majestät besteht in der Hingabe des eigenen Ichs für eine große vaterländische Idee.

Bis wir aber die Versöhnung gefunden haben in dem Zwiespalt der Arbeit des Friedens und der wilden Arbeit des Kriegs, sind wir gezwungen, wie die Bewohner Jerusalems beim Wiederaufbau ihrer Mauern unter dem Drohen ihrer Feinde, in der einen Hand die Kelle zu führen, in der andern die Lanze. Wir müssen in unserem Volke ebenso die

leiblichen wie die geistigen Fähigkeiten pflegen, denen die ruhmreiche Geschichte unseres Vaterlandes zu verdanken ist. Daß sein Ruf uns stets bereit finde, sei das Gelübde, zu dessen Erneuerung der heutige Tag die besondere Aufforderung bietet.

Wir folgen ihr, wenn wir hier mit alter deutscher Gefolgschaftstreue unserm Kaiser und Allerhöchsten Schirmherrn das Gelöbnis unverbrüchlicher Treue wiederholen. So bitte ich Sie, mit mir in den dreimaligen Ruf einzustimmen:

Unser allergnädigster König und Herr, Kaiser Wilhelm II., er lebe hoch!

Die Kompliziertheit der industriellen Entwicklung.

Von Christian Cornelissen, Professor an der Université nouvelle, Brüssel.

Die Analogie der von der Wirtschaftslehre und von den Naturwissenschaften studierten Erscheinungen hat öfters die Aufmerksamkeit der Soziologen auf sich gelenkt, und namentlich die Nationalökonomen haben sich ihrer mehrmals bedient für die Ausarbeitung geistreicher Entwicklungstheorien. Und trotzdem sind die beiderseitig beobachteten Erscheinungen so spezieller Art und so kompliziert, daß man kaum vorsichtig genug sein kann, wenn man die allgemeinen naturwissenschaftlichen Gesetze auf das Wirtschaftsleben auszudehnen versucht.

Um dies weiter darzulegen, wähle ich ein Beispiel aus der deutschen nationalökonomischen Literatur:

In seinem höchst bedeutenden Buch über den Großbetrieb*) bringt Professor v. Schulze-Gävernitz, sich Marshall anschließend, die technische Entwicklung der Produktion in einen engen Zusammenhang mit den Gesetzen der organischen Entwicklung, so wie diese in der Entwicklungslehre Herbert Spencers formuliert sind; in ganz allgemeiner Art und fast absolut versucht er diese Entwicklungslehre anzuwenden bei der Auseinandersetzung und Erklärung der Differenzierung der Produktion in der Baumwollindustrie.

Man kennt die Spencersche Theorie: Während auf den niederen Stufen der Entwicklung die innere Struktur gleichmäßig ist (ich resumiere nach Schulze-Gävernitz), bildet sich eine immer größere Verschiedenheit der Teile aus; an Stelle gleichförmiger Zellenzusammenhäufungen treten komplizierte Organismen. Ursprünglich versieht jeder Teil alle Funktionen, so die ursprüngliche Zelle die der Ernährung und Fortpflanzung zugleich. Später ist für jede Funktion ein besonderes Organ ausgebildet, womit die gegenseitige Abhängigkeit der Teile von einander zunimmt. Jene niederen Lebewesen kann man beliebig teilen, sie leben weiter. Die Verletzung eines der Organe des höheren Organismus schädigt alle anderen Organe, ja kann den ganzen Organismus töten.

Und sehen wir uns jetzt die Analogie mit dem Wirtschaftsleben an: Während ursprünglich alle Gewerbe in einem Betriebe vereinigt sind — der sich selbst erhaltende Bauernhof, die Urgemeinde der Vorzeit —, sondert sich dann die Landwirtschaft von der Textilindustrie ab, diese von der Metallbereitung usw. Damit wächst die gegenseitige Abhängigkeit der einzelnen Wirtschaften. Die ursprüngliche Einzelwirtschaft kann ohne Schaden von ihresgleichen getrennt werden; die auf Arbeitsteilung und Tausch beruhende Wirtschaft geht, wenn aus dem Zusammenhang mit dem Ganzen gerissen, zugrunde oder bildet sich zu der früheren Wirtschaftsform zurück.

Diese allgemeinen Bemerkungen auf die mehr speziell von ihm studierten Textilindustrien anwendend, konstatiert v. Schulze-Gävernitz an der oben genannten Stelle (S. 88—89): »Ursprünglich ist die innere Struktur derselben eine gleichförmige; jeder der Kleinbetriebe produziert die Rohstoffe, verarbeitet sie und verbraucht sie; auch wo der Tausch später auftritt, ist der Kleingewerbetreibende Produzent und Kaufmann zusammen. Dem gegenüber steht die moderne Industrie, in der alle Funktionen geschieden sind, die Produktion und die Konsumtion, das gewerb-

*) Der Großbetrieb ein wirtschaftlicher und sozialer Fortschritt, Anfang des II. Kap., S. 86 ff.

liche und das kommerzielle Gebiet. Es bildet sich ein besonderer Markt des Rohmaterials, ein besonderer der erzeugten Waren; beide Märkte sind getrennt von der Fabrikation. Alle drei Glieder sind durch Zwischenglieder verbunden. Auch innerhalb der Fabrikation fortschreitende Arbeitsteilung....«

Bis soweit ist die Konstatierung der Tatsachen gewiß, von sozial-ökonomischem Standpunkt aus betrachtet, durchaus richtig. Durch die Differenzierung vollzieht sich in der Gesellschaft als Ganzem eine ähnliche Entwicklung wie die, welche durch die Arbeitsteilung im einzelnen Betriebe stattfindet. Nach und nach lösen sich spezielle Teile von einem gesamten Produktionsprozeß los, um sich selbständig zu machen. In der vorkapitalistischen Produktionsperiode zentralisierten sich die technischen Kenntnisse, die jede selbständige Produktionsart erheischte, in den einzelnen Berufsarbeitern, während zugleich die Arbeitsinstrumente, deren sie sich bedienten, allmählich sich in ihren Händen spezialisierten und modifizierten, bis sie zuletzt eine definitive Form annehmen, die eine gewisse Gegend oder auch eine ganze Zivilisationsepoche charakterisiert. So bildeten sich durch Arbeitsteilung und Spezialisierung nach und nach die verschiedenen Berufe des Handwerks und der Manufaktur.

Wenn dieser Prozeß zur Schöpfung von neuen Betriebsarten oder selbst, auf einer breiteren Stufe, von neuen selbständigen Industriezweigen führt, so laufen Arbeitsteilung und -spezialisierung auf Produktionsdifferenzierung, wie wir es nennen, hinaus.

Wie noch zu unserer Zeit unaufhörlich Einzelbeschäftigungen sich in verschiedenen Branchen von einem Gesamtarbeitsprozeß loslösen, so macht auch der Fortschritt der Produktion und Zivilisation noch fortwährend die Bildung differenzierter Betriebsarten und neuer Industrien möglich.

Professor Karl Bücher konstatierte die Existenz einer ganzen Reihe von neu entstandenen gewerblichen Berufsarten für die Ausführung solcher Arbeiten, welche früher die Hausfrauen oder die Dienstboten zu verrichten pflegten: Bereitung von Gemüse- und Obstkonserven, Feingebäck, Fleischwaren, Anfertigung und Ausbesserung von Frauen- und Kindergarderobe, Reinigen von Fenstern, Bettfedern, Gardinen, chemische Waschanstalten, Anstreichen und Bohnen von Fußböden, die ganze Gas- und Wasserinstallation, und schließlich verschiedene Berufsarten in der Kunst- und Handelsgärtnerei und der Tierzucht usw.*)

Weiter rufen auch die neuen Entdeckungen und die Fortschritte der Technik immer neue Industrien, die zur Befriedigung neuer Bedürfnisse dienen, hervor. So die Fahrrad-, Antomobil- und Luftschiffindustrien, die drahtlose Telegraphie, die Elektrotechnik und die chemischen Industrien usw. Die Rekrutierung der Arbeiterschaft und die ganze Einstellung solcher neuen Industrien geschieht mit Hilfe benachbarter Industriezweige, aus denen sich alle für ihr Aufkommen notwendigen Elemente loslösen.

Obgleich aber die Produktionsdifferenzierung die Entwicklung der Industrien auf einer gewissen Stufe charakterisieren kann, so würde es doch verkehrt sein, sie als die einzige, allgemein und in allen technischen Entwicklungsstadien waltende Tendenz zu bezeichnen.

Wenn Professor v. Schulze-Gävernitz hervorhebt, daß keine Industrie geeigneter ist, die Evolutionsgedanken Herbert Spencers zu belegen, als die englische Baumwollindustrie, und u. a. die Verbindung von Spinnerei und Weberei als ein Beispiel älterer Produktionsweise anführt — einer Produktionsweise, wie sie in den fortgeschrittneren Gegenden kaum mehr vorkommt und nur in zurückgebliebenen Ländern wie Rußland geläufig ist — so begeht er offenbar einen Irrtum, indem er einen speziellen Fall generalisiert und aus den Vorzügen, die die englischen Produktionsmethoden in der Baumwollindustrie zur Zeit seiner Enquête vor den russischen Methoden zeigten, eine allgemeine Regel hinsichtlich der Evolution der Industrien ableitet, eine Regel, die fehlschlägt, eben weil sie unvollständig ist.**)

*) Karl Bücher, Die Entstehung der Volkswirtschaft, Kap. IV.

**) A. a. O. vgl. auch für die russische Baumwollindustrie die Beschreibung, die Professor v. Schulze-Gävernitz an anderer Stelle davon gegeben hat: »Im Gegensatz zu der mittelrussischen Entwicklung, welche die kombinierten Betriebe auf Kosten der unkombinierten begünstigt, sind in England die früher auch dort verbunden gewesenen Produktionsstadien der Spinnerei und Weberei auseinandergefallen. Vom technischen Standpunkt aus ist diese Trennung vorzuziehen, weil der Leiter des Geschäftes seine Kenntnisse und Kräfte auf ein Gebiet vereinigen kann; kommerzielle Gründe aber sprechen dort nicht mehr für die Vereinigung, wo ein börsen-

Diese Zeilen sind gewiß geschrieben, bevor noch die Fusionen und industriellen Kombinationen jeder Art (Kartelle und Trusts) anfingen, in Europa wie in Amerika die Aufmerksamkeit der Nationalökonomen auf sich zu lenken und Einrichtungen zu schaffen, die, nach der allgemeinen Theorie des Herrn v. Schulze-Gävernitz, als ein Zeichen »unentwickelter Marktverhältnisse« und »Rückständigkeit« des Wirtschaftslebens aufzufassen sind. Aber in ihrer Allgemeinheit berücksichtigt die Schulze-Gävernitzsche Theorie auch ebenso wenig die Organisation verschiedener moderner großindustrieller Unternehmungen, die schon vor dem Ende des 19. Jahrhunderts angefangen hatten, Betriebe aller Produktionsstadien zu kombinieren und ihren Unternehmungen Arbeiterwohnungen, Krämereien und Bäckereien usw. für das Personal hinzuzufügen.

Die Kombination von Betrieben und Industriezweigen mit dem Zweck, soviel wie möglich in einer Produktionssphäre alle Fabrikationsstadien, von dem Rohstoff bis zur Fertigware zu vereinen, kann auf einer gewissen Stufe der Entwicklung von Produktion und Handel ebenso notwendig werden, wie es vielleicht die Produktionsdifferenzierung, technisch gesprochen, für dieselbe Sphäre in einer vorhergehenden Periode gewesen.

Zur Begründung stellen wir dem Spezialfall der Baumwollindustrie zur Zeit der Untersuchungen des Herrn v. Schulze-Gävernitz, einen anderen gegenüber, der gewiß ebenso treffend ist.

mäßiger Garnmarkt die Chancen für Spinner und Weber ausgleicht, und wo die Risiken der Preisschwankung schon deswegen geringer sind, weil Baumwolle und Garne im Verlaufe weniger Tage durch die Fabrik hindurchgejagt werden.«

»Geht die Verbindung von Weberei und Spinnerei schon auf unentwickelte Marktverhältnisse zurück, so ist die in Rußland übliche Vereinigung der Baumwollgroßbetriebe mit unzähligen Hilfs- und Nebenbetrieben erst recht ein Zeichen der Rückständigkeit der volkswirtschaftlichen Umgebung. Es gilt das zunächst von den Maschinenwerkstätten, wie denn z. B. in ganz Wladimir eine selbständige Maschinenfabrik irgend welcher Bedeutung überhaupt nicht besteht. Es gilt das aber nicht minder von all den Betrieben, welche dem Unterhalt der Arbeiter dienen und durch die eigentümliche Natur der russischen Fabrikarbeit notwendig gemacht werden, z. B. Bäckereien, Schlächtereien, Kramläden, Bädern, usw.« (Volkswirschaftliche Studien aus Rußland, Leipzig 1899, Kap. II. § V, S. 111).

Bei den vom Reichsamt des Innern in Deutschland angestellten Erhebungen über das Kartellwesen haben die Verhandlungen über die Stahlwerksverbände (am 20. und 21. Juni 1905) eine interessante Diskussion unter den sachverständigen Großindustriellen, Kaufleuten u. s. w. veranlaßt über die technische Überlegenheit der sogenannten »gemischten Werke« gegenüber den reinen Werken.*)

Obgleich es ohne Zweifel außerordentlich schwierig ist, eine allgemeine Regel in dieser Sache aufzustellen, da doch sehr verschiedene Verhältnisse, je nach der Lage der Werke und der Art der Betriebe in betracht kommen,**) so kann man doch sagen, daß die Großindustriellen, die eigene Hochöfen, eigene Erze und eigene Kohlen zur Verfügung haben und selbst ihr Halbzeug produzieren, regelmäßig einen großen Vorsprung haben vor denjenigen Werken, die gezwungen sind, ihr Halbzeug auf dem Markt zu kaufen. Die gemischten Werke haben auch, besonders in den letzten Jahren, fortwährend Fortschritte gemacht, während die Lage der reinen Werke, immer schwieriger wird. Ganz abgesehen von den Generalunkosten und den Transportkosten, die für die gemischten Werke, relativ genommen, bedeutend niedriger sind, stehen diesen auch die Gase der Hochöfen zur Verfügung, und sie können mit diesen Gasen, die sie in Elektrizität umwandeln, und die ihnen nichts kosten als die Anlage der Gasgebläse und der Gaskraftmaschinen, ihre Walzenstraßen und Arbeitsmaschinen betreiben, während die Besitzer der reinen Walzwerke für Kohlen und sonstiges Brennmaterial bedeutende Summen aufbringen müssen.***) Weiter walzen die größeren gemischten Werke direkt aus Rohblöcken in erster Hitze und können also die Hitze der Rohblöcke ausnutzen bei der Fabrikation bestimmter Produkte (z. B. in der Trägerfabrikation); die großen Thomaswerke walzen auch das Stabeisen aus warmen Blöcken, sodaß sie eigentlich so gut wie keine Öfen brauchen.†)

*) Vgl. Kontradiktorische Verhandlungen über Deutsche Kartelle, Heft 10 (Stahlwerksverbände) besonders die S. 305 ff.

**) Was z. B. deutlich vom Kaufmann Klöckner aus Duisburg auseinandergesetzt wurde, siehe daselbst S. 305 f.

***) Daselbst S. 307.

†) Daselbst, S. 312 und 316 f.

Freilich ändert sich die Lage einigermaßen zu Gunſten der reinen Werke in der Fertigwareninduſtrie, wo die kleinen Werke, besonders wenn sie zu Verbänden zusammengeschlossen sind und eine weitgehende Spezialisierung durchführen, vielfach noch den großen Stahlwerken die Spitze bieten können. In der Weiterverarbeitung und Verfeinerung, wo das zu bearbeitende Material kalt vorliegt, hört die technische Überlegenheit der großen Werke vielfach auf.

Im Großen und Ganzen aber, und wenn es sich nicht um Spezialfabrikate handelt, die eine gewisse Verfeinerung in der Bearbeitung erheischen, scheinen sich augenblicklich die reinen Werke in vollſtändiger Abhängigkeit von ihren mächtigen Gegnern zu befinden. Für die Massenproduktion kommen sie eigentlich nur in Zeiten günſtiger Konjunktur in Frage, wenn die großen gemischten Werke ihnen zu hohen Preisen ihr Halbzeug verkaufen, aber in ungünſtigen Zeiten bleiben die reinen Werke oft ohne Beschäftigung.

Die Fusionen und besonders die Kartelle und Truſts haben in den letzten Jahren viel dazu beigetragen, die Lage für die reinen Werke in der Eisen- und Stahlinduſtrie zu verschlimmern.

Nun können sich aber ähnliche Verhältnisse, wie oben für diese Induſtrie beschrieben, in nächſter Zukunft schon gleicherweise zum Beispiel in den Textilinduſtrien und namentlich in der Baumwollinduſtrie herausſtellen, in denjenigen Induſtrien, die augenblicklich in Europa noch nicht dieselbe Phase hoher technischer und finanzieller Entwicklung erreicht haben wie die Metallinduſtrien.*) Die Entwicklungsſtufe, auf der jetzt schon, in unserer Ära der Fusionen und kapitaliſtischen Kombinationen aller Art, die Baumwollinduſtrie in England und besonders in den Vereinigten Staaten angelangt iſt, rechtfertigt meine Voraussetzungen über diesen Punkt.

Ich komme zu folgendem Schlusse:

Die kapitaliſtische Organisation der Induſtrien kann sowohl einerseits zur Differenzierung und Spezialisierung der Berufe führen, als anderseits zur Assimilation verschiedener Berufe unter der allgemeinen Bezeichnung von »Fabrikarbeit«, in welchem letzteren Fall der Spezialiſt dem Arbeiter, der zwei, drei oder gar sechs verschiedene Berufe ausübt, ohne einen einzigen gründlich zu kennen, die Stelle räumt. Gleicherweise hat die kapitaliſtische Entwicklung der Produktion nicht nur gewisse Betriebspartien von Handwerk und Induſtrie in differenzierte und selbſtändige Gewerbezweige umgewandelt; sondern sie hat umgekehrt auch in mehreren Branchen zur Kombination von früher differenzierten und mehr oder weniger selbſtändigen Betrieben und Induſtrien und zu ihrer Verschmelzung (die englischen Induſtriellen kennen hier den Ausdruck »Integration of Industry«) in großinduſtrielle Unternehmungen geführt.

In gewissen Produktionszweigen iſt schon zu konſtatieren, daß eben der früher schon vollzogene Prozeß der Differenzierung und der Spezialisierung es möglich gemacht hat, auf eine spätere und höhere Entwicklungsſtufe zur Vereinigung und Kombination der Induſtrien und damit zur Vereinfachung der Produktion und zu enormen Ersparnissen zu gelangen. Bemerken wollen wir noch, daß die Gegenüberſtellung von Differenzierung und Spezialisierung der Betriebe und Induſtrien einerseits und ihrer Vereinigung und Kombination anderseits nicht mit der ihrer Dezentralisation und Zentralisation identisch iſt.

Gewiß ruft die Vereinigung und Kombination der Betriebe und Induſtrien notwendigerweise eine gewisse Zentralisation hervor, die in den modernen Kartellen und Truſts zu einer bisher unerhörten Höhe gekommen iſt, wo ein Dutzend Großinduſtrielle und Großfinanziers in ihrer Branche ganze Länder und Kontinente beherrschen.

Anderseits kann freilich die Differenzierung zur Dezentralisation führen, indem sie z. B. eine Werkſtattinduſtrie in Hausinduſtrie umwandelt, die in einer Menge von kleinen spezialisierten und über eine ganze Gegend sich ausbreitenden Unternehmungen ausgeübt wird.

*) Herr Henry W. Macrosty (The Trust Movement in British Induſtry, London 1907, Kap. V, S. 123) ſtellt noch kategorisch die englischen Textilinduſtrien, in denen die »horizontalen« Fusionen die Überhand haben, der Eiseninduſtrie Englands gegenüber, in der dagegen »vertikale« Kombinationen viel früher und mehr prononziert zur Durchführung kamen. Allein an verschiedenen Stellen seiner interessanten Arbeit weiſt er nach, wie die großen »Amalgamationen« in der englischen Textilinduſtrie eben durch die »horizontalen« Fusionen gleichfalls zur »vertikalen« Kombination gebracht wurden, indem sich die Unternehmer veranlaßt sahen, sich von dem Markte ihres Rohmaterials und ihrer Hilfsſtoffe unabhängig zu machen und z. B. sich ihre eigene Kohlenzeche anzuschaffen.

Wir haben aber auch gesehen, daß, sobald eine Betriebsart oder auch eine ganze Industrie sich aus einer Gesamtproduktion loslöst, der also neu gebildete Produktionsorganismus anfängt, alle zu seiner Existenz notwendigen Elemente, die er benachbarten Industrien entnimmt, zu konzentrieren und zu zentralisieren. In dieser Hinsicht sind die Differenzierung und die Spezialisierung von Zentralisation begleitet.

Weiter kann die Kombination von Betrieben und Industrien in den modernen Großunternehmungen eine selbst weit durchgeführte Zentralisation zur Folge haben — wenn man im großen und ganzen die technische und finanzielle Organisation dieser Unternehmungen betrachtet — und braucht trotzdem eine bestimmte Dezentralisation auf sekundären Partien nicht auszuschließen. In diesem Fall können Zentralisation und Dezentralisation gleicherweise in der Kombination ihren Ursprung haben.

Die großen Warenhäuser in den Handels- und Verkehrszentren haben zu einem hohen Grade den Handel einer enormen Anzahl Verbrauchsartikel zentralisiert mittels einer ingeniösen Vereinigung und Kombination vieler »Abteilungen«, die jede für sich einen Handelszweig repräsentieren, der früher selbständig war. Wenn aber auch der Handel in diesen großen Geschäften zentralisiert ist, so ist es doch mit vielen der Industrien, die sie versorgen, ganz anders beschaffen. Die Bildung der großen Warenhäuser hat doch viel dazu beigetragen, die Betriebe und Industrien zu differenzieren, indem sie eine bedeutende Anzahl von Kleinunternehmern und Heimarbeitern rekrutierten, dabei immer mehr deren Arbeit auf bestimmte Artikel: Möbel, Kleidung, Spielzeug, Korb-, Bürstenwaren usw. spezialisierend.

Ein analoger Fall liegt in verschiedenen Branchen der Wäsche- und Kleiderkonfektion vor. So zeigt z. B. die Pariser Wäschekonfektion eine unleugbare Konzentration und Zentralisation verschiedener Artikel, die vor allem der Einführung neuer Maschinen zu danken ist. Allein dieser Prozeß war begleitet von einer nicht weniger ausgesprochenen Zerstreuung wichtiger Teile der Fabrikation in Hausindustrie und von einer teilweisen Übersiedelung des Betriebes nach den neuerrichteten Werkstätten in der Provinz. Die Differenzierung und Dekonzentrierung solcher Arbeiten und Teilbetriebe waren hier eine wesentliche Bedingung, wodurch die Konzentrierung der übrigen Produktion und die Zentralisation der allgemeinen Leitung der Unternehmungen in Händen großer, kapitalkräftiger Fabrikanten erst recht möglich wurde.*)

Dieselbe Bemerkung gilt auch für verschiedene Zweige zentralisierter Produktion oder Distribution (wie Brauereien, Automobil- und Fahrradfabriken, Importhäuser exotischer Produkte usw.), wo Fabrikant und Großhändler für den Detailverkauf ihrer Artikel einer gewissen Anzahl Lagerhalter oder einiger Filialen bedürfen. Hier werden Konzentration und Zentralisation der Produktion oder des Handels von der Differenzierung und der Dezentralisation im Detailverkauf, die notwendig sind, um den Konsumenten auf dem kürzesten Wege zu erreichen, ergänzt. Ein noch anderes Aussehen nimmt dann und wann das von uns konstatierte Phänomen in der Agrikultur oder der Agrikulturindustrie an. Eine bekannte amerikanische Enquête wies vor einigen Jahren die Notwendigkeit der lokalen, produktiven Konsumtion — sei es auch in bescheidenem Maße — zur Verstärkung der heutigen Lage der Getreidekultur nach, wo Produktion und Handel, wie man weiß, aufs höchste zentralisiert sind. »Wir haben unseren nationalen Geist«, so sagt die Industrial Commission zu dieser Sache, »so vollständig gesättigt mit der Idee, daß die Zentralisation die unvermeidliche Tendenz aller Industrie ist, daß wir vergessen, daß die Dezentralisation ebenso unvermeidlich ist, wie die Ebbe nach der Flut.«

In allen oben erwähnten Fällen ist die Dezentralisation in gewissen Zweigen der Produktion und der Distribution der Reichtümer ein notwendiger Begleiter der Zentralisation in anderen Branchen oder in der allgemeinen Produktionsleitung. Auch kann die Dezentralisation in den ersteren einen nicht weniger offenbaren technischen und sozialen Fortschritt bedeuten, als die Zentralisation in den letzteren.

Weiter noch: in keiner Sphäre der produktiven Tätigkeit der Menschheit würde man definitiv auf die Vorherrschaft einer

*) Siehe »Office français du Travail, Enquête sur le travail à domicile dans l'industrie de la lingerie«, I. Teil, Paris 1907, besonders S. 25–26, 40, 41–42 44–45, 47 und 49.

der beiden hier besprochenen Tendenzen: die der Dezentralisation durch Spaltung und Differenzierung der Betriebe und der Induſtrien, oder umgekehrt die der Zentralisation durch Fusion und Kombination der Unternehmungen, schließen können.

Nachrichten und Mitteilungen.

Korrespondenz aus Brüssel.

Die Reichtümer Katangas auf dem Weltmarkt.

In den letzten Monaten waren die Aktien der sogenannten »Union Minière du Haut-Katanga« ein Favoritpapier der Brüsseler Börse. Fabelhafte Kombinationen wurden an die Zukunft der Gesellschaft geknüpft, welche die südlichſte Landschaft des Kongoſtaates, Katanga, in bergbaulicher und anderer Hinsicht erschließen will, ja, die Gerüchte verſtiegen sich soweit, daß man behauptete, allein die Kupfervorräte Katangas — von den Gold-, Silber-, Platin- und anderen Schätzen jener Landschaft ganz zu schweigen — seien im Stande, den Gesamtbedarf der Welt an Kupfer auf mindeſtens 100 Jahre zu decken. Derartige Gerüchte wird man ja nun zweckmäßig unter die bekannten Börsenmanöver zu rechnen haben, die weniger auf Glaubwürdigkeit ihrer Ausſtreuungen als auf Bluff und Sensation für ein paar Tage Anspruch machen; dennoch aber kann es keinem Zweifel unterliegen, daß man jene Meldungen auch nicht ohne weiteres als Tartarennachrichten beiseite schieben darf, denn daß in Katanga ungeheure Mineralreichtümer und obendrein kolossale Schätze an Kautschuk, Elfenbein usw. zu holen sind, iſt zweifellos, ja, man darf ohne weiteres Katanga als eines der reichſten Länder der Erde bezeichnen. Doch das iſt seit langem bekannt, und nur über den Umfang dieser Reichtümer sind die Akten noch nicht geschlossen. Selbſt wenn aber nur die vor drei Jahren von unparteiischen Beurteilern mitgeteilten Schätzungen zutreffend sind (die neuerdings als viel zu niedrig bezeichnet werden), wonach die Kupfer- und Goldlager Katangas allein einen Wert von je 4 Milliarden Mark darſtellen, würde die obige Bezeichnung Katangas zutreffen.

Warum aber iſt bei dieser seit langer Zeit bekannten Lage der Dinge nicht längſt an eine Ausbeutung der lagernden Schätze gegangen worden? Nun, die rege Aufmerksamkeit der zunächſt beteiligten Kongo-Regierung und privater Unternehmer-Gesellschaften war schon seit längerer Zeit auf den Mineralreichtum dieses entlegenen Landſtrichs gerichtet, vor allem auf den Goldgehalt, auf den man zuerſt vor 20 Jahren zu achten begann, als G. Grey im benachbarten Nordweſt-Rhodesia, nahe der Grenze, den Goldbezirk Kansanschi auffand. Man hegte daher seit langem den Wunsch, hier bergbaulich die in der Erde vergrabenen Reichtümer auszumünzen. Dieses erklärliche Verlangen führte sogar schon 1891 zur Gründung der »Katanga-Gesellschaft«, an der die Kongo-Regierung mit $^2/_3$ des Aktienkapitals beteiligt war; der Verwirklichung ſtellte sich aber bisher ein unüberwindliches Hindernis entgegen — die vollſtändige Unmöglichkeit, die Mineralien Katangas in einer auch nur halbwegs lohnenden Weise zur Küſte und übers Weltmeer zu schaffen. Seit Jahren war es das Beſtreben der Kongoregierung und vor allem des kürzlich verſtorbenen Königs Leopold von Belgien, der bekanntlich auch schon vor der Übernahme des Kongoſtaates durch Belgien (1908) Oberhaupt des Kongoſtaates war, Verkehrswege zu schaffen, die eine ausgiebige Erschließung Katangas im Gefolge haben könnten. In neueſter Zeit scheint ja nun, zunächſt durch die Kap-Kairo-Bahn, eine Erfüllung dieses Wunsches möglich gemacht zu werden, wenn auch keineswegs in einer als ideal zu bezeichnenden Weise, und Katanga wird nun wohl bald eine Rolle auf dem Weltmarkte spielen, während es bisher in bezug auf seine Bodenschätze noch durchaus jungfräulicher Boden war.

Die anfängliche Idee, den Kongo selbſt als Verkehrsſtraße zum Meere zu benutzen, war undurchführbar, denn wenn auch der Kongo eine der schönſten Wasserſtraßen der Erde iſt und nur an drei Stellen durch Wasserfälle und Stromschnellen eine Schiffahrt unmöglich macht, sodaß Uferbahnen den Verkehr vermitteln müssen, so genügte doch diese dreimalige Behinderung der Schiffahrt, in Verbindung mit der ohnehin sehr großen Länge des schiffbaren Stromes (ca. 4000 km), um diesen Transportweg für Katangas Bedürfnisse außer Betracht kommen zu lassen, zumal da die Flußschiffahrt in Afrika ohnehin häufig teurer zu ſtehen kommt als ein Transport mit der Bahn.

In richtiger Erkenntnis dieser Tatsache suchte die Kongoregierung nach einem anderen Ausweg zur zweckmäßigen Verkehrserschließung Katangas. Hierfür bot sich aber zunächſt nur eine einzige Möglichkeit: die vielgenannte Kap-Kairo-Bahn iſt es, die Katanga endlich den langersehnten Weg zum Meere schaffen wird. Der Wunsch, die Viktoriafälle des Sambesi dem Touriſtenverkehr zu erschließen, hatte ja ohnehin die Kap-Kairo-Bahn im nördlichen Rhodesia viel weiter nach Weſten geführt, als ursprünglich geplant war. Aus diesem Zufall wird nun Katanga Nutzen ziehen.

Die Kap-Kairo-Bahn war 1907 bis zu dem 602 km nördlich von den Viktoriafällen gelegenen Broken Hill in Rhodesia geführt worden. Man hoffte hier einen Bergwerksbetrieb ins Leben rufen zu können; da dieser aber wegen zu geringer Ergiebigkeit der Grube nicht zu ſtande gekommen iſt, so war der nördlichſte Teil der Bahn jenseits des Sambesi zunächſt eigentlich ganz überflüssig. Nur ein einziges Mal in der Woche verkehrte zwischen

Broken Hill und den Viktoriafällen ein Zug in jeder Richtung, und auch dieser Zug war fast stets leer. Ein Güterverkehr fand gleichfalls kaum statt. Da machte nun die Kongoregierung der Verwaltung der rhodesischen Eisenbahnen den Vorschlag, die Bahn von Broken Hill nicht nur nordostwärts zum Südende des Tanganyika-Sees, der demnächst von der Gleisspitze erreicht werden wird, sondern außerdem auch nördlich zu der nicht mehr sehr fernen Grenze des Kongostaats und über diese hinaus in das Gebiet von Katanga zu verlängern, wo zunächst Elisabethville und die außerordentlich reiche Étoile du Congo-Mine, deren Kupferreichtum auf 600,000 Tonnen veranschlagt wird, von der Bahn erreicht werden sollten und inzwischen erschlossen worden sind.

Da der Vorschlag beiden Teilen gleich große Annehmlichkeiten und Vorteile bot, dauerte es nicht lange, bis zwischen der am 28. Oktober 1906 gegründeten englisch-belgischen »Minière du Haut-Katanga«, die mit der Kongoregierung ziemlich identisch war, und der rhodesischen »Tanganyika Concessions Limited«, denen nunmehr die gemeinsame Ausbeutung der Katanga-Minen zusteht, eine entsprechende Vereinbarung getroffen war. Seit dem 12. Dezember 1909 führt ein Zweig der Kap-Kairo-Bahn von Broken Hill nach Katanga hinein, und auch der Distrikt von Kambove, der reichste des Kongostaats, wird in naher Zukunft erreicht werden!

Die Mineralschätze Katangas sollen nun freilich nicht etwa mit der Bahn bis nach Kapstadt befördert und dort ans Meer gebracht werden; vielmehr werden die Transporte in Buluwayo die Kap-Kairo-Bahn verlassen und über Salisbury nach Beira im portugiesischen Mozambique laufen. Auch dorthin dauert zwar die Reise von Katanga, da die Entfernung rund 2800 km beträgt, noch 4½ Tage, während die Fahrt nach Kapstadt 5½ Tage in Anspruch nehmen würde; aber es wird dies dennoch die weitaus schnellste und kürzeste Verbindung mit dem Meere sein, die unter den gegebenen Verhältnissen bis auf weiteres für Katanga überhaupt möglich ist.

Dass der Weg von Katanga über Buluwayo nach Beira nur die vorläufige Ausfuhrstraße für die Mineral-Reichtümer des südlichen Kongostaates darstellen soll, ist ganz selbstverständlich. Der Umweg über Buluwayo ist viel zu groß, als daß es dauernd dabei sein Bewenden haben kann. Schon jetzt ist eine abkürzende Bahnlinie zwischen Broken Hill und Salisbury in Angriff genommen, die, unter Vermeidung von Buluwayo und den Victoriafällen, den Weg nach Beira erheblich abkürzen wird. Auch solche Bahnen, die einen noch bequemeren Anschluß Katangas an die nördlich von Beira gelegenen portugiesischen Häfen Quelimane und Porto Amelia ermöglichen, werden vielleicht dereinst zu stande kommen.

Von noch ungleich größerer Bedeutung für Katanga muß jedoch noch eine andere Bahn werden, die gegenwärtig im Bau ist und künftig Katanga einen Schienenweg gen Westen, zur Küste des Atlantischen Ozeans, in Portugiesisch-Angola, schaffen wird, die sogenannte Benguella-Bahn. Die Idee zu dieser Bahn ist bereits alt und ist ebenfalls auf eine Anregung der Kongostaatregierung zurückzuführen. Wenn diese für Katanga unbedingt wünschenswerteste unter allen Bahnen bisher nicht zustande gekommen ist, so war die ungünstige finanzielle Lage Portugals daran schuld; wenn sie gegenwärtig rüstig vorwärtsschreitet, so kommt das Verdienst wieder einmal England zu.

Portugal wollte ursprünglich selbst eine vom Angola-Hafen Benguella ins Hinterland reichende Bahn herstellen, um das Katanga-Hochland von Kakonda zu erreichen und vor allem die viel versprechenden Ruve-Minen am Sualahá-Fluß zu erschließen; es ging daher auf die Anregung der Kongoregierung ein und begann, von englischem Gelde unterstützt, die Bahn zu bauen. Doch kam das Unternehmen infolge von technischen und finanziellen Schwierigkeiten bald zum Stocken; unter Abänderung des ursprünglichen Projekts wollte man nun wenigstens Bihé in Angola mit Benguella verbinden; selbst diese Bahnführung war aber durch Hindernisse von gleicher Beschaffenheit lange Zeit stark in Frage gestellt. Da nun haben sich die Engländer mit ihrem bewundernswert scharfen Blick für wirtschaftliche Möglichkeiten rasch entschlossen hinter die Sache gestellt; in wenigen Wochen wird jetzt der schwierigste Teil der Strecke, bis 350 km von Benguella, fertiggestellt und dem Betrieb übergeben sein, und dann dürfte die Fortführung der Bahn, da das weitere Gelände ostwärts vorwiegend eben ist, recht rasch vor sich gehen, so daß in etwa drei bis vier Jahren die Bahn zwischen Benguella und Katanga verkehren wird. Dann wird diese Bahn es sein, der die goldenen Früchte aus Katangas Erschließung zum großen Teil zufallen werden.

Inzwischen ist nun noch ein neues Verkehrsprojekt auf den Plan getreten, für das sich ganz besonders der gegenwärtige Belgierkönig Albert aufs lebhafteste erwärmt hat, und das auch vom belgischen Ministerrat lebhaft willkommen geheißen worden ist. Es soll vom Kambove-Distrikt mit möglichster Beschleunigung eine etwa 960 km lange Bahn nordwärts nach Lusambo und zum Fluß Sankuru gebaut werden. Hier würden die Transporte von den Schiffen übernommen und von ihnen den Sankuru, Kassai und Kongo abwärts bis zum Stanley-Pool geschafft werden, nahe der Mündung des Kongo. Diese selbst freilich ist von wilden Katarakten auf eine mehrere hundert Kilometer lange Strecke erfüllt und demgemäß von Schiffen nicht zu befahren. Sie wird jedoch seit 1898 von der sogenannten Kataraktenbahn umgangen, welche den Verkehr von Menschen und Waren zwischen dem Meer und dem schiffbaren Flußsystem des Kongo-Stromgebietes vermittelt. Auf diese Weise würden die Katanga-Transporte zwar mehrfach umgeladen werden, aber sie bewegen sich ausschließlich im Kongostaat selbst, und es ist daher klar, daß man in Belgien diese Lösung des Katanga-Verkehrsproblems freudiger als jede andere begrüßen würde. Die Verwirklichung dieses Verkehrsprojekts hat neuerdings an Wahrscheinlichkeit überraschend schnell gewonnen, und der Benguella-Bahn ist daher schon lange vor ihrer Vollendung eine höchst gefährliche und bedenkliche Konkurrenz entstanden, sodaß man fast zweifelhaft sein kann, ob der kostspielige Bau der Benguella-Bahn unter solchen Aussichten überhaupt fortgeführt und beendet werden wird.

Von den etwa 120 abbauwürdigen Kupferlagerstätten Katangas wird zunächst die schon genannte Étoile du Congo-Mine von sich reden machen, die, wie man hofft, schon binnen Jahresfrist monatlich 2500 Tonnen Kupfer würde auf den Markt werfen können. Es ist klar, daß die Einführung des Katanga-Kupfers auf den Weltmarkt ein Faktor von größter wirtschaftlicher Bedeutung sein wird, und da die Kupferproduktion ohnehin die Nachfrage bekanntlich übersteigt, so sehen manche Kreise der Verkehrserschließung Katangas nicht ohne schwere Besorgnis entgegen, zumal da auch der ungewöhnlich reiche Kupfergehalt der Katangaerze auf das Aufkommen einer höchst gefährlichen Konkurrenz hinwies. Während nämlich die amerikanischen Minen nur Kupfererze mit 2–5 Prozent Kupfergehalt kennen, enthalten die Katanga-Minen (und ähnlich die Minen der deutschen Otavi-Gesellschaft bei Otavi und Tsumeb in Deutsch-Südwest) durchschnittlich über 15 und im Maximum bis 26 Prozent Kupfer! Man mag ermessen, was dies für die übrigen Kupferproduzenten bedeutet, wenn neuerdings die Kupferlager Katangas auf mindestens 75 Millionen Tonnen Erz veranschlagt werden!

Doch immerhin, es ist auch hier dafür gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen! Unter andren Umständen könnten die Katanga-Minen vielleicht den gesamten sonstigen Kupfermarkt erdrosseln; hier aber müssen, wie die Dinge liegen, die billigen Gestehungskosten durch den unter allen Umständen sehr weiten Weg zur Küste und die entsprechend teuren Bahntransporte zum größten Teil kompensiert werden. Erst wenn in mehreren Jahren die Benguella-Bahn nach Katanga läuft, kann das Auftauchen des Katangakupfers auf dem Weltmarkt sich wesentlich bemerkbar machen. Vorher wird dies wohl nur in bescheidenem Umfang der Fall sein, und plötzliche Beunruhigungen und ernste Erschütterungen auf dem Kupfermarkt sind bis dahin von dieser Seite her schwerlich zu befürchten: die 2800 km Bahnfahrt zum nächsten Hafen sind ein wirksames Ventil für jede Überspannung der Katanga-Produktion in den ersten Jahren, und überdies würde die »Union Minière du Haut-Katanga«, nachdem sie so lange auf eine Verwertung ihrer Minenrechte verzichten mußte, sich ja nur in's eigene Fleisch schneiden, wenn sie gegenwärtig, wo sie mit enormen Transportkosten rechnen muß, gleich große Mengen von Kupfer auf den Markt bringen und den Verkaufspreis unnötig drücken wollte, während sie in ein paar Jahren, wenn die Bahn nach Benguella läuft, ungleich größere Verdienste mit ihren Produkten erzielen kann. Die Katanga-Produktion dürfte also in den ersten Jahren noch gering bleiben und der Übergang zu einer neuen wirtschaftlichen Epoche des Kupfermarktes sich unmerklich und fast allmählich vollziehen.

Daß Katanga einer sehr bedeutenden Zukunft entgegengeht, kann kaum zweifelhaft sein, obwohl noch manche glückliche Umstände zusammentreffen und die Erwartungen erfüllen müssen, um alle Blütenträume zum Reifen zu bringen. Jedenfalls sind zur Zeit die Katanga-Aktien ganz bedeutend überwertet, und künftige Entwickelungsmöglichkeiten sind allzu übereilt als unzweifelhafte Tatsachen eingeschätzt worden, um die Kurse in die Höhe zu treiben. Oder ist es nicht ein Nonsens, wenn die Aktien der »Union Minière du Haut-Katanga«, die noch kein nennenswertes Erträgnis wirklich abgeworfen haben, im Dezember mit 1400 Prozent gehandelt wurden, oder die 500-Francs-Aktien der »Compagnie du Katanga« mit 3800 Francs? Leider waren an dieser wildgewordenen Spekulation deutsche Kreise in besonders reger Weise beteiligt.

Mitteilungen.

Das Deutsche evangelische Institut für Altertumswissenschaft des heiligen Landes zu Jerusalem kann im 6. Jahrgange seines »Palästinajahrbuches«, in dem der Vorsteher Professor D. Dr. G. Dalman den Jahresbericht für das Arbeitsjahr 1909/10 gibt, mitteilen, daß »seitens des Stiftungsvorstandes die ersten Schritte geschahen, um die Mittel für die Schaffung eines eigenen Heims für das Institut flüssig zü machen und mit der Sammlung eines Baufonds zu beginnen.« Es wird darauf hingewiesen, daß die École biblique glänzende Räumlichkeiten besitzt, daß das deutsche archäologische Institut der Görres-Gesellschaft über nahezu unbegrenzte Räume verfügt, daß das Amerikanische archäologische Institut mit dem Bau eines eigenen Hauses beschäftigt ist, während das Deutsche evangelische Institut sich mit unzureichenden und nichthygienischen Mietsräumen bisher begnügen muß. Gaben für den Baufonds nimmt die Bureaukasse des Ministeriums der geistlichen Angelegenheiten in Berlin, Wilhelmstraße, an. Aus dem Jahresbericht verdient besonders der Bericht über die im November 1909 unternommene Reise nach Pera Erwähnung, deren wichtigste Aufgabe die Nachprüfung der früher dort von Dalman gesehenen nabatäischen Inschriften war, auf der aber auch ethnologische Studien getrieben und über die religiösen Sitten der Bauern und Beduinen jener Gegenden Erkundigungen eingezogen wurden. Dem Bericht sind gute Abbildungen beigegeben. In dem zweiten Teile des Jahrbuches werden fünf »Arbeiten« aus dem Institut wiedergegeben. Dalman bietet in seinem Vortrage »Einst und jetzt in Palästina« kulturgeschichtliche Streifzüge, die mit der Feststellung schließen, daß Palästina nach vielen Wandelungen ein arabisches Land geworden sei, und daß, wer hier bloß germanisieren oder europäisieren wollte, nicht an seinem Fortschritt, sondern an seinem Niedergange arbeiten würde. In seinem Aufsatz »Der Eckstein« sucht Professor Hugo Greßmann unter Heranziehung der Technik des Mauerbaues mit Quadersteinen Jesaja 28,V. 14–22 richtiger zu deuten. Privatdozent A. Alt behandelt die Frage nach der Stätte des benjamitischen Mizpa von neuem. Die beiden letzten Arbeiten beschäftigen sich mit den Muslim. Privatdozent Paul Kahle schildert (S. 63–101) die moslemischen Heiligtümer in und bei Jerusalem. Von Dr. Gustav Rothstein erhalten wir eine Beschreibung moslemischer Hochzeitsgebräuche in Lifta bei Jerusalem. Der arabische Text, dem die deutsche Übersetzung vorausgeschickt ist, berichtet über die (vorläufige) Einigung, über die Verlobung mit Festsetzung des Preises, Bestimmung des Vormunds für die Braut, dem Versprechen und der Rezitation der Eingangssure des Korans, über die

Zeit zwischen Verlobung und Hochzeit, über den Beginn der Hochzeit mit den Freudennächten, nämlich der Nacht des Klatschreigens und der Nacht der Henna (gelbroter Farbstoff), und schließlich über den eigentlichen Hochzeitstag.

*

Nach der Jahrhundertfeier der Universität Berlin ist vielfach der Wunsch laut geworden, daß die Reden und Ansprachen, mit denen der Rector magnificus Erich Schmidt in so geistreicher und formvollendeter, wie fein nuanzierter und den Bedürfnissen des Augenblicks und der Eigenart der gerade vorliegenden Aufgabe so trefflich entsprechender Weise die Gäste der glänzenden Festakte begrüßte, allgemein zugänglich gemacht würden. Dieser Wunsch ist jetzt erfüllt worden. In einem hübschen »Reden zur Literatur- und Universitätsgeschichte« betitelten Büchlein, das in der Weidmannschen Buchhandlung erschienen ist, werden die Reden zur Jahrhundertfeier geboten. Ihnen vorangestellt sind die Rede zum Antritt des Rektorats »Die literarische Persönlichkeit«, die Ansprachen zur Begrüßung der amerikanischen Austausch-Professoren und zur Begrüßung Theodor Roosevelts, die die »Internationale Wochenschrift« ihren Lesern s. Z. mitgeteilt hat, und die Rede zur Gedächtnisfeier König Friedrich Wilhelms III.: Berliner Poesie vor hundert Jahren. Drei früher gehaltene Reden bilden den Schluß des Bändchens. Den Reden zur Jahrhundertfeier schließt sich mit Fug und ohne Fuge Erichs Schmidts Rede über Fichtes Reden an die deutsche Nation an, die er zur Hundertjahrerinnerung dieser Tat des ersten Rektors der Berliner Universität am 27. Januar 1908 gehalten hat. Darauf folgt die Rede zur Feier von Schillers 100. Todestage, und endlich die Gedächtnisrede auf Karl Weinhold.

*

In der Februarsitzung der Internationalen Vereinigung für vergleichende Rechtswissenschaft und Volkswirtschaftslehre zu Berlin wurde über die Errichtung eines deutschen Reichs-Kolonial- und Konsulargerichts im Hinblick auf die entsprechenden Institutionen des Auslandes verhandelt. Der Referent Staatsanwalt Dr. Fuchs führte aus, daß das Interesse der Rechtssicherheit, der Rechtseinheit und der systematischen Rechtsentwicklung dringend die baldige Verabschiedung des dem Reichstag vorliegenden Entwurfs eines Gesetzes über die Errichtung eines Kolonial- und Konsulargerichtshofs erfordere. Dieser sei trotz mancher Mängel im einzelnen eine wohl geeignete Grundlage für eine provisorische Regelung bis zur unabweislichen vollständigen Reform der kolonialen Justiz. Zu bemängeln sei im Interesse der Rechtseinheit, daß der Gerichtshof selbständig und nicht als detachierter Kolonial-Senat des Reichsgerichts eingerichtet werde mit der Verpflichtung, im Falle einer abweichenden Ansicht die Oberentscheidung des Reichsgerichts durch Aktenübersendung herbeizuführen. Die vom Entwurfe vorgesehene, von der Reichstagskommission angenommene Verlegung des Gerichtshofs nach Berlin erklärte er für begründet durch die Stellung Berlins als des politischen, wirtschaftlichen und personalen Kolonial-Zentrums. Als Disziplinarhof und Oberverwaltungsgericht, wie in Aussicht genommen, komme wegen der besonderen staatsrechtlichen Verhältnisse Hamburgs nur Berlin als Sitz des Gerichts in betracht. Gegenüber den Bedenken gegen die Heranziehung je eines Vortragenden Rates zum Spruchamte von 5 Mitgliedern wies Fuchs unter Hinweis auf das Ausland auf die Besonderheiten der kolonialen Gerichtsverfassung und die unentbehrliche Sachkunde seiner Mitglieder hin. In England seien u. a. Mitglieder der entsprechenden Einrichtung zwei vom Könige widerruflich ernannte Personen. Der entsprechende conseil supérieur Belgiens bestehe überhaupt nur aus beliebig ernannten Mitgliedern. Zum Schluß beschäftigte sich Fuchs mit den Aufgaben, die eine nahe Zukunft in Sachen der Disziplinar- und der Verwaltungsgerichtsbarkeit dem neuen Gerichtshofe vorbehielte. An den Vortrag schloß sich eine ausgedehnte Besprechung.

*

Der Bibliothek des Berliner Kunstgewerbemuseums hat die apostolische Bibliothek des Vatikans die große Veröffentlichung des Studienbuches von Giuliano da Sangallo aus dem Barberinischen Kodex des Vatikans zum Geschenk gemacht. Es ist ein Text und ein großer Tafelband mit den Einleitungen und Anmerkungen von Prof. Christian Hülsen. Von dem Geh. Kommerzienrat Richard Pintsch erhielt die Bibliothek sieben prächtige japanische Farbenholzschnitte, darunter Blätter von Harunobu, Utamaro, Kiyonaga, zum Geschenk. Ferner hat sie Bouchardons in Paris 1737—1746 erschienene »Studien aus dem niederen Volk oder das Pariser Geschrei« angekauft.

*

Der 4. internationale Kongreß für Philosophie wird vom 6. bis 11. April 1911 in **Bologna** tagen. Auf ihm werden alle spekulativen Richtungen, alle philosophischen Anschauungen in bezug auf Wissenschaft, Kunst, Geschichte und Religion vertreten sein. Für die allgemeinen Sitzungen haben u. a. Vorträge angemeldet: Svante Arrhenius über den Ursprung des Gestirnkultus, G. Barzellotti über Philosophie und Geschichte der Philosophie, E. Boutroux über die Beziehungen der Philosophie zu den Wissenschaften, Rudolf Eucken über die Aufgaben der Philosophie im Kulturleben der Gegenwart, P. Langevin über die Entwicklung des Mechanismus, Wilhelm Ostwald über elementare Begriffe und die Gesetze ihrer Verbindung, Henri Poincaré über die Definition, Alois Riehl über die Fortbildung Kantischer Gedanken in der Philosophie der Gegenwart, F. C. S. Schiller über den Irtum, F. Tocco über die platonische Frage und Wilhelm Windelband über die Metaphysik der Zeit.

*

Vom 26.–29. Juli wird in London der 1. allgemeine Rassenkongreß stattfinden. Es wird beabsichtigt, auf ihm allgemeine Beziehungen zwischen westlichen und östlichen Völkern zu behandeln. Die Kongreßsprachen sind englisch, französisch, deutsch und italienisch. Auch orientalische Sprachen sollen nicht vollständig ausgeschlossen werden.

Internationale Wochenschrift für Wissenschaft, Kunst und Technik

herausgegeben von Prof. Dr. Paul Hinneberg, Berlin, Mauerstr. 34

Verlag: August Scherl, Berlin SW, Zimmerstraße 36-41. — Druck: Bayerische Druckerei und Verlagsanstalt G. m. b. H. in München, Bayerstraße 57.

5. Jahrgang Nr. 9
4. März 1911

Inseraten-Annahme bei den Annoncen-Expeditionen von August Scherl G. m. b. H., Berlin und Daube & Co. G. m. b. H., Berlin und deren sämtlichen Filialen.

Für die Redaktion verantwortlich: Professor Dr. Wilhelm Paszkowski, Berlin-Gr. Lichterfelde.

Erscheint jeden Sonnabend. — Preis vierteljährlich für Deutschland und Oesterreich **3 Mark**, für die übrigen Länder des Weltpostverkehrs **4 Mark 30 Pfg.** bei direktem Bezug unter Kreuzband. — Einzelnummer **25 Pfg.** — Inserate die dreigespaltene Nonpareillezeile **50 Pfg.** — Abonnements nehmen alle Buchhandlungen und Postanstalten, sowie sämtliche Geschäftsstellen von August Scherl G. m. b. H. entgegen.

INHALT

Die Abhandlungen erscheinen in deutscher Sprache, englische und französische auf Wunsch der Autoren im Urtext

Eine neuentdeckte jüdische Schrift aus der Zeit Christi.

Von Hugo Greßmann, Professor an der Universität Berlin.

In der Geniza von Cairo, dem Aufbewahrungsraum für heilige, aber nicht mehr benutzte Schriften der Synagoge, wurden vor längerer Zeit fast zwei Drittel des hebräischen Urtextes von Jesus Sirach wiedergefunden. Aus derselben Geniza stammen die soeben von S. Schechter, dem Präsidenten des jüdisch-theologischen Seminars von Amerika in New York, veröffentlichten Texte: »Documents of Jewish Sectaries.« Während der zweite Band weniger bedeutsam erscheint, hat der erste in Amerika und England berechtigtes Aufsehen erregt. Er führt den nicht gerade glücklichen Untertitel: »Fragments of a Zadokite Work« (Cambridge 1910). Es handelt sich um Bruchstücke zweier Handschriften. Von der ersten, die im zehnten Jahrhundert n. Chr. entstanden ist, sind acht Blätter (16 Seiten) fast ganz erhalten; Anfang und Ende fehlen, ebenso mehrere Blätter in der Mitte. Auf den letzten Seiten sind einzelne Zeilen durch Flecken und Beschädigungen verstümmelt; im übrigen ist die Schrift leicht lesbar. Das andere Manuskript, das im elften oder zwölften Jahrhundert aufgezeichnet worden ist, umfaßt nur ein Blatt (zwei Seiten). Da sich die Texte zum Teil decken, kann man mit Sicherheit behaupten, daß Bruchstücke derselben Schrift oder richtiger Bruchstücke von zwei Rezensionen derselben Schrift vorliegen, die nur in einzelnen Varianten, oft allerdings beträchtlichen Umfangs, von einander abweichen. Die Abfassung der Schrift muß in ältere Zeiten zurückreichen, schon aus dem Grunde, weil die Texte sehr stark verderbt sind und gradezu von Fehlern wimmeln. Es ist dem Herausgeber als ein besonderes Verdienst anzurechnen, daß er die Texte trotzdem nicht nur publiziert, sondern auch zu übersetzen gewagt hat. Von völligem Verständnis kann keine Rede sein, solange nicht der Text lesbarer gemacht worden ist. Auch die folgenden Ausführungen beanspruchen nur vorläufige Geltung; sie wollen vor allem das Interesse der Forscher auf diese Schrift hinlenken.

Schechter glaubt, wie schon der Titel seines Buches zeigt, daß wir es hier mit einem Dokument der Zadokitischen Sekte zu tun haben. Von dieser Sekte wissen wir nun freilich so gut wie nichts; erst spätere Schriftsteller teilen mit, daß sie die Ehescheidung gänzlich verwarf, und daß sie jeden Monat zu dreißig Tagen rechnete. Die vorliegende Schrift stimmt indessen nur halbwegs damit überein; außerdem genügen diese beiden, aus junger Überlieferung stammenden Punkte nicht, um das Dokument mit Sicherheit der zadokitischen Sekte zuzuweisen. Von den Zadokiten kann man die gleichnamigen Sad-

duzäer gewiß nicht trennen, obwohl Schechter diese Frage dahingestellt sein läßt. Aus den Kreisen der Sadduzäer aber ist unsere Schrift nicht hervorgegangen, wie sich mit aller Bestimmtheit behaupten läßt; denn die in ihr enthaltenen Engelvorstellungen widersprechen den sadduzäischen Anschauungen. Schechter macht ferner auf einzelne Berührungspunkte mit der Sekte des Dositheus aufmerksam, die besonders in Samarien Anhänger gewann, und mit der ägyptischen Sekte der Falaschas. So dankenswert diese gelehrten Hinweise des Herausgebers sind, genügen sie doch schwerlich, um seine Vermutung zur Gewißheit zu erheben. Ein Zusammenhang mit samarischen oder gar ägyptischen Sekten ist schon deshalb wenig wahrscheinlich, weil das Werk ohne jeden Zweifel in Damaskus verfaßt worden ist. Da der Originaltitel verloren gegangen ist und der von Schechter gewählte »Zadokitenschrift« irreführt oder mindestens anfechtbar bleiben muß, so schlage ich statt dessen »Damaskusschrift« vor. Jedenfalls ist nirgendwo eine direkte Polemik gegen die Pharisäer zu finden; im Gegenteil, die starke Betonung des Gesetzes und besonders der Sabbath-Heiligung läßt das Werk als gut-pharisäisch erscheinen. Indessen wird man Schechter darin beistimmen müssen, daß mancherlei Abweichungen von der späteren korrekten Lehre der Pharisäer vorhanden sind. Über die Entstehungszeit der Schrift hat sich der Herausgeber nicht genauer geäußert; er scheint aber nach einigen Andeutungen an das erste vorchristliche Jahrhundert zu denken.

Die Sprache ist hebräisch, doch begegnen uns bisweilen auffällige, spätrabbinische Ausdrücke, die wohl erst durch spätere Bearbeitung in den ursprünglichen Text gekommen sind. Daß mehrfach Zusätze gemacht worden sind, lehrt nicht nur ein Vergleich der beiden Handschriften, soweit sie einander parallel laufen, sondern auch die innere Kritik. Denn der erste Teil der Damaskusschrift ist, was Schechter nicht erkannt hat, poetisch gehalten; er weist nicht nur den für die hebräische Poesie charakteristischen parallelismus membrorum, sondern auch deutlichen Rhythmus auf. Da er in den Verhandlungen über die Entstehungszeit bereits eine Rolle gespielt hat, so möge sein Anfang hier übersetzt werden*):

*) Die Ziffern bezeichnen ungefähr die Zeilen des Manuskriptes.

[1]Und nun hört, alle, die ihr das Recht kennt,
und die Taten [2]Gottes versteht!
Er führt einen Prozeß mit allem Fleisch
und geht ins Gericht mit all seinen Verächtern.
[3]Denn als abtrünnig wurden, die ihn verließen,
verbarg er sein Antlitz vor Israel und seinem Heiligtum
[4]und gab sie dem Schwerte preis.
Weil er aber an den Bund der Vorfahren gedachte,
ließ er einen Rest übrig [5]für Israel
und machte ihnen nicht völlig den Garaus.
Als sein Zorn zu Ende war,*) [7]suchte er sie (gnädig) heim
und ließ aus Israel und Aaron eine Wurzel sprossen,
eine Pflanzung, in Besitz zu nehmen [8]sein Land
und fett zu werden von dem Ertrag seines Bodens.
Da bedachten sie ihre Sünde und erkannten,
daß sie [9]Menschen voll Schuld seien,
daß sie geworden wie Blinde, die den Weg entlang tasten.**)
[10]Und Gott merkte auf ihre Taten,
denn ungeteilten Herzens suchten sie ihn.
[11]Da erweckte er ihnen einen Lehrer der Gerechtigkeit,
sie zu lenken auf den von ihm gewollten Weg,
und [12]künftige Geschlechter zu unterweisen,
was er***) an der Gemeinde der Abtrünnigen getan.
[13]Sie waren vom Wege gewichen,"
[14]als der Mann des Spottes auftrat,
der auf Israel [15]Wasser der Lüge träufelte
und sie in die weglose Wüste führte,
indem er die ewigen 'Berge' versinken ließ†)
und sie [16]von den Pfaden der Gerechtigkeit entfernte,
indem er die Grenze 'verrückte,' die die Vorfahren um ihr Gut gezogen,
damit er [17]die Flüche seines Bundes ihnen anhefte,
sie auszuliefern dem rächenden Schwert,
das Rache nehmen soll für den [18]Bundesbruch.

Diese Einleitungsverse hat G. Margoliouth in einem Aufsatz des Athenäum (vom 26. Nov. 1910 Nr. 4355: The Sadducean Christians of Damascus) zum Ausgangspunkt genommen, um die These zu verfechten, daß

*) Die Worte: »390 Jahre, nachdem er sie in die Hand Nebukadnezars, des Königs von Babel, gegeben hatte« unterbrechen den Rhythmus.

**) Text: »20 Jahre«. Auch diese Worte sind metrisch überschüssig.

***) Text: »an einem späteren Geschlecht« ist sachlich unmöglich; an falscher Stelle in den Text geratene Glosse zu »künftige Geschlechter«. Im Folgenden deute ich Korrekturen des überlieferten Textes durch Häkchen an; die Rechtfertigung werde ich später an anderer Stelle veröffentlichen.

†) An dem Text kann kein Zweifel sein, da er Hab. 3, 6 zitiert. Aber der Sinn ist nicht ganz klar. Die »ewigen Berge« sind wahrscheinlich ein apokalyptischer Ausdruck für die »ewigen Gesetze«.

die Schrift einen *christlichen Ursprung* habe; sie stammt nach ihm aus der judenchristlichen Gemeinde von Damaskus, die aus Priestern und Leviten, Laien und Proselyten bestand. Diese Judenchristen erkannten Johannes den Täufer als den Messias aus der Familie Aarons (vergl. Z. 7) an; sie glaubten auch an Jesus, als an eine Art zweiten Messias, dessen besondere Aufgabe war, ein »Lehrer der Gerechtigkeit« zu sein (vgl. Z. 11). Den Apostel Paulus dagegen verabscheuten sie als einen »Mann des Spottes« (vgl. Z. 14). Ihr Hauptbestreben war, das mosaische Gesetz in vollem Umfange aufrecht zu erhalten und doch zugleich an dem »neuen Bunde« des Christentums teilzunehmen. Bei der Zerstörung des jerusalemischen Tempels 70 n. Chr. beschlossen sie, Judäa zu verlassen und nach Damaskus auszuwandern; dort sollte der Mittelpunkt ihrer neuen Gemeinschaft liegen. Diese Vermutung ist, wie ich überzeugt bin, unmöglich. Es finden sich in der Damaskusschrift zwar einzelne Ausdrücke, die an christliche Ideen erinnern und die Frage nach einem christlichen Ursprung wachrufen (z. B. 2, 12: »er lehrte sie durch seinen Gesalbten den heiligen Geist«), aber sie sind auch im Judentum nicht ausgeschlossen. Vor allem fehlt jedes Zitat aus den Evangelien und jeder deutliche Hinweis auf das Christentum. Diese Tatsache ist um so auffälliger, als der Verfasser aus dem Alten Testament sehr viel zitiert, ja man darf sagen, stellenweise überhaupt nur in Zitaten redet, wie gleich der Eingang lehrt. Und weiter: wie sollte man je den christlichen Charakter der Schrift verkannt haben, sodaß sie sogar im Gottesdienst der jüdischen Synagoge von Cairo benutzt worden wäre? Diesen Treppenwitz der Geschichte wird man kaum glaubhaft machen können.

Es bleibt demnach bei der Herkunft der Schrift aus der *jüdischen Gemeinde von Damaskus*. Schon diese Tatsache verdient unser lebhaftes Interesse; denn von der jüdischen Diaspora in Damaskus wußte man bisher sehr wenig. Im neuen Testamente wird sie zweimal erwähnt; Josephus erzählt, daß in Damaskus beim Ausbruch des letzten jüdischen Krieges 10,000 oder gar 18,000 Juden getötet worden seien. Die dortige Judengemeinde muß also sehr groß gewesen sein. Dazu stimmt die vorliegende Schrift, die zu unterscheiden scheint zwischen den Juden, die in der Stadt selbst, und denen, die außerhalb in Zeltlagern wohnen. Der zweite Teil des Werkes gewährt einen genauen Einblick in die Verfassung. Es werden vier Stände unterschieden: Priester, Leviten (d. h. untergeordnete Priester), Israeliten (d. h. wohl Laien) und Proselyten. Die Regierung wird gebildet von 10 auserwählten Männern, 4 Priestern und 6 Laien im Alter von 25—60 Jahren. Ausdrücklich wird eingeschärft (10, 7 ff.), daß sie nicht älter als 60 Jahre sein dürfen, denn im Alter verringert Gott den Verstand; zu derselben Anschauung hat sich übrigens schon der Verfasser der Jubiläen (23, 11) bekannt. An der Spitze der Regierung stehen ein Priester und ein »Beirat«, dessen Titel nicht ganz verständlich ist. Schechter gibt ihn wieder mit »Zensor«; sachlich und sprachlich richtiger wäre »Inquisitor«. Denn an ihn müssen sich alle diejenigen wenden, die in die Gemeinde aufgenommen werden wollen, und die einen Andern der Verfehlung gegen das Gesetz zeihen. Er wacht also über die Reinheit der Sitten und der Religion.

Die Damaskusschrift zerfällt in zwei gänzlich verschiedene Teile, die man als *Haggada* und *Halacha* bezeichnen könnte. Die Haggada enthält Spruchpoesie mit geschichtlichen Betrachtungen, am ehesten den Testamenten der zwölf Patriarchen vergleichbar, mit denen sich auch sachliche Berührungen nachweisen lassen. Der historische Rückblick reicht sicher bis auf die Zeit der »Wächter« zurück (2, 18), der Engel, die vom Himmel fielen und gefesselt wurden, und deren Söhne die Riesen waren. Das zugrunde gelegte Schema dieser religiösen »Geschichtsphilosophie« ist dem des Deuteronomiums verwandt, nur mit dem Unterschied, daß es ins Apokalyptische übersetzt wird: die Kinder Israel fallen von der Gottheit ab und werden vernichtet, von »Männern des Spottes« und »Grenzverrückern« verführt. Aber ein frommer Rest bleibt übrig, mit dem Gott den »Bund der Vorfahren« erneuert. Er schickt aus »Aaron und Israel« einen »Gesalbten« (=Priester) oder einen »Weisen« (6, 2 f.); der »gräbt einen Brunnen« mit Wasser des Lebens (3, 16 f.), bis dann die Israeliten wiederum »ihren heiligen Geist verunreinigen« und mit ihren Lästerzungen die Satzungen des Gottesbundes schmähen (5, 11 f.). An einigen Stellen erwähnt der Verfasser die Entstehung

der jüdischen Gemeinde in Damaskus, Nachrichten, die historisch wertlos sind, aber unzweideutig lehren, daß der Verfasser in Damaskus schrieb. Die dort lebenden Juden sind in einen »neuen Bund« getreten (6. 19). Einzelne Zitate wie Amos 5, 26 werden nach der allegorischen Manier der rabbinischen Exegese mißhandelt und mit besonderer Vorliebe auf die Gemeinde von Damaskus bezogen. — Der zweite Teil der vorliegenden Schrift, der die Halacha enthält, ist prosaisch. Außer dem Verfassungsgesetz werden Vorschriften erlassen über die Rache, den Eid, die Reinigung mit Wasser, und vor allem über den Sabbath.

Die zahlreichen Zitate aus dem Alten Testamente haben nichts besonders Auffälliges; sie weichen zwar in Einzelheiten von dem uns geläufigen masorethischen Texte ab, stimmen aber im großen und ganzen damit überein und bieten jedenfalls keine neue und bessere Rezension. Gradezu epochemachend sind indessen die Zitate aus den pseudepigraphischen Schriften, d. h. aus den Schriften, die ungefähr vom 2. vorchr. bis zum 2. nachchr. Jahrhundert bei den Juden als erbauliche Lektüre gelesen und den älteren »heiligen« Schriften gleichgestellt wurden. Vom 3. Jahrh. n. Chr. an sind sie verpönt worden; sie wurden in den Kanon nicht mit aufgenommen und vernichtet. Ein großer Teil von ihnen ist jetzt in Übersetzungen verschiedener Sprachen wiedergefunden und aus dem Koptischen, Armenischen, Syrischen, Äthiopischen, Griechischen bekannt. Aus diesem Schrifttum, das die Brücke zwischen dem Alten und dem Neuen Testamente bildet, wird zunächst das »Buch der Jubiläen« zitiert (16,3): »Siehe es ist genau verzeichnet in dem Buch der Teilungen der Zeiten nach ihren Jubiläen und Wochen.« An dem hebräischen Urtext dieses Buches, dessen Titel wir hier zum ersten Male erfahren, kann nunmehr kein Zweifel sein; früher dachte man wohl auch an aramäische Ursprache. An anderer Stelle (4,15 f.) ist von den »Netzen« die Rede, »mit denen Belial in Israel gefangen wird«, wie »Levi, der Sohn Jakobs« gesagt hat, ein Zitat aus den Testamenten der zwölf Patriarchen (Test. Levi 18,12). Diese Schrift existiert vollständig in griechischer Übersetzung mit zahlreichen Hinweisen auf Christus. Man hat aber längst vermutet, daß die Grundschrift jüdisch war, und daß die christlichen Sätze später eingefügt worden sind. Diese Vermutung wird jetzt durch die Damaskusschrift glänzend gerechtfertigt, und ebenso die Behauptung, daß der Urtext hebräisch war, obwohl zufällig in derselben Geniza von Cairo aramäische Bruchstücke des Testamentes Levi zum Vorschein gekommen sind. Auch 8,20 wird eine pseudepigraphische Schrift gemeint sein: »Dies ist das Wort, das Jeremia zu Baruch, dem Sohne Nerijas, sagte und Elisa zu seinem Diener Gehasi«; das Zitat ist aber nicht klar zu erkennen. Völlig rätselhaft ist das öfter (10,6; 13,2) erwähnte »Buch HHGV«, unter dem sich am wahrscheinlichsten der Titel der Damaskusschrift selbst verbirgt.

Diese Zitate sind nun besonders auch deshalb wertvoll, weil sie uns über den religiösen Standpunkt des vorliegenden Dokumentes Aufschluß geben. Denn es ist aus demselben Geist geboren wie die Jubiläen und die Testamente der zwölf Patriarchen, mit denen es sich mannigfach berührt. Auch diese Schriften hat man früher für »sadduzäisch« oder »zadokitisch« erklärt, bis man erkannte, daß sie gut pharisäisch seien, daß sie allerdings aus einer früheren Zeit stammen müßten, ehe das korrekt rabbinische Judentum entstand, wie es schon für das erste Jahrhundert n. Chr. vorausgesetzt werden muß. Was den Jubiläen und Testamenten recht ist, muß auch der Damaskusschrift billig sein. Sie alle stimmen in vielen Einzelheiten überein, z. B. in der Annahme von Geheimschriften und Geheimlehren, in der peinlichen Erfüllung der Sabbathgebote, in der Absonderung von den Heiden, in dem Wertlegen auf den »Bund«, in der Opposition gegen den pharisäischen Kalender usw. In einem Punkte unterscheiden sie sich allerdings auffällig, aber grade dieser Unterschied beweist wohl noch mehr die enge Zusammengehörigkeit: In der Damaskusschrift heißt es stets, daß der »Gesalbte« aus »Aaron und Israel« stammen soll, in den Jubiläen und Testamenten dagegen: aus »Levi und Juda«. Der Engel »Mastema«, der bisher nur aus der äthiopischen Übersetzung der Jubiläen bekannt war und dessen Name nicht sicher erklärt werden konnte, sodaß man überhaupt an der Richtigkeit der Überlieferung zweifelte, ist nun auch hier als »Engel der Anfeindung« (Substantiv!) bezeugt (16,5). Wie in den Testamenten »Gott und Beliar«, »Licht und Finsternis« einander gegenüberstehen, so hier

der »Fürſt der Lichter« (Schechter überſetzt fälſchlich »The prince of Urim«) und »Belial«, der Fürſt der »Finſternis« (5,18), der »Jochane und ſeinen Bruder« erweckte, die beiden Zauberer »Jannes (hier ICHNH geſchrieben) und Jambres«.

Für das Neue Teſtament erheben ſich manche intereſſanten Fragen, z. B. wie weit der Begriff des »neuen Bundes« oder der »Läſterung wider den heiligen Geiſt« ſchon im Judentum vorbereitet war. Ein überraſchendes Licht fällt auch auf Matthäus 12, 11: »Welcher Beſitzer eines Schafes unter euch würde, wenn dies am Sabbath in eine Grube fällt, es nicht greifen und heraufholen?« Man hat die Vermutung ausgeſprochen, daß Jeſus hier auf eine entſprechende Praxis ſeiner Zeit anſpielt, hat ſie aber bisher in den jüdiſchen Schriften nicht nachweiſen können. Hier heißt es nun: »Wenn das Vieh am Sabbath in eine Ziſterne oder in eine Grube fällt, dann ſoll man es nicht heraufholen« (11, 13 f.). Und gleich darauf: »Und wenn ein lebendiger Menſch ins Waſſer fällt, dann ſoll niemand ihn mit einer Leiter, einem Strick oder einem Gerät heraufholen« (11, 16 f.). Vorausſetzung iſt natürlich, daß man ihm mit der Hand helfen darf, aber nicht mit irgend einem Gerät, weil jede »Arbeit« am Sabbath verboten iſt.

Damit iſt nun auch die Abfaſſungszeit gegeben. Der früheſte Termin iſt 100 v. Chr., denn damals etwa ſind die Teſtamente und Jubiläen entſtanden, die in der Damaskusſchrift zitiert werden. Der ſpäteſte Termin iſt 200 n. Chr., denn um dieſe Zeit darf man wohl auch in der jüdiſchen Diaſpora zu Damaskus den korrekten Phariſäismus vorausſetzen. Da die Anſchauungen und Geſetze der Damaskusſchrift von dieſem noch beträchtich abweichen, ſo würde ſich eine möglichſt frühe Anſetzung empfehlen, etwa rund die Zeit Chriſti. Eine genauere Angabe wird dadurch erſchwert, daß der Text nicht in ſeiner urſprünglichen Geſtalt auf uns gekommen zu ſein ſcheint. An verſchiedenen Stellen laſſen ſich ſpätere Zuſätze mit Sicherheit nachweiſen, und dieſe Zuſätze betreffen grade die Nachrichten, auf denen chronologiſche Schlüſſe aufgebaut werden könnten. Die Deutung der Drachen auf die »Könige von Javan« (Seleukiden oder eventuell Römer) 8, 11 ſetzt jedenfalls ſchwere Verfolgungen voraus. Das jüngſte Datum iſt vielleicht in den Worten enthalten: »Von dem Tage, da ſein einziger Lehrer ſtarb, bis alle Kriegsleute aufgerieben wurden, die dem Mann der Lüge folgten, (vergingen) 40 Jahre« (20, 13 ff.). Der hier genannte »Mann der Lüge«, deſſen Soldaten vernichtet werden, kann ſchwerlich jemand anders ſein als Simon, mit dem Beinamen Bar Koſiba, auch »Sohn der Lüge« genannt, der 132—135 n. Chr. den letzten Aufſtand der Juden gegen die Römer leitete. Wenn dieſe Vermutung richtig iſt, müßte der hier genannte »einzige Lehrer« einer der großen Rabbiner ſein, die im letzten Drittel des erſten Jahrhunderts wirkten. Aber mehr als Vermutungen laſſen ſich vorläufig nicht äußern über dieſen intereſſanten Text, für deſſen Herausgabe wir Schechter zu großem Dank verpflichtet ſind.

Internationales auf dem Gebiet der Erziehung.

Von Wilhelm Münch, Profeſſor an der Univerſität Berlin.

Es gehört zum Weſen der Gegenwart, daß die Völker einander eifrigſt beobachten, beſtändig ihre Fortſchritte vergleichend meſſen, daß ſie faſt ängſtlich darauf paſſen, ob ſie nicht einander irgendwo zuvorkommen und unmittelbar oder auch nur ganz mittelbar einander bedrohlich werden. Die neue Flugkunſt iſt nur das Feld, wo dies beſonders deutlich wird. Aber auf wie viel andern Gebieten trachtet man unabläſſig, einander Wertvolles abzulernen, fremde Leiſtungen zu übertrumpfen, oder zuvörderſt hinter die Geheimniſſe fremden Erfolges zu kommen! Wie anders als früher, wo die Völker gewiſſermaßen ruhig neben einander lagerten, um nur dann und wann einmal ſich gegen einander aufregen zu laſſen und auf blutigem Feld mit einander zu ringen! Meiſt waren es gar nicht die Völker, die ſich zum Kampfe aufgereizt fühlten, ſondern Fürſten, Dynaſtien, Regierungen, oder es

wurde doch erst durch deren Maßnahmen die Seele der Völker in die Erregung hineingezogen. Das eben ist ganz anders geworden: im ganzen haben die Fürsten jetzt mehr zu beruhigen als aufzureizen. Durch den Organismus des Gesamtvolkes geht ein beständiges Vibrieren, ein geheimes Beben und leichtes Auffahren, mit Unterschied noch immer je nach der nationalen Wesensanlage und auch der eingenommenen Stellung, aber doch mit weit weniger Unterschied als ehedem, wo etwa Franzosen oder Polen als die natürlich Unruhigen empfunden wurden, Deutsche oder Niederländer als ihr rechtes Gegenteil, und wo namentlich viele noch gar nicht mitzählten, die jetzt auch ihrerseits lebhaft sich regen und ihre Stimme mit laut werden lassen. Das politische Leben auf dem Erdball wird reicher, verschlungener; die hin und her laufenden Fäden bilden ein Gesamtnetz, in dem sich alle Augenblicke etwas von selbst verwirrt. Wenn man die Stimmen der Zeitungen aller Länder mit einander ununterbrochen sich ins Ohr tönen ließe, so müßte man den Eindruck eines ruhelos aufgeregten Lärmens bekommen, wogegen der ehemals übel bekannte polnische Reichstag eine Art von harmloser Kinderstube wäre.

Auf dem Felde der Kriegstüchtigkeit überwacht man einander zu allermeist, der Kriegstüchtigkeit durch Bewaffnung, durch Kopfzahl, technische Durchbildung, Befähigung der Führer, Organisation, Mannszucht, durch hunderterlei Schutz- und Trutzmittel im großen und kleinen, von direkter oder auch ganz indirekter Wirkung, geheime Kniffe und Pfiffe nicht ausgeschlossen, sich anspinnende hilfreiche Einverständnisse natürlich noch viel weniger. Der Einblick in das eigene militärische Können und Verfahren, den man auf Manövern den Offizieren fremder Heere gewährt, wird vielleicht in naher Zukunft als eine großherzig naive Inkonsequenz, als nachwirkende romantische Vertrauensseligkeit beurteilt werden. Vielleicht darf auch der Gedanke vorwiegen, daß vom Kennenlernen bis zum Ablernen ein weiter Weg sei. Nächst der Kriegstüchtigkeit sind es gegenwärtig Industrie und Technik, denen die sehr ernstliche gegenseitige Beobachtung gilt. Doch handelt es sich bei Industrie und Handel schon mehr um Abjagen als Ablernen. Das letztere gilt es in weit harmloserer Weise bei der Beobachtung wertvoller hygienischer oder sozialer Einrichtungen, worin ja gegenwärtig auch kein geringer Eifer bewiesen wird. Kultur als Kultur zu übertragen, zu übernehmen ist immer ein sehr menschenwürdiges Streben. Hier kann dem einen schwerlich zum Schaden gereichen, was der andere in seiner Lebenssphäre vor sich bringt. Noch weniger ist es vom Übel, wenn den besten Leistungen der Kunst über die Landesgrenzen hinaus nachgeeifert wird, wenn Stil oder Tendenzen oder eigenartige Gattungen der Literatur zur Hervorbringung von Ähnlichem anregen — vom Übel nur etwa dann, wenn darüber der Wert des Eigenen verkannt und preisgegeben, wenn eine wegen ungleicher Grundlagen unmögliche Nachahmung versucht, wenn echte Entfaltung darüber versäumt wird, also nicht zum Schaden des zum Vorbild genommenen Landes, sondern des eigenen.

Es gibt aber auch Gebiete, wo man zweifeln kann, wie die gegenseitige Beobachtung nebst den Versuchen der Übernahme zu bewerten sei. Daß man über das Erziehungswesen anderer Kulturländer, also dessen Organisation wie herrschende Tendenzen, sich neuerdings möglichst bestimmt und zuverlässig zu unterrichten sucht, ist aus den gesamten Verhältnissen unserer Zeit sehr begreiflich. Man wird in den großen und allerwärts fühlbaren Kulturnöten der Gegenwart immer wieder auf die Wichtigkeit der grundlegenden Jugendbildung geführt. Auch die wohl Besorgnis einflößenden äußeren Erfolge einer Nachbarnation (und heutzutage sind sie fast alle eine Art von Nachbarn) regen zum Einblick gerade in diese Grundlage an. Und die Möglichkeit gegenseitiger Kenntnisnahme ist so außerordentlich erleichtert! Liegt doch gewissermaßen der ehedem unheimlich undurchmeßbare Globus als ausgebreitete Terrainkarte vor den Augen der Heutigen, so daß sie gelassen überallhin ihren Fuß lenken, um unmittelbar zu schauen und womöglich auch zu durchschauen, was dort der Mühe wert ist. Beständig erscheinen Bücher, die auf dem Gebiet der Erziehung das eine Land über ein anderes aufklären wollen. Manchmal gilt es dabei, dem eigenen Volk einen Spiegel vorzuhalten, es zur Selbsterkenntnis, zur Umkehr, zur Aufnahme ganz neuer Gesichtspunkte zu veranlassen, und manchmal auch, das eigene Wesen den Augen der Fremden möglichst sympathisch zu machen, deren Hochachtung, wie auf andern Gebieten,

so auf diesem zu gewinnen. Von der ersteren Art sind verschiedene Arbeiten französischer Autoren aus den letzten fünfzehn Jahren, von der letzteren manche Veröffentlichungen von amerikanischer Seite.

Die Vertreter eines alten Kulturlandes und die eines neuen stehen sich da gegenüber als ausgeprägte Pessimisten und Optimisten. Jene finden, daß man bei ihnen ganz in Verkehrtheit versunken sei, und diese fühlen sich auf dem fröhlichsten Zuge zur Vollkommenheit oder doch an der Spitze des Fortschritts. Natürlich gibt es in beiden Ländern auch Vertreter anderer Stimmungen, aber die hier angedeutete ist doch für die Gegenwart sehr kennzeichnend. Daß »diese Angelsachsen« das Geheimnis der Erziehung zur Mannhaftigkeit, zur Willensenergie, zum Erfolg, zur Eroberung der Welt gefunden haben, werden Franzosen wie Édouard Demolins oder Pierre de Coubertin nicht müde ihren Landsleuten zuzurufen, und möglichst bald möchten sie die französische Seele gegen die angelsächsische ausgetauscht wissen, wenigstens in der Bewertung erzieherischer Ziele und Methoden. Das erklären denn freilich andere, wie Gustave Le Bon, für einen unerfüllbaren Wunsch, und viele Ungenannte empfinden es wenigstens als solchen, während andere die eigenartige heimische Kultur nicht schmälern lassen, sie trotz allem als die tiefere und edlere weiter gesichert wissen möchten und sie als Kultur für immer siegreich in der Welt zu sehen hoffen. Hier mag ein so ansehnlicher Name wie Alfred Fouillée genannt werden. Äußerungen von Nordamerikanern über das Verhältnis des pädagogischen Lebens und Strebens in ihrem gewaltigen Gesamtlande zu dem in dem alten Kontinent sind, namentlich wenn man die in Zeitschriften, in der Tagespresse oder in Vorträgen laut werdenden Stimmen beachtet, in neuer und neuester Zeit so zahlreich, daß besondere hier kaum hervorgehoben zu werden brauchen. Doch sei an des Universitätspräsidenten Benjamin J. Wheeler Berliner Vorträge von 1909—10 (deutsch veröffentlicht als »Unterricht und Demokratie in Amerika« bei Trübner in Straßburg) erinnert. Natürlich ist hier auf beiden Seiten der Wille zu gegenseitiger Anerkennung wie Anregung zur Zeit besonders gut, und der praktische persönliche Austausch beschränkt sich ja keineswegs mehr auf Universitätsprofessoren. Aber ein solcher zeitweiliger Austausch von persönlichen Vertretern der Nationen zum Zwecke des Lehrens und Lernens ist ja überhaupt bereits sehr in Schwung gekommen, er erstreckt sich über Schulkinder, Studenten, junge Lehrer bis hinauf zu jenen akademischen Dozenten, oder wohl richtiger von diesen hinab bis zu jenen, und er besteht für uns Deutsche zum Teil mit Frankreich, mit England, mit den Vereinigten Staaten, um abzusehen von den Fällen, in denen deutsche Lehrer von sonstigen Ländern der Welt, südamerikanischen z. B., zur Hebung ihres Unterrichtswesens herbeigerufen werden. Zusammengehalten mit dem ebenfalls zum Teil bestehenden Austausch von Offizieren könnte das viel erwünschte internationale Verständigung bedeuten oder anbahnen. Nur daß Nationen keine Charaktere sind und ihr inneres Leben nebst der beherrschenden Stimmung niemals auf lange Zeit voraus berechnet werden kann. Hat doch auch die Möglichkeit des Sichangleichens ihre Grenzen, und wenn nach Wallenstein »Recht hat jeder eigene Charakter, der übereinstimmt mit sich selbst«, so könnte es für Nationen in Wirklichkeit viel eher gelten, daß sie ein Recht haben, zu sein wie sie sind, wenn sie eben eine eigene Wesensart bei sich entwickelt haben und harmonisch fühlbar machen. Immerhin: es wechseln bei wirklich lebendigen Nationen Zeiten des ruhigen Dahinlebens und der stillen Ausgestaltung mit solchen einer wacheren Selbstbesinnung, einer sorgsamen Umschau und einer ernsteren Bereitschaft für Selbstkorrektur, zu der tatsächlich nie der Anlaß fehlt. Und die Gegenwart, wir müssen darauf zurückkommen, legt solches denen sehr nahe, die in dem mächtigen Ringen um Erfolg nicht dahinten gelassen werden wollen.

Von Deutschland aus ist der Blick in den letzten Jahrzehnten doch immer zumeist nach England hingegangen. Amerika war uns noch zu sehr im Werden begriffen, noch zu jugendlich unruhig, nach allen Seiten ausgreifend, zu wenig auf bestimmte Linien eingetreten, um uns den Vergleich leicht zu machen; gewissermaßen ist da der Abstand des Alters und die Verschiedenheit des Temperamentes zu groß. Interessant freilich ist dieses Land uns ja in hohem Grade geworden, und mit Recht; auch beginnen kräftigere Anregungen von drüben her auf uns zu wirken, und unser eigenes Erziehungswesen ist von keiner Seite her eifriger beobachtet worden.

Zwischen England und Amerika selbst machte gerade dies einen wichtigen Unterschied aus, daß das letztere seine Augen so aufmerksam auch auf die deutsche Bildungsweise richtete, und daß es nicht wenig davon willig übernahm oder doch irgendwie nachahmte. Allmählich ist ihm dann doch große Zufriedenheit mit dem eigenen Streben und Vollbringen gekommen, und es fallen mitunter sehr geringschätzige Urteile über unsere Grundsätze und Einrichtungen, deren unleugbare Schattenseiten man dann allein ins Auge faßt. Im allgemeinen kommt bei den Angelsachsen jenseits wie diesseits des großen Wassers der Zweifel an der eigenen Tauglichkeit nicht leicht zum Siege; gelegentliche leidenschaftliche Kritik der Heimatzustände hindert nicht, den Kern doch immer für den gesundesten zu halten, den es in der Welt gebe. Wer will sie darum schelten? Es ist wohl die Voraussetzung für ruhigen Mut gegenüber der Zukunft. Doch ziehen die Engländer ihre Zufriedenheit mit dem heimischen Erziehungswesen oder wenigstens mit seinen Grundtendenzen mehr aus der Verwebung desselben mit der ganzen nationalen Entwicklungsgeschichte, also aus der konservativen Region ihrer Seele; und die Amerikaner vielmehr aus der großen Beweglichkeit ihrer Einrichtungen, dem zukunftsfrohen Streben, den tausend Möglickeiten, die sich der Kraft der einzelnen eröffnen. Gleichwohl darf man von einem gemeinsamen angelsächsischen Geist in der Erziehung reden, darf es gerade nach dem neuesten Stande der Entwicklung; und man mag ihn ausdrücklich gegenüberstellen dem französischen und andrerseits dem deutschen.

Von jedem dieser drei Standorte aus kann man dann die gegenüberstehenden Systeme in ihrer ganzen unsympathischen Fremdheit schildern, oder aber die jedesmaligen Sonderwerte ruhig aufsuchen und anerkennen. Setzt französische Erziehung sich wesentlich nur schulmäßige Ziele, literarisch-stilistisches Wissen und Verstehen, benutzt sie zur Anregung wesentlich nur den an Eitelkeit streifenden individuellen Ehrgeiz, bleibt sie mit ihren Bildungsstoffen und Einwirkungen hartnäckig dem wirklichen Leben fremd, namentlich den Bedürfnissen des gegenwärtigen internationalen Lebens und seiner großen Aufgaben, steckt sie überhaupt fest in einer wertlos gewordenen Routine, sind ihre Internate unter erzieherischem Gesichtspunkt das Ungesundeste, Rückständigste von der Welt, versäumt man alle kräftigende Willensbildung, wirkt man in den Familien verzärtelnd und in den Schulen ermattend, weckt man immer wieder die Liebe zur Phrase, flößt man nur den Wunsch ein etwas vor den Augen der Welt zu bedeuten, zu scheinen, zu gelten, anstatt etwas persönlich und innerlich zu sein, zu können, neu zu schaffen? In so grauen Farben wird das Bild zuweilen hingemalt, namentlich auch von Franzosen selbst, die ihrer Nation neue Impulse zu geben wünschen um einer neuen Größe in der Zukunft willen. Aber man kann dieser Art der Kennzeichnung auch eine sehr anders lautende entgegenstellen. Daß eine alte Kulturnation vor allem die sie auszeichnende Kultur festzuhalten und auf die Kommenden zu übertragen wünscht, ist sehr natürlich und schwerlich zu bemängeln. Angelsächsische Menschen kann man aus französischen Menschen doch nicht wohl machen, jedenfalls wird es nur sehr partiell gelingen, und es ist immer mißlich, auf die Entwicklung solcher Werte verzichten zu wollen, die in der eigenen Wesensanlage und der erreichten Kultur ihren Nährboden finden, um jenseitige Vorzüge sich zu assimilieren: die Geschichte von dem Hunde und dem trügerischen zweiten Fleischstück muß uns dabei immer wieder in den Sinn kommen. Übrigens haben die Franzosen neuerdings doch schon manchen Schritt getan, um sich aus den überlieferten Bahnen in eine freiere und frischere Region des Strebens zu erheben.

Sie schauen mit ganz anderer Willigkeit als früher allerwärts über ihre Landesgrenzen hinaus, und sie bewegen sich in der draußen liegenden Welt nicht mehr mit dem Bewußtsein, Kultur dorthin erst bringen zu müssen, nicht mehr mit der Unlust, dort auch selbst zu lernen und womöglich sich selbst zu reformieren. Sie sind sehr darauf bedacht, die S a c h e n in der Welt zu verstehen statt die Worte zu pflegen. Scheint doch manchen älteren Vertretern der nationalen Bildung hierin schon viel zu viel preisgegeben, sodaß Klagen über die Verrohung in der Handhabung der Muttersprache (*la crise du français*) bereits herzbeweglich erklingen. Für die üblen Seiten der Internatserziehung sind nun die Augen vieler Führenden in der Nation geöffnet, und ganz anders organisierte Erziehungsanstalten entstehen bereits. Die

Lehrer der höheren Schulen bleiben keineswegs schlechthin bei altgewohnten Methoden stehen, sondern regen sich und suchen sich zeitgemäß fortzubilden. Der Volksschulunterricht hat in den letzten Jahrzehnten gewaltige Fortschritte gemacht, und es ist nicht wenig Vorbildliches dort verwirklicht worden; man dient in diesen Schulen (wie in den ergänzenden Kursen) dem Leben besser als nach den Lehrplänen anderer Länder. Neues zu versuchen oder versuchen zu lassen sind die Minister weit leichter bereit als z. B. bei uns, manchmal vielleicht zu leicht bereit, was aber nicht der schlimmste Fehler zu sein braucht. Daß die Willensbildung nicht so sehr auf dem Wege der ruhigen Gewöhnung angestrebt wird als durch Erfüllung der Seelen mit beschwingenden Ideen, entspricht eben der nationalen Eigenart und mag freilich viel versagende Wirkung aufweisen, aber entbindet doch auch immer wieder nicht wenig edle Kräfte. Es muß nicht alles leere Phrase sein, was dem anders Gewöhnten und Gearteten so erscheint: gewisse Naturen werden von großen Worten wirklich belebt und befeuert. So darf auch die Empfänglichkeit für abstrakt sittliche Parolen wie »Humanité! Civilisation! Progrès! Moralité! Fraternité!« und demgemäß für einen zugleich sublimierten und praktischen Moralunterricht an Stelle von Religionsunterricht bei jungen Franzosen wirklich eher vorausgesetzt werden als z. B. bei Engländern: diese würden sich dabei in allzu dünner Luft fühlen, um ihre Lungen recht füllen zu können. Im ganzen ist doch der Wunsch einer gegenseitigen Würdigung und inneren Annäherung bei diesen beiden Nationen gegenwärtig sehr wirksam: wenn die *entente cordiale* von Hause aus politischen Charakter hat, so hat sie eine national-psychologische Bedeutung doch auch gewonnen.

Der Wunsch gegenseitigen Verstehens und fruchtbaren Austausches ist ja auch zwischen England und Deutschland neuerdings lebendiger geworden, wenn auch freilich mehr von gewissen, ernst strebenden Kreisen getragen, als von einer allgemein wirksamen Stimmung. Wie steht die national-englische Erziehung — nicht etwa bloß vor unsern Augen, sondern vor denen der Nichtengländer im allgemeinen? Wiederum vielleicht in günstigster, vielleicht in recht ungünstiger Beleuchtung. Wie oft hat man (um mit der letzteren Auffassungsweise zu beginnen) vom Auslande her über eine doch ganz unzulängliche wissenschaftliche Vorschulung der Jugend klagen können! Und auch im Lande selbst haben gewisse mehr nach innen gewandte Naturen manches Bittere darüber ausgesprochen. Das Vorwiegen der Spiele während all dieser Jugendjahre, nicht etwa im Stundenplan des Tages, aber im Interesse und der Wertschätzung der Zöglinge, ja zahlreicher Lehrer sowie der Eltern und des sonstigen Publikums, hat denn doch eine ernste Kritik nicht selten herausgefordert, und bei dem beliebtesten der Spiele, dem Fußball, ward Roheit und verrohende Wirkung oftmals beklagt. Das hat übrigens schon ein origineller Pädagog des sechszehnten Jahrhunderts, Richard Mulcaster, in eindringlicher Weise getan, obwohl die Welt damals doch wohl von Zimperlichkeit weiter entfernt war als die heutige. Aber wiegt nicht eine andere Klage weit schwerer, die übrigens wiederum in England selbst mindestens so bestimmt zum Ausdruck kommt wie außerhalb, nämlich daß die Gewöhnung an regelmäßiges Verspielen des halben Tages und das übermäßige Entflammen des Interesses für dieses Gebiet für das ganze Leben nachwirke, sodaß diese Knaben und Jünglinge später als Männer, als Offiziere, als Beamte, dauernd ihr Herz ganz wesentlich an Spiel und Sport zu hängen pflegten und viel zu wenig an die Aufgaben ihres Berufs? Dazu kommt, daß die als charakteristisch englisch angesehene Erziehung mit ihren in jedem Fall auch großen Vorteilen doch immer nur einem kleinen Bruchteil der Nation zuteil wurde, einer aristokratischen oder doch wirtschaftlich sehr bevorzugten Oberschicht, während man das ganze sonstige Erziehungswesen im Argen liegen ließ, ein geordnetes Volksschulwesen zu einer Zeit fehlte, wo es in andern Ländern längst zur Blüte gekommen war, und überhaupt die Nation als ganze, als organisierte große Lebensgemeinschaft, als Staat die Sorgen des ganzen Gebiets von sich fern hielt.

Doch auch die Einrichtung jener exemplarisch vornehmen Erziehungsschulen selbst, wie viel hat sie vermissen lassen! Der vielgerühmte Erfolg für die Charakterbildung mußte sich doch den Zweifel gefallen lassen, ob nicht ein an Hochmut grenzendes Selbstbewußtsein den wesentlichsten Zug bilde, ob nicht ein aristokratisch unsozialer Sinn genährt werde, ein gleichgültiges Herabsehen auf

andere Menschenschichten, neben einer falschen Hochschätzung solcher persönlicher Vorzüge, die mit einem wertvollen Seelenleben nichts zu tun haben. Daß das bei den Spielen verlangte unbedingte Einstehen für die eigene Partei auch weiter hinaus im Leben oft zu einem sittlich unterscheidungslosen Parteigeist führe, mag als ein allzufeiner Vorwurf gelten, der aber immerhin auch erhoben wird. Und wenn von der Teilnahme an diesen selbigen Spielen die schätzbarste Willensbildung gerühmt und erwartet wird, rasche Entschlußfähigkeit und Zähigkeit oder überhaupt frische Aktivität, so findet sich dieses Wollen um des Wollens willen durchaus nicht von selber zusammen mit der Setzung höherer Wollensziele, ohne die man es zu einem eigentlichen Wert doch nicht gebracht hat. Übrigens steht es auch durchaus nicht so, daß es eine allgemeine formale Bildung des Willens gäbe, so wenig wie man bei uns an eine allgemeine Bildung des Intellektes mit Recht glaubte. Daß der auf dem Spielplatz möglichst aktive jugendliche Mensch darum weiter im Leben, gegenüber höheren Aufgaben, in tieferen Konflikten, ein entsprechendes Maß von Initiative, Mut und Entschlossenheit zu beweisen pflege, wäre eine durch die Wirklichkeit nicht bestätigte Annahme.

Man dürfe also, so geht die Kritik weiter, den Wert dieser ganzen Erziehungsweise nicht so gar hoch anschlagen. Eine weitgehende innere Abhängigkeit von den Anschauungen und Maßstäben der umgebenden Gemeinschaft verhindere die Bildung selbständiger Anschauungen und gerechter innerer Stellungnahme. Sinnende Naturen kämen dort zu selten auf, wenn auch nicht selten eigensinnige. Es wird aber überhaupt die Bildung eines weiten Gesichtskreises namentlich auch für fremdes Leben, z. B. zum Verständnis fremder Nationen, zur billigen Beurteilung ihrer Eigenart und ihres Wertes, vermißt; man lerne durchaus nicht, sich über die starren heimischen Maßstäbe erheben; von der Geschichte der andern neueren Kulturvölker dringe höchstens eine ganz kümmerliche Kenntnis in die englischen Schulen, der Wert der eigenen nationalen Gestalten, Leistungen, Bestrebungen werde ungebührlich erhöht, Anmaßlichkeit werde hier großgezogen. In seinem Urteil über die Fremde pflege man nach zufälligen Eindrücken oder Stimmungen hin und her zu fahren, wie denn die einseitige Pflege einer akuten Willensbetätigung im ganzen dem Maßhalten im Urteilen nachteilig werde. Von dem, was z. B. wir Deutsche als allgemeine Bildung bei jedem Mitglied der etwas höheren Gesellschaftsschicht erwarten, bleibe man in der englischen Erziehung gar zu weit entfernt. Mehr noch wird der Lehrbetrieb, gerade auch an den höheren Schulen, unter Anklage gestellt. Lässiges Festhalten an einem veralteten und unlebendigen Lehrverfahren, geringe Empfänglichkeit für neue pädagogische Ideen, und bei Aufstellung der Lehrpläne neben allzu zähem Hangen an der Überlieferung auch allzuviel Zugeständnisse an ganz äußere praktische Wünsche der Elternschaft, vielfach unzulängliche wissenschaftliche oder berufliche Qualifikation der Lehrer, Fehlen einer sicheren Lebensstellung für dieselben und einer befriedigenden öffentlichen Einschätzung des Standes, Fehlen einer maßgebenden Überwachung des Unterrichtswesens von einem sachverständigen Zentrum aus, nach lockerem Unterrichtsbetrieb dann viel äußerliches Einpauken für allerlei (vor fremden Kommissionen abzulegende) Examina, das alles ist wieder und wieder so geschildert und getadelt worden. Daß die einen erheblichen Teil des höheren Unterrichts leistenden Privatschulen auf rein geschäftlichem Grunde und mit viel fragwürdigem Lehrpersonal arbeiten, und daß bei den Stiftungsschulen die oft wenig urteilsfähigen Mitglieder der Kuratorien zu viel Entscheidung geben, sind weitere Beschwerden. Auch das Fortbestehen körperlicher Züchtigung selbst für größere Schüler wird von manchem Ausländer als besondere Rückständigkeit betrachtet.

Das also wäre das Bild, in grauen Farben gemalt. Aber es lassen sich auch hier ganz andere Züge entgegenstellen. Zunächst freilich mag ein eigentümliches Zugeständnis gemacht werden: nicht alles, was als Vorzug im pädagogischen Sinne gelten darf, ist darum von bewußter pädagogischer Weisheit geschaffen worden. Die englische Jugend der höheren Stände hat in der Vergangenheit so viel Trotz gegen die ihr widerstrebenden Maßnahmen, Einrichtungen und Personen bewiesen, hat so manches in erfolgreichen Revolten abgelehnt oder durchbrochen, daß sie ein erhebliches Maß von Freiheit zur Selbstregelung ihres gemeinsamen Lebens eigentlich diesem Sieg über die ihr gegenübertre-

tende Autorität verdankt. Allmählich ist dann in sehr glücklicher Weise aus der Not eine Tugend gemacht, ist eine ziemlich weitreichende Selbstverwaltung der Schülerschaft als großes pädagogisches Prinzip angenommen worden. Auch das vielfach geradezu kameradschaftliche Verhältnis zwischen Lehrern und Schülern im Unterschied von einem streng autoritativen Gegenüberstehen auf dem Kontinent hängt von Hause aus damit zusammen, daß die Lehrenden weit weniger als bei uns durch ihre ganze geistige Struktur, durch die Organisation ihres Gedankenlebens im Zusammenhang mit wissenschaftlicher Schulung, sich von ihren Schülern abhoben. Aber freilich, hier spielt schon ein natürlicher Vorteil mit hinein: der nämlich, daß die englischen Männer im ganzen länger jung bleiben oder daß sie auf Lebenszeit sich eine Unmittelbarkeit des Fühlens und Urteilens zu bewahren pflegen, ja vielfach geradezu eine Impetuosität und Unbekümmertheit, wie sie meist nur einer frisch-naiven Jugend eigen ist. Mann und Knabe stehen nicht wie anderswo auseinander und fühlen sich auch gar nicht als solche Gegensätze: der letztere hat schon früh viel von dem ersteren, und dieser behält lebenslang genug von jenem. Das bedeutet für das gesamte Leben der Nation einen außerordentlichen Gewinn, nicht weniges von den ruhig sicheren Erfolgen der Nation hängt damit zusammen. Hamlet ist kein nationalenglischer Typus, und von des Gedankens Blässe ist man anderswo weit eher angekränkelt.

Dann aber hat England das Glück gehabt, daß in die Schulen seiner vornehmeren Jugend, in denen es nicht erfreulicher zugegangen war als irgendwo sonst in Internaten, eines Tages ein neuer Geist einzog, wesentlich von einem einzigen Manne und zunächst der Schülerschaft an einem einzigen Orte inspiriert (von Thomas Arnold zu Rugby um 1840), aber seitdem weithin sich übertragend, der Geist einer echten Gemeinsamkeit zwischen Zöglingen und Erziehern, mit gegenseitiger Achtung und Bewahrung der Grundlagen der Selbstachtung. Es ist nicht Zufall, daß diese innere Wandlung in die Anfangszeit der Regierung der Königin Victoria fällt, wo sie mit einer allgemeinen Umwandlung des sittlichen Tones der Gesellschaft zusammentrifft; aber es ist jedenfalls ein günstiges Zeichen für ein Volk, wenn es in einem bestimmten Zeitpunkt einer derartigen Regeneration fähig ist, und auch wenn neue und gesunde pädagogische Gesichtspunkte sich in dieser Weise durchzusetzen vermögen. Man kann das Bild von dem seitdem die höheren Schulen beherrschenden Geiste in zu lichten Farben malen, und das ist oft geschehen, von Fremden wie von Einheimischen; es sind gerade von letzteren auch schwerwiegende Ausstellungen immer wieder gemacht worden; aber jener Fortschritt zum Guten, und nicht wenig Gutes im einzelnen, muß unbedingt geschätzt werden. Und so gewiß man dort in manchen Punkten allzu selbstzufrieden beim Herkommen bleibt, so fehlt doch auch entschiedener Antrieb zu Neuem nicht; es haben sich auf der alten Grundlage Erziehungsanstalten mit neuen und höchst beachtenswerten Erziehungsresultaten gebildet, deren Urtypus, die allerdings mit Anlehnung auch an deutsche Grundsätze eingerichtete Schule Dr. Reddie's zu Abbotsholme, bereits in den verschiedensten europäischen Ländern Nachahmung gefunden hat, um von der natürlichen Wirkung Englands auf die Entwicklung des amerikanischen Erziehungswesens nicht weiter zu reden.

Von Deutschland aus sieht man an der englischen Erziehung als das Charakteristischste meist die Pflege der gymnastischen Spiele oder überhaupt die günstige Hygiene, etwa auch das Vorwiegen der Willensbildung gegenüber der des Intellekts. Daran ist, wie oben ausgeführt, nicht alles so gut wie man zu denken pflegt; gleichwohl darf die darin sich bewährende pädagogische Weitherzigkeit oder der Weitblick nicht ungerühmt bleiben. Ein Spiegel oder eine Anreizung für kontinentale Erziehung ist das immerhin geworden. Auch ist, was früher nur Eigentümlichkeit der mäßigen Anzahl vornehmer Stiftsschulen war, in neuerer Zeit auf viele Anstalten von bescheidneren Grundlagen und Verhältnissen übertragen worden. Die guten — für unsere Augen zum Teil herrlichen — Spielplätze sind als ein Stück der notwendigen Ausstattung durchweg anerkannt. Die Ausstattung überhaupt aber hat sich nach vielen Seiten erfreulich ergänzt, sodaß doch auch mehr für Geist und Gemüt (durch Büchereien, Musikunterricht, geistigere Geselligkeit) gesorgt ist. Die bei uns und zum Teil anderswo, z. B. in Schweden, noch mehr hervorgetretene Überbürdung mit geistiger Arbeit im allgemeinen vermieden zu haben, darf als Vorzug doch auch gerechnet werden, wenngleich es

an zeitweiliger Überfütterung mit Wissensstoff, zum Zweck der zu bestehenden Prüfungen nämlich, nicht fehlt. Die Zahl der fachlich tüchtigen unter den Lehrern an den höheren Schulen nimmt jedenfalls zu. Ebenso die Pflege der Muttersprache, und zwar mit augenscheinlichem Erfolg nach Seite des mündlichen Gebrauchs, wofür durch die *debating clubs* Sorge getragen wird. Als eine wertvolle Seite muß ferner doch auch die Verwebung religiöser Einwirkungen mit dem regelmäßigen Schulleben gelten, die ja in andern Ländern zum Teil nicht minder regelmäßig versucht wird, der aber in England die allgemein durch kein kritisches Denken zerteilte religiöse Stimmung entgegenkommt, wie andrerseits durch stete Anknüpfung an das wirkliche innere und äußere Leben der Schulgemeinschaft diesen Anregungen Kraft verbleibt. Eine innere Opposition der Schüler gegen die Schule im ganzen, eine tiefe allgemeine Unlust ihren Ansprüchen gegenüber bleibt offenbar ferne. Dazu bietet das Schulleben zu viel positive Befriedigung. Die guten, fast kameradschaftlichen Beziehungen zwischen Lehrern und Schülern müssen wirklich als eine große Lichtseite gelten. Das den letzteren belassene Maß von Selbstverwaltung und von gegenseitiger Erziehung, die Miterziehung der jüngeren durch die älteren Schüler, darf nicht minder als zuverlässige Wertseite in Anspruch genommen werden, wenn auch ein unschöner Gebrauch der Rechte dieser Art keineswegs immer gefehlt hat.

Ob nicht auch die Einbeziehung des Universitätslebens in das Ganze der pädagogischen Organisation als Vorzug zu rechnen ist? Das zu verneinen, werden die meisten Deutschen sehr bereit sein. Aber selbst abgesehen von dem früheren Lebensalter der dort die Universität Beziehenden und von dem durch das Zusammenleben in den Studienhäusern oder *Colleges* gegebenen besonderen Bedürfnis, muß für die meisten Naturen die Bindung an gewisse Normen für die Gestaltung ihres Tageslebens als tatsächliche Wohltat gelten, zumal zugleich mit der leichten Kontrolle ihnen persönliche Anleitung für ihre Studien durch die *Tutors* zuteil wird. Wichtiger als das alles, und auch als die beständige Vermehrung der Hochschulen und Erhöhung ihres wissenschaftlichen Charakters, mag es denn doch heißen, was in den letzten Jahrzehnten für das Volksschulwesen, ja das Volksbildungswesen überhaupt geschehen ist, auch dies nicht eigentlich durch zentrale, aber dafür durch lokale oder landschaftliche Organisation, durch immer neu angeregte Beschäftigung mit all den einzelnen Problemen, auch durch den Idealismus und die Hingebung einer großen Anzahl von Personen beiderlei Geschlechts und zum Teil aus den gebildetsten Ständen. Überhaupt hat das Fehlen einer autoritativen Regelung des Erziehungswesens von einer höchsten Machtstelle aus den Vorteil gebracht, daß mehr Individuen für die Probleme als solche wach blieben oder immer wieder dafür erwachten, daß das Interesse nicht, wie bei uns, sich wesentlich auf Einzelfragen namentlich der Unterrichtsorganisation richtete und daran gewissermaßen festklebte, daß überhaupt Erziehung als solche, Menschenerziehung im Unterschied von Schulbildung, das Thema für die Besten der Nation bildet, daß die über Pädagogisches Nachdenkenden sich auf freierer Grundlage fühlen, leichter aus dem Vollen wirtschaften. Und so wird nach dem, was nun weiter erforderlich ist, mit mehr Ruhe gefragt und gesucht als bei uns, wo sich der Fortschritt mit leidenschaftlichem Radikalismus durchsetzen will. Man fühlt sich dort eben nicht einem von unbedingter Autorität aufgebauten und vielleicht zu zäh verteidigten System gegenüber; der frische Wille einer Anzahl Einzelner kann die Dinge in Fluß bringen. Immerhin ist in der, als »*Board of Education*« einem Unterrichtsministerium einigermaßen entsprechenden Behörde eine Zentralinstanz gegeben, deren Einwirkungen oder Anregungen viel Gutes verdankt wird. Namentlich aber ist man neuerdings darauf bedacht, das einheimische Erziehungswesen mit demjenigen der andern Kulturländer nach allen Seiten zu vergleichen, um Wertvolles von draußen her aufzunehmen und mit dem Heimischen zu durchdringen. Als Führer auf diesem Gebiete muß der in der pädagogischen Welt längst allerwärts bekannte und geschätzte M. E. Sadler gelten, der insbesondere auch dem deutschen Erziehungswesen eindringende Studien gewidmet hat.

Nicht minder demjenigen Amerikas, d. h. der Vereinigten Staaten, das ja mit seiner Eigenart gegenwärtig das Interesse aller europäischen Kulturländer besonders lebhaft herausfordert und das, naturgemäß vom Englischen ausgegangen, von Deutschland her sich hat beeinflussen lassen, dann aber auch aus

seinem Eigenen nicht weniges — versuchsweise oder endgültig — hervorgebracht hat und fort und fort in eifriger Geſtaltung oder Umgeſtaltung begriffen iſt. Soll man es um mangelnder Konsolidierung willen geringer schätzen oder um der Bewegungsfreiheit und des weithin fühlbaren Eifers willen um so höher? Drängt es nicht unverkennbar über alte, enge, utilitarische Gesichtspunkte hinauf zu neuen, idealen? Fehlt es auch hier, wie in England, an einer mit großen Vollmachten ausgeſtatteten Zentralbehörde, so doch nicht an der Willigkeit, sich von guten neuen Gedanken beeinflussen zu lassen, immer wieder zu fachmännischen Gruppen zusammenzutreten und sich zu beraten, wobei äußere Schwierigkeiten, wie die Zurücklegung weiter Reiseſtrecken, nicht gescheut werden. Den Amerikanern kommt hierbei, wie sonſt in den Angelegenheiten ihres öffentlichen Lebens, ein beglückender Optimismus zuſtatten, der mit dem ſtimulierenden Charakter des Klimas zusammenhängt und der ihnen auch das Bewußtsein gibt, kühner und ausgreifender sein zu dürfen als die Alten da draußen oder da drüben. Von der Organisation ihres Unterrichtswesens gilt ein beſtimmtes Gebilde, nämlich das zwischen höherer Schule und Universität sich einschiebende *College*, auch deutschen Pädagogen vielfach als sehr günſtige Einrichtung, die man am beſten hierzulande nachahmen würde. Mangelnde Sicherheit für die Stellung der Lehrer und unzulängliche Ausbildung vieler nicht minder, mißliche Gewalt der örtlichen, selten wirklich sachverſtändigen Schulkuratorien über die innere Geſtaltung der Schulen wie über das Schicksal der Lehrpersonen, mangelnde Ausdauer der meiſten Schüler im Schulbesuch, sind Punkte, die man drüben selbſt zu beklagen pflegt. Diesseits des Ozeans iſt man auch sehr im Zweifel, ob nicht die den Schülern schon ganz früh geſtattete Freiheit in der Wahl oder Ablehnung der einzelnen Lehrfächer doch wesentlich vom Übel sei, und nicht minder im Zweifel, ob nicht die weitgetriebene Selbſtverwaltung der Schule oder vielmehr der Schülerschaft, der sogenannte Schulstaat mit allen den Schulkindern als ſtimmberechtigten Bürgern, mit einem Vorwegnehmen des bürgerlich öffentlichen Lebens, verfehlt heißen müsse. Dergleichen iſt ja auch drüben keineswegs allgemein angenommen, aber die entgegenſtehenden Gesichtspunkte scheinen doch nicht kräftig geltend gemacht zu werden. Man scheut offenbar alles, was dem Glauben der Demokratie an sich selbſt und in allen ihren Wirkungen entgegenzutreten scheint, wie denn auch die Einwände gegen die *Coeducation* der beiden Geschlechter wohl schon mit dem Hinweis abgetan werden, daß es dem Geiſt der Demokratie nicht entspreche, irgendwie grundsätzliche Unterschiede für die Ansprüche der Individuen im Staate zu machen.

Was im übrigen an ungelöſten Problemen bleibt, und was bei dem gegenwärtigen Stande der Kultur ganz ähnlich in den verschiedenſten Ländern wiederkehrt, iſt mannigfaltig genug. So für die Lehrpläne Bedürfnis der Konzentration und doch auch eine mannigfaltige Orientierung, Feſthalten edler alter Bildungsſtoffe und Raum für neue, nicht mehr entbehrliche, Bewahrung der körperlichen Gesundheit und doch geiſtige Ausſtattung für den schweren Wettbewerb im Leben, Rechte der Natur und Ansprüche der Kultur: damit iſt schon genug angedeutet. Ob die Erziehung vor allem Anpassung sein solle, Einordnung, oder Befreiung, Kraftentwicklung, ob soziale oder individualiſtische Zielsetzung überwiegen soll, das und andere theoretische Hauptfragen beschäftigen die Köpfe. Mit dem Begriff der *efficiency* findet man neuerdings das Ziel der individuellen Erziehung in Amerika wie auch in England gerne bezeichnet; und es iſt ein guter Begriff, wenn man dabei nicht bloß an entwickelte Kraft denkt, an Tüchtigkeit irgendwo ins Leben einzugreifen, sondern an die möglichſte Wertentwicklung des einzelnen für seine Stellung innerhalb des Gemeinschaftslebens.

Blickt man noch immer nach Deutschland als dem führenden Lande in Sachen der Erziehung? Es war so im Laufe des neunzehnten Jahrhunderts geworden. Man fand hier die planvollſte Organisation, die beſtgeordneten Schulen, die sachkundigſten Lehrer, die ausgebildetſten Unterrichtsmethoden, die sicherſten allgemeinen Ergebnisse, und hinter allem das zusammenhängendſte pädagogische Nachdenken. Wie waren wir Deutsche zu diesen Vorzügen gekommen? Als Erklärung diente wohl, daß wir nun einmal pädagogisches Geschick von der Natur mitbekommen hätten, daß wir gewissermaßen ein Volk von geborenen Schulmeiſtern seien, was allerdings viel weniger bedeutet als »eine Nation von Dichtern und Denkern«, aber

immerhin etwas Positives und sogar Praktisches. Und als Erklärung jener Erklärung mochte gelten, daß wir so viel weniger impulsiv seien als andere, so viel bedächtiger, namentlich aber auch so besonders viel Freude am Wissen um des Wissens (und der Wissensehre) willen hätten und darum auch am Entfalten und Beibringen von Wissen. Kurz, wir schienen für die Schule besonders geschaffen, weil so wenig geschaffen »für das Leben«. Damit schien sich noch ein anderes zu verbinden. Auch uns schulen und schulmeistern zu lassen, schienen wir besonders geeignet, fügsam gemacht durch autokratisches Staatsregiment, durch einen alles durchdringenden Militarismus, durch kleinbürgerliche Enge, durch niederdrückende nationale Schicksale, bei mangelnder lebendiger Willenskraft. Und wenn schon dies alles nicht als etwas gelten konnte, woran sich andere ein Beispiel zu nehmen hätten, so ist auch die Wertschätzung jener organisatorisch-didaktischen Leistungen in neuerer Zeit sehr zurückgegangen. Zwar noch immer suchen manche Länder sich mit der Gestaltung ihres Schulwesens möglichst der deutschen Norm zu bedienen, sich ihr anzugleichen; sie entsenden zu uns ihre Fachleute zu möglichst genauer Einsichtnahme, und überhaupt strömen ja die Interessenten noch immer beinahe von überall herbei, und von Respekt geben sie manches Zeichen, wie auch sehr günstige Berichte in allerlei Sprachen zu lesen sind.

Zumeist imponiert dabei die Geschlossenheit unseres Systems, das sichere Ineinandergreifen der Betätigungen, die Zuverlässigkeit aller an der Aufgabe Beteiligten, imponiert um so mehr, wenn man dergleichen zu Hause sehr vermißt und sich nicht auf eigenen Wegen aus der Verwirrung emporzuarbeiten weiß. Aber jene Sendlinge oder interessevollen Kundschafter pflegen heute, wenn sie wirklich aus dem Vollen der Anschauung schöpfen wollen, nicht minder England oder Frankreich und namentlich Amerika aufzusuchen, und ein Gefühl, daß dort modernere Erziehungsweisheit anzutreffen sei, daß die Bahnen der Zukunft vielmehr dort zu suchen seien, ist schon weithin wirksam. Entspricht doch auch dem ganzen inneren Habitus der Menschen von heute weniger der Glaube an ein Fertiges und Wohlgeordnetes als der an neue Möglichkeiten des Werdens, und ist doch sorgsame intellektuelle Schulung, ja allgemeine Geistesbildung sehr im Preise gesunken gegenüber einem frischen persönlichen Wollen, einer probefesten Tüchtigkeit für bestimmte Lebenszwecke, beinahe könnte man sagen Tiefe gegenüber der Lebendigkeit, innere Klarheit gegenüber starkem Drange. Gewissermaßen will die Welt sich durchaus verjüngen, um als ganz neue Menschenwelt einer neuen Zukunft entgegenzugehen. Etwas mehr an der Oberfläche liegt es schon, wenn die Verschiedenheit politischer Verfassung und Gewöhnung, wenn politische Antipathie mitspricht. Aber auch diese hängt doch wieder mit einem allgemeineren Zug der Zeit zusammen, dem starken Bedürfnis Individualität gelten zu lassen, um der Nivellierung zu widerstehen — der gewollten und auferlegten oder anerzogenen Gleichmacherei wenigstens, da die natürlichen Bedingungen nun einmal der Nivellierung so bedauerlich günstig sind. Wir finden uns also mit unserer deutschen Pädagogik nicht bloß leisen Zweifeln hier und da, nicht bloß einer ruhigen, wenn auch einschneidenden Kritik von dieser oder jener Stelle her, sondern auch höchst absprechenden Urteilen gegenüber. Der gewohnten Hochschätzung folgen ganz geringschätzige Stimmen.

Vielleicht darf es uns da von vorn herein ein Trost sein, daß auch die ungünstigsten, die von draußen her ertönen, noch überboten werden durch solche, die uns beständig aus nächster, heimischer Nähe in die Ohren gellen. Einen besseren Trost wird es bedeuten, wenn wir uns bewußt sein dürfen, daß wir für das, was uns fehlt, die Augen offen halten, und wenn wir innere Beweglichkeit nicht vermissen lassen. Man wird dem deutschen Erziehungswesen nicht absprechen, daß es in beständiger Fortbildung begriffen sei, daß auch Umbildung in recht wesentlichen Punkten nicht gescheut werde, und daß die Mannigfaltigkeit seiner Gebilde stets zunehme, dies namentlich, wenn man zu allen den Staaten des Deutschen Reiches das stammverwandte Österreich, auch die deutsche Schweiz hinzunimmt, deren Unterrichtswesen dem im engeren Sinne deutschen immer nahe genug gewesen ist. Aber man ist fast immer zu sehr geneigt, in einem fremden Lande die Dinge einheitlicher zu erwarten, als sie sind und sein können, und namentlich was Deutschland und zu allermeist Preußen angeht, so ist es ein draußen weit verbreitetes Dogma, daß hier alles streng reglementiert, zentrali-

siert, nivelliert, militarisiert sei, und daß man z. B. nur eine höhere Schule kennen gelernt haben müsse, um sie alle, um das durch das Land gehende »Syftem« zu kennen. Es werden denn wohl auf Grund eines so unzulänglichen Einblicks alsbald Bücher geschrieben oder doch ausgedehnte Berichte erftattet. Lob und Tadel ergeben sich übrigens großenteils auch nach dem, was der Beobachter bei sich zu Hause vermißt, was er liebt, was er gewohnt ift, und viel hängt davon ab, ob er sich in fremdes Wesen und Fühlen hineinzuversetzen vermag oder nicht, eine Fähigkeit, die als Ergebnis und Zeichen wirklicher Bildung wohl nicht mit Unrecht betrachtet wird.

(Schluß folgt)

Nachrichten und Mitteilungen.

Korrespondenz aus Antwerpen.

Die vlämische Hochschule.

Gleich nach der Gründung Belgiens im Jahre 1830 wurde das Französische als die einzige offizielle Sprache des Landes erklärt. Das Unterrichtswesen war vollftändig französisch, und erft im Jahre 1883 kam nach vielen Kämpfen die sogenannte Lex Coremans zuftande, welche an den ftaatlichen Schulen des vlämischen Landesteils die niederländische Sprache zur Hälfte als Unterrichtssprache zuließ. Doch waren die sogenanten freien Schulen, die in großer Anzahl vorhanden sind, an dieses Gesetz nicht gebunden, und erft im Jahre 1910 wurde es auch auf diese ausgedehnt.

Eine vlämische Universität blieb noch immer versagt, trotzdem die Vlamen die Mehrheit der Bevölkerung bilden.

Die Universität Gent, im Herzen von Flandern, ift heute noch trotz aller Beftrebungen der Vlamen französisch. Sie wurde 1816 vom König Wilhelm der Niederlande gegründet und 1835 wie die andere Staatsuniversität Lüttich französisch.

Nach heftigen Forderungen der Studenten eröffnete man 1853 einen Lehrftuhl für niederländische Literatur; 1876 wurde den Studenten der Philosophie die Wahl gelassen, ihre Examen in niederländischer oder französischer Literatur abzulegen. 1892 schuf man eine Ableilung für germanische Philologie, hauptsächlich um Lehrer für Mittelschulen heranzubilden. Auch wurde geftattet, die Dissertationen in niederländischer Sprache abzufassen.

Aber alle anderen Fächer, mit Ausnahme des Strafrechts (1892), blieben französisch; auch die Gleichftellung (1899) der beiden Landessprachen, die doch eine vlämische Hochschule bedingt, hat an dieser Sache nichts geändert.

Der Gedanke einer vlämischen Universität ift nicht neu; er ift so alt wie die vlämische Bewegung. Aber im Anfange verklangen die Stimmen dieser Prediger in der Wüfte; doch seit 15 Jahren dröhnen laute Rufe durchs ganze Land.

Fort und fort sucht man Mittel und Wege, um das vlämische Volk auf eine höhere Stufe zu bringen; man sah ein, daß hier nur die Fackel der Wissenschaft in die dunkle Nacht Licht bringen könne. Vor einigen Jahren schrieb Dr. ing. de Raedt sein Buch: »Die vlämische Volkskraft. Die Vlamisierung der Genter Hochschule.« Aus der Geschichte des Unterrichtswesens suchte er über die Stellung der Hochschule in der Gesellschaft Klarheit zu erlangen; Autoritäten wie Paulsen belehrten ihn, daß die Hochschulen entftanden sind, um den Bedürfnissen des praktischen Lebens zu genügen, um Geiftliche, Ärzte, Rechtsgelehrte usw. auszubilden. Die Literatur, Philosophie und Naturwissenschaft müssen zur Vorbereitung dieser Ausbildung und damit zur Unterftützung der anderen Wissenschaften mitwirken. Der Volksschulunterricht soll direkt oder durch einen Mittelschulunterricht vom Geift des höheren Unterrichts beseelt werden. Das Volk, das wie die höheren Klassen nach Bildung und Kenntnissen dürftet, muß an dem entwickelnden und bildenden Einfluß, der von dem richtig aufgefaßten, gut organisierten Hochschulunterricht ausgeht, seinen Anteil empfangen. Dr. de Raedt will, daß die vlämische Wissenschaft zur Veredlung und Erleuchtung des ganzen Volkes diene; die Entwicklung der Volkskraft ift sein ideales Ziel: das einzige Mittel aber, dem hochbegabten vlämischen Volke zur früheren Größe, zum Ruhm, Reichtum und zur allgemeinen Wohlfahrt zu verhelfen, ift nach seiner Meinung der Hochschulunterricht.

Und darum wollen mit ihm auch die tausende von gebildeten Vlamen, die für die Hebung ihres Volkes all ihre Kräfte einsetzen, die vollftändige Vlamisierung der Hochschule zu Gent. Nicht nur für die Rechts- und Heilkunde muß das Niederländische die Lehrsprache sein, sondern auch für alle anderen Wissenschaften. Alle diese und noch andere Gründe lassen den Gebrauch des Niederländischen beim Unterricht im vlämischen Lande als Notwendigkeit erscheinen.

Diese Gedanken der gebildeten Vlamen gewannen auch beim Volk mehr und mehr Eingang, und das vlämische Volk, das früher ganz in Gleichgültigkeit versunken war, ift jetzt aufgerüttelt und ruft nach einem Unterricht in der Muttersprache für seine Kinder.

Man bringt seine eigene Auffassung zum Opfer, um nur auf die Stimme der Eintracht unter der Führung der Hochschulkommission zu lauschen.

Bei Gelegenheit des vlämischen Kongresses vom 17.–20. September sagte die größte und einflußreichfte Tageszeitung Belgiens »Het Handelsblad van Antwerpen«: Einen eindrucksvolleren Beweis zur Beftätigung der Forderung einer vlämischen Hochschule

hat Flandern noch nicht erlebt, und das ist vielleicht die größte und vornehmste Bedeutung eines Kongresses. Wo 1400 Advokaten, Notare, Ärzte, Hochschullehrer, Sprachgelehrte und Geschichtsforscher auf so unzweideutige Weise Zeugnis ablegen von der Würde unserer Sprache, da geben sie den Vorurteilen und der Feindschaft den Gnadenstoß, hinter denen sich die Feinde der vlämischen Hochschule verschanzt haben. Die vlämische Hochschule wird kommen, weil sie den Beweis liefert, nicht allein daß sie lebensfähig ist, sondern daß erst dann unser Volk zum Lichte aufsteigen wird, wenn auch der höhere Unterricht in der Muttersprache gegeben werden wird.

Und die Forderung einer vlämischen Universität ist nicht länger mehr ein Kampflied der Studenten; dröhnend und herausfordernd, wie einst — nein, es ist von diesem Kongreß zum Symbol unseres vlämischen Glaubens erhoben worden: das fleischgewordene Wort, das in unserer Mitte lebt, uns begeistert und beseelt, das unserer Bewegung neue Lebenskraft geschenkt hat.

Die Zeit der Scharmützel ist vorüber, zu Antwerpen ist der Kreuzzug gepredigt, und gäbe es einen Peter Eremita, der den Ruf erhöbe: Gott will es! In Antwerpen sind 1400 hochgebildete Vlamen in jenen unvergeßlichen Tagen zusammen gewesen, die es laut verkündeten: Vlamland will es.«

Zur Erreichung der Ziele ist ein Riesenschritt vorwärts getan, vielleicht der wichtigste in der ganzen Geschichte unseres Streites; denn ein Ideal, das Menschen von sonst verschiedener Denkart in dieser Weise vereinigen kann, daß sie alle nur noch ein Ziel, einen Gedanken haben, daß ein Wunsch sie alle erfüllt und mit sich fortreißt, kann kein leeres Traumbild sein.

Wir sagen nicht mehr: wir müssen die vlämische Universität haben, weil Kroaten, Polen eine haben, weil selbst die unterdrückten Finnen ihre Universität behalten dürfen und sogar die Iren das tote Gälische in einer Universität wieder aufleben lassen, wir blicken nicht mehr ins Ausland, wir kennen alle unsere eigene nationale Würde und rufen jetzt laut bis in die entlegensten Winkel des vlämischen Landes: Wir verlangen die vlämische Hochschule!

Was unseren Vorfahren vorenthalten wurde, das heutige Geschlecht soll es erhalten: das Brot des Geistes in eigener Sprache, das unentbehrliche notwendige Rüstzeug zur Veredelung und Bildung der Volksseele.

Tief im vlämischen Volke liegt noch eine große Kraft verborgen, die lange Zeit unentwickelt geblieben, von der wallonischen Minorität zur Seite geschoben und unterdrückt wurde, sie erinnert an einen Baum, der weder Licht noch Luft ausreichend erhält, an einen lange brach liegenden Acker. Aber wenn die hohen Mauern, die den Baum einengen, einmal gefallen sind, wenn Sonne, Regen und Wind freien Durchzug haben, wenn der Acker erst einmal mit voller Kraft durchgepflügt und angebaut wird, welche reiche Frucht werden beide noch tragen können, nicht nur für den Eigentümer und den Bebauer selbst, sondern auch für alle anderen, die mit ihnen in enger Beziehung stehen und deren Glück mit dem ihrigen eins ist.

Die Vervlamung des höheren Unterrichts in Belgien ist zugleich von großer Bedeutung für Holland und die südafrikanische Union. Denn wenn man behauptet, dass unsere Sprache nicht im stande sei, die höchsten Probleme der Wissenschaft zu erfüllen, dann tadelt man zugleich die Wissenschaft der vlämischgesinnten Professoren, dann tadelt man auch die Wissenschaft der niederländischen Hochschulen, die durch vier Nobelpreise dem gelehrten Europa bewiesen hat, daß die niederländische Wissenschaft zum mindesten ebenso hoch steht wie die belgisch-französische, welcher noch kein einziger Nobelpreis zuerkannt worden ist.

Ein heftiger Kampf ist entbrannt, den die Intellektuellen mit gutem Erfolg zu Ende führen werden. Die Frage der vlämischen Hochschule ist von dazu Befugten gründlich studiert worden; jetzt ist sie reif zur Lösung. Eine Kommission ist ernannt, die aus Gelehrten aller Zweige und Richtungen besteht, und dadurch ist die uneigennützige Lösung der Hochschul-Frage gesichert. Diese Kommission ist der Generalstab unserer Armee; sie hat den Feldzug entworfen, die Vlamen können sich auf sie verlassen.

Auf der Versammlung in Antwerpen am 18. Dezember nach Schluß ihrer mit großem Beifall aufgenommenen Reden gaben die drei anwesenden Abgeordneten der katholischen, der liberalen und der sozialistischen Partei sich die Hände und schwuren, nicht zu ruhen, bis die vlämische Universität von der Regierung genehmigt sei. Am 20. Dezember hat der Stadtrat von Antwerpen sich zur Aufgabe gesetzt, folgende Tagesordnung dem Unterrichtsminister zugehen zu lassen: »Der Gemeinderat von Antwerpen drückt den Wunsch aus, daß die Regierung eine vlämische Universität einrichte, um die rechtmäßigen Forderungen der Vlamen zu befriedigen.«

Fast alle anderen vlämischen Gemeinden folgten. Von der jetzigen Regierung, welche nur mit Unterstützung der Vlamen so lange am Ruder geblieben ist, darf man hoffen, daß sie so bald wie möglich dem dringenden Wunsch der Vlamen gerecht wird.

J. B.

Mitteilungen.

Die Koppel-Stiftung zur Förderung der geistigen Beziehungen Deutschlands zum Auslande hat sich bereit erklärt, für das physikalisch-chemische Institut, das die Kaiser Wilhelm-Gesellschaft in Dahlem errichtet, einen einmaligen Betrag von 700000 Mark und auf zehn Jahre einen Jahresbeitrag von 10000 Mark zur Verfügung zu stellen. Die Summe soll für die Einrichtung und Unterhaltung einschließlich der Erbauung des Instituts und eines Wohngebäudes für den Direktor dienen. Die Stiftung hatte die Bedingung daran geknüpft, daß in den diesjährigen Etat des Reiches 50000 Mark als Zuschuß für das physikalisch-chemische Institut eingestellt werden.

Internationale Wochenschrift für Wissenschaft Kunst und Technik

herausgegeben von Prof. Dr. Paul Hinneberg, Berlin, Mauerstr. 34

Verlag: August Scherl, Berlin SW, Zimmerstraße 36/41 — Druck: Bayerische Druckerei und Verlagsanstalt G. m. b. H. in München, Bayerstraße 57.

5. Jahrgang Nr. 10
11. März 1911

Inseraten-Annahme bei den Annoncen-Expeditionen von August Scherl G. m. b. H., Berlin und Daube & Co. G. m. b. H., Berlin und deren sämtlichen Filialen.

Für die Redaktion verantwortlich: Professor Dr. Wilhelm Paszkowski, Berlin-Gr. Lichterfelde.

Erscheint jeden Sonnabend. — Preis vierteljährlich für Deutschland und Oesterreich **3 Mark**, für die übrigen Länder des Weltpostverkehrs **4 Mark 30 Pfg.** bei direktem Bezug unter Kreuzband. — Einzelnummer **25 Pfg.** — Inserate die dreigespaltene Nonpareillezeile **50 Pfg.** — Abonnements nehmen alle Buchhandlungen und Postanstalten, sowie sämtliche Geschäftsstellen von August Scherl G. m. b. H. entgegen.

INHALT

Die Abhandlungen erscheinen in deutscher Sprache, englische und französische auf Wunsch der Autoren im Urtext

Die Bevölkerungsfrage.

Von Guſtav Cohn, Professor an der Universität Göttingen.

I.

Die Bevölkerung des Deutschen Reiches hat sich in den 64 Jahren 1816—80 von 25 Millionen auf 45 Millionen vermehrt, in den 30 Jahren 1880—1910 abermals um 20 Millionen. Haben wir zu erwarten, daß diese Beschleunigung der Zunahme in den folgenden Jahrzehnten fortdauern wird, daß in den 20 Jahren 1910—30 die dritten 20 Millionen hinzugewonnen werden und wir dann eine Bevölkerung von 85 Millionen erreichen? Dieses würde der Fall sein, wenn die prozentuelle Quote die gleiche bliebe wie in den letzten Jahren und Jahrzehnten, nämlich 1,4 Prozent, was für das Jahr etwa 1 Million Zuwachs ergäbe. Die Bevölkerung würde sich dann in 50 Jahren abermals nahezu verdoppelt haben.

Solchen Fragen an die Zukunft möchte ich die Tatsache gegenüberſtellen, daß ein angesehener Statiſtiker, und mehr als Statiſtiker, Guſtav Rümelin, vor 30 Jahren angesichts der Volkszählung von 1880 den damaligen Zuwachs (um 4 Millionen seit 9 Jahren) und die jährliche prozentuelle Quote von 1,1 als eine ganz außerordentliche und übernormale bezeichnete, ja daß er die Überzeugung aussprach, Deutschland befinde sich bereits in dem Zuſtande der Übervölkerung, daß faſt alle Klagen und Beſtrebungen der Zeit ein ganz anderes Ansehen gewännen, wenn sie unter diesen Gesichtspunkt geſtellt würden.*) Das Naturgemäße sei in einem längſt okkupierten und vollſtändig angebauten Lande, daß der Prozentsatz der Jahreszunahme der Bevölkerung im Laufe der Dezennien ſtetig sinken müßte und nur infolge außerordentlicher Verhältnisse wieder wachsen könnte, weil die Ernteerträge nicht ins Unbegrenzte in gleichem Verhältnisse sich ſteigern lassen, sondern bei einer bereits intensiveren Kultur immer langsamer zunehmen müßten.

Hierauf iſt damals entgegnet worden,**) daß die »außerordentlichen Verhältnisse«, auf die hier hingedeutet wird, für unser Zeitalter und für jedes eminent produktive, technisch fortschreitende Zeitalter das ordentliche, regelmäßig einwirkende Moment bilden, das der natürlichen Tendenz abnehmender Erträge bei zunehmendem Bedarf entgegenwirkt, sowohl im Landbau wie namentlich in der Induſtrie und in den Verkehrsmitteln. Der Beweis dafür läge darin, daß die am intensivſten angebauten Länder, zumal England den ſteigenden Bedarf an Brot seit der Mitte des neunzehnten Jahrhunderts zu sinkenden Preisen befriedigt hätten und diesen wohlfeiler gewordenen Mehrbedarf an Brot durch die an

*) G. Rümelin, Reden und Aufsätze, Neue Folge. 1881. »Zur Übervölkerungsfrage«, S. 568 ff.

**) Conrads Jahrbücher für Nationalökonomie und Statiſtik, Band 37, S. 539. Jena 1881.

Produktivität gestiegene industrielle Tätigkeit bezahlt hätten. Die Behauptung Rümelins, es sei ein großer und folgenschwerer Abschnitt in der wirtschaftlichen Entwicklung eines Volkes, wenn sein Boden nicht mehr die unentbehrlichsten Nahrungsstoffe hervorzubringen ausreiche, da Deutschlands Absatz an industriellen Erzeugnissen gegenüber den Hauptkornländern und gegenüber der englischen Konkurrenz ein höchst prekärer sei — jene Behauptung durfte damals schon an der Tatsache gemessen werden, daß der folgenschwere Schritt in allen möglichen anderen Ländern (England, Schweiz, Niederlande) längst getan worden sei, ohne daß irgend welche schwere Folgen eingetreten seien.

Ein Menschenalter ist seitdem verflossen. Die Entwicklung der Bevölkerung ist gerade den entgegengesetzten Weg gegangen von dem durch Rümelin geforderten; und angesichts der so viel größeren Bevölkerung des Deutschen Reiches im Jahre 1911 hört man nirgendwo von einer Übervölkerung reden.

Nun trat in demselben Jahre, da Rümelins Band erschien (der fragliche Aufsatz war unter dem Titel »Unbehagliche Zeitbetrachtungen« schon zu Beginn des Jahres 1878 veröffentlicht worden) der merkwürdige Fall ein, daß ein stärkerer Beweis als jene Erwägungen den Besorgnissen wegen einer bereits herrschenden Übervölkerung in Deutschland scheinbar zu Hilfe kommen wollte. Das war die hohe Zahl der deutschen Auswanderung (weit überwiegend nach den Vereinigten Staaten). Im Jahre 1881: 220,902. Indessen in plötzlichem Sprunge, nachdem im Jahre 1878 nur 25,627, 1880: 117,097 ausgewandert waren. Wäre die Zahl von 1881 konstant geblieben, oder wäre sie weiter gewachsen, so hätten wir im Laufe der letzten 30 Jahre auf diesem Wege einen ansehnlichen Teil unserer natürlichen Bevölkerungszunahme, die Hälfte oder dergleichen, abgegeben, und die düsteren Prophezeiungen jener Autorität wären insoweit bestätigt worden. Es wäre zwar nicht etwas ähnliches, wie in Irland (wo die Bevölkerung 1831—1902 von 7,7 Millionen auf 4,4 Millionen zurückgegangen) geschehen. Es wäre bei einer verminderten Zunahme geblieben. Jedoch es kam weit besser. Seit dem Jahre 1894 ist die deutsche Auswanderung bis heute auf bescheidene Zahlen herabgegangen, die sich zwischen 20,000 und 30,000 bewegen (1908: 19,883; 1909: 24,921). Es ist damit der Beweis geliefert, daß es vorschnell gewesen wäre, mit den Zahlen von 1881 ff. auf das Vorhandensein einer Übervölkerung zu schließen, daß es geboten war, einen längeren Zeitraum zu beobachten, der dann in der Tat das Gegenteil bewiesen hat. Und nicht nur in diesem beschränkten Sinne. Die erfreuliche Verminderung der deutschen Auswanderung auf etwa 0.3 pro mille jährlich weist auch auf die Entfaltung von Produktivkräften in der neuesten Volkswirtschaft des Deutschen Reiches, die in der Richtung dessen liegen, was ich vor 30 Jahren gegen Rümelin bemerkt habe. Die Vermehrung der Unterhaltsmittel und der Arbeitsgelegenheit hat innerhalb des alten Vaterlandes soviel mehr Spielraum für die vermehrte Bevölkerung gewährt, daß so viel weniger Deutsche einen Anlaß fanden, ihr Brot draußen in der fremden Welt zu suchen.

Die Auswanderung oder vielmehr ihr Gegenteil ist das eine Symptom unter anderen Symptomen. Hier ein zweites. Es ist allmählich zum Gemeinplatz geworden und hat namentlich durch das Zugeständnis der unerbittlichsten Kritiker der bestehenden Zustände eine Bestätigung erhalten, daß nicht nur jene größere Zahl im Deutschen Reiche Unterhalt gefunden, sondern daß auch der Anteil der arbeitenden Mehrzahl des Volkes an dem gestiegenen Wohlstand gewachsen ist, so daß die Lebenslage des Einzelnen sich verbessert hat. Wir sind freilich noch weit ab von einem Ziele, das uns mit Befriedigung erfüllen könnte, so lange etwa die Hälfte der preußischen Bevölkerung unterhalb der staatlichen Einkommensteuergrenze fällt, die bei 900 Mark jährlichen Einkommens beginnt. Jedoch es ist besser geworden als es war, und das bietet den Grund zu der Hoffnung, daß es auch fernerhin besser werden kann, daß die heutige Volkswirtschaft und ihre Organisation, ihre Eigentumsverhältnisse nicht schlechthin dem Vorwärtskommen der arbeitenden Klassen im Wege stehen. Von den vier Milliarden Mark, die nach amtlicher Schätzung jedes Jahr aus den Ueberschüssen der deutschen Volkswirtschaft erspart werden, fällt ein ansehnlicher Teil auf die minder bemittelte Bevölkerung. Auf je 100 Einwohner Preußens kommen mehr als 30 Sparkassenbücher. Der Einlagenbestand der

Sparkassen beträgt hier mehr als 10 Milliarden, das Doppelte der Summe von 1898.

Diese nicht zum ersten Male erwähnten Tatsachen lassen sich leicht durch andere ähnliche Daten ergänzen. Es ist bei gegenwärtigem Anlaß nicht der Mühe wert, denn niemand ist heute der Ansicht, daß Deutschland an Übervölkerung leidet. Umgekehrt vielmehr, wir sind seit Jahrzehnten von einer so starken Zuversicht zu dem steigenden Wohlstande erfüllt, daß die Besorgnisse aus der entgegengesetzten Richtung kommen. Rümelins Kassandrarufe vor 30 Jahren galten der subjektiven Beobachtung, daß die Bevölkerung Deutschlands um 1,1 Prozent jährlich zunähme, statt daß dieser Prozentsatz hätte zurückgehen sollen. Die heutigen Besorgnisse entspringen der Tatsache, daß Anzeichen vorhanden sind, es möchte die so lange herrschende Zuwachsquote von 1,4 Prozent sich nicht länger behaupten können.

II.

Die Zunahme der Bevölkerung jedes Landes beruht auf dem jährlichen Ueberschusse der Geburtenzahl über die Sterbefälle. Diese einfache Wahrheit läßt die weniger einfache Frage offen, aus welchen qualitativen Vorgängen dieser Ueberschuß entspringt. Denn es ist nicht gleichgültig, ob eine Zunahme im Deutschen Reiche in Höhe von 14 auf das Tausend der Bevölkerung (1908) durch die Geburt von 33 und durch das Sterben von 19 entsteht, oder eine ähnliche Zunahme in der Stadt Berlin (1876) durch die Geburt von 47 und den Tod von 33. Es ist nicht gleichgültig, ob von der starken Geburtenzahl Rußlands (49,5) vor dem Ende des ersten Jahres 31 Prozent fortsterben, oder von der viel geringeren Geburtenzahl Norwegens (30) nur 9 Prozent im ersten Lebensjahre sterben und einen größeren Überschuß zurücklassen als in Rußland, sodaß in letzterem Lande um 22 Prozent mehr als in Norwegen geboren werden, um alsbald wieder wegzusterben. Oder was für unsere deutschen Bevölkerungsverhältnisse näher liegt, es ist in keinem Sinne dasselbe, ob im Durchschnitte des Reiches (1872) 41,1 geboren werden bei einer Sterblichkeit von 30,6, oder (1908) 33 geboren werden bei einer Sterblichkeit von 19. Oder wenn die bayrische Pfalz eine Vermehrung von 17,5 hat, aber das übrige Bayern nur 12, bei ungefähr gleicher Geburtenzahl, wegen der so viel größeren Sterblichkeit.

Denn die Idee des menschlichen Lebens ist die, daß es sich ausleben soll zu einer normalen Länge. Und die Entwicklung der ideellen wie der materiellen Kultur ist darauf gerichtet, diese Idee fortschreitend durchzusetzen. Während die objektive Natur verschwenderisch ist in der Erzeugung von Leben, um verschwenderisch sein zu können mit seiner Vernichtung, will die Kultur jedes Leben in seinen Schutz nehmen, das in die Welt tritt. Der vulgäre Darwinismus, der sich in die Sozialwissenschaft verirrt, verwischt diesen Gegensatz. Er wird dadurch eine Philosophie der Barbarei oder der Verzweiflung an dem Fortschritt der Kultur. Darwin selber beruft sich auf Malthus, aber nur in den berechtigten Schranken, die er sich setzt. Es ist die Lehre des Malthus, sagt er (Origin of Species, chap. III) angewendet mit vielfältiger Gewalt auf das ganze Reich der Tiere und Pflanzen. Es ist nur die Hälfte der Lehre des Malthus, auf die Darwin sich beruft, die naturwissenschaftliche Hälfte. Die sozialwissenschaftliche Hälfte ignoriert er, und zwar insofern mit Recht, als sie nicht in die Naturwissenschaft gehört. Denn er redet nur von naturwissenschaftlichen Erscheinungen. Und so sollte es die Naturwissenschaft überhaupt tun. Der Nationalökonom findet bei Malthus die für sein Fach erheblichere andere Hälfte der Malthusischen Lehre, die da lautet, daß es die Aufgabe der Kultur ist, den Kampf ums Dasein über die Roheit des natürlichen Kampfes emporzuheben gemäß den Vorschriften der Vernunft. Im vierten Buche seines Werkes hat er dies eingehend auseinandergesetzt, mit hohen Worten von der Pflicht zur Keuschheit und zur tugendhaften Liebe. Auf die Bevölkerungsverhältnisse der heutigen Kulturstaaten angewendet, bedeutet dies die folgenden Möglichkeiten. Die Unterhaltsmittel wachsen, und die Bevölkerung wächst teils durch Wachstum der Geburtenzahl, teils durch Abnahme der Sterblichkeit, teils durch beides. Oder aber die Bevölkerung wächst nicht, weil Geburtenzahl und Sterbefälle ungefähr im Gleichgewicht stehen, während die Unterhaltsmittel nur mäßig wachsen. Der letztere Fall liegt in Frankreich vor. Die Erscheinungen des ersteren Satzes zeigen sich in Deutschland, England, den Vereinigten Staaten. Im Deutschen Reiche ist 1872—1908 die

Geburtenzahl stark zurückgegangen, aber die Sterblichkeit noch mehr zurückgegangen, so daß der Überschuß ein größerer ist, als zuvor:

1872:	41,1 geboren,	30,6 gestorben;	10,5 Überschuß.
1908:	33 »	19 »	14 »

Wenn die Verminderung der Sterblichkeit unzweifelhaft eine erfreuliche Erscheinung ist, so erzeugt sie doch ein neues Problem. Denn die Bevölkerung muß entweder bei der bisherigen Geburtenzahl um so viel stärker zunehmen, oder aber die Geburtenzahl muß um so viel zurückgehen als die Sterblichkeit abnimmt, damit die bisherige Zunahme der Bevölkerung nicht noch größer wird, während eine größere Zunahme nur so lange erwünscht ist, als auch die Unterhaltsmittel stärker wachsen, denn bisher, als andererseits die Lebensansprüche der Bevölkerung nicht größer werden, als sie waren, und auf die gewachsenen Unterhaltsmittel Beschlag legen.

Im Lichte dieser Voraussetzungen müssen wir die gegenwärtig durch die Kulturwelt gehende Abnahme der Geburtenzahl betrachten.

Es ist bemerkenswert, wie schnell man mit seinen Besorgnissen aus dem einen Extrem in das andere fällt. Aus der vermeintlichen Gefahr der Übervölkerung gerät man in das Vollgefühl eines rapiden Fortschritts an Wohlstand und Bevölkerung, der für einen notwendigen und dauernden Zustand gehalten wird. Den also gesteigerten Ansprüchen widerspricht es, daß neuerdings die Geburtenziffern herabgehen, obschon zunächst nur in dem Grade, in dem die Sterblichkeit abnimmt — also ohne Verminderung des Prozentsatzes der Bevölkerungszunahme. Würden die Geburtenzahlen die alten bleiben bei verminderter Sterblichkeit, so müßten für den so viel stärkeren Überschuß desto mehr wachsende Unterhaltsmittel produziert werden. Oder aber wenn wirklich die Geburtenziffer in höherem Grade zurückgeht als die Sterblichkeit, was wir demnächst vielleicht zu erwarten haben, so bleibt am Maßstabe der Prozentziffer von 1,4 für das Deutsche Reich immer noch ein ansehnlicher Spielraum übrig für eine Zunahme der Bevölkerung, ob auch nicht in dem alten Umfange. Wenn diese auf 1,1 Prozent zurückgeht, so hat Deutschland noch eine Zunahme, die Rümelin für das Gegenteil hielt, für den Beweis einer Übervölkerung, nicht eines bedrohlichen Rückganges der Bevölkerung. England ist uns damit vorangegangen. Von 35,4 Geburten (1871—80) ist es in den Jahren 1906—1908 auf 26,6 allmählich herabgestiegen bei einer Sterblichkeit von 15,4. Vielleicht kommen wir allmählich ebenfalls zu diesem Punkte und noch etwas weiter.

Nun werden die Ziffern der Hauptstädte angeführt, um die düstren Aussichten greller zu beleuchten. In Berlin

1906:	25,8 Geburten	und 16,9	Sterbefälle,
1908:	23,9 »	» 16,0	»

d. h. nur 8,9 bz. 7,9 Zunahme; auf 100 Ehefrauen

	1875:	23 Geburten,
	1908:	11 »
in London	1875:	20 »
	1908:	14 »

Aber in Berlin standen der Geburtenzahl von 1876 (47,2) nicht weniger als 32,7 Sterbefälle gegenüber. Auch ist es ein weiter Weg von diesen Erscheinungen der Hauptstadt mit ihren eigenartigen Lebensbedingungen zu deren Verallgemeinerung im Reiche. Von den bekannten und in letzter Zeit oft erwähnten Bevölkerungszuständen Frankreichs vollends sind wir so weit entfernt, wie eine sehr starke Zunahmequote — die wir immer noch haben — nur irgend von dem Stillstande der Bevölkerung entfernt sein kann.

Worauf es ankommt, ist, daß man von allen Übertreibungen sich frei hält und sich klar macht, daß die mächtige Zunahme der Bevölkerung, die das Deutsche Reich seit etlichen Jahrzehnten gehabt hat, unmöglich ein fortdauernder Zustand bleiben kann, daß daher ein allmähliches Herabgehen der jährlichen Zunahme (ob nun schon in den nächsten Jahren oder später) eine Notwendigkeit ist; daß diese Notwendigkeit keineswegs gleichbedeutend ist mit einem baldigen Anlangen an dem Ende aller Zunahme; daß der höhere oder niedere Grad der Zunahme, das langsamere oder schnellere Tempo eines Rückganges zusammenhängen mit der mehr oder weniger fortschreitenden Produktivität der deutschen Volkswirtschaft an Unterhaltsmitteln sowie mit der Höhe der erwünschten oder tatsächlich erreichten Lebensansprüche. Es kommt darauf an, den historischen Fluß dieser Dinge zu sehen, seine Bedingtheit, seine Voraussetzungen, und sich danach einzurichten; nicht aber heute zu jauchzen und morgen zu wehklagen über die gleichen Entwicklungen.

III.

Wir dürfen wohl eine Tatsache als den durchgehenden Zug der meisten Kulturvölker feststellen, der sich aus der Bevölkerungszunahme und der Vermehrung des Wohlstandes im letzten Menschenalter ergibt. Das ist die gleichsam selbstverständlich gewordene Überzeugung von dem normalen Charakter und der Dauerhaftigkeit dieses Zustandes. Es ist das Gegenteil der Furcht vor Übervölkerung. Es ist vielmehr die Furcht vor Untervölkerung.

Eine eigenartige Stellung nimmt Frankreich ein. Denn seine Erscheinungen — der tatsächliche Stillstand der Bevölkerungszahl oder gelegentlich selbst die Anfänge des Rückganges*) sind für andere Völker neuerdings ein Schreckgespenst geworden, das vermeintlich als nahes Ziel ihrer abnehmenden Geburtenzahl sie selber bedroht. Es ist bemerkenswert, daß Rümelin die Franzosen unserer deutschen »Übervölkerung« zu seiner Zeit als Muster entgegengehalten hat mitsamt den Mitteln zur Verminderung der Geburtenzahl**); daß in einem großen »Kursus der politischen Ökonomie« eine hochgestellte Persönlichkeit Frankreichs (C. Colson, Chef-Ingenieur der Brücken und Landstraßen) vor einem Jahrzehnt in dem extremen Rückgange der Geburtenzahl nicht nur die Widerlegung der Malthusischen Lehre, sondern auch die Wirkung des »Wohlstandes, der Zivilisation und der demokratischen Sitten« gesehen hat.*) Allein eben derselbe französische Nationalökonom, auf dessen Ansichten sich Colson beruft, Paul Leroy-Beaulieu, ist es, der seit einigen Jahren sich am stärksten von dem Bevölkerungsstillstande seines Vaterlandes beunruhigt zeigt und — in seltsamer Entfernung von seinen sonstigen Grundsätzen — Heilmittel in der Rüstkammer des alten Staatswesens, Kinderprämien u. dgl. m., sucht.

Die anderen Nationen haben keinen Grund, sei es Colsons Lehren zu befolgen, sei es Leroy-Beaulieus Besorgnisse zu teilen. Wenn das von einer Nation in hervorragendem Grade vor anderen gilt, so sind es die Amerikaner. Desto lehrreicher ist es, daß auch bei ihnen das Thema auf der Tagesordnung steht, wie es uns ein neuester Aufsatz von einem dortigen Nationalökonomen zeigt.**)

In den Vereinigten Staaten gab es (mangels einer Geburtenstatistik, die für dieses Reich nicht vorhanden ist) auf je 1000 Frauen im Alter von 15 bis 49 Jahren Kinder unter 5 Jahren

1830: 781, 1850: 613, 1870: 562, 1890: 473,
1840: 744, 1860: 627, 1880: 537, 1900: 465,

also 1830—1900 einen beständigen, nur einmal unterbrochenen Rückgang von 781 auf 465.

Die Gründe dieser Entwicklung sind mannigfaltige. Der erste ist der, daß die Fülle neuen Landes in dem weiten Westen der Union jetzt besetzt ist und nicht mehr die leichte Gelegenheit bietet, zum Abfluß und zur Arbeit der jungen Kräfte aus den älteren Staaten, wie einstmals. Ohne die mühsamen Schuljahre, die von der heutigen Erziehung gefordert werden, konnten die Söhne das väterliche Dach verlassen und eine Heimat suchen in den westlichen Landschaften; hier durften sie bei entsprechender Energie gewiß sein, ihren reichlichen Unterhalt zu finden und zu angesehenen Stellungen emporzusteigen. Diese

*) In den 20 Jahren 1886—1906 eine Zunahme von 38,2 auf 39,2 Mill. Seit 1901 jährliche Abnahme der Geburten; 1907: 19,920 mehr gestorben als geboren; 1909: 13,124 mehr geboren als gestorben.

**) »Als die Revolution .. den Boden mit gleicher Erbteilung in die Hände kleiner, selbstwirtschaftender Eigentümer brachte ... da erkannte der französische Bauernstand, daß es für den auskömmlichen Bestand einer ländlichen Familie eine Grenze der Gütergröße gebe, unter welche hinabzugehen nicht mehr zulässig sei, und daß das einzige und unerläßliche Mittel hierfür in einer kleinen Kinderzahl bestehe. Wie das zu geschehen habe, darüber wurden keine Bücher geschrieben, wie in England und Deutschland, und es bedarf dazu keiner besonderen Gelehrsamkeit. . . . Dabei ist das Land wärmer und fruchtbarer als Deutschland, und doch wohnen bei uns bereits 700 Menschen mehr auf jeder Quadratmeile als dort. Die beiden Völker verhalten sich ganz zu einander wie eine bemittelte Familie mit wenigen Kindern, die jedes Jahr ihr Vermögen und Einkommen vermehren kann, und die wenig bemittelte mit vielen Kindern, die anfängt sich einschränken zu müssen, weil das Einkommen hinter der wachsenden Kinderzahl zurückgeblieben ist. Man bedenkt es gar nicht genug, was alles daran noch weiter hängt, wenn das eine Volk auf eine Million Einwohner jährlich statt 41,000 Geburten nur 26,000, aber auch statt 30000 Sterbefälle deren nur 22,000 zählt. Es ist ein intelligenter Masseninstinkt, der die Franzosen zu unbewußten Malthusianern gemacht hat.« Rümelin, Reden und Aufsätze. N. F. (1881 S. 613 ff)

*) Vergl. die Besprechung im Archiv für Eisenbahnwesen, 1901, S. 1375—80.

**) John B. Philipps, The declining birthrate. University of Colorado Studies. Vol. VII, No. 3, Boulder, Colo., March 1910, pag. 159—178.

Aussichten schienen einer großen Anzahl der heranwachsenden Jugend lockender als höhere Bildung und höhere Berufsarten. Zur Ausbeutung der natürlichen Hilfsquellen des neuen Landes brauchte man nicht viel Schulbildung. Man konnte ohne weiteres sich an die Arbeit machen und seinen Lebensunterhalt erwerben. Daher heiratete man früh und zog eine zahlreiche Familie auf. Heutzutage ist das Heiratsalter höher hinaufgerückt und aus einfachen Gründen. Man muß für die jetzt sich eröffnenden Berufsarten eine andere Vorbildung erwerben. Vielleicht hat heute noch der junge Amerikaner ebenso viele Aussichten wie einst sein Großvater. Doch sie öffnen sich ihm nicht ohne höhere Schulbildung. Daher sind jetzt die Leute in allen Klassen des Volkes davon überzeugt, daß solche Bildung fast eine Notwendigkeit ist; und die dafür geforderte Frist ist so lang, daß die Zeit zur Eheschließung hinausgeschoben wird. Wenn aber die Ehen später geschlossen werden, sinkt die Möglichkeit einer großen Familie herab.

Ein anderer Grund ist die Steigerung des Reichtums mit der Ungleichheit seiner Verteilung und mit dem Stachel der demokratischen Gleichheit. Daraus ist ein heißer Kampf entstanden für alle übrigen, um etwas ähnliches zu erreichen. Und frühe Ehe samt zahlreicher Kinderschar sind Hindernisse bei diesem Kampfe. Dazu nun das allgemeine Streben nach Unterricht und Bildung. Der Unterschied in dieser Hinsicht ist immer geringer geworden. Was einstmals der Vorzug der Reichen war, ist jetzt mehr und mehr Gemeingut geworden. Aber diese Ausbreitung der Bildung fördert vorzugsweise die Energie der Selbstbehauptung und das Ringen um materielle Erfolge. James Bryce, der Verfasser des bekannten staatsrechtlichen Werkes über das amerikanisehe Gemeinwesen, der vor einem Vierteljahrhundert als Forscher sich in den Vereinigten Staaten aufgehalten hat, neuerdings aber als diplomatischer Vertreter Englands dorthin zurückgekehrt ist, — James Bryce hat als den auffallendsten Unterschied des heutigen Amerikaners gegenüber dem damaligen Amerikaner beobachtet: die neue Generation ist von einem viel stärkeren Drange erfüllt, sich geltend zu machen und Erfolge zu erringen.

Im übrigen sind die Lebensansprüche gestiegen und steigen immer weiter. Vor allem die Gesundheitspflege ist sorgfältiger geworden, die Ernährung besser, saubrer, reichlicher. Vollends gilt ein gleiches für die Wohnungen. Alles das kostet so viel mehr als früher und hat sich so viel mehr ausgebreitet über die Gesamtheit der Bevölkerung. Von den Dingen des neuen Luxus gar nicht zu reden. Das hat die Gründung einer Familie schwieriger gemacht, hat die Eheschließung auch nach seinem Teile hinausgeschoben und gleicherweise die Tendenz zur Verkleinerung der Kinderzahl verstärkt.

Zu den Lebensansprüchen des neuen Zeitalters, und gerade aus dem Standpunkte der Gesamtheit der Nation, gehört die Unterdrückung der Kinderarbeit. In diesem Sinne geht jetzt eine starke Bewegung durch die Vereinigten Staaten, alle Beschäftigung von Kindern unter 14 Jahren in erwerbender Tätigkeit zu unterdrücken und selbst über diese Grenze hinauszugehen. Die Staaten New York und Illinois sind die Führer gewesen. Das Recht der Kindheit auf Unterricht und eine gesunde Entwicklung wird anerkannt, mehr Schulhäuser werden gebaut, mehr Schulsteuern werden aufgebracht. Die Einwanderer aus fremden Ländern mit niedrigerer Kultur, denen die Kinder Gegenstand der gewerblichen Ausbeutung sind, werden ihrerseits durch die Gesetze Amerikas zu dem höheren Niveau emporgehoben und hierdurch mittelbar zu einer Verminderung der Geburtenzahl veranlaßt.

Im Gegensatze zu Frankreich hat man in den Vereinigten Staaten die Mitgift niemals gekannt. Sie ist hier nicht nötig gewesen. Wenn der junge Mann so viel Gelegenheit hat, in wenigen Jahren genug zu erwerben, braucht der Vater nicht dem Sohne und nicht der Tochter eine Ausstattung mitzugeben. Heute haben sich die Dinge geändert. Es ist mehr Sorgfalt erforderlich für die Erziehung der Kinder; die Opfer der Eltern dafür sind enorm gewachsen, im physischen und im psychischen Sinne. Es ist geradezu ein überspanntes Dogma aus der Pflicht der Eltern gemacht worden, für die Erziehung der Kinder alles daranzusetzen. Wie nahe liegt es daher, daß solch eine Ansicht auf die Verminderung der Kinderzahl einwirkt.

In Frankreich hat längst die gleiche Teilung des Nachlasses der Eltern dazu beigetragen, die Zahl der Geburten zu vermindern. In den Vereinigten Staaten hat dieselbe Einrichtung früher den gleichen Erfolg nicht gehabt,

solange Spielraum vorhanden war in dem weiten unbesiedelten Lande des Westens, in jungen Jahren eine Selbständigkeit zu erringen. Seitdem das aufgehört hat, sehen sich die Eltern genötigt, Ersparnisse für ihre Kinder anzusammeln und Anstrengungen für ihr Fortkommen zu machen, die vor einem halben Jahrhundert völlig unbekannt waren. Daher eine mächtige Zunahme der Lebensversicherungen. Die daraus entspringende Belastung aber hat ihrerseits zur Verminderung der Geburtenzahl beigetragen.

Ein fernerer Grund für die gleiche Erscheinung ist der Verfall der alten religiösen Vorstellungen. Die Verlegung der wichtigeren Vorfälle des menschlichen Lebens aus der Verantwortlichkeit des Menschen in die Ratschlüsse Gottes — und darunter namentlich der ehelichen Fruchtbarkeit — hat allmählich aufgehört, die Vorstellungen zu beherrschen. Das Bewußtsein der Selbstverantwortlichkeit ist dafür an die Stelle getreten. Man hat einsehen gelernt, daß der Mangel an gehöriger Pflege vielfach an der Sterblichkeit der kleinen Kinder schuld war, nicht der unerforschliche Ratschluß der Vorsehung. Und man hat dieser Erkenntnis gemäß gehandelt, hat größere Sorgfalt aufgewendet, um das vorzugsweise gefährdete Leben des zarten Alters zu erhalten. Diese Wandlung der religiösen Anschauungen ist mehr und mehr auch in die Masse der arbeitenden Klassen übergegangen. Das bedeutet zweierlei. Erstens steigen durch diese verantwortliche Sorgfalt die Kosten der Kinderpflege, und zweitens wird dadurch der Raum für das heranwachsende Leben besetzt, den früher die zahlreiche Kindersterblichkeit frei machte für die nachfolgenden Geburten und nach älteren Vorstellungen frei machen sollte im Sinne einer »göttlichen Ordnung in den Veränderungen des menschlichen Geschlechts«.

Weiterhin ist es die Zunahme der städtischen Bevölkerung, die in der gleichen Richtung wirkt. Die städtische Bevölkerung ist ehrgeiziger als die ländliche, der Drang nach dem Emporsteigen in der sozialen Schichtung ist stärker. Das Beispiel der zahlreichen Umgebung der andern Menschen wirkt lebhafter; man will es den anderen nachmachen, die gleichen Lebensansprüche durchsetzen und Opfer bringen, um sie aufrecht zu erhalten. Unter solchen Umständen wird die große Kinderzahl bald als eine Last empfunden. Die Mühe und die Kosten, die sie verursacht, stehen der Befriedigung der mannigfaltigen Wünsche im Wege, die charakteristisch sind für die Stadtbewohner. Daher macht sich auch bei der städtischen Bevölkerung die Abnahme der Geburtenzahl zuerst bemerkbar. Es gab in den Vereinigten Staaten (1900) auf 1000 weiße Frauen (15—44 Jahre alt) 296 Kinder unterhalb 5 Jahren in den Städten, 522 Kinder auf dem Lande. Der Rückgang gegen das Jahr 1890 war in den Städten 13, auf dem Lande 1 (vgl. Willcox, Census Bulletin, No. 22, 1905). Dazu kommt, daß das Wachstum der Städte die Wohnungsmieten bedeutend steigert. Ja, Familien mit mehr als 1—2 Kindern werden von den Hausbesitzern in den besseren Stadtteilen nicht aufgenommen.

Die Ausbreitung der weiblichen Arbeitsgebiete macht die Frauen unabhängiger. Sie heiraten nicht mehr in so jungem Alter wie früher. Das vermindert die Kinderzahl. Oder sie werden dadurch wählerischer, ehe sie einen Gatten annehmen. Sie ziehen ihren eigenen Beruf einem schlechten Gatten vor und bleiben lieber unverheiratet. Suchen sie aber beides zu vereinigen, Ehe und eigenen Erwerb, so zeigt die Erfahrung der letzten Jahrzehnte in den englischen Fabrikstädten einen starken Rückgang der Geburtenzahl, der verursacht ist durch die empfindliche Störung der Arbeit, die gesetzlich und tatsächlich die Folge der Mutterschaft ist.

IV.

Fassen wir diese Momente der neueren Entwicklung Amerikas zusammen, so klingen uns aus manchem, vielleicht dem meisten davon, die Worte entgegen: »de te fabula narratur«. Der mächtige Zug nach oben, der durch die ganze Gesellschaft geht, die Steigerung der Lebensansprüche, der Drang nach Bildung, die Fortschritte in dem Anwachsen der Städte und in dem Bewohnen von Städten — es sind Erscheinungen auch der heimischen Entwicklung. Es mag in dem Charakter der Vereinigten Staaten, ihrer Bevölkerung, ihrer Staatseinrichtungen liegen, daß die uns bekannten Züge Deutschlands dort gesteigert hervortreten. Aber das Gemeinsame ist doch das Wesentliche; es ist der Zug, der durch die ganze heutige Kulturwelt hindurchgeht — Aufsteigen in der sozialen Stufenleiter, Teilnahme an den ökonomischen, technischen, ideellen Fortschritten,

Ausebnung der Gegensätze der Bildung und Lebenshaltung — und je weiter das Ziel noch abliegt für diese Bewegung, um so größer die Unruhe.

Das amerikanische Bevölkerungsproblem zeigt aber einen großen Unterschied gegen alle andren Kulturstaaten. Es ist die starke Quote der Einwanderung und deren eigenartiger Beruf. Der Zensus des Jahres 1900 ergab die Bevölkerungszahl von 76,3 Millionen; der Zensus von 1910 die Zahl von 93,5 Millionen. Zu der Steigerung von 17,2 Millionen in diesen 10 Jahren hat die Einwanderung rund die Hälfte beigetragen. Die natürliche Zunahme würde danach immer noch 1,1 Prozent für das Jahr betragen, und zwar unter höchst ungewöhnlichen Umständen. Denn wenn die antike Welt zum Fußschemel ihrer Freiheit die unfreie Arbeit der Barbarenvölker machte, wenn ein Geist wie der des Aristoteles in der natürlichen Inferiorität der andren Völker ihre Bestimmung für diesen Dienst erkannte, so dient für das Volk der Vereinigten Staaten die Masseneinwanderung der minder kultivierten oder anspruchsloseren Völker Europas, der Slawen, Littauer, Ungarn, Irländer, Italiener usw. als Voraussetzung für jenes Emporstreben der amerikanischen Bevölkerung selber, das den Raum frei läßt für die niedrigen Arbeiten, die ein Amerikaner oder eine Amerikanerin verachtet. Ein Zerrbild, aber ein lehrreiches Zerrbild von einem Stücke dieser Erscheinungen hat Upton Sinclair in seiner Darstellung der Fleischkonservenfabriken von Chicago gegeben.

Auf solche Weise entsteht ein Rassenproblem, das als ein neues sich dem alten Problem der Negerfrage an die Seite stellt — das Rassenproblem des Nordens. Die Fortdauer dieser Einwanderung schafft zweierlei Nationen: ein Herrenvolk und ein Sklavenvolk, derart, daß für die etwaige kulturelle Hebung der eingewanderten Arbeiter auf das Niveau der Amerikaner immer wieder stärkerer Nachschub der minder kultivierten Einwanderung an die Stelle tritt. Es ist auch denkbar, daß die Tendenz dieser Entwicklung sich im Laufe der Jahre immer stärker herauskehrt und die Zunahme der Bevölkerungszahl am Ende ihren Schwerpunkt auf die Seite der Einwanderung verlegt, um den Schwerpunkt der Qualität der Lebenshaltung desto entschiedener auf die Seite des Herrenvolkes zu legen.

Welche weiteren Folgen sich für Amerika einstmals daraus ergeben, wie diese zu beeinflussen sind, das dürfte uns weniger beunruhigen als etwaige Analogien im eigenen Vaterlande. Doch diese sind mindestens bei gegenwärtigem Anlaß nicht zu erörtern. Dagegen ist hier ein wesentlicher Unterschied zwischen Deutschland und den Vereinigten Staaten zu erwähnen. Auf dem ungeheuren Gebiete dieser letzteren und mit den großen Mitteln der Technik, des Unternehmungsgeistes, des Kapitalreichtums, der Arbeitsenergie, die dem amerikanischen Volke zur Verfügung stehen, ist eine Bevölkerungszunahme wie die des letzten Jahrzehnts, ob man die Einwanderung mitrechnet oder gar nur die natürliche Zunahme in Betracht zieht, eine keineswegs beunruhigende auch für lange fernere Jahre und Jahrzehnte. Jede Besorgnis wegen einer drohenden Übervölkerung liegt weit ab von allen wahrscheinlichen Gestaltungen der amerikanischen Volkswirtschaft.

Anders bei uns in Deutschland. Was jener Prophet vor 30 Jahren sagte, das ist von der wirklichen Entwicklung unserer Volkswirtschaft widerlegt worden. Darum braucht aber nicht jede ähnliche, ob auch minder düstere, Prophezeiung über unsere fernere Zukunft einstmals ebenso sehr Lügen gestraft zu werden durch die Tatsachen. Denn es ist kaum wahrscheinlich, daß die Bevölkerungsdichtigkeit des Reiches noch viele Jahre in dem Tempo fortschreiten kann, das bisher das gewohnte war. Man muß sich wohl darauf gefaßt machen, daß in einigen Jahrzehnten — nicht gerade ein Stillstand, aber doch ein wesentlich verlangsamter Fortschritt eintritt, ja, daß dieser vielleicht sehr bald durch eine Verlangsamung eingeleitet wird. Es kann daher das stufenweise Eintreten dieser Wendung nicht als ein Grund der Besorgnis angesehen werden, gerade so wenig wie ähnliche bereits vorhandene Erscheinungen in der Entwicklung der englischen Bevölkerung dazu vernünftigen Anlaß bieten. Es ist nicht der Rückgang der Geburtenzahl an sich ein stichhaltiger Grund zu Befürchtungen; er ist es selbst dann noch nicht, wenn die Sterblichkeit weniger abnimmt als die Geburtenzahl. Die Hauptfrage ist doch stets, wie groß die Zunahme ist, die nach alledem noch übrig bleibt. Und wenn das Deutsche Reich mit seinen jetzt 65 Millionen (der letzten Volkszählung)

bereits bei nächster Volkszählung oder der darauf folgenden nur einen Jahreszuwachs um eine halbe Million statt einer ganzen Million ausweisen sollte, so wäre diese Erscheinung nicht darum beklagenswert, weil sie einige Jahrzehnte früher kommt, als sie zuletzt doch kommen muß.

Das Kaiserliche Gesundheitsamt veröffentlicht neuerdings eine Statistik über Geburten und Sterblichkeit in dem Jahrzehnt 1901—10, die in den deutschen Städten mit mehr als 15,000 Einwohnern, d. h. in einer Summe der Bevölkerung von rund 23,5 Millionen (36 Prozent der Reichsbevölkerung) sich entwickelt haben. Die Zahl der Geborenen ist von 33,3 auf 26,8 für das Tausend der Lebenden zurückgegangen; die Sterblichkeit dagegen ist nur von 19,7 auf 15,0 gefallen. Also die Sterblichkeit ist um 4,7 gesunken gegen einen Rückgang der Geburten um 6,5. Die Zunahme der Bevölkerung ist danach 1910 nur noch 11,8 gewesen in den mittleren und großen Städten im Gegensatz zu dem Durchschnitt des ganzen Reiches, wo sie 2—3 pro mille höher war (1906: 14,9, 1907: 14,2, 1908: 14,0).

V.

Eine Norm zu finden für die Bevölkerungsgröße einer Nation ist unmöglich. Dabei mag man vollends absehen von einer gemeinsamen Norm, die für die Nationen gleichartiger europäischer Kultur Geltung hätte. Selbst für eine einzige, die deutsche Nation allein, ist es unmöglich; und selbst wenn man einen einzigen Gesichtspunkt voranstellt. Etwa denjenigen, von dem freilich alles übrige abhängt — den ökonomischen. Als Rümelin von der Übervölkerung Deutschlands redete, haben ihm nicht viele widersprochen, sehr viele wohl seiner weisen Besonnenheit beigestimmt. Desto größer war ihre Zahl, weil eben jene kleinbürgerliche Weltansicht, aus der seine Besorgnisse entsprangen, eine im damaligen Deutschland verbreitete war. Heute ist es leicht, von der Höhe der jetzigen Bevölkerung und der gegenwärtigen Entwicklung der deutschen Volkswirtschaft auf jene Ansicht herabzusehen. Es müßten seltsame Romantiker, weltflüchtige Träumer, unbekehrbare Gegner des neuen Reiches sein, die ihm heute noch Recht geben. Für alle übrigen ist es ziemlich klar, daß man von den gegenwärtigen 65 Millionen im Reiche nicht eine einzige preisgeben will. Sowie man aber von dieser Höhe aus wieder in die fernere Zukunft hineinrechnet, kommen die Zweifel, stellt eine Fülle der Gesichtspunkte sich in den Weg der Betrachtung.

Die voranstehende Seite, die ökonomische, d. h. die Möglichkeit der Beschaffung ausreichender Unterhaltsmittel, vermengt sich mit einer Reihe anderer Fragen: Warum ein fortschreitendes Wachstum der Bevölkerung? Um der Bedeutung der Nation willen? Für ihre weltgeschichtliche Mission? Für ihre Machtstellung inmitten der andern Nationen? Für ihre Ausbreitung über den Erdkreis nach dem Beispiel anderer Nationen? Gesichtspunkte, die im Falle der Bejahung zu einer höchsten Anspannung der ökonomischen Kräfte treiben müßten, um die höchstmögliche Größe der Bevölkerung zu erreichen, die dafür erforderlich ist. Dann wiederum eine Reihe anderer Fragen, die auf ein eher entgegengesetztes Ziel hindeuten. So jenes soziale Emporstreben oder jene Emporhebung des Volkes, die uns aus den Vereinigten Staaten als ein gesteigertes Abbild der eigenen Zustände entgegengetreten ist. Es ist klar, daß diese qualitative Verbesserung in der Kulturhöhe der Volksgesamtheit nur um den Preis so viel größerer Kosten erobert werden kann, daß sie also die größtmögliche Zahl der Bevölkerung für die höchstmögliche Beschaffenheit darangibt. Oder etwaige Bedenken, die nicht gerade die moderne Volkswirtschaft für rückläufige Phantasien preisgeben wollen, die aber doch ansehnliche und beachtenswerte Einreden erheben gegen den rastlos voranschreitenden Entwicklungsgang des heutigen Industriestaates, gegen die unheimliche Zunahme des Großstadtwesens, gegen die ungeheuren Kapitalkonzentrationen und was sonst damit verwandt ist. Auch dieses sind Bedenken, die darauf hinauskommen, eine höchstmögliche Größe der Produktivität und damit der Bevölkerung zu opfern für eine (in ihrem Sinne) bessere Qualität in den Einrichtungen der Gesellschaft für das Leben der Bevölkerung.

Schon diese wenigen Andeutungen genügen, die Schwierigkeit der Probleme zu zeigen. Und ganz gewiß die Unmöglichkeit, sie an dieser Stelle in Kürze zu beantworten.

Internationales auf dem Gebiet der Erziehung.

Von Wilhelm Münch, Professor an der Universität Berlin.

(Schluß)

Was z. B. französische Kritiker an deutschen höheren Schulen aussetzen, ist, daß der Lehrer es gar zu sehr immer mit der ganzen Klasse zu tun habe, daß er fast nie bei einem einzelnen Schüler intensiver verweile, um auf ihn bildend einzuwirken, und namentlich nicht sich den Bestbegabten hinlänglich widmen könne, um ihnen zur günstigsten Entwicklung zu helfen; ferner, daß der Lehrer auch zu wenig seine eigene, gesamte Bildung entfalten und zur Wirkung bringen könne, durch zusammenhängenden, fließenden, beredten, hinreißenden Vortrag, daß er zu sehr der verantwortliche Hüter und Förderer der Gesamtklasse sei, daß die Lektüre viel zu wenig im ästhetischen Sinne, zur Entwicklung eines feinen sprachlich-literarischen Geschmacks ausgenutzt werde; etwa auch, daß der Schulstunden zu viele aufeinander folgen, daß die Anforderungen zu ernstlich seien und der Ton mehr patriarchalisch oder militärisch als liebenswürdig und höflich. Sie beklagen zuweilen auch, daß in deutschen Schulen Deutschland doch gar zu sehr als Mittelpunkt der Weltgeschichte, Trägerin der Bildung und sonstiger wertvoller Eigenschaften erscheine: aber dergleichen werfen sich die Nationalen immer gegenseitig vor: »Le chauvinisme, c'est le patriotisme des autres.*) Im ganzen sind doch unsere französischen Nachbarn zur Zeit keineswegs unsere strengsten Kritiker. Auch von Engländern und Amerikanern fällen nicht nur einzelne schlechthin ungünstige Urteile. Aber diese einzelnen fehlen nicht (als Beispiel diene ein Aufsatz im »*Pedagogical Seminary*« vom Juni 1908, von Professor A. Caswell Ellis aus Texas »*The Relation of a nation's social ideals to its educational system*«), und zusammengesellt bedeuten sie nicht wenig. Anerkannt wird zumeist, wie zum Teil schon oben berührt, die tüchtige Vorbildung unserer Lehrer, sowie deren befriedigende soziale Stellung, die allerwärts herrschende gute Ordnung, der verhältnismäßig gleiche Fleiß der Schüler, die sicheren Ergebnisse auf dem Gebiet des Wissens oder überhaupt der geistigen Bildung. Aber schwer wiegt doch, was vermißt, was ausgesetzt wird. Da hebt man hervor nicht bloß das fehlende Gleichgewicht zwischen körperlicher und geistiger Tüchtigkeit, die Vernachlässigung von Gesundheit und Frische gegenüber der Pflege des Wissens, des nur schulmäßigen Könnens, sondern überhaupt eine zu geringe oder geradezu verkehrte Schulung des Willens. Anstatt persönlicher Initiative, anstatt freier Zielsetzung der Einzelnen werde vor allem Einordnung in ein gegebenes System, Unterwerfung unter Autorität, Gehorsam, Fügsamkeit begünstigt, und das alles, so versichern wenigstens die begeisterten Demokraten, habe den politischen Zweck, zahme Untertanen zu erzielen, dem obersten monarchisch-tyrannischen Willen einen günstigen Boden zu bereiten, die Bürger immer wie Soldaten in Reih und Glied marschieren und immer von Vorgesetzten sich Befehle geben zu lassen. Es würden also keine offenen, festen, stolzen Charaktere gebildet, keine selbstbewußten und freiwillig verantwortlichen Staatsbürger. Auch seien die intellektuellen Anforderungen für die Köpfe des Durchschnitts zu hoch, und vielen geschähe dadurch Schaden: sie würden nicht zu derjenigen Art von Tüchtigkeit hingeführt, zu der sie nach ihrer Wesensanlage bestimmt seien. Überbürdung also sei nicht zu verkennen. Das persönliche Verhältnis zwischen Lehrern und Schülern sei viel zu fremd, zu wenig freundschaftlich, zu ausschließlich auf Autorität und Vollmacht gegründet. Den Lehrern, aber auch den für

*) Übrigens wird in gewissen neueren französischen Kritiken auch eine weit stärkere Geringschätzung unserer pädagogischen Einrichtungen laut, die durch Starrheit, Unfreiheit, Überbürdung der Lehrer wie Schüler, und zu viel Strenge und zu wenig Pflege von fröhlichem Interesse gekennzeichnet seien, während dem französischen System von heute alle entsprechenden Vorzüge nachgerühmt werden. Es ist da wieder einmal Schwarz und Weiß viel zu bestimmt verteilt, ohne daß die Wirklichkeit und ihre neuen Tendenzen hinlänglich gekannt oder gewürdigt würden. Während man nach dem großen Kriege in Frankreich zeitweilig zu sehr den Glauben an sich selbst verloren hatte und sich zu einem ganz ungewohnten Respekt vor den Leistungen von Fremden und selbst Feinden bereden ließ, ist eben jetzt eine Reaktion gegen diese Stimmung zu erkennen. Anhören jedenfalls müssen wir auch solche Stimmen.

die Organisation Verantwortlichen im Lande schwebe viel zu wenig der Zweck der Erziehung als solcher vor und viel zu ausschließlich der des Unterrichts. Bedauert wird von amerikanischer Seite auch der unsoziale Charakter unserer Einrichtungen, insofern nicht der Besuch höherer und höchster Bildungsanstalten allen ohne Unterschied der Vermögenslage ermöglicht sei. Eine mindere Bedeutung der Religion im Leben der Schulen wird beim Vergleich mit England und Amerika wenigstens mitunter betont. Was an der Beschaffenheit unserer Universitäten, die eben nach jener Auffassung durchaus mit zum *educational system* gehören, oder an der Stellung der Frauen und Mädchen im Ganzen des deutschen Systems, oder an sonstigen pädagogischen Einrichtungen von dem einen oder andern Beurteiler vermißt wird, sei hier nicht zusammengestellt.

Um zu der Kritik im ganzen die rechte Stellung zu gewinnen, muß man vor allem das Werden unserer Einrichtungen und Anschauungen ins Auge fassen. Das liegt dem Ausländer im allgemeinen fern, oder er glaubt doch rasch damit fertig zu sein, läßt sich zur Erklärung genügen an der nationalen Eigenart schlechtweg oder dem Durchdringen eines bestimmten Gedankens oder gar eines sich auferlegenden fürstlichen Willens. Es hat aber im Laufe der Jahrhunderte mannigfaches zusammen- oder durcheinander gewirkt. Gewisse Dinge sind eigentlich seit dem Mittelalter bestehen geblieben, wie übrigens in den andern Kulturländern nicht minder, nur daß es nicht überall dieselben Dinge sind, sondern zum Teil anderes in Frankreich, in England, in Deutschland, was hier nicht näher ausgeführt werden kann. Daß der Humanismus um 1500 in Deutschland eine besonders eifrige Pflege fand und zwar eine mehr auf das Sprachliche oder Buchmäßige beschränkte als in Italien, ist natürlich nicht zufällig, sondern hat, um es kurz zu sagen, in der deutschen Natur und Kultur, so wie sie bis dahin geworden war, seinen Untergrund. Jedenfalls aber ist von dem damaligen großen Bildungshunger, der Ehrfurcht vor einer in Büchern fixierten fremden Gedankenwelt, dem rührend ausdauernden Bemühen um die Glorie eines höheren Wissens etwas bei uns übrig geblieben, hat auch Zeiten der inneren Erstarrung und der großen äußeren Lebensnöte überdauert, und das Eingreifen einer Anzahl von Fürsten mit dem Erlaß von maßgebenden »Schulordnungen« hatte nichts anderes als die innere Hebung der Bevölkerung ihres Landes oder Ländchens zum Ziele. Daß literarisches Studium, schulmäßiges Lernen den Menschen veredele, ihn sittlicher, wertvoller, frömmer mache, war eben die überlieferte Überzeugung, bei der vielleicht dieses Lernen auch als eine Art von Askese gewertet wurde und man durch Erkenntnis über jede Art von Stumpfheit und Roheit zu siegen dachte. Es schwebte immerhin schon etwas von dem vor, was wir später Bildung genannt haben. Mit der Gründung einer Anzahl besonders gediegener Schulen haben die Fürsten freilich auch sich und ihrem Lande einen Stab tüchtiger Beamter, Geistlicher, Lehrer sichern wollen, was ja aber keinerlei Einwand verdient. Und auch als weiterhin ein herrischeres Eingreifen erfolgte, als ein allgemeiner Schulbesuch auferlegt und, zum Teil mit strengen Mitteln, allmählich durchgesetzt wurde, braucht an dieser Absicht nichts Unedles gefunden zu werden: es galt, die Untertanen moralisch und wirtschaftlich zu heben, sie kulturell entwicklungsfähiger zu machen, allerdings auch verständiger und im Zusammenhang damit lenksamer, was aber doch mit gefügiger durchaus nicht zusammenfällt.

Im Laufe des achtzehnten Jahrhunderts und über die Wende zum neunzehnten hinaus hat dann von innen her eine ganze Reihe idealistischer Anregungen gewirkt. Zunächst ist, während der alte Humanismus eine immerhin internationale Erscheinung war, der Neuhumanismus eine wesentlich deutsche. Durch Vertiefung in eine entschwundene und doch immerwährend fortlebende Geisteswelt sich selbst zu vornehmen Gesinnungen, hochgehenden Begriffen, zu einem volleren Menschentum zu erheben, das war nun die beherrschende Idee, das große Anliegen, womit man zwar der Erstarrung wiederum nicht auf die Dauer entgangen ist, aber doch viel echten Aufschwung bewirkt hat. Wirksam wurde ferner die mit Leibniz einsetzende und auf so ungeahnte Höhen führende deutsche Philosophie, die von der Lösung der letzten theoretischen Probleme aus auch die praktischen zu durchdringen trachtete. Empfänglichkeit für jede bedeutende Ideenbewegung des Auslandes ging dabei nie verloren. Dem Gebiet der Erziehung brachte, von Rousseau angeregt,

kein Geringerer als Kant volles Interesse entgegen; Fichte sah in einer neuen Gestaltung der Erziehung das Heil der eigenen Nation wie der Welt überhaupt; Schellings Ideen haben auf manche der besten pädagogischen Denker entscheidenden Einfluß geübt, und auch Hegel ist hier bedeutungsvoll geworden, wenn auch nicht endgültig in günstigem Sinne. Aber neben diesen systembildenden Philosophen gehen unsere freieren großen Idealisten her, als deren Vertreter nur Wilhelm von Humboldt genannt zu werden braucht, und geht der unvergleichliche philosophische Dilettant Pestalozzi mit seinem gewaltigen Einfluß, den zuerst unter den Staaten auf sich haben wirken zu lassen das Verdienst Preußens ist, und dessen Idee einer reinen, zugleich idealen und praktischen Menschenbildung als solcher nicht bloß für das Elementarschulwesen wirksam wurde. Macht sich andrerseits gleichzeitig, wie namentlich mit Wilhelm von Humboldt, der Staatsgedanke geltend, so ist es doch nicht der Staat als überlegene und den Einzelnen niederdrückende Machtinstanz, sondern der Staat als Träger eines idealeren Wollens, eines solchen, wie es vom beliebigen Einzelnen nicht erwartet werden kann; er soll eben aus dem den Vielen möglichen Wollen das Beste vertreten und verwirklichen. So ist denn auch, was von Staats wegen vorgeschrieben wird, immer eigentlich gedacht als das Vorbildliche, das seinerseits aus den besten im Lande auftauchenden Bestrebungen gewonnen wird. Soweit Zentralisation wirklich Platz greift, ist sie in diesem Sinne gemeint, womit natürlich nicht verbürgt wird, daß man sich nicht zu Zeiten an der maßgebenden Stelle über dieses Beste getäuscht habe oder weiter täuschen könne, oder daß nicht die Entwöhnung von freier Initiative, von stets neuem Suchen (einem Suchen über das Kleine und Einzelne hinaus im Großen und Grundsätzlichen) sich zum Mißstand hätte entwickeln können. Die beherrschende Idee war doch immer die der Organisation, womit im Gegensatz zu mechanisierender Regelung die Würdigung lebendiger und ineinandergreifender Kräfte angedeutet ist, allerdings ineinandergreifend zu einer einheitlichen Gesamtwirkung.

Man darf hier auch darauf hinweisen, daß wir Deutschen durchaus individualistisch angelegt sind und deshalb für unser Gemeinschaftsleben einer stärker eingreifenden und zusammenbindenden Hand bedürfen, als manche andere Nation; in den englischen Menschen z. B. hat man viel eher Kollektivisten zu sehen, von denen der Einzelne weit mehr sich von selbst in den Gesamtstrom hineinziehen läßt. Aus dem gleichen Grunde sind wir eine Nation erst geworden auf dem Wege einer gelungenen Heeresorganisation: d. h. nicht bloß durch schwere äußere Kriege, sondern durch die militärische Einordnung der Vielen und die damit verbundene, allerdings anti-individuelle Erziehung. Fast wäre es merkwürdig, mit wie guter Stimmung sich zahlreiche bedeutende Individuen diese zeitweilige Unterbindung ihres Eigenwillens gefallen lassen; es ist das nicht Freude am Gehorchen, wie sie einer Knechtsseele würdig wäre, sondern Freude an der Einordnung im Hinblick auf ein großes Ergebnis. Hinzugefügt mag hier sogleich werden, daß doch auch die mit der deutschen Richtung nach innen verbundene Gemütlichkeit beim Ausbleiben von Nötigung leicht zur Lässigkeit wird, daß man sich in der Nation jeder frischen Initiative auf lange Zeit hat entwöhnen können, und daß man eine Art von Elektrisierung deshalb wohl brauchen konnte.

Andrerseits hat diese selbige Richtung nach innen bewirkt, einmal daß man immer wieder am Lernen auch ohne Ausblick auf das praktische Leben viel Freude hatte und der nachwachsenden Jugend übermittelte, ja, daß überhaupt ein Ideal der Bildung schlechthin (einer Bildung ganz von innen heraus!) bei uns entstehen und als »allgemeine Bildung« auch in wechselnden Zeiten festgehalten werden konnte. Gehört doch auch zur deutschen Wesensanlage ein Zug zum Systematischen, zur bedächtig vollständigen Ordnung der Dinge wie der Gedanken. Vieles wirkte denn zusammen, daß die Scharen derer, die sich zu einer höheren Schulbildung herandrängten, außerordentlich groß wurden: gerade in der Zeit wirtschaftlicher Enge und Dürftigkeit haben immer viele durch Erwerb einer solchen besseren Schulbildung in eine höhere soziale, ja überhaupt in eine wirtschaftlich sichere Stellung hineinkommen wollen, während z. B. in England die Familie zuerst durch Erwerb Erfolg suchte, um dann ihren Söhnen Bildung — zugleich als Vornehmheit — zukommen zu lassen. Die Anknüpfung staatlicher Berechtigungen ausdrücklich an den erfolgreichen Besuch höherer Schulen

hat freilich zum Teil unerwünschte Wirkungen geübt, aber sie hat doch vor allem den Einfluß zufälliger sozialer Vorzugsstellungen ausgeschaltet. Wo nicht Prüfungen den Ausschlag geben, da wirken Protektion, Coterie, Geldbeutel.

Im ganzen also ist es wahr: die deutsche Schulerziehung ist in einem höheren Maße auf Autorität aufgebaut als z. B. die englische und namentlich die amerikanische. Sie ist es vielleicht zu sehr für den heutigen Stand der psychologisch-pädagogischen Erkenntnis und für die berechtigten Bedürfnisse des gegenwärtigen Geschlechts. Vielleicht ist sie auf den an sich sehr berechtigten Bahnen zu sehr festgefahren und bedarf einer Änderung ihrer Grundrichtung? Was von so manchem in unserer Mitte so leidenschaftlich behauptet wird, ist vielleicht die wahre Weisheit? In der Tat bringt das als Organisation Gedachte und Verwirklichte immer die Gefahr, daß es mit der Zeit dem Mechanisierten sich nähert. Menschen können nicht organisieren wie die Natur es kann. Die Probleme der Erziehung sind unendlich auch insofern, als das Leben, in dem Erziehende und Zöglinge mit einander stehen, immer neue Gestaltung annimmt, auch das Innere der Menschen sich dauernd irgendwie wandelt, Erfahrung und Erkenntnis sich mehren und schärfen. Gewiß bleibt die geschichtliche, die kulturelle, die national-psychologische, auch die politische Grundlage bestimmend, Völker können nicht ihre Seelen austauschen (obwohl sie manchmal gemeint haben, es zu können). Aber — und damit kehren wir zu unserem Ausgangsgedanken zurück — abschließen dürfen sie sich darum nicht vor einander, sich zu spiegeln und im einzelnen zu korrigieren müssen sie immer bereit sein. Die Amerikaner fingen damit an, Vorhandenes von draußen her zu übernehmen, und sie haben dann sehr Eigenes entwickelt. Wir haben unsern eigenen Bau aufgeführt, aber er darf nicht zu sehr einem wirklichen steinernen Bau gleichen wollen.

Nun ist es ja aber auch weit entfernt, daß man bei uns einfach stehen geblieben wäre. Längere Zeit freilich war es immer nur ein weiteres Ausgestalten des Vorhandenen und Gewohnten. Da ist namentlich über Einzelfragen der Unterrichts-Methode unendlich viel gedacht und hin und her gefragt worden. In neuerer Zeit greift doch das Suchen tiefer, und gleichzeitig ist es sehr in die Breite gegangen. Das gerade wird von den uns beurteilenden Ausländern oft nicht gewürdigt, die sich zu allermeist dem als charakteristisch deutsch geltenden Gymnasium oder den ihm ähnlichen höheren Schulen zuwenden und außerdem etwa den Universitäten, neuerdings vielleicht auch den Fortbildungsschulen. Überblickt man aber das Ganze, was nun — und sehr im Unterschied von dem Zustand vor wenig Jahrzehnten — zur Entfaltung gekommen ist, so mag die Reihe der Glieder ebenso überraschend wirken wie die Mannigfaltigkeit neu aufgenommener Tendenzen (welche letzteren natürlich nicht just in Deutschland aufgekommen sein müssen). Man denke an die verschiedenen Arten von gewerblichen und kaufmännischen Fortbildungsschulen, an alle die zwischen höherem und elementarem Unterricht vermittelnden Anstalten mit mancherlei Namen, an die landwirtschaftlichen und technischen Schulen und die sich darüber erhebenden Hochschulen, an die Handelsakademien und ihre Vorstufen, an das komplizierte System des weiblichen Bildungswesens usw. Man denke aber namentlich auch an die Bildungsanstalten für nicht Vollsinnige, an die besonderen Veranstaltungen für Kränkliche, an die Hilfsschulen für Schwachbegabte, an die Fürsorgeschulen für Verwahrloste und Gefährdete, doch auch für die kümmerlich Genährten, ferner an die allmählich aufblühenden und sich vermehrenden ländlichen Erziehungsheime. Man denke innerhalb des regelmäßigen Schulwesens an die aufkommenden Hilfs- und Förderklassen, an die sehr erhebliche Vermehrung der gymnastischen Übungen, namentlich auch der freieren Spiele, an die bereits weithin aufgenommenen sportlichen Tendenzen, wie Rudern und Wandern, Kriegsspiele und dergleichen, ferner an die außerordentlich vervollkommnete hygienische wie didaktische Ausstattung der Schulen, auch an die bereits weitreichende Aufnahme von Handfertigkeitsübungen, an das auf weit belebendere Prinzipien gestellte Zeichnen nebst der Aufnahme des Modellierens in die Anfängerklassen, an die freiwilligen Kurse in Laboratorien, und die auf allen Gebieten bewiesene besondere Hingebung der Lehrer.

Aber überhaupt muß man doch eine zunehmende Veredelung des persönlichen Verhältnisses zwischen Lehrern und Schülern anerkennen. Was einer wahrhaft erfreulichen Gestaltung dieses Verhältnisses noch entgegen-

ſteht, iſt meiſt weniger die Geſinnung und Neigung der Lehrer, als die für die Stimmung der Schüler fortwirkende Überlieferung aus früheren Zeiten, das noch nicht genügend zurückeroberte Vertrauen der Eltern, dem freilich eine aufgeregte und maßloſe öffentliche Kritik beſtändig entgegenwirkt. Dränge erſt in die Kreiſe der natürlichen Erzieher, der Eltern, die wünſchenswerte Klarheit zuſammen mit dem nötigen Ernſte ein und die heute den meiſten ſo ſchwer zu gewinnende innere Ruhe, dann wäre vielleicht das Allerwichtigſte gewonnen.

Gleichwohl bleiben große Prinzipienfragen in jedem Falle den zu öffentlicher Tätigkeit auf unſerm Gebiet Berufenen. Haben wir mit unſerer Art der Willensbildung — bei welcher Nötigung zu zuſammenhängendem Wollen auf vorgeſchriebenen Linien durchaus im Vordergrund ſteht — unleugbar für den Fortſchritt der Nation etwas Anſehnliches erreicht, ſo dürfen wir doch darauf nicht ausruhen, und daß es von nun an gilt, mehr die individuelle Initiative anzuregen, iſt bereits eine ziemlich weithin gewonnene Überzeugung; auch daß die beſonders hoch Begabten auf beſondere Weiſe zu fördern ſeien, erkennt man allmählich als nicht abzulehnende Aufgabe. Aber dazu kommt noch viel anderes von allgemeiner Bedeutung neben den ſpezielleren Fragen, die ſich immer in Fülle auftun. Wie erfolgt am beſten die Erziehung zum Staatsbürger? Welche Stellung gebührt der großen Wiſſenſchaft der Biologie in den Lehrplänen der Zukunft? Wie kann der Religionsunterricht in neue Bahnen geleitet werden und wieder wirkliche Kraft gewinnen? (Daß wir in dieſem Punkte ſo viel weniger günſtig daſtehen als die Angelſachſen, iſt nicht etwa einfach Schuld auf unſerer Seite und Verdienſt auf jener.) Wie müßte ſich für die Zukunft die Ausbildung unſerer Lehrer geſtalten, um allen tieferen Bedürfniſſen der Zeit und der Erziehungskunſt zu entſprechen, wie die der Volksſchullehrer, wie die der Lehrer höherer Schulen? Was muß die beiden Gruppen verbinden, wie müſſen ihre Aufgaben verteilt bleiben? Wie ſind Lehrer und Schüler, wie jene und Eltern allgemeiner in ein wahrhaft befriedigendes Verhältnis zu bringen? Wie iſt einer unſicheren Familienerziehung durch Zugänglichmachung wohl eingerichteter Alumnate oder Erziehungsheime Hülfe zu leiſten? Das ſind ſo einige der Probleme, für die das Intereſſe weder bei den Regierenden und Maßgebenden, noch bei allen den ſonſt irgendwie Beteiligten verſagen darf. Die deutſche Erziehungsweisheit war faſt immer mit Beſonnenheit eng verknüpft. Daß ſie auch regen und wachen Umblick nicht vermiſſen laſſe, iſt heute wichtiger als zuvor. Berühren ſich doch allenthalben die Fragen dieſes Gebietes mit den tiefſten des nationalen Lebens, mit den innerſten Nöten der Zeit, wie ſie zwar in jedem Lande ein anderes Angeſicht zeigen, aber ähnlich überall gefühlt werden. In Erziehungsſachen darf man ſich denn auch gegenſeitig in die Karten ſchauen, und das Spiel wird deſto beſſer weiter gehen, dieſes Spiel, das ſo ganz Ernſt iſt oder ſein ſoll.

Nachrichten und Mitteilungen.

Korreſpondenz aus Colon.

Die techniſchen Schwierigkeiten beim Bau des Panamakanals.

Der Panamakanal ſoll am 1. Januar 1915 dem allgemeinen Verkehr eröffnet werden. Wenn man den heutigen Stand der Arbeiten in betracht zieht, kommt man zu dem Reſultat, daß dieſer Termin — wenn ſich nicht unvorhergeſehene Zwiſchenfälle ereignen — eingehalten werden wird. Leider iſt dieſen Zwiſchenfällen, wie die eingehendere Unterſuchung der Situation dem Fachmann zeigt, Tür und Tor geöffnet, womit nicht etwa der Tüchtigkeit der Ingenieure und den Plänen, die den Arbeiten zugrunde liegen, zu nahe getreten werden ſoll, da die Gefahr für ſolche Zwiſchenfälle einzig und allein in der Natur der Gegend, in den beſonderen geologiſchen Verhältniſſen liegt, zum Teil auch wohl in dem Umſtand, daß Erdbewegungen von ſolcher Mächtigkeit bisher noch nicht vorgenommen wurden, und daß wir deshalb dem Rieſenwerke nur mit beſchränkter Erfahrung gegenüber ſtehen. Es dürfte von allgemeinem Intereſſe ſein, auf die Art dieſer Überraſchungen, die ſich während des weiteren Baues ergeben konnten, näher einzugehen.

Bekanntlich zerfällt der Panamakanal, wie er nun als Schleuſenkanal von den Vereinigten Staaten gebaut wird, in drei Teile, die atlantiſche Sektion von 13,2 km Länge, die Mittelſektion von 59,6 km

Länge und die pazifische Sektion von 10,5 km Länge. Die beiden Endsektionen sind im Meeresniveau, während die Mittelsektion 28,7 Meter über dem Meeresniveau liegt, und durch je drei Doppelschleusenpaare mit den tiefer gelegenen Endgliedern verbunden ist. Die Tiefe des Kanales soll bei mittlerem Wasserstande in den Endgliedern 13,5, in der Mittelsektion 14 Meter, die Bodenbreite mindestens 100 Meter betragen. Jede der Schleusen hat eine Hebung von 10 Metern, eine nutzbare Länge von 340 Metern, eine Breite von 36 Metern.

Eine der wesentlichsten Abänderungen, die von den Amerikanern in der Durchführung des Schleusenkanalprojektes gegenüber den ursprünglichen Plänen vorgenommen wurde, war die Aufführung des Riesendammes der atlantischen Sektion bei Gabun. Durch die Aufführung dieses Dammes, der dem Druck einer Wassermasse von 29 Metern Tiefe Widerstand zu leisten hat, war es möglich, die Wasserhaltung des Kanals so zu verbessern, daß er nun erst bis zum Maximum seiner mechanischen Leistungsfähigkeit ausgenützt werden kann. Für die praktische Bedeutung des Kanals ist hierdurch Großes gewonnen, dafür aber stößt der Bau des Dammes auf technische Bedenken, die jetzt als unbegründet abgewiesen werden, deren eventuelle Stichhaltigkeit sich aber leider erst dann erweisen wird, wenn das Wasser in den Kanal eingeleitet ist.

Der Boden, über dem der Damm aufgeführt ist, und der, wie der ganze Alluvialboden dieses Abschnittes, aus wasserundurchlässigem Lehm besteht, wird nämlich von zwei alten Kanälen des Chagresflusses durchzogen, die jetzt im ganzen mit Sand, Kies, Muscheln und ähnlichem porösen Material ausgefüllt sind, und die eine Maximaltiefe von 88 Metern erreichen. Man hat also da unmittelbar unterhalb des Dammes eine mächtige Schicht von durchlässigem Material, und die Besorgnis entsteht, daß bei dem Drucke der Wassermasse Durchsickerungen mit ihren gefährlichen Folgewirkungen nicht hintanzuhalten sein werden. Der bauführende Chefingenieur Colonel Goethals und sein Stab sind jedoch der Ansicht, daß die Fundierung des Dammes eine ganz sichere ist, und sie stützen sich dabei auf die Ergebnisse der Bohrungen, die sie vor kurzem vorgenommen haben, und die ein ganz anderes Resultat ergaben als die früheren Bohrungen. Daß die Bohrungen durch Lehm und Sand, also wasserundurchlässige mit durchlässigen Schichten wechselnd, bis zu einer Tiefe von etwa 30 Metern hinabführten, ließ sich allerdings nicht widerlegen, aber es zeigte sich, daß das etwa 15 cm im Durchmesser haltende Bohrloch bis zu seinem untersten Ende intakt blieb, die Wandungen zeigten nicht die geringste Tendenz abzubröckeln, so daß man also hierdurch die Festigkeit des Bodens als genügend erwiesen betrachten konnte. Die weitere Untersuchung zeigte, daß die Sand- wie Kiesschichten von einer harten Lehmmasse eingeschlossen waren, die sich als absolut undurchlässig für Wasser erwies, und die den Sandschichten Halt gab, nur die obersten Sandschichten von etwa 27 Meter Mächtigkeit sind nach Goethals ohne eine solche stauende Gegenwirkung. Diese Schichten, die demnach leicht zugänglich waren, wurden seitlich durch eingesenkte wasserundurchlässige Massen abgegrenzt und sind nun nach der Meinung des Chefingenieurs und seines Stabes absolut sicher gegen irgendwelche Durchsickerungen. Man hat diese Überzeugung durch Erprobungen gewonnen, die ja allerdings ein ausgezeichnetes Resultat ergeben haben, doch fragt es sich, ob die Wirklichkeit nicht andere Verhältnisse schaffen wird als die künstlich hergestellten, zu denen man bei den Proben seine Zuflucht nehmen mußte.

Auf Grund dieser Resultate, die eine vollständige Wasserundurchlässigkeit der Grundschichten zu erreichen scheinen, ist man zu dem schon anfänglich ins Auge gefaßten, dann aber wieder fallen gelassenen Plan der einfachen Aufschüttung des Dammes ohne Einrammen von Pfählen oder sonstige Fundierung zurückgekehrt. Als man damals, vor etwa vier Jahren, diese Absicht verlautbarte, erhoben sich in Amerika viele Stimmen, die auf das Gefährliche einer solchen Dammaufschüttung hinwiesen. Die Ingenieure mußten Konzessionen machen und begannen mit der Festigung des Bodens durch Einrammen von Pfählen. Mittlerweile ist man aber kühner geworden, und über die Sicherheit des auf unfundierter Grundlage aufgeworfenen Dammes scheint bei den leitenden Ingenieuren jetzt nicht mehr der geringste Zweifel zu bestehen, auch die Stimmen der Kritiker haben sich abgeschwächt, wenn sich auch noch hier und da warnende Stimmen erheben. Aber für den Besucher der Arbeiten, der mit den Augen des Fachmannes um sich blickt, macht die Art und Weise dieser Dammaufführung doch den Eindruck einer Kühnheit, die sich, wie wir hoffen wollen, als berechtigt zeigen wird.

Die Arbeiten an diesem großen Damm, dem Gabun-Damm, wie er hier kurz heißt, werden mit äußerster Energie gefördert. Er hat jetzt (im Januar 1911) eine Höhe von 25 Metern über dem Meeresspiegel erreicht, besteht aus zwei seitlichen Anschüttungen von Gestein, zwischen denen sich eine hydraulische Zwischenwand aus feinem Material befindet. Das Material, das für diese Zwischenlage verwendet wird, und auf dem die Wasserhaltigkeit des Dammes beruht, ist dasselbe Material, auf dem er steht. Man pumpt einfach den von den Wassern des Chagres und anderer Flüsse herabgeführten Schlamm zwischen die aus den Gesteinsanschüttungen hergestellten Wände und demonstriert damit auf eine drastische Weise, daß seitens der Bauleitung nicht der geringste Zweifel an der Wasserundurchlässigkeit dieser »hydraulischen« Bodenschichten und der Zwischenwandung besteht. Die mächtigen Seitenbekleidungen, die Steinanschüttungen, sollen dieser wasserundurchlässigen Schicht den nötigen Halt geben und es verhindern, daß der Damm durch den großen Wasserdruck nach Norden verschoben wird. Abgesehen von den angeführten großen Bedenken interner Natur muß man zugeben, daß der Damm, wie er sich heute dem Blicke darstellt, den Eindruck größter Sicherheit und enormer Widerstandskraft macht. Der Neigungswinkel der Dammoberfläche — 1 : 10 — ist ein so geringer, daß man es eher mit einer sanften Bodensteigung als mit einem künstlich aufgeworfenen Damme zu tun zu haben glaubt, seine unteren Partien sind bereits mit einem dichten Graswuchse bedeckt, sodaß man von Norden kommend, ein beträchtliches Stück auf seinem Ab-

hang emporsteigen kann, bevor man bemerkt, daß man sich auf einem Damme befindet. Die Voraussagung der Ingenieure, das sich kein durch den Druck des Dammes veranlaßtes seitliches Emporpressen des Bodens zeigen würde, hat sich als richtig herausgestellt. Nicht die geringste Bodenbewegung ist in der Nähe des Dammes zu bemerken, was wohl in erster Linie seiner flachen, weitausladenden Form zuzuschreiben ist.

Leider ist man von solchen Bodenbewegungen in der zweiten Sektion, dem zentralen Teile, nicht verschont geblieben, und hier setzt die zweite Schwierigkeit ein, die ja allerdings ihre eventuellen verhängnisvollen Wirkungen im Gegensatze zum Gabun-Damm nicht erst nach der Wassereinleitung, sondern schon jztzt zeigt. Etwa bei Kilometer 49 (von der atlantischen Mündung des Kanals) beginnt bei einer scharfen Biegung oberhalb der Ansiedlung Gamboa der 9,5 km lange Durchstich durch den festen Fels, der als Culebra-Durchstich bekannt ist, der bis auf 14,5 Meter, der endgültigen Bodentiefe des Kanalmittelstückes, herabgeführt werden soll, und der in seinem nördlichen Teile auch tatsächlich bis zu dieser Tiefe gediehen ist. Hier ist der Ort, wo man die riesigen Felsbagger und Dampfkrähne, die Riesenmäuler der Dampfschaufeln sehen kann, die sich mit ihren scharfen Zähnen und der Gewalt ihrer Schwere folgend, in den Grund bohren und das Steinmaterial mitnehmen, das dort unten losgebrochen und von ihnen in die bereitstehenden Transportzüge geschüttet wird, die belastet hinunter- und leer hinaufgehen; denn zwischen der tiefsten Stelle des Durchstichs (am Nordende) und der Mitte des Felsdurchstiches ist jetzt immer noch eine Niveaudifferenz von etwa 25 Meter Felsboden zu überwinden, der nach und nach abgetragen werden muß. Da bieten sich nun an vielen Stellen dieses Durchstiches ganz eigenartige Bilder, die einigermaßen an bestimmte Lokalitäten der englischen Klippenküste gemahnen. Man sieht rechts und links Felswände ansteigen, die stellenweise bis 151 m über den Boden des Einschnittes emporragen, die oben mit lichter, grüner Vegetation bedeckt sind, während weiter unten ein leuchtendes Rot die Farbe des Felsschuttes, ein lichteres die des Gesteins charakterisiert; nur in tiefen Lagen tritt auch der schwarze Basalt hervor. Diese Szenerie wirkt dann besonders gewaltig, wenn man die kleinen Menschengestalten in diesem Riesen-einschnitte zwischen den durch Dynamit abgesprengten riesigen Felsbrocken herumwimmeln sieht. Ursprünglich war die Bodenbreite dieses Einschnittes auf 66,6 Meter berechnet; man hat sich aber jetzt entschlossen, noch 33,4 Meter hinzuzugeben, sodaß sich die Gesamtbodenbreite des Durchstiches auf 100 Meter belaufen wird. Durch diese Ausweitung hat sich nun jene zweite Art von Schwierigkeit ergeben, mit der die Arbeitsleitung zu kämpfen hat, nämlich das beständige Abgleiten des Bodens, das nun mehr Sorgen verursacht als früher der Gabun-Damm. Die Ausweitung des Durchstiches erforderte natürlich das Abgraben beträchtlicher Materialmengen Ton, Sand usw., die den Fels in einer Höhe von 5—7 Metern bedecken. Die alten Böschungen hatten sich mit Vegetation bedeckt und waren ziemlich fest. Als aber der Boden nach der Abgrabung wieder den Witterungseinflüssen ausgesetzt wurde, setzte ein beständiges Abgleiten ein. Das Unangenehme der Situation beruht nun darin, daß sich dieses Abgleiten nicht allein auf die Sand- und Tonmassen beschränkt, sondern daß es auch auf den festen Fels übergreift, der nun wie Eisbruch an einem Gletscherende abbricht und in beträchtlichen Mengen in die Tiefe, auf den Boden des Durchstiches stürzt. Das hat dann die weitere fatale Folge, daß hier, also auf dem künftigen Kanalboden, infolge der Druckwirkung lokale Aufwölbungen des benachbarten Bodenteils stattfinden, so daß die glatte Bodenfläche ein wellenförmiges Aussehen erhält. Stellenweise haben infolge dieser Ursachen Bodenhebungen bis zu 7 Metern stattgefunden. Darin und nicht so sehr in dem Abgleiten der Böschung, die man ja stets überwachen und festigen kann, liegt die große Gefahr, denn es besteht keine Sicherheit, daß die Wassertiefe des zukünftigen Kanals nicht hierdurch an einer bestimmten Stelle von 15 Metern auf vielleicht 7 oder 8 Meter herabgemindert wird.

Das einzige, was sich dagegen tun läßt, und was seitens der Bauleitung auch geschieht, ist die Verringerung der Böschungswinkel an der betreffenden Stelle, die so lange fortgesetzt werden muß, bis das Gleichgewicht in den Bodenmassen hergestellt ist, d. h. bis keine neuerliche Wellenbildung im Boden erfolgt. Wenn einmal das Wasser in den Kanal eingelassen ist, ist ja dann auch durch den Druck der Wassermasse eine größere Sicherheit gegen solche Bodenbewegungen gegeben.

Man hat mit dieser Schwierigkeit zu rechnen und wird sie hoffentlich bekämpfen können. Diese selben Schwierigkeiten geben nun auch die endgiltige Antwort auf die langumstrittene Frage: Niveaukanal oder Schleusenkanal; denn der Durchstich hätte beim Niveaukanal noch 28 Meter tiefer geführt werden müssen, und die Ableitungserscheinungen an den Böschungen, sowie das Aufpressen der Bodenoberfläche, das Einbiegen der Böschungen würde in vielfach verstärktem Maße aufgetreten sein, ja vielleicht einen Zusammenbruch des ganzen Unternehmens herbeigeführt haben, wie es die Lesseps-Gesellschaft erlebte.

Hätte man die Erfahrung, die man heute besitzt, schon früher gehabt, ist es sehr wahrscheinlich, daß man beiderseits noch eine weitere Schleuse angelegt und ein Kanalniveau im Mittelteile von etwa 40 Metern statt des jetzigen Niveaus des Mittelteiles von 29 Metern über Meer zur Grundlage genommen hätte. Jetzt ist natürlich an den Plänen nichts mehr zu ändern, und man wird sich mit den Schwierigkeiten in irgend einer Weise abzufinden haben.

A. B.

Internationale Wochenschrift für Wissenschaft Kunst und Technik

herausgegeben von Prof. Dr. Paul Hinneberg, Berlin, Mauerstr. 34

Verlag: August Scherl, Berlin SW, Zimmerstraße 36-41. — Druck: Bayerische Druckerei und Verlagsanstalt G. m. b. H. in München, Bayerstraße 57.

5. Jahrgang Nr. 11
18. März 1911

Inseraten-Annahme bei den Annoncen-Expeditionen von August Scherl G. m. b. H., Berlin und Daube & Co. G. m. b. H., Berlin und deren sämtlichen Filialen.

Für die Redaktion verantwortlich: Professor Dr. Wilhelm Paszkowski, Berlin-Gr. Lichterfelde.

Erscheint jeden Sonnabend. — Preis vierteljährlich für Deutschland und Oesterreich 3 Mark, für die übrigen Länder des Weltpostverkehrs 4 Mark 30 Pfg. bei direktem Bezug unter Kreuzband. — Einzelnummer 25 Pfg. — Inserate die dreigespaltene Nonpareillezeile 50 Pfg. — Abonnements nehmen alle Buchhandlungen und Postanstalten, sowie sämtliche Geschäftsstellen von August Scherl G. m. b. H. entgegen.

INHALT

Die Abhandlungen erscheinen in deutscher Sprache, englische und französische auf Wunsch der Autoren im Urtext

Der Jude Paulus.

Von Adolf Deißmann, Professor an der Universität Berlin.

Wer in den Tagen der Kaiser Augustus und Tiberius durch die Gassen einer hellenistischen Großstadt der Mittelmeerküstenwelt wanderte, der sah, nachdem er die glänzenden Marmortempel der alten Götter und die Heiligtümer der neueingewanderten Gottheiten bewundert hatte, in einem der einfacheren Stadtviertel wohl auch ein schlichteres gottesdienstliches Gebäude, ohne Altar und fast ohne äußeren Schmuck, im Innern ohne Götterbild und mit kahlen Wänden. Der Blick des Eintretenden fiel nur auf einen Schrein mit Buchrollen, und wenn der Hüter sich herbeiließ, sie dem Fremden aufzurollen, so sah man, daß sie in griechischer Großschrift beschrieben waren. Ein Lesepult und Sitzbänke, Leuchter und Lampen vervollständigten das kärgliche Inventar des Raumes. In der Weltstadt Alexandrien, wo die um jene Buchrollen sich scharenden Gemeinden Tausende von Mitgliedern hatten und hohe Beamte, reiche Händler und bedeutende Literaten in ihren Listen führten, mag das alles kostbarer und imposanter ausgesehen haben. In anderen Städten aber wird jenes gottesdienstliche Gebäude nicht besser gebaut und ausgestattet gewesen sein als die meisten Synagogen der heutigen orientalischen Judenschaft, wie ich sie in Konstantinopel, Chalkis, Tiberias gesehen habe. Ein vor mehreren Jahren entdeckter Inschriftstein, der in der Kaiserzeit über dem Türeingang einer korinthischen Synagoge gewesen ist,[1]) trägt die heute verstümmelten Worte »Synagoge der Hebräer« in derselben überaus rohen und ärmlichen Buchstabenform, die uns auch aus anderen jüdischen Inschriften jener Zeit bekannt ist.

Ein stiller und doch religionsgeschichtlich überaus wirkungsvoller Protest gegen den Bilderdienst des polytheistischen Heidentums sind diese unscheinbaren Judensynagogen in der hellenistischen Welt. Sie besaßen in ihren griechischen Buchrollen, um die sich allsabbathlich die Gemeinde betend und hörend versammelte, ein religiöses Kraftzentrum, von dem auch zahlreiche Heiden angezogen wurden. Die heiligen Schriften Alten Testaments in der griechischen Übersetzung der Siebenzig Dolmetscher brachten den frommen Diaspora-Juden, der äußerlich ein Hellenist geworden war und den semitischen Urtext im Allgemeinen nicht mehr verstand, in immer neuen Kontakt nicht nur mit den Überlieferungen von den Schicksalen und Führungen seiner Väter, sondern auch mit den religiösen Erlebnissen und Hoffnungen der prophetischen Männer, die in dem Jahr-

[1]) Abbild. u. Text »Licht vom Osten« 2. u. 3. Aufl. S. 9.

tausend vor Christus als Riesengestalten in der Religionsgeschichte der Mittelmeerwelt emporragen.

Aber die im Alten Testament sich reflektierende Religion der semitischen Vorzeit war in dieser Bibel der Siebenzig nicht mechanisch konserviert, und sie war auch nicht unvermittelt der hellenistischen Kultur dargeboten worden. Die Septuaginta-Übersetzung stellt nicht bloß eine formale, sondern auch eine (an mehreren Hauptpunkten sogar sehr beträchtliche) materiale Hellenisierung des jüdischen Monotheismus dar. Diese griechische Bibel, im welthistorischen Sinne ein westöstliches Buch, ist eine Anpassung des östlichen Glaubens an die westliche Welt[1]) und ermöglichte eine überaus wirksame Propaganda für den einen Gott der Juden auch bei den in der Vielgötterei müde und unsicher gewordenen Heiden.

Durch seine hellenistischen heiligen Schriften der semitischen Heimat der Väter scheinbar entfremdet, entbehrte der Weltjude aber doch nicht der engen Verbindung mit dem Zentrum der jüdischen Religion, dem Tempel in Jerusalem. Jeder mündig Gewordene spendete alljährlich seine Zweidrachmensteuer für Jerusalem, und wer es irgend ermöglichen konnte, wanderte als Pilger nach der heiligen Stadt. Wie noch heute in den Wochen vor dem Frühlingsvollmond Jerusalem das Ziel von vielen Tausenden ist, Juden, Christen und Mohammedanern, und wie die ganze islamische Welt von Konstantinopel bis nach den Sunda-Inseln und von unseren afrikanischen Kolonien bis nach China und Japan in einer fortwährenden Bewegung auf Mekka hin vibriert, so strömten auch damals, nach den Worten eines gleichzeitigen Schriftstellers[2]), viele Tausende aus vielen Tausenden von Städten zu jedem Feste nach dem Tempel. Die Pfingstgeschichte des Lukas[3]) gibt eine internationale Liste ehemaliger Jerusalempilger, die dann in der heiligen Stadt geblieben waren.

Und dort, in der Stadt des Tempels, fühlte sich der Jude, trotz der Fremdherrschaft der Römer, stolz und bevorzugt im Besitze gewaltiger Privilegien. Griechische und anderssprachige Warnungsinschriften auf Stein, deren eine sich bis heute erhalten hat[1]), verboten jedem Nichtjuden den Zutritt zum heiligen Tempelbezirk bei Todesstrafe[2]). An dieser Gnadenstätte, wo das heilige Feuer des Brandopferaltars niemals aufhörte, erfüllte sich die Sehnsucht der Wallfahrer. Hier hörten sie die Chöre der Sänger und das Rauschen der Harfen; hier saßen die weithin berühmten Lehrer des Gesetzes und gaben ihr Bestes; hier konnte, wer am großen Versöhnungstage im Heiligtume weilte, die feierlichste gottesdienstliche Handlung des ganzen Jahres wenigstens ahnend miterleben. Und hier atmete jeder den Gluthauch der schwülsten nationalen Messiashoffnungen ein.

Seltsam verschiedenartige Judentypen begegneten sich auf dem Tempelplatz, und wenn man heute auf demselben weiten Platz vor dem Felsendom in Jerusalem einen Moment die Augen schließt, dann mögen diese alten Gestalten sich wohl wieder auf derselben Stätte einfinden: der reiche babylonische Kaufherr, dem man die Mühsale der langen Karawanenreise nicht mehr ansieht, füllt die Hand des bescheidenen Pilgers aus Rom, der sich das Geld für die Rückfahrt zusammenbettelt; der kleinasiatische Handwerker und der alexandrinische Gelehrte sprechen schaudernd von dem Blutbade, das Pilatus unter galiläischen Wallfahrern angerichtet hatte.[3])

Manch einer von den fremden Festpilgern blieb damals, wie schon jene Liste vom Pfingstfest lehrte[4]), für immer oder doch für längere Zeit in der heiligen Stadt zurück. So entstanden in Jerusalem selbst Synagogengemeinden ausländischer Juden, die sich landsmannschaftlich zusammenschlossen, wie heute im Orient die Sephardim-Juden und die Aschkenazim-Juden jeweils ihre besonderen Synagogen haben. Die Apostelgeschichte bezeugt die Existenz einer aus afrikanischen Juden sich zusammensetzenden Gemeinde, aber auch einer von Kilikiern und sonstigen Kleinasiaten gebildeten Synagoge.[5])

[1]) Näheres hierüber in meiner kleinen Schrift: Die Hellenisierung des semitischen Monotheismus Leipzig 1903 (Sonderabdruck aus den Neuen Jahrbüchern für das klassische Altertum usw. 1903).

[2]) Philo De monarchia 2, 1.

[3]) Apostelgeschichte 2, 9 ff.

[1]) Text und Abbildung »Licht vom Osten« 2. u. 3. Aufl. S. 51 f.

[2]) Vgl. auch Apostelgeschichte 21, 28–31; 22, 22.

[3]) Lukas 13, 1.

[4]) Apostelgeschichte 2, 9 ff.

[5]) Apostelgeschichte 6, 9.

Diese Synagoge der Kilikier und Kleinasiaten in Jerusalem ist es wohl gewesen, an der der kilikische Jude Saulos mit dem Zunamen Paulos[1]) seinen Rückhalt hatte, als er sich in jungen Jahren längere Zeit in Jerusalem aufhielt. Wenn die Apostelgeschichte erzählt, der in Tarsus[2]) Geborene sei in Jerusalem »auferzogen« worden,[3]) so möchte man das am ehesten sogar so deuten, daß Paulus schon als kleines Kind nach Jerusalem gekommen sei. Man könnte damit die Tatsache in Zusammenhang bringen, daß er später in Jerusalem Verwandte hat: nach seiner Verhaftung hat sich ein Schwestersohn um ihn bemüht[4]). Lebte diese Schwester des Paulus mit ihrem Sohn damals in Jerusalem? Oder war der Neffe bloß als Festpilger vorübergehend in der heiligen Stadt?

Urteilt man jedoch aus dem Gesamteindruck heraus, den der uns bekannte Paulus macht, so ist es doch wohl wahscheinlicher, daß der Sohn von Tarsus seine Knabenzeit in der hellenistischen Vaterstadt verlebt hat. Paulus erscheint so sehr als Septuaginta-Jude, und er beherrscht die hellenistische Umgangssprache in so souveräner Weise, daß wir eine starke Beeinflussung durch die Septuaginta und die hellenistische Umwelt bei ihm schon von Kind auf annehmen müssen.

Wir können über die Kindheit des Paulus in Tarsus einiges aus seinen Angaben mit großer Wahrscheinlichkeit vermuten. Schon früh muß es dem aus dem Stamme Benjamin kommenden[5]) Knaben, der durch seine Geburt aber auch das römische Bürgerrecht hatte,[6]) einen Eindruck gemacht haben, daß er, wie noch heute die frommen Juden[7]), zwei verschiedenartige Namen erhalten hatte: einen heiligen, den altjüdischen berühmten Namen Saul, gräzisiert Saulos, — und einen weltlichen, den ähnlich lautenden lateinischen und ebenfalls gräzisierten Namen Paulos.

Deutlich steht ihm noch im Alter ein Kindheitserlebnis vor der Seele, über das er im Römerbrief[8]) tief ergreifende Andeutungen

[1]) Apostelgeschichte 13, 9.
[2]) Apostelgeschichte 9, 11; 21, 39; 22, 3.
[3]) Apostelgeschichte 22, 3.
[4]) Apostelgeschichte 23, 16 ff.
[5]) Römer 11, 1; Phil. 3, 5.
[6]) Apostel-Geschichte 22, 28.
[7]) Vgl. die Mitteilung von Salomon Frankfurter in meiner Schrift: Die Urgeschichte des Christentums im Lichte der Sprachforschung, Tübingen 1910, S. 16.
[8]) Römer 7, 9—11.

gibt und das wir seinen Sündenfall nennen könnten:

Es war einmal eine Zeit, da lebte ich noch ohne Gesetz. Dann kam das Gebot, und die Sünde lebte auf, und ich — ich starb: das Gebot, das Leben spenden sollte, — von mir ward es als tödlich erfunden. Denn die Sünde ward durch das Gebot aufgestachelt und betrog mich und machte mich tot, durch das Gebot!

Paulus denkt hier wohl zunächst an seine ersten Kinderjahre, die er ein anderes Mal[1]) als eine Zeit der kindischen Unmündigkeit schildert; damals war ihm mit dem Begriff »Sünde« das Schuldgefühl noch fremd. Aber dann kam ein unvergeßlich schmerzliches Erlebnis: das Gesetz, dessen stumme Buchrollen das Kind in der Synagoge mit Ehrfurcht und Neugier in ihrer buntgestickten Hülle[2]) von ferne gesehen hatte, trat mit seinem wohl durch Elternmund vermittelten »Du sollst!« zum ersten Male gebieterisch in sein Bewußtsein; aber dem »Du sollst!« des Gesetzes sind dann ein »Ich will nicht!« des Kindes und die Übertretung auf dem Fuße gefolgt. Paulus sagt nicht, worum es sich damals handelte. Aber tiefe Verheerung, das deutet er an, richtete diese erste Sünde in seiner reizbaren jungen Seele an; er fühlte sich betrogen, es war ihm, als habe er den Tod geschmeckt:

Ich starb!

Wir wissen nicht, wann diese Tragödie sich in dem Gemüt des jungen Paulus abspielte; welche Qualen das Schuldgefühl schon im Kindesalter erzeugen kann, weiß mancher von uns aus eigener Erfahrung. Jüdische Lehrer, wenigstens der späteren Zeit, haben wohl angenommen,[3]) das Kind werde neun Jahre alt und wisse nichts von der Sünde; dann aber stelle sich mit dem Erwachen des »bösen Triebes« die Sünde ein. Aber wichtiger als die Aufklärung jenes Erlebnisses im Einzelnen ist die Tatsache, die wohl mit Sicherheit aus ihm erschlossen werden kann: Paulus, der diesen Sündenfall erlebt hatte, hat keine sonnige, heitere Jugend gehabt; Gesetz, Sünde, Tod haben ihre düsteren Schatten schon in die Seele des hochbegabten Knaben geworfen, und man darf nach seiner eigenen Andeutung als die vorherrschende Stimmung des immer mehr zum

[1]) 1. Korinther 13, 11.
[2]) 2. Korinther 3, 14
[3]) Tanchuma (später Kommentar zum Pentateuch) zu 1. Mose 3, 22.

bewußten Juden Heranreifenden die sklavische Angst[1]) bezeichnen, nicht bloß die Gottesfurcht im altbiblischen Sinne,[2]) sondern die tiefe Not des »unter das Gesetz Geborenen«[3]) um seiner Seelen Seligkeit:

Ich elender Mensch, wer wird mich erretten aus diesem Todesleibe?

Noch in seiner christlichen Zeit ist Paulus solcher Hilferufe fähig,[4]) wenn die alte Not in ihm wieder erwacht.

Zur strengsten Richtung des Judentums hat den Verängstigten diese Not hingetrieben: Paululus ist Pharisäer geworden.[5]) Vielleicht schon in Tarsus; wir wissen, daß die pharisäische Propaganda über Meer und Land reichte.[6]) Sicher aber gehörte er in Jerusalem, wohin er für längere Zeit übergesiedelt war, um sich zu Füßen des berühmten Rabban Gamaliel[7]) im Gesetz gründlich auszubilden,[8]) nicht bloß zum pharisäischen Pietismus, sondern auch innerhalb dieses ungemein lebendigen und korrekten Kreises wieder zu den fanatischsten Eiferern: verglich er sich mit seinen Altersgenossen, so konnte er sich wohl »einen überheftigen Zeloten der väterlichen Traditionen« nennen.[9]) Das ganze Hochgefühl des gesetzeskundigen Schriftgelehrten hat sich ihm damals mitgeteilt:

Wegweiser der Blinden,
Licht für die, die im Dunkeln sind,
Erzieher der Unverständigen,
Lehrer der Unmündigen —

auf diesen gleißenden Worten des Römerbriefes[10]) liegt noch nach Jahrzehnten der Abglanz jenes stolzen Selbstbewußtseins.

Andererseits blieb seinem scharfen und ernsten Auge doch auch der furchtbare Kontrast nicht verborgen, der sich bei ihm selbst zwischen dem Wollen und dem Vollbringen immer aufs neue zeigte[11]) und zwischen äußerlicher Frömmigkeit und innerer Verdorbenheit wie überall in der Welt so auch in seiner Umgebung vorhanden war:

1) Römer 8, 15.
2) 2. Korinther 7, 1; Römer 3, 18.
3) Galater 4, 4.
4) Römer 8, 24.
5) Phil. 3, 5; Apostelgeschichte 26, 5; 23, 6.
6) Matth. 23, 15.
7) Apostelgeschichte 22, 3.
8) So wird man den Ausdruck »auferzogen«, Apostelgeschichte 22,3, wohl am besten deuten.
9) Gal. 1, 14, vgl. Apostelgeschichte 22, 3.
10) Röm. 2, 19f.
11) Röm. 7, 15ff.

bei dem einen Zeloten bemerkte er Dieberei,[1]) bei dem anderen Unsittlichkeit,[2]) und einen seiner Glaubensgenossen, wohl in der Diaspora, der mit Hohn von den heidnischen Götzen zu sprechen pflegte, hat er vielleicht einmal darauf ertappt, daß er sich doch an diesen Götzen durch Hehlerei gestohlenen Tempelgutes bereicherte,[3]) genau so wie heute vielleicht ein christlicher Anatolier, der mit Verachtung auf den Islam herabsieht, in einer versteckten Ecke seines Lädchens doch gestohlene Moscheeteppiche ganz gerne feilhält.

Solche Beobachtungen haben den Pharisäer Paulus gewiß schon in seiner jüdischen Zeit tief hineingeführt in das Verständnis des tiefsinnigen altprophetischen[4]) Gedankens der »Herzensbeschneidung«[5]) im Unterschiede von der bloß äußerlichen Beschneidung, deren sich manche Juden öffentlich rühmten,[6]) während andere sie, wohl aus Furcht vor heidnischem Spott im Bad oder im Stadion, zu verbergen suchten.[7])

Die Erkenntnis, daß es neben den »heimlichen«[8]), das heißt echten Juden viele bloß äußerliche, gewöhnliche Juden gibt, die von dem frommen Heiden als Sünder gerichtet werden[9]), und die tief niederbeugenden Erfahrungen seines eigenen oft vergeblichen Ringens um »Gerechtigkeit« durch eigene Leistung[10]) haben in der glühenden Seele des Juden Paulus wohl gelegentlich auch den Gedanken an außergewöhnliche, virtuose Leistungen der religiösen Aufopferung aufblitzen lassen; als höchstes Ideal der Frömmigkeit lockte ihn zu Zeiten das makkabäische Märtyrerideal: »den Leib brennen zu lassen«[11]) für Gottes Sache. Dazu wäre er fähig gewesen, wie er ja auch als Christ nachmals sein eigenes Selbst gern für sein Volk geopfert hätte.[12])

1) Röm. 2, 21.
2) Röm. 2, 22a.
3) So versuche ich die die dunkle Stelle Röm. 2,22b zu deuten. In dem merkwürdigen Satz: »der du die Götzen verabscheust, bist ein Tempelräuber«, ist wohl eine bestimmte Erinnerung des Paulus verwendet.
4) 5. Mose 10, 16; 30, 6; Jer. 4, 4; Ez. 16, 30.
5) Röm. 2, 29.
6) Röm. 2, 28.
7) 1. Kor. 7, 18.
8) Römer 2, 29.
9) Römer 2, 26 ff.
10) Römer 7, 14 ff.
11) 1. Korinther 13, 3.
12) Römer 9, 3.

Die echteſten Züge jüdiſchen Weſens hat Paulus auch als Chriſt ſich bewahrt. Das Thema »Der Jude Paulus« hat eben nicht den Sinn, als ſei Paulus Jude geweſen bloß vor ſeiner Bekehrung, und nachher nicht mehr. Paulus iſt Jude geblieben auch als Chriſt, trotz ſeiner leidenſchaftlichen Polemik gegen das Geſetz. Ich meine das nicht bloß ethnologiſch; er hat mit der Taufe ſeine Raſſe natürlich nicht ausgezogen. Sondern ich meine es auch religiös und ſtimmungsmäßig, und man kann Paulus, im Gegenſatz zu mechaniſchen Trennungen des Jüdiſchen und des Chriſtlichen in ihm, ruhig den großen Judenchriſten der Urzeit nennen; »von den Vorfahren her« hat er ſeinen Gottesdienſt.[1]) Wir dürfen wohl annehmen, daß in ſeiner eigenen Familie eine ähnliche Kontinuität ernſter Frömmigkeit durch Generationen hindurch beſtanden hatte, wie er ſie von der Mutter des Timotheus Eunike und der Großmutter Lois rühmt: ihr »Glaube ohne Heuchelei« hatte ſich auf den Sohn und Enkel vererbt.[2])

Aus dem nationalen und religiöſen Verband ſeines Volkes iſt Paulus niemals herausgetreten; er legt ſich voll Stolz den Namen »Hebräer«[3]) bei und die noch inhaltsſchwereren Namen »Iſraelit«[4]) und »Abrahamsſame«,[5]) wie er ſich gewiß auch zum »Iſrael Gottes«[6]) rechnet, von den Juden in der Wüſte als von den »Vätern«[7]) ſpricht und ſelbſtverſtändlich den »Vorvater«[8]) und den »Vater«[9]) Abraham und den »Vater« Iſaak[10]) rühmt. Sogar die nichtgläubigen Juden nennt er ſeine »ſtammverwandten leiblichen Brüder«, für die er gern den Fluch auf ſich nehmen wolle, wenn er ſie dadurch retten könne.[11]) Oder er rühmt ſeine Abkunft aus dem Stamme Benjamin[12]), die er mit dem König Saul teilt[13]) und ſeine Beſchneidung am achten Tage.[14]) Ja er hat, obwohl über

[1]) 2. Timotheus 1, 3.
[2]) 2. Timotheus 1, 5.
[3]) 2. Korinther 11, 22; Philipper 3, 5.
[4]) 2. Korinther 11, 22; Römer 11, 1.
[5]) 2. Korinther 11, 22; Römer 11, 1.
[6]) Galater 6, 16.
[7]) 1. Korinther 10, 1.
[8]) Römer 4, 1.
[9]) Römer 4, 16.
[10]) Römer 9, 10.
[11]) Römer 9, 3.
[12]) Römer 11, 1; Phil. 3, 5.
[13]) Apoſtelgeſchichte 13, 21.
[14]) Philipper 3, 5.

dem Buchſtaben des Geſetzes ſtehend, die geheiligten Gebräuche ſeines Volkes noch als Apoſtel beobachtet; die hierauf hinweiſenden Notizen der Apoſtelgeſchichte[1]) halte ich nicht für ſpätere judenfreundliche Übermalungen, ſondern für Betätigungen des von Paulus ſelbſt geäußerten Grundſatzes[2]), daß er »den Juden ein Jude« geweſen ſei.

Auch die Kontraſtempfindung des Juden gegen den »ſündigen«[3]) Nichtjuden iſt ihm nicht fremd, und wie er, helleniſtiſch fühlend, die »Griechen« gelegentlich von den »Barbaren« trennt[4]), ſo gebraucht er, jüdiſch fühlend, häufig den altjüdiſchen wegwerfenden Ausdruck »Heiden« (»Völker«)[5]) für die Nichtjuden; mit demſelben Wort belegten die Römer wohl auch herablaſſend die Provinzialen.[6]) Hierher gehört auch das Bild, daß die Juden der edle Ölbaum ſind, die »Völker« der Wildling.[7])

Wie ſehr Paulus ſein angeſtammtes Volk liebt, zeigen die ergreifenden Bekenntniſſe des Römerbriefes.[8]) Da quält ihn nicht eine bloße theoretiſche Frage, ſondern der Schmerz um ſein Volk, das ſich vom Meſſias Jeſus abgewandt hatte; die Frage, ob Gott ſein Volk etwa verſtoßen habe, bohrt in ſeinem Gemüt[9]), und ſo wenig Paulus eine gedankliche Löſung des Problems gefunden hat, ſo gewiß hat er ſchließlich aus der Begeiſterung ſeines Glaubens und aus der Liebe zu ſeinem Volk heraus die quälende Frage doch beſeitigt.

Die Beobachtung, daß Paulus nach ſeiner Bekehrung nichts von Renegatenhaß zeigt, gibt ſeiner Geſamterſcheinung gewiß einen ſympathiſchen Zug, und die mitunter ſich findenden Derbheiten gegen das Geſetz werden doch durch andere Kundgebungen aufgewogen, in denen er ſich bemüht, dem

[1]) Apoſtelgeſchichte 16, 3; 18, 18; 21 26.
[2]) 1. Korinther 9, 20.
[3]) Galater 2, 15.
[4]) Koloſſer 3, 11; Römer 1, 14.
[5]) Unſer Wort »Heide« iſt griechiſches Lehnwort; es iſt die zuerſt in der gotiſchen Bibel belegte Wiedergabe des ἔθνος ausgeſprochenen ἔθνος (Wilhelm Schulze, Sitzungsberichte der Berliner Akademie der Wiſſenſchaften 1905, S. 726 ff.)
[6]) Zu ἔθνη = Provinzialen vgl. z. B. A. von Domaszewski in der Strena Helbigiana, Lipſiae 1899, S. 53 und David Magie De Romanorum iuris publici ſacrique vocabulis . ., Lipſiae 1905, S. 59.
[7]) Römer 11, 17 ff.
[8]) Römer 9—11.
[9]) Römer 11, 1.

Gesetz gerecht zu werden; ja er hat das Gesetz nicht selten ganz in der Weise der Väter als Autorität weiter benutzt.[1])

Damit sind wir zu dem charakteristischsten Zuge des Juden Paulus gekommen. Paulus ist bis zuletzt frommer Bibeljude gewesen, speziell Septuaginta-Jude. Was ihn von den anderen Diaspora-Juden an diesem Punkte unterschied, war nur die Erkenntnis, daß in Christus das Gesetz seine verpflichtende Kraft verloren und die Verheißungen ihre Erfüllung gefunden haben. Aber der religiöse und ethische Gesamtgehalt der Septuaginta ist ihm die selbstverständliche Voraussetzung auch seiner christlichen Frömmigkeit.

Aus der Gotteswelt des hellenistischen Alten Testaments ist der Christ Paulus nicht herausgetreten. Will man den ganzen Paulus religionsgeschichtlich verstehen, so muß man den Geist der Septuaginta kennen. Nicht das hebräische Alte Testament, nicht das, was wir heute »Alttestamentliche Theologie« nennen, ist die historische Voraussetzung der Paulus-Frömmigkeit, sondern der Glaubensgehalt des griechischen Alten Testaments. Die Aufgabe, aufgrund der als ein einheitlich geschlossenes Bibelbuch gefaßten Septuaginta die jüdischen Voraussetznngen des Paulus-christentums zu rekonstruieren, ist in der Forschung kaum als solche anerkannt, geschweige gelöst. Sie gliedert sich in zahlreiche Einzelaufgaben, von denen ich hier bloß einige hervorheben will: Die Gottesgewißheiten der Septuaginta; der Geist bei den Septuaginta; Christus bei den Septuaginta; der Glaube bei den Septuaginta; die Gerechtigkeit bei den Septuaginta usw. usw.

An vielen Punkten wird sich natürlich das Ergebnis solcher Einzeluntersuchungen mit den Ergebnissen der vom hebräischen Alten Testament aus erforschten »Alttestamentlichen Theologie« berühren, aber an vielen Punkten auch nicht. Die »Alttestamentliche Theologie« betrachtet das Alte Testament als die historische Urkunde eines über viele Jahrhunderte sich erstreckenden und in zahlreichen Einzelphasen sich allmählich entwickelnden religionsgeschichtlichen Tatsachenkomplexes. Die Septuaginta-Forschung dagegen betrachtet das griechische Alte Testament im wesentlichen so, wie Paulus es betrachtet hat, und wie der fromme Laie das Alte Testament heute betrachtet, als etwas in sich relativ Einheitliches. Die griechische Übertragung hat eben die vielen Linien, durch die im hebräischen Texte die Stadien der allmählichen Schichtung und Entwicklung für den Historiker markiert werden, tatsächlich fast sämtlich beseitigt. In der Septuaginta-Bibel schließen sich Bekenntnisse der Propheten, der Genesis und ganz junger Psalmen, die im Urtext vielleicht gar nicht kombiniert werden können, mühelos zusammen, weil der Septuaginta-Fromme in allen Rollen seiner heiligen Schriften denselben unveränderlichen Geist derselben Offenbarung viel deutlicher reden hört.[1])

Der gewaltige Einschlag von Septuaginta-Frömmigkeit in die Psyche des Paulus wird schon durch die massenhaften griechischen Bibelzitate deutlich, die wir in den Paulusbriefen finden, und es ist dabei nicht unwahrscheinlich, daß Paulus bereits einen Septuaginta-Text benutzt hat, der an einzelnen Stellen eine jüdische Revision erlebt hatte.[2])

Noch frappanter zeigt sich der Zusammenhang zwischen Paulus und den Septuaginta in seinem gesamten religiösen und ethischen Wortschatze; am klarsten aber wird er uns, wenn wir aus einer intimeren Kenntnis der Paulusbriefe heraus die Septuaginta selbst lesen, nicht bloß einzelne von Paulus zitierte Zeilen, sondern das ganze Buch als hellenistische Bibel. Daran fehlt es bei uns leider noch sehr, an methodischer Septuaginta-Lektüre; aber es gibt für den Paulusforscher kaum etwas Interessanteres und Belehrenderes.

Auch die Exegese, die Paulus der griechischen Bibel angedeihen läßt, zeigt uns plastisch den Juden Paulus. Sie ist Exegese einer absolut autoritativen Urkunde; obwohl Paulus ja einen Teil dieser Urkunde, das Gesetz, als in Christus aufgehoben betrachtet, hat er, wie erwähnt, doch auch Gesetzesstellen gelegentlich unter das wuchtige »Es steht geschrieben« gestellt. In der hellenistischen Welt ist dieses »Es steht geschrieben« damals die Formel, mit der man auf Stellen einer unumstößlichen Abmachung hinwies[3]); genau

[1]) Vgl. z. B. 1. Korinther 9, 9; Galater 3, 13 usw.

[1]) Vgl. die oben genannte Schrift.

[2]) Näheres hierüber in meiner Arbeit Die Septuaginta-Papyri und andere altchristliche Texte der Heidelberger Papyrus-Sammlung, Heidelberg 1905, S. 69f.

[3]) Belege Bibelstudien S. 109f., Neue Bibelstudien S. 77f.

so gebraucht es Paulus. Was geschrieben steht, kann nicht angetastet werden; jedes Schriftzitat ist ein Schriftbeweis. Gott selbst redet in der Schrift, die Schrift wird sogar ihrerseits personifiziert[1]), und als Grundsatz wird proklamiert[2]):

Nicht über die Schrift hinaus!

Bei einer derartigen Stellung zum Buchstaben der Bibel scheint der Exeget Paulus von vornherein sklavisch gebunden gewesen zu sein. Aber wir wissen, daß längst das Mittel gefunden war, trotz des Buchstabens über den Buchstaben hinwegzukommen. Dieses Mittel, auch von Paulus gern gebraucht, ist die allegorische Methode der Exegese. Nicht die Juden haben sie erfunden; sie kennen sie wohl aus der hellenistischen Philologie Alexandriens, die den Homer allegorisch auslegte, um seine religiösen Derbheiten vor der prüde gewordenen Bildung zu beseitigen. Die Juden haben sie aber gern übernommen; sie bedurften ihrer. Man täte der allegorischen Bibelexegese des Judentums und des alten Christentums unrecht, wenn man sie als die Ausgeburt einer völlig von der Vernunft verlassenen theosophischen Schwärmerei betrachten wollte. Schon die Tatsache, daß ein so bedeutender Kopf wie der Jude Philo einen umfassenden Gebrauch von ihr macht, sollte uns da vorsichtiger stimmen. Tatsächlich ist in einem Zeitalter mechanisch-buchstäblicher Inspirationsgesetzlichkeit die allegorische Exegese für alle prophetisch schöpferischen Geister das einzige Mittel gewesen, sich der Umklammerung durch den Buchstaben zu entziehen,[3]) und bei Philo so gut wie bei Paulus ist die allegorische Exegese, so paradox dies auch klingt, mehr ein Zeugnis ihrer Freiheit, als ihrer Gebundenheit, obwohl sie bei beiden zu starken Gewaltsamkeiten geführt hat.

Solche Gewaltsamkeiten sind z. B. bei Paulus im Galaterbriefe[4]) die Deutung des Wortes »der Same«[5]) in singularischem Sinne, obwohl der Begriff tatsächlich pluralisch gemeint ist, und sonst auch von Paulus pluralisch gedeutet wird,[6]) oder die spitzfindige Auslegung der Erzählung vom Sündenfall zugunsten des Mannes,[1]) oder die Deutung des Wortes vom Ochsen, dem man beim Dreschen das Maul nicht verbinden soll,[2]) auf die Apostel[3]). Wenn Paulus übrigens bei dieser Deutung einfließen läßt, Gott kümmere sich nicht um die Ochsen, so zeigt sich mit diesem doktrinären und matten Wort der Abstand des Großstädters, der dem Tiere nicht so naiv gegenübersteht, weil er mit dem Tiere nicht so zusammenlebt, von dem prachtvollen Realismus des Glaubens Jesu, der, von Kind auf mit Tier und Pflanze verkehrend, keinen Sperling zur Erde fallen läßt ohne Gottes Willen,[4]) und die Blumen des galiläischen Frühlings von Gott selbst in ihr mehr als königliches Farbenkleid gehüllt sein läßt[5]).

Andererseits gelingen dem allegorischen Exegeten Paulus mit Hilfe seiner Methode doch auch großartige religiöse Betrachtungen: die Parallelisierung der Sara und der Hagar als der beiden Vermächtnisse im Galaterbrief,[6]) die Identifizierung des wasserspendenden Felsens in der Wüste mit dem pneumatischen Christus im ersten Korintherbrief[7]), das sind Offenbarungen eines großen Geistes, die nicht durch philologische Einwendungen verkleinert werden können. Hier gibt die jüdische Allegorese, die sonst so oft den theologischen Kleinmeistern die Krücken leiht, dem religiösen Genius die Fittige zum Auffahren wie ein Adler.

In manchen Einzelheiten der Schriftbenutzung ist der Jude Paulus auch sonst abhängig von seinen rabbinischen Traditionen, insbesondere von Eigentümlichkeiten der erbaulichen Legende, der sogenannten Haggada. Hierher stammt die auch sonst[8]) belegbare Theorie des Galaterbriefes,[9]) daß das Gesetz nicht von Gott selbst, sondern von den Engeln gegeben sei, hierher stammt die Zahl 430 ebenfalls im Galaterbrief[10]) und die Einzel-

[1]) z. B. Galater 3, 8, 22.

[2]) 1. Kor. 4, 6.

[3]) Ähnlich hat auch G. Klein, Der älteste christliche Katechismus und die jüdische Propaganda-Literatur, Berlin 1909, S. 42 f. die allegorische Exegese beurteilt.

[4]) Galater 3, 16.

[5]) Aus 1. Mose 3, 15.

[6]) Römer 4, 18; 9, 8.

[1]) 2. Timotheus 2, 13 ff.

[2]) 5. Mose 25, 4.

[3]) 1. Korinther 9, 9 ff., vgl. 1. Timotheus 5, 18.

[4]) Matthäus 10, 29, Lukas 12, 6, vgl. Matthäus 6, 26, Lukas 12, 24.

[5]) Matthäus 6, 28.

[6]) Galater 4, 22 ff.

[7]) 1. Korinther 10, 4.

[8]) Apostelgeschichte 7, 53, Hebräer 2, 2.

[9]) Galater 3, 19 (vgl. auch Kolosser 2, 16 kombiniert mit 2, 18).

[10]) Galater 3, 17.

heit des ersten Korintherbriefs,[1]) daß der wasserspendende Felsen dem Zuge der wandernden Israeliten nachgefolgt sei.

Auch in dem, was man die Dialektik des Paulus zu nennen pflegt, zeigen sich die Einwirkungen seiner jüdischen Lehrer, insbesondere der Lehr- und Beweismethoden der mündlichen Disputation im Lehrhause. Die Paulusbriefe sind ja auch zumeist mündlich diktiert; dazu passen die Methoden des mündlichen Beweises gut. Abgesehen von dem Beweis aller Beweise, dem Schriftbeweis, ist der Beweis aus der Analogie sehr beliebt, z. B. Analogieen aus der Natur sollen das Verhältnis der irdischen und der himmlischen Leiblichkeit illustrieren,[2]) ebenso Analogien aus dem landwirtschaftlichen und militärischen Leben das Recht der Apostel auf ihren Lebensunterhalt;[3]) besonders beliebt sind Analogieen aus dem Rechtsleben, für das sich der Großstädter Paulus stark interessiert hat: einem Testament kann nicht ein Fremder eine Klausel hinzufügen;[4]) der unmündige Erbe steht unter der Autorität der Vormünder und Verwalter, solange der Vater es angeordnet hat.[5]) Des weiteren finden wir auch den Schluß a minori ad maius[6]) (»Leichtes und Schweres« nannten ihn die Rabbinen), oder auch den Schluß a maiori ad minus.[7])

Typisch rabbinisch sind auch die großartigen Parallelisierungen Adams und Christi im 1. Korinther-[8]) und im Römerbrief.[9])

Im ganzen aber hat man meines Erachtens die rabbinische Dialektik des Paulus wie seine Dialektik überhaupt sehr überschätzt. Beweisführung im strengen Sinne des Wortes ist nicht die starke Seite des Paulus. Wo man mit ihm an den Endpunkt eines geraden Weges zu kommen hofft, sieht man sich mitunter an den Ausgangspunkt eines Circulus zurückgeführt. Paulus ist, z. B. in der Polemik, eine viel zu impulsive Natur, um ein großer Dialektiker sein zu können. Lieber, als daß er die Gegner lange widerlegt, erledigt er sie durch einen zornigen Blick, und in der Behandlung religiöser Probleme gelingt ihm das Intuitive und Kontemplative im allgemeinen besser, als das Spekulative.

Inwieweit Paulus mit seiner intuitiv-kontemplativen Begabung jüdische Züge trägt, wage ich nicht zu sagen; in der mystischen Produktion der Folgezeit finden sich nicht wenige Analogieen, insbesondere wohl bei den mystischen Klassikern des Mittelalters. Jedenfalls scheint mir der Begriff der Kontemplation die Eigenart der religiösen Produktion des Paulus (und nachher auch des Evangelisten Johannes) besser zu treffen, als der Begriff der theologischen Spekulation.

Ich verstehe unter Kontemplation ein Sichversenken, ein Hinabtauchen in die großen Gewißheiten des Glaubens, ein Ringen mit praktischen Problemen, welche nicht theologisch-wissenschaftlich interessante, sondern religiös-quälende Probleme sind. Nicht hart und starr sind die Sätze der Kontemplation, sondern weich, lebendig, gährend; nicht wie zischende Pfeile fliegen sie gradlinig auf ihr Ziel, sondern sie umkreisen die Beute wie ein Adler in lautlosem Flug. Die Kontemplation hat etwas Stockendes und Brütendes; sie zeigt weniger Gedankenfortschritt als Gedankenvertiefung. Die Kontemplation kann nicht ein einheitliches System erzielen, weil sie das Hin- und Herbranden einer aufgewühlten Seele ist. Typisch für dieses kontemplative Hin- und Herwogen der erregten Seele ist jene berühmte Betrachtung im Römerbrief über Gottes Wege mit Israel.[1]) Ein gedankliches Problem, aber viel mehr noch eine religiöse Qual ist es, die den Paulus hier bewegt. Eine gedankliche Lösung ist, wie schon erwähnt, nicht gefunden; trotz verschiedener Versuche der Befreiung verstrickt sich Paulus immer wieder in das Netz des Problems, und die Antworten, die er gibt, sind nicht spekulative Befreiungen, sondern Zerreißungen des Netzes durch die unwiderstehliche Wucht seiner religiösen Intuition.

Am reinsten quillt die kontemplative Produktion des Paulus in dem Briefe an die Kolosser und dem nahe verwandten an die Laodicener (dem sogenannten Epheserbriefe). Diesen beiden Briefen lagen keine speziellen Gemeindeprobleme vor, die zu behandeln gewesen wären; darum konnte Paulus sich hier mehr in feierlichen Konfessionen er-

[1]) 1. Korinther 10, 4.
[2]) 1. Kor. 15, 35ff.
[3]) 1. Kor. 9, 7.
[4]) Gal. 3, 15.
[5]) Gal. 4, 1.
[6]) Z. B. Röm. 11, 12, 24.
[7]) Z. B. 1. Kor. 6, 1ff., Röm. 11, 21.
[8]) 1. Kor. 15, 22f., 45ff.
[9]) Röm. 5, 12ff.

[1]) Röm. 9—11.

gehen, die sich auch stilistisch durch ein gravitätisch-hieratisches Pathos charakterisieren.

Aber ich möchte nochmals sagen, daß ich nicht sicher bin, ob wir mit dem stark kontemplativen Zug des Paulus eine spezifisch jüdische Seite seines Wesens berührt haben. Man könnte sagen, jüdisch ist das Unsystematische und doktrinär Unausgeglichene dieser Kontemplation, jüdisch sind ihre Hilfskonstruktionen, insbesondere der Schriftbeweis. Vielleicht ist das Wesentliche hier aber überhaupt nicht weiter ableitbar, sondern als spezifische Begabung des Paulus zu betrachten.

Mag dem sein, wie ihm wolle, der Jude Paulus steht sonst deutlich vor uns, mit all der Kraft, die das Jüdische in sich schloß, und auch mit einem Teil der Schranken, die das Jüdische umgaben.

Aber noch klarere Züge gewinnt der Jude Paulus, wenn wir ihn neben den Juden stellen, der als »der Jude« des hellenistischen Zeitalters weltberühmt, ja auch eine Art von Kirchenvater geworden ist, ich meine Philo von Alexandrien.

Beide, der Jude Philo und der Jude Paulus, sind Zeitgenossen; beide stammen aus der Diaspora, sind Großstädter und haben einen deutlichen kosmopolitischen Zug; beide sind ekstatisch-mystischer Erlebnisse fähig und berühren sich in vielen Einzelheiten.

Und doch stehen beide in einem sehr starken Kontrast, der an den Gegensatz zwischen Seneca und Paulus erinnert. Philo schreibt, Paulus redet (auch seine Briefe sind gesprochen); der Name Philos ist wohl zu Paulus gedrungen, aber nicht der Name des Paulus zu Philo. Philo ist Schriftsteller, Paulus ist es nicht; Philo hinterläßt literarische Werke, Paulus unliterarische Briefe. Philo ist Philosoph, Paulus der Tor gießt über die Weisheit der Welt die Schalen seiner Ironie aus. Philo steht bei der Oberschicht, Paulus bei den mittleren und unteren Schichten; Philo ist literarische Hochkultur, Paulus ist quellende Volkskraft. Philo ist ein Pharus, Paulus ist ein Vulkan. Philo ist Forscher und Theolog, Paulus Prophet und Herold. Philo arbeitet am Schreibtisch für das literarische Publikum, Paulus eilt vom Webstuhl auf den Markt und in die Synagoge, Auge in Auge den Hörern gegenüber. Philo reist nach Rom als Gesandter und wird vom Kaiser empfangen, Paulus hat nur Beziehungen zu kaiserlichen Sklaven[1]) und wird nach Rom als Gefangener transportiert. Philo ist Platoniker, Paulus wird, was er sein wird, in einem anderen sein. Und wir können die ganzen Kontraste zwischen dem Manne von Alexandrien und dem Manne von Tarsus so zusammenfassen: der Jude Philo steht an dem Endpunkte der antiken Bildung, der Jude Paulus steht am Anfang der neuen Weltreligion.

Ehe freilich der Jude Paulus an die Schwelle der neuen Zeit gestellt worden ist, sehen wir ihn als fanatischen Hüter der pharisäischen Tradition rückwärts gewandt in die Vergangenheit: der Jude Paulus ist erst der Verfolger der jungen Christengemeinde gewesen. Auch in der zelotischen Leidenschaft, die er hierbei einsetzte, ist er ein echter Jude. Das Bild, das die Apostelgeschichte[2]) von dem Verfolger entwirft, ist im allgemeinen wohl richtig festgehalten; es wird in den Hauptzügen durch schmerzerfüllte und selbstquälerische Bekenntnisse der Paulusbriefe[3]) bestätigt. Und historisch erklärt sich diese Stellung des jungen Paulus einfach genug. Der Konflikt, dem Jesus zum Opfer gefallen war, war ein Konflikt mit der führenden Partei der Pharisäer gewesen: der Verfolger Paulus ist der Pharisäer Paulus, der den Kampf seiner Partei gegen Jesus fortsetzt durch den Kampf gegen die Gemeinde des Gekreuzigten.

---

[1]) Philipper 4, 22

[2]) Apostel-Geschichte 6, 9; 7, 58; 8, 1 ff.; 9, 1 ff.; 22, 3 ff.; 26, 4 ff.

[3]) Galater 1, 13 f., 23; 1. Korinther 15, 9; Philipper 3, 6; 1. Timotheus 1, 13.

Die Eigenart der Industrieverwaltung.

Von Otto Kammerer, Professor an der Technischen Hochschule, Berlin-Charlottenburg.

Verwaltungsfragen ſtehen gegenwärtig im Vordergrund des Interesses. So iſt unter anderem die Frage, ob die Kommunalverwaltung als Betriebsunternehmen auftreten soll, bekanntlich von Lord Avebury angeschnitten, seitdem viel erörtert und bei der Tagung des Vereins für Sozialpolitik in Wien eingehend beraten worden. Ferner iſt eine Reform der preußischen Staatsverwaltung durch die Immediatkommission in Vorbereitung.

Im Gegensatz zu der Staats- und Kommunalverwaltung scheint es in der Induſtrieverwaltung keine ungelöſten Probleme zu geben. Die erfolgreichen Zusammenschlüsse von Induſtriekartellen und Syndikaten der verschiedenartigſten Geſtaltung haben den Beweis erbracht, daß die Induſtrieverwaltung Aufgaben größten Umfanges bewältigen kann. Die Schnelligkeit, mit der die Induſtrieverwaltung arbeitet, gilt als vorbildlich. Von irgend welcher Reformbedürftigkeit dieser Verwaltung iſt nirgendwo die Rede.

Es mag daher wohl die Frage geſtellt werden: worin beſteht die Eigenart der Induſtrieverwaltung? Sind ihre Aufgaben sehr viel leichter zu lösen als die der Kommunal- und der Staatsverwaltung oder sind die Mittel, mit denen sie arbeitet, irgendwie andere?

Die Aufgaben der Induſtrieverwaltung.

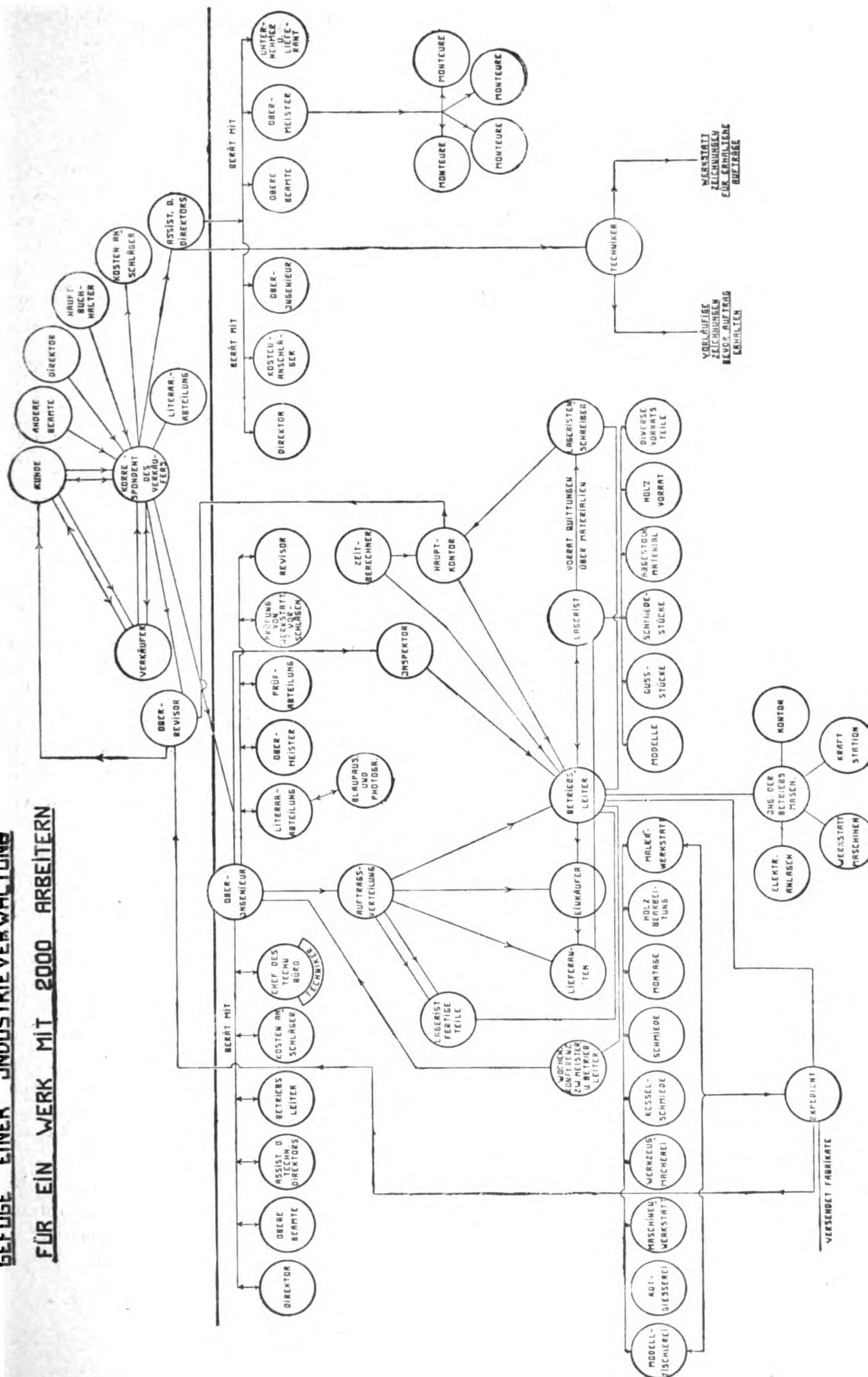
Sehr häufig hört man die Antwort: Die Induſtrieverwaltung iſt ihrer Natur nach viel einfacher; ihre Tätigkeit beschränkt sich im wesentlichen darauf, Anfragen mit Angeboten und Beſtellungen mit Ausführungen zu erwidern. Die Antwort iſt in sofern richtig, als diese beiden Arbeiten tatsächlich das wesentliche der Induſtrieverwaltung kennzeichnen. Es fragt sich nur, ob diese Tätigkeiten wirklich sehr einfacher Natur sind.

Nehmen wir beispielsweise an, ein Werk, das sich mit der Herſtellung von elektrischen Anlagen beschäftigt, werde vor die Frage geſtellt, ob es die Fabrikation einer neuen Sondermaschine, zum Beispiel einer neuen elektrisch betriebenen Geſteinsbohrmaschine aufnehmen soll. Die Beantwortung dieser Frage verlangt zunächſt ein eingehendes Studium der Bedürfnisfrage: der bisherige Umfang der Geſteinsbohrung, die Vorzüge und Nachteile der bisher üblichen mit Druckluft betriebenen Bohrmaschinen, die Wirtschaftlichkeit der neuen elektrisch betriebenen Geſteinsbohrmaschinen, die Nebenwirkungen des elektrischen Betriebes, die etwaige Gefährlichkeit und Gefahrbeseitigung dieses Betriebes in Schlagwettergruben, kurz eine ganze Reihe von Fragen wird untersucht werden müssen, die technischer und wirtschaftlicher Natur zugleich sind, und die häufig auf einem ganz anderen Gebiet als auf dem der elektrischen Anlagen liegen. Ein anderer Fall: an das Werk tritt die Frage heran, ob es eine Vertretung in irgend einem Land, etwa in Argentinien einrichten soll. Die technischen, wirtschaftlichen und rechtlichen Verhältnisse dieses Landes müssen eingehend erforscht werden, ehe diese Frage mit einiger Sicherheit beantwortet werden kann. Selbſt die Ausarbeitung des Entwurfs für eine neue technische Anlage — also eine Alltagsarbeit der Induſtrie — verlangt häufig nicht nur umfangreiche technische Arbeit, sondern wirtschaftliche Studien verschiedenſter Art: der Entwurf einer Verkehrsanlage beispielsweise erfordert gründliche Erhebungen über die zu erwartende Verkehrsdichtigkeit, die ihrerseits wieder durchaus von der einzuschlagenden Tarifpolitik abhängt.

Vergleicht man diese Aufgaben der Induſtrieverwaltung mit denen der Kommunalverwaltung, so wird man den erſteren eine größere Einfachheit kaum zuschreiben können; denn die Errichtung eines Gaswerks, den Bau einer Verkehrsanlage, die Ausführung einer Kanalisationsanlage pflegt man gemeiniglich zu den schwierigſten Aufgaben zu rechnen, die einer Kommune erwachsen können.

Man könnte nun vermuten, daß derartige Probleme sich in der Induſtrieverwaltung darum einfacher geſtalten, weil die Struktur dieser Verwaltung vielleicht einfacher iſt als die einer Kommunalverwaltung. In Wirklichkeit ſtellt der zweckmäßigſte Aufbau des

Abb. 1


GEFÜGE EINER INDUSTRIEVERWALTUNG
FÜR EIN WERK MIT 2000 ARBEITERN
KUNDE
ANDERE BEAMTE
DIREKTOR
HAUPT-BUCH-HALTER
KOSTEN AN-SCHLÄGER
VERKÄUFER
KORRE-SPONDENT DES VERKÄU-FERS
LITERAR.-ABTEILUNG
ASSIST. D. DIREKTORS
OBER-REVISOR
BERÄT MIT
OBER-INGENIEUR
DIREKTOR
OBERE BEAMTE
ASSIST. D. TECHN. DIREKTORS
BETRIEBS LEITER
KOSTEN AN-SCHLÄGER
CHEF DES TECHN. BÜRO
TECHNIKER
LITERAR.-ABTEILUNG
OBER-MEISTER
PRÜF-ABTEILUNG
PRÜFUNG VON WERKSTATT-VOR-SCHLÄGEN
REVISOR
BERÄT MIT
DIREKTOR
KOSTEN-ANSCHLÄ-GER
OBER-INGENIEUR
BERÄT MIT
OBERE BEAMTE
OBER-MEISTER
UNTER-NEHMER U. LIEFE-RANT
AUFTRAGS-VERTEILUNG
BLAUPAUS UND PHOTOGR.
ZEIT-BERECHNER
INSPEKTOR
HAUPT-KONTOR
LAGERIST FERTIGE TEILE
MONTEURE
MONTEURE
MONTEURE
MONTEURE
WOCHEN-KONFERENZ ZW. MEISTER U. BETRIEB LEITER
LIEFERAN-TEN
EINKÄUFER
BETRIEBS-LEITER
LAGERIST
VORRAT QUITTUNGEN ÜBER MATERIALIEN
LAGERISTEN SCHREIBER
TECHNIKER
MODELL-TISCHLEREI
ROT-GIESSEREI
MASCHINEN WERKSTATT
WERKZEUG MACHEREI
KESSEL-SCHMIEDE
SCHMIEDE
MONTAGE
HOLZ BEARBEI-TUNG
MALER-WERKSTATT
MODELLE
GUSS-STÜCKE
SCHMIEDE-STÜCKE
ABGESTOCK MATERIAL
HOLZ VORRAT
DIVERSE VORRATS TEILE
VORLÄUFIGE ZEICHNUNGEN BEVOR AUFTRAG ERHALTEN
WERKSTATT ZEICHNUNGEN FÜR ERHALTENE AUFTRÄGE
ELEKTR. ANLAGEN
ING. DER BETRIEBS MASCH.
KONTOR
WERKSTATT MASCHINEN
KRAFT STATION
EXPEDIENT
VERSENDET FABRIKATE

Gefüges der Induſtrieverwaltung wohl ihr ſchwierigſtes Problem vor; die mehr oder minder gute Löſung dieſer Frage entſcheidet häufig über Erfolg oder Mißerfolg.

In Abbildung 1 iſt das Gefüge eines induſtriellen Verwaltungskörpers graphiſch dargeſtellt: das vielfältige Ineinandergreifen der einzelnen Verwaltungsorgane iſt aus dieſen Darſtellungen ohne weiteres erkennbar. Zum Vergleich iſt in Abbildung 2 das Gefüge einer Kommunalverwaltung in gleicher Weiſe dargeſtellt: die Struktur iſt hier erſichtlich bedeutend einfacher.

Von einer größeren Einfachheit der Induſtrieverwaltung wird man alſo weder hinſichtlich der *Aufgabe*, noch hinſichtlich des *Gefüges* reden können. Wohl aber könnte man einwenden: die Induſtrieverwaltung bietet inſofern weniger Schwierigkeiten, als ſie nur *Zweckmäßigkeitsfragen* zu entſcheiden hat, nicht aber *Rechtsfragen*.

Tatſächlich treten in der Induſtrieverwaltung Rechtsfragen zunächſt bei allen Patentangelegenheiten auf; und gerade dieſe Rechtsfragen ſind um ſo ſchwieriger, als die Rechtſprechung bei Patentſtreitigkeiten erfahrungsgemäß ganz unberechenbar iſt. Rechtsfragen tauchen ferner auf bei allen Lieferungsverträgen und geſtalten ſich häufig verwickelt, ſobald derartige Verträge mit ausländiſchen Beſtellern abgeſchloſſen werden müſſen. Beſonders ſchwierige Rechtsfragen ergaben ſich bei dem Abſchluß von Verträgen für Syndikate, Kartelle und Fuſionen aller Art. Die Behauptung, daß bei der Induſtrieverwaltung im weſentlichen nur Zweckmäßigkeitsfragen vorliegen, wäre alſo jedenfalls unrichtig.

Rechtsfragen werden zudem in allen Verwaltungen, mögen ſie induſtrieller oder kommunaler Art ſein, nur in den ſeltenſten Fällen von den eigentlichen Verwaltungsbeamten bearbeitet: ſie werden vielmehr dem hierfür beſtellten Rechtsbeiſtand (Syndikus) zur Bearbeitung und Beurteilung vorgelegt; bei der ſchließlichen Entſcheidung geben indeſſen faſt immer irgend welche Zweckmäßigkeitsgründe oder taktiſchen Gründe den Ausſchlag. Viel größere Schwierigkeiten bereiten die *ſozialen Fragen*, die gegenwärtig an Umfang und Bedeutung alle anderen Fragen in der Induſtrieverwaltung überragen.

Eine beſondere Eigenart der Induſtrieverwaltung wird man zumeiſt in ihrem *Ziel* zu erkennen glauben, das kurz geſagt ein *kapitaliſtiſches* iſt, während die Ziele der Kommunal- und Staatsverwaltungen im weſentlichen *politiſche* ſind. In Wirklichkeit muß die Induſtrieverwaltung darauf hinaus ſteuern, zwiſchen dem Erlös und den Herſtellungskoſten ein möglichſt günſtiges Verhältnis herzuſtellen; die Verteilung des erzielten Reingewinnes iſt eine Angelegenheit für ſich, die nicht zu den laufenden Verwaltungsgeſchäften gehört. Die Kommunalverwaltung muß das Gleichgewicht zwiſchen dem aus den Steuern fließenden Einkommen und zwiſchen den geſamten Laſten herſtellen; im Grunde genommen iſt alſo das Ziel genau das gleiche. Nur gehört bei der Induſtrie-Unternehmung der Überſchuß den Beſitzern oder Aktionären, während er bei der Kommune und dem Staat der Allgemeinheit zufließt oder wenigſtens zufließen ſollte.

Die Mittel der Induſtrieverwaltung.

Die vermeintliche Beſchränkung der Induſtrieverwaltung auf einfache Ausführung von Aufträgen, auf reine Zwechmäßigkeitsfragen und auf kapitaliſtiſche Ziele erweiſt ſich alſo bei näherem Zuſehen als nicht vorhanden: die *Aufgaben* der Induſtrieverwaltung ſind weder einfacher noch grundſätzlich andre als die der Kommunalverwaltung. Wenn alſo die erſtere keinerlei Reformbedürftigkeit aufweiſt, ſo kann dies nur daran liegen, daß ſie mit anderen *Mitteln* arbeitet.

Grundſätzlich verſchieden iſt zunächſt die *Verteilung der Verantwortung*. Die Induſtrieverwaltung ſucht die Verantwortung für jede Arbeit möglichſt nur einem Einzigen aufzubürden: der Konſtrukteur trägt die Verantwortung für den richtigen Entwurf, der Meiſter für die ſachgemäße Ausführung, der Monteur für die genaue Aufſtellung. Deshalb liegt die Entſcheidung auch meiſt in den Händen eines Einzelnen: der Konſtrukteur erhält wohl vom Leiter des Ingenieurbureaus allgemeine Richtlinien für den Entwurf, aber die Einzelheiten beſtimmt er ſelbſt; dem Meiſter übermittelt der Betriebsingenieur Anweiſungen über die zu wählenden Arbeitsverfahren, aber die Verteilung der Arbeit auf die Werkzeugmaſchinen und Arbeiter nimmt der Meiſter ſelbſt vor; der Monteur endlich arbeitet zwar nach den Montage-Zeichnungen und Aufſtellungs-Vorſchriften, aber verteilt die Arbeit auf die Hilfsarbeiter

und entscheidet über alle Einzelheiten der Aufftellung.

Diese Verfügungsfreiheit und Verant- wortung, die schon den unteren Organen der Induftrieverwaltung eingeräumt wird, ruht in noch höherem Grade in den Händen der oberen Beamten. Korporative Verwaltung findet man in der Induftrie sehr selten; nur die Entscheidung über wichtige Dinge wird in gemeinsamen Besprechungen gefällt, aber auch dann so, daß die Ausführung des Beschlusses und damit die Verantwortung doch schließlich einem Einzigen zufällt.

Eine Verwaltung, die dem Einzelnen so große Verfügungsfreiheit gewährt, wäre undurchführbar mit subalternen Naturen, die an blinden Gehorsam gewöhnt sind und Befehle und Anweisungen ausführen, ohne über ihre Wirkung und Richtigkeit nachzudenken. Die Induftrieverwaltung verlangt denkende Menschen und aufrechte Charaktere; sie erzieht aber auch zu eigenem Denken und beftimmtem Handeln. Wer einmal in dieser eigenartig freien Atmospäre gelebt hat, wird die dort aufgenommenen Eindrücke nie wieder verlieren. Wer aus der Induftrie heraus in eine andersgeartete Verwaltung gerät, und sieht, wie hier die Verantwortung für eine Entscheidung in langwierigem Hin und Her von einer Verwaltungsftelle zur anderen geschoben wird, der erkennt sofort den grundsätzlichen Unterschied, der hinsichtlich der Verteilung der Verantwortung die Induftrieverwaltung von anderen Verwaltungen unterscheidet.

GEFÜGE EINER STADTVERWALTUNG
MIT BÜRGERMEISTERVERFASSUNG FÜR EINE MITTELSTADT
[20000 EINWOHNER]

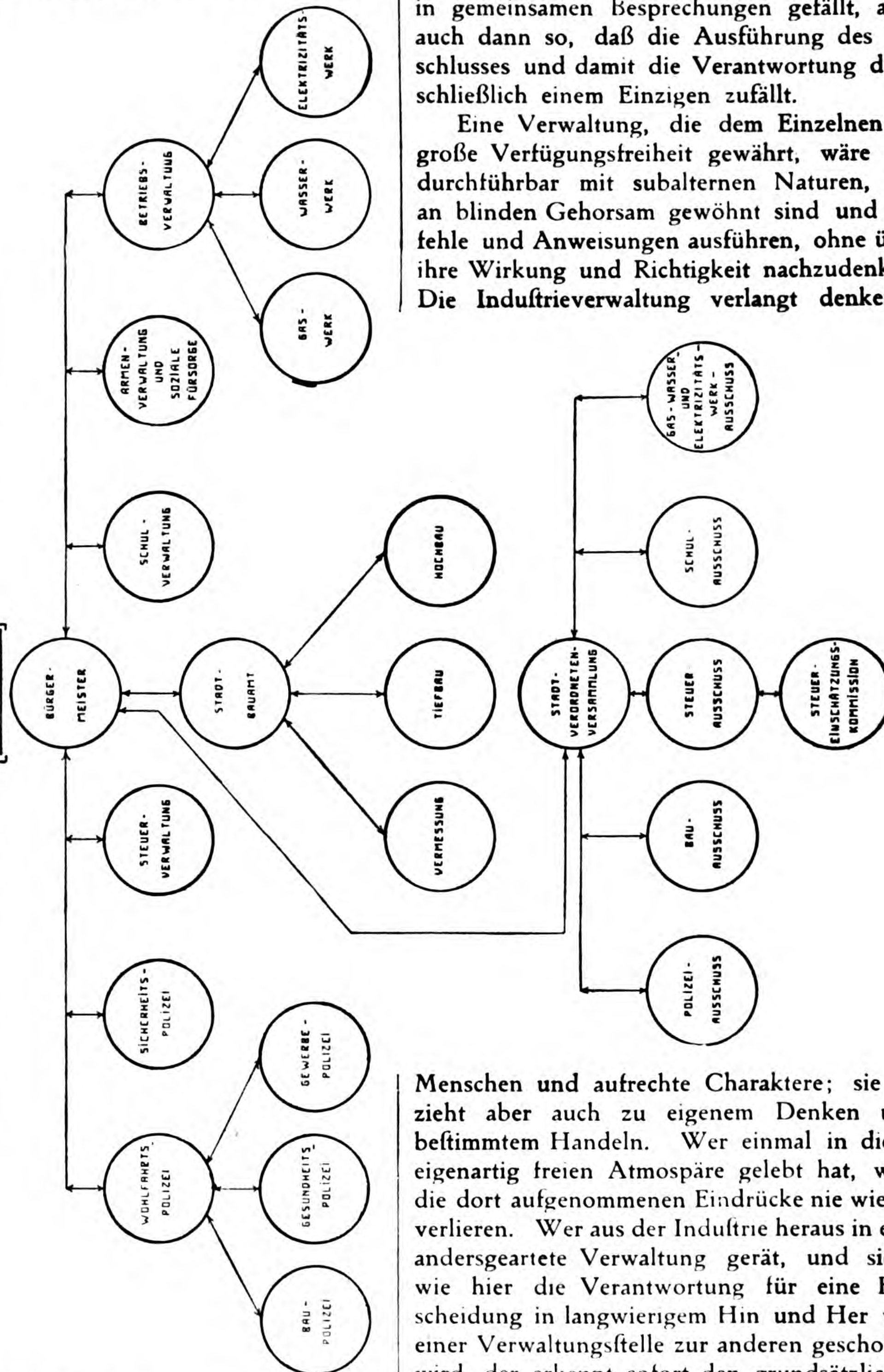


Abb. 2.

Die geeigneten Organe für eine so eigenartige Verwaltung können naturgewäß nur durch eine besondere Auslese der Persönlichkeiten gewonnen werden. Würde die Induſtrie-Verwaltung ihre Leiter nach dem Dienſtalter auswählen, dann würde sich bald die Mittelmäßigkeit in ihr breit machen und allen Fortschritt hemmen. Tatsächlich iſt der Begriff der »Anciennität« der Induſtrie-Verwaltung etwas völlig Fremdes; man findet oft genug junge Männer in leitenden und bejahrte in untergeordneten Stellungen. Gewiss wird eine solche Auslese nur nach der Tüchtigkeit, nicht nach dem Alter, manche Härte und vereinzelt vielleicht auch manche Ungerechtigkeit mit sich bringen; da oder dort wird einmal ein minder Befähigter irgend welcher Beziehungen wegen unverdient vorgeschoben, ein Tüchtiger dagegen zurückgesetzt werden. Aber gerade die große Verantwortung jedes Einzelnen regelt solche Mißgriffe sehr bald; der Untüchtige muß notgedrungen bald wieder entfernt werden, weil er andernfalls das Unternehmen allzusehr schädigen würde. Die Beförderung nach der Fähigkeit und die Verantwortungspflicht jedes Einzelnen bilden die notwendige gegenseitige Ergänzung: das eine kann ohne das andere nicht beſtehen.

Die gleichen Grundsätze werden überall dort befolgt, wo geſteigerte Leiſtungen gefordert werden; man ſtelle sich eine Hochschule vor, in der jedesmal der dienſtältefte Privatdozent Ordinarius wird! Und dort, wo die Beförderung nach der Dienſtzeit ſtreng eingehalten wird, wie im Heer, hilft man sich dadurch, daß man die Untüchtigen aus dem Dienſt entfernt, ehe sie zu leitenden Stellungen aufſteigen.

An die Feſtſtellung, daß die Induſtrie ihre Beamten nicht nach dem Dienſtalter befördert, sondern eine beſtimmte Auswahl trifft, knüpft sich sofort die Frage, nach welchen Grundsätzen die Auslese getroffen wird. Iſt nur die fachliche Tüchtigkeit für das Aufſteigen in leitende Stellungen entscheidend, oder treten andere Momente dazu? Welcher Vorarbeiter wird Monteur oder Meiſter, welcher Ingenieur wird Oberingenieur?

Ein Monteur muß vorerſt selbſtredend so geartet sein, daß er die Bauwerke und Maschinen, die sein Werk herſtellt, kunſtgerecht aufzuſtellen vermag. Weiter aber muß er die Fähigkeit haben, in einem fremden Lande geeignete Arbeiter anzuwerben und zu leiten, und er muß die nötige Gewandtheit besitzen, um die Interessen seines Werkes den Abnehmern gegenüber wahrzunehmen und doch ein gutes Einvernehmen mit den Beamten der Abnehmer herzuſtellen. Dazu gehört mehr als fachliche Tüchtigkeit; die Tätigkeit eines Monteurs erfordert anderen Arbeitern gegenüber eine gewisse allgemeine Bildung, aus der Menschenkenntnis und Weltgewandtheit hervorgeht, die für diesen Beruf unerläßlich sind.

Ein Ingenieur, der zwar alle Berechnungen und Konſtruktionen auszuführen verſtünde, aber kein Verſtändnis hätte für die wirtschaftlichen Fragen, die mit den technischen Aufgaben immer verknüpft sind, und die sein Fachgebiet mit anderen ihm fremden verbinden, wäre für eine leitende Stellung nicht verwendbar. Es iſt also nicht das Fachkönnen allein, das von den Führern der Induſtrieverwaltung gefordert wird, sondern eine gewisse Allgemeinbildung, die geiſtige Elaſtizität, d. h. rasche Anpassung an neue Probleme mit sich bringt.

Wie erwirbt man diese Allgemeinbildung? Iſt sie das Ergebnis einer beſtimmten Vorbildung oder eines besonderen Studiums? Iſt sie gleichbedeutend mit »Vielwissen« oder iſt sie der Ausfluß einer eigenen Art zu denken und zu urteilen? Diese Fragen liegen um so näher, als die Bezeichnung »Allgemeinbildung« unter die Schlagwörter geraten iſt, die schließlich mechanisch und urteilslos gebraucht werden und zuletzt zu einer leeren Hülse ohne Inhalt werden.

Häufig wird die Bezeichnung »Allgemeinbildung« für eine Vorbildung in Anspruch genommen, die im wesentlichen in der Erlernung von Sprachen, insbesondere von toten Sprachen beſteht. Begründet wird diese Meinung mit der Behauptung, daß durch eine solche Vorbildung das logische Denken geschult und die Erkenntnis der literarischen Kultur anderer Völker gewonnen werde. Diese Begründung mag vielleicht zutreffen, wenn die Voraussetzung erfüllt wird, daß nicht die Form, sondern der Geiſt der Sprache übermittelt werden soll. Wenn tatsächlich aber die Erlernung der Sprachen darin gipfelt, daß das eine oder andere Kapitel dieses oder jenes griechischen oder römischen Schriftſtellers präpariert und grammatikalisch untersucht wird, ohne daß die kulturgeschichtliche

und künstlerische Entwicklung der Antike zur lebendigen Darstellung durch Wort und Bild gebracht wird, dann entsteht vielleicht eine philologische Bildung, aber ganz sicher keine Allgemeinbildung. Ebenso wird ein mathematischer Unterricht, der Lehrsätze und Beweise bringt, ohne die Frucht der Erkenntnis in naturwissenschaftlichen und technischen Anwendungen zu zeigen, eine einseitige, aber keine allgemeine Vorbildung zeitigen. Das gleiche gilt für einen Physikunterricht, der in der Ermittlung von Schwerpunktslagen und Brennweiten sein Ziel findet, statt in der Erkenntnis der Naturgesetze in allen Erscheinungen des Lebens.

Die Allgemeinheit der Vorbildung wird also ganz sicherlich nicht in der Zusammenstellung bestimmter Unterrichtsgegenstände gefunden werden können, sondern einzig und allein in der lebendigen Darstellung der Ergebnisse irgend einer Wissenschaft und in der Verknüpfung mit der Wirklichkeit des Lebens.

Unter den Wissenschaften des akademischen Studiums gibt es sicherlich solche, die ihrer Natur nach besonders allgemeinbildend wirken können, wie die Nationalökonomie. Aber freilich auch nur dann, wenn sie nicht in einer endlosen Fülle von Einzelheiten, sondern in der Darstellung der großen wirtschaftlichen Zusammenhänge ihr Ziel sucht.

Der Ingenieur, der an der Hochschule nur Spezialstudien treibt, ohne sich um die Verknüpfung mit anderen Wissensgebieten zu kümmern, wird für verwaltende Tätigkeit ebenso ungeeignet sein wie der Jurist, der sich in irgendwelche Sondergebiete des Rechts verliert, statt die Beziehungen zwischen der Rechtsbildung und den wirtschaftlichen Umgestaltungen zu erfassen.

Vielleicht krankt unser ganzes Hochschulwesen überhaupt etwas daran, daß zu viel Einzelforschung und zu wenig zusammenfassende Vorlesungen gebracht werden. Die Seminar- und Übungsarbeiten der Studierenden können naturgemäß nur auf Eindringen in die Einzelheiten gerichtet sein, und auch die Forschungsarbeiten des Lehrers müssen notgedrungen in die Tiefe eines kleinen Arbeitsfeldes dringen; aber die Vorlesungen müssen umsomehr ein Gegengewicht gegen die Einzelarbeit bilden und die Erfassung großer Zusammenhänge anstreben, damit sie den Studierenden der Bildung und nicht dem Vielwissen zuführen.

Am allerwenigsten aber wird derjenige Allgemeinbildung erringen, der das Studium mit der akademischen Prüfung abschließt; nur wer neben seiner Fachtätigkeit fortwährend das aufzunehmen sucht, was in verwandten Wissensgebieten stets neu entsteht, wird befähigt sein, als Führer tätig zu sein, mag er der Privatwirtschaft oder der Volkswirtschaft, der Kommune oder dem Staat dienen.

Verwalten bedeutet: die Verknüpfungen zwischen verschiedenartigen Erscheinungen des Lebens erkennen, daraus die voraussichtliche Entwicklung folgern und die rechten Maßnahmen zur Förderung des werdenden Nützlichen und zur Abstoßung des kommenden Schädlichen treffen. Nur wer das kann, hat Anwartschaft auf die Auslese, die für die Eigenart der Industrieverwaltung notwendig ist

---

Nachrichten und Mitteilungen.

Korrespondenz aus New York.

Neue Aufnahmebedingungen für Harvard.

Die Fakultät der Harvard-Universität hat beschlossen, die Aufnahmebedingungen für das Harvard College zu ändern, und es ist bereits bekannt, daß dieser Schritt von den höheren Instanzen gebilligt werden wird. Es ist dies ein weiterer Schritt in dem Bemühen, die Zulassung von Kandidaten zu verhüten, die durch Lücken des früheren Systems schlüpfen konnten, dafür aber die Aufnahme von Studenten zu erleichtern, die einen vierjährigen Kursus in einer Hochschule (nach deutschen Begriffen Mittelschule) durchgemacht haben und die erforderliche Begabung an den Tag legen. Es macht dem Schüler, der Charakter und Fähigkeiten besitzt und den Beweis dafür auf der Vorschule geliefert hat, den Weg leichter, erschwert ihn aber für alle diejenigen, die nichts geleistet haben und nun durch Einpauken versuchen, in der zwölften Stunde sich die Kenntnisse zu verschaffen, die ihnen den Zutritt zum College ermöglichen.

Für die sogenannten Hochschulen, die aus öffentlichen Mitteln unterhalten werden, ist diese Neuerung von der höchsten Wichtigkeit, weil sie sie von einem Druck befreit, der sich als entschiedene Schädigung erwiesen hat, indem er Veranlassung dazu

gab, daß sie Kurse einführten, die nur denjenigen Schülern dienen konnten, welche später das College besuchen wollten, während doch der größte Teil ihrer Zöglinge dies nicht beabsichtigten und nach ihrem Abgang sich sofort dem Erwerbsleben widmeten. Die alte Art der Prüfungen, bei denen die erzielten Points den Ausschlag gaben, wird noch einige Jahre beibehalten werden müssen, um den Vorschulen, die daraufhin ihre Lehrpläne ausgearbeitet haben, Gelegenheit zu den erforderlichen Änderungen zu geben.

Unter den jetzt bestehenden Bestimmungen muß ein Schüler, der sich zum Eintritt in ein College meldet, eine Prüfung in einer Anzahl von Lehrgegenständen ablegen, die aus dreißig verschiedenen Fächern gewählt werden, und dabei im ganzen 26 Points erreichen. Je nach ihrer Wichtigkeit wird für diese verschiedenen Fächer eine bestimmte Anzahl von Points gewährt. Bewerber, welche die 26 Points nicht erreichen, können bedingungsweise zugelassen werden und müssen dann nachstudieren, um in den Fächern perfekt zu werden, in denen sie die erforderliche Anzahl von Points nicht erreichten.

Auf diese Weise war es für Schüler, die nicht die wünschenswerten Fähigkeiten besaßen, möglich, sich auf ein paar Fächer einpauken zu lassen und auf diese Weise in das College einzutreten, wo sie dann nur langsam vorwärts kamen und ein Bleigewicht für die Lehrer und ihre Mitschüler bildeten. Auf der anderen Seite war es für den Knaben, der den Kursus in der Vorschule absolviert und dort sich ausgezeichnet hatte, schwer, die Prüfung zu bestehen, wenn die Lehranstalt, die er besucht hatte, nicht derart eingerichtet war, daß sich Points bei der Aufnahmeprüfung ins College in den vorgeschriebenen Fächern erzielen ließen. Das sind aber gerade die Schüler, die das College haben will.

Unter dem neuen System werden fünf verschiedene Anforderungen gestellt. Die beiden wichtigsten sind: erstens Zeugnisse, ans denen hervorgehen muß, welche Lehrgegenstände der Schüler auf der Vorschule durchgemacht hat, wie weit er in ihnen gekommen ist, wieviel Zeit jedem gewidmet wurde, und wie seine Leistungen waren. Solche Zeugnisse werden nur von Vorschulen angenommen, deren Lehrplan von dem College gebilligt worden ist. Dieses schreibt einen vierjährigen Kurs vor und legt besonderen Wert auf Sprachen, Chemie und Physik, Mathematik und Geschichte.

Die zweite Anforderung besteht in einer Prüfung, die entweder im Juni oder September abgelegt werden muß. Die Fächer sind: 1. Englisch; 2. Lateinisch bei denjenigen, welche die akademische Würde eines baccalaureus artium erwerben wollen, oder Französisch oder Deutsch, falls sie den baccalaureus lit. erwerben möchten; 3. Mathematik einschließlich Algebra und Geometrie und, falls der Kandidat es wünscht, höhere Algebra, Körperlehre und Trigonometrie, oder Physik oder Chemie; 4. Nach Wahl des Kandidaten irgendein Fach, das nicht bereits vorgesehen ist, wie Griechisch oder die Gegenstände, die in den ersten drei Vorschriften enthalten, aber nicht obligatorisch sind.

Dazu kommen dann Nachweise, daß der Charakter des Bewerbers und seine Führung den Anforderungen entsprechen.

Bei den Prüfungen wird durch die Aufgabe festgestellt, wie weit die Kenntnisse des Kandidaten reichen, und viele davon sollen über das verlangte Maß hinausgehen, um besonders vorgeschrittenen Schülern Gelegenheit zu geben, zu zeigen, was sie gelernt haben. Vorkehrungen sind getroffen, um die Prüfungen einheitlich zu machen, und man verspricht sich von der Neuerung großen Erfolg.

Mitteilungen.

Der Deutsche Verein für Versicherungs-Wissenschaft beabsichtigt, die Bearbeitung der Geschichte der privaten wie der sozialen Versicherung in Deutschland in die Wege zu leiten, und hat daher den Beschluß gefaßt, zum Zwecke der Erlangung einschlägiger Monographien mehrere Preisausschreiben zu erlassen. Erstens setzt er zwei Preise von je 5000 Mark für die Abfassung 1. einer Geschichte der Lebensversicherung in Deutschland, 2. einer Geschichte der Feuerversicherung in Deutschland aus. Die Arbeiten müssen streng wissenschaftlich unter Zuhilfenahme archivalischer Studien ausgeführt sein, und sind bis spätestens zum 1. Januar 1914 einzureichen. Der 3. Preis (von 1500 Mark) ist ausgesetzt für eine Abhandlung über das Thema: »Technische Erfordernisse für die Berechnung der Dividendenreserve der Versicherten in der Lebensversicherung«. Die Schrift soll in wissenschaftlich gründlicher Weise die Frage beantworten, wie die für die gewinnbeteiligten Versicherten eines Lebensversicherungsbetriebes zu bildende Dividendenreserve rechnerisch aufgebaut, fortgeführt und kontrolliert werden muß, wenn der Dividendenbezug der Versicherten dauernd möglichst zweckmäßig sich gestalten soll. Dabei wird darzulegen sein, wie bei der steigenden Gewinnbeteiligung die Dividendenreserve berechnet werden muß, damit bei ihr mit einem gleichbleibenden Dividenden-Einheitssatze gerechnet werden kann. Die Arbeiten sind bis zum 31. März 1911 einzureichen. Ferner werden zehn Preise von je 50 Mark für kurzgefaßte, zur Aufnahme in Lese- und Lehrbücher (für Deutsch, Rechnen, Geschichte, Bürgerkunde usw.) der verschiedenen Arten von Schulen geeignete Lesestücke aus dem Gebiete des Versicherungswesens ausgesetzt. Die Lesestücke sollen den Zweck verfolgen, den Schülern in einer gefälligen, ihrer Auffassungsgabe zusagenden pädagogisch zweckmäßigen Form die Vorteile der Versicherung, namentlich der freiwilligen und Privatversicherung in ihrer Hauptzweigen nahe zu bringen. Die Arbeiten sind bis zum 1. Juli 1911 einzureichen. Alle Bewerbungsschriften sind unter den üblichen Förmlichkeiten an das Generalsekretariat des Vereins, Berlin W 50, Prager Straße 26 zu richten.

Internationale Wochenschrift für Wissenschaft Kunst und Technik

herausgegeben von Prof. Dr. Paul Hinneberg, Berlin, Mauerstr. 34

Verlag: August Scherl, Berlin SW, Zimmerstraße 36-41. — Druck: Bayerische Druckerei und Verlagsanstalt G. m. b. H. in München, Bayerstraße 57.

5. Jahrgang Nr. 12
25. März 1911

Inseraten-Annahme bei den Annoncen-Expeditionen von August Scherl G. m. b. H., Berlin und Daube & Co G. m. b H., Berlin und deren sämtlichen Filialen

Für die Redaktion verantwortlich: Professor Dr. Wilhelm Paszkowski, Berlin-Gr. Lichterfelde.

Erscheint jeden Sonnabend. — Preis vierteljährlich für Deutschland und Österreich **3 Mark**, für die übrigen Länder des Weltpostverkehrs **4 Mark 30 Pfg.** bei direktem Bezug unter Kreuzband. — Einzelnummer **25 Pfg.** — Inserate die dreigespaltene Nonpareillezeile **50 Pfg.** — Abonnements nehmen alle Buchhandlungen und Postanstalten, sowie sämtliche Geschäftsstellen von August Scherl G. m. b. H. entgegen.

INHALT

Die Abhandlungen erscheinen in deutscher Sprache, englische und französische auf Wunsch der Autoren im Urtext

Die Entwicklung des Genossenschaftswesens in Deutschland.*)

Von Edgar Loening, Professor an der Universität Halle.

Am heutigen Tage vereinigen sich Lehrende und Lernende aller preußischen Hochschulen zu einer festlichen Versammlung, um den Geburtstag unseres allergnädigsten Herrn und Königs, Sr. Majestät des deutschen Kaisers Wilhelm II., zu feiern, um unserem Herrscher und Schirmherrn unsere ehrfurchtsvollen Glückwünsche und unseren Dank darzubringen. Wir verehren in ihm den machtvollen Friedensfürsten, der sein ganzes Leben, getreu dem Vorbilde seiner großen Ahnen, dem Staate, dem Vaterlande, dem Volke weiht, der mit derselben unermüdlichen Tatkraft und Umsicht unserem deutschen Vaterlande gegen jeden Angriff, woher er auch kommen mag, Schutz verleiht, mit denen er das Fortschreiten des deutschen Volkes auf den Bahnen des wirtschaftlichen Wohlstandes wie der sittlichen und geistigen Freiheit fördert. Auch die preußischen Universitäten, die er selbst als die obersten Bildungsstätten des Landes bezeichnet hat, haben in immer steigendem Maße durch seine landesväterliche Fürsorge und seine persönliche Betätigung nicht nur die äußeren Mittel und Einrichtungen erhalten, die sie zur Erfüllung ihrer Aufgaben bedürfen, sondern er ist auch von der Überzeugung durchdrungen, daß die Freiheit der wissenschaftlichen Forschung und Lehre die unentbehrliche Lebensluft ist, deren die Universitäten nicht entbehren können, wenn sie die obersten Bildungsstätten des Landes bleiben sollen. Unsere Universität, wie sie von dem ersten Könige Preußens gegründet, durch unzerreißbare Bande der Treue und Dankbarkeit unserem Königshause verbunden ist, wird allezeit mit Stolz der Anerkennung sich bewußt bleiben, die Se. Majestät in der Allerhöchsten Botschaft, die Sie an die Universität zu ihrem 200jährigen Jubiläum richtete, ausgesprochen hat in den Worten: »Unvergessen wird es der Universität Halle bleiben, daß sie zuerst den wesentlichen Zusammenhang und die fruchtbringende Wechselwirkung zwischen akademischer Lehre und freier Forschung klar erkannt und damit eine Grundanschauung zur Geltung gebracht hat, welche zu einem unantastbaren Gemeingut der deutschen Universitäten geworden ist und deren gegenwärtige Eigenart zu einem guten Teile ausmacht.« In diesem Sinne wußte der Kaiser sich einig mit dem Manne, der fast ein Vierteljahrhundert lang die staatliche Verwaltung der preußischen Universitäten leitete, dem er vollstes Vertrauen schenkte, und in dem er einen be-

*) Rede, gehalten in der Aula der Universität Halle-Wittenberg bei dem Festakt zur Feier des Geburtstags Sr. Majestät des Kaisers und Königs.

währten Ratgeber hochschätzte, mit Friedrich Althoff. In ihm erkannte der Herrscher den genialen Staatsmann, der in vollster Uneigennützigkeit, nur dem Könige und dem Staate dienend, nicht nur das Gewordene zu erhalten, sondern überall Neues zu schaffen vermochte, der mit weitem Blick sich hohe Ziele setzte und mit klugem Verständnis für die realen und persönlichen Verhältnisse alle Schwierigkeiten, die sich seinen Bestrebungen entgegenstellten, zu beseitigen oder, wenn erforderlich, auch zu umgehen wußte. Friedrich Althoff hat mit unvergänglichen Lettern seinen Namen eingegraben in die Tafeln, auf denen die Geschichte der preußischen und der deutschen Universitäten geschrieben steht. Er war erfüllt und beseelt von dem Bewußtsein, daß die Pflege der Universitäten, die Pflege der Wissenschaft zu den höchsten und edelsten Aufgaben des Staates gehört. Es war aber auch durchdrungen von der Überzeugung, daß die Freiheit der Forschung und die Freiheit der Lehre unantastbare Güter sind, deren Wahrung die heilige Pflicht eines jeden Universitätslehrers ist.

Allerdings, wo viel Licht, da ist auch Schatten, und Althoff wäre der letzte gewesen, der nicht anerkannt hätte, daß auch er manchesmal sich in der Wahl der Mittel, die ihn zu seinem Ziele führen sollten, vergriffen hätte. Noch schwankt sein Charakterbild in der Anschauung der Gegenwart. Noch sind manche Vorwürfe nicht verstummt, die aus sachlichen und mehr noch aus persönlichen Gründen gegen seine Verwaltung erhoben werden. Von allen Vorwürfen ist aber keiner weniger begründet als der, daß Althoff die geistige und wissenschaftliche Freiheit jemals beschränkt oder mit bureaukratischen Mitteln zu beeinflussen gesucht habe. Wenn einst die Zeit gekommen sein wird, in der es möglich ist, die Geschichte seiner Verwaltung zu schreiben, dann wird es zutage treten, wie oft er, unerschrocken und unermüdlich, mit allen Hilfsmitteln seines erfindungsreichen Geistes für die Freiheit der Wissenschaft und der Lehre gekämpft und gesiegt hat. Er war allerdings nicht ein Mann einer Partei, weder einer politischen noch einer wissenschaftlichen Partei. Er stand im wahren Sinne des Wortes über den politischen Parteien und über den wissenschaftlichen Richtungen. Sein leitender Grundsatz, dem er stets treu geblieben ist, war es, jeder wissenschaftlichen Bestrebung die Möglichkeit ihrer Betätigung und freie Bahn zu schaffen, auch wenn sie von der Auffassung abwich, die jeweils in den Kreisen der Gelehrten vorherrschte. In dieser Freiheit des Geistes war er gerade das Gegenteil von dem, was wir unter einem Bureaukraten verstehen. Mit frischer, bei ihm ganz selbstverständlicher Unbefangenheit setzte er sich über alle bureaukratischen Formen hinweg, wenn es galt, das, was er für recht erkannt hatte, durchzusetzen. Freilich konnte er auch da, wo seinen Zwecken bureaukratische Formen dienlich waren, sich derselben meisterhaft bedienen. Aber sie waren für ihn immer nur Mittel zum Zwecke. In seinem Amte lebte und webte er. Unermüdlich war er bestrebt, Neues zu schaffen, Anregungen zu geben oder neue Ideen, die ihm entgegengebracht wurden, zu erproben und, wenn sie sich bewährten, ihrer Verwirklichung entgegenzuführen. Keine der preußischen Universitäten gibt es, die ihm nicht die Vermehrung ihrer Lehrkräfte, die Errichtung neuer wissenschaftlicher Institute oder die bessere Ausgestaltung der bestehenden verdankt. Mit dem Minister Friedrichs des Großen von Zedlitz, mit W. v. Humboldt, mit Altenstein steht Althoff in der ersten Reihe der Männer, denen Preußen den Ruhm verdankt, nicht nur ein Militärstaat, sondern auch ein Staat der Wissenschaftspflege zu sein. Aber in seiner naturwüchsigen Eigenart nimmt er auch in der Reihe dieser Männer eine einzigartige Stellung ein. Wohl darf man es aussprechen, eine Persönlichkeit wie Althoff hat das preußische Beamtentum bisher noch nicht gekannt und sie wird auch nicht wiederkommen. »Nehmt alles nur in allem. Er war ein Mann. Ihr werdet nimmer seinesgleichen sehen.«

Die preußischen Hochschulen, das preußische Volk aber darf mit Zuversicht die Hoffnung hegen, daß der freie Geist, in dem Althoff die Verwaltung der Universitäten und der anderen Hochschulen geleitet hat, auch weiterhin fortwirken und das Unterrichtsministerium beseelen wird, wenn wir auch wünschen, daß die Schatten, die mit seiner großen Persönlichkeit untrennbar verbunden waren, aufgehellt werden und verschwinden mögen.

Wenn Althoff auch in den Universitäten die vornehmsten Pflanzstätten der freien

Wissenschaft erblickte, so war er doch ebenso von der Ueberzeugung durchdrungen, daß sie bestimmt sind, dem Leben des Staates und des Volkes zu dienen, indem sie nicht bloß den künftigen Gelehrten, sondern allen denen, die zu ihrem Lebensberufe einer wissenschaftlichen Vorbildung bedürfen, diese wissenschaftliche Vorbildung darbieten. Er erkannte, daß in unserer Zeit, in der die Wissenschaften und ihre Anwendung auf die Lebensverhältnisse eine Erweiterung gefunden haben, wie kaum jemals vorher, es auch neuer Einrichtungen bedarf, wenn die Hochschulen ihren Aufgaben gerecht werden sollen. Und wenn ich soeben der zuversichtlichen Hoffnung Ausdruck gegeben habe, daß sein Geist in der Unterrichtsverwaltung fortwirken werde, so darf ich als auf einen Beweis für die Verwirklichung dieser Hoffnung darauf hinweisen, daß die Königliche Staatsregierung, wie sie unter Althoffs Leitung an der Universität Göttingen ein Seminar für Versicherungswesen gegründet hat, ganz in seinem Geiste jetzt beschlossen hat, an unserer Universität ein neues Institut zu begründen, ein Seminar für Genossenschaftswesen, eine zentrale Bildungsstätte für alle diejenigen, die künftig an der Gründung und Verwaltung von Genossenschaften sich zu beteiligen oder in ihrem Dienste an der wirtschaftlichen und sozialen Entwicklung des Volkes mitzuarbeiten berufen werden.

Es wird damit unserer Universität eine neue, hochwichtige Aufgabe zugewiesen, deren Erfüllung nicht einer Fakultät allein, sondern gleicherweise der juristischen wie der philosophischen Fakultät obliegt.

Die Genossenschaften haben in dem letzten Menschenalter in Deutschland eine Ausdehnung und Entwicklung genommen, die sie zu einem der wichtigsten und wirksamsten Faktoren unseres wirtschaftlichen und sozialen Lebens gemacht haben. Es handelt sich dabei nicht um Genossenschaften in der allgemeinsten Bedeutung des Wortes, in der darunter jedwede Vereinigung von Menschen zur Förderung gemeinsamer Zwecke verstanden werden kann, auch nicht um alle Genossenschaften in dem Sinne, in welchem die deutsche Rechtswissenschaft damit selbstständige Personenverbände bezeichnet, in denen im Gegensatz zum römischen Rechte dem Verbande Rechte und Pflichten gegenüber den Mitgliedern, und den Mitgliedern Rechte und Pflichten gegenüber dem Verbande zustehen. Diese deutschrechtlichen Genossenschaften sind in den mannigfachsten Verfassungen ausgestaltet und können der Förderung der verschiedenartigsten Gemeinschaftszwecke dienen. Unter ihnen aber nehmen die Erwerbs- und Wirtschaftsgenossenschaften des Deutschen Reiches eine für das gesamte Volksleben bedeutungsvolle Stellung ein. Sie werden deshalb auch als Genossenschaften im engeren Sinne oder kurzweg als Genossenschaften bezeichnet. Für diese Erwerbs- und Wirtschaftsgenossenschaften ist das zu errichtende Seminar bestimmt. Zu ihnen gehören die städtischen und ländlichen Kreditgenossenschaften und Dahrlehnskassenvereine, die Absatzgenossenschaften, die Rohstoffgenossenschaften, die Produktivgenossenschaften, die Konsumvereine und mannigfache andere Arten von Genossenschaften. Um von der wirtschaftlichen und sozialen Bedeutung, die ihnen im Leben unseres Volkes zukommt, eine Vorstellung zu geben, sei es gestattet, wenige statistische Zahlen anzuführen. Am 1. Januar 1908 bestanden im Deutschen Reich 26,863 eingetragene Genossenschaften dieser Art mit über 4,300,000 Mitgliedern. Darunter befanden sich 16,106 Kreditgenossenschaften mit über $2^1/_4$ Millionen Mitgliedern, 3480 landwirtschaftliche Produktivgenossenschaften mit über 283,000 Mitgliedern, unter denen die Meiereigenossenschaften, deren es 2978 gab, die bedeutsamsten sind; die Zahl ihrer Mitglieder betrug 259,833. Ferner bestanden 1841 landwirtschaftliche Rohstoffgenossenschaften mit 167,700 Mitgliedern und 2111 Konsumvereine mit 1,225,000 Mitgliedern. In den Jahren 1905 bis 1909 sind über 4000 neue Genossenschaften gegründet worden, hat die Zahl der Mitglieder sich um mehr als eine Million vermehrt. Die Mitglieder gehören aber zum größten Teil dem Mittelstande und bei den Konsumvereinen auch zu einem nicht geringen Teile dem Arbeiterstande an.*) Weitaus die meisten Mitglieder

*) Die angeführten Zahlen sind entnommen den »Mitteilungen zur deutschen Genossenschaftsstatistik für 1908«, bearbeitet von Dr. A. Petersilie, Mitglied des Preuß. Statistischen Landesamts und Leiter der Statistischen Abteilung der Preuß. Zentralgenossenschaftskasse, 1910 (Separatabdruck aus dem XXXIII. Ergänzungshefte zur Zeitschrift des Preuß. Statist.-

der Genossenschaften sind Familienväter. Nehmen wir an, daß zu einem jeden Mitglied einer Genossenschaft nur drei Familienmitglieder und Hausangehörige gehören, deren Versorgung ihm obliegt, so sind an den Genossenschaften im Deutschen Reich über 17 Millionen Menschen, d. h. mehr als der vierte Teil des gesamten Volkes, beteiligt.**)

Daß das Seminar für Genossenschaftswesen der Universität Halle angegliedert werden soll, ist darin begründet, daß in unserer Provinz die Genossenschaften der verschiedensten Art eine große Verbreitung haben, vor allem aber darin, daß das landwirtschaftliche Institut der Universität das größte ist, das mit einer Universität verbunden ist, und daß die landwirtschaftlichen Genossenschaften in der Gegenwart für die deutsche Landwirtschaft von außerordentlicher Bedeutung, ja ihr unentbehrlich geworden sind. In Verbindung mit den ausgedehnten anderweitigen landwirtschaftlichen Instituten, die in unserer Stadt ihren Sitz haben, wird das Seminar dazu beitragen, der Universität ihren Ruhm zu erhalten, eine der ersten und vornehmsten Anstalten für die wissenschaftliche Ausbildung der Landwirte zu sein. Aber das Seminar soll keineswegs nur dem ländlichen Genossenschaftswesen gewidmet sein, sondern in demselben Maße und mit voller Gleichberechtigung sollen die anderen Arten der Genossenschaften, namentlich diejenigen, die für den Handwerkerstand und überhaupt den Mittelstand in den Städten bestimmt sind, in ihm ihre Pflege und Berücksichtigung finden. Und auch von einem allgemeinen geschichtlichen Standpunkt aus hat die Universität Halle einen Anspruch darauf, daß ihr das Seminar für Genossenschaftswesen angegliedert werde. Ist doch unsere Provinz es gewesen, in der zuerst in Deutschland Genossenschaften gegründet worden sind. Ist doch der erste Organisator der deutschen Genossenschaften, Hermann Schulze-Delitzsch, ein Kind unserer Provinz, hat er doch an unserer Universität seine juristische Ausbildung erhalten.

Die Grundgedanken, auf denen die Genossenschaften der Gegenwart beruhen, sind allerdings nicht neu. Auch sind schon in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts in Frankreich wie in England einzelne Genossenschaften begründet worden. Aber die Produktivgenossenschaften der Arbeiter, die seit den dreißiger Jahren des 19. Jahrhunderts in Frankreich errichtet wurden, erwiesen sich bald als lebensunfähig. In England haben im Jahre 1844 40 arme, hungerleidende Weber in der Stadt Rochdale in Lancashire den erster Kosumverein gegründet, die »Rochdale Society of Equitable Pioneers«, mit dem wichtigen Grundsatz, daß die Gewinnverteilung zu erfolgen hat nach Verhältnis des Warenbezugs unter die Käufer. Damals verlacht und verspottet, ist die Genossenschaft der gerechten Pioniere von Rochdale heute eine mächtige Genossenschaft geworden, die 13—14,000 Mitglieder, meist Arbeiter, zählt, und die viele Millionen im Jahre umsetzt. Nach ihrem Vorbild sind in England zahlreiche Konsumvereine gebildet worden, die auf das wirtschaftliche und soziale Leben des Landes einen tiefgreifenden Einfluß ausüben und zur Besserung der wirtschaftlichen Lage wie zur sozialen Hebung der arbeitenden Klassen in bedeutsamer Weise beigetragen haben und noch beitragen.

Aber nicht beeinflußt von diesen Vorgängen in Frankreich und England hat Hermann Schulze nach dem Scheitern der politischen Hoffnungen im Jahre 1849 es als seine Lebensaufgabe erkannt, dem Mittelstande, namentlich in den Städten, vor allem dem Handwerkerstande den Weg zu zeigen, auf dem seine Mitglieder durch Gemeinsinn, Selbsthilfe und Selbstverwaltung ihre wirtschaftliche Selbständigkeit retten und durch Vereinigung in Genossenschaften den Kampf mit dem kapitalistischen Großbetrieb auf-

schen Landesamts). In den letzten Jahren hat sich die Zahl der Genossenschaften wieder sehr vermehrt. Sie betrug am 1. Januar 1910 nach dem Jahrbuch des Allgem. Verbandes der auf Selbsthilfe beruhenden Erwerbs- und Wirtschaftsgenossenschaften für 1909, S. 28: 29497. Anderweite zusammenfassende Angaben liegen noch nicht vor.

**) Diese Angabe kann auf Genauigkeit keinen Anspruch machen. In einer nicht festzustellenden, aber sicherlich nicht unerheblichen Zahl gehören Mitglieder mehreren Genossenschaften, an und infolgedessen sind sie in der oben angeführten Gesamtzahl der Mitglieder mehrfach gezählt. Andererseits ist die angenommene Zahl der auf ein Mitglied kommenden Familien- und Hausangehörigen in vielen Fällen zu gering. Petersilie a. a. O. S. 17 rechnet auf jedes Mitglied vier Angehörige, bemerkt aber auch, daß aus dem angegebenen Grund die daraus sich ergebende Zahl der Personen, die durch die Genossenschaften wirtschaftliche Vorteile haben, zu hoch ist.

nehmen können. Durch die Hunger- und Teuerungsjahre 1846 und 1847, durch die politischen Erschütterungen der Jahre 1848 und 1849 war insbesondere über den Handwerkerstand eine Zeit der schwersten, bitteren Not hereingebrochen. Unter Verkennung der Ursachen dieser Notlage forderten damals zahlreiche Handwerker, wie es leicht verständlich ist, die Aufhebung der Gewerbefreiheit, die Rückkehr zum Zunftzwang, die Beschränkung der Konkurrenz. Schulze erkannte, daß die Erfüllung dieser Forderungen nicht nur dem Wohlstande des gesamten Volkes, sondern gerade dem Handwerkerstande selbst den größten Nachteil bringen und schwere Wunden schlagen würde. Er hatte als Richter seiner Vaterstadt die Verhältnisse der kleinen Gewerbetreibenden aus eigener Erfahrung kennen gelernt, er hatte die steigende Not miterlebt, und er hat die rechte Form gefunden, in dem die Erwerbsstände, die wir heute mit dem Worte Mittelstand zusammenfassen, auf ihre eigene Kraft gestützt in genossenschaftlicher Vereinigung sich selbst für den Wettkampf im geschäftlichen Leben der Gegenwart sittlich und geschäftlich erziehen, das Kapital sich dienstbar machen und dadurch ihre wirtschaftliche Lage verbessern können. Das ist das große Verdienst, durch das sich Schulze eine bleibende Stelle in der wirtschaftlichen und sozialen Geschichte des deutschen Volkes errungen und ein dankbares Gedächtnis gesichert hat. Und neben Schulze und lange Jahre hindurch gemeinsam mit ihm war es V. A. Huber, der von Wernigerode aus durch seine Schriften den Genossenschaften Eingang zu verschaffen suchte und ihre wirtschaftliche und soziale Bedeutung wissenschaftlich darlegte. Der kleine Gewerbetreibende, der kleine Landwirt, sie haben als einzelne nicht genügende Unterlagen, um sich den Kredit zu verschaffen, dessen sie für ihren Beruf und den erfolgreichen Betrieb ihres Geschäftes bedürfen. Für sie sind die Formen der Handelsgesellschaften, namentlich die Form der Aktiengesellschaft, in der Regel nicht verwertbar. Für sie ist erforderlich eine Personalgenossenschaft, in der alle Genossen für jeden Genossen und jeder Genosse für alle haften. Deshalb ist der oberste Grundsatz der Genossenschaft der der solidaren Haftung aller Mitglieder. Dadurch wird die Genossenschaft kreditwürdig und kreditfähig, und dadurch vermag sie ihren Mitgliedern die Mittel zu verschaffen, deren sie bedürfen, nicht nur um ihre wirtschaftliche Selbständigkeit zu erhalten und ihren Geschäftsbetrieb zu verbessern, sondern auch um ihre Aufgaben zu erfüllen, die ihnen als den Bürgern eines freien Staates obliegen. Als Schulze-Delitzsch im Jahre 1874, 25 Jahre nach der Gründung der ersten Genossenschaft, die Bedeutung der mächtig aufgeblühten Genossenschaften würdigte, durfte er mit berechtigtem Stolze sagen: »Indem wir die Selbsthilfe, die Betätigung der eigenen Kraft, die Verantwortlichkeit für das eigene Geschick als Genossenschaftsprinzip proklamierten, haben wir es nicht bloß mit der materiellen Existenz einzelner Volksklassen, mit beschränkten Privatinteressen zu tun, vielmehr stehen wir mitten in der Gesamtarbeit für die großen Aufgaben unserer Zeit. Neben der Wahrung der sittlichen Fundamente des Verkehrs gilt uns die Genossenschaft als Schule der Selbstverwaltung für Gemeinde und Staat. Sie hat auch die soziale Aufgabe, mitzuwirken zum Ausgleich des Klassenkampfs, zu der Versöhnung zwischen Kapital und Arbeit. Sie soll jedes einzelne ihrer Mitglieder mit dem genossenschaftlichen Geiste erfüllen: Mit vereinten Kräften in engem, brüderlichem Zusammenschluß den großen Fragen und Interessen des Menschendaseins gegenüber zu treten.«

Im Jahre 1849 hat Schulze zuerst in Delitzsch eine Rohstoffgenossenschaft für Tischler und eine solche für Schuhmacher, 1850 einen Vorschußverein, d. h. eine Kreditgenossenschaft gegründet. Der weiteren Verbreitung der Genossenschaften stellten sich zunächst große Schwierigkeiten entgegen. Nicht nur hat die damalige preußische Regierung der Gründung und Tätigkeit der Genossenschaften polizeiliche Hindernisse in den Weg zu legen gesucht, noch hemmender war es, daß das damals geltende Recht eine für die Genossenschaften geeignete Form nicht darbot. Sie waren rechtlich nur Gesellschaften, d. h. Vereinigungen von einzelnen Personen, die nur vertragsmäßig verbunden waren und nur durch Vollmachtserteilung an ihre Vorsteher in höchst unvollkommener Weise den Mangel der Rechtsfähigkeit ersetzen konnten. In Rechtsstreitigkeiten waren sie so gut wie rechtlos. Auch das im Jahre 1861 eingeführte Handelsgesetzbuch bot keine Abhilfe dar, da dessen Gesellschaftsformen für die

Genossenschaften nicht verwendbar waren. Trotzdem ist es der unermüdlichen, selbstlosen und aufopferungsvollen Tätigkeit *Schulzes* gelungen, seit der Mitte der fünfziger Jahre des vorigen Jahrhunderts die Gründung von zahlreichen Genossenschaften namentlich in den Städten von Nord- und Mitteldeutschland herbeizuführen. Schon im Jahre 1863 gab es nach den von *Schulze* veröffentlichten Angaben in Deutschland 1250 Genossenschaften mit ungefähr 200000 Mitgliedern und einem Geschäftsumsatz von 120 Millionen Mark. Es ist aber auch das bleibende Verdienst von *Schulze*, daß er die *rechtlichen* Formen gefunden und entwickelt hat, die der Eigenart der Genossenschaften entsprechen. Der von ihm immer und immer wieder erhobenen Forderung nach Erlaß eines besonderen Genossenschaftsgesetzes ist es zu danken, daß in Preußen das auf seinen Grundgedanken ruhende Gesetz über die Erwerbs- und Wirtschaftsgenossenschaften im Jahre 1867 erlassen worden ist. Das Gesetz ist dann im folgenden Jahre mit wenigen Änderungen in das Gesetz des Norddeutschen Bundes umgewandelt worden, das in den Jahren 1871 bis 1873 auf das gesamte Reich ausgedehnt ward.

Um die Eigenart der Genossenschaften zu kennzeichnen, gegenüber den anderen Gesellschaften, deren Zweck, ebenso wie der der Genossenschaften, auf einen *wirtschaftlichen Geschäftsbetrieb* gerichtet ist, seien nur folgende kurze Bemerkungen gestattet. Die Genossenschaft ist eine Korporation mit nicht geschlossener Mitgliederzahl. Sie kann selbständig Vermögen erwerben und besitzen. Die Mitgliedschaft aber, das Genossenrecht, kann nur durch Aufnahme erworben werden. Es ist ein persönliches, nicht übertragbares Recht. Das Statut kann die Voraussetzungen für die Aufnahme bestimmen und dadurch die Bürgschaft geben, daß nur Personen Mitglieder werden, die den sittlichen und geschäftlichen Anforderungen der Genossenschaft genügen. Wenn auch jeder Genosse einen Beitrag, dessen Höhe verschieden sein kann, als Geschäftsanteil in die Genossenschaftskasse einzuzahlen hat, so sind doch alle Genossen, ohne Rücksicht auf die Höhe ihres Geschäftsanteils, in bezug auf die Verwaltung der Genossenschaft gleichberechtigt. In der Generalversammlung, die die Mitglieder des Vorstands und des Aufsichtsrats zu wählen und über die wichtigsten Angelegenheiten zu beschließen hat, hat jeder Genosse nur *eine Stimme*. Der Charakter der Genossenschaft als einer Personalgemeinschaft, nicht einer Vermögensgemeinschaft, wie die Aktiengesellschaft eine solche darstellt, tritt aber vor allem darin hervor, daß jeder Genosse für alle Verbindlichkeiten der Gsnossenschaft in gleicher Weise haftet. Nach der strengen Forderung Schulzes, die auch in die Gesetze von 1867 und 1868 Aufnahme gefunden hat, hatte jeder Genosse mit seinem gesamten Vermögen zu haften. Die *unbeschränkte Solidarhaft* sollte die Grundlage einer jeden Genossenschaft sein. Jeder Genosse soll seine gesamte vermögensrechtliche Persönlichkeit für die Genossenschaft einsetzen. Die Erfahrungen, die bei immer größerer Ausbreitung der Genossenschaften, insbesondere bei ihrer Aufnahme durch die ländliche Bevölkerung gemacht wurden, ließen nach zwei Jahrzehnten eine Revision des Gesetzes erforderlich erscheinen. Dadurch sind aber die wesentlichen Grundlagen des Gesetzes nicht verändert worden. Aus ihr ist das Reichsgesetz vom 1. Mai 1889 hervorgegangen. Das neue Gesetz hat neben den Genossenschaften mit unbeschränkter Haftung der Genossen auch solche zugelassen, in denen die Genossen nicht mit ihrem ganzen Vermögen, sondern nur mit einem in dem Statut festgesetzten Betrage haften. Auch Schulze hat in seinen letzten Lebensjahren — er ist 1883 gestorben — anerkannt, daß die gesamte Entwicklung die Zulassung von Genossenschaften mit derartiger beschränkter Haftung der Genossen notwendig mache. Das Gesetz von 1889 hat ferner vorgeschrieben, was allerdings bisher die meisten Genossenschaften schon aus eigenem Antrieb getan hatten, daß die Einrichtungen und die Geschäftsführung der Genossenschaft in allen Zweigen der Verwaltung mindestens in jedem zweiten Jahre der Prüfung durch einen der Genossenschaft nicht angehörigen sachverständigen Revisor unterworfen werden. Die Genossenschaften können sich zu Revisionsverbänden vereinigen. Der Revisionsverband hat das Recht, den Revisor zu bestellen. Weitaus die meisten Genossenschaften sind einem Revisionsverband beigetreten. Die dritte wichtige Neuerung des Gesetzes von 1889 bestand darin, daß hiernach auch die Bildung von Genossen-

schaften zulässig ist, deren Mitglieder selbst Genossenschaften sind, von Zentralgenossenschaften oder Genossenschaftsverbänden. Ich werde hierauf in einem anderen Zusammenhange noch einzugehen haben.

Das Gesetz ist später noch einmal einer Revision unterzogen worden, wesentlich um es mit dem Bürgerlichen Gesetzbuche in Übereinstimmung zu bringen. Es steht jetzt in Geltung in der Form des Gesetzes vom 20. Mai 1898.

Indes ich bin damit der Entwicklung des Genossenschaftswesens in Deutschland vorausgeeilt. Hatte Schulze hauptsächlich die Genossenschaften in den Städten für die Handwerker und den städtischen Mittelstand begründet und verbreitet, sind aus seiner Tätigkeit insbesondere die städtischen Kreditgenossenschaften und Konsumvereine hervorgegangen, so hat in der Mitte der sechziger Jahre des 19. Jahrhunderts ein anderer Mann den Gedanken der Genossenschaft in die ländliche Bevölkerung getragen und ihm dort den Boden bereitet, ein Mann, der in der Geschichte der deutschen Genossenschaften Schulze ebenbürtig zur Seite steht. Es ist dies F. W. Raiffeisen. Wie Schulze hat auch Raiffeisen, ein Westfale — er ist 1818 in Hamm geboren —, in der bitteren Not, unter der in den Jahren 1848 und 1849 das Volk zu leiden hatte, eine Hilfe gesucht in der Gründung von Kreditvereinen, von Darlehnskassen. Als Landbürgermeister in der ärmsten Gegend des Westerwaldes hat er zuerst im Jahre 1849 zu Flammersfeld eine solche Kasse gegründet. Namentlich aber seit er 1852 Bürgermeister in Heddesdorf bei Neuwied geworden war, hat er der Gründung und Förderung der Genossenschaften seine Lebenstätigkeit gewidmet. Allerdings, die ersten von ihm gegründeten Vereine hatten noch mehr den Charakter von Wohltätigkeitsvereinen als von Genossenschaften. Erst in den sechziger Jahren hat er, nicht ohne von den Gedanken Schulzes und Hubers beeinflußt zu sein, aber doch in selbständiger Gestaltung, der Entwicklung der Genossenschaften neue Bahnen gewiesen. Die Genossenschaften hatten bisher bei der ländlichen Bevölkerung, bei den Bauern, keinen rechten Eingang gefunden, wenn auch zahlreiche Gutsbesitzer den städtischen Kreditgenossenschaften als Mitglieder beigetreten waren. Wie Schulze mit den Verhältnissen der kleinen und mittleren Städte vertraut war und deren Bedürfnisse kannte, so stand Raiffeisen der ländlichen Bevölkerung nahe. Er kannte aufs genaueste ihre Verhältnisse und verstand die Sprache zu reden, die dem Bauern nicht nur verständlich ist, sondern auch zu Herzen geht. Er war erfüllt von einem hohen Idealismus, einem sittlich-religiösen Pathos und doch nüchtern genug, um den festen Boden, den jedes geschäftliche Unternehmen haben muß, nicht zu verlassen. Sein Grundgedanke besteht — im Unterschiede von den Genossenschaften nach dem Muster Schulzes — darin, daß die einzelne Genossenschaft, der Darlehnskassenverein — wie er sie nennt —, sich zu beschränken hat auf die Bewohner eines Dorfes oder höchstens weniger, in nächster Nachbarschaft liegender Dörfer. Der einzelne Darlehnskassenverein soll die Genossenschaft der ländlichen Nachbarn sein, die sich gegenseitig kennen und sich gegenseitig vertrauen. Sie soll, wie man gesagt hat, die wirtschaftliche Dorfeinheit darstellen. Deshalb soll die Genossenschaft nicht bezwecken, für die einzelnen Mitglieder einen Gewinn in der Form einer Dividende zu erzielen, sondern der Gewinn soll zu einem gemeinschaftlichen, der Verfügung der einzelnen Mitglieder entzogenen Genossenschaftsvermögen, einem Stiftungsfonds, angesammelt werden, der, soweit er nicht als Reservefonds dient, zu gemeinnützigen Zwecken für das Dorf verwandt werden soll, der aber auch die Möglichkeit gibt, in Notfällen einzelne Mitglieder durch Gewährung eines langjährigen, billigen Kredits vor dem wirtschaftlichen Untergange zu retten. Im Gegensatz zu den Kreditgenossenschaften der Städte soll der ländliche Darlehnskassenverein seinen Mitgliedern überhaupt nicht Darlehen auf kurze Zeit, auf wenige Monate gewähren, die dem Bauern nichts nützen, sondern auf mehrere Jahre, um es ihm zu ermöglichen, sich aus der Hand der Wucherer zu befreien. Der Darlehnskassenverein soll aber nicht nur eine Kreditgenossenschaft sein, er soll nach dem Gedanken Raiffeisens auch eine ländliche Genossenschaft sein, die die Bauernschaft vereinigt, zum gemeinschaftlichen, genossenschstlichen Betrieb aller der Geschäfte, die ihrer Natur nach einen genossenschaftlichen Betrieb zulassen, so zum gemeinsamen Einkauf der für die Landwirt-

schaft erforderlichen Bedarfsgegenstände, wie Futtermittel, Düngemittel, Brennmaterial usw., ferner zum gemeinschaftlichen Absatz der landwirtschaftlichen Erzeugnisse, zur Anschaffung und zum Betrieb landwirtschaftlicher Maschinen usw.

Auch der Darlehnskassenverein Raiffeisens ist aufgebaut auf den Grundsätzen der Selbsthilfe und Solidarhaft der Mitglieder. Aber das schließt nicht aus, daß die Mitglieder der anderen, der höhergebildeten Stände, daß insbesondere die Pfarrer, die Lehrer, die Gemeindebeamten wie die Großgrundbesitzer ihre hilfreiche Hand reichen, um solche Dorfgenossenschaften zu gründen, und an der Leitung und Verwaltung sich beteiligen. In einer solchen Wirksamkeit in der ländlichen Genossenschaft sah Raiffeisen die praktische Betätigung des Christentums. »Hiermit wird den besitzenden Klassen ein weites Feld der christlichen Liebestätigkeit geboten. Sie wirkt zugleich brüderlich mit ihren hilfsbedürftigen Nachbarn zusammen zu deren sowie zu der gemeinsamen Wohlfahrt. Dankbarkeit und gegenseitige Zuneigung und somit der soziale Frieden müssen und werden die natürliche Folge sein.«

Aber Jahrzehnte hat es gedauert, ehe diese Grundgedanken der ländlichen Genossenschaft in dem Bauernstande Wurzel geschlagen haben. Dann sber haben sie eine staunenswerte Triebkraft gezeigt. Raiffeisen war es nicht vergönnt, den vollen Sieg seiner Ideen zu erleben. Als er im Jahre 1888 starb, belief sich die Zahl der Darlehnskassenvereine, die ihm sich angeschlossen, trotz der Hilfe, die er vielfach gefunden, nur auf ungefähr 400, die hauptsächlich in den Rheinlanden gegründet worden waren. Auch hatte es sich schon gezeigt, daß die von ihm angestrebte einheitliche Organisation aller ländlichen Genossenschaften sich nicht erreichen lasse. Die Erfahrung hatte gelehrt, daß es nicht überall zweckmäßig ist, den Darlehnskassenverein zu einer Genossenschaft für alle genossenschaftlichen Unternehmungen eines oder mehrerer Dörfer zu machen. Es bildeten sich besondere Molkereigenossenschaften, besondere Ein- und Verkaufsgenossenschaften usw., die sich zu besonderen Verbänden zusammenschlossen. Sodann aber sollten nach dem Plane Raiffeisens alle Darlehnskassenvereine in einem streng zentralisierten Verbande sich vereinigen, der in einer landwirtschaftlichen Zentraldarlehnskasse in Neuwied (jetzt in Berlin), einer Aktiengesellschaft, seinen Mittelpunkt für den Geldausgleich und die Kreditvermittelung finden sollte. Auch hiergegen sträubten sich zahlreiche Genossenschaften, die im Jahre 1883 sich von Raiffeisen in Neuwied trennten und einen eigenen Verband bildeten. Dieser Verband hat sich, wie gleich hier bemerkt sein mag, 1903 zu dem Reichsverband der deutschen landwirtschaftlichen Genosssenschaften erweitert. Nach langen Verhandlungen ist es im Jahre 1905 gelungen, eine Vereinigung herbeizuführen. Die in dem Neuwieder Generalverband vereinten Genossenschaften sind, wenn auch unter Wahrung ihrer Eigenart, dem Reichsverband beigetreten. Er umfaßte im Jahre 1908 17,630 Genossenschaften mit 1,6C0,000 Mitgliedern; ihre Zahl war im Jahre 1910 auf 18,962 gestiegen. Nur einige kleinere Verbände ländlicher Genossenschaften haben sich ihm noch nicht angeschlossen. Diese außerordentliche, von Jahr zu Jahr steigende Zunahme ländlicher Genossenschaften, ihre Verbreitung in allen Teilen Deutschlands hat vor etwa 20 Jahren begonnen, in der Zeit, als die deutsche Landwirtschaft unter dem Drucke niedriger Getreidepreise alle Kräfte aufbieten mußte, um die ihr drohenden Gefahren abzuwenden. Für die Entwicklung und den Aufschwung der ländlichen Genossenschaften war es bedeutungsvoll, daß das Gesetz von 1889 die Gründung von Genossenschaften zuließ, deren Mitglieder selbst wieder Genossenschaften sind. Den größeren städtischen Genossenschaften, die nach dem Systeme Schulzes organisiert sind, war es durch ihre Einrichtungen, die mehr und mehr einen bankmäßigen Charakter annahmen, ermöglicht, einer großen Privatbank sich anzuschließen und durch deren Vermittelung ihre Kreditbedürfnisse auf dem Geldmarkt zu befriedigen. Ganz anders die örtlichen ländlichen Genossenschaften wie auch die kleineren Genossenschaften in den Städten. Die einzelne Genossenschaft ist zu schwach, um in der ihr angemessenen Form und zu einem angemessenen Zinsfuß den erforderlichen Kredit zu erhalten. Für sie ist der Zusammenschluß zu Zentralgenossenschaften geboten, deren Mitglieder sie selber sind und deren Kredit sich auf die Haftung aller

ihr angehörigen Genossenschaften gründet. Die aus Genossenschaften bestehende Zentralgenossenschaft eröffnet erst den Einzelgenossenschaften den Zugang zu dem großen Geldmarkt. Um den Genossenschaften die Erreichung dieses Zieles zu erleichtern, ist in Preußen im Jahre 1895 die Zentral-Genossenschaftskasse, die sogenannte Preußenkasse, gegründet worden, ein staatliches Institut, das berufen ist, den Zentralgenossenschaften und durch deren Vermittelung den Einzelgenossenschaften den notwendigen Kredit zur Verfügung zu stellen. Mit einem Kapital von 5 Millionen Mark begründet, hat sich ihr Geschäftsverkehr derart ausgedehnt, daß die Einlage des Staates nach und nach auf 75 Millionen Mark erhöht werden mußte. Der Gesamtumsatz der Zentral-Genossenschaftskasse, der schon im ersten Jahre nach ihrer Gründung eine Milliarde überstiegen hatte, ist im Jahre 1909 bis auf 15 Milliarden 198 Millionen Mark angewachsen.

Nur mit wenigen Worten sei es noch gestattet darauf hinzuweisen, daß noch eine andere Art der Genossenschaften, die Konsumvereine, in den beiden letzten Jahrzehnten in Deutschland eine immer wachsende Verbreitung und Bedeutung erlangt haben. In ihnen haben insbesondere die gewerblichen Arbeiter ein Mittel gefunden, ihre wirtschaftliche Lage zu verbessern, aber ihnen dient die Genossenschaft des Konsumvereins auch zu einer Schulung für Wirtschaftlichkeit und Sparsamkeit. Während im Jahre 1890 in Deutschland nur 984 Konsumvereine mit 215000 Mitgliedern gezählt wurden, war ihre Zahl im Jahre 1908 auf 2111 gestiegen, die Zahl ihrer Mitglieder auf 1225000.

So ist die genossenschaftliche Organisation in Deutschland in dem letzten halben Jahrhundert zu einem mächtigen, früchtereichen Baum emporgewachsen, dessen Äste sich weit ausdehnen über das wirtschaftliche und soziale Leben des Volkes. Und diese bedeutungsvolle Organisation ist bisher in dem Lehrplan unserer Universität nur nebenbei und gelegentlich berücksichtigt worden. Und doch ist die wissenschaftliche Untersuchung dieser großen und vielverzweigten Organisation nicht nur eine wichtige Aufgabe der Volkswirtschaftslehre wie der Rechtswissenschaft, sondern es ist auch für eine fruchtbare und segensreiche Weiterentwickelung des Genossenschaftswesens erforderlich, daß den Männern, die in der Gründung und Leitung der Genossenschaften sich zu betätigen haben, die Möglichkeit gegeben werde, sich die hierzu erforderliche wissenschaftliche Vorbildung zu verschaffen. Es handelt sich darum, das Wesen und das Recht der Genossenschaften zu erkennen, die Bedingungen ihrer Organisation, ihrer Wirksamkeit, ihrer Lebensfähigkeit und damit auch die Grenzen ihrer Anwendbarkeit und ihres Gedeihens zu untersuchen.

So groß das Gebiet ist, auf dem die Genossenschaft eine segensreiche Tätigkeit auszuüben vermag, wenn sie richtig organisiert und sachverständig geleitet wird, so enthält doch auch die Genossenschaft nicht ein Allheilmittel für die wirtschaftlichen und sozialen Schäden, mit denen unser Volk zu kämpfen hat. Den Gedanken, durch Produktivgenossenschaften der Arbeiter eine völlige Umgestaltung unserer rechtlichen, wirtschaftlichen und sozialen Verhältnisse der einzelnen Klassen des Volkes zueinander herbeizuführen, hat längst die Erfahrung als eine Utopie erwiesen. Auch ist die Rechtsform der Genossenschaft als einer Personalgemeinschaft überall da ungeeignet, wo es sich um Ausführung großer Unternehmungen handelt, die eines bedeutenden und festbestimmten Kapitals bedürfen, um eine sichere, von dem Wechsel und der Kreditfähigkeit der einzelnen Personen unabhängige Grundlage zu haben. Auch die wirtschaftliche Notlage, in der sich zahlreiche Handwerker befinden, wird die Genossenschaft nicht immer beseitigen können. Aber den lebenskräftigen Handwerken — und deren Zahl ist zum Glück noch eine sehr große — vermag die Genossenschaft in ihrem Kampfe gegen den Großbetrieb Hilfe zu bringen, indem sie dem einzelnen Handwerksmeister es ermöglicht, durch Anschluß an die Genossenschaft seine Selbständigkeit zu behaupten. In den ihrer Wirksamkeit gezogenen Grenzen haben die Genossenschaften eine große Aufgabe zu erfüllen. Indem sie den Erwerb und die Wirtschaft ihrer Mitglieder durch gemeinschaftlichen Geschäftsbetrieb fördern, sind sie zugleich eine Schule des Gemeinsinns, der Selbsttätigkeit, der Selbstverantwortlichkeit.

The American Academy of Arts and Letters.

By Brander Matthews, Professor in Columbia University, New York.

More than once has it been pointed out as an interesting fact that the only two institutions of monarchical France which survive to-day with undiminished prestige are the Comédie Française (consolidated by Louis XIV in 1680) and the Académie Française (established by Richelieu under Louis XIII in 1635). Both of these were originally private enterprises, after a while taken over by the Government. The French Academy was intended by Richelieu to be the guardian of the French language and of French literature, to be a high court of letters for France and, as far as possible, for all Europe. Sainte-Beuve declared that it was »a sovereign organ of opinion« in that it had upheld the standard of taste and of scholarship. Renan asserted that it had always done its best to create »a form of intellectual culture which shall impose itself on all around«. It has generally gathered to itself a large majority of the chiefs of French literature, and all French men of letters feel that election to its membership is the final reward of accomplishment. It is now, as it always has been, a most efficient instrument for preserving the loftier ideals of literature. Owing in some measure to the high eminence of the French Academy, there have been organized in France the four other academies which combine with it in what is known as the Institut de France — namely, the Academy of Inscriptions and Belles-Lettres, the Academy of Sciences, the Academy of Fine Arts, and, finally, the Academy of Moral and Political Sciences.

The stimulating effect of the French Academy and of the other French academies which make up the Institut de France has been so obvious that other countries have been moved to organize similar associations. Academies closely akin in character to the French Academy exist in many of the countries of Continental Europe. Matthew Arnold, fifty years ago, in his suggestive paper on the »Literary Influence of Academies«, expressed a hope that a body of this sort might be organized in England, and this hope has recently been fulfilled by the foundation of the British Academy. As a general rule these European academies have been established by royal edict, and they are under the protection and guardianship of the government. This is not the American way of doing things; and therefore the difficulty of starting any academy in the United States was greatly increased. We have here no autocrat like Richelieu or Louis XIV; and it would seem to us foreign to the function of the Government for the Nation to undertake the founding of anything like an academy. We prefer to see things of this sort left to private initiative. Fortunately, however, there was an American precedent; the National Academy of Sciences was at first a voluntary organization of certain scientific men of the United States, a private body of scientists, which received in 1863 a formal act of incorporation from Congress. This act limited the National Academy of Sciences to fifty members, and declared that »the Academy shall, whenever called upon by any Department of the Government, investigate, examine, experiment, and report upon any subject of science or art«. And as a consequence of this charter the National Academy of Sciences makes an annual report to the President of the Senate.

The initial difficulty of organizing a corresponding body which should represent literature, music, and the fine arts with the same authority that the National Academy represents the several sciences lay in discovering some method by which there might be selected a small body of men of an undeniable distinction to whom could be intrusted the duty of enlarging their number by choosing fit associates. As a preliminary step to the selection of this germinating nucleus of a future Academy of Arts and Letters the American Social Science Association, at its annual meeting in 1898, nominated a small group of authors and artists to constitute a National Institute of Art and Letters. The qualification for membership in this body was stated to be »notable achievement in art, music, and literature«, and the membership was limited at first to one hundred and fifty and afterward to two hundred and fifty. The

Institute slowly enlarged its membership until it had gathered to itself a large proportion of the chief authors and artists of the United States; and then it declared its purpose of proceeding to the organization of an Academy of Arts and Letters, the membership of which should be chosen from the membership of the Institute.

It solved the difficulty of bestowing at the start upon the proposed Academy a high standard by limiting the number of the original members of this body to seven, and providing for a progressive responsibility in the choice of those to be elected later. The majority of the Institute believed that any seven men thus chosen by ballot would certainly be the leaders of their several arts. And this belief was found to be justified when the vote was taken. The first seven members of the proposed American Academy of Arts and Letters were thus selected in 1904; they were: William Dean Howells, Augustus Saint-Gaudens, Edmund Clarence Stedman, John La Farge, Samuel Langhorne Clemens, John Hay, and Edward MacDowell. These seven original members were empowered immediately to elect eight more; and thereupon they chose Henry James, Charles Follen McKim, Henry Adams, Charles Eliot Norton, J. Q. A. Ward, T. R. Lounsbury, Theodore Roosevelt, and Thomas Bailey Aldrich. These fifteen then proceeded to elect five more — Joseph Jefferson, John S. Sargent, R.W. Gilder, H. H. Furness, and John Bigelow. And these twenty representatives of literature and music, painting, architecture, and sculpture, then adjoined to themselves ten more, raising the membership to thirty. These new members were: Winslow Homer, Carl Schurz, A. T. Mahan, Joel Chandler Harris, D. C. French, John Burroughs, J. F. Rhodes, E. A. Abbey, Horatio W. Parker, and William M. Sloane.

Thus definitely in existence with thirty members carefully chosen by this selective process, the American Academy of Arts and Letters adopted a constitution, in which it declared, that its aim was »to represent and further the interests of the fine arts and of literature«. It established fifty as the limit of its membership; and here it may be pointed out that this is a comparatively small number when we consider that the United States has twice the population of France and that the American Academy of Arts and Letters is to represent not only literature but also music and the fine arts, whereas the French Academy, which has a membership of forty, was intended to represent literature only. Elections have taken place at intervals during the past seven years, first to enlarge the membership from thirty to fifty, and then to fill the vacancies which have been caused by death. There are still several vacancies to be filled to make up the full membership of fifty. As now constituted, the Academy has chosen to membership two architects, two composers, one sculptor, eight painters, and thirty-odd men of letters.

Whatever may be said of those already elected to the American Academy of Arts and Letters, no competent observer could deny that this membership is truly characteristic of the best that the United States has to show in poetry and in fiction, in history and in the drama, in criticism and in scholarship, in music and in architecture, in painting and in sculpture. In case any one who reads the list printed elsewhere should fail to find on it the name of one or another of the prominent artists or authors whom he may more particularly admire, it may be well to record that three men of undeniable distinction have seen fit to decline election, for reasons of their own. And no reader could fail to be struck by the high character especially of the list of deceased members, more than twenty already: T. B. Aldrich, S. L. Clemens (Mark Twain), F. Marion Crawford, R. W. Gilder, D. C. Gilman, E. E. Hale, J. C. Harris (Uncle Remus), John Hay, J. W. Howe, Bronson Howard, Joseph Jefferson, John La Farge, H. C. Lea, Edward Macdowell, C. F. McKim, W. V. Moody, D. G. Mitchell, C. E. Norton, A. Saint-Gaudens, E. C. Stedman, Carl Schurz, J. Q. A. Ward of a truth these departed members of the American Academy were all leaders in their several callings.

The officers of the Academy are the President, William Dean Howells, the Chancellor, Wm. M. Sloane, and the Secretary, R. U. Johnson. Owing to recent deaths the Academy has not now its full complement of fifty. The living members number only forty-seven: E. A. Abbey, J. W. Alexander, Henry Adams, Charles Francis Adams, H. M. Alden, John Bigelow, E. H. Blashfield, G. de F. Brush, W. B. Brownell, John Burroughs, Nicholas Murray Butler, G. W. Cable, G. W. Chadwick,

W. M. Chase, Kenyon Cox, D. C. French, H. H. Furness, B. L. Gildersleeve, A. T. Hadley, Thomas Hastings, T. W. Higginson, W. D. Howells, Henry James, R. U. Johnson, H. C. Lodge, T. R. Lounsbury, A. L. Lowell, H. W. Mabie, A. T. Mahan, Brander Matthews, W. R. Mead, John Muir, T. N. Page, H. W. Parker, Bliss Perry, J. F. Rhodes, J. W. Riley, Theodore Roosevelt, John Sargent, W. M. Sloane, F. Hopkinson Smith, A. H. Thayer, Henry Van Dyke, E. Vedder, Andrew D. White, Woodrow Wilson, G. E. Woodberry.

The constitution of the Academy requires occasional meetings for the discussion of appropriate topics, in order that its members »may be bound together in community of taste and interest«. Its first public meeting was held in Washington in December 1909, when the President of the Academy, Mr. Howells, delivered an address outlining its functions and indicating its future utility to the nation. The President of the United States, Mr. Taft, invited the members of the Academy to a special reception at the White House. A memorial meeting in honor of »Mark Twain« was held in New York in the fall of 1910; and in December of 1910 there was another public meeting at the New Theatre in New York at which addresses were made by Mr. John Bigelow, Mr. W. C. Brownell, and President Butler of Columbia. The third public meeting will be held in Philadelphia in December 1911. The proceedings of these meetings with all the addresses are to be published from time to time.

When the American Academy of Arts and Letters shall have received its charter from the Government of the United States, its members may feel assured that it has been solidly established. What influence and what authority it may acquire in the future can be determined only by time. It will develop only in response to the demands which are made on it. Even though it may have lofty ambitions, it began modestly — as did the French Academy, which was only a private gathering of scholars und critics until Richelieu took it under his personal protection. That the American Academy of Arts and Letters should ever attain to an equality with the French Academy may be more or less unlikely, since, as Matthew Arnold declared, the French Academy is »an institution owing its existence to a national bent towards the things of the mind, towards culture, towards clearness, correctness, and propriety in thinking and speaking«. In the United States the National bent is not that of the French; and perhaps it is not improper to suggest that there is all the more necessity — or at least all the more opportunity — for a body which shall serve (to quote again from Matthew Arnold) as »a center and rallying point« of educated opinion on such matters as may be within its sphere of influence. Perhaps occasions may arise when the Government may see fit to call upon the American Academy of Arts and Letters for an expression of this educated opinion; and even if such an occasion should be delayed or should not arrive, the members will gain in wisdom by the mere fact of their association with one another and of their incorporation into a single body which has authority to speak for literature and for the fine arts.

The older members of this new company are well known to the American people, and their names may be taken as warrant for the belief that an American Academy of Arts and Letters is likely to be useful, as a guarantee against any arrogant assumption of undue authority, and also as an assurance that the Academy will be animated by a desire for service to the community in whatsoever way the demand for this service may hereafter make itself felt. At last there is in existence in these United States an organization which represents the various arts that unite to make life more interesting and better worth living — an organization which has now existed for seven years, and which is justified in the belief that it is genuinely representative of these several arts. Certainly no group of authors and of artists could have been selected by any other process or united in any other way the members of which would be more likely to know from experience and from association how to advance the interests of the several arts in the interest of the whole people.

Nachrichten und Mitteilungen.

Korrespondenz aus Paris.

Die Montanindustrie im Departement Meurthe-et-Moselle.

Die Erzablagerung im Departement Meurthe-et-Moselle umfaßt einen Teil jenes gewaltigen Hochplateaus, das sich zwischen Vogesen und Argonnen ausdehnt und das in einem Flächeninhalt von über 100,000 ha die unter dem Namen »Minette« bekannten oolithischen Eisenerze enthält. Die gesamte Hochebene zerfällt in zwei Gebiete, in denen die Minette in abbauwürdiger Beschaffenheit auftritt: das nördliche ist das des Plateaus von Briey, das südliche, an das Plateau de Haye gebunden, liegt in der Umgegend von Nancy. Das erstere Vorkommen reicht von dem Bezirk, wo Deutschland, Frankreich, Belgien und Luxemburg zusammenstoßen, südlich bis etwa dorthin, wo die deutsch-französische Grenze die Mosel überschreitet (etwa 15 km südlich von Metz). Im weiteren Verlaufe nach Süden, auf eine Länge von etwa annähernd 25 km, nehmen die Schichten des Minettehorizonts an Mächtigkeit und Eisengehalt bedeutend ab. Sie enthalten wohl teilweise spärlich Eisenoolithe, aber Eisenerzlager, an deren Ausbeutung wohl jemals gedacht werden kann, sind bisher nicht nachgewiesen. Bei Marbach, etwa 20 km nördlich von Nancy, werden die Eisenoolith führenden Lager wieder edler und erstrecken sich in bauwürdiger Beschaffenheit bis südlich von Nancy.

Das Gesamtplateau interessiert vier Länder zugleich, nämlich Belgien, Luxemburg, Deutsch-Lothringen und Frankreich. Seine nordwestliche Spitze dringt auf eine Fläche von 354 ha in Belgien vor und hat mit seiner durchschnittlichen jährlichen Ausbeute von 70,000 t keine allzu große Bedeutung. Viel wichtiger ist schon Luxemburg, das auf einer gesamten abbauwürdigen Fläche von 3740 ha noch etwa 300 Millionen t Erze birgt. Seine Förderung betrug 1907: 7,5 Millionen t, 1908 und 1909 je 5,8 Millionen t. Deutsch-Lothringen umfaßt eine Fläche von 42,130 ha, die nach der Schätzung deutscher Fachmänner noch rund 2200 Millionen t Erz enthalten soll. Die Förderung betrug dort 1907: 14 Millionen t, ging 1908 auf 13,2 Millionen t herunter, und stieg 1909 wieder auf 14,4 Millionen t. Die Ausdehnung der Minettefläche in Französisch-Lothringen oder im Departement Meurthe-et-Moselle endlich erstreckt sich auf eine Gesamtfläche von 61,000 ha. Die eigenartige Gestaltung der Fläche dieses Beckens, in dem die bauwürdige Minette verbreitet ist, hat Anlaß zu einer Einteilung des französischen Minettevorkommens in verschiedene Gebiete gegeben, und zwar unterscheidet man im Norden das Gebiet von Longwy, dann, südlich an dieses anschließend, das Mittel- und Orne-Gebiet und im Süden, durch den bereits erwähnten minetteleeren Zwischenraum abgetrennt, das Gebiet von Nancy.

Mit der Gliederung fällt ein Unterschied in der Ausbildung der Erzformation zusammen; während das Gebiet von Longwy sich in der Entwicklung der Minetteformation an das westliche Gebiet Luxemburgs mit seinen vorwiegend kieseligen Erzlagern anschließt, findet man im Mittel- und Orne-Gebiet die Fortsetzung der kalkigen Lager des Gebiets von Esch und Aumetz, sowie des deutschen Ornegebiets. Im Gebiet von Nancy zeigt die Erzformation weder die Ausdehnung, noch die Mächtigkeit und günstige Zusammensetzung der Lager wie im nördlichen Gebiet. Die besten Erze sind in diesem, seit langem erschlossenen Gebiete bereits abgebaut, die noch unverritzten Teile liefern meist nur kieselige Erze.

Die ganze Zone ist in 110 Konzessionen verteilt, wovon nach der Statistik des Minen-Ingenieurs vom 1. Januar 1909: 44 im Becken von Nancy, 24 im Becken von Longwy und 42 im Becken von Briey liegen. Im Longwyer Gebiet, besonders in der Nähe von Hussygny sowie im Becken von Nancy, gibt es noch eine Anzahl Tagebaue, die nach dem französischen Gesetz dem Grundeigentümer gehören und einer Konzession nicht bedürfen. Ausgebeutet oder doch zur Erzgewinnung eingerichtet wurden 1909: 52 Konzessionen, nämlich 22 im Becken von Nancy, 13 im Becken von Longwy und 17 im Becken von Briey.

Während sich in dem Becken von Nancy und Longwy außer den erwähnten Tagebauen meist nur Stollenbaue vorfinden, sind die Schachtanlagen typisch für das Bassin von Briey. Manche gehen nur bis zu einer Tiefe von 150 m, wie Aboué, Homécourt, Joeuf, Moutiers; andere erreichen 220 bis 250 m, wie Tucquegnieux, Sancy, Landres, Pienne. Im Gegensatze zu den Tage- und Stollenbauen von Longwy und Nancy, die verhältnismäßig geringe technische Hilfsmittel beanspruchen und keine hohen Abbaukosten verursachen, sind die Schachtanlagen des Plateaus von Briey mit großen Schwierigkeiten verbunden und erfordern wegen des starken unterirdischen Wasserandranges (5—6 cbm in der Minute) sehr hohe Anlagekosten. Jedoch der Erzreichtum des Plateaus von Briey, die Regelmäßigkeit und Mächtigkeit der Lager, vorzüglich des grauen Lagers (5—8 m) rechtfertigen diese kostspieligen Einrichtungen. Der Unterschied zwischen der Leistungsfähigkeit der einzelnen Gruben ist ein ganz bedeutender. Dazu kommt noch die qualitativ weit höhere Bewertung der Erze des Plateaus von Briey. Hat man in Deutsch-Lothringen und Luxemburg sowie in den beiden französischen Gebieten von Longwy und Nancy meistens nur Erze mit einem Eisengehalt von 30—32 %, so beträgt der durchschnittliche Eisengehalt sämtlicher Erze von Briey 37 %, zum Teil übersteigen sie sogar 38 %. Auch sind sie sehr kalkhaltig, sodaß ihre Verwendung eine hervorragende Bedeutung für die Thomasroheisen-Erzeugung Frankreichs hatte.

Infolge der allgemeinen Steigerung der eisenindustriellen Produktion der letzten Jahrzehnte, namentlich aber durch den Aufschluß des Bassins von Briey, hat die Erzförderung im Departement Meurthe-et-Moselle eine erhebliche Vermehrung erfahren; im Jahre 1858 betrug sie 310,000 t und stellte nur 12 % der Gesamtförderung Frankreichs in der Höhe von 2,790,000 t dar; 1887 erreichte sie bereits

mit 1,953,000 t 75% der Gesamtförderung Frankreichs, 1897 mit 3,804,000 t sogar 85% und behauptete sich auf diesem prozentualen Verhältnisse auch 1907, wo sie bereits die Höhe von 8,739,000 t erreichte.

Höchst bemerkenswert ist, daß bei dieser Förderziffer des Jahres 1907 4,126,000 t auf das Bassin von Briey entfallen, — eine erstaunliche Entwicklung, wenn man bedenkt, daß die wirkungsvolle Erschließung dieses Beckens nur bis 1894 zurückreicht, und daß es in diesem Jahre nur 9000 t, also etwa 3% der Gesamtförderung von Meurthe-et-Moselle, erreichte. Das Mehr eines jeden Jahres über das Vorjahr ist ein ganz bedeutendes und in stetem Fortschreiten begriffen. So überstieg die Förderung

	des Jahres	1903	um	407,000 t	die des	Jahres	1902,
die	»	»	1904	» 442,000 t	»	»	» 1903,
»	»	»	1905	» 705,000 t	»	»	» 1904,
»	»	»	1906	» 762,000 t	»	»	» 1905,
»	»	»	1907	» 1,012,000 t	»	»	» 1906.

Sogar das Krisenjahr 1908, das im gesamten Minettebezirk eine beträchtliche Produktionseinschränkung hervorgerufen hat, weist für das Becken von Briey eine Steigerung von 4,126,000 t auf 4,580,000 t auf. Letzteres vertritt somit rund 54% der Gesamtförderung von Meurthe-et-Moselle.

Nach den mit großer Sorgfalt und Sachkenntnis ausgeführten Berechnungen des französischen Minen-ingenieurs Bailly beträgt die Minettereserve von Meurthe-et-Moselle noch 2900 Millionen t, wovon 200 Millionen t auf das Becken von Nancy entfallen und 2300 Millionen t auf das Becken von Longwy-Briey. Bei regelrechter Steigerung der Förderung bis zu einer Höchstziffer von 35—40 Millionen t jährlich, schätzt Bailly die Ausbeutungsfähigkeit des französischen Minettebassins noch auf mindestens ein Jahrhundert, während die der beiden anderen Erzgebiete Lothringens und Luxemburgs zum Teil schon in den 40er bezw. 50er Jahren erschöpft sein soll. Eine Reihe von Hüttengesellschaften in Westfalen, Lothringen, Luxemburg und Belgien hat sich schon frühzeitig eine Beteiligung an dem französischen Erzbesitz zu sichern gesucht: so die belgischen Hüttenwerke von Ougrée und Cockerill, die Deutsch-Luxemburgische Bergwerks- und Hütten-A.-G. in Luxemburg, die Hüttenwerke in Deutsch-Lothringen, so Aumetz-Friede, ferner aus dem Saargebiet die Röchlingschen Hüttenwerke, die Firma Gebr. Stumm und Rothe Erde in Aachen, des weiteren die westfälischen Hüttenwerke Hoerde, Haspe und Deutscher Kaiser, um nur einige zu erwähnen. Allerdings ist der deutsche Erzbesitz auf dem Plateau von Briey noch verhältnismäßig gering, und wenn vor einigen Jahren gewisse französische Zeitungen sich darüber aufregten und von einem »péril économique allemand« redeten, wenn sie behaupteten, Deutschland monopolisiere in kurzer Zeit $^{9}/_{10}$ der gesamten Roheisenherstellung in Frankreich, so lagen dieser Behauptung viel mehr deutschfeindliche Treibereien, als wirkliche Tatsachen zugrunde. Frankreich ist zwar reich an Erzen, doch arm an Kohlen, und es ist und bleibt Deutschland für deren Beschaffung tributpflichtig. Einsichtige Eisenindustrielle des Departements Meurthe-et-Moselle haben diese Tatsache längst erkannt und eine Annäherung an ihre deutschen Berufsgenossen angestrebt.

Diese Bemühungen führten zu einigen französisch-deutschen Konventionen, beispielsweise zu der Gesellschaft für die Ausbeutung der Grube von Valleroy. Diese hat eine französisch-deutsche Gesellschaft mit einem Aktienkapital von 9 Millionen Francs, die von vier Franzosen: Rolland, de Saintignon, Alex und Ed. Dreux, und drei Deutschen: den Brüdern Ludwig, Hermann und Robert Roechling verwaltet wird. Die eine Hälfte des gewonnenen Erzes wird nach Deutschland ausgeführt, die andere Hälfte verbleibt in Frankreich. Dagegen haben die Gebrüder Roechling den französischen Hüttenbesitzern Dreux, de Saintignon und Rolland das Miteigentumsrecht auf eine Kohlenkonzession von 2600 ha im Wurmrevier in der Nähe von Aachen zur Hälfte zuerkannt.

Aber trotz dieser Konventionen und trotz des privaten Erwerbes von französischen Konzessionen, wie beispielsweise Jouaville und Batilly, die einer deutschen Firma vollständig gehören, beträgt nach der Versicherung des Mineningenieurs Bailly die deutsche Beteiligung am Erzbesitz des Plateaus von Briey nur $^{8}/_{60}$ der Konzessionen, oder, um es in Zahlen auszudrücken: von den 43,000 ha, die bereits konzessioniert sind, entfallen 8091 ha auf Gesellschaften, an denen Deutsche mitbeteiligt sind, und der Gesamtanteil der Deutschen beträgt 2837 ha oder 6% der Gesamtfläche des Bassins.

Einen mächtigen Anstoß zum Bezuge französischer Erze nach Deutschland und indirekt auch einen Anreiz zum Erwerbe französischer Erzfelder, hat die preußische Regierung im Februar 1908 gegeben, indem sie auf Anregung der rheinisch-westfälischen Werke die im Jahre 1901 für das Zollvereinsland geschaffenen Ausnahmefrachtsätze für Erze auch auf die französischen Grenzstationen ausdehnte. Die Wirkung dieser Maßnahme ist trotz der scharfen Krisis 1908 doch schon fühlbar in die Erscheinung getreten. Denn wenn auch der Bezug französischer Erze schon vor dieser Tarifmaßnahme ein bedeutender war und beispielsweise von 24,723 t im Jahre 1901 auf 550,000 t im Jahre 1907 gestiegen ist, so brachte das Jahr 1908 noch eine Überraschung, insofern es eine Einfuhr französischer Erze in der Höhe von 950,000 t aufwies. Das ist eine Zunahme von 400,000 t im Krisenjahre 1908 gegenüber der Einfuhr der Hochkonjunktur 1907. Im Jahre 1909 ist die Einfuhr französischer Erze auf fast $1^{1}/_{2}$ Millionen t gewachsen.

Bezeichnend für die Anziehungskraft der Erze des Bassins von Briey ist auch die Umwälzung auf dem belgischen Markte, der bisher ein guter Kunde des lothringischen-luxemburgischen Erzbeckens war. Angelockt durch die ermäßigten Tarife der Ostbahn und auch der belgischen Staatsbahnen, beginnen die belgischen Hochöfen allmählich, sich von den im allgemeinen ärmeren lothringischen und luxemburgischen Erzen abzuwenden und sich im Bassin von Briey zu versorgen. 1901 betrug die französische Erzausfuhr nach Belgien erst 49,000 t, 1905 349,000 t, 1906 816,000 t, 1907 1,026,000 t und 1908 1,119,200 t, also eine Steigerung noch im Krisenjahre, während der Bezug aus Lothringen und Luxemburg im Jahre 1908 um 375,000 t zurückging.

Die Erzausfuhr Frankreichs überstieg zuerst im Jahre 1907 die Einfuhr, und dies dank der Entwicklung des Bassins von Briey und seiner erhöhten

Bedeutung für den Weltmarkt. Die Ein- und Ausfuhr von Erzen betrug:

1904	1,738,000 t	Einfuhr,	1,219,000 t	Ausfuhr
1905	2,151,000 t	»	1,355,591 t	»
1906	2,152 000 t	»	1,758,953 t	»
1907	1,999,000 t	»	2,147,265 t	»
1908	1,455,000 t	»	2,383,375 t	»

Die Ausfuhr nach dem Zollverein gewinnt noch immer mehr an Bedeutung, und der Aufschlag der Beförderungskosten fällt kaum mehr in die Wagschale gegenüber der Überlegenheit der Erze des Bassins von Briey.

Es scheint mit Rücksicht auf das Gesetz von Angebot und Nachfrage — wenigstens gegenwärtig — für Frankreich vorteilhafter zu sein, seine Erze auf den Weltmarkt zu werfen als sein Roheisen. Bei der qualitativen und quantitativen Überlegenheit der Erze des Bassins von Briey, die der französischen Eisenindustrie eine ausnahmsweise begünstigte Stellung verleihen, ist es übrigens, um mit Bailly zu reden, an der Zeit, mit den alten Überlieferungen des gewerblichen Malthusianismus zu brechen, den man den französischen Produzenten nur allzu oft vorgeworfen hat. Viele Unternehmungen haben es bereits getan und haben es nicht zu bereuen gehabt.

Nicht ohne Interesse ist in dieser Hinsicht die Errichtung von Verkaufsstellen für Eisenerze im Departement Meurthe-et-Moselle. Eine Anzahl großer Stahl- und Eisenwerksgesellschaften dieses Departements, die zugleich Besitzer großer Eisenerzgruben im Becken von Briey sind, — nämlich die Société des Forges et Aciéries de la Marine et d'Homécourt zu Homécourt, die Société anonyme des Hautes-Fournaux et Fonderies de Pont-à-Mousson, die Firma Marc Raty et Cie. zu Saulnes, die Société anonyme des Aciéries de Longwy zu Mont-Saint-Martin, die Société anonyme des Aciéries de Micheville und die Société anonyme des Forges et Aciéries du Nord et de l'Est zu Jarville in Nancy — gründete unter der Form einer offenen Handelsgesellschaft eine gemeinschaftliche Stelle (Comptoir) für den Verkauf von Eisenerzen aus ihren Gruben (Auboué-Moinville; Homécourt, Sancy; Tucquegnieux-Bettainvillers, Pienne; Landres) für die Dauer von zunächst fünf Jahren (vom 1. Januar 1910 an) an Stelle der bisher für den Zweck bestehenden Agentur. Das Ausland wird dieser französischen Industrie in der bereits bestehenden oder geplanten internationalen Handelsorganisation einen um so breiteren Platz einräumen, je mehr es sich ihrer Überlegenheit bewußt wird und den Willen hat, Vorteil daraus zu ziehen.

Was schließlich noch die Roheisengewinnung anbelangt, so wurden im Departement Meurthe-et-Moselle im Jahre 1907 mit 76 Hochöfen, wovon 68 im Betrieb waren, 2,503,000 t Roheisen hergestellt, also 70 % der Gesamterzeugung Frankreichs im Betrage von 3,589,000 t. Die Zunahme war eine sehr rasche und betrug durchschnittlich für jedes Jahrzehnt 900,000 t; 1880 stand sie noch auf 596,000 t, 1890 hatte sie bereits 1,069,000 t und 1899 1,576,000 t erreicht. 1904 erzeugte das Departement 2,001,000 t und 1907 schon 2,503,000 t. Der Rückgang auf 2,289,000 t im Jahre 1908 ist den Wirkungen der Krisis zuzuschreiben und kann mithin nicht als normale Entwicklungsperiode angesehen werden.

Die Steigerung für die Stahlerzeugung ist ebenfalls bezeichnend; von 1880 bis 1905 hatte sie um 73,7 % zugenommen und betrug 1907 52 % von den 2,654,000 t, die Frankreich erzeugte.

Den Vertrieb des im Departement Meurthe-et-Moselle erzeugten Roheisens besorgt das Comptoir de Longwy, das eine so energische Tätigkeit entfaltet, daß heute fast sämtliches aus Frankreich ausgeführtes Roheisen aus Meurthe-et-Moselle stammt. Es wurde im Jahre 1876 gegründet und vereinigt heute alle größeren Roheisenhersteller des Departements, die Puddelroheisen, Gießereiroheisen, O. M. Thomasroheisen und selbst Hämatit liefern können.

Über die gegenwärtige Lage der Eisenindustrie im Meurthe-et-Moselle-Gebiete ist folgendes zu sagen: die zu Anfang vorigen Jahres gehegten optimistischen Erwartungen — man glaubte an einen gewaltigen Aufschwung der Eisenindustrte — haben sich nicht erfüllt, jedoch sind die Werke im allgemeinen ziemlich ausreichend beschäftigt. Es kommt für die französische Eisenindustrie hauptsächlich das Inland als Absatzgebiet in betracht, und es macht sich daher bei den französischen Hütten ein Rückschlag auf dem Weltmarkt nicht so leicht fühlbar. Die Roheisenerzeugung Frankreichs hat im verflossenen Jahre rund 4 Millionen t erreicht.

Mitteilungen.

Der dritte internationale Laryngo-Rhinologen-Kongreß wird vom 30. August bis 2. September in Berlin abgehalten werden. Den Vorsitz wird Geh. Medizinalrat Professor Dr. Bernhard Fränkel führen. Auf der Tagesordnung stehen bis jetzt die folgenden Gegenstände: Die Beziehungen der experimentellen Phonetik zur Laryngologie (Referenten: Gutzmann, Berlin; Struyken, Breda); Bronchoskopie und Oesophagoskopie. Indikationen und Kontra-Indikationen (Killian, Freiburg; Kahler, Wien; Chevalier Jackson, Pittsburg); Der Lymphapparat der Nase und des Nasenrachenraums in seiner Beziehung zum übrigen Körper (Bröckerdt, Gent; Poli, Genua; Logan Turner, Edinburg); Die sogenannten fibrösen Nasenrachenpolypen; Ort und Art ihrer Insertion und ihre Behandlung (Jacques, Nancy; Hellat, Petersburg). Mit dem Kongreß wird eine wissenschaftliche Ausstellung verbunden sein, die die Beziehung der Phonetik zur Laryngologie und die Entwicklung der Broncho- und Oesophagoskopie illustrieren soll. Sekretär des Kongresses ist Professor Rosenberg in Berlin.

*

Vor kurzem ist uns in dem bekannten roten Leinenbande der neueste Jahresbericht der Washingtoner Kongreßbibliothek zugegangen. Er umfaßt über 300 Seiten, von denen die Anlagen mehr als 200 in Anspruch nehmen. Von den Mitteilungen über Bewilligungen und Ausgaben in dem Jahre Juli 1909 — Juni 1910 führen wir folgende Zahlen an: für Gehälter in den gesamten Abteilungen der Bibliothek wurden ausgegeben 367,928.41 Dollars, für den Kauf von Büchern, Zeitschriften und Gesetzbüchern 108,000 Dollars, für Druck und Einbinden 202,005.57 Dollars.

Die Vermehrung an Büchern betrug 90,473, an Karten und Urkunden 6822, an Musikalien 17,215 Stück.

Königl. Friedrich-Wilhelm-Universität zu Berlin

im Sommer-Semester 1911, vom 16. April bis 15. August 1911.

Die Ziffern geben die Stundenzahl an. — Das **g (gratis) bedeutet**, daß die Vorlesung unentgeltlich ist.

Theologische Fakultät.

Graf von Baudissin: Buch Jesaja 4; Der alttestamentliche Opferdienst 1 g; Theologisches Seminar (Alttestamentliche Abteilung) 2 g. Deißmann: Johannes-Evangelium u. Johannesbriefe 4; Galater- und Philipperbrief 4; Neutestamentliches Proseminar 2 g; Neutestamentliches Seminar 2 g. — Harnack: Kirchengeschichte III. Teil 4; Die christliche Urliteratur außerhalb des Neuen Testaments 1 g; Kirchengeschichtliches Seminar (Abteilung für alte Kirchengeschichte) 1½ g. — Holl: Kirchengeschichte II. Teil 5; Kirchengeschichte IV. 4; Kirchengeschichtliches Seminar (Abteilung für neuere Kirchengeschichte) 1½ g. — Kaftan: Symbolik (Konfessionskunde) 4; Sozietät für systematische Theologie 2 g. — Kleinert: Haggai und Maleachi 1 g; Homiletische Uebungen 1½ g. — Ed. Lehmann: Religionsphilosophie auf geschichtlicher Grundlage 4; Religionsgeschichtliches Seminar (religiöse Mystik) 1½ g; Interpretation des Avesta 2 g. — Mahling: Homiletik 2; Die evangelische Kirche und die soziale Frage 2; Pastoralbriefe und der Philemonbrief 1 g; Praktische Sozietät 2 g; Homiletisches Seminar 2 g. — Seeberg: Dogmatik I 4; Neutestamentliche Theologie 4; Sozietät für systematische Theologie 2 g. — Kawerau: Praktische Theologie II 4; Geschichte der evangelischen Heidenmission 2 g. — Strack: Einleitung in das Alte Testament 4; Genesis 4; Einleitung in den Talmud und Mischnatraktat „Götzendienst" 1 g; Institutum Judaicum 1 g. — Greßmann: Alttestamentliche Theologie 4; Hebräische Grammatik, mit Uebungen 4; Alttestamentliche Uebungen 2 g. — N. Müller: Kirchengeschichte I 4; Die altchristlichen und altjüdischen Begräbnisstätten, unter besonderer Berücksichtigung der Katakomben Roms 1½; Ausgewählte Kunstdenkmäler aus der Zeit des christlichen Altertums und Mittelalters 1 g; Kirchengeschichtliche Uebungen 1 g. — Runze: Dogmatik II 4; Die allgemeine Bildung in der Religionslehre, für künftige Lehramtskandidaten 1. — C. Schmidt: Dogmengeschichte 4; Christliche Texte in koptischer Sprache 2. — Simons: Praktische Theologie I 4; Jesu Gleichnisse und Wunder in Predigt und Unterricht 1 g; Katechetisches Seminar 2 g. — Hermann Frhr. von Soden: Synoptische Evangelien 4. — Dibelius: Einleitung in das Neue Testament 4; Neutestamentliche Uebungen 2 g. — Fabricius: Enzyklopädie der Theologie 2; Apologet. Uebungen 2 g. — Fischer: Religion, Kirche und Politik des römischen Katholizismus 2. — Schmitz: Römerbrief 4. — Scholz: Geschichte der neueren Religionsphilosophie 4; Die Prinzipien der Schleiermacherschen Theologie 1½ g. — Hans Frhr. von Soden: Kirchengeschichte Deutschlands 2; Kirchengeschichtliche Uebungen 1 g. — Zscharnack: Geschichte der protestantischen Theologie 4; Kirchengeschichte IV 4.

Juristische Fakultät.

Anschütz: Kirchenrecht der Katholiken und Protestanten 4; Deutsches und preußisches Verwaltungsrecht 5; Juristisches Seminar 2. — Brunner: Grundzüge des deutschen Privatrechts 4; Wechselrecht 1 g. — von Gierke: Deutsche Rechtsgeschichte 4; Bürgerliches Recht: Familienrecht 4; Handels-, See- und Binnenschiffahrtsrecht 4; Seminar für deutsches Recht 2 g. — Hellwig: Bürgerliches Recht: Erbrecht 4; Reichszivilprozeßrecht, Teil II (Zwangsvollstreckung und Konkurs) 4; Uebungen im Bürgerlichen Recht, mit schriftlichen Arbeiten 2; Exegetische Uebungen im römischen Recht 2 g. — Kahl: Strafprozeßrecht 4; Deutsches Reichs- und Landesstaatsrecht 4. — Kipp: System des römischen Privatrechts 8; Bürgerliches Recht: Allgemeiner Teil 4; Uebungen im bürgerlichen Recht, mit schriftlichen Arbeiten 2; Juristisches Seminar 2 g. — Kohler: Einführung in die Rechtswissenschaft 3; Bürgerliches Recht: Urheber-, Erfinder- und Gewerberecht 2; Handel-, See- und Binnenschiffahrtsrecht 4; Strafrecht 4; Reichszivilprozeßrecht, Teil I 4; Zivilprozessuale, das bürgerliche Recht mitumfassende Uebungen, mit schriftlichen Arbeiten 2; Wissenschaftliche Uebungen im juristischen Seminar 1 g. — v. Liszt: Völkerrecht 4; Rechtsphilosophie 4; Strafrechtspraktikum 2; Wissenschaftliche Uebungen im kriminalistischen Seminar 2g. — v. Martitz: Deutsches Reichs- und Landesstaatsrecht 4; Deutsches und preußisches Verwaltungsrecht 4; Das Recht der Reichsverwaltung 1. — Seckel: Geschichte des römischen Rechts, mit Einschluß des Gerichtsverfahrens 4; Bürgerliches Recht: Recht der Schuldverhältnisse 4; Juristisches Seminar 1 g. — Zeumer: Uebungen in der deutschen Rechtsgeschichte 2 g. — Bornhak: Einführung in die Rechtswissenschaft β; Uebersicht über die Rechtsentwicklung in Preußen 2; Deutsches und preußisches Verwaltungsrecht 4; Repetitorium und Praktikum des öffentlichen Rechts, mit schriftlichen Arbeiten 2; Grundzüge der Politik und der allgemeinen Staatslehre 1. — Dickel: Konversatorium über Schuldverhältnisse 3; Reichszivilprozeßrecht II 4; Uebungen mit schriftlichen Arbeiten: a) im bürgerlichen Recht für Anfänger 2; b) für Vorgerückte 2; c) zivilprozessuale 2; Rechtsfälle 1 g. — Fürstenau: Kirchenrecht der Katholiken und Protestanten 4; Kirchenrechtliche Uebungen 1 g. — Goldschmidt: Strafrecht 4; Reichszivilprozeßrecht, Teil I 4; Zivilprozessuale, das bürgerliche Recht mitumfassende Uebungen, mit schriftlichen Arbeiten 2; Konversatorium über Strafrecht und Strafprozeßrecht 1 g. — Kaufmann: Völkerrecht 4; Internationales Privatrecht 2; Konsularrecht 1 g. — Köbner: Kolonialrecht und Kolonialpolitik 2; Koloniale Probleme der Gegenwart 1 g. — Kübler: Einführung in die Rechtswissenschaft 3; System des römischen Privatrechts 8; Einführungskursus I 3; Einführungskursus II 3; Bruns' Fontes 1 g. — v. Seeler: Bürgerliches Recht: Allgemeiner Teil 4; Bürgerliches Recht: Erbrecht 4; Uebungen im römischen Recht, mit schriftlichen Arbeiten 2; Interpretation erbrechtlicher Vorschriften des BGB. 1. — Martin Wolff: Deutsche Rechtsgeschichte 4; Bürgerliches Recht: Sachenrecht 4; Uebungen im bürgerlichen Recht, mit schriftlichen Arbeiten 2; Wissenschaftliche Uebungen im deutschen Privat- und Handelsrecht 2 g. — Delaquis: Strafrecht 4; Strafrechtspraktikum, mit schriftlichen Arbeiten 2; Kriminalistisches Seminar: mit Prof. v. Liszt, jeden zweiten Do. 6—8 abends, pg. — Klee: Strafprozeßrecht 4. — Kuttner: Reichszivilprozeßrecht, Teil II 4. — Lass: Die soziale Gesetzgebung des Deutschen Reichs 2. — v. Moeller: Rechtsentwicklung in Preußen 2. — Neubecker: Recht der Schuldverhältnisse 4;

Internationale Wochenschrift für Wissenschaft Kunst und Technik

herausgegeben von Prof. Dr. Paul Hinneberg, Berlin, Mauerstr. 34

Verlag: August Scherl, Berlin SW, Zimmerstraße 36-41. — Druck: Bayerische Druckerei und Verlagsanstalt G. m. b. H. in München, Bayerstraße 57. | 5. Jahrgang Nr. 13 1. April 1911 | Inseraten-Annahme bei den Annoncen-Expeditionen von August Scherl G. m. b. H., Berlin und Daube & Co. G. m. b. H., Berlin und deren sämtlichen Filialen.

Für die Redaktion verantwortlich: Professor Dr. Wilhelm Paszkowski, Berlin-Gr. Lichterfelde.

Erscheint jeden Sonnabend. — Preis vierteljährlich für Deutschland und Oesterreich **3 Mark**, für die übrigen Länder des Weltpostverkehrs **4 Mark 30 Pfg.** bei direktem Bezug unter Kreuzband. — Einzelnummer **25 Pfg.** — Inserate die dreigespaltene Nonpareillezeile **50 Pfg.** — Abonnements nehmen alle Buchhandlungen und Postanstalten, sowie sämtliche Geschäftsstellen von August Scherl G. m. b. H. entgegen.

INHALT

Die Abhandlungen erscheinen in deutscher Sprache, englische und französische auf Wunsch der Autoren im Urtext

Die Ausbreitung der indischen Kultur.*)

Von Hermann Jacobi, Professor an der Universität Bonn.

Die Kultur Indiens ist ausgegangen von denjenigen Indogermanen, welche in vorhistorischer Zeit in Indien einwanderten, und die wir zum Unterschiede von der rassenverschiedenen und anderssprachigen Urbevölkerung die arischen Inder nennen. Sie sind mit den Kulturvölkern Europas, den Griechen und Römern, Kelten, Germanen und Slawen, sprach- und stammverwandt. Aber das Schicksal bestimmte ihnen, fern und abgeschieden von ihren Brüdern, unter gänzlich anderen Daseinsbedingungen ihren Lebensweg zu gehen. Aus eigenen Kräften rangen sie sich zu einer hohen Zivilisation empor und teilten sie den Nachbarvölkern mit, sodaß sich im Süden Asiens ein großer indischer Kulturkreis bildete, dessen Einwirkung auch Zentral- und Ostasien verspürte.

Die Ausbreitung der indoarischen Kultur über ganz Indien und weit über dessen Grenzen hinaus, was wir nach ihrem Charakter als Brahmanisierung der betreffenden Länder bezeichnen können, vollzog sich nicht durch große welterschütternde Kriege, wie sie Rom zur Gründung seiner Weltherrschaft geführt hat, sondern gewissermaßen geräuschlos, ohne das Volk zu historischem Bewußtsein zu wecken. Da uns keine geschichtlichen Berichte über diese Vorgänge überliefert sind, so müssen wir sie aus den politischen Verhältnissen des alten Indiens, welche die Epen schildern, zu erklären suchen. Dagegen können wir an der Hand der Geschichte verfolgen, wie die indische Geisteskultur ihren Einfluß in Hoch- und Ostasien gewonnen hat. Dem ersten Teile des Gegenstandes sind die folgenden Betrachtungen gewidmet.

Als die arischen Inder in Indien einwanderten, haben sie sich im Nordwesten und Norden angesiedelt; der Süden, die eigentliche Halbinsel, blieb im Besitze der eingeborenen Bevölkerung, der Dravido-Muṇḍas. Obgleich letztere im Laufe der Jahrtausende große Stücke ihres Sprachgebietes an die Indoarier verloren hat, zählt sie doch jetzt noch nahe an fünfzig Millionen. Das von den arischen Indern eingenommene Gebiet beschränkte sich ursprünglich wahrscheinlich auf die Ebenen des Indus und Ganges; das Tal des Kabul und große Striche Afghanistans hatten ursprünglich auch indoarische Bevölkerung, sind aber später größtenteils an eranische Stämme verloren gegangen. Aber nicht das ganze genannte Gebiet, das an Flächenraum weit Deutschland und Österreich übertrifft,

*) Dieser Aufsatz gibt im wesentlichen den Inhalt der Rede wieder, mit der der Verfasser am 18. Oktober 1905 das Rektorat antrat.

ist der Schauplatz der ersten Periode der indischen Geschichte, sondern nur die kleinere nordwestliche Hälfte; das ganze Gangesland nahm keinen Anteil an der ersten Blüte der indischen Kultur, die wir die vedische nennen. Diese lernen wir kennen aus dem ältesten Denkmal nicht nur des Sanskrit, sondern überhaupt der indogermanischen Sprachen, dem Rigveda. Derselbe ist eine Sammlung von etwas über tausend Hymnen, die an die höheren Gottheiten des Volkes gerichtet sind. So alt diese Hymnen auch sind, so enthalten sie doch keine ursprüngliche Poesie, keine naiven Ergüsse des religiösen Gefühls; vielmehr bieten sie uns die Blüte und Nachblüte einer lang gepflegten hieratischen Dichtkunst, die nur auf dem Boden eines festgegründeten Priesterstandes entstehen und gedeihen konnte. Die Opfer, mit welchen die vedischen Hymnen in engster Verbindung stehen, waren auch längst nicht mehr einfache Bitt- oder Dankopfer, sondern sakrale Handlungen von kompliziertem Ritual, bei denen zuweilen eine größere Anzahl nach ihren Funktionen verschieden benannter Priester ministrierten. Man darf geradezu von einer vedischen Opferkunst reden, die wohl, wie sich das eigentlich von selbst versteht, in gewissen Familien erblich war, und zwar wahrscheinlich in denjenigen Sängerfamilien, in denen auch die Hymnen entstanden waren und überliefert wurden. Denn wir finden in späterer Zeit, daß die Brahmanen, die allein berechtigt sind Opfer darzubringen, ihre Geschlechter alle von vedischen Sängern, deren Namen uns als Dichter vedischer Hymnen überliefert sind, ableiten. Aber die Priester und Sänger zur Zeit des Rigveda waren noch keine Brahmanen; wenn sie auch einen besonderen Stand bildeten, so bildeten sie doch noch keine Kaste. Die Ausbildung des Kastenwesens gehört erst der folgenden Periode an. — Über die Frage, in welche Zeit die erste Blüte der indischen Kultur anzusetzen sei, gehen die Ansichten der Forscher weit auseinander, da die chronologischen Angaben der Inder selbst ganz unglaubwürdig und rein phantastisch sind. Ich glaube auf Grund astronomischer und kalendarischer Indizien annehmen zu dürfen, daß die vedische Kultur in das vierte vorchristliche Jahrtausend zurückgeht, wenn auch die Sammlung der Hymnen des Rigveda viel jünger sein dürfte.

Die zweite Entwicklungsphase der arischen Inder lernen wir aus einer jüngeren Literaturschicht kennen, der die sogenannten Brāhmaṇa angehören. Es ist dies eine ritualistische Literatur, die hauptsächlich über Theorie und Praxis des Opfers handelt. Die Kultur der Brāhmaṇa-Periode trägt zunächst noch rein religiöses Gepräge, wie die vorhergehende; aber im übrigen hat sie ein ganz verändertes Aussehen. Die Sprache verliert ihren altertümlichen Charakter und strebt der Regelmäßigkeit des klassischen Sanskrit zu. Die Hymnendichtung verstummt alsbald ganz, und das genaue Verständnis der Hymnen des Rigveda geht immer mehr verloren. Dieser gewinnt das Ansehen einer hochheiligen Offenbarung, und man wählt aus ihm einzelne Strophen und Stücke, um sie gewissermaßen als zauberkräftige Sprüche in das Ritual des Opfers einzuflechten. Selbst die vedischen Götter sinken zu überirdischen Gehilfen beim Opfer herab. Große soziale Veränderung gibt die Ein- und Durchführung des Kastenwesens zu erkennen. Für die Ausbreitung der indischen Kultur ist bezeichnend, daß in den Schriften dieser Periode, in den Brāhmaṇa, nicht mehr wie im Rigveda der Nordwesten das Land der Zivilisation ist, sondern das Gangesland, das im Rigveda eben erst am Horizonte der Hymnensänger aufzudämmern scheint. Wie ist diese Veränderung zu erklären? Die europäische Forschung hat sich bisher mit einer kühnen Hypothese beholfen, mit der Annahme einer indischen Völkerwanderung. In der Zeit zwischen dem Rigveda und den Brāhmaṇa hätten die arischen Inder ihre Sitze aus dem Punjab nach dem Gangesland verlegt. Zieht man nun die Größe der in Frage kommenden Länder in Betracht, so hätte es eine Völkerwanderung im Umfange und Stile der europäischen sein müssen. Denn die weite Gangesebene hätte nicht nur von dem Sanskritvolk erobert, sondern auch so intensiv besiedelt werden müssen, daß fortan seine Sprache die herrschende wurde. Aber von so gewaltigen Ereignissen oder vielmehr von einer langen Kette solcher Ereignisse, hat sich keine Spur einer geschichtlichen Erinnerung erhalten, nicht einmal in der Sage. Wir dürften annehmen, daß die gewaltsamen Umwälzungen, die mit jeder Völkerwanderung notwendig verbunden sind, alle Kulturerrungenschaften der vorausgegangenen Periode in Frage gestellt hätten. So wenig aber ist das der Fall, daß vielmehr aus

ihr die 1000 Hymnen des Rigveda, die nur mündlich überliefert werden konnten, weil der Gebrauch der Schrift noch nicht eingeführt war, erhalten blieben, und zwar nicht etwa nur in ungefährem Wortlaut, sondern so, daß jede Silbe, jeder Akzent vor Veränderungen geschützt waren; dasselbe läßt sich von der Kunst des Opfers sagen: die Wirren der Völkerwanderung und die Mühen der Ansiedlung müßten den Priester gänzlich unberührt gelassen haben, sodaß er der Bewahrung und Weiterbildung des Rituals obliegen konnte, wie im tiefsten Frieden; denn in der Brāhmaṇa-Zeit handelt es sich um Opfer, die sich über viele Tage hinziehen. Selbst die Sprache, sonst so empfindlich gegen tiefeingreifende Veränderungen im Volksleben, hätte gegen sie gefeit sein müssen; denn in ihrem Lautbestande steht die spätere Sprache, das klassische Sanskrit, auf derselben Stufe wie die vedische. Endlich sieht man nicht ein, wie das in der vedischen Zeit von den Indern bewohnte Areal, das zum großen Teil aus Wüste besteht, das Menschenmaterial für ein drei oder viermal größeres Areal hätte hervorbringen können. So stellen sich der Annahme einer indischen Völkerwanderung in nachvedischer Zeit, wenn man sich deren mutmaßliche Einwirkung auf den Gang der Kulturentwicklung vorstellig zu machen versucht, die gewichtigsten Bedenken entgegen. Darum ist es mir wahrscheinlich, daß die Besitzergreifung von ganz Nordindien schon in vorhistorischer Zeit, schon lange vor der Zeit des Rigveda, stattgefunden hat; daß in der nachvedischen Zeit die in der Kultur zurückgebliebenen oder nicht mit fortgeschrittenen Arier des Gangeslandes nur brahmanisiert wurden. Diesen Vorgang denke ich mir folgendermaßen. Der Name und das Ansehen der vedischen Sänger und Opferkünstler verbreitete sich bald über die Grenzen ihres Heimatlandes auch unter ihren Stammesbrüdern am Ganges und weckte bei den dortigen Fürsten und Großen den Wunsch, die Dienste solch mächtiger Priester auch für sich zu gewinnen. Diese aber, immer auf der Suche nach freigebigen Patronen, folgten gerne dem Rufe in die Ferne. Das Abhängigkeitsverhältnis des Priesters von der Freigebigkeit der Patrone finden wir schon im Rigveda ausgesprochen; es gibt darin eine besondere Klasse von Hymnen, die Dānastutis, in denen der Sänger die Gaben aufzählt, die er erhalten, und die Fürsten preist, die sie gespendet. Jede Kunst geht nach Brot, auch die sakrale. So fanden die vedischen Opferkünstler, nachdem ihr Heimatland sozusagen für das überreichliche Angebot zu klein geworden war, ein neues Absatzgebiet, ein großes Feld ihrer Tätigkeit bei ihren Stammesbrüdern am Ganges, unter denen sie als angesehne Fremdlinge Aufnahme fanden und mit der Zeit eine Art von Heimatrecht erlangten. Der Besitz der Geheimlehre, die Kunde des Opfers, womit gewissermaßen ihre Existenzberechtigung gegeben war, nötigte diese privilegierten Fremdlinge zu ängstlich gehüteter Exklusivität; so verwandelte sich ihr Stand in eine Kaste: es entstand die Brahmanenkaste. Zwei Umstände bestätigen die Richtigkeit meiner Hypothese. 1. Jedes Brahmanengeschlecht hat als Stammvater oder heros eponymos einen der vedischen Sänger, woraus sich der Zusammenhang der Brahmanenkaste mit den vedischen Sängerfamilien ergibt; 2. die Brahmanen scheinen anfänglich vom Grundbesitz ausgeschlossen, und auch später ist bei ihnen der Ackerbau verpönt; sie hatten also kein Recht an Grund und Boden und stehen eigentlich außerhalb der Volksgemeinschaft. Etwas von der Heimatlosigkeit hängt dem Brahmanen zu allen Zeiten an: er liebt das Wanderleben und schlägt seinen Wohnsitz auf, wo ihm das Glück günstig ist.

So erklärt sich nach meiner Hypothese einfach aus der Ansiedelung von Brahmanenfamilien überall dort, wo Sanskrit oder aus ihm abgeleitete Idiome geredet wurden, die Brahmanisierung des arischen Indiens, die Einigung unter einer Kultur. Die Entstehung der Brahmanenkaste gibt uns dann ferner den Schlüssel zum Verständnis der Entstehung des Kastenwesens überhaupt. Waren die Brahmanen durch ihre Stellung als Fremdlinge und durch die Notwendigkeit, ihre Privilegien zu schützen, gezwungen, sich in einer Kaste abzuschließen, so lag es nahe, diese Institution der Kaste auch auf einen anderen Stand zu übertragen, der ebenfalls ein Interesse daran hatte, sich gegen die Übrigen abzuschließen: es war dies der Adel, aus dem die Kriegerkaste hervorging, die kṣatriya oder, wie sie auch mit älterem Namen heißen, die rājanya oder königlichen. Damit war die Grundlage für das Kastenwesen ge-

geben, das sich später zu so wunderlichen Formen auswuchs.

Die brahmanische Kultur hatte ursprünglich einen rein religiösen Charakter; aber mit der Zeit erweiterte sich der geistige Horizont der Brahmanen; andere Wissenschaften, die zunächst als Hülfsdisziplinen des heiligen Wissens auftreten und als Anhänge des Veda, vedānga, bezeichnet werden, erlangen im Laufe der Jahrhunderte größere Selbständigkeit und werden zum Teil zu weltlichen Wissenschaften, die aber auch weiterhin fast ausschließlich von Brahmanen gepflegt werden. So bleibt der Brahmane Träger der geistigen Kultur, auch nachdem sie verweltlicht war. Durch die bei ihnen erbliche Pflege der Wissenschaften hatten die Brahmanen vor den Übrigen nicht nur den Besitz theoretischer Kenntnisse, sondern auch eine intensive Schulung des Geistes voraus, die überall da, wo geübter Verstand vonnöten ist, den Sieg im Mitbewerb verleihen mußte. Daher fanden sie vielfach Verwendung in Staatsgeschäften und in der Verwaltung. So wurde das Band zwischen Brahmanen und kṣatriyas, zwischen theokratischem und weltlichem Adel, immer enger geknüpft. Die Interessengemeinschaft dieser beiden höchsten Stände wird dann auch oft in den Epen ausgesprochen, wenn auch die Brahmanen dabei die Superiorität ihrer Kaste betonen. In ihrer Vereinigung aber stellen sie eine zivilisatorische Macht dar, welche die indische Kultur über die alten Grenzen des arischen Stammes und Sprachgebietes hinaus verbreitete. Südlich dieses Gebietes, im Dekhan wohnten, und wohnen noch zum Teil, Völker fremder Rasse und Sprache, welche die Draviḍo-Muṇḍa-Familie bilden. Diese Stämme waren vor ihrer Berührung mit den arischen Indern sicherlich ohne jede höhere Kultur, wie denn auch bis in unsere Zeit einige derselben in weniger zugänglichen Gegenden auf der niedrigsten Stufe der Gesittung verharrten. Wenn nun auch im Laufe der Jahrtausende ein breiter Saum des von diesen Eingeborenen bewohnten Gebietes in den Besitz der Arier überging und deren Sprache annahm, so behaupteten sich doch in dem größeren Teile der Halbinsel die einheimischen Sprachen. Trotzdem ist auch dieses stammfremde Land in religiöser und sozialer Beziehung brahmanisiert worden, und war es schon nachweislich im dritten Jahrhundert v. Chr. Dieser Prozeß der Brahmanisierung des Südens vollzog sich gewissermaßen unbewußt und absichtslos, als natürliches Ergebnis der im arischen Indien bestehenden Verhältnisse, namentlich der Lebensbedingungen der beiden obersten Kasten, der kṣatriya und der Brahmanen. Er vollzog sich ganz allmählich und unauffällig; denn keine Kunde von ihm hat sich in der Geschichte, kaum ein Reflex in der Sage erhalten. Dennoch können wir uns über die dabei in betracht kommenden Faktoren aus der epischen Sage und aus analogen Vorgängen in historischer Zeit eine genügende und die Tatsachen erklärende Vorstellung machen.

Die herrschende Klasse im arischen Indien war natürlich die Kriegerkaste. Ihr gehörten die Könige an. Die Regierung war eine patriarchalische, gestützt, aber auch beschränkt durch kṣatriyas, die ja in ihrem Distrikt die Herren waren, unbeschadet der Oberhoheit des Königs. Unter günstigen Bedingungen bildeten sich größere Reiche, und dann nahm die Regierung die Form der asiatischen Despotie an. Die Thronfolge war in dem königlichen Hause erblich, aber nicht selten Gegenstand blutigen Streites zwischen verschiedenen Prätendenten. Die bei der herrschenden Vielweiberei oft beträchtliche Anzahl und unausbleibliche Uneinigkeit der Familienmitglieder, die Unzufriedenheit der von der Thronfolge Ausgeschlossenen, größtenteils zur Tatenlosigkeit Verurteilten und die von der Haremswirtschaft unzertrennlichen Mißstände mußten einen äußerst fruchtbaren Boden für die Bildung von Parteien und nach Umständen für das Aufkommen von Verschwörungen abgeben. Die alten Autoren über Politik, deren Ansichten Cāṇakya, ein Zeitgenosse des Megasthenes anführt (Kauṭilīya Arthaśāstra Kap. 16), bezeichnen die Prinzen als eine arge Gefahr für Fürst und Reich und geben verschiedene Mittel an, wie man sie unschädlich machen könne. So waren denn dynastische Streitigkeiten überall ganz gewöhnlich; ja sie erschienen dem Inder so sehr als etwas natürliches und naheliegendes, daß in den beiden großen Epen dergleichen Streitigkeiten in königlichen Familien den Ausgangspunkt der Fabel und Grund der Verwicklung abgaben: im Rāmāyaṇa eine vom Harem ausgehende Palastintrige und im Mahābhārata die Rivalität zweier vervetterter Zweige des königlichen Hauses. Beidesmal ist das Mittel zur Bei-

legung des Zwiſtes dasſelbe: die eine Partei wird auf 14, beziehungsweiſe 12 Jahre in den 'Wald' d. h. wilde Gegend verbannt, und im letzteren Falle wird den Verbannten überdies zur Pflicht gemacht, das dreizehnte Jahr unerkannt zu bleiben. Dieſes feſtſtehende epiſche Motiv läßt uns eine Maßregel patriarchaliſcher Politik in Indien erkennen: eine unterliegende Partei oder wenigſtens ihre Führer mußten ſich, um die Ruhe des Heimatlandes zu ſichern, eine Reihe von Jahren außerhalb der ziviliſierten Staatenwelt aufhalten, damit ſie nicht, Zuflucht bei fremden Fürſten ſuchend, dieſe zu kriegeriſchen Unternehmungen gegen ihr Vaterland veranlaſſen könnten. Gleiches gilt natürlich mehr oder weniger von allen orientaliſchen Ländern. Aber in Indien war jene Maßregel darum von größerer Bedeutung, weil das Land in eine Unzahl kleiner Herrſchaften zerfiel, die nur allmählich in den ſich bildenden größeren Reichen aufgingen. Je größer die Zahl der Herrſchenden, um ſo größer auch die Zahl der fahrenden Ritter — denn das wurden die aus ihrem Vaterlande Vertriebenen; in Indien war ſie ſo groß, daß dieſe Elemente einen Faktor in der Entwicklung der politiſchen Verhältniſſe gebildet haben. Denn, ſo müſſen wir uns fragen, was wurde aus dieſen fahrenden Rittern, die das Kriegshandwerk und die Politik verſtanden? Manche mochten in fremden Dienſten Unterkunft finden. Für diejenigen, welche dies nicht konnten oder wollten, boten die allenthalben abſeits der dichter bevölkerten Gegenden liegenden unwirtſamen Regionen, Wald- oder Bergland, Gelegenheit, ſich feſtzuſetzen, ſei es für immer, ſei es bis zu einem Umſchwung der Verhältniſſe, der ihnen die Rückkehr in die Heimat geſtattete. Bis in ſpäte hiſtoriſche Zeit blieb ein ſolches Zufluchtsgebiet die ſogenannte Wüſte Maru, ein Teil Rājputānas, des Landes der Rājputen. 'Rājput' iſt aus dem ſanskritiſchen rājaputra 'Königsſohn' entſtanden; ſo nennen ſich die Einwohner des Landes, aber nur ſoweit ſie der herrſchenden Klaſſe angehören, weil ſie aus fürſtlichen Geſchlechtern abzuſtammen behaupten. Ihre Vorfahren wanderten, wie die Chroniken berichten, aus den Nachbarländern, namentlich aus Hindoſtan, ein und bemächtigten ſich mit ihrem Anhange der Herrſchaft; die bis dahin herrſchende Klaſſe, die auf ähnliche Weiſe ins Land gekommen ſein mochte, verlor ihre politiſchen Vorrechte, behielt aber ihren Rang als Ritterſchaft (Rājputen); die eingeborene, an die Scholle gebundene Bevölkerung bildete nach wie vor die Maſſe der Hörigen. Von Rājputāna ſelbſt wanderten kṣatriyas in die Bergregion am Südabhange des Himālaya ein, ſo daß die Sprache dieſer Himālayaländer zwiſchen Kaſchmir und Nepal, das Pahārī, die allernächſte Verwandtſchaft mit derjenigen von Rājputāna hat.*) Hier haben die mohamedaniſchen Kriegsunruhen zur Flucht der Rājputen in das Gebirgsland mitgewirkt.

Dieſe Vorgänge, die zum Teil hiſtoriſch gut beglaubigt ſind, lehren uns die in vorhiſtoriſcher oder wenigſtens ſehr früher Zeit erfolgte Brahmaniſierung des dravidiſchen Südens, des Dekhans, verſtehen. Wir dürfen ähnliche Umſtände und darum auch gleiche Folgen für jene Zeit vorausſetzen: Fürſtenſöhne mit ihrem Anhang, die, ſei es durch dynaſtiſche Zwiſtigkeiten oder widrige Kriegsläufte gezwungen, ſei es durch Abenteuerluſt getrieben, die Heimat verließen und in der Ferne ihr Glück ſuchten. Und ein Ziel winkte dem Mutigen, eine ſelbſtgegründete Herrſchaft im Süden, deſſen dravidiſche Bevölkerung auf ſo niedriger Stufe der Kultur ſtand, daß man ihr Land wohl als herrenloſes Gut betrachten mochte. So mögen dort im Laufe der Jahrhunderte ſich immer mehrende und immer weiter vorgeſchobene Herrenſitze entſtanden ſein, zu denen die Ureinwohner in ein Abhängigkeits- oder Hörigkeitsverhältnis gerieten. Wo der kṣatriya waltete, da war auch ein Feld für die Tätigkeit des Brahmanen; war er nicht mitgezogen, ſo zog er ihm nach.**) Auf dieſen beiden Elementen beruht das indiſche Staatsweſen; wo ſie zuſammenwirkten, entſtand ein Staatsweſen gewiſſermaßen von ſelbſt. Es bedurfte keiner neuen Geſetzgebung und Verfaſſung; dieſe brachten die Brahmanen mit in dem von ihnen ausgebildeten und gepflegten Recht, und es hat ihnen nie die Fähigkeit gefehlt, die ererbten Rechts- und Staatsideen auch auf heterogene Verhältniſſe anzuwenden. So werden allenthalben in dem herrenloſen Lande indiſche Staatsweſen in nuce entſtanden ſein, die zu ebenſovielen Anziehungspunkten für zuziehende Händler, Handwerker, Künſtler

---

*) G. A. Grierson, The Languages of India, p. 92.

**) Im Mahābhārata III 1 f. begleiten Brahmanen die verbannten Panduinge.

usw. wurden.*) Aber die Bebauung des Landes blieb nach wie vor in den Händen der autochthonen Bevölkerung, die natürlich die überwiegende Majorität gegenüber den eingewanderten Ariern bildete und darum sowohl ihre Sprache als auch manche ihrer ethnischen Einrichtungen bis auf den heutigen Tag bewahren konnte. Die herrschende Klasse hat zweifellos lange fortgefahren, ihre indo-arische Sprache zu sprechen; dafür zeugen die vielen sanskritischen Namen von süd-indischen Flüssen, Bergen und Ortschaften, von denen sich einige schon bei Ptolemaeus und im Periplus Maris Erythraei finden. Aber im Laufe der Zeit nahmen die herrschenden Klassen die dravidische Sprache ihrer Unter-gebenen an, ohne daß doch dadurch der kulturelle Zusammenhang mit Nordindien verloren ging oder auch nur gelockert worden wäre. Denn wie in früher Zeit der Süden Sitz vieler vedischen Schulen war und dadurch seine Teilnahme an der geistigen Bewegung der brahmanischen Welt bekundet, ebenso übt er auch noch später durch viele hervor-ragende Schriftsteller einen bedeutenden Ein-fluß auf die Entwicklung der klassischen Sanskritliteratur in allen ihren Zweigen aus. Das beweist, wie gründlich er brahmanisiert worden ist. Dieser Prozeß der Brahmanisierung muß in früher Zeit begonnen haben, und er muß in Anbetracht der Größe des zu brahmani-sierenden Landes einen sehr großen Zeitraum in Anspruch genommen haben. Abgeschlossen war er der Hauptsache nach schon in der Mitte des dritten vorchristlichen Jahrhunderts, wie epigraphische und archäologische Funde aus dieser Zeit beweisen.

Neben der Art der Kolonisation wie wir sie als eine organische Entwicklung auf Grund der in Nordindien obwaltenden, im Epos wiedergespiegelten staatlichen Verhält-nisse erschlossen haben, mag auch für gewisse von der Natur bevorzugte Gegenden das Zuströmen gewinnsuchender Elemente von einiger Bedeutung gewesen sein. Wenn auch der Handel mit kulturell niedrig stehenden Stämmen sich natürlich nicht recht entwickeln kann, so gab es doch einige Waren, die auch für den barbarischen oder halbzivili-sierten Orientalen die höchste Anziehungskraft von jeher besaßen: Wohlgerüche und Ge-würze als die höchstgeschätzten Genußmittel, und Perlen und Edelsteine als Inbegriff des Reichtums. Erstere bot die Südspitze Indiens, letztere die ihr vorgelagerte Insel Ceylon in Fülle. Die volkstümliche Vorstellung, daß der äußerste Süden unermeßliche Schätze berge, hat in der Mythologie und Sage einen bedeutsamen Ausdruck gefunden und muß daher in frühe Zeiten zurückreichen. Der Gott der Schätze Kubera hat jetzt seinen Sitz im Norden und thront auf dem Berge Kailāsa im Himālaya; vorher aber, so erzählt das Rāmāyaṇa, hatte er seinen Sitz in Lankā, der fabelhaften Stadt auf einem Berge in der Südsee, mußte dieselbe aber an seinen gewalttätigen Bruder Rāvaṇa abgeben. Die Beziehung des indischen Pluto zum Süden verrät auch der Name des südlichsten der größeren indischen Flüsse, der Kāverī; denn Kāberaka ist ein Patronymicum von Kuvera. Und die an diesem Flusse gelegene Stadt Trichinopoli wird als die Stadt des Triśiras gedeutet; Triśiras aber ist ein Name Kuberas. Verehrer dieses nordindischen Gottes, also Kaufleute und Händler aus Hindostan, werden in nicht geringer Zahl nach der Südspitze Indiens ausgewandert sein. Daß auch sie im Laufe der Zeit ihre Sprache mit der dravi-dischen Landessprache, dem Tamulischen, vertauschten, braucht uns nicht Wunder zu nehmen. Anders jedoch verhielt es sich auf dem gegenüberliegenden Ceylon. Diese Insel wurde schon frühe mit der fabelhaften Stadt Lankā (dem ehemaligen Sitze Kuberas) iden-tifiziert, und stets hat sie, namentlich der auf ihr gelegene Berg Rohaṇa, (vielleicht Adams-pik) als ganz besonders reich an Edelsteinen gegolten. Letzterer Umstand dürfte ein an-dauerndes Zuströmen nordindischer Ein-wanderer veranlaßt haben,*) das stark genug war, um das eingeborene Element, das wegen des insularen Charakters des Landes keine kompensierende Verstärkung erfahren konnte, mehr und mehr in den Hintergrund zu drängen. Dies können wir aus der Tatsache entnehmen, daß die Sprache von Ceylon, das Singhalesische, eine Tochtersprache des Sanskrit ist; sie unterscheidet sich aber so sehr in ihrem ganzen Habitus von ihren nordindischen

*) Das Rāmāyaṇa II 83 ff. zählt verschiedene Handwerke und Berufe auf, deren Vertreter den Bharata begleiteten, als er in den Wald zog, um sich dort gegebenen Falls dauernd niederzulassen (82, 18 ff.)

*) In mittelalterlichen Erzählungen bildet die sagenhafte Edelstein-Insel (Ratnadvīpa) ein stehen-des Motiv.

Schwestersprachen, daß bedeutende Linguisten früher nicht einmal ihren indogermanischen Charakter erkannten. Diese Verschiedenheit hat wahrscheinlich ihren Grund in der abweichenden Zusammensetzung der Bevölkerung. Die frühe Bekehrung der Insel zum Buddhismus (3. Jahrhundert v. Chr.) läßt vielleicht auch auf eine weniger intensive Brahmanisierung schließen; jedenfalls hat Ceylon seitdem immer eine gewisse Sonderstellung eingenommen, die aber den Zusammenhang mit der gemeinindischen Kultur nur etwas lockerte, nicht löste. Dagegen drang von dort der Buddhismus nach Hinterindien, nachdem die indische Kultur schon lange vorher auch in dieser entfernteren Halbinsel festen Fuß gefaßt hatte*).

Denn auch dorthin hatte sich dieselbe ausgebreitet. Allerdings sind die Spuren früher indischer Kolonien in dem größeren Teile der Halbinsel, der von den Barmanen und Siamesen bewohnt wird, durch eben diese Völker, die erst verhältnismäßig spät vom Norden her in ihre jetzigen Sitze eingewandert sind, gänzlich verwischt worden; um so reichlicher haben sie sich in dem breiten südlichen Küstensaume erhalten. Dorthin ist die eingeborene Bevölkerung, ebenfalls Mongolen mit monosyllabischen Sprachen, durch den Zuzug der Barmanen und Siamesen zurückgedrängt worden: es sind die Mon in Pegu am Unterlauf des Irawadi, die Khmer in Kambodja am unteren Mekhong und die Tscham in Tschampa, was jetzt das südliche Annam ist. Hier herrschte von den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung an eine intensive indische Kultur, die besonders in den beiden letztgenannten Ländern durch zahlreiche Reste zum Teil großartiger Bauten (Angor Vat), sowie eine lange, durch mehrere Jahrhunderte reichende Reihe von Sanskrit-Inschriften indischer Könige bezeugt wird. Wahrscheinlich setzte sich die indische Bevölkerung, welche Trägerin dieser Kultur war, aus Einwanderern aus verschiedenen Teilen Indiens zusammen; so ist für Kambodja Zuzug aus Nordindien beglaubigt. Die Namen Kambodja und Tschampa weisen ersterer nach dem nordwestlichen,**) letzterer nach dem östlichen Indien als Ausgangspunkten der ersten Kolonisation hin. Dagegen beweist die Übereinstimmung in der Schriftform besonders enge Beziehung zu dem nordöstlichen Dekhan (Vengi) im 4. und 5. Jahrhundert n. Chr., jedenfalls auf dem Seewege. Diese einst blühenden Reiche in Hinterindien verloren später ihre Selbständigkeit, Pegu an Barma, Kambodja an Siam und Tschampa an das in seiner Zivilisation chinesische Annam; aber die in ihnen festgewurzelte indische Kultur ging in mehr oder weniger abgeschwächter Form auf die siegreichen Barmanen und Siamesen über. Die von Ceylon ausgehende Ausbreitung des südlichen Buddhismus in Barma und Siam (vom 11. Jahrhundert an) hat der Kultur dieses Teiles von Hinterindien ihr jetziges Gepräge gegeben.

Die indische Kultur machte aber in ihrem stillen Eroberungszuge nicht an dem Gestade des Meeres halt, sondern sie griff auch nach der malayischen Inselwelt über. Am festesten faßte sie Fuß auf Java, wenigstens hat sie dort die dauerndsten Folgen gezeitigt. Der Metallreichtum der Insel hat ihr wohl schon frühe Gewinnsuchende aus Indien zugeführt. Aber nicht zufällige Ansiedelungen von Händlern und Abenteurern würde die Hinduisierung dieser Malayen zustande gebracht haben; sondern auch hier wie in Kambodja und Tschampa sicherte die auf dem Zusammenwirken von Kṣatriya und Brahmanen beruhende staatliche Organisation festen Bestand den Kolonien und dadurch auch der indischen Kultur, die nach einem chinesischen Bericht schon im 5. Jahrhundert n. Chr. in Java verbreitet war. Alte Inschriften in Sanskrit lehren uns viele indische Fürsten und ihre Reiche kennen, die zeitweilig auch zu einem einzigen vereinigt waren. Ruinen kolossaler Tempelbauten (Boro Budur, Tjandi Parambranan) zeugen von der einstigen Intensivität der indischen Zivilisation auf Java, mehr aber noch als all dies die alte Dichtersprache, das Kawi, eine javanische Sprache mit vorwiegend sanskritischem Wortschatz. Auch nachdem die ganze Insel 1468 mohamedanisch geworden war, büßte sie nicht ein, was sie sich an höherer Kultur von Indien angeeignet hatte; aber der eigentliche Hinduismus blieb seitdem auf die kleinere östlich gelegene Insel Bali beschränkt. Wahrscheinlich haben indische Reiche zeitweilig auch auf anderen Sunda-Inseln, namentlich Sumatra, bestanden; doch haben wir davon keine sichere Kunde. Dagegen legen

*) Vgl. E. Kuhn, der Einfluß des arischen Indiens auf die Nachbarländer im Süden und Osten. München 1903.

**) Cāṇakya (Kap. 160) nennt die Kṣatriya von Kambhoja ausdrücklich als gewerbsmäßige Krieger.

für den indischen Einfluß auf die Bevölkerung Indonesiens überhaupt beredtes Zeugnis ab einerseits die auf die indische Schrift zurückgehenden Alphabete verschiedener malayischer Völker, anderseits die zahlreichen Lehnwörter aus dem Sanskrit, die sich mehr oder weniger in allen malayischen Sprachen, selbst in denen der Philipinen und von Madagaskar, namentlich für Begriffe des höheren Lebens finden. Es sind das die letzten Strahlen, welche die indische Kultursonne nach dieser Seite entsandte.

Wir sahen, daß sich der indische Kulturkreis nach Süden und Osten leicht und nachhaltig ausdehnte. Im Westen berührte er sich mit der kräftigeren persischen Kultur, die seiner Erweiterung ein Ziel setzte oder doch etwa entstandene Vorposten wieder verschlang. Im Norden verlegte das höchste Gebirge der Welt, der Himālaya, dem Unternehmungsgeiste indischer Fürsten und Ritter bald den Weg, und jenseits dieses gewaltigen Gebirgswalles dehnte sich ein unfruchtbares Hochland aus, dessen rauhes Klima und wildkriegerische Bevölkerung jede Kolonisation von Indien aus unmöglich machte. Aber was ein unüberwindliches Hindernis für den Unternehmungsgeist der Menschen war, das war keins für die indischen Ideen. Über die höchste Gebirgskette hinweg nahm der Buddhismus triumphierend seinen Weg und unterwarf sich die Völker der gelben Rasse in Hoch- und Ostasien. Ihnen gegenüber erhob sich Indien zu einer ähnlichen Stellung, wie sie Rom während des ganzen Mittelalters gegenüber den Völkern Europas eingenommen hat. Dieses Ansehen, das an ehrfürchtige Verehrung grenzt, hat sich in der buddhistischen Welt bewahrt. Aber die frühere Expansionskraft Indiens und seiner Kultur, deren Wirkungen wir darzustellen versuchten, erlahmte, als der Islam den wichtigsten indischen Staaten ein Ende bereitete. Ob sie in anderer Form wieder aufleben wird, kann nur die Zukunft lehren.

Die internationalen Kulturbeziehungen und das nationale Bewußtsein.*)

Von Hugo Münsterberg, Professor an der Harvard University, Cambridge, Mass., z. Z. Austauschprofessor an der Berliner Universität und Direktor des Amerika-Instituts in Berlin.

Kommilitonen! Auslandsstudenten in hellen Scharen, Vertreter von einundzwanzig Staaten, sind in dieser Halle heute mit Deutschen freundschaftlich vereint, und bald werden Engländer und Russen, Italiener und Ungarn, Bulgaren und Schweden, Chinesen und Japaner, Amerikaner und Südafrikaner Ihnen bekunden, was sie zum Deutschen Reiche und zur deutschen Hochschule hingeführt. Vorher aber soll ein Deutscher, so wollte es der Vorstand des jungen Vereins, ein Wort zum Willkommen und zur Einführung sprechen. Um eine steife Rede kann es sich dabei ja nicht handeln; es gilt vielmehr, zwanglos und freimütig ein Bekenntnis darüber abzulegen, was uns bei der Gründung des Vereins das Herz erfüllt. Der Internationale Studentenverein hat ja nur dann die innere Berechtigung, Genossen zu werben, wenn seine Schöpfer wirklich von der Sehnsucht nach einem Neuen erfüllt sind, nach einem Neuen, das sich emporringt und erst langsam die rechten Formen zu finden vermag.

Lassen Sie mich von dem Erlebnis ausgehen, aus dem heraus die Pläne weiter wuchsen. Die meisten von Ihnen wissen vermutlich, daß letzten Herbst die preußische Regierung ein neues Institut geschaffen hat, das sogenannte Amerika-Institut, das seine schönen Räume im Neubau der Königlichen Bibliothek gefunden hat. Wenn ich sage, daß das Amerika-Institut daran arbeitet, die kulturellen Beziehungen zwischen Deutschland und Amerika zu fördern, so scheint es ja zunächst, als wenn es sich da um einen eng begrenzten Aufgabenkreis handelt, der

*) Rede, gehalten bei der Eröffnung des »Internationalen Studentenvereins« in Berlin am 20. Februar 1911.

nur zwei Völker angeht, und daß es sich um Arbeiten dreht, wie sie schließlich schon oft unternommen wurden. Aber so liegt es nicht; im Gegenteil, ganz ohne Vorgänger iſt das neue Inſtitut in die Welt getreten. Wohl wurde auch bisher vieles getan, was die Kulturbeziehungen der Länder feſter knüpft; aber während Handel und Politik im Völkerverkehr von jeher feſt organisiert waren, blieben die höheren Kulturinteressen planlosem Zufall überlassen. Und gegenüber diesem chaotischen Durcheinander galt es nun, planmäßig die gesamten Kulturbezie= hungen zwischen den beiden Nationen im Gebiet der Wissenschaft und Kunſt, der Er= ziehung und Technik, des Moralischen und des Sozialen, in allen wertvollen Ansätzen zu fördern, alle Hemmungen zu beseitigen, alle Gefahren auszuschalten, alle Kräfte zu ſteigern. Aber solch ein Verlangen kann sich nicht auf die zwei Länder beschränken, mit denen das Amerika=Inſtitut seine Arbeit be= gonnen hat. Der zugrunde liegende Ge= danke hat notwendigerweise die Tendenz weiter zu führen und darauf hinzudrängen, daß die Kulturbeziehungen aller Nationen und aller hochſtrebenden Völker mehr und mehr in planmäßiger, Überschau haltender Arbeit ergänzt, von Schäden befreit, gefördert werden. Der Geiſt, der das neue Inſtitut beherrscht, iſt nicht an deutsch=amerikanische Interessen gebunden, sondern ſtrebt nach wechselseitigem Verſtändnis und fruchtbarer Kulturberührung aller Nationen auf dem Erdenrund.

Von solchem Sinne und solchen Wünschen beseelt, saß ich in meinem Arbeitszimmer des Amerika=Inſtituts, als Dr. Nasmith von der Cornell=Universität in Amerika, in diesem Winter Berliner Student, mich aufsuchte und mir die Frage vorlegte, ob es nicht anginge, an der Berliner Hochschule einen internatio= nalen Verein zu gründen, so wie er jenseits des Wassers in seiner Universität, Cornell, und in meiner Universität, Harvard, und in mancher anderen seit langen Jahren beſteht. Er hatte kaum das Wort gesprochen, als vor meiner Phantasie die Erinnerung aufſtieg an unvergeßlich anregende Stunden, die ich als Mitglied des Cosmopolitan Club in Harvard so manchesmal verlebt. Ich dachte an unser letztes Jahresbankett in der Clubhalle, zu dem der deutsche, der englische und der japanische Botschafter von Washington nach Boſton herübergekommen waren, und an dem wir feſtliche Reden in immer neuen Sprachen und dabei indische und chinesische Gesänge mit russischen und japanischen Getränken genossen. Ich dachte an alle die freund= schaftlichen Beziehungen, die sich dort vor meinen Augen nicht nur zwischen deutschen Studenten und amerikanischen, sondern zwischen Akademikern aller Nationen des Erd= kreises hergeſtellt, und die so oft die Studien= jahre aufs glücklichſte überdauert haben. Und deutlich empfand ich, daß in der Tat, wer die internationalen Kulturbeziehungen fördern will, wie es der Geiſt des Amerika= Inſtituts erheischt, daß der zunächſt an die akademische Jugend denken sollte, an die akademische Jugend, welche die beſten Kräfte jeglichen Landes darſtellt, und welche zu= sammengeführt wird in ihren beſten, in ihren eindruckfähigſten, in ihren fruchtbarſten Jahren. Da konnte es für mich kein Zögern geben, und mit Freude versprach ich, dafür Sorge zu tragen, daß auch im Bannkreise der Hochschulen Berlins ein Cosmopolitan Club ins Leben treten soll, in dem die Akademiker jeder Nation herzlichſt will= kommen sein werden.

In wenigen Wochen iſt aus dem Samen= korn ein sprießendes Pflänzlein geworden. Von Ihnen hängt es ab, ob es nun weiter wachsen, blühen und schließlich Frucht tragen soll, oder ob es in der Gleichgültigkeit verwelken soll. Bisher iſt ja weiter nichts geschehen, als daß wir einen kleinen Kreis, etwa 30 Mann aufforderten, die ein Dutzend Nationen vertraten, Studenten der Universi= tät und der Technischen Hochschule, und mit ihnen naturgemäß den getreuen Eckart der ausländischen Studenten, Professor Paszkowski. In diesem engeren Kreise haben wir dann die Statuten beraten, die ordnungsmäßig den Behörden eingereicht sind, und den Statuten gemäß einen Vorſtand gewählt, in dem, so wie es sich gehört, Herr Nasmith den erſten Vorsitz führt. Alle übrigen Ämter sind dann an Vertreter der verschiedenſten Nationen, an Studenten, die sich besonders lebhaft für die Frage interessierten, zweckmäßig verteilt. Diese Statuten sind in Ihrer Hand. Was sie berichten, verlangt hier keine Wieder= holung, und dennoch scheint es nur natür= lich, wenn ein erläuterndes Wort nicht diesem oder jenem Paragraphen unserer Satzungen, sondern dem ganzen Plan hinzugefügt wird.

Wir müssen uns vor Augen halten, welches denn eigentlich die treibenden Ideen unserer Bemühung sind, denn darüber dürfen wir uns ja nicht täuschen, daß alles dieses leicht mißverstanden und mißdeutet werden kann.

Lassen Sie mich mit einem Negativen beginnen. Der Geist des neuen Vereins ist nicht kosmopolitisch, und es ist kein Zufall, daß, während wir manches der amerikanischen Cosmopolitan-Clubs in unserer Verfassung nachgeahmt, wir den Namen grundsätzlich verändert haben; nicht ein kosmopolitischer Verein, sondern ein Internationaler Verein ist geplant, und das, was da diesem oder jenem zuerst als ein kaum merkbarer Unterschied dünken mag, ist tatsächlich ein grundsätzlicher, ja vielleicht der allerwichtigste in der Auffassung der Kulturbeziehungen. Gerade in Deutschland waren kosmopolitische Ideen und Wünsche lange im Vordergrund des seelischen Lebens. Zu einer Zeit, als Deutschland politisch ohnmächtig war, und die Besten nur unfreudig an politische Dinge denken durften und um so sehnsüchtiger und beglückter ins Reich der Dichtung und der Philosophie sich flüchteten, da war der Kosmopolitismus die Gedankenrichtung der Zeit. Die Schranken der nationalen Beengtheit, die Zufälligkeiten der Volksunterschiede sollten verschwinden hinter dem bloßen Menschentum, das den ganzen menschlichen Kosmos zu einem Volk der Brüder macht. Es war die Sehnsucht nach einem Weltbürgertum, in dem alles Nationale fast wie ein Unwürdiges abgestreift und das allein Würdige, das reine Menschentum, alles Wollen umfaßte. »Seid umschlungen, Millionen, diesen Kuß der ganzen Welt«, das war der Kosmopolitismus in der Stunde politischer Verzagtheit. In manchem anderen Land mag das Wort »kosmopolitisch« heute unbedenklich sein, weil das Volk niemals den nationalen Gedanken preisgegeben hat. In Deutschland aber soll heute nichts an die Stimmung der nationalitätlosen Gesinnung erinnern, und mit Bewußtsein wollen wir daran festhalten, daß die Völkerannäherung, für die unser Verein wirkt, sicherlich nicht kosmopolitisch in dem Sinne ist, daß der nationale Gedanke von den internationalen Hoffnungen zertrümmert wird. Die Eigenart und die Selbständigkeit und der bewußte Wert der besonderen Nation ist die Voraussetzung und der Ausgangspunkt der übernationalen Beziehungen, die wir pflegen und denen wir dienen sollen.

Auf der anderen Seite waren die Gründer des Vereins sich aber auch darüber von vornherein klar, daß die Nationen, die da in ihrer Selbständigkeit sich begegnen wollten, nicht im Sinne verschiedener Rassen gedeutet werden durften. Der Ausgangspunkt für uns ist der Staat. Wir sehen ja nur selten, wenn jemals, daß Staat und Rasse sich decken. Bald liegt der Verschmelzungsprozeß des Rassengemisches weiter zurück, bald können wir ihn in der Gegenwart verfolgen, so wie in Amerika, wo ein neues Volk in dem gewaltigen Schmelztiegel der Neuen Welt aus den allerverschiedensten Volksstämmen erstanden ist und täglich ersteht. Bald ist die Mischung freundschaftlich, bald ist es ein widerstrebendes Zusammenhalten der verschiedensten Stämme in einem Staatsganzen, das vom Staatsgedanken beherrscht wird. Wir aber wissen, daß, wenn wir im höchsten Sinne unserer Aufgabe getreu werden wollen, wir diesen Staatsgedanken zum Ausgangspunkt unserer Arbeit machen müssen.

Vergegenwärtigen wir uns doch, daß es sich da um drei verschiedene Weltanschauungen handelt. Der Komopolitismus war die letzte Forderung des Zeitalters der Aufklärung, die das 18. Jahrhundert auf seiner Höhe beherrscht. Die Rassenlehre war die Konsequenz der kraß naturalistischen Auffassung, die in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts ihre Triumphe feierte. Das 20. Jahrhundert aber will wieder historisch denken und strebt einem neuen Idealismus entgegen, der die Jugend aller Länder ergreift. Vom aufklärerischen Standpunkt aus ist das Volkstum ja nur eine Schranke, und das Ziel ist die Erstrebung dessen, was jedem Vernunftwesen gemeinsam ist. So wie es für jeden gilt, daß drei mal drei neun ist, so muß nun jede Wahrheit die Sprache farbloser Logik sprechen und die gesamte Kultur nach dem Schema des vernünftig Gedachten sich ordnen lassen. Wir aber fühlen aus historischem Geiste heraus, daß die Wahrheit kein Fertiges ist, das Jeglicher vorfinden mag, sondern daß die Wahrheit geschaffen wird und in jeder Wahrheit die Wesensart des Schaffenden sich bekundet. Wir fühlen, daß es in gleicher Weise sinnlos ist, nach einer Kunst und einem Recht zu streben, daß in der ganzen Fülle und Mannigfaltigkeit der

Wahrheiten und Schönheiten und Sittlichkeiten und Heiligkeiten die Weltkultur sich entfalten muß. Aber wie das kosmopolitische Ideal dem historischen weichen muß, so kann uns auch die Oberflächlichkeit des naturalistischen Gedankens nicht mehr fesseln. Gewiß durfte die naturwissenschaftliche Betrachtungsweise, die uns zu den Großtaten der Technik geführt und den Horizont so überraschend erweitert hat, auch vor dem Völkergetriebe nicht stehen bleiben und mußte das bunte Spiel des Völkerwanderns und des Völkerkämpfens mit den Augen des Biologen und Zoologen studieren, der alles auf seine natürlichen Ursachen zurückführt, auf Vererbung und Anpassung, Umgebung und Geschlechtermischung. Da konnte die Wissenschaft denn zeigen, wie sich alles dieses Völkerbewegen aus der Verbindung, Durchdringung und Trennung der vererbten Rasseneigentümlichkeiten erklären ließ, und die von der Naturwissenschaft hypnotisierte Zeit vergaß darüber nur, daß, wenn alles Erklärbare im Völkerleben erklärt worden ist, ein eigentlich historisches Problem überhaupt noch garnicht berührt, geschweige beantwortet wurde. Denn die Menschen, welche als zielstrebende Persönlichkeiten wahrhaft in die Geschichte eintreten, sind gar nicht jene biologischen Organismen, die der Naturwissenschaftler unter dem Rassenstandpunkt betrachtet, sondern es sind wollende Persönlichkeiten, die aus dem Sinne ihres Wollens heraus verstanden werden müssen. Nicht wo sie herkommen, sondern wo sie hinstreben, gibt ihrem Sein einen Sinn. Nicht was die Natur da geschaffen, sondern was als Ideal in ihnen mächtig ist, verbindet und trennt sie. Ein Amerikaner sein bedeutet nicht, eine bestimmte Schädelform ererbt zu haben oder von Vorfahren abzustammen, die vor hundert Jahren mit dieser oder jener Rassengruppe ins Land eingewandert sind. Amerikaner sein bedeutet für jeden, der überhaupt das Land historisch verstehen will, seinen Willen einordnen in ein Gefüge von Hoffnungen und Strebungen, politischen, rechtlichen und wirtschaftlichen Zielsetzungen, die allen Bürgern jenes Staatslebens gemeinsam sein sollen. Und so ist Deutscher der, der an Luther und Lessing, an Schiller und Goethe, an Kant und Fichte, an Beethoven und Wagner, an Bismarck und an den Kaiser glaubt, und tiefinnerlichst zu ihnen Stellung nimmt, das heißt, der als wollende Persönlichkeit teilnimmt an den sittlichen, politischen, intellektuellen und ästhetischen Grundwollungen des deutschen Menschen. Wir also wollen mit Bewußtsein weder in kosmopolitischen Phantasieen, noch in rassenbiologischen Streitigkeiten unseren Ausgangspunkt nehmen, sondern in der Liebe zur eigenen staatlich geformten Nation mit ihrem selbständigen und eigenartigen Kulturleben.

Noch ein anderes Negatives betone ich: wir wollen hier nicht Politik treiben. Unsere Statuten besagen, daß religiöse und politische Streitfragen von den offiziellen Erörterungen ausgeschlossen sind, und das ist für uns keine leere Formel, sondern die Voraussetzung für das Beste, was wir hier anstreben. Wir wollen Politik nicht da einmal zulassen, wo sie in den amerikanischen Cosmopolitan-Clubs sogar statutenmäßig begünstigt wird, denn wenn ich mich nicht irre, heißt es dort drüben bei den kosmopolitischen Studentenvereinen, daß es eine ihrer Aufgaben sei, für die internationalen Friedensbestrebungen einzutreten. Wer von uns wollte den Frieden nicht, und doch, wir kommen unserem Ziel vielleicht näher, wenn wir es anderen überlassen, die Reden für die internationale Abrüstung zu halten und gegen die Schrecken des Krieges zu wirken. Die Propaganda für geklärte Friedensideen ist ja sicherlich eine der edelsten Bemühungen unserer Zeit, aber es geht mit der pazifistischen Aufklärung ein wenig wie mit der sexuellen Aufklärung. Das Ziel ist vortrefflich, aber die Hilfsmittel vereiteln die schöne Absicht. Friede ist ja nun einmal im Grunde etwas Negatives, die Abwesenheit von Kampf und Krieg, und die Diskussion muß daher immer wieder auf das Positive, das vermieden werden soll, hinweisen, und nun gilt es eben von den Kampfvorstellungen wie von den sexuellen Vorstellungen, daß, wenn sie überhaupt erweckt werden, die Erregung schädigend weiterwirkt, weil sie an die natürlichsten Instinkte appelliert, und wer da aufklärt, verbreitet gerade dadurch den Keim der Gefahr.

Was also wollen wir denn tatsächlich anstreben? Es ist nichts Überraschendes und nichts grundsätzlich Neues: Verständnis wollen wir wecken, aus dem tiefsten Glauben heraus, daß aus dem internationalen Verständnis die Anteilnahme und das Verlangen nach fried-

licher Zusammenarbeit und die nachhaltigſte Bereicherung der nationalen Arbeit entquillt. Dabei denken wir zunächſt naturgemäß daran, daß der Ausländer Verſtändnis für deutsche Art und deutsches Wollen erringen soll. Wohl mögen diesen und jenen Zufallsgründe aus der Ferne zur Hauptſtadt des Deutschen Reiches getragen haben, dieser und jener kam auch nur, um ein besonderes Stück Arbeit zu verrichten, das ihm unabhängig schien von dem Land und dem Volk, in dem er es durchführen wollte. Aber selbſt da mag schon ein Stück Selbſttäuschung sich einschleichen. Denn wer den einzelnen Gelehrten oder das einzelne Laboratorium aufsucht, mag dabei nur an die Wissenschaft und nicht an den nationalen Hintergrund denken, und doch gehören beide zusammen. Was der Chinese und der Südafrikaner, der Grieche und der Amerikaner, der Franzose und der Russe und der Italiener hier in den Universitätshallen sucht, iſt doch schließlich die besondere deutsche Wissenschaft, und für einen jeden gilt es ausnahmslos, daß er das beſte aus solch deutschländischem Studienjahr sicherlich nicht gewonnen, wenn das Deutschtum zu ihm nur in der Form der Wissenschaft sprach, wenn er nicht mit dem Fühlen und Wollen, dem Anschauen und Schaffen des deutschen Volkes sich in Fühlung gesetzt. Denn wie sehr unsere Zeit auch Anregungen weit über die Grenzen der Lande hinausträgt, dem jungen Studenten jeder Nation hat Deutschland doch noch ein Eigenſtes in voller Reinheit zu bieten. Der Deutsche wähnt ja nicht, wie es die Auslandskarikatur manchmal darſtellt, als wenn er allein im Besitz der wissenschaftlichen Methode sei, oder als wenn sein Volksleben allein Gemüt besäße. Er weiß auch wohl, wie viel er dem Ausland zu verdanken hat, und er weiß, wie sehr das Deutschtum selbſt in der Abwandlung seiner Lebensformen begriffen iſt, wie das Deutschland von Weimar dem Deutschland von Berlin gewichen iſt, und wie so vieles überwunden werden sollte, was der wirtschaftliche Aufschwung des neuen Deutschlands gezeitigt hat. Aber trotzalledem weiß der Deutsche, daß in der tiefſten Seele dieser Nation ein unvergeßlicher Glaube waltet, der charakteriſtisch verschieden iſt von der Lebensanschauung jeder anderen Nation, sodaß jeder, der mit dem deutschen Volke wirklich in Fühlung kommt, ein Neues, Unbekanntes, zu oft nur ein Ungeahntes in die Heimat zurückbringen kann.

Und doch kehrt die Mehrzahl der Ausländer von Deutschland zurück, ohne Deutschland gesehen zu haben. Gerade die Studenten und nicht die schlechteſten werfen sich da wohl mit Feuereifer auf ein Stück Arbeit, das ihre Kräfte völlig in Anspruch nimmt, und suchen ihre Erholung im Kreis ihrer Landsleute, und wenn sie nach Hause ziehen, sind im Grunde nur die mitgebrachten Vorurteile beſtärkt, und alles wesentliche bleibt unverſtanden. Gewiß iſt es ein Gewinn auch für Deutschland, wenn der Ausländer, der herkommt, wirklich eindringt in die deutsche Art, nicht um zu loben und nicht um zu tadeln, sondern um zu verſtehen und um das Verſtändnis weiter wirken zu lassen in seinem eigenen Lande. Wenn die deutsche Seele in der Welt etwas bedeuten soll, dann darf das Deutschtum sich nicht isolieren und darf nicht glauben, daß es nicht nötig habe, sich ernſthaft für die anderen zu bemühen. In der Kulturwelt gilt ja das Gegenteil von dem, was vom Markte gilt; je mehr weggegeben wird, deſto größer iſt der eigene Gewinn, und wer für sich behält, der muß verlieren. Aber mehr gilt es doch noch für das Ausland selbſt, daß es sich schädigt, wenn es sich nicht aufrichtig bemüht, an solch eigenartiger Kulturſtätte, wie dieser Kaiserſtadt, auf solch hiſtorisch großem Boden, wie diesem Deutschen Reiche mit vollen Händen aufzunehmen, was an Kulturwerten in die Heimat getragen werden kann.

Genau das Gleiche gilt nun aber auch für den Deutschen. Nicht lebhaft genug kann er es sich zum Bewußtsein bringen, daß es sein eigenſtes Interesse iſt, verſtändnisvolle Berührung mit den Kulturen fremder Nationen zu gewinnen. Der Deutsche hat oft darunter gelitten, daß er zu leicht das Fremde nachgeahmt und im fremden Land zu leicht sein Eigenſtes preisgegeben hat; aber die ganze Kulturgeschichte bekundet doch auch zugleich, daß seine Stärke und seine Größe nicht minder darin lag, daß er in unvergleichlicher Weise von anderen zu lernen verſtand, verſtändnisvoll in die Eigenart der anderen eindrang und zum Mittler werden konnte für das Geiſtesleben der Nationen. Und es wäre keine Wendung zum Besseren, wenn diese Gabe heute unausgenutzt bliebe,

und wenn die Deutschen anfingen, die Liebe zum eigenen Volke zu mißdeuten, als verlangte sie Gleichgültigkeit gegen die Fremde. Das Befte kann jede Nation nur dann leiften, wenn sie sich nicht durch Hochmut oder durch Kleinmut von den Schwefternationen getrennt hält, sondern im vollen Bewußtsein ihres eigenen Könnens Verftändnis entgegenbringt und Verftändnis erleichtert. Je mehr die akademische Jugend in solchem Verftändnis fremder Weltkulturen und in der Vernichtung beschränkter Vorurteile ein Ziel sucht, defto eher wird ihr Idealismus die laute Überschätzung des bloß technischen Fortschritts in unserem Zeitalter überwinden. Der gute Wille dringt weiter als jede drahtlose Telegraphie, der Enthusiasmus wagt sich höher als irgendein Luftschiff, das wechselseitige Verftändnis verhütet mehr Elend als irgendein Antitoxin.

Wechselseitiges Verftändnis ift in der Tat das wesentlichfte Ziel unseres neuen Vereins. Daß er vielerlei Bequemlichkeiten und Behaglichkeiten den einzelnen, uns allen frohe gesellige Stunden bringen soll, wird wie selbftverftändliches Nebenergebnis daraus folgen, und dafür werden wir schon Sorge tragen, daß dieses wechselseitige Verftändnissuchen nicht zu einem dürren Redenhalten und Redenzuhören herabsinkt, sondern daß in hundert wechselnden Formen die Kulturberührung hier eine ftets frische, anziehende, Geift und Gemüt bewegende werden soll. Und sagen Sie nicht, daß es ja doch alles nur bei Worten bleiben muß und daher nur bei einem farblosen Reflex der wirklichen Dinge, daß wer die fremde Kultur verftehen wolle, sie nicht durch Vorträge und Gespräche ergreifen kann, sondern nur, wenn er selbft hinaus ins fremde Land zieht. Im Gegenteil, auch das gehört zu den psychologischen Illusionen zu Vieler. Die meiften glauben wohl, daß eine Stunde lang wirklich ein Land zu sehen mehr Verftändnis erweckt, als ein Jahr lang darüber zu lesen. Wer sich aber viel im Ausland bewegt hat und sich ein wenig um Menschennatur kümmert, der entdeckt bald, daß häufig ein Jahr in einem Land leben nicht so viel Verftändnis bringt, wie eine Stunde etwas Vernünftiges darüber zu hören. Immer wieder zeigt es sich, daß so viele Ausländer nach Deutschland kommen, von Hôtel zu Hôtel ziehen und im Grunde von deutscher Kultur nichts begreifen, bis dann vielleicht in irgend einer lauschigen Ecke ein Freund mit einem ernften Wort in einer Abendftunde Verftändnis für das Wesentlichfte weckt, und es dann mit einem Mal wie Schuppen von den Augen fällt und plötzlich alles gesehen wird, was früher wohl die Sinne, aber nicht die Seele erreichte. Die Dinge sind im letzten Grunde das, was sie für den lebendigen Geift sind, und ein verftändiges Wort von einem Freund, der sein Heimatland kennt, mag uns mehr erschließen über die Fremde als das getreuefte Wandern mit dem Bädeker in der Hand. Vor ein paar Tagen hielt ich in der Universität Jena einen Vortrag über Amerika, und nachher sagte mir der allverehrte Haeckel, der unter meinen Zuhörern gewesen, daß er mit mir im wesentlichen ganz übereinftimme, daß es wirklich in Amerika so zugehe, wie ich es geschildert habe. Und dann fügte er hinzu, daß er ja allerdings selbft nie in Amerika gewesen sei, daß er aber vor Jahren in Asien einmal eine Zeitlang mit einem amerikanischen Arzte verkehrt habe, und er da zum erften Mal Verftändnis für das wirkliche Amerika gewonnen hätte. Ift es nicht jedem von uns immer wieder so gegangen? Ich entsinne mich, wie einmal ein indischer Priefter mich besuchte, und ich in einem vielftündigen Gespräch mehr über die Wesensart des ewigen Indiens in mich aufnahm, als ich je hoffen durfte, wenn ich bloß als Reisender das indische Land durchziehen würde. Und selbft die Länder, die ich gesehen, gaben mir doch immer ihr Tiefftes erft, wenn ein erfüllter Menschengeift sie reflektierte. Solchen Geiftesaustausch, es mag ein Zwiegespräch oder ein Hundertgespräch sein, den wollen wir hier suchen, und jedem von uns tut er not, von welchem Ende der Welt wir auch nach Berlin zusammengeftrömt sein mögen, oder von welchem Winkel Berlins wir mit der Seele in die fremden Länder hinauspilgern mögen. Verftändnis bedeutet Einfluß, Verftändnis bedeutet Friede, Verftändnis bedeutet Menschenwert, und Ihre Studienzeit kann Ihnen nichts Herrlicheres fürs Leben mitgeben als solchen Sinn, der auf das Ganze der Weltkultur verftändnisvoll eingeftellt ift. Und so ift jeder von Ihnen, Franzose und Russe, Japaner und Amerikaner, Südafrikaner und Auftralier, Chinese und Deutscher, willkommen hier als Gebender und Nehmender.

Sei jeder von glühendem Nationalbewußtsein erfüllt, jeder gewiß, daß sein Heimatstaat sein Eigenstes von unvergänglichem Werte bietet, und daß die andere Art nicht weniger not tut. Denn hier soll es sein wie draußen in der großen Wirklichkeit, wo die Sinfonie der Weltkultur nicht denkbar wäre, wenn alle Instrumente nur Flöten oder alle nur Bässe wären. Da müssen die Geigen singen nnd die Trompeten schmettern und die Hörner blasen und die Harfen klingen; nur dann steigt der Herrgott der Weltgeschichte ans Dirigentenpult und schlägt jubelnd den Takt dazu.

Nachrichten und Mitteilungen.

Korrespondenz aus Rom.

Die Jubelfeier des Königreichs Italien.

Mit südländischer Begeisterung ist Italien in diesen Tagen in sein Jubeljahr eingetreten und hat begonnen, die Fünfzigjahrfeier seines Bestehens als Königreich zu begehen. Am 27. März hat auf dem Kapitol unter Mitwirkung des Königs mit seinem Hause, der Regierung, der beiden Häuser des Parlaments die erste große Festfeier stattgefunden. An diese schließt sich eine nicht endenwollende Reihe von Veranstaltungen aller Art, Kongresse, Volksfeste, Beleuchtungen, Girandolen. Keine Mühe ist gespart worden, um Vieles und Ungewöhnliches zu bieten. Ganz außerordentliche Ermäßigungen auf den Eisenbahnen für acht Reisen auf dem gesamten Staatsbahnnetz der Halbinsel und Siziliens werden den Besuchern einer jeden der drei Jubiläums-Ausstellungen gewährt.

Alle geschichtlichen Ereignisse, deren das Königreich Italien bisher gedenken konnte, wie der Erlaß der sardinischen Verfassung, der siegreiche Feldzug von 1859, die Revolutionen in Mittel- und Süditalien, hatten als regionale Ereignisse in einem örtlichen Rahmen gefeiert werden müssen. Die feierliche Verkündigung des neuen Königreichs vom 27. März 1861 dagegen ist das erste Ereignis in der modernen Geschichte, an dessen Erinnerung sich das ganze Land beteiligen wird. Der Hauptteil der Feier wird natürlich in Rom stattfinden, aber auch die beiden anderen Städte, die auf kurze Zeit Sitz der Regierung und Residenz des Hofes gewesen sind, Turin und Florenz, haben ihren Anteil an dem Festessegen. In Florenz ist bereits vor einigen Tagen in den Räumen des Palastes der Signoria, dem größten Denkmal städtischer Größe, eine Ausstellung von nicht weniger als achthundert italienischen Portraits der letzten drei Jahrhunderte feierlich eröffnet worden. Aus ganz Europa sind der Ausstellung Bilder von Päpsten, von Königen, Fürsten, Kardinälen, Dichtern, Damen und Kriegern zur Verfügung gestellt worden. In Turin wird Ende April eine große moderne Industrieausstellung eröffnet werden, die die Fortschritte Italiens auf gewerblichem Gebiete zeigen soll.

In Rom werden aber die Veranstaltungen in einem der alten Hauptstadt der Welt angemessenen monumentalen Rahmen gehalten. Ohne Zweifel will das bürgerliche Italien an Glanz und Größe der Veranstaltungen mit den kirchlichen Pompfesten der Jubeljahre wetteifern. Daher erklärt es sich auch, welches Interesse man hat, fremde Herrscher im Jubeljahr nach der italienischen Hauptstadt zu ziehen. Daraus geht aber weiter hervor, wie viel dem Vatikan daran liegen muß, daß die bürgerlichen Feste nicht den Glanz der Veranstaltungen des Stuhles Petri überstrahlen. Deshalb hat der Papst auch erklärt, daß er in diesem Jahre keinen fremden nach Rom kommenden Fürsten empfängt; obwohl doch die zu feiernden Ereignisse dem Papsttum keinen Verlust zugefügt haben, wie die Annexionen von 1860 oder die Einnahme von Rom.

Den Eindruck, daß es auf einen angestrengten Wettbewerb des heutigen Italiens mit Institutionen anderer Zeiten und Richtungen abgesehen ist, erhält man auch bei der Betrachtung des Viktor-Emanuel-Denkmals, dessen Einweihung ein Hauptglied in der Kette der festlichen Veranstaltungen bildet. Mit diesem gewaltigen Monument haben die modernen Italiener ein Seitenstück zu den größten alten baulichen Leistungen in der ewigen Stadt schaffen wollen. Von wo man auch auf Rom herabblickt, ob vom Pincio oder vom Janiculus, das neue Denkmal an der Nordseite des Kapitols springt sofort dem Beschauer mit seiner riesigen hellen Masse in die Augen. Rom erzieht, um einen übertreibenden, aber anschaulichen Ausdruck zu gebrauchen, zum Größenwahn, und wenn das dritte Italien ein Werk schaffen wollte, das neben einem kaiserlichen Kolosseum oder einem päpstlichen Vatikan nicht zu übersehen ist, so mußte es ganz gewaltige Maße wählen. Bei einer Höhe von 80 m, einer Länge von 130 m und einer Tiefe von 135 m gehört das Denkmal zu den riesigsten Schöpfungen in der Welt und stellt auch rein äußerlich eine gewaltige technische Leistung der heutigen Herren der ewigen Stadt dar. Aber bei aller Wucht der Masse hat es einen großen künstlerischen Wert. Es ist in rein klassischem Stil gehalten, ohne eine bloße Nachempfindung der Schöpfungen anderer längst vergangener Zeiten zu sein. Die besten Künstler des heutigen Italiens haben an ihm gearbeitet, vor allem als Urheber des Gesamtentwurfs der treffliche, von einem frühen tragischen Tode ereilte Sacconi, ferner Chiaradia, der Schöpfer der eigentlichen Reiterstatue des ersten Königs von Italien, der feinsinnige Turiner Bistolfi, der sich auch durch sein Segantini-Denkmal auf dem Maloja einen Namen gemacht hat, und viele andere mehr. Das ganze Denkmal erhebt sich als feingegliederter amphi-

theatralischer Aufbau, und es braucht sich vor einem anderen benachbarten Monument, das zwar in seinen Maßen viel bescheidener ist, das aber einen seltenen Wurf von Künstlerhand vorstellt, dem Denkmal des Mark Aurel auf dem Platze vor dem Kapitol, nicht zu schämen. Das neue Denkmal hat eine mit der des Königreichs eng verbundene Geschichte. Ungefähr drei Jahrzehnte hat Italien daran gebaut, häufig hatte der Bau aus Mangel an Mitteln auf längere Zeit unterbrochen werden müssen, und erst der wiedererwachten italienischen Tatkraft und den gesundeten Staatsfinanzen des letzten Jahrzehnts ist es vergönnt gewesen, das große Werk zu Ende zu führen. Die Gefahr, das Denkmal in halbfertigem Zustand liegen lassen und seine Vollendung vielleicht künftigen Jahrhunderten zuschieben zu müssen, hat während der Bau- und Finanzkrise in den achtziger und am Anfange der neunziger Jahre des vergangenen Jahrhunderts manchmal bedenklich nahe gelegen. Die Kosten des Denkmals waren zuerst auf 25 Millionen angeschlagen worden, haben aber die doppelte Höhe erreicht. Übrigens wird das Denkmal die Zahl der berühmten Aussichtspunkte auf die ewige Stadt um einen vermehren.

Die große Anziehungskraft Roms soll durch mehrere eigenartige Ausstellungen während des Jubeljahres noch erhöht werden. Die bedeutendste von diesen ist die archäologische, die in den wiederhergestellten Thermen des Diocletian, dem dem Hauptbahnhofe gegenüber gelegenen Sitze des Staatsaltertumsmuseums, untergebracht ist. Sie soll die gesamten Leistungen römischer Kultur und römischer Verwaltung in den 36 Provinzen des alten Weltreichs veranschaulichen. Von überall her, wo der römische Legionsadler als Pionier der Kultur erschienen war, von den Ufern des Ebro wie von denen des Rheins und der unteren Donau, von den Küsten Nordafrikas wie von denen Britanniens, von den Steppen Daziens wie den Bergen Rhätiens und den Klippen Dalmatiens, aus Gallien, aus Griechenland, aus Ägypten, kommen in Originalen oder getreuen Nachbildungen Stücke von Bauten, zu Wasser und zu Lande, Pläne von Städten, Gesetzestafeln und Meilensteine, Denkmäler und Bildnisse, eine Sammlung von Dokumenten römischer Kulturleistung, wie man sie in gleicher Ausdehnung und Bedeutung noch nie zusammen gesehen hat.

Beschäftigt sich die archäologische Ausstellung hauptsächlich mit den außeritalischen Provinzen in der Vergangenheit, so ist den einzelnen Landschaften des heutigen Italiens eine ethnographische Ausstellung gewidmet, die sich im Norden der Stadt vor der Porta del Popolo erhebt. Alle Landschaften Italiens haben für ihren Stil und für ihre Arbeit charakteristische Bauten und Betriebe gesandt. Venedig und die Städte aus der Lagune z. B. haben einen Kanal graben lassen, an dessen Ufern das spezifisch venezianische Kunstgewerbe durch eine Spitzenschule und eine Glashütte vertreten ist. Die Lombardei schickt eine Seidenzüchterei, Ligurien ein Stück des Hafens von Genua, die Toskana den Hof eines Halbbauern. Der Zweck dieser Veranstaltung ist es, die Mannigfaltigkeit des Lebens im heutigen Italien zur Anschauung zu bringen.

In der Engelsburg sind eine militärgeschichtliche und eine stadtrömische Ausstellung untergebracht, die eine erwünschte Ergänzung zu den Ausstellungen des alten Imperiums und des modernen Königreichs sind.

Wünschen wir dem italienischen Volke einen vollen Erfolg für seine großen Anstrengungen.

N—o.

Mitteilungen.

In Nr. 8 haben wir die Themata der Vorträge mitgeteilt, die für die allgemeinen Sitzungen des IV. Internationalen Kongresses für Philosophie angekündigt worden sind; eine Änderung in dem Programm ist insofern eingetreten, als Wilhelm Ostwald nicht über elementare Begriffe und die Gesetze ihrer Verbindung sprechen wird, sondern über die Beziehungen der Willensvorgänge zum Dissipationsgesetze der Materie. In den allgemeinen Sitzungen sollen auch Diskusionen über die gegenwärtige Aufgabe der zeitgenössischen Philosophie (Referenten Henri Bergson, Paris, und Alessandro Chiapelli, Florenz) und über Werturteile und Wirklichkeitsurteile (Referent Emile Durckheim, Paris) stattfinden. Der Kongreß gliedert sich in acht Sektionen; von den für die Sektionssitzungen angekündigten Vorträgen seien die folgenden genannt. In der I. Sektion für allgemeine Philosophie und Metaphysik werden u. a. sprechen Hans Driesch (Heidelberg) über das Werden und seine möglichen Formen und Arturo Farinelli (Turin) über die Umwelt in der Entwicklungsgeschichte des Geistes. In der II. Sektion für Geschichte der Philosophie sprechen France. Acri (Bologna) über Trendelenburg, Paul Deussen (Kiel) über eine neue Ausgabe der Werke Schopenhauers, Oswald Külpe (Bonn) Zur Geschichte des Realitätsbegriffs, Xavier Léon (Paris) über Fichte und Machiavelli. In der III. Sektion für Logik und Wissenschaftstheorie werden Ernst Cassirer (Berlin) die erkenntnistheoretische Bedeutung des Grenzbegriffes, Hermann Cohen (Marburg) die Methode des wissenschaftlichen Idealismus, Federigo Enriques (Bologna) den Zahlbegriff, W. Jerusalem (Wien) das Erkenntnisproblem im Lichte der Soziologie, Giuseppe Peano (Turin) den gegenwärtigen Stand der mathematischen Logik, Hans Vaihinger (Halle) Fiktion und Hypothese behandeln. Aus der IV. Sektion (Moral) nennen wir A. Meinongs (Graz) Vortrag für die Psychologie und gegen den Psychologismus in der allgemeinen Werttheorie und Moritz v. Karmans (Budapest) Darlegung des Systems der ethischen Ideen. In der V. Sektion für Religionsphilosophie spricht u. a. Prabu Dutt Shastri (Oxford) über die Mayalehre in der indischen Philosophie. Die VI. Sektion ist der Rechts- und Sozialphilosophie gewidmet. In ihr wird Rudolf Stammler (Halle) über die Rechtsphilosophie Jean Jacques Rousseaus, Elie Halévy (Paris) über den Zweck in der Geschichte, W. Lutoslawski über die Nationen als metaphysische Realitäten sprechen. In der VII. Sektion für Ästhetik hat Theodor Elsenhans (Dresden) einen Vortrag über die Theorie der Phantasie angekündigt. In der VIII. Sektion für Psychologie erörtert Marcel Foucault (Montpellier) die Gesetze der geistigen

Arbeit, K. R. Geijer (Upsala) spricht über das Zeugnis der neueren Erfahrung von der Seele, Mark J. Baldwin (Baltimore) über Vermittlung und Unmittelbarkeit, Elie de Cyon (Paris) über die psychologische Lösung des Raum- und Zeitproblems und die Folgerungen für die Psychologie. — Den Vorsitz des Kongresses führt Professor Federigo Enriques (Bologna), Generalsekretär ist Professor G. C. Ferrari. — Die Beteiligung an dem Kongreß ist dem Sekretariat in Bologna (Via Farini 5) unter Beifügung der Einschreibegebühr von 25 Fr. anzuzeigen, den Teilnehmern wird von der italienischen Grenze ab eine Ermäßigung des Eisenbahnpreises von 50 % gewährt.

*

Die 51. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner wird vom 3. bis 6. Oktober in Posen unter dem Vorsitz von Professor Dr. Rudolf Lehmann an der Königl. Akademie und Geh. Reg.-Rat Professor Dr. Heinrich Schröer, Direktor des Königl. Mariengymnasiums, stattfinden. Als Obmänner haben die vorbereitenden Geschäfte übernommen für die philologische Sektion Professor Dr. Skutsch in Breslau und Gymnasialdirektor Dr. Rost in Krotoschin; für die pädagogische Sektion Provinzialschulrat Kummerow in Posen und Gymnasialdirektor Heinrich in Gnesen; für die archäologische Sektion Geh. Reg.-Rat Professor Dr. Förster in Breslau und Gymnasialdirektor Dr. A. Trendelenburg in Berlin; für die historisch-epigraphische Sektion Professor Dr. W. Otto in Greifswald und Professor Dr. Kirchner in Berlin-Wilmersdorf; für die romanistische Sektion Geh. Reg.-Rat Professor Dr. Appel in Breslau und Direktor der Kgl. Luisenschule Doblin in Posen; für die anglistische Sektion Professor Dr. Dibelius in Posen und Direktor der Oberrealschule Dr. Kopka in Bromberg; für die germanistische Sektion Professor Dr. Brecht in Posen und Professor A. Schulz in Posen; für die indogermanische Sektion Professor Dr. Schrader in Breslau; für die Sektion für Volkskunde Professor Dr. Siebs in Breslau und Professor Dr. Erich Schmidt in Bromberg; für die Sektion für mittlere und neuere Geschichte (angeschlossen Erdkunde) Professor Dr. Buchholz, Professor Dr. Weber und Oberlehrer Dr. Moritz in Posen; für die orientalistische Sektion Professor Dr. Praetorius in Breslau und Professor Dr. Jacob in Bromberg; für die mathematisch-physikalische Sektion Professor Dr. Spies in Posen und Direktor des Kgl. Realgymnasiums Professor Dr. Thieme in Bromberg, und für die biologische Sektion Professor Dr. Pfuhl in Posen und Gymnasialdirektor Dr. Liman in Bromberg.

*

Im Wintersemester 1910/11 hatten die acht österreichischen Universitäten nach dem Bericht des Unterrichtsministeriums 28,662 Besucher. Von diesen fallen auf die Universität Wien 9736, d. h. mehr als ein Drittel. Dann folgen Lemberg mit 4824, die tschechische Universität in Prag mit 4432, Krakau mit 3308, Graz mit 2063, die deutsche Universität in Prag mit 1844, Innsbruck mit 1288 und Czernowitz mit 1167. Auf die Fakultäten verteilen sich die Studierenden in folgender Weise: die theologischen hatten 1500, die rechts- und staatswissenschaftlichen 13,050, die medizinischen 5319 und die philosophischen 8793 Hörer. Studentinnen gab es 1036, von diesen waren ordentliche Hörerinnen 949, die übrigen Hospitantinnen; die theologischen Fakultäten hatten keine Studentinnen, die juristischen nur Hospitantinnen.

*

Die Erkennung und Behandlung der Lungentuberkulose, einschließlich ihrer sozialen Bekämpfung, betrifft ein Zyklus von Vorträgen und Übungen, den das Zentralkomitee für das ärztliche Fortbildunswesen in Verbindung mit dem Deutschen Zentralkomitee zur Bekämpfung der Tuberkulose in Berlin vom 6.—10. Juni veranstaltet. Das Programm des Zyklus ist: 1. Prophylaxe der Tuberkulose (Professor Dr. R. Lennhoff), 2. Klinische, klimatische Heilstätten-Therapie (Geh. Med.-Rat Professor Dr. Kraus), 3. Übungen in der Auskultation und Perkussion (Professor Dr. von Bergmann, Professor Dr. Staehelin, Professor Dr. Klemperer, Professor Dr. Rosin), 4. Tuberkulin-Diagnostik und -Therapie mit anschließenden Übungen (Dr. Holdheim, Professor Dr. Jochmann, Professor Dr. A. Kayserling, Geh. Med.-Rat Professor Dr. M. Wolff), 5. Serum-Diagnostik, Immunitäts- und Serum-Therapie (Professor Dr. Jochmann), 6. Pathologische Anatomie der Lungentuberkulose (Professor Dr. Benda), 7. Technik der Röntgen-Diagnostik (Professor Dr. von Bergnann, Dr. Max Cohn, Professor Dr. Grunmach, Dr. Immelmann, Geh. Med.-Rat Professor Dr. M. Wolff), 8. Tuberkulose und soziale Gesetzgebung (Dr. von Golz, Stadtrat San.-Rat Dr. Gottstein). Ferner sind in Aussicht genommen die Besichtigungen: von Fürsorgestellen, der Heilstätte Grabowsee (unter Führung von Professor Dr. Nietner), einer Walderholungsstätte (unter Führung von Professor Dr. Lennhoff), und des Tuberkulose-Museums (unter Führung von Professor Dr. Kayserling). — Die Teilnahme an dem Zyklus ist nur Ärzten gestattet und unentgeltlich (gegen Erstattung einer geringen Einschreibegebühr).

*

Das Metropolitan-Museum of Art in New York hat vor einiger Zeit als ein Geschenk der Miß Helen Miller Gould eine berühmte Sammlung ägyptischer Altertümer erhalten. Es handelt sich um die hauptsächlich aus Kleinkunst bestehende Sammlung, die der verstorbene Dr. Chauncey Murch während seiner 25jährigen Tätigkeit an der Spitze der amerikanischen presbyterianischen Mission zu Luxor in Oberägypten angelegt hat. Die aus 3370 Einzelnummern bestehende Sammlung ist besonders wertvoll in ihren Siegelzylindern, Scarabäen, Amuletten, kleinen Götterfiguren, Ringen, Halsketten und anderen ornamentalen Gegenständen, die in ausgezeichneten und seltenen Exemplaren in Gold, Amethyst, Beryll, Karnelian, Lapis lazuli und blauem Glasfluß nunmehr in dem großen New Yorker Museum zu sehen sind. Ein soeben erschienenes Supplement des Bulletins des Metropolitan-Museum of Art (Januar 1911) ist der »Murch Collection of Egyptian Antiquities« durchaus gewidmet und von 22, oft aus mehreren Stücken bestehenden Abbildungen begleitet. M.

Internationale Wochenschrift für Wissenschaft Kunst und Technik

herausgegeben von Prof. Dr. Paul Hinneberg, Berlin, Mauerstr. 34

Verlag: August Scherl, Berlin SW, Zimmerstraße 36-41. — Druck: Bayerische Druckerei und Verlagsanstalt G. m. b. H. in München, Bayerstraße 57.

5. Jahrgang Nr. 14
8. April 1911

Inseraten-Annahme bei den Annoncen-Expeditionen von August Scherl G. m. b. H., Berlin und Daube & Co. G. m. b. H., Berlin und deren sämtlichen Filialen.

Für die Redaktion verantwortlich: Professor Dr. Wilhelm Paszkowski, Berlin-Gr. Lichterfelde.

Erscheint jeden Sonnabend. — Preis vierteljährlich für Deutschland und Oesterreich **3 Mark**, für die übrigen Länder des Weltpostverkehrs **4 Mark 30 Pfg.** bei direktem Bezug unter Kreuzband. — Einzelnummer **25 Pfg.** — Inserate die dreigespaltene Nonpareillezeile **50 Pfg.** — Abonnements nehmen alle Buchhandlungen und Postanstalten, sowie sämtliche Geschäftsstellen von August Scherl G. m. b. H. entgegen.

INHALT

Die Abhandlungen erscheinen in deutscher Sprache, englische und französische auf Wunsch der Autoren im Urtext

Ist das Urchristentum eine Mysterienreligion?

Von Georg Heinrici, Professor an der Universität Leipzig.

Die Wertungen wechseln. Um die Mitte des vorigen Jahrhunderts versuchte mit anderen Bruno Bauer nachzuweisen, daß das Christentum der verwilderte Niederschlag der griechisch-römischen Popularphilosophie und des alexandrinischen Judentums unter Beeinflussung des Kaiserkultus sei. Es folgte eine Zeit, in der die Beziehungen des Christentums zum Hellenismus überhaupt abgelehnt oder doch zur Seite gedrängt wurden unter Betonung seiner Bedingtheit durch das Spätjudentum. Jetzt aber wird namentlich von einer Reihe religionsgeschichtlich arbeitender Philologen, denen Hermann Usener den Geschichtswinkel zurecht gerückt hat, die hellenistische Mystik als die *antiqua mater* des Christentums ans Licht gestellt. Das von Albrecht Dieterich mit einem wertvollen Kommentare herausgegebene mithrische Zauberritual, das er durch den Titel »Eine Mithrasliturgie« wenig sachentsprechend ehrte (2. Aufl. 1910), hat die Arbeit in dieser Richtung angeregt und belebt. Wir danken ihr eine vertiefte Kenntnis sowohl der hellenistischen Religionen als auch der geschichtlichen Grundlagen und Beziehungen des Christentums. So wie der volkstümliche Charakter desselben namentlich durch Adolf Deißmanns wirkungsvolle Forschungen reicher und lebendiger erfaßt worden ist, so ist durch die Nachweise möglicher und wirklicher Verwandtschaft des Christentums und der hellenistischen Mystik die Tatsache von neuem erhärtet, daß es tiefe Wurzeln in dem Kulturboden und dem Religionsleben der Antike getrieben hat. Daraus erwächst das Problem: Ist nicht überhaupt die hellenistische Mystik die Seele des Christentums, in neuen Formen der alte Geist? Der Tatbestand ist in dem ausgezeichneten Buche Paul Wendlands »Die hellenistisch-römische Kultur in ihren Beziehungen zu Judentum und Christentum« (1907) dargelegt. In großzügigem Bilde hat Robert von Pöhlmann in seinem Werk »Die römische Kaiserzeit und der Untergang der antiken Welt« (1910) diese Auffassung durchgeführt. Adolf Bauer (Vom Griechentum zum Christentum, 1910) kommt zu dem Ergebnis, daß die formende Kraft des Christentums nicht die Lehre Jesu, sondern der Jesuskult sei. In erfrischender Einseitigkeit hat sodann R. Reitzenstein (Die hellenistischen Mysterienreligionen, 1910) als den eigentlichen Vater des Christentums wieder den Apostel Paulus hingestellt, der den Glauben an sein Apostolat und seine Freiheit dem Hellenismus danke (S. 60). Er spricht dabei den trefflichen Grundsatz aus: »Auf die Zusammenhänge kommt bei derartigen Untersuchungen alles an« (S. 104). Niemand wird da wider-

sprechen, allein die sachgemäße Anwendung dieses Grundsatzes fordert mehr, als die Heranziehung von Analogien aus der hellenistischen Mystik. Wer Paulus verstehen will, darf seine Ethik nicht außer acht lassen, seine Beziehungen zum Evangelium nicht unterwerten und nicht übersehen, wie der Apostel in der alttestamentlichen Religion die Orientierungspunkte auch für seine Theologumena gefunden hat.

*

Aber gewiß ist die Frage nach dem Verhältnis des Christentums zur hellenistischen Mystik sachlich berechtigt. Durch die Mission unter den Hellenen hat es ja die feste Ausprägung seiner Grundlehren gewonnen; kraft dieser Mission ist es eine Menschheitsreligion geworden. Seine ersten Bekenner unter den Hellenen stammen aus den Unterschichten der Gesellschaft, deren Zugehörige sich, dem Zuge der Zeit entsprechend, in religiösen Genossenschaften zusammenfanden, um gemeinsame Überzeugungen und Interessen zu pflegen. Überwiegend waren es also kleine Leute (tenuiores), Sklaven, Freigelassene, Handwerker, meist Zugewanderte, die in den Handelszentren und Großstädten eine neue Heimat finden wollten. In diesen Kreisen vereinigten sich die verschiedenartigsten Elemente; kennzeichnet doch die hellenistische Kultur nicht nur die Mischung der Völker, die im römischen Weltreiche zusammengeschlossen waren, nicht nur der rege Handelsverkehr zwischen Orient und Okzident, sondern auch der Austausch von Kulten und Ideen. Die tiefgehende religiöse Erregung der Zeit aber ist vor allem durch das Eindringen orientalischer Religionen bestimmt, deren Schwerpunkt in der Mystik lag.

Wie früh diese Invasion sich wirksam bewies, zeigt die feierliche Einholung der idäischen Mutter von Pessinus nach Rom (Livius 29, 11) im Jahre 205. Die Eindrücke, die sie hervorrief, finden Wiederhall in dem merkwürdigen Klagegedicht des entnüchterten Atysdieners, das Catull (carm. 62, 86 f.) mit dem Stoßseufzer an die Kybele beschließt: »Fern sei von meinem Haus alle die wilde Begeisterung! Andere verzücke, andre laß rasen, o Herrin!« Und wie unheilvoll wirkte im zweiten Jahrhundert in Rom der Import des Dionysoskults, der alle Bande frommer Scheu löste.

Die ausführliche Schilderung, die Livius (39, 8 f.) von der Ausbreitung, den Wirkungen und der Ausrottung der Bacchanalien gibt, ist symptomatisch nicht bloß für die zersetzende Macht der mystischen Kulte, sondern auch für das Grauen, das den antiken Menschen erfüllt, wenn er gezwungen ist, über religiöse Entartungen zu richten: es könnte ja doch durch den Spruch der Gott, der den Kult eingesetzt hat, beleidigt werden. Und welche Ausdehnung hatten diese Winkelkulte gewonnen! Des Apulejus Darstellung des wüsten Gebarens der Kybelemysten (Metamorphoseis VIII, 9—IX, 10) und ihr Gegenstück, seine Einweihung in die Mysterien der Allmutter Isis (XI, 19 f.), des Lukians religionsgeschichtliche Kulturbilder Alexander von Abonoteichos und Peregrinus Proteus, die schmutzige Mystik in Petrons Satyricon, die Mysterieninschriften, die Zauberpapyri geben des Zeugnis. Die griechisch-römische Welt, nicht bloß ihre Unterschichten, sind durchsetzt und durchwirkt von diesen Elementen.

Solche Einwirkungen wären nicht erfolgt, wenn diese mystischen Kulte nicht einer tief empfundenen Sehnsucht Befriedigung geschafft hätten. In der Zeit der Religionswende waren infolge der Zersetzung der überlieferten Autoritäten die inneren Spannungen immer stärker geworden, zugleich aber auch die sozialen Nöte und Gegensätze. Sie steigerten sich in gleichem Verhältnisse mit den besseren Ordnungen der Verwaltung und dem Aufblühen von Handel und Wandel, wodurch die Kluft von Armut und Reichtum sich erweiterte und stärker empfunden wurde. Denn gewiß, um so lebhafter wurde sie empfunden, je mehr der Mensch sich seiner Menschenrechte bewußt ward. Was der Kyniker auf den Straßen predigte von Freiheit und Menschenwürde, fand weithin Wiederhall. Und verlangt die Menschenseele nicht allezeit nach Bürgschaften der großen Gewißheiten, die dem inneren Leben Inhalt und Kraft gewähren? Der Mensch will sich als Mensch behaupten, er will sich unabhängig vom Zwang der Verhältnisse als Glied einer höheren Ordnung der Dinge fühlen. Wer ihm dazu den Weg weist und die Mittel bietet, dem gibt er sich zu eigen.

Das eben verhießen am zuversichtlichsten die mystischen Kulte, die zugleich mit dem Reiz des Geheimnisses sich schmückten.

Unbeschadet ihrer verschiedenen Namen und Herkunft verbindet sie eine weitgehende Familienähnlichkeit. Zwar der Abſtand zwiſchen den einzelnen Erscheinungsformen der Myſtik iſt groß: hier die wilden Orgien der Dionysosmyſten in Rom, von denen Livius berichtet, die Heranzwingung der Ekſtase durch Schreien und gewaltsames Atmen, wie sie in dem Mithrasritual, das Dieterich kommentiert hat, anschaulich geschildert iſt, die Blutsühnungen der Taurobolien, dort die vergeiſtigte Myſtik eines Porphyrios, Jamblichos, Proklos, die Weisungen und Kundgebungen der unter dem Namen des Hermes Trismegiſtos gesammelten Traktate. Und doch durchklingt durchweg der gleiche Grundton. Die edelſten Zeugnisse der Sehnsucht nach Vollkommenheit sind mit theurgischen Praktiken verbunden. Opfer, Mantik, Träume, Beschwörungen, Geiſtererscheinungen, betrachtet ein Porphyrios als ebenso wichtig zur Sicherung der Läuterung, wie die hehren Ideen von der Welt der Wahrheit und des Wesens, zu deren Erfassung durch Askese ſtufenweise der Weg gebahnt wird. Die Welt der Myſtik iſt mit Wundern durchsetzt. Der Pythagoreer Theanor erfährt durch einen Wundertraum, daß Lysis in Theben geſtorben iſt. Er reiſt aus Italien dorthin, um dessen Leiche nach Pythagoreerbrauch zu weihen. Am Grabe bringt er abends die geheimnisvollen Opferspenden, um des Lysis Seele herbeizurufen. Die Nacht bricht herein, ohne daß er etwas sieht. Da hört er eine Stimme, die ihm verbietet, die Ruhe des Toten zu ſtören. Der Leib sei nach rechtem Brauch beſtattet, die Seele aber auf ihrer Wanderung zur neuen Geburt sei einem anderen Dämon zugeloſt (Plutarch, Vom Dämonion des Sokrates, Kap. 16). Das iſt die Stimmung der helleniſtischen Myſtik auch in ihren edelſten Gebilden.

In allen ihren Formen beherrscht sie der Gedanke der Vergottung, zu der durch die Erlösung vom Leibe der Weg sich öffnet. Wie dieser Weg beschaffen iſt, wird nur den Eingeweihten kund. Soviel nur erfährt zunächſt jeder, daß es sich um die Erschließung und Gewinnung der geoffenbarten Urwahrheit, der göttlichen Urweisheit handele, welche von den Myſten gehütet werden muß wie der heilige Gral in seiner Burg. Daher waren auch mit Erwerbung der Weihe furchtbare Eidschwüre verbunden zur Verpflichtung, den Wahrheitsschatz und die mit ihm verliehenen übernatürlichen Kräfte als unantaſtbares Geheimnis zu hüten und nur den Erprobten und Bewährten zu eröffnen.

Um sich den Zugang dazu zu erschließen, war eine Prüfungszeit erforderlich, die durch Reinigungen, Sühnungen, Büßungen oft koſtspieliger, auch harter und schmerzhafter Art ausgefüllt wurde. Alles Unreine muß erſt abgewaschen und aufgesogen sein, ehe die Pforte zu den Geheimnissen aufspringt. Sehr anschaulich berichtet darüber Apulejus (Metam. XI., 19 f.). Nachdem er sich durch Faſten und Enthaltungen anderer Art zugerüſtet hat, muß er, wie der Prinz in Mozarts Zauberflöte, mit allen Schrecken der Elemente kämpfen. Aber in der Ferne leuchtet ihm das große Licht, von Stufe zu Stufe kommt er ihm näher; die Hoffnung erſtarkt, daß endlich der Tag erscheint, an dem die Strahlen der Wahrheitssonne sein Wesen durchleuchten und es in eitel Licht verwandeln. Der Himmel und die Unterwelt liegt entschleiert vor ihm, und er fühlt sich in allen Elementen.

Und was erschaut er dann vor allem? Er ſteht im Angesicht des Erlösergottes, dessen Leiden und Siege nun sein Eigentum und Erlebnis werden sollen. Denn der Gott, mag er sich Dionysos, Osiris, Atys, Mithras oder sonſt wie nennen, hat gelitten und hat gesiegt, er iſt geſtorben und neu erſtanden wie die Natur, wenn der Frühling sie aus dem Wintertode wachruft. Der Erlösergott will in ihn eingehen, so gewiß er durch die Prüfungszeit sich als würdig erwiesen hat. Er bietet sich ihm dar in den Weihen, die den Myſten reinigen, in den Speisen, die sakramental die Gotteskraft verkörpern, in der Luft, die der Myſte einatmet als Gotteshauch.

Durch die Aufnahme des Göttlichen soll die Loslösung aus den Fesseln des Leibes, die Befreiung von aller Erdenschwere bewirkt werden. In der Ekſtase ſteigt die Seele auf in die lichte Gotteswelt und wandert durch alle Himmel, in dem Sakrament nimmt er den Gott in sein Wesen auf, der Gott macht Wohnung in ihm; er iſt wiedergeboren auf ewig (renatus in aeternum), wie der Mithrasdiener nach den Taurobolien von sich bezeugt. Durch den Gott verfügt er auch über die Kräfte und das Wissen des Gottes. Er besitzt die Mittel, den Bann des unerbittlichen Schicksals zu brechen; er kennt die geheimnisvollen Namen, welche die Geiſter binden

und ihm dienstbar machen. Daher übernimmt er willig die Entsagungen, die ihm der Gott auflegt, fordere er die Abtötung aller irdischen Lebensbedingungen durch schmerzhafte Selbstüberwindung oder durch libertinistische Kraftzerstörung. Ziel bleibt auf beiden Wegen die Vergottung. Das Wort der Schlange zu den ersten Eltern soll sich ihm erfüllen: Ihr werdet sein wie Gott.

*

Wie nun, mußten nicht irgend wie die weit wirkenden Vorstellungen aus der hellenistischen Mystik das werdende Christentum beeinflussen? Wird dieser Einfluß auch für das Judenchristentum, das in dem Mutterboden Israels fest wurzelte, nicht anerkannt, so liegt die Frage anders bei den Heidenchristen. Und wir sind in der Lage, aus klaren Zeugnissen uns darauf eine Antwort zu holen. Von dem Leben und den Nöten einer Gemeinde des Urchristentums sind wir ausgiebig unterrichtet: der Christengemeinde von Korinth. Aus dem ersten Korintherbrief des Paulus gewinnen wir das Bild einer lose verbundenen Genossenschaft, die zwar nicht »etwa zehn Jahre hindurch sich ohne Organisation nur vom Geist leiten ließ« — was wäre in den zehn Jahren aus ihr dann geworden? —, sondern Formen des gemeinsamen Lebens herausbildete, die bei den religiösen Genossenschaften der Hellenen Analogien finden. Denn in gemeinsamen Versammlungen zur Erbauung (1. Kor. 14, 26 f.), in gemeinsamen Mahlzeiten religiösen Charakters (1. Kor. 11, 20 f.) hatte sie ihren Schwerpunkt, und die Sicherung der gemeinsamen Interessen erforderte geordnete Beiträge (1. Kor. 16, 1 f.). Innerhalb der Genossenschaft aber herrschte eine eigenartige Freiheit der Bewegung. Nirgends sonst war so wie hier der Grundsatz ins Leben umgesetzt: Wir sind alle gleich vor Gott, mögen wir untereinander auch noch so ungleich sein (1. Kor. 12, 13 f.). Die Liebe, »das Band der Vollkommenheit«, sollte alle äußeren Bindungen durch Amt und Autorität ersetzen. Der eine Zweck, als Glieder am Leibe Christi zur Erbauung aller sich zu betätigen, sollte das innere Gleichgewicht und das harmonische Sichauswirken der Kräfte sichern, die im Dienst des Ganzen sich als Gnadengaben erwiesen.

Aber Ideal und Wirklichkeit spannen sich. Die Aufgeklärten und die Befangenen in der Gemeinschaft verstanden sich nicht mehr; hier regte sich libertinistische Zügellosigkeit, dort hemmte unüberwundener Aberglaube die Einsicht in das Wesen der christlichen Freiheit. Die Aufgeklärten beteiligten sich an heidnischen Kultmahlen mit Berufung auf ihre Freiheit, die Frauen drängten sich in den Versammlungen störend hervor, Zweifel an Glaubenswahrheiten wurden laut, enthusiastische unverständliche Ausbrüche, die Glossenrede oder Geistesrede genannt wurden, wurden als Kundgebung übernatürlicher Kräfte bewundert. Daß ekstatische Erlebnisse hoch gewertet wurden, beweist des Paulus erzwungenes Selbstbekenntnis (2. Kor. 12, 1 f.). Und war die Taufe für die Toten (1. Kor. 15, 29) etwas anderes als ein Brauch, der in der hellenistischen Mystik, etwa bei den Orphikern, in ähnlicher Weise zur Sicherung des Loses der Verstorbenen geübt wurde?*)

Das sind Symptome, aus denen sich auf eine Mißentwicklung der korinthischen Gemeinden zu einem mystischen Thiasos schließen ließe, wie später in der Tat derartige gnostische Gemeinden bestanden. Aber diesen Weg hat sie nicht eingeschlagen, wie der an sie gerichtete Brief des Klemens bezeugt. Paulus hat durch sein seelsorgerisches Eingreifen, solcher Verirrung erfolgreich Halt geboten. Aber mit welchen Mitteln? Woher hat er die Richtpunkte für die Erledigung der korinthischen Irrungen gewonnen? Aus den viel begehrten und verwerteten Reizmitteln der Mystik oder aus der Erprobung der sittlich-religiösen Kraft des Evangeliums Jesu? Und wir müssen die Frage erweitern: Treten nicht überhaupt in den klassischen Urkunden des Urchristentums, die im Neuen Testamente gesammelt sind, deutliche Einwirkungen der hellenistischen Mystik zu Tage?

Überblicken wir den Begriffskreis und das Sprachgut namentlich der paulinischen Briefe und des Johannesevangeliums, so zeigen sich in der Tat so manche überraschende Zusammenklänge mit dem Mysterienwesen. Ob hier die gleiche Terminologie auch in dem gleichen Sinne angewandt ist, kann nur, wie ja auch Reitzenstein sehr richtig bemerkt hat, aus den Zusammenhängen ermittelt werden, das will doch sagen, aus dem Sinn und der Absicht, in welchen solche Bezeichnungen

*) Vgl. Orphica ed. Abel fragm. 208. Plato Rep. II. 364 d. Lobeck Aglaophamus S. 643 f.

in dem Kreise gebraucht sind, dem sie die religiösen Erfahrungen und Gewißheiten verdeutlichten, und aus den Wirkungen, die ihnen zugeschrieben werden. Wo neues Leben sich regt, gewinnen auch die Vorstellungen und Begriffe, in denen es sich Ausdruck schafft, neues Leben, neuen Inhalt, neue Orientierung. Ist das bei der christlichen Terminologie der Fall? Durch Prüfung einiger bedeutsamen Begriffe und Bilder, in denen die Grundanschauungen des Evangeliums festgelegt sind, und die als entscheidende Instanzen für die These: »Das Christentum ist Mysterienreligion« ins Feld geführt werden, will ich auf diese Frage eine Antwort suchen.

Mysterium (*μυστήριον*) ist in der hellenistischen Mystik die Kategorie für ihren Gesamtcharakter. Die den Uneingeweihten unzugänglichen Anschauungen und Verheißungen, die Weihen (*τελεταί, λύσεις*), die kultischen Handlungen und Lustrationen (*καθαρμοί*), die geheimen Namen, die Beschwörungsformeln und Gebete werden darunter zusammengefaßt. Auch in den neutestamentlichen Schriften kommt der Ausdruck vor; dort aber bezeichnet er nicht die den Profanen verschlossene Geheimweisheit, sondern die allen erschlossene, allen zugängliche Gotteswahrheit, die im Evangelium Jesu aus der Verborgenheit des göttlichen Heilsratschlusses ans Licht getreten ist. Mysterium wird es genannt wegen des neuen überraschenden Inhalts, der ein Umdenken fordert in gläubiger Hingabe. Demgemäß sagt Jesus den Jüngern (Matth. 10, 26.27): »Es ist nichts verhüllt, was nicht enthüllt wird, und nichts verborgen, was nicht bekannt wird. Was ich euch sage in Finsternis, das redet im Lichte, und was ihr in das Ohr höret, das predigt auf den Dächern.« Daher vergleicht Paulus die nicht enthüllte Gotteswahrheit mit dem Moses, der Israel den Gottesglanz auf seinem Angesichte entzog. »Nun aber spiegeln wir alle mit enthülltem Antlitz des Herrn Klarheit wieder« (2. Kor. 3, 12 f.). Freimut (*παρρησία*) also, freimütiges, rückhaltloses Verkündigen bringt die Kraft des Evangeliums zur Wirkung. Es schafft freien Zugang zur Gnade Gottes (Römer 5, 1), es weist den frischgebahnten, lebendigen Weg ins Allerheiligste (Hebr. 10, 20).

Freudenbotschaft, Evangelium, wird die allen zugängliche Gottesoffenbarung genannt. Ihr Gesamtinhalt faßt sich in das Bekenntnis zusammen: Herr ist Jesus. In Jesus von Nazareth, der in Palästina als Prophet und Lehrer gewirkt hat und durch seine Auferstehung sich als Gottessohn erwiesen hat, ist der himmlische Vater allen Menschen nahe gekommen. »Der Logos ward Mensch und wohnete unter uns« (Joh. 1, 14). Nicht in Visionen und Ekstasen und vereinzelten Kundgebungen, sondern in geschichtlichen Tatsachen offenbart sich Gott durch Jesus.

Demgemäß vollzieht sich die Erlösung durch Jesus nicht in einem »himmlischen Drama«, das in mythischen Vorgängen sich abspielt, sondern im Wirken und Leiden Jesu. »Gehorsam bis zum Tode«. »Gekreuzigt unter Pontius Pilatus.« Nicht als Gott wird Jesus getötet, wie der zerstückelte Osiris oder der zerrissene Dionysos, sondern er ringt in Getsemane um die Behauptung seines Gehorsams (Hebr. 5, 7—9), und er siegt unter den Martern der Kreuzigung über seine Schwäche. Der Kreuzestod wird deshalb als eine Offenbarung der Liebe Gottes für die Sünder gewertet. Durch diesen Tod lernen sie an die Liebe Gottes glauben (Joh. 3, 16. Römer 5, 6 f.). Deshalb ist Jesus der Mittler (*μεσίτης*) zwischen Gott und Mensch, der Erlöser (*σωτήρ*). Es ist übrigens auffallend, daß beide Ausdrücke, die in der hellenistischen Mystik üblich sind, im Neuen Testamente nur selten gebraucht werden.

Durch den Glauben, den die Heilsverkündigung weckt (Römer 10, 17), wird die Gewißheit der Gottgemeinschaft auf Grund der Sündenvergebung erworben. Er ist die Grundkraft des neuen Lebens, das Motiv für alles Handeln. »Alles was nicht aus dem Glauben kommt, ist Sünde« (Römer 14, 23). Durch den Glauben macht der Geist Gottes Wohnung in dem Herzen, so daß der innere Mensch sich zu einem Tempel Gottes erbaue, und der Leib ein williges Organ im Dienste des Geistes werde (Gal. 3, 3 f.; 1. Kor. 6, 19).

Der Geist ist eine übernatürliche Kraft. Sein Wirken in dem Christen und in der christlichen Gemeinschaft ist das Wirken des Herrn, »der da lebet und regieret in Ewigkeit«. Mannigfach sind seine Wirkungen. »Im Geiste«, im Zustande der Ekstase hört der Seher übernatürliche Stimmen (Offenb. 1, 10), »im Geiste« weissagt der Prophet Agabos die große Hungersnot und die Gefangenschaft des Paulus (Apostelgesch. 11, 28. 21, 10), »im Geiste« sangen und kündeten die Glossenredner geheimnisvolle Laute, während ihr

natürliches Selbſtbewußtsein ausgeschaltet war (1. Kor. 14, 6 f.). Sind das nicht pneumatische Wirkungen, die sich aus der helleniſtischen Myſtik erklären? Gewiß, sie haben dort ebenso ihre Analogien wie im Spätjudentum, auch in der altteſtamentlichen Prophetie. Aber folgt daraus, daß der Pneumatiker »überhaupt nicht mehr Mensch iſt«? Was iſt doch die Frucht des Geiſtes? »Liebe, Freude, Friede, Langmut, Freundlichkeit, Güte, Glaube, Lindigkeit, Selbſtbeherrschung« (Gal. 5, 19). Das sind doch Leiſtungen eines Menschen, der durch den Geiſt Gottes sein besseres Selbſt zur Herrschaft bringt. Der Quellpunkt der Geiſteswirkungen liegt für den Gläubigen nicht in der Ekſtase, sondern in der sittlich-religiösen Gewißheit der Gotteskindschaft.

Der Myſte, der durch methodische Anwendung von Zwangsmitteln sich in einen ekſtatischen Zuſtand versetzt hat, fühlt sich als Doppelpersönlichkeit, so lange der ekſtatische Zuſtand dauert. Er hat den Gott in sich aufgenommen und verkörpert den Gott, wie das Apulejus ebenso geheimnisvoll wie lebendig schildert, derselbe Apulejus, der sich in fünf verschiedene myſtische Kulte einweihen ließ, weil ihm keiner für sich genügte (Metamorph. XI, 23). Nachdem er Reinigungen, Faſten und die Wanderungen durch alle Elemente überſtanden hat, wird er zuerſt mit zwölf heiligen reich geschmückten Gewändern bekleidet, zuletzt mit der »Olympischen Stola«, dem Sternenkleide des Gottes. Sein Haupt wird mit einem Kranze aus Palmen geschmückt, deren Blätter es wie Sonnenſtrahlen umgeben, in der rechten Hand hält er eine brennende Fackel; die Vorhänge, die ihn der im Tempel versammelten Menge verbargen, werden weggezogen, als Gott erscheint er ihr. Begegnen wir ähnlichen Vorſtellungen nicht auch in den paulinischen Briefen? Paulus mahnt, Chriſtus anzuziehen (Gal. 3, 17), er hofft, wie er in auffallendem Bilde sagt, eine himmlische, ewige, nicht mit Händen gemachte Behausung anzuziehen (2. Kor. 5, 1). Wie das aber gemeint iſt, beweiſt der ſtändige Gebrauch des Bildes im Sinne der inneren Erneuerung. Chriſtus anziehen heißt »als am Tage wandeln«, nicht in Liederlichkeit, Zank und Neid, es heißt »die Waffen des Lichtes anziehen« (Römer 13, 12. 14), den neuen Menschen anziehen, nämlich »herzliches Erbarmen, Güte, Demut, Liebe« (Kol. 3, 10. 12). Und wie geläufig iſt dieses Bild dem Alten Teſtament: das Anziehen der Gerechtigkeit (Hiob 29, 14), der Kraft (Psalm 92, 1), des Heils (Psalm 131, 9). Somit iſt der Pneumatiker, oder, was gleichwertig iſt, die neue Kreatur, der Gläubige, der Chriſtus angezogen hat, nicht eine Doppelpersönlichkeit im Sinne der helleniſtischen Myſtik, ein Gottbesessener, sondern der in der Einheit des Selbſtbewußtseins mit den Waffen des Geiſtes die Herrschaft Chriſti in seiner Gesinnung und seinem Handeln durchsetzende Mensch. Er kämpft mit den Waffen der Gerechtigkeit, um nach dem Gesetze Chriſti, dem Gesetz des Leben schaffenden Geiſtes, zu leben (Römer 6, 12 f. 8, 3).

Aber die Sakramente? Justin klagt, daß in den Mithrasmyſterien die bösen Dämonen das Abendmahl der Chriſten nachgeahmt hätten (Apologie I, 66). Könnte es sich nicht umgekehrt verhalten? Sakramentale Theophagien sind in myſtischen Kulten in Übung. Ein grausiges Bild von der Wertung des Blutgenusses gibt Catilinas sakramentale Verpflichtung der Verschworenen (Sallust, Catilina, Kap. 22). An den Blutgenuß knüpften sich Vorſtellungen von einer wirksamen Einverleibung übernatürlicher Kräfte, die an das Blut gebunden waren. Desgleichen gelten die Weiheakte der myſtischen Kulte als Begabung mit übernatürlichen Kräften und Überführungen in eine höhere Seienssphäre. Sollten da nicht auch für die Taufe und das Abendmahl wesenhafte physisch-sakramentale Wirkungen in Anspruch genommen sein?

Wichtig iſt es zunächſt, feſtzuſtellen, daß weder Taufe noch Abendmahl unter die Kategorie »Myſterium« (Sakrament) geſtellt sind. Beide Akte werden überhaupt selten erwähnt. Die ausführlichſten Würdigungen ihrer Bedeutung sind durch besondere Umſtände veranlaßt. Zunächſt die Taufe. Im Römerbriefe (6,1—10), in jener beziehungsreichen, dunkeln, vielgedeuteten Aussage, dient die Taufe, die als bekannter Gemeindebrauch angeführt ward, zur Veranschaulichung der inneren Erneuerung: mit Chriſtus ſterben, begraben werden in seinen Tod, mit ihm auferſtehen, um in Geiſtesneuheit zu wandeln. In einem eigentümlich schwerfälligen, wohlüberlegten Ausdruck sucht Paulus das Verhältnis des eigenen Erlebens zum Leiden und Auferſtehen Jesu deutlich zu machen: »wenn wir zusammengewachsen sind mit dem Abbilde — der Gleichgeſtalt — seines Todes«. Warum

heißt's nicht »mit dem Tode«, sondern mit seinem Abbilde? Doch weil eine mystisch-magische Vorstellung der Gemeinschaft mit dem Erleben des Herrn ausgeschlossen werden soll.

Und das Abendmahl? Nirgends im Neuen Testamente ist es als Opfer bezeichnet, das geschah zuerst in der »Apostellehre«. Im Johannesevangelium sind »harte Worte« gebraucht, um die Aneignung des Herrn als Lebenskraft zu verdeutlichen: »Wer nicht isset mein Fleisch und trinket mein Blut«; »Wer mich isset« (Joh. 6,52—57 f.). Die Kapernaiten deuteten diese Worte im Sinne der hellenistischen Mystik. Wie der Evangelist sie verstehen will, besagt das Axiom: »Der Geist ist's, der da lebendig macht, das Fleisch ist nichts nütze«. Und was ist die Kraft des Geistes? »Die Worte, die ich zu euch geredet habe, die sind Geist und sind Leben« (Joh. 6,63). Auch Paulus faßt »das Teilhaben an dem Leibe Christi« (1. Kor. 10,16) nicht in mystisch-magischem Sinne. Von der Feier des »Herrenmahles« gibt er ein anschauliches Bild (1. Kor. 11, 23—27). Im Mittelpunkt desselben steht nicht etwa ein Opferakt, sondern die »Verkündigung des Todes Jesu«, der »da mitten unter den Seinen weilt, wo zwei oder drei versammelt sind in seinem Namen« (Matth. 18,20).

Alles in allem. Das Christentum hat, als es verkündigt wurde, sich als sieghaft und überlegen über alle Mysterienkulte erwiesen; auch die gewaltige gnostische Bewegung, auch der Enthusiasmus der Montanisten haben ihm nicht standhalten können. Wäre das der Fall gewesen, wenn es mit den Mitteln der Mystik gearbeitet hätte? Eine siegreiche Weltanschauung siegt durch neue Kräfte. Nicht in Ekstasen und Visionen, nicht in abergläubischen Praktiken, nicht in eindrucksvollen Kulthandlungen, nicht in asketischen Vergewaltigungen der Lebensfreude (dagegen Matth. 11, 19, Römer 13, 14) findet es seine Kraft, sondern in der Darbietung einer Seelennahrung, die Freudigkeit zum Leben und Trost im Sterben gibt. Dadurch besaß es ein Gut, das den mystischen Kulten fehlt. Auch ihre verfeinertsten Äußerungen kennzeichnet eine ermüdende monotone Überschwänglichkeit, eine Tendenz zur Weltflucht, die keine Resonanz hat für ein Wort wie: »Ich muß wirken, so lange es Tag ist, es kommt die Nacht, wo niemand wirken kann.« Die Überlegenheit des Christentums bewährt sich vor allem in der wie selbstverständlich geltend gemachten Einheit der religiösen Gewißheiten und der Verpflichtung zum sittlichen Handeln. »In Jesus Christus gilt nichts anderes als der Glaube, der in der Liebe wirksam wird« (Gal. 5, 6). Kraft dieser Einheit von Religion und Sittlichkeit, in welcher der Glaube die Reinheit der Motive für das sittliche Handeln sichert, ist die christliche Kirche, eine Gemeinschaft der Gleichgesinnten, die über alle nationalen und sozialen Schranken sich erhebt, erwachsen. Sie hat nicht ihresgleichen. Wenn die Patristik gerne das Christentum als Philosophie auffaßt, so bezeugt sie damit seine Tendenz auf Bildung einer sittlich-religiösen Überzeugung. Wenn die schlichten Versammlungsräume der Christen, als die Kirche eine Macht in der antiken Welt geworden war, durch die Basiliken ersetzt wurden, den Hallen freien Verkehrs und Austausches, und nicht durch einen Kulttempel, so bestätigt das jene Grundtendenz. Wenn Jesus in der altchristlichen Kunst vorwiegend durch das schlichte Bild des guten Hirten oder des jugendlichen Lehrers vergegenwärtigt wird, — wie groß ist hier der Abstand von dem Kultbilde des stiertötenden Mithras oder den Schaueridolen mystischer Winkelkulte! — da liegt doch wohl dem christlichen Empfinden die Vorstellung eines Kultgottes nach dem Vorbilde der hellenistischen Mysterien durchaus fern. Fragt man daher nach dem Gesamtcharakter des Urchristentums, so könnte es eher eine Antimysterienreligion genannt werden als eine Mysterienreligion. Aber es ist keins von beiden. Seine Eigenart wird sachgemäß umschrieben als Gottesdienst, welcher der vernünftigen Einsicht entspricht (λογικὴ λατρεία Röm. 12, 12). Nur einmal braucht Paulus diesen auffallenden, gewählten Ausdruck, der aus dem Sprachgebrauch der Popularphilosophie sich richtiger versteht, als aus Analogien des Poimandres; denn dieser »vernünftige Gottesdienst« bewährt sich in der Heiligung des Leibes und der Erneuerung des Sinnes; seine Frucht ist ein sicheres Urteil über das, was der Wille Gottes ist. Das Christentum verkündet nicht eine Erlösung vom Leibe durch Askese und Entrückung, sondern eine Verklärung des Leibes durch den Wandel im Geist.

Die soziale Frage in Australien und Neuseeland (Australasien).

Von Robert Schachner, Professor an der Universität Jena.*)

Heute wird Australien das Paradies der Arbeiter genannt. Es unterscheidet sich durch seine glücklichen sozialen Verhältnisse nicht nur vom kulturalten Europa, sondern auch von allen Kolonien und den aus Kolonien zu selbſtändigen Staaten gewordenen Ländern der anderen Welten, die freilich selten bessere, meiſt schlechtere Verhältnisse zeigen als ihre Kulturheimat. Der Grund davon iſt, daß Volk und Wirtschaft des jüngſten Erdteils sich auf ganz anderem, eigenartigen Fundament erhebt.

Was Australasien vom altersmüden Europa unterscheidet, iſt das Fehlen jeder Geschichte. Keine Fessel hiſtorischer, geschriebener oder ungeschriebener Rechte und Machtverhältnisse, die sich wie eine ewige Krankheit forterben, alte Bande aufrecht erhalten und neue schmieden, umschlingt das Volk, keine patriarchalische Fürsorge hier, kein kindliches Abhängigkeitsgefühl dort, beeinträchtigt das naturgemäße Gefühl des gleichen Rechtes und des gleichen Wertes. Von ihm bewegt, flohen die erſten Ansiedler die alte Heimat. Australien war auch nicht zu seinem Schaden jahrzehntelang eine Sträflingskolonie, denn die zehntausende, die ihre Ketten von sich ſtreiften, haben aus jenem Haß gegen die Urteilssprüche einer tyrannischen Rechtsprechung und gegen die unmenschliche Gefangenschaft, die damals Iren und Katholiken und andere Revolutionäre trafen, ein Sehnen nach Freiheit und Gleichheit eingesogen, das sie ihren Nachkommen als höchſtes Gefühl einimpften. Ein weites, unvergebenes Land und die reiche Arbeit am Aufbau einer kolonialen Wirtschaft ließ den Tüchtigen zu einem guten Ziele kommen, der rauhe Kampf gegen Unbill von Wind und Wetter und Geschick ließ zur Selbſtſtändigkeit und zum Kraftbewußtsein erſtarken, und so entsprang ein neues Volk dem neuen Boden.

Was Australasien von anderen Kolonialſtaaten der Welt scheidet, iſt eine Ein- und Reinrassigkeit; die Urbewohner sind im Ausſterben und haben auch keine menschliche Brücke für ein Mischvolk gegeben, dazu waren die Uraustralier zu tief ſtehend und an Zahl von Anfang an zu gering, die Maori zu ſtolz und unnahbar und nach den kühnen Verteidigungskriegen ihrer angeſtammten Insel ebenfalls bald zu sehr vermindert. Die zu Arbeiten verwandten Sträflinge erübrigten in den frühen Tagen der Kolonie auch die Herbeiführung farbiger Arbeiter; auch war die Zeit der Negersklaverei nahezu vorbei, als Australien in die Reihe der anderen Welten trat, und wenn sich der Norden seit der zweiten Hälfte des letzten Jahrhunderts für die Zuckerkultur etwa 10,000 sklavenartig zugeführter Südseeinsulaner bediente, so konnte auch aus diesen durch die Berührung mit der Kultur dem Untergang geweihten Farbigen keine Mischrasse erblühen. Nun sind diese Kulis durch Bundesgesetz aus Australien für immer verbannt worden. Die Chinesen waren die einzigen für die Rasse gefährlichen fremden Gäſte, die in den sechziger Jahren vom Gold gelockt ankamen, schließlich, unter dem Hort einer höheren Sicherheit für Personen und Eigentum als zu Hause, sich dauernd niederließen und sich nach der Erschöpfung der Goldfelder gewerblicher Tätigkeit verschiedenſter Art, besonders der Tischlerei und Gärtnerei zuwandten.

Ohne Weiber gekommen, begehrten sie in asiatischer Leidenschaft die weißen Frauen, die ihrem geschmeidigen Wesen, ihren funkelnden Augen und ihrer schwülen Sinnlichkeit auch zum Opfer fielen. Doch kaum waren die erſten zehntausende eingedrungen, als man auch schon ihre absolute Unfähigkeit, sich den Europäern in Sitte und Empfinden und Bedürfnissen anzupassen und ihrer Gesellschaft sich anzuschließen, genügend erkannt hatte, um gesetzliche Wälle gegen sie zu errichten. Anfangs ungenügend hoch und durch Beſtechung übersprungen, wurden die Gesetze immer ſtrenger. Dadurch ebbte ihre Zahl, da die Sehnsucht nach ihrer Heimat und eigenem Herd sie wieder aus der Fremde zurückrief, von der Höchſtziffer von

*) Vom Verfasser erschienen über Australasien die beiden Bücher: Australien in Politik, Wirtschaft, Kultur, Jena 1909, und Die soziale Frage in Auſtralien und Neuseeland, Jena 1911.

45,000 anfangs der 80 er Jahre bereits wieder um ein viertel zurück, und die schönen blaßgelben Mischblut-Früchte ihrer Leidenschaft fallen an Zahl kaum in den Großstädten auf. Mit den Chinesen wurden auch die anderen asiatischen Einwanderungslustigen, die, wie Afghanen und Inder, ebenfalls ganze Erwerbszweige wie Weißzeugmanufaktur und Hausierhandel belegten, ferngehalten und damit die große Gefahr, die anderwärts aus den assoziationsfeindlichen Elementen wesensfremder Völker entsprang, noch im Keime erstickt.

Wenn auch nicht von ebenso unüberwindbarem, so doch von weitreichendem ungünstigen Einfluß ist das Eindringen minderwertiger Völker Europas in anderen Neuländern gewesen. Es ist eine meisterhafte Schilderung, die uns Upton Sinclair in seinem Jungle-Buch (»Der Sumpf«) davon gibt, wie in den Schlachtstätten Chikagos der Engländer vom Deutschen, der Deutsche vom Südromanen, dieser vom Polen und österreichischen Slaven und dieser wieder vom russischen Slaven abgelöst wurde; die niedere anspruchslosere Schicht wird vom Unternehmertum herangerufen, um die höhere abzulösen. Das ferne Australien war anfangs nur das kühne Ziel des Engländers, denen sich vom Festland einige tausend Deutsche, die vor den inneren religiösen und politischen Wirren flüchteten, zur Seite stellten. Für niedriger stehende Völker war der Weg zu weit; stand ihnen doch das nahe Amerika noch lockend offen. Auch bot Australien nie ein stets gleich empfangsbereites Ziel für Masseneinwanderung, das den Auswanderungsagenten und Rhedern ja allein und am besten lohnt. Und als sich die näheren Länder füllten und das in glücklicher Isoliertheit mannbar gewordene Australien von jenen minderwertigen Nationen bedroht war, da schloß es noch rechtzeitig mit Mitteln aller Art seine Türen und bewahrte durch Einwanderungsgesetze sein hochstehendes Volk vor dem Schicksal anderer Auswanderungsländer.

Australien blieb dadurch vor dem erniedrigenden Einfluß fremder Rassen und tiefstehender Völker verschont, Australasien ist britischer als irgend eine andere Kolonie des Weltreichs. Der angelsächsische Ausgang gab die edle Grundlage. Das einsame, gedankenernste Leben im Busch, der harte Daseinskampf in den Zeltlagern der Goldfelder oder in den Holzbaracken der Schürfstätten vervollkommnete die ererbten Eigenschaften. Und so konnten die englischen Staatsideale ein fruchtbares Feld finden, auf dem sie zu größerer Vollkommenheit und neuen Zielen gedeihen konnten.

Australien befand sich bis zu den fünfziger Jahren noch unter einer kolonialen Tyrannis, die aus der Eigenschaft als Strafkolonie entsprang, und die freien Einwanderer litten unter Einrichtungen, die für Verbrecher zu schlecht waren. Einige oft durch Unrecht zu großem landwirtschaftlichen Besitz gelangte Personen beherrschten eigennützig das öffentliche Leben und wußten sich von allen Lasten frei zu halten. Die Ungerechtigkeiten in der Besteuerung wie in der Landpolitik führten zu Revolten, die eine neue Zeit einleiteten. Mit blutigem Abendrot sank die alte Tyrannei, voll von Willkür, hinab. Es war 1854, als bei Ballarat, auf den Schanzen von Eureka, Goldgräber, die unter schikanösen Steuererhebungen litten, für Freiheit und Gerechtigkeit mit englischem Militär fochten. Die Engländer haben zum Vorteil ihres Landes Revolutionen selten die Reaktion folgen lassen, sondern sind den Gründen der Erbitterung nachgegangen und haben den Unwillen zu beseitigen, gerechte Empörung zu versöhnen gesucht. So geschah es denn auch hier, wie uns die Inschrift auf dem von der Regierung gesetzten Denkmal für die Toten jenes Tages sagt: »Hier liegen sechs Soldaten, die in treuer Erfüllung ihrer Pflicht im Kampfe gegen Goldgräber fielen, die wider das, was ihnen tyrannische Staatsverwaltung schien, die Waffen erhoben hatten und dem mutigen, wenn auch in der Wahl des Weges irrenden Streben nach Freiheit ihr Leben opferten; bald darnach aber kam diese Freiheit: das allgemeine Wahlrecht der Männer und die Sicherheit konstitutioneller Regierung.«

Gleichzeitig schuf Georg Grey in Neuseeland eine volkstümliche Regierung, und gleichmäßig schritt seitdem der Weltteil zu immer demokratischerer Gestaltung der Volksherrschaft fort. Seit den 90er Jahren wurde sie, zuerst in Neuseeland im Jahre 1893, durch das Frauenwahlrecht veredelt und vervollkommnet. Noch sind ihr aber die Oberhäuser der Staaten entzogen, die in Victoria, Südaustralien, Westaustralien und Tasmanien auf qualifiziertem Wahlrecht, in Neusüdwales

und Queensland auf lebenslänglicher, in Neuseeland auf siebenjähriger Ernennung beruhen. Nur das Commonwealth hat ein auf gleichem Wahlrecht aufgebautes Ober- und Unterhaus; für jenes wählt jeder Staat sechs Mitglieder, während dieses eine nach der Einwohnerschaft verschiedene Parlamentsvertretung in den einzelnen Staaten hat. Überall geht die Regierung aus dem Parlament hervor.

Die freiheitliche Verfaſſung allein ſichert bekanntlich noch keine volkstümliche Regierung, wie wir das am abſchreckendſten in den Vereinigten Staaten ſehen. Zwar ſind auch in Auſtralaſien dem Demokratismus die Jugendkrankheiten nicht erſpart geblieben, doch wurde er dank der Verbeſſerung der Bildung und dank der Rede- und Preßfreiheit von den ſchlimmſten Einflüſſen immer mehr befreit. Am wichtigſten für die Reinheit der Politik in Auſtralien war, daß dieſe Phalanx politiſch reifer Menſchen nicht, wie in Amerika und anderwärts, durch jene Maſſen intellektuell und moraliſch tiefſtehender Völker durchbrochen wurde, die ſich durch gewandte Zungen betören und in fremde Intereſſenlager ziehen oder durch blankes Gold beſtechen laſſen. Gerade jene minderwertigen europäiſchen Nationen bilden anderwärts das gefährlichſte Element gegen den Erfolg des Demokratismus; und das öffentliche Leben, einmal korrumpiert, ſtößt die beſſeren Elemente dauernd von ſich ab und geſundet nur ſchwer.

Ich habe unter den auſtraliſchen Arbeitern — ſie ſind ja die Seele des Demokratismus — gelebt und gearbeitet und ein Volk gefunden, deſſen Verſtändnis für die Aufgaben der Nation zeigt, daß das ſeit einem Halbjahrhundert gegebene demokratiſche Wahlrecht die politiſche Kultur und Erziehung gereift hat, womit jenes ſich als gerechtfertigt, ja notwendig erwies.

In Auſtralien hat ſich heute die Demokratie zur höchſten Blüte und Reinheit auf dem ganzen Erdenrund entwickelt: dem Intereſſe der Geſamtheit wird das des Einzelnen unterſtellt, nicht der Beſitz und das Unternehmertum herrſcht und feſtigt ſeine tatſächliche Macht durch mancheſterliche Beeinfluſſung der Staatsverwaltung, ſondern die Regierungen ſuchen Gerechtigkeit für alle Volksſchichten zu ſchaffen, was natürlich beſonders dem durch die moderne Wirtſchaft am ſchwerſten bedrückten Arbeiter zugute kommt.

Die Lage der arbeitenden Klaſſe dieſes Weltteiles war anfangs durch die geringe Zahl verfügbarer Kräfte bei ſtarkem Aufſchwung der Volkswirtſchaft ſo günſtig, daß das aus England mitgebrachte Solidaritätsgefühl und die aus dem Chartismus gezogenen Lehren zu erfolgreichen Taten der Selbſthilfe führen konnten. Der Achtſtundentag, der gleich mit den Anfängen gewerkſchaftlicher Organiſation im Jahre 1856 in dem günſtigſten Arbeitsfeld der damaligen Zeit, dem Baugewerbe, proklamiert wurde, war eine Tat, die voreilig von der unternehmerfreundlichen Preſſe als die Verwirklichung einer utopiſchen Forderung bezeichnet wurde. »Einige beſchränkte Dummköpfe« — ſchrieb der Morning Herald von Melbourne — »haben dieſe Agitation in Bewegung geſetzt, deren Reſultat ſein wird, daß die ganze derzeitige Blüte der Verhältniſſe in die Winde geblaſen wird. Der Achtſtundentag kann nur eine Eintagsfliege ſein.« Trotzdem wurde er aufrecht erhalten, da mächtige Gewerkvereine hinter ihm ſtanden; ja er fand Eingang auch in andere Berufszweige mit qualifizierter Männerarbeit, ſo in Eiſeninduſtrie, Bergbau und Werfttätigkeit. Die Reihen der Arbeiter wurden hier dank ihrer guten Organiſation weder von unterbietendem Egoismus in Zeiten niedergehender Konjunktur, noch dank des Ausſchluſſes minderwertiger Einwanderung von Arbeitsbereiten mit größerer Bedürfnisloſigkeit durchbrochen. Jener große ſozialpolitiſche Sieg des jungen Weltteils auf dem Gebiete der Arbeitszeit hat ihm die Freude an der Menſchlichkeit in die Wiege gelegt, und, wenn alljährlich die Umzüge den Jahrestag feiern, drängen ſich die Reihen des Volkes, und der Gouverneur winkt gnädig von ſeiner Tribüne; dieſer Jahrestag des ſozialen Sieges ergreift alles mit erneuter Begeiſterung mächtig, wie andere Völker die Erinnerung an einen blutgetränkten Schlachtentag.

Die Selbſthilfe freilich konnte nicht gleiche Erfolge bringen, wo ungelernte Arbeiter, Frauen und Kinder ſich zum Erwerb drängen; da drückte machtüberlegenes Unternehmertum beſonders bei niedergehender Konjunktur ſein Hungerſtigma auch in Auſtralien auf die Züge der Hilfloſen. In Hausgewerbe und in Induſtrien, wo Jugend- und Frauenarbeit eindrangen, waren die ſozialen Verhältniſſe bei dem unorganiſierten Angebot kaum beſſer, als in der alten Welt. Dieſe

Schwächsten auf dem Arbeitsmarkt standen allein und waren hilflos. Noch verband die arbeitenden Klassen kein Solidaritätsgefühl, die Satten begnügten sich mit ihrem Erfolge. Wo keine geeinte Volksstimme rief, da rührte sich auch die Politik nicht. Man buhlte dort nur um die Gunst der Starken, schuf Einwanderungsverbote, beseitigte die schlimmsten Gefährdungen von Leben und Gesundheit in Schiffahrt und Bergbau, gebot die Untersuchung von Dampfkesselanlagen, hielt sich aber von radikaleren Maßregeln oder gar von sozialpolitischer Kleinarbeit für die Bedürftigsten, die wegen ihrer Jugend oder ihres Geschlechts an der Wahlurne nichts bedeuteten, fern.

Auch die Tagespresse, mit alleiniger Ausnahme der »Age« in Melbourne, huldigte dem Manchestertum auf dem Gebiet der Arbeiterpolitik, ließ die sozialen Mißstände im Dunkeln und bittere Not und frühen Tod in Fabrik und Heimindustrie unbesprochen.

Aus dieser Lethargie wurde Volk und Arbeiterschaft erst durch den Gewerkschaftskongreß von Melbourne im Jahre 1884 aufgeschreckt. Frauenmund war es, der den Arbeitsbrüdern das Elend ihrer Frauen, Schwestern und Kinder ergreifend schilderte. Damit trat der gewerkschaftliche Egoismus, der bis dahin vorherrschte, hinter weitgreifenderen sozialen Ideen zurück. Der Kampf für die Gesamtheit der Arbeiterschaft durch die Gesamtheit wurde dort zur Parole. Als Mittel zum Ziel sah man ein Wecken zur Organisation in allen Berufen, eine geschlossene Tätigkeit der Gewerkschaften durch ganz Australien und deren Eintritt in den politischen Kampf, um die Staatsgesetzgebung in sozialer Richtung zu beeinflussen. Was helfen jene Freunde des Volkes, die am Tage der Wahl gleißende Versprechungen machten, ohne sie einzulösen? Männer aus ihren eigenen Reihen sollten in den Kampf eintreten. Noch sollte ein halb Dutzend Jahre vergehen, bis der kühne Entschluß zur Tat wurde, und es wäre wohl noch nicht so rasch gekommen, wenn nicht neben dem erwachenden Klassenbewußtsein die Niederlage der Gewerkschaften auf der ganzen Reihe zur gemeinsamen Sache bekehrt hätte. Die Kämpfe der Gewerkschaften gegen das Unternehmertum in den achtziger Jahren zeigten die überlegene Macht des in den Handelskammern einander nahegebrachten und in eigenen Verbänden geeinten Gegners. Man sah ein, daß hier nie freiwillig gegeben wurde, sondern, daß man hier, wo und wenn man mit der Waffe der Selbsthilfe nichts ausrichtete, den Staat zur Hilfe haben mußte. Doch die Wünsche der Arbeiter waren jetzt von einer viel weitgehenderen Begehrlichkeit geworden, immer zurückgewiesen, oft verhöhnt, war man nicht bescheidener geworden, und da, wo man so lange versagt hatte, mußte man doppelt geben; das verlangten nun die Arbeiterparteien, die in allen Staaten Australasiens zu Beginn der neunziger Jahre aus jenen Kämpfen ins Leben gesprungen und zu einflußreichen Stellungen in den Parlamenten gelangt waren. Oft waren sie das Zünglein an der Wage in den Dreiparteienparlamenten und diktierten der Partei, der sie jeweils in den Sattel geholfen hatten. In jeder Regierung des Commonwealth hatte die Arbeiterpartei schon einmal die Zügel in der Hand, heute herrscht sie im Commonwealth, in Neusüdwales, in Südaustralien und in Queensland. In Neuseeland hat eine liberale Arbeiterpartei unter Ballance und Seddon die Bildung einer eigenen reinen Arbeiterpartei verhindert, jene Staatsmänner verwirklichten vieles in ihrer Politik, was in den Programmen der Arbeiterparteien des Festlandes stand. Um der neuen Bewegung den Wind aus den Segeln zu nehmen, bemühten sich nun auch überall die alten politischen Parteien, soweit sie noch am Ruder blieben, die Rückständigkeit gegen die soziale Gesetzgebung Englands und des europäischen Festlands gut zu machen und gegen die starre Unternehmerfreundlichkeit ihrer Oberhäuser anzukämpfen. Von den neuen politischen Mächten, mit denen es den Stimmenwettkampf am Wahltag galt, wurden sie jetzt fortgerissen. Bald wurden überall die zaghaften europäischen Sozialgesetze, die man bis dahin nicht einmal besaß, weit überboten.

Waren bis in die neunziger Jahre nur ganz bescheidene Ansätze auf dem Gebiete der Arbeiterschutzgesetzgebung vorhanden, so ging man nun weit über die in Europa gegebenen Vorbilder hinaus.

Die wichtigsten Bestimmungen auf dem Gebiete der in dieser Epoche inaugurierten Gewerbe-Gesetzgebung liegen in der Beschränkung der Arbeitszeit für Männer,

Frauen und Kinder, in Regelung der Überſtundenarbeit, in Vorschriften für das Handelsgewerbe und in Feſtsetzung von Mindeſtlöhnen.

Vergeblich freilich wurde bis heute versucht, den generellen Achtſtundenarbeitstag zur Norm zu erheben. Die Versuche gehen bis auf das Jahr 1869 zurück, wo in Victoria ein Gesetzesantrag hierfür vorlag; in der Hochflut sozialpolitischen Empfindens im Jahre 1891 probierte es in Neuseeland der Arbeitsminiſter Reeves wiederum vergebens und andere nach ihm in Australien, überall ohne Erfolg. Immerhin wurde in Neuseeland 1891 wenigſtens der Achtſtundenarbeitstag für die männlichen Arbeiter in den Fabriken zum Gesetz erhoben. Für den Bergbau findet sich der Achtſtundenarbeitstag in Victoria, Neusüdwales und Weſtaustralien, in Neuseeland iſt für den Kohlenbergbau von der Achtſtundentätigkeit Ausnahme gemacht. Die Arbeitszeit wird vom Eintritt bis Verlassen des Schachtes gerechnet.

Die Achtſtundenarbeitszeit der Frau in der Fabrik iſt in Victoria und Neuseeland bereits 1873 normiert, im übrigen aber erſt in den neunziger Jahren erreicht worden.

Der Kinderschutz war erſtmals in Neusüdwales 1876 Gegenſtand parlamentarischer Verhandlung, fand aber, soweit es sich um Minderjährige unter 16 Jahren handelte, hier und anderwärts erſt in den neunziger Jahren die Zubilligung achtſtündiger Arbeitszeit. Neuseeland hat die Arbeitszeit der Frauen und der Minderjährigen nun auf 45 Stunden reduziert, ausgenommen hiervon sind die Wollspinnereien, wo Knaben unter 16 und Frauen über 18 Jahren 48 Stunden beschäftigt werden dürfen. In Tasmanien iſt überhaupt nur für die Marmeladefabrikation die Arbeitszeit Jugendlicher auf 9 Stunden feſtgesetzt worden.

Personen unter 16 Jahren dürfen in Neuseeland, unter 14 Jahren in Neusüdwales, Queensland und Weſtaustralien, Knaben unter 14 Jahren, Mädchen unter 15 in Victoria, Personen unter 13 Jahren in Südauſtralien und Tasmanien nicht in Induſtrie und Handel beschäftigt werden.

Als Ueberſtundenarbeit sind in allen auſtralasischen Staaten täglich nur 3 Stunden geſtattet, in Südauſtralien nur neun Stunden für die Woche. Ueberzeit darf jedoch in Victoria nur einmal in der Woche, in den anderen Staaten höchſtens an drei Tagen, hierbei in Queensland, Weſtauſtralien und Neuseeland nicht häufiger als 2 Tage nacheinander gearbeitet werden. Diese Ueberzeit darf außerdem in Südauſtralien 100 Stunden, in Neuseeland, Weſtauſtralien und Neusüdwales 30 Tage, in Victoria 10 Tage, in Queensland 40 Tage im ganzen Jahr nicht überschreiten. Hierbei sind für die Fabriktätigkeit in Südauſtralien und Neuseeland $^5/_4$ des sonst üblichen Lohnsatzes, in Neusüdwales, Victoria, Queensland das $1^1/_2$ fache feſtgesetzt. Neusüdwales und Queensland ordneten die Bezahlung eines Teegeldes von 6 d an, woneben in Neusüdwales der Minimalſtundenlohn von 3 d, in Queensland 6 d iſt. Neuseeland hat ein Minimum von 6 d die Stunde für Arbeiter, die nicht mehr als 10 Schilling die Woche verdienen, 9 d für die anderen vorgeschrieben. Eine besonders eingehende Regelung hat das Handelsgewerbe gefunden. Für die Tätigkeit der Handlungsgehülfen hat Neuseeland und Victoria die allgemeine Maximalarbeitszeit von 52, Weſtauſtralien von 56 Stunden, die sich auf 6 Tage verteilt, da altem englischen Gesetze zufolge, in einigen Kolonieen auf Grund eigenen Gesetzes, Handel und Gewerbe Sonntags ruht; Neusüdwales, Südauſtralien und Queensland haben die Tätigkeit Jugendlicher unter 16 Jahren auf 52 Stunden begrenzt, Queensland hat das gleiche für alle Frauen, Neusüdwales auch noch für Mädchen unter 18 Jahren. Für den Ladenschluß hatte Victoria bereits 1885 an 5 Tagen die siebente, an einem Tage die zehnte Abendstunde bestimmt. Diese Gesetzgebung gilt jetzt entsprechend verschärft überall außer für Tasmanien, das sich in konservativer Rückständigkeit befindet. Die Läden dürfen jetzt zufolge gleichlautender Gesetzgebung an 4 Tagen nicht über 6 Uhr Abends, an einem Tag nicht über 1 Uhr Mittags, an einem nicht über 10 Uhr, in Südauſtralien und Neuseeland über 9 Uhr Nachts offen sein.

Jene Überſtundenlöhne für Fabrikarbeit gelten auch für Beschäftigung in Läden, nur daß Neuseeland das $1^1/_2$-fache vorschreibt, Victoria 6 d Minimallohn für die Stunde und 6 d Teegeld anordnet, während Queensland die Verabreichung von Teegeld nur an Frauen und Personen unter 16 Jahren befiehlt.

Mindeſtlöhne für die Tätigkeit in Fabriken

und im Handelsgewerbe bestehen in Neuseeland in der Höhe von 5 sh die Woche und einer weiteren jährlichen Zunahme um 3 sh bis zu 20 sh; in Quensland ist der Mindestlohn 5 sh, er wächst um $2^1/_2$ sh in jedem Jahr, für Personen über 21 Jahre, die vier Jahre lang in Fabriken oder Läden tätig waren, beträgt er 15 sh, in Südaustralien und Neusüdwales sind Mindestlöhne von 4 sh, in Victoria von $2^1/_2$ sh vorgesehen.

Für eine Reihe von Gewerbetätigkeiten, die gesundheitsschädlichen Einfluß ausüben können, ist die Tätigkeit von Frauen oder von Jugendlichen ganz verboten.

Auch in den Gewerben für notwendige Unterhaltsbedürfnisse, die außerhalb der Ladenschlußgesetze gestellt sind, wenn den Angestellten auch überall ein halber Ruhetag eingeräumt werden muß, bestehen die allgemeinen Arbeitszeiten; in Victoria ist jedoch für Männer ein Maximum von 58 Stunden, für Frauen von 56 Stunden vorgeschrieben.

Andere Bestimmungen über die hygienischen und sittenwahrende Einrichtung der Arbeitsräume, über Schutz vor den Gefahren gewisser Berufe, über Ruhepausen, Sitzgelegenheit in den Läden — hier ist merkwürdigerweise in Neusüdwales, Victoria, Queensland und Westaustralien nur ein Sitz für drei Personen vorgesehen und außer in Victoria nur für Frauen —, dann Eßverbote in den Fabrikräumen, Truckverbote finden sich ähnlich unseren gesetzlichen Bestimmungen. Was die Schonung der Wöchnerinnen betrifft, ist aber nur in Neuseeland, Westaustralien und Neusüdwales eine vierwöchentliche Karenzzeit vorgesehen.

Diese soziale Gesetzgebung ist den fortgeschrittensten in europäischen Staaten weit überlegen, ohne daß man über eine ungebührliche Belastung der Produktion, deren Gefährdung bei uns bei jeder sozialpolitischen Maßnahme behauptet wird, klagen hört. Die Beschränkung der Überstundenarbeit dient dazu, auf eine gleichmäßige Arbeitsteilung das ganze Jahr hindurch zu sehen. Freilich gibt es in Australien bei dem gleichmäßigeren Klima auch eine geringere Saisontätigkeit.

Die gekürzte Arbeitszeit in den Fabriken dient aber nicht nur zur Hebung der Arbeitsfreudigkeit, sondern auch zur Aufwendung konzentrierter Tätigkeit, wozu ein peinlich geschlossenes Aufsichtssystem zwingt, läßt aber auf der anderen Seite den Trägern der kommenden Geschlechter, wie der Jugend die Möglichkeit zur Erhaltung der Gesundheit des Körpers und die Kraft zur Entwicklung des Geistes nach Torschluß der Arbeitsstätte. Die Beschränkung der Ladenöffnung hat in raschester Zeit eine Anpassung des kaufenden Publikums veranlaßt, und sie wird heute von den Geschäftsinhabern selbst nur als Wohltat empfunden; nicht nur, daß man an Licht und anderen Aufwendungen sparte, man behielt auch den gleichen Absatz in den gekürzten Stunden. Die Mindestlohnsätze veranlassen die Unternehmer, ihre Lehrlinge etwas lernen zu laßen, damit sie sich der Löhne wert erweisen.

Trotz dieser weitgehenden Bestimmungen erschöpft sich in ihnen die australasische Sozialpolitik nicht.

Eine Gewerbegesetzgebung kann nie die Gesamtheit der Verhältnisse aller Erwerbszweige regeln, sondern nur einige allgemeine Grundzüge aufstellen; das andere bleibt dem individuellen Arbeitsvertrag überlassen. Dieser beruht in der Vereinbarung von Arbeitgeber und Arbeitnehmer; der Arbeiter ist hier um so mehr dem Machtgebote des Arbeitgebers unterworfen, je schwächer er wirtschaftlich ist.

Darunter haben deshalb die unorganisierten ungelernten Arbeiter, besonders die Frauen und Kinder, von jeher gelitten; aber auch die organisierten Arbeiter mußten dies fühlen, als den Unternehmern um die Wende der neunziger Jahre die Lust ankam, ihre Kapitalmacht gegen jene einzusetzen.

Freiheit des Vertrages war die Losung der Reeder, der Schafherdenbesitzer, der Fabrikanten und Grubenherren, und sie schreckten vor den gewaltigsten Machtkämpfen nicht zurück, sodaß die Gewerkschaften, die einzige Garantie für die Gleichheit in der Vertragsbildung, zerschellten. Den Staatsmännern konnte die Tatsache nicht verborgen bleiben, die Pennfather, ein Mitglied des westaustralischen konservativen Ministeriums Forrest, in die Worte kleidete: »Es besteht in der Tat keine wirkliche Freiheit des Vertrages zwischen den Parteien, weil eine Partei in der Lage ist zu sagen: Wenn du meine Bedingungen nicht annimmst, dann wirst du leiden, du wirst Hungers sterben. Es besteht also kein Vertrag im eigentlichen Sinn des Wortes. Es kann nicht Vertrag genannt

werden, wenn eine Person die Rute in der Hand hält und die andere sich der Züchtigung unterwerfen muß. Die Worte Freiheit des Vertrages sind trügerisch in der Beschreibung des Verhältnisses und wertlos für den Versuch, daraus Schlüsse zu ziehen.«

Diese Erkenntnis gab dem auftralischen Gesetzgeber Anlaß, in den dem »Sweating«, Hungerlöhnen, besonders ausgelieferten Berufen Ausschüsse zu schaffen, in denen die Vertragsteile mit einer gleichen Anzahl von Personen vertreten sind und entweder selbst einen Vorsitzenden wählen oder einen solchen mangels Einigung vom Staat bestellt erhalten. Diese Gesetzgebung ist freilich später ausgedehnt worden, heute dient sie der Lohnregelung auf den verschiedensten Gewerbegebieten. Zuerst 1896 in Victoria geschaffen, wurde sie in Südaustralien, Queensland und in Neusüdwales nachgeahmt und wird im überall rückständigen Tasmanien wenigstens bereits erwogen. In Victoria und Neusüdwales wurde diese Gesetzgebung auch auf die Lohnregelung im Bergbau, in Queensland auf die in der Landwirtschaft ausgedehnt. Wenn auch hier wiederum nicht das Vertragsverhältnis bis herab zur einzelnen Person geregelt werden kann, so konnten doch die individuellen Gewerbsverhältnisse berücksichtigt werden, und es sind gewisse Zwangsnormen besonders für Arbeitszeit und Lohn aufgestellt worden.

(Schluß folgt)

Nachrichten und Mitteilungen.

Korrespondenz aus Washington.

Der erste panamerikanisch-wissenschaftliche Kongreß.

Die Vereinigten Staaten umschmeicheln die mittel- und südamerikanischen Republiken mit heißem Liebeswerben. Alle möglichen Mittel hat man angewendet, um sie fester an Nordamerika zu ketten. Die Monroe-Doktrin ist vielen Schuldnerstaaten Mittel- und Südamerikas fast noch ein wertvollerer Fetisch als Onkel Sam. Fast jährlich unternimmt einer der Minister der Union eine große Rundreise durch Mittel- und Südamerika, um den dortigen Staaten die Vorteile eines engen freundschaftlichen Verhältnisses mit dem großen Bruder in Nordamerika klarzumachen. Man hat ein Bureau der amerikanischen Republiken geschaffen, für dessen Gebäude Carnegie in gewohnter Liberalität eine Riesensumme hergegeben hat. Man hat panamerikanisch-diplomatische Konferenzen ins Leben gerufen — die erste fand in Rio de Janeiro 1906 statt, die zweite ist in Buenos Aires 1910 abgehalten worden. Alle diese Mittel genügen aber den Nordamerikanern nicht; sie suchen immer neue Glieder an die Kette dieser Bestrebungen anzufügen.

Nicht unwichtig ist von diesem Gesichtspunkte aus der erste panamerikanisch-wissenschaftliche Kongreß, der vom 25. Dezember 1908 bis zum 5. Januar 1909 in der Hauptstadt Chiles, Santiago, stattfand. Man sagte sich in Nordamerika mit Recht, daß eine engere wissenschaftliche Fühlungnahme doch auch politisch und kommerziell sehr erwünschte Folgen haben müßte. Denn wenn es sich um diplomatische Konferenzen handelt, liegt stets die Gefahr vor, daß Mittel- und Südamerikaner unter dem würdigen Gewande Nordamerikas einen Pferdefuß hervorlugen zu sehen glauben. Bei einem Kongreß von Gelehrten würde solche Befürchtung sich kaum geltend machen. Und so ergriff man denn die — vielleicht erst selbst geschaffene — Gelegenheit, sich den wissenschaftlichen Kongressen der romanischen Völker Amerikas anzuschließen, mit beiden Händen.

Denn der erste wissenschaftliche Kongreß dieser romanisch-amerikanischen Völker hatte bereits 1898 stattgefunden. Er war von der Wissenschaftlichen Gesellschaft Argentiniens einberufen und wurde in Buenos Aires abgehalten. Da er lebhafte Anteilnahme erregte, so beschloß man, ihn zu wiederholen. Der zweite Kongreß dieser Art fand daher 1901 in Montevideo statt, der dritte folgte 1905 in Rio de Janeiro. Auf dem letzteren wurde beschlossen, daß der nächste Kongreß, der in Santiago (Chile) abgehalten werden sollte, besondere Aufmerksamkeit den Problemen zuzuwenden habe, die für das ganze romanische (oder wie man gewöhnlich in Amerika selbst zu sagen pflegt: lateinische) Amerika von gemeinsamer Bedeutung sind. Gegenstände von vorwiegend lokalem Interesse oder solche, die sich auf bestimmte Zweige der Wissenschaft beziehen, sollten daher möglichst wenig berücksichtigt werden. Man kam zu diesem Beschluß wohl aus dem Gefühl heraus, daß trotz allen guten Willens, sich als stammverwandt zu fühlen, doch die Unterschiede in der Sprache, den Sitten und Gebräuchen, in den historischen Erinnerungen usw. zwischen den einzelnen Ländern Süd- und Mittelamerikas so große seien, daß sie in manchen Fällen von den gleichen Unterschieden zwischen ihnen und der nordamerikanischen Union kaum übertroffen werden.

Das Organisations-Komitee des vierten wissenschaftlichen Kongresses des lateinischen Amerika, das in Chile zusammentrat und die Vorbereitungen für den vierten Kongreß zu übernehmen hatte, stand vor einer nicht ganz leichten Aufgabe. Es

beschloß, auch die Vereinigten Staaten durch die chilenische Regierung aufzufordern, Delegierte nach Santiago zu entsenden. Zugleich forderte das Komitee auf eigene Fauſt noch 15 der bedeutendſten Universitäten Nordamerikas zur Teilnahme auf und rief einen Hilfsausschuß in den Vereinigten Staaten ins Leben. Die Nordamerikaner selbſt mögen hinter den Kulissen nicht wenig zu diesem Beschlusse beigetragen haben. Jedenfalls trug der Kongreß in Santiago ein wesentlich anderes Gepräge als die früheren drei Kongresse. Dies iſt auch schon von vornherein dadurch zum Ausdruck gebracht, daß man ihn nicht als »vierten wissenschaftlichen Kongreß des lateinischen Amerika« bezeichnete, sondern als »erſten panamerikanisch-wissenschaftlichen Kongreß«.

Die Gegenſtände, über die der Kongreß verhandelte, waren in neun große Gruppen geteilt: Mathematik, Physik, die übrigen Naturwissenschaften, Medizin, Ingenieur-Wissenschaften, Jurisprudenz, Sozialwissenschaften, Pädagogik und Philosophie, endlich Landwirtschaft und Viehzucht. Bei der Wahl der einzelnen Themata hat man großes Gewicht darauf gelegt, die oben erwähnte Forderung durchzuführen: daß alle Gegenſtände allgemeines Interesse für sämtliche Völker Amerikas haben sollten.

Insbesondere auf dem Gebiete der »Sozialwissenschaften« hat man dies versucht, deren Umfang man im übrigen so weit gefaßt hat wie nur irgend möglich. Denn außer dem, was das Wort eigentlich besagt, preßte man noch in diese Gruppe hinein: amerikanische Geschichte — für die man merkwürdigerweise eine besondere Abteilung innerhalb des Kongresses nicht geschaffen hat —, internationale Rechtsfragen, Geschichte der Diplomatie, internationale Politik, Rechtsfragen der verschiedenſten Art, Kriminaliſtik, Polizeiwesen, Literatur und Kunſt, endlich auch (als besondere Unterabteilung) das amerikanische Universitätswesen. Das iſt eine einigermaßen bunte Muſterkarte, die man in Europa wahrscheinlich in mehrere Gruppen zerlegt hätte, die in sich besser geschlossen wären. Auch aus der Natur einiger Verhandlungsgegenſtände derselben Gruppe ergibt sich dies. Es seien einige Beispiele dafür genannt.

Auf hiſtorischem Gebiete wurde z. B. die Frage besprochen, auf welche Gründe es zurückzuführen iſt, daß die Kolonien des englischen Amerika imſtande gewesen sind, sich zu einem geschlossenen Staatswesen zusammenzufügen, nachdem sie ihre Unabhängigkeit errungen hatten, während die Staaten des spanischen Amerika noch nicht dazu gelangt sind, einen Staatenbund zu bilden oder auch nur anzuſtreben. Man sieht an der Frageſtellung sowohl, daß das Thema auch seine politischen Gründe haben mag, als auch daß es von Nordamerika geſtellt iſt; denn die völlige Nichtbeachtung Kanadas, das doch auch noch vorhanden iſt und das mit seinen sechs Millionen Einwohnern und seinem die Vereinigten Staaten noch übertreffenden Flächeninhalt doch auch für den Blindeſten nicht zu übersehen iſt, iſt etwas eigenartig.

Noch näher an das Gebiet der Politik ſtreifte die zur Verhandlung geſtellte Frage der diplomatischen Reklamationen gegen die lateinisch-amerikanischen Staaten und die Eigentümlichkeiten dieser Reklamationen, verglichen mit denen zwischen einzelnen europäischen Staaten unter sich. Das gleiche gilt von dem Thema: »Auf welcher Grundlage sollten panamerikanische diplomatische und wissenschaftliche Kongresse organisiert werden, um die Bande der Solidarität zwischen den Ländern des weſtlichen Kontinents zu ſtärken?«

Ein anderes Thema lautete: »Würde es unter den besonderen Bedingungen, die für die Staaten der Neuen Welt gegeben sind, empfehlenswert sein, ein besonderes internatonales Recht für Amerika zu schaffen?« — und weiter: »Auf welchen Grundlagen sollte es beruhen und wie sollte es zusammengesetzt sein?«

Man hat auf dem Kongreß von Seiten der nordamerikanischen Delegierten großes Gewicht auf das Argument gelegt, daß Süd- und Mittelamerika in wirtschaftlicher Beziehung große Ähnlichkeiten mit den Vereinigten Staaten aufwiesen. Die ungeheuren Bodenschätze, die überall dort schlummern, sind erſt zum kleinſten Teil erschlossen. Gelingt es, sie durch auswärtiges Kapital und durch Zuführung weiterer Arbeitskräfte zu heben, so kann die Entwicklung auch der süd- und mittelamerikanischen Staaten ähnlich der außerordentlich schnellen und bewundernswerten Entwicklung der Vereinigten Staaten verlaufen. Dazu aber — so werden die Nordamerikaner sagen — bedarf es der Einführung ähnlicher Erziehungsmethoden und ähnlicher technischer Maßnahmen, wie man sie in Nordamerika, zum Teil ganz abweichend von europäischen Einrichtungen, ausgebildet hat. Dieser Gesichtspunkt iſt größtenteils durchaus richtig und sehr beachtenswert. Seine Betonung wird — so hofft man — dazu führen, daß sich die Studenten aus den romanischen Ländern Amerikas in ſtarkem Maße nach den Vereinigten Staaten wenden, um dort ihre technische Ausbildung zu erwerben. Daß dadurch auch die kommerziellen Beziehungen zwischen Nordamerika einerseits und Süd- und Mittelamerika andrerseits lebhaft gefördert werden dürften, liegt auf der Hand.

Auf das kaufmännische Gebiet führten einige andere Fragen, die derselben Sektion des Kongresses zur Verhandlung geſtellt waren. So wurde darüber gesprochen, wie der kaufmännische Verkehr zwischen den einzelnen Ländern Amerikas gefördert werden könnte; ferner, ob es nicht zwekmäßig sei, eine panamerikanische Bank zu schaffen und dergleichen mehr. Die Verhandlungen über diese Gegenſtände, insbesondere über die Währungsfrage, erregten besonders lebhaftes Interesse, weil es z. B. Chile trotz seiner Anſtrengungen nicht gelungen iſt, die Goldwährung einzuführen. Nach diesen Verhandlungen, in denen die Nordamerikaner mehr oder weniger deutlich darauf hinwiesen, daß das Heil auch in dieser Beziehung von der Union ausgehen würde, hat deren Regierung auch bereits die lebhafteſten Anſtrengungen gemacht, um positive Erfolge aus dieser Vorbereitung des Bodens zu ziehen. Die »Panamerican Bank« iſt gegründet worden, ihr Kapital beträgt 30 Millionen Dollars, ihr Sitz befindet sich in New York; in allen einigermaßen wichtigen Handelsplätzen der mittel- und südamerikanischen Staaten wird sie Filialen errichten. Der Zweck iſt ganz offensichtlich, wird übrigens auch von den

Finanzblättern Nordamerikas offen ausgesprochen: man will den auswärtigen Handel Südamerikas, der bisher zum großen Teil nach Westeuropa (insbesondere auch nach Deutschland) ging, nach Nordamerika ziehen.

In das sozialpolitische Gebiet führten andere Themata ein. Es sollten die gesetzlichen, materiellen und moralischen Verhältnisse der arbeitenden Klassen in den lateinisch-amerikanischen Staaten, verglichen mit denen, die in den Vereinigten Staaten von Nordamerika und in Euroga vorherrschen, untersucht werden.

Praktische Folgen werden sich aus einem anderen Verhandlungsgegenstand ergeben, der die Schaffung eines internationalen Bureaus amerikanischer Universitäten bezweckte, um den Verkehr zwischen ihnen zu fördern, ihre Veröffentlichungen auszutauschen und im allgemeinen als Mittel zu dienen, das Zusammenwirken im Studium amerikanischer Probleme zu fördern.

Ein sehr geschickter Gedanke, der allen Beteiligten nur Vorteil bringen kann, ist durch den Direktor des statistischen Amtes (Census Office) der Vereinigten Staaten, S. N. D. North, gegeben worden: er schlug in seinem Vortrage vor, daß man die Grundlagen für die statistischen Erhebungen der verschiedensten amerikanischen Staaten einheitlich gestalten sollte, um sie so wirklich direkt vergleichbar zu machen. Der Kongreß nahm eine entsprechende Resolution an.

Natürlich ist es ganz unmöglich, in wenigen Zeilen ein umfassendes Bild von den Kongreßverhandlungen zu geben. Umfaßte doch z. B. allein die 3. Sektion (Naturwissenschaft, Anthropologie und Ethnologie) ein so reiches Programm, daß nur die Titel vier engbedruckte Seiten einnahmen. Es sei daher hier nur darauf hingewiesen, daß besonderes Interesse den Vorträgen nordamerikanischer Techniker entgegengebracht wurde. Denn der Kongreß war z. B. auch von der American Society of Civil Engineers, von der American Society of Mechanical Engineers und von dem American Institute of Electrical Engineers beschickt worden.

Überhaupt hatten die Nordamerikaner alles getan, um ihre Beteiligung so glänzend wie irgend möglich zu machen. Mühe, Zeit und Kosten sind von ihnen nicht gespart worden. Zwölf ihrer Universitäten und drei wissenschaftliche Gesellschaften waren vertreten. Außerdem hatte die Regierung selbst eine besondere Delegation unter dem Vorsitz von Professor L. S. Rowe (von der University of Pennsylvania) entsandt und dafür die Summe von 35,000 Dollars bewilligt. Für die amerikanischen Universitätsvertreter bedeutete die Reise nach Chile das Aufgeben eines Semesters. Die Monate Juni bis September hätten ihnen besser gepaßt — aber sie mußten sich natürlich nach den Beschlüssen des Organisationskommitees richten, das den Kongreß absichtlich in den südamerikanischen Sommer gelegt hatte, zumal die Monate Dezember, Januar uud Februar in Südamerika die Universitätsferien darstellen.

Man kann in Nordamerika mit dem Verlaufe des Kongresses wohl zufrieden sein. Denn er hat wirklich eine nicht unerhebliche Stärkung des Einflusses der Vereinigten Staaten mit sich gebracht. Was das andererseits für die westeuropäischen Völker bedeutet, sollte man nicht unterschätzen. Bisher haben sich die Völker Mittel- und Südamerikas — insbesondere im Bildungswesen, aber auch sonst in ihrem Geistesleben — viel mehr von Westeuropa beeinflussen lassen als von Nordamerika. Namentlich aus Frankreich und Deutschland hat man viele Anregungen auf sich wirken lassen. Die Vereinigten Staaten sind jetzt mit Erfolg bestrebt, sich selbst an diese Stelle zu setzen. In Uruguay, in Argentinien, in Chile hat man für das nordamerikanische Bildungswesen viel Interesse gezeigt. Die riesigen Erfolge, die die Nordamerikaner vor allem auf wirtschaftlichem Gebiet aufzuweisen haben, scheinen es den südamerikanischen Völkern wünschenswert zu machen, sich das Geheimnis dieser Erfolge, das sie eben zum Teil in dem Bildungswesen sehen, selbst anzueignen.

So ist es denn auch nicht zu verwundern, daß der nächste panamerikanisch-wissenschaftliche Kongreß in den Vereinigten Staaten stattfinden soll: er wird dort schon im Jahre 1912 abgehalten werden. Die Delegierten Mittel- und Südamerikas werden hier eine glanzvolle Aufnahme finden, man wird ihnen Nordamerika von der allergünstigsten Seite zeigen; der Professorenaustausch, der zwischen Nord- und Südamerika angebahnt ist, wird die gegenseitigen Sympathien ebenfalls zu stärken suchen, und so werden die Nordamerikaner — trotz der unendlichen Verschiedenheit Nord- und Südamerikas in Sitten und Denkart, in Religion und Lebensführung — doch wohl mit Stolz von sich sagen können, daß sie auf wissenschaftlich-geselligem Gebiet ein neues Mittel gefunden haben, um den Einfluß der Vereinigten Staaten auf die Schwesterrepubliken in Mittel- und Südamerika zu stärken; zumal man von Europa aus noch nicht den kleinen Finger gerührt hat, um diesen geschickten Schachzug zu erwidern. E. S.

Mitteilungen.

Die diesjährige Versammlung des Deutschen Hochschullehrertages wird am 12. und 13. Oktober in Dresden stattfinden. Nach dem vorläufigen Programme sollen die folgenden Gegenstände auf die Tagesordnung gesetzt werden: 1. Berichte über den Betrieb der Geistes- und der Naturwissenschaften an den amerikanischen Universitäten, 2. Das gegenseitige Verhältnis von Hochschule und selbständigem Forschungsinstitut, 3. der Entwurf eines Statuts für den zu begründenden Verein »Deutscher Hochschullehrertag« und 4. die Leipziger Resolution über den Antimodernisteneid.

*

Dem archäologischen Institut der Universität Tübingen hat Geh. Hofrat Dr. Sieglin in Stuttgart, wie der Schwäb. Merk. mitteilt, eine wertvolle Sammlung altägyptischer Kunstwerke, u. a. eine vollständige Opferkammer aus einem altägyptischen Grabe, und eine Sammlung seltener griechischer und römischer Vasen zum Geschenk gemacht.

Internationale Wochenschrift für Wissenschaft Kunst und Technik

herausgegeben von Prof. Dr. Paul Hinneberg, Berlin, Mauerstr. 34

Verlag: August Scherl, Berlin SW, Zimmerstraße 36-41. — Druck: Bayerische Druckerei und Verlagsanstalt G. m. b. H. in München, Bayerstraße 57. | 5. Jahrgang Nr. 15 15. April 1911 | Inseraten-Annahme bei den Annoncen-Expeditionen von August Scherl G. m. b. H., Berlin und Daube & Co. G. m. b. H., Berlin und deren sämtlichen Filialen.

Für die Redaktion verantwortlich: Professor Dr. Wilhelm Paszkowski, Berlin-Gr. Lichterfelde.

Erscheint jeden Sonnabend. — Preis vierteljährlich für Deutschland und Österreich **3 Mark**, für die übrigen Länder des Weltpostverkehrs **4 Mark 30 Pfg.** bei direktem Bezug unter Kreuzband. — Einzelnummer **25 Pfg.** — Inserate die dreigespaltene Nonpareillezeile **50 Pfg.** — Abonnements nehmen alle Buchhandlungen und Postanstalten, sowie sämtliche Geschäftsstellen von August Scherl G. m. b. H. entgegen.

INHALT

Die Abhandlungen erscheinen in deutscher Sprache, englische und französische auf Wunsch der Autoren im Urtext

Für den Realismus.

Von Karl Groos, Professor an der Universität Gießen.

Am 19. September 1910 hat der Bonner Psychologe Oswald Külpe vor den in Königsberg versammelten Naturforschern und Ärzten einen philosophischen Vortrag über »Erkenntnistheorie und Naturwissenschaft« gehalten.*) Seine Rede sollte den Nachweis bringen, daß eine unbefangene Prüfung der allgemeinſten Voraussetzungen, mit denen der Naturforscher an seine Arbeit herantritt, zu dem Standpunkt des »*kritischen Realismus*« gelangt. Külpe ſtellt sich damit in Gegensatz zu der *idealiſtiſchen* Erkenntnistheorie, die durch Kant und die Neukantianer vertreten wird. Da ich die Überzeugung Külpes in wesentlichen Punkten teile, möchte ich es versuchen, eine allgemein verſtändliche Einführung in das Problem und seine Bedeutung zu geben.

Es handelt sich um die alte Zweifelsfrage nach der *Erkennbarkeit*, ja nach der *Exiſtenz der Außenwelt*. Iſt die Natur so, wie wir sie zu erkennen glauben, nur in unserer Vorſtellung da, eine Erscheinung, der an sich ein gänzlich unbekanntes Sein entspricht? Oder kommt den Dingen sogar überhaupt bloß ein »esse in intellectu« zu, sodaß es ihre Erforscher mit reinen Gedankengebilden zu tun haben, die zwar zur begrifflichen Ordnung unserer Empfindungen nötig sind, aber so wenig Realität verkünden wie die Längen- und Breitegrade auf einer Erdkarte? Sind wir im Glauben an die von uns unabhängige Wirklichkeit materieller Subſtanzen so naiv wie der junge Matrose, dem man beim Passieren der Linie im Fernrohr den schwarzen Strich des Äquators zeigt?

Solche Zweifel bilden kein müßiges Spiel der Phantasie, denn sie sind durch die Forschung selbſt erzeugt worden. Niemals hat sich die Wissenschaft darauf beschränkt, zu sagen: sehet, diese Dinge kanntet Ihr noch nicht; ich fand sie und lege sie zu denen, die Euch vertraut sind. Sie hat immer auch so gesprochen: das, was Ihr von den Dingen dachtet, iſt falsch; Ihr müßt lernen, sie anders aufzufassen, als Ihr es bisher getan habt! Aus dieser zersetzenden Wirkung wachsen die Zweifel hervor. Daher iſt das erſte, was wir uns klar machen müssen, die *Auflösung des gewöhnlichen Weltbildes* durch das wissenschaftliche Denken. Diesen Weg haben wir bis an sein äußerſtes Ziel zu verfolgen; erſt wenn wir vor dem Abgrund ſtehen, an dem er endigt, dürfen wir fragen, ob wir zu weit auf ihm gewandert sind.

Der Keim der Schwierigkeiten liegt schon in dem gewöhnlichen Weltbild verborgen, wie wir es alle für unser praktisches Leben

*) Oswald Külpe, »Erkenntnistheorie und Naturwissenschaft«. Leipzig, S. Hirzel, 1910. Vgl. Külpes »Einleitung in die Philosophie«, 5. Auflage 1910, und seinen »Kant« in der Sammlung »Aus Natur und Geiſteswelt«.

nötig haben und als etwas Selbstverständliches hinnehmen.

Man pflegt es das Weltbild des »naiven Realismus« zu nennen. In unserem Alltagsleben gelten die Dinge mit ihren Eigenschaften und Veränderungen zunächst als etwas, was einfach »objektiv« da ist, einerlei ob wir, die Subjekte, uns darum bekümmern oder nicht. Hier steht ein Haus im warmen Sonnenschein vor mir, mit seinem hellgrauen Bewurf und seinen grünen Läden; in den Zimmern drinnen ist die Luft kühl, aus dem Klavier dringen Töne hervor, und die Rose am Fenster duftet. Das ist alles nur einmal da, nämlich als ein Objekt der Außenwelt mit seinen Eigenschaften, Veränderungen und Wirkungen. — Aber wir verharren doch nicht immer auf diesem Standpunkt. Wir müssen auch in der Alltagswelt Unterschiede machen. Dort ist die blühende Rose. Ich weiß, daß sie duftet, aber ich selbst bin erkältet und kann den Duft nicht riechen. Die Uhr im Nebenzimmer tickt, aber ich bin zu weit entfernt, um das Geräusch zu hören, und ich kann auch das weiße Zifferblatt nicht sehen, weil die verschlossene Türe mich daran verhindert. Wir stoßen hier auf eine merkwürdige Verdoppelung (oder genauer Vervielfältigung), auf die wir nur gewöhnlich nicht weiter achten. Da sind einmal die Dinge »selbst« und dann unsere Wahrnehmungen »von ihnen«. Jener erste Standpunkt, für den die Dinge nur einmal da waren, wird also zuweilen von uns verlassen und macht einer Art Spiegelung des Objektiven im Subjektiven Platz. — Aber auch hierbei bleiben wir nicht immer stehen. Wir sind uns schon im Alltagsleben bewußt, daß die subjektive Vorstellung in ihrer Beschaffenheit von der objektiven Wirklichkeit stark abweichen kann: es fällt uns gar nicht ein, zu glauben, daß die Rose »selbst« bei eintretender Dunkelheit schwarz wird, und wir bezweifeln es keinen Augenblick, daß der uns entgegenbrausende Schnellzug, dessen Lokomotive fast erschreckend anzuschwellen scheint, in seiner »wirklichen« Größe unverändert bleibt.

So zeigt es sich schon im praktischen Leben, daß unsere Auffassung der Außenwelt in recht verwirrender Weise wechselt. Bald sind die Dinge nur objektiv da, bald heben sich von diesen unsere subjektiven Wahrnehmungen als »Spiegelungen im Bewußtsein« ab, bald stellen wir uns auf den Standpunkt, daß es sich dabei durchaus nicht um treue Spiegelbilder handelt, sondern daß die objektive Welt ganz anders gedacht werden muß als sie wahrgenommen wird. Aber erst die theoretische Reflektion hat die Schwierigkeiten, die sich hieraus ergeben, als Problem empfunden und ist so schließlich in die Zweifelsfragen verstrickt worden, von denen wir ausgegangen sind. Man kann dabei eine allgemeine Fassung des Problems und seine speziellere Ausgestaltung unterscheiden. Die allgemeine Fassung bereitet sich im Grunde schon bei den ionischen Naturphilosophen vor. So hat Anaximenes von Milet die kühne Hypothese aufgestellt, daß alles aus der Luft entstanden sei, die sich zum feurigen Element verdünnt, zum Wasser und zu den festen Körpern verdichtet habe. Die Konsequenz des Gedankens ist doch die: mit unseren Sinnen nehmen wir die bunteste Mannigfaltigkeit wahr, das flammende Feuer, die glänzenden Sterne, das blaue, schäumende Meer, die grünen Bäume, die vielerlei Steine und Erden; aber »in Wahrheit« ist das alles nur verdünnte und verdichtete Luft! Die volle Bedeutung dieses Zwiespaltes zwischen dem wahrgenommenen und dem gedachten Sein tritt jedoch erst bei Parmenides hervor. Er schildert in seinem Lehrgedicht die Sinnenwelt mit ihrer Vielheit von verwunderlichen Dingen als eine Welt des Scheins und stellt ihr das ganz anders geartete wahre Sein gegenüber, das den Sinnen nicht zugänglich, aber durch den Verstand erkennbar ist, der es als ewig gleiche Einheit bestimmt. Damit ist die Verdoppelung des Seins — und zwar unter dem Gesichtspunkt des Gegensatzes — begründet, die Zweiweltenlehre (mundus sensibilis und mundus intelligibilis), wie sie noch für das System Schopenhauers charakteristisch ist.

Innerhalb dieser allgemeinen Unterscheidung zwischen dem sinnlichen Vorstellen der Dinge und dem durch den Verstand bestimmten wahren Sein hat sich nun die speziellere Ausgestaltung des Problems so konsequent vollzogen, als ob die Entwicklung durch einen vorbedachten Plan bestimmt gewesen wäre. Als Leitmotiv durch den ganzen Prozeß soll uns das Widerstreben gegen jene naive Verdoppelung dienen, die das Subjektive ohne weiteres als eine Spiegelung des Objektiven betrachtet. Kann man ernst-

lich an dem Glauben festhalten, daß die Dinge »selbst« und unsere Wahrnehmungen »von ihnen« sich verhalten wie das Original zu einer getreuen Kopie? Wir fanden doch schon in unserer Alltagswelt bedeutsame Unterschiede zwischen der tatsächlichen Wahrnehmung und der gedachten Wirklichkeit. Die Rose selbst bleibt rot, auch wenn sie in der späten Dämmerung schwarz erscheint, d. h. sie ist an sich anders beschaffen als sie aussieht. Aber ist nicht auch das Rot ein bloßes »Aussehen«? Mit dieser Frage treten wir in die erste Phase der Entwicklung ein. Warum soll das Rot und Heiß und Süß, das Tönen und das Duften, warum sollen alle diese sinnlichen Eigenschaften oder »Qualitäten«, die als Inhalt des Bewußtseins erst durch die Tätigkeit unserer Sinnesapparate und unseres Gehirns hervorgerufen werden, als Eigenschaften der verursachenden Reize noch einmal da sein? Wie soll das Süße als solches existieren, ehe es die Zunge berührt, die es schmeckt, wie irgendeine sinnliche Qualität unabhängig von den Sinnen? Und das müßte doch der Fall sein, wenn die Dinge »selbst« solche Eigenschaften besäßen!

Die Lehre von der bloßen Subjektivität der Sinnesqualitäten ist der erste Schritt auf dem Wege der Auflösung unserer Alltagswelt durch das wissenschaftliche Denken. Schon Demokrit hatte es gelehrt, und die großen Begründer der modernen Wissenschaft, Galilei, Descartes und andere, haben die Lehre erneuert: die sinnlichen Qualitäten sind nur einmal da, nämlich als Eigenschaften unserer subjektiven Wahrnehmungsbilder; der physischen Natur selbst kommen sie nicht zu. — Was bleibt dann von der Außenwelt übrig? Wir können an dem, was das substantielle Sein der Natur ausmacht, nur noch räumliche und zeitliche Beziehungen erkennen. Es wird von nun an die höchste Aufgabe der Physik sein, alles, was unseren Sinnen »erscheint«, auf Ausgedehntes zurückzuführen, das sich gesetzmäßig bewegt. Fechner hat die trostlose Oede dieser mechanistisch gedachten Welt beklagt; er hat wohl übersehen, daß jenes bewegte Ausgedehnte seine eigenen, uns fremden Qualitäten besitzen kann, obwohl es sich uns nur in seinen Bewegungen erschließt.

Das philosophische Denken hat aber in der Auflösung des naiven Realismus noch einen zweiten und einen dritten Schritt gewagt. Es gehört zu den merkwürdigsten Erscheinungen in der Geschichte der Geisteskultur, daß beide Schritte von demselben Manne vollzogen worden sind. Im Jahre 1770 hat Kant die Lehre aufgestellt, daß auch der Raum und die Zeit, diese Grundlagen des mechanistischen Weltbildes, nur einmal existieren, nämlich als die Bewußtseinsgesetze, nach denen sich unsere Empfindungen ordnen. Die von dem Bewußtsein unabhängigen, ihm transzendenten »Dinge an sich« sind weder räumlich noch zeitlich zu denken. — Und im Jahre 1781 hebt derselbe Philosoph eine weitere Verdoppelung in der Zweiweltenlehre auf. Bis jetzt könnte die Welt an sich doch immer noch aus unräumlichen Substanzen bestehen, zwischen denen erkennbare Kausalbeziehungen walteten und deren Repräsentant im Bewußtsein die »Erscheinung« der räumlichen und zeitlichen Welt wäre. Nun sind Kausalität, Substantialität und andere »Kategorien« des Seienden zunächst Begriffe unseres Verstandes. Dürfen wir annehmen, daß Substanz- und Kausalbeziehungen doppelt vorhanden sind, indem sie außerdem auch dem Sein an sich angehören? Kant verneint die Frage, und, indem er es tut, gelangt er zu einem überraschenden Resultat. Nun schwindet mit einem Male die Erkennbarkeit der Dinge an sich. Unser Bewußtsein hört auf, ein Spiegel des Objektiven zu sein. Der Gebrauch unserer Begriffe hat sich auf die Erscheinungen zu beschränken. Nur der Glaube darf sich mit seinen sittlichen Forderungen in jene zweite Welt erheben; die Wissenschaft hat es allein mit dem mundus sensibilis zu tun, mit den Empfindungen, die sich nach Bewußtseinsgesetzen ordnen und so in der Erscheinung und bloß in dieser die Erfahrung ermöglichen.

Die zweite Welt, das unabhängig vom Bewußtsein Existierende, ist für diesen »Phänomenalismus« wohl noch vorhanden. Denn dem Phänomen, der Erscheinung, muß irgendwie etwas zugrunde liegen, »was da erscheint«. Aber der stolze mundus intelligibilis, das wahrhaft Seiende, das einst das eigentliche Objekt der über den Sinnestrug hinausfliegenden Verstandeskraft war, ist nun ein zwar Denkbares, aber Unerkennbares, ein »Unknowable« geworden. Der Phänomenalismus endigt in der Formel: Ansichsein = X.

Damit hat sich die Aussonderung spezieller Verdoppelungen vollendet. Aber noch bleibt eine allgemeine Zweiheit übrig, die Zweiweltenlehre selbst. Noch besteht unabhängig von dem Sein im Bewußtsein ein Sein an sich, dessen Phänomen das Sein im Bewußtsein bildet. Hat es einen Wert, an ihm festzuhalten, nachdem es auf ein unbestimmbares X zusammengeschrumpft ist? Es wird eine letzte Konsequenz möglich sein. Sie hat sich in Deutschland aus der kritischen Philosophie heraus entwickelt, oder ist nach der (wohl zu weit gehenden) Auffassung mancher Forscher von Kant selbst gezogen worden. Das Denken leugnet nicht nur die Erkennbarkeit, sondern auch die Existenz der zweiten Welt. Das Sein ist überhaupt nur einmal da, nämlich als Sein im Bewußtsein, in der conscientia. Nun ist dieses nicht mehr »Erscheinung« eines von ihm unabhängigen, ihm transzendenten Seins, sondern das einzige, was existiert. Damit haben wir die Lehre der »immanenten« Philosophie oder des »Konszientialismus« erreicht; ihre Formel lautet: Ansichsein = 0.

Das ist der gähnende Abgrund, an den die Scheu vor den Verdoppelungen des Seins mit unerbittlicher Folgerichtigkeit zu führen scheint. Und nun erhebt sich die Frage: kann sich die Naturwissenschaft von der Philosophie so weit mitreißen lassen, ohne mit ihren eigensten Voraussetzungen in Widerstreit zu geraten? Sie kann es sicher nicht. Weder der Konszientialismus noch der Phänomenalismus entspricht ihren Lebensbedingungen. Was zunächst den Konszientialismus anlangt, so denke man nur an irgend eine bestimmte Lehre aus ihrem Gebiete. Wenn alles Sein Bewußtsein, alles »esse« ein »percipi« wäre (Berkeley), dann müßte die Geologie, die das Werden unseres Planeten bis in Perioden zurückverfolgt, in denen es auf der Erde noch keine bewußten Lebewesen gab, ein Allbewußtsein annehmen oder zum mindesten wie Fechner eine Erdseele; noch niemand hat gehört, daß sie den Wert ihrer genetischen Annahmen von solchen Hypothesen abhängig gemacht hätte. Ich habe auch niemals verstehen können, was es dem Konszientialismus helfen soll, wenn er das Sein eines noch unentdeckten Berges oder des unbekannten Erdinnern durch eine bloße »Möglichkeit«, unter gewissen Bedingungen empfunden zu werden, ersetzen möchte (J. St. Mill). Damit vermag er den Voraussetzungen des Naturforschers nicht gerecht zu werden. Denn das nicht Wahrgenommene wird von diesem als physisch wirkend gedacht, und das kann eine bloße »Möglichkeit« des Empfundenwerdens ebenso wenig leisten, wie im Kriege die bloße Möglichkeit des Getroffenwerdens die Mauern einer Festung zerstört — es müssen schon »wirkliche« Kugeln herüberfliegen. Und selbst wenn man von dem Sein der Dinge absieht und nur an die Gesetzmäßigkeiten des Naturverlaufes denkt, so belehrt uns jedes konkrete Beispiel, daß es sich dabei nicht bloß um Beziehungen zwischen Bewußtseinsinhalten handeln kann. »Sinneseindrücke«, sagt Külpe treffend, »fallen nicht, ziehen sich nicht an und stoßen sich nicht ab, Sinnesinhalte haben keine meilenweiten Abstände und keine Lichtgeschwindigkeit, sie atmen und wachsen nicht und scheiden keine Flüssigkeiten aus, sie lassen sich keinem periodischen System von Atomgewichten einfügen und sich auf keine Kristallform zurückführen.«

Das alles klingt selbstverständlich; und doch ist es notwendig, diese einfachen Gedanken immer wieder auszusprechen. Denn der Konzientialismus hat auch bei den Naturforschern merklich an Einfluß gewonnen, seitdem sich ein so bedeutender Fachmann wie E. Mach dem Standpunkt der immanenten Philosophie genähert hat. Indem Mach aus Mißtrauen gegen die Metaphysik alles Ansichsein zu streichen und die Welt des Physikers aus Elementen aufzubauen sucht, die den Empfindungen inhaltlich gleich zu setzen sind, schränkt er die Objekte der Naturwissenschaft auf das Vorhandensein von »Farben, Tönen, Wärmen, Drücken, Räumen, Zeiten usw.« ein, die in mannigfaltiger Weise mit einander verknüpft sind. Wie Külpe, so vertritt auch C. Stumpf die Überzeugung, daß dieser Weg nicht gangbar ist. Angesichts des Eindrucks, sagt er, den die Machsche Auffassung der Physik in weiten Kreisen gemacht hat, muß man es nachdrücklich aussprechen, daß diese Lehre »in konsequenter Form nicht mehr und nicht weniger sagen würde als: die Physik noch einmal von vorn anzufangen« (»Zur Einteilung der Wissenschaften«, 1907).

Wenn aber der Konszientialismus den Voraussetzungen der Naturwissenschaft widerspricht, so tut es auch der Phänomenalismus.

Beziehen sich die Bemühungen des Physikers nicht auf die Empfindungen als solche, sondern auf ein davon unabhängiges Sein, so muß er von der Hoffnung getragen werden, daß dieses Sein wissenschaftlich bestimmt werden könne, d. h. er kann unmöglich in der vorhin angegebenen Bedeutung des Wortes Phänomenalist sein.

Darin freilich wird Kant stets recht behalten: die Vorstellungen des Naturforschers von den Dingen und ihren Gesetzlichkeiten sind ebenso wie die entsprechenden Vorstellungen des Alltagslebens Gebilde unseres Denkens. Wenn aber diese Gebilde keine wissenschaftlich wertvolle Beziehung zum Ansichsein haben sollen, dann verlieren die Bemühungen der Naturwissenschaft ihren eigentlichen Sinn. Külpe hat sich hierüber mit Kraft und Klarheit ausgesprochen: »Empfindungen als elementare Bewußtseinsinhalte, Begriffe, die sich ihnen nach dem Prinzip der Ökonomie des Denkens anzupassen hatten, und dazu vielleicht ein unerforschliches und darum für die Wissenschaft ganz indifferentes Ding an sich — damit glaubten gewisse Erkenntnistheoretiker den Realwissenschaften gerecht werden zu können. Es gibt kaum etwas Unerquicklicheres als die verklausulierte Darstellung derjenigen Naturforscher, die im Sinne dieser Erkenntnistheorie fortwährend versichern, daß sie mit der Wahl realistischer Ausdrücke selbstverständlich keine realistischen Ansichten verbinden wollen. Sie tragen eine ihrem Gebiete fremde Auffassung in die Darstellung desselben hinein und vergessen, daß Vorsicht nicht nur die Mutter der Weisheit, sondern auch der Untätigkeit ist. Nur wer an die Bestimmbarkeit einer realen Natur glaubt, wird seine Kräfte an deren Erkenntnis setzen.«

Wir haben bisher bloß festgestellt, daß die Naturwissenschaft auf Grund ihrer Voraussetzungen jene Auflösung des naiven Realismus nicht soweit mitmachen kann, wie es die idealistischen Erkenntnistheoretiker getan haben. Die Lehre von der Subjektivität der Sinnesqualitäten ist freilich ein Ergebnis ihrer eigenen Forschungsarbeit; der Standpunkt des »naiven« Realismus ist also nicht der ihrige. Aber realistisch muß sie bleiben, wenn sie am Leben bleiben will. Nun wäre es denkbar, daß sich die Erkenntnistheorie mit ihren weitergehenden Folgerungen trotzdem im Recht befände. Dann müßte man die Auffassung der Naturwissenschaft als eine Illusion betrachten, die sie zwar bei ihrer Arbeit nicht entbehren könnte, die aber doch nur eine Illusion wäre. Hier setzen die positiven Ausführungen Külpes ein. Er begründet in seinem Vortrag die These, daß die Erkenntnistheorie den sozusagen instinktiven Realismus des Forschers auch als philosophisch berechtigt anzuerkennen vermag, daß also die Naturwissenschaft »im dunklen Drange sich des rechten Weges wohl bewußt ist«. Das zu erweisen ist eine Aufgabe des »kritischen Realismus«.*)

Der kritische Realismus wird demzufolge zeigen müssen, daß die Erkenntnistheorie in der Auflösung des naiven Weltbildes an der Stelle Halt machen darf, wo die weiterdrängende Kühnheit des idealistischen Denkens zur Leugnung der Erkennbarkeit und dann sogar zur Leugnung der Existenz einer vom Bewußtsein unabhängigen Realität führt. Külpe entwirft ein Programm für die »Grundlegung der Realwissenschaften«, das sich in vier Hauptfragen gliedert. Ihre Formulierung ist wohl absichtlich so gehalten, daß sie ein wenig an die berühmten Fragen anklingt, in denen Kant die Aufgaben des kritischen Idealismus zusammengefaßt hat. Die beiden ersten Fragen beziehen sich in negativer und positiver Weise auf den Konszientialismus, während die dritte und vierte dieselbe Beziehung zum Phänomenalismus aufweist. Die erste lautet: »Ist eine Setzung von Realem zulässig? Ihre Beantwortung soll eine Widerlegung des Konszientialismus bilden, dem die naturwissenschaftliche Erkenntnis als ein bloßes Gewebe von Empfindungen und Begriffen erscheint. Die zweite Frage lautet: »Wie ist die Setzung von Realem möglich?« Sie fordert eine Prüfung und Entwicklung der Gründe, die zur Annahme realer Gegenstände führen. Ist diese Forderung erfüllt, so ist der Konszientialismus überwunden; aber noch bleibt der Phänomenalismus im Felde, der ja die Realität nicht leugnet, sondern nur ihre Erkennbarkeit bezweifelt. Die dritte Frage: »Ist eine Bestimmung von Realem zulässig?« geht auf eine Verteidigung

*) Von neueren Vertretern des kritischen Realismus seien hier W. Freytag und E. Becher genannt. Das Buch Bechers »Philosophische Voraussetzungen der exakten Naturwissenschaften« (1907) verbindet Klarheit und Gründlichkeit in seltenem Maße.

des naturwissenschaftlichen Realismus gegenüber dem von Kant begründeten Phänomenalismus. Ihr folgt endlich die vierte: »Wie ist eine Bestimmung von Realem möglich?« Mit ihrer Beantwortung soll sich die positive Theorie der Bestimmung realer Objekte vollenden.

In seinem Vortrage hat sich Külpe auf die Behandlung der beiden positiven Probleme (zweite und vierte Frage) und dabei wieder auf ihre Beziehung zur Naturwissenschaft beschränkt. Indem wir uns seiner Führung anvertrauen, wollen wir weniger auf die einzelnen Begründungen Gewicht legen als auf den methodischen Fortschritt seiner Gedanken.

Die erste Arbeit, die zu unternehmen ist, besteht in einer Sonderung. Der »kritische« Realismus hat die Aufgabe, die bloß subjektiven Bestandteile der Erfahrung von den objektiven zu scheiden. Das Kennzeichen der Objektivität ist nach Külpe die Unabhängigkeit von unserer subjektiven Organisation. Wenden wir dieses Kriterium auf die sinnliche Erfahrung an, so finden wir, daß ihre Inhalte, nämlich die Empfindnngsqualitäten durch unsere Organe bedingt, also nicht objektiv sind. Damit gehen wir über den naiven Realismus hinaus. Wie verhält es sich aber mit den Beziehungen dieser Inhalte? Natürlich gibt es Beziehungen des sinnlichen Materials, denen wir ebenfalls eine bloß subjektive Geltung zuschreiben werden; so verhält es sich z. B. mit dem Verschwinden der sichtbaren Außenwelt, wenn wir willkürlich die Augen schließen. Aber es gibt auch Beziehungen, die uns aufgenötigt sind. »Veränderungen räumlicher und zeitlicher Art, das Kommen und Gehen der Sinnesinhalte, ihr längeres oder kürzeres Verweilen, ihre Koexistenz und Sukzession, ihre Konfiguration und Ordnung weisen zweifellos eine von uns unabhängig bestehende Gesetzlichkeit auf.« Es gibt also »an sich« etwas, was den uns aufgenötigten Beziehungen unserer Sinnesempfindungen korrespondiert.

Nehmen wir an, daß uns die eingehendere erkenntnistheoretische Prüfung von der Berechtigung dieses ersten Schrittes überzeugt habe (man kann dasselbe Resultat auch auf anderen Wegen zu erreichen suchen), so erhebt sich die Frage, was für ein Bild wir damit von der objektiven Realität erhalten. In unserer subjektiven Erfahrung haften die Beziehungen an den Empfindungsinhalten. Von diesen ihren »Trägern« haben wir die realen Naturgesetzlichkeiten abgelöst. Daher ist die reale Welt vorläufig »eine Veränderung ohne Veränderliches, eine Bewegung ohne Bewegliches, eine Beziehung ohne Beziehungsglieder«. Können wir hierbei stehen bleiben? Können Beziehungen sozusagen frei im leeren Raume schweben, ohne ein Etwas, »was da bezogen ist«? Külpe vertritt die Ansicht, daß man so eine selbständige Realität noch nicht zu begründen vermag. Wir bedürfen der objektiven Träger, nachdem wir die Gesetzlichkeiten von den subjektiven Trägern, nämlich von den Empfindungsqualitäten losgerissen haben.

Es ist also ein zweiter Schritt auszuführen. Wir stehen hier an einer Stelle, von der aus sich bemerkenswerte Ausblicke in die Psychologie der Metaphysik eröffnen. Das Bedürfnis nach Trägern, sagen wir gleich: nach substantiellen Trägern der Beziehungen und Gesetzlichkeiten ist, wie das besonders Julius Schultz in eindrucksvoller Weise gezeigt hat, ein fast unentrinnbarer Denkzwang. Daher ist das, was wir soeben als die Nötigung zu einem »zweiten Schritte« kennen lernten, auch in anderen Zusammenhängen wirksam gewesen. Nachdem Plato die sokratischen Begriffe von dem individuellen Denken abgelöst und als »Ideen« zu überindividuellen Werten erhoben hatte, suchte man für sie einen neuen Träger und glaubte ihn in dem Geiste Gottes zu finden: die Ideen wurden zu den ewigen Gedanken des Allwissenden. Und durch dasselbe Suchen nach einem Stützpunkt für freigewordene Beziehungen wurde die historisch großartigste Weiterbildung der kritischen Philosophie bestimmt. Die obersten Verstandesbegriffe oder die Kategorien beanspruchten nach Kant eine überindividuelle Geltung, waren also ebenfalls vom individuellen Ich unabhängig gemacht worden: bei Fichte und Hegel gewannen sie einen neuen Halt in dem »absoluten Ich« oder der »absoluten Vernunft«. So mächtig war der Zug des substantiellen Denkens, daß er die Nachfolger des kritischen »Allzermalmers« aufs neue unwiderstehlich in die verpönte Metaphysik hinüberriß.

Aber der kritische Realismus, der sich vor dieselbe Entscheidung gestellt sieht, geht

einen anderen Weg. Jene Beziehungen, die ihm eine unabhängige Realität verbürgen, sind von räumlicher und zeitlicher Natur, sie sind Gesetzlichkeiten, die für bewegtes Ausgedehntes gelten. Im Gegensatz zum Idealismus Kants muß das Ansichsein als räumlich und zeitlich bestimmt gedacht werden. Hieraus ergibt sich eine wichtige methodische Forderung für den »zweiten Schritt«, den wir zu unternehmen haben, eine Forderung, zu der jede künftige Metaphysik Stellung nehmen muß. Der kritische Realismus ist nicht berechtigt, unsere metaphysischen Wünsche, die etwa einem allumfassenden geistigen Wesen unmittelbar zustreben, einfach walten zu lassen. Die Richtung des zweiten Schrittes ist durch den ersten festgelegt. Wie auch das Ansichsein im übrigen beschaffen sein mag — der Realismus muß seine »Träger« so denken, daß sie den mit dem ersten Ergebnis festgestellten objektiven Gesetzlichkeiten »adäquat« sind, d. h. daß sie vor allem einmal die noch fehlenden »Existenzbedingungen« der raum-zeitlichen Gesetzlichkeiten bilden, die für sich allein keine selbstständige Realität ausmachen können. Mit anderen Worten: Der von Külpe vertretene Standpunkt führt, ohne damit das Sein restlos erklären zu wollen, zur Annahme materieller Substanzen »irgend welcher Art« als der substantiellen Grundlage der vom Bewußtsein unabhängigen Außenwelt.

Damit ist der von Külpe eingeschlagene Weg kurz gekennzeichnet. Er führt zu einer Weltauffassung, die auch mir dem Denken der Naturforschung weit angemessener zu sein scheint, als es die Ergebnisse der idealistischen Erkenntnistheorie sind. Er bietet freilich nichts Überraschendes und entbehrt der Paradoxien, die so leicht den Eindruck des Tiefsinns machen. Auch darf der Wanderer, der ihn beschreitet, nicht hoffen, sich auf unbedingt sichere Beweise stützen zu können. Die Überzeugung von der Existenz und Erkennbarkeit einer vom Bewußtsein unabhängigen, von raum-zeitlichen Gesetzmäßigkeiten beherrschten Natur ist nicht mehr als eine Hypothese; aber sie bildet diejenige Voraussetzung, unter der es allein einen Sinn hat, Naturwissenschaft zu treiben. Der Phänomenalismus und Konszientialismus, sagt Külpe in einer scharfen Absage gegen diese Richtungen, haben ihre Mission mehr als erfüllt. »Sie mahnen und warnen nicht mehr, sondern haben den Charakter eines lästigen Schlagbaumes angenommen. Sie dienen nicht mehr einer im allgemeinen nützlichen Vorsicht und Besonnenheit, sondern sind zu dogmatischen Fesseln umgeschmiedet worden. Sie werden nicht mehr aufgerufen, um die Anmaßung übereilter und phantastischer Realisierung zu dämpfen, sondern sie drohen selbst dem Fortschritt der Erkenntnis zum Hemmschuh zu werden. Angesichts der gewaltigen Errungenschaften, die uns die Naturwissenschaft auf dem Boden eines wagemutigen Realismus gebracht hat, darf die Erkenntnistheorie nicht das Schauspiel einer in sich abgeschlossenen, formalistische Gedanken drehenden und wendenden Disziplin darbieten. .... Sie soll uns den Realismus der Wissenschaft verständlich machen, seine Voraussetzungen und Methoden aufweisen und systematisieren und ihm damit zugleich gewisse Grenzen ziehen, aber sie soll ihn nicht in trivial gewordenen konszientialistischen und phänomenalistischen Grämlichkeiten ersticken.« — Auch ich denke ähnlich über diese Richtungen: man muß hindurch, wenn man philosophieren will, aber man muß hindurch.

Es sei mir zum Schluß gestattet, mit einigen Bemerkungen noch einmal auf jene Scheu vor den Verdoppelungen des Seienden zurückzukommen, die unser Leitmotiv bei der Auflösung des naiven Weltbildes gewesen ist. Ist diese Scheu nicht berechtigt und macht nicht der kritische Realismus von neuem den selben Fehler, wenn er unserem zeit-räumlichen Erleben eine von diesem unabhängige zeiträumliche Wirklichkeit entsprechen läßt? Hierzu ist Folgendes zu sagen. Wenn man annimmt, daß das Bewußtsein geradezu eine Kopie oder eine Spiegelung der Dinge an sich sei, so verfährt man allerdings sehr unkritisch. Aber man darf doch nicht übersehen, daß es eine Art von Verdoppelung gibt, die auch Berkeley und Mach nicht bestreiten. Wenn der Leser die eben geschriebenen Zeilen mit Aufmerksamkeit durchläuft, so vergegenwärtigt er sich meine Gedanken. Er hat dabei wahrscheinlich den Eindruck, daß diese Gedankenfolge »nur einmal da sei«, nämlich als die Meinung des Verfassers, der er gegenübersteht, gerade wie wir im praktischen Leben dem Hause gegenüberstehen, das für uns »nur einmal« da ist. Bei näherer Überlegung wird er aber erkennen, daß er außer dem Anblick der Druck-

seite tatsächlich nur seinen eigenen Gedankengang erlebt hat, wie ihn die Wahrnehmung der Buchstaben auslöste. Wie verhält er sich nun auf Grund dieser Überlegung? Nimmt er an, daß der Vorgang in der Seele des Verfassers ein bloßes unfaßbares X sei, oder sogar überhaupt nie existiert habe? Durchaus nicht; er ist vielmehr fest davon überzeugt, daß die gedruckten Sätze, die seine Gedanken veranlassen, garnicht vorhanden sein könnten, wenn ihnen nicht ein Denkprozeß in der Psyche des Verfassers vorausgegangen wäre, dem sein eigenes, nachfolgendes intellektuelles Erleben mit genügender Genauigkeit entspricht.

Nun kann man einwenden, daß hier doch die Verhältnisse ganz anders liegen, da man von Seele auf Seele schließt und nicht vom Geistigen auf Körperliches. Das ist ja gewiß richtig. Aber die Tatsache bleibt dennoch bestehen, daß man dabei eine Existenz einräumt, die dem eigenen Bewußtsein »transzendent« und dennoch erkennbar ist. Dasselbe Beispiel lehrt uns aber noch mehr. Wir haben, wenn wir eine uns fremde Psyche kennen lernen, den (bei den physischen Dingen fehlenden) Vorteil, daß wir die andere Existenz im Ganzen mit ähnlichen Inhalten ausstatten können, wie wir sie selbst erleben. Obwohl wir es nicht beweisen können (daß dies unmöglich ist, hat schon Gorgias erkannt), sind wir im Ganzen doch sicher, daß der normale »Andere« unter den gleichen Bedingungen das gleiche Rot und Weiß und Süß und Hart erlebt wie wir selbst und infolgedessen auch ähnliche Erinnerungs- und Phantasiebilder hat. Gerade hierauf wird der eben erwähnte Einwurf hinauskommen: bei der fremden Seele finden wir unsere eigenen Inhalte wieder, die Dinge der Physik dürfen wir nicht mit unseren Sinnesqualitäten erfüllen. Aber man setze einmal folgenden Fall. Der Leser, der von der Zeitschrift aufblickt und meine Ausführungen überdenkt, sei einseitig »visuell«, ich selbst aber einseitig »akustisch« veranlagt. Mein Gedankengang hatte sich inhaltlich in lauter Gehörsvorstellungen von gesprochenen Worten abgespielt, er aber durchlebt nun seine Gedanken ausschließlich mit Hilfe von Gesichtsbildern gedruckter Worte. Der Leser, dem das bekannt ist, wird sagen müssen, daß die Inhalte seines Erlebens »nur einmal da sind«, nämlich in seiner eigenen Subjektivität Wird er es aber darum irgendwie als eine Inkonsequenz oder als ein Stehenbleiben auf halbem Wege empfinden, wenn er trotzdem überzeugt ist, daß die Beziehungen zwischen den Inhalten nicht nur in seiner, sondern auch in der fremden Seele existieren und zwar in wesentlicher Übereinstimmung mit den von ihm selbst erlebten Beziehungen? Hier haben wir also Verhältnisse vor uns, die dem Vorgehen des kritischen Realismus zwar sicher nicht gleich, aber doch bis zu einem gewissen Grade analog sind.

Ich könnte die Analogie noch weiter verfolgen, will mich aber nun sofort den raumzeitlichen Beziehungen und Gesetzlichkeiten zuwenden, von denen der Realismus spricht. Ich habe schon angedeutet, daß unser Widerstreben gegen die Vorstellung genauer Kopien des Seienden im Bewußtsein durchaus nicht unberechtigt ist. Aber handelt es sich denn bei den Annahmen des Realismus um solche Kopien? Der idealistisch denkende Philosoph Rickert sagt in seinem Buche »Der Gegenstand der Erkenntnis« (2. Aufl., 1904, S. 33), die Leugnung räumlicher und zeitlicher Beziehungen des Ansichseienden bedeute genau genommen nur, daß die Dinge an sich nicht die »uns bekannten« raum-zeitlichen Eigentümlichkeiten haben können. »Wenn jemand sich Dinge an sich in einem anderen Raum und einer anderen Zeit denken will, so mag er dies tun.« Genau das tut aber der Realist, und zwar nicht nur der kritische, sondern auch der naive. »Ein anderer Raum« — das, was wir wirklich erleben, ist niemals der objektive Raum, den wir denken. Wir erleben nur räumliche Eigenschaften der Gesichts- und Tasteindrücke. Jene sind perspektivisch verkürzt, diese haften an der Oberfläche unserer Haut. Schon der objektive Raum des naiven Realisten ist weder perspektivisch verkürzt, noch an die Hautfläche des empfindenden Menschen gebunden. Er ist etwas neues und anderes, was wir umdenkend aus den tatsächlichen Erlebnissen gebildet haben. Was hat aber dieser Prozeß des Umdenkens, den die Wissenschaft beständig fortsetzt, für einen Sinn und Wert, wenn nicht die Entfernung von dem wirklich Gegebenen zugleich eine Annäherung an die dem Bewußtsein transzendente Realität bedeutet?

Eine Annäherung an die Wirklichkeit. Mehr als das wird der kritische Realist nicht behaupten. Der Raumbegriff des Naturforschers bedeutet ihm nicht eine genaue Abbildung des Ansichseins, sondern er ist ihm nur ein

Gedankengebilde, das der Realität besser korrespondiert als die Raumvorſtellung des Naturmenschen oder des Kindes.*) Er verhält sich zu dem Ansichseienden nicht wie die in Marmor ausgeführte genaue »Replik« eines marmornen Kunſtwerkes, sondern wie ein Modell, das in anderem Stoffe angefertigt und besserungsfähig iſt. Ganz dasselbe gilt von dem Subſtanzbegriff (auf den ich bei einer anderen Gelegenheit näher einzugehen wünsche) und von den übrigen Gedankengebilden der Realwissenschaften, soweit sie auf ein Ansichsein hinweisen wollen. Die Verhältnisse sind also verwickelter als es die Rede von den Verdoppelungen in der Zweiweltenlehre erscheinen ließ. Es iſt dreierlei vorhanden: der Strom des tatsächlichen Erlebens, die aus ihm aufgetauchten, aber von ihm verschiedenen begrifflichen Modelle der transzendenten Wirklichkeit und endlich diese Wirklichkeit selbſt. In dieser Dreiheit herrscht ein Entsprechen, aber keine Gleichheit. Die Modelle, die als bloße Gedankengebilde zwischen dem realen Erleben und dem realen Ansichsein schweben, sind um so wertvoller, je vollkommener sie durch die fortschreitende Arbeit der Wissenschaft konſtruiert werden. Ihre Verbesserung bedeutet eine zunehmende und nie zu vollendende Korrespondenz mit den Ordnungen und Mannigfaltigkeiten der transzendenten Realität, die wir die Natur nennen.

Es sei nur noch hinzugefügt, daß auch hierin eine gewisse Analogie mit der Erforschung fremder Seelen beſteht. Trotz der Vorteile, die aus der Möglichkeit entspringen, unsere eigenen Inhalte auf den Anderen zu übertragen, iſt auch bei der Arbeit des Hiſtorikers, der eine große Persönlichkeit schildert, dieselbe Dreiheit vorhanden: der eigene Bewußtseinsſtrom, aus dem der Forscher schöpfen muß, das begriffliche Modell des fremden Geiſtes und dieses geiſtige Wesen selbſt, dem sich auch die beſten Modelle nur annähern, ohne es je zur vollen Kongruenz zu bringen.

*) Vgl. meine »Untersuchungen über den Aufbau der Syſteme«, Zeitschrift für Psychologie, Bd. 55, S. 198 f.

Die soziale Frage in Australien und Neuseeland (Australasien).

Von Robert Schachner, Professor an der Universität Jena.

(Fortsetzung)

Eine andere soziale Gesetzgebung, die nicht aus gleich hilflosem bitterem Elend und aus der Organisationsunfähigkeit der Arbeitnehmer entſtand, sondern aus der Sisyphusarbeit der australischen Arbeiterverbände, die in den Streiks an der Wende der neunziger Jahre ihre Kraft am kapitaliſtischen Unternehmertum brachen, brachte die Zwangsschiedssprechung; sie ſtellte an Stelle der zweischneidigen Waffe der Streiks die friedliche Schlichtung der Arbeiterverhältnisse durch Einigungsausschüsse und Schiedsgerichte. Diese Gesetzgebung war der erſte und höchſte Wunsch der neugeborenen politischen Parteien und hat diese mit erweckt.

Da die großen Streiks der 80er und 90er Jahre nicht nur die Lage der Arbeiter verschlechterten, sondern auch das gesamte Wirtschaftsleben erschütterten und durch Rückgang von Zöllen und Steuern und durch Ausfall von Frachten auf den Staatsbahnen die Finanzen des Staates empfindlich berührten, so reichten Südaustralien, Neuseeland, Neusüdwales, Weſtaustralien und endlich das Commonwealth die Hand zu dieser Gesetzgebung, die im australischen Bunde einen einzelnen beamteten Richter — Personen, die in England bekanntlich das höchſte Ansehen vor allen Berufen genießen —, in den anderen Staaten einen beamteten Richter mit je einem Vertreter der Unternehmer und Arbeiter zur Seite mit der Verbescheidung aller Arbeiterſtreitigkeiten betraute. Die Tätigkeit erweiterte sich dahin, daß das Arbeitsverhältnis in den verschiedenen Gewerben durch diesen Gerichtshof auf Anrufung schlechthin, also ohne daß ein Streik ausgebrochen zu sein brauchte, geregelt wurde.

In Südaustralien war das Gesetz vom Oberhaus gebrauchsunfähig gemacht worden, in Neusüdwales war es vom reaktionären Miniſter Wade im Jahre 1908 beseitigt

worden und sollte durch Lohnausschüsse ersetzt werden.

Zwischen diesen beiden Gesetzgebungen, die beide die Regelung des Arbeitsvertrags ausbauten und die Verletzungen ihrer Entscheidungen unter Strafe ftellten, befteht freilich ein ganz fundamentaler Unterschied, der nicht nur in der Art ihrer Beftellung liegt. Auch das Verfahren ift ein ganz anderes. Während hier eine Kommission meift sich mit ihrer eigenen Kenntnis begnügt und darauf ihren Spruch gründet, handelt es sich dort um einen Gerichtshof, vor dem eine kontradiktorische Verhandlung ftattfindet, wobei durch zahlreiche Zeugen in die entlegenften Winkel des Gewerbes hineingeleuchtet wird. Hier Öffentlichkeit des Verfahrens, die allein schon einen moralischen Einfluß auf das Verhalten der Unternehmer in Handel und Gewerbe ausübt — ich selbft war Zeuge eines Streitfalles, wo der Unternehmer kurz vor der Verhandlung die Löhne aufgebessert hat —, dort ein Verhandeln hinter verschlossenen Türen, wo die »Arbeiterkommissionsmitglieder« sich den Unternehmern gegenüber sehen und wegen ihrer Abhängigkeit oft zu zaghaft und nachgiebig sich zeigen — zeigen müssen.

Außerdem sind aber auch die Befugnisse verschieden. Man hat jene Ausschüsse nach ihrer Haupttätigkeit Mindeftlohnausschüsse, »minimum wages boards« genannt, sie beftimmen die Lohnhöhe für Zeit- und Akkordarbeit, die Löhne für Lehrlinge und Helfer (Improver) — besondere nicht durch Lehrbriefe gebundene jugendliche Personen —, und wo Zeitlöhne beftehen, die Arbeitsdauer. Ferner können sie nach den einen Gesetzen feftsetzen, wie viel Lehrlinge und Helfer zu einem Vollarbeiter genommen werden dürfen, nach den anderen nur, wie viel Helfer. In Queensland ift auch die Feftftellung der Überftunden, in der viktorianischen Gewerbegesetznovelle von 1910 die Beftimmung vom Anfang und Ende der Arbeitszeit als Befugnis gegeben. Darin erschöpft sich das Entscheidungsfeld dieser Kommission.

Einen ganz anderen Rahmen mußte die Schiedsgerichtstätigkeit haben, sollte sie ihre Aufgabe, die Regelung der Arbeitsverhältnisse anftelle der Streiks der Organisierten zu übernehmen, erfüllen können. Vor ihnen ift auch nur den Arbeiterverbänden, vor dem Bundesgericht nur solchen, die sich über mehrere Kolonien erftrecken, Gerichtsftand eingeräumt.

Wenn die Gewerkschaften sich mit ihnen zufrieden geben sollten, dann mußte es auch möglich sein, mit ihnen all das zu erreichen, was durch Friedensschlüsse im Arbeitskampfe und in Tarifverträgen erlangt werden konnte. Jede Einzelheit des Arbeitsvertrages mußte damit dieser richterlichen Tätigkeit unterftellt sein; so weitgehende Beftimmungen, ob nur in Stücklohn oder nur in Zeitlohn gearbeitet werden darf, Verbot oder Einschränkung der Frauenarbeit, Regelung der Arbeiterentlassungen (wer bei Reduzierung der Hände zuerft gehen muß), und vor allem die Einräumung einer Vorzugsftellung an die Mitglieder der Gewerkschaften waren damit notwendig verbunden.

Wo so etwas wichtiges, wie die Vorzugseinräumung, in einzelnen Rechtsgebieten versagt blieb, wie in Weftauftralien, da wurde es als offensichtliche Lücke empfunden. Die Beftimmung des Bundesgesetzes, wonach jenes Recht davon abhing, daß die Mehrzahl der durch den Schiedsspruch berührten Personen dem zu begünftigenden Verbande angehören muß, entspricht hingegen nur dem auch außerhalb der Schiedsgerichtstätigkeit zu erwartenden Erfolg. Viel umftritten blieb die Beschränkung der Zuerkennung auf Arbeiterverbände, die keine politischen Zwecke verfolgen.

Während diese Entscheidungen den Arbeitern das Recht nahmen, den Streikweg zu beschreiten, was ja der Ausgangspunkt der Gesetzgebung war, fteht dieser Weg denen, die einen Kommissionsbescheid erfochten, offen. Nur Neusüdwales glaubte in seinem Gesetz über Lohnkommissionen Streiks verbieten zu können, es hat erft 1910 ein weiteres drakonisches Streikverbotsgesetz für eine Reihe von Induftrien, die für den Tagesbedarf tätig sind, erlassen. Das ift natürlich eine Gesetzgebung, die ein Recht nimmt, ohne ein anderes zu geben. Der Staat verbietet das Streiken, ohne ihm durch Ersatz bietende Gesetze vorzubeugen und die durch Streik zu erzielenden Erfolge auf anderem Wege darzubieten. Gerade hierzu bedarf es aber befugnisreicher Schiedsgerichte, die im Jahre 1908 von eben jenem Schöpfer der neuen Gesetzgebung von Neusüdwales, dem Premierminifter Wade, für Lohnkommissionen »vertauscht« wurden.

Das Schiedsgericht ift das Tribunal der Gewerkschaften und vermag allein die unwirtschaftliche Peft der Lohnkämpfe zu beseitigen, die Lohnausschüsse sind gut genug für jene Gewerbe, in denen die Arbeiter durch eigene Macht nicht das im Gesetz Gewährte hätten erreichen können; nur eine Arbeiterschaft, der es an eigener Macht gebricht, wird sich auf die Dauer mit ihnen abfinden. Dieses ift ein Stück einer mit patriarchalischen Staatsbefugnissen umgebenen unternehmerfreundlichen Sozialpolitik, hat sich doch der Staat bei der Beftellung der Kommissionen weitgehende Rechte und Befugnisse vorbehalten und zur Schonung der Unternehmer die mannigfachften Klauseln einfügen zu müssen geglaubt. Jenes ift eine Gesetzgebung, die den Willen der Arbeiter, der in den Gewerkschaften sich kundtut, berücksichtigt und den Arbeitsmarkt und den Arbeitsvertrag im Sinne der gewerkschaftlichen Tendenz, aber ohne zerftörende Arbeitskämpfe nach dem Prinzip der höchft möglichen Gerechtigkeit, wie sie ein britischer Richter repräsentiert, zu regeln beftrebt ift.

Waren diese Gesetzgebungen ein Erfolg? Es war ihnen nicht schwer gemacht, die Zeiten waren ihnen günftig. Die Gesetze fielen in eine Epoche ftark auffteigender Konjunktur und konnten deshalb leicht zu einer Besserung der Lage der Arbeiter, die von dem Arbeitgeber ertragen werden konnte, führen, da ja die Möglichkeit der Erhöhung der Preise beftand, und sich in der Steigerung des Umsatzes erhöhter Gewinn bot.

Unter diesen Umftänden war es vor allem möglich, die Löhne den Preisen folgen zu lassen. Eine Lohnfteigerung war nämlich schon dadurch bedingt, daß zu gleicher Zeit, unabhängig von jener Gesetzgebung, der Lebensunterhalt sich verteuerte. Mit der Ausdehnung der Versorgung des Auslands mit gefrorenem Fleische ftieg dessen Inlandspreis; mit der Zunahme der Bevölkerung und der Entwicklung der Induftrie erhöhten sich die Preise von Grund und Boden und damit die Mieten, und obendrein gelangten die besonders durch jene Inftitutionen zusammengeführten Unternehmer, ähnlich wie bei unseren Berufsgenossenschaften, gerade auf Gebieten, die direkt oder indirekt den Lebensunterhalt betrafen, zu Preisverabredungen: so in Versorgung mit Kohle, Brot, Fleisch; auch die Konventionen der Bauunternehmer, Holzinduftriellen und Reeder brachten Verteuerungen. Dem konnte der Bau von Arbeiterwohnhäusern, wie er in Neuseeland von Seite des Staates geschah, oder die Bekämpfung der Preistreibungen der Kohlenproduzenten und -verkäufer durch Einrichtung von ftaatlichen Detailverkaufsftellen, die Staatskohle anboten, nur in ganz bescheidenem Maße begegnen.

Der neuseeländische Arbeitsminifter Millar sagte ausdrücklich: »Die Lohnfteigerungen waren nicht die Ursachen der Verteuerung der Lebensmittel, soudern die Folge«. Man hat wohl in einigen Induftrien darüber hinausgehende Erhöhungen der Lohnsätze erlangt, im allgemeinen aber gilt, was der Vorftand des ftaatlichen Arbeitsbureaus Treagear sagte: »Das Schiedsgerichtsgesetz hat keine besonderen Lohnfteigerungen gebracht, ift aber trotzdem ein wichtiger Faktor in der sozialen Reform gewesen. Seine wohltätigen Wirkungen liegen in der Richtung ununterbrochner Beschäftigung und in kleinen Vorteilen, wie Regelung der Zahlung für Überftunden und Feiertage« Die Lohnausschüsse und Schiedsgerichte haben aber vor allem dem living wage bei ihren Verbescheidungen Rechnung getragen und damit nur die parallele Bewegung der Löhne zu den Preisen erzwungen. Die Lohnerhöhungen, die uns gerade bei den victorianischen Lohnkommissionen entgegentreten, verlieren auch ihr Bedenkliches, wenn man erfährt, daß hier bis zum Jahre 1908, wie noch jetzt in Südaustralien, als gesetzliche Norm für die Lohnbeftimmungen die Lohnverhältnisse bei einem anftändigen (»reputable«) Unternehmer zu Grunde gelegt wurden. Die Lohnausschüsse verfahren aber in der Praxis meift heute noch so, und auch die Schiedsgerichte haben vielfach nach diesen Gesichtspunkten gehandelt und die Löhne bei angesehenen Unternehmern zu Grunde gelegt, so daß durch diese Lohnfeftsetzungen meift tatsächlich nur der Betrieb der anftändig Lohnenden vor der Konkurrenz der sweater geschützt wurde.

In dem victorianischen Gesetze über die Lohnausschüsse ift ausdrücklich auch eine Berücksichtigung der ungünftigen Lage der Induftrie vorgesehen, in den anderen Rechtsgebieten und auch bei der Rechtsfindung der Schiedsgerichte wird in der Praxis meift nach der nämlichen Norm vorgegangen.

Freilich hat die Untergrenze des »living wage« gelegentlich einen Konflikt gebracht, den man in der Regel damit löſte, daß man sagte: »the living wage muſt be possible or the trade muſt go.« Der amerikanische Nationalökonom Clark berichtet in „Labor conditions in Auſtralia" (Bulletin of the Bureau of Labor. Washington 1905 S. 119) von einem »Attorney« von Neusüdwales, der ihm sagte: »I believe we have reached in Auſtralia the bedrock principle that the firſt charge on every induſtry shall be a living wage to all employers. If an induſtry can't afford such a wage, it should collapse.«

Selbſt wo Lohnerhöhungen ſtattfanden, hat das Unternehmertum die Einwirkung auf die Produktionskoſten auf verschiedene Weise zu paralysieren vermocht.

Es hat sich auch in Auſtralien gezeigt, daß höhere Löhne oder kürzere Arbeitszeit bei gleichem Lohn nicht ohne weiteres höhere Produktionskoſten bedeuten, sondern sich meiſt in quantitativ und qualitativ höhere Leiſtungen umsetzen. In vielen Unternehmungen schritt man zu umfassender Einführung von Maschinen und gelangte hierdurch zu einer technisch besseren Leiſtung. Man hat auch die Arbeit besser organisiert, so, indem man die Kontrolleinrichtungen verschärfte, dann indem man die Arbeitsteilung fortsetzte, so daß man mit der größeren Spezialisierung des Einzelnen eine Verbesserung und damit eine Verbilligung der Produktion erzielte. Ganz allgemein machte sich die Tendenz zur Vergrößerung der Betriebe geltend, die alle diese Vorteile besser ausnützen können. Auf der anderen Seite freilich iſt man dazu gekommen, eine größere Rücksichtslosigkeit in der Geschäftsführung walten zu lassen, die sich freilich auch anderwärts, so in Amerika, längſt durchgesetzt hat. Man nimmt nur die besseren Arbeiter und entläßt kranke, alte und langsame, die in der Fabrik nur einer tüchtigen Arbeitskraft den Platz wegnehmen. Ein Großinduſtrieller Neuseelands drohte bei einer Zeitreduzierung und Lohnerhöhung, allen, die nicht die gleiche Leiſtung wie vorher boten, mit der Entlassung, er brauchte sie aber nur 30 gegenüber von 300 durchzuführen. Auch die Ersetzung von Männern durch Frauen, von Frauen durch Kinder erfolgte bei einzelnen Gewerben. Vereinzelt iſt dem freilich in den Entscheidungen dadurch vorgebeugt worden, daß für beide Geschlechter gleiche Lohnsätze aufgeſtellt wurden. Dies hat freilich öfters sogar bewirkt, daß die Männerarbeit die Frauenarbeit verdrängte.

Für die Interessen der Induſtrie darf nicht außer Ansatz bleiben, daß die Unternehmer vor Streiks gesichert wurden, sodaß ihnen eine ungeſtörte regelmäßige Tätigkeit ermöglicht wurde. Die Unternehmer rühmen es, daß die Wühlereien, die früher unter den Arbeitern beſtanden, mit diesen Normierungen für längere Zeit aufgehört und einem friedlicheren Zusammenarbeiten Platz gemacht haben. Die auf Jahre hinaus feſtgesetzten Löhne lassen auch geschäftliche Kalkulationen zu, die die Unternehmer zu einer viel freieren Tätigkeit befähigen; man braucht auch keine Risikoprämie für Streiks zu dem Unternehmergewinn hinzuzuschlagen. Der Unternehmer eines großen Eisenbahnbauunternehmens versicherte mir, er habe seine Veranschlagung bedeutend niederer gehalten, weil er nach der Regelung der Löhne durch das Schiedsgericht auf die ununterbrochene Fortführung seines Unternehmens rechnen konnte.

Aus all den Gründen iſt es verſtändlich, wenn wir kein irgendwie erhebliches Steigen der Preise der Produkte sehen und einer der größten Induſtriellen Neuseelands mir sagen konnte: daß er nie besser und billiger gearbeitet habe, wie unter den Bedingungen des Schiedsspruches.

Wir können höhere Löhne ohne höhere Produktionskoſten überall da sehen, wo ein anpassungsfähiges und intelligentes Unternehmertum vorhanden war.

Als Beweis für diese Unschädlichkeit der Normierung der Löhne kann angezogen werden, daß in allen auſtralasischen Staaten mit Lohnregulierung die Gewerbe wie ihre Arbeiterschaft eine ſtarke Zunahme erfuhren. Nirgends fand eine Abwanderung von Induſtrien aus Staaten mit diesen Sozialgesetzen nach solchen ohne sie ſtatt; endlich haben die wichtigſten auſtralischen Exportartikel, wie Kohle, Kupfer, Zinn, gekühltes Fleisch, Häute oder Holz, sowie landwirtschaftliche Maschinen, deren Erzeugung unter den Bedingungen der Gesetze erfolgt iſt, in ihrer Ausfuhr keine Beeinträchtigung erfahren.

Als einen teilweisen Mißerfolg der Gesetzgebung wird es leichthin bezeichnet, daß es nicht gelang, die Streiks völlig aus der Welt zu schaffen.

Die Ursache hierfür lag wesentlich in der mangelhaften Abfassung der Gesetze, die vor allem nicht alles das gewährten, was durch Streiks erreicht werden konnte. Auch arbeitet die Schiedssprechung außerordentlich langsam, so daß Induſtrieen, die als Saison⸗gewerbe rasche Entscheidungen benötigen, weil ihre Arbeiter von Staat zu Staat wandern, aus ihr keinen Vorteil ziehen konnten.

Am schlimmſten lagen die Umſtände in Neusüdwales, wo eine der Gesetzgebung feindliche Regierung ans Ruder kam, welche die offen zu Tage liegenden Mängel absicht⸗lich unverbessert ließ.

In allen Staaten gab auch eine ungeschickte Handhabung durch Richter, denen mehr juriſtisches als sozialpolitisches Verſtändnis gegeben war, Anlaß zur Unzufriedenheit.

Freilich haben sich die Arbeiter gelegent⸗lich auch bewegen lassen, das Gesetz dann zu mißachten, wenn sie die Nachteile seiner Verfassung und Handhabung spürten, während sie bereit waren, seine Woltaten entgegen⸗zunehmen. Das sind bedauerliche Mängel im Rechtsempfinden, die aber auch auf anderen Gebieten des Wirtschaftslebens als »Rechts⸗verletzungen« uns begegnen.

Immerhin sind die Streiks in Neuseeland und Weſtauſtralien ganz vereinzelt gewesen. Dabei darf auch nicht vergessen werden, daß eben diese Gesetzgebung in eine Zeit aufſteigender Konjunktur fiel, die sonſt eine reiche Kette von Streiks zu begleiten pflegt.

Sowohl bei den Lohnkommissionen wie bei den Schiedsgerichten haben aber auch einige der Verbescheidungen den Arbeitern Minderungen ihrer Löhne gebracht, mit denen sich diese, wenn auch zähneknirschend, zu⸗rechtfanden; noch öfters aber mußten sie auf Forderungen verzichten, die sie durch Streiks durchzusetzen alle Aussicht hatten.

Hieraus darf man die Hoffnung schöpfen, daß eine Zeit zurückgehender Konjunktur eine durch die Vergangenheit bereits zu größerer Verantwortung gereifte, dem Gesetz gehorchende Arbeiterschaft finden wird, die bereit sein wird, sich ungünſtigen Entschei⸗dungen zu unterwerfen.

Zeiten der Depression werden sich aber auch in den Preisen wiederspiegeln und so einen Rückgang der Löhne rechtfertigen und annehmbar machen. Die weſtauſtralischen Bergarbeiter nahmen Lohnreduktionen ruhig hin, als sich der Lebensunterhalt in den Be⸗zirken der Goldgruben durch die Anlage der Eisenbahn und des großen Wasserwerkes verbilligte.

Dank der Gesetze kann aber in Krisen⸗zeiten nicht mehr die früher geübte Aus⸗nützung der Notlage der Arbeiter erfolgen; diejenigen, die in Dienſten behalten werden, müssen den in den Entscheidungen vorge⸗schriebenen Lohn erhalten.

Aves, der von England zur Untersuchung dieser sozialen Gesetzgebung nach Auſtral⸗asien gesandte Kommissär, kann über die soziale Funktion der Gesetzgebung nur be⸗richten, daß in der Literatur und in der Presse ihre Nachteile viel zu sehr in den Vordergrund gedrängt wurden, während ihre Vorteile doch unbeſtreitbar seien, daß aus dieser Gesetzgebung sich aber in Auſtralien schon die Erkenntnis ergeben hat, daß diese Arbeitsvertragsfrage nie mehr der freien Willkür überlassen werden dürfe, sondern daß man ihre Regelung von Staatswegen als eine absolute Notwendigkeit betrachte.

Die Unternehmervereinigung von Canter⸗bury versicherte der Regierung, daß die Schiedssprechung eine unermeßliche Wohltat für alle Teile des Wirtschaftslebens sein wird.

Das Unternehmertum, das unter den Lohn⸗ausschüssen arbeitet, hat sich mit ihm völlig abgefunden. So hat diese Gesetzgebung in ihren Prinzipien weit überwiegend Aner⸗kennung gefunden, und ein Zurückgehen zu den ungeordneten Verhältnissen anderer Länder erscheint schlechthin undenkbar.

Trotzdem haben die bedeutendſten Be⸗urteiler dieser Gesetzgebung, wie der Ameri⸗kaner Clark, die Franzosen Siegfried und Nogaro und andere, ihre Übertragbarkeit auf andere Produktionsländer verneint.

Bezeichnend für den Ausgangspunkt dieser Urteile iſt die Stellungnahme des Franzosen Nogaro, der selbſt zu den harmlosen Lohn⸗kommissionen meint: es sei kaum denkbar, in das Schwitzsyſtem einzugreifen, ohne Ge⸗fahr zu laufen, nicht nur das darunter arbeitende Gewerbe, sondern auch viele andere, die mit ihm in Beziehung ſtehen, zu ver⸗nichten; die Länder der alten Welt seien nicht reich genug, ihre Tätigkeit nur auf die guten Gewinn einbringenden Tätigkeiten zu beschränken. Als ob die sehr geringen Ge⸗winne dieser Induſtrien nicht mehr als wett gemacht würden durch das, was der Staat für ihre armen Opfer und ihre Nachkommen

in Krankenhäusern, Asylen, Irrenhäusern und Gefängnissen aufwenden muß. Das Aufgeben solcher Bettelindustrie ist für die industrielle Tätigkeit und Bedeutung der größeren Industriestaaten belanglos.

Das sozialpolitisch so vorsichtige England hat jene Behauptungen durch die Tat widerlegt, indem es diese Gesetzgebung nach dem Heimatland übernommen hat; und als man im englischen Parlament davon sprach, daß man nun auch Schutzzölle haben müsse, um gegen andere Staaten, die unter dem Schwitzsystem beharren blieben, gesichert zu sein, da verkündeten Fabrikanten die alte Wahrheit von der besseren Leistung einer in kurzer Arbeitszeit weniger geschwächten und durch höheren Lohn in ihrer Ernährung geförderten Arbeiterschaft. Toulmin sagte bei Beratung des Gesetzes: das hätte sich in allen Industrien erwiesen, daß bessere Löhnung bessere Leistung bedeute, und wenn selbst die Preise für das Produkt steigen, bekomme der Käufer eine bessere Qualität, die den höheren Preis wettmache. Von einer Beeinträchtigung der industriellen Leistungsfähigkeit auf dem Weltmarkt könne keine Rede sein. Dank solcher Erwägungen gelangten die arbeiterfreundlichen Maßnahmen Australiens auch in England zum Sieg.

Gerade die Angriffe auf jene Institutionen in Hochschutzzolländern wie Deutschland oder Frankreich muß sehr verwundern; denn hier erschweren die Zölle auf die notwendigen Unterhaltsmittel der Arbeiter die Weltkonkurrenz und übertreffen die unerheblichen Lohnbesserungen, selbst wenn sie kein Äquivalent in der Leistung fänden, bei weitem.

Wir haben in diesen europäischen Ländern aber heute schon Tarifverträge, die durch das ganze Gebiet gehen, warum sollten sie nicht zu einer weiteren Inangriffnahme und größeren Beachtung gebracht und zu höherer Gerechtigkeit dadurch getragen werden, daß der Staat auf allen Gebieten die Arbeitsvertragsteile zusammenzwingt und durch die Tatsachenerhellung die Ansprüche der Parteien durch Lohnkommissionen oder Schiedsgerichte auf einwandfreiere gerechtere Basis bringt als heute.

(Schluß folgt)

Nachrichten und Mitteilungen.

Korrespondenz aus Manchester.

Jubiläum der Bibelübersetzung.

Am Schlusse seines Aufsatzes »Die Urgeschichte des Christentums im Lichte der Sprachforschung« in der Internationalen Wochenschrift (1909, Nr. 44) hat Adolf Deißmann auf Luthers Ausspruch hingewiesen: »Und laßt uns das gesagt sein, daß wir das Evangelium nicht wohl werden erhalten ohne die Sprachen. Die Sprachen sind die Scheiden, darin dies Messer des Geistes steckt.« Damit aber die Gesamtheit der Volksgemeinden, die andere Sprachen reden als die der heiligen Schrift, »das Evangelium erhalten« könnte, mußte auf Grund des Studiums der Ursprachen dieses in die heimischen Sprachen übertragen werden, wobei nach unseres großen Bibelverdeutschers Wort man dem gemeinen Mann aufs Maul sehen mußte. Auch Erasmus von Rotterdam hat gewünscht, daß das Evangelium und die paulinischen Briefe in alle Sprachen übersetzt würden, und der hervorragendste englische Bibelübersetzer, Tindale, fügt hinzu: »daß sie gelesen und verstanden werden könnten nicht nur von Schotten und Iren, sondern auch von Türken und Sarazenen .... Ich wünschte, daß der Landmann sie singen könnte bei seinem Pfluge, daß der Weber sich mit ihnen die Zeit vertreiben könnte bei seinem Webeschiffchen, und daß der Wanderer mit ihrer Erzählung die Länge seiner Reise verkürzen könnte.«

Seit diese Arbeit der Zugänglichmachung der Bibel für das englische Volk zu einem vorläufigen Abschluß gekommen war, waren in diesen Tagen dreihundert Jahre verflossen. Am 27. März ist in der Albert Hall in London eine große Feier veranstaltet worden zur Erinnerung an die Veröffentlichung der autorisierten englischen Bibelübersetzung, der König Jacobs-Bibel, im Jahre 1611. Dieser Tag ist zur Feier gewählt worden, weil nicht feststeht, in welchem Monat des Jahres die autorisierte Übersetzung ausgegeben wurde, während der Regierungszeit Jacobs I. aber bis zu der 1752 in Kraft tretenden Kalenderreform das Jahr mit dem 25. März begann. Die autorisierte Übersetzung nannte der Premierminister Asquith bei der Feier den gemeinsamen Besitz der englisch sprechenden Welt, und im Hinblick auf einstige Kämpfe des englischen Mutterlandes mit der amerikanischen Tochter, sowie den amerikanischen Bürgerkrieg betonte er, daß für diese Dreihundertjahrfeier kein glänzenderes Denkmal errichtet werden könne als ein feierlicher Vertrag zwischen den englisch sprechenden Nationen, der die schreckliche unausdenkbare Möglichkeit eines brudermörderischen Krieges beseitigen werde. In seiner Antwort erklärte der amerikanische Botschafter Reid das Fest für die wichtigste Gedächtnisfeier der letzten Jahre; das festeste und unzerstörbarste Band der gegenwärtigen Einheit in den Bestrebungen und

Zielen der Nationen, die der großen englisch sprechenden Familie angehören, einer Einheit, die die größte Friedensbürgschaft für die Zukunft sei. Und die Botschaft des Präsidenten Taft, die Reid darauf verlas, erklärt gleichfalls, daß die englische Bibel die beiden großen angelsächsischen Nationen, die eins seien im Blut, in der Sprache und in der Religion, mehr als alles andere verbinde.

Hat die Feier in der Albert Hall vor allem die politische Bedeutung des Jubiläums hervorgehoben, so weist eine Veranstaltung in unserer Stadt, die bis zum Schlusse des Jahres bestehen soll, auf ihre wissenschaftliche Bedeutung hin: wir meinen die Bibelübersetzungs-Ausstellung in der John Rylands-Bibliothek. Sie ist in zehn Abteilungen gegliedert; die beiden ersten umfassen hebräische und griechische, koptische, syrische, lateinische u. a. Handschriften, die dritte frühe gedruckte Texte und Übersetzungen, die vierte frühe gedruckte nicht englische Übersetzungen, unter denen sich z. B. auch die erste gedruckte deutsche Bibel vom Jahre 1466, Luthers Septemberbibel und seine Bibelübersetzung vom Jahre 1534 finden. Die Abteilungen 5—10 dienen dann der Erläuterung der Geschichte der englischen Bibelübersetzung. Der übersichtlich und sorgfältig gedruckte, auch mit Faksimilien geschmückte Katalog der Ausstellung enthält als Einleitung eine kurze Skizze der Geschichte der Bibelübersetzung. Sie erstreckt sich auf englischem Boden — wenn wir von den Arbeiten eines Caedmon, Aldhelm, Aelfric, den Lindisfarner Evangelien, dem Ormulum usw. absehen — bis zur Veröffentlichung der autorisierten Übersetzung über mehr als zwei Jahrhunderte und ist zum Teil eine Geschichte des Kampfes der katholischen Kirche gegen die Reformation, in der es auch an Märtyrern nicht gefehlt hat. An der Spitze der biblischen Literaturgeschichte steht Johann Wiclif, dessen Übersetzung etwa ins Jahr 1382 fällt; sie sollte ihm ein Werkzeug in seinem Kampfe gegen die Verderbnis sein, die zu seiner Zeit in der Lehre, im Ritus, in der Zucht, in der Vergebung der Pfründen herrschte und nach seiner Meinung an der heiligen Schrift keine Stütze fände: das Volk mit der Bibel bekannt machen schien ihm das sicherste Mittel, dem geistlichen Aberglauben und der geistlichen Anmaßung ein Ziel zu setzen. An der Übersetzung waren auch eine Reihe Amtsbrüder und Schüler Wiclifs beteiligt; ihr zugrunde liegt die lateinische Vulgata, in dem recht fehlerhaften Texte, der im 14. Jahrhundert geläufig war. Auch hielten sich die Übersetzer öfters so genau an die Vorlage, daß sie unverständlich wurden. Den Abschluß einer Revision der ersten Übersetzung erlebte Wiclif nicht mehr, sie wurde von John Purvey zu Ende geführt.

Schon dieser Versuch, eine englische Bibel zu schaffen, rief in der Geistlichkeit feindselige Gesinnungen hervor; wie weit aber die Wiclifische Bibel verbreitet war, läßt sich daraus ersehen, daß sich jetzt noch 170 Exemplare erhalten haben. Bis zu einem neuen Versuche verging eine lange Strecke Zeit. Wiclif mußte aber auch mit unzulänglichen Mitteln arbeiten, da ihm das griechische Original nicht zur Hand war; und nachdem nach der Einnahme Konstantinopels durch die Türken und der Flucht der griechischen Gelehrten nach Italien Rom, Florenz und Venedig Sitze griechischer Studien geworden waren, vergingen noch über 30 Jahre, bis in England der erste Lehrer des Griechischen auftrat. Die Vorlesungen, die John Colet, der spätere Begründer der St. Pauls-Schule, über das neue Testament hielt, riefen Erasmus herbei, der dann von 1511 bis 1514 in Cambridge Griechisch und Theologie lehrte, die Fülle der Fehler in der Vulgata aufwies und 1516 die erste Ausgabe des griechischen Neuen Testaments veröffentlichte. Schon Colets Schüler war William Tindale gewesen, der später in Cambridge Erasmus hörte und durch seine Bibelausgabe zu dem Plane angeregt wurde, die Bibel in die Sprache seines Volkes zu übersetzen; was sein Ziel bei diesem Unternehmen war, haben wir schon oben mit seinen Worten angeführt. Mit ihm tritt die Gestalt vor uns, die in der Geschichte der englischen Bibelübersetzung die tiefsten Spuren hinterlassen hat. Seinen Plan kündigte er etwa im Jahre 1521 als Kaplan von Little Sodbury den Kirchenmännern seiner Umgebung an, mit denen er, der stets seine Meinung offen vertrat und ihre irrigen Ansichten aus der heiligen Schift widerlegte, oft in Streit gekommen war. Von der Zeit an war es mit dem Frieden seines äußeren Lebens vorbei; er ging zuerst 1523 nach London und hoffte vergeblich auf den Schutz des Bischofs; das Werk konnte nur in der Verbannung gedeihen. Im Mai 1524 ging er nach Hamburg und vollendete hier in mehreren Monaten die Übersetzung des Neuen Testaments. Wir können hier nicht genauer darauf eingehen, wie er dann 1525 den Druck in Köln Peter Quentell übertrug, auf Antrieb seiner Feinde aber der kölnische Rat die Arbeit verbot, Tindale nach Worms flüchtete, und dort Peter Schoeffer den Druck ausführte. Trotz der Warnung Heinrichs VIII. und Wolseys vor dem »drohenden Eindringen des Wortes Gottes in England« wurden die Exemplare in England eingeschmuggelt und weit verbreitet. Diese Übersetzung ist epochemachend in der englischen Literaturgeschichte, und hat bis in die Gegenwart gewirkt. Aber die Machthaber gaben ihre Feindseligkeit gegen das Werk nicht auf; öffentlich wurde dagegen gepredigt, die bei einer gleichzeitigen geheimen Nachprüfung gefundenen Exemplare verbrannt, ja in Antwerpen die Bestände aufgekauft, was freilich Tindale Nutzen, nicht Schaden brachte. Dieser begann dann seine hebräischen Studien und veröffentlichte 1529/30 die Übersetzung des Pentateuch. Sein erzwungenes Wanderleben hatte ihn inzwischen nach Marburg, Hamburg und Antwerpen geführt; dort wurde er 1535 infolge von Verräterei festgenommen und im Schloß Vilvorde, dem Hauptstaatsgefängnis der Niederlande, gefangen gehalten. Alle Anstrengungen seiner Freunde in England und den Niederlanden fruchteten nichts; am 12. August 1536 wurde sein Todesurteil gefällt; noch zwei Monate wurden ihm vergönnt, er benutzte sie zur Übersetzung der Bücher Josua bis zu den Chroniken des Alten Testaments. Am 6. Oktober wurde er hingerichtet. Seine letzten Worte waren: »Herr, öffne dem Könige von England die Augen!«

Die nächsten achtzig Jahre zeigen eine reiche Übersetzertätigkeit. 1535 ließ Miles Coverdale in Zürich die ganze Bibel erscheinen; er war nicht auf da

griechische und hebräische Original zurückgegangen, sondern hatte übersetzt »out of Douche and Latyn«; er hatte seine Bibel Heinrich VIII. gewidmet und konnte sie mit des Königs gnädiger Erlaubnis verbreiten. Zwei Jahre darauf gab John Rogers unter dem Decknamen Thomas Matthew eine neue englische Bibel heraus, die aber wesentlich nur ein Neudruck von Tindales Testament und Pentateuch und der erste Druck seiner handschriftlich hinterlassenen weiteren Übersetzungen und ein Neudruck von Coverdales Übersetzung der Bücher Esra bis Maleachi war. Trotz dieses Sachverhalts forderte der Erzbischof Cranmer den Generalstaatssekretär Thomas Cromwell auf, die Übersetzung zu lesen, die ihm mehr gefalle als irgendeine frühere, sie dem König vorzulegen und die Erlaubnis des Vertriebes zu erwirken. Diese Erlaubnis erfolgte auch. Als aber Cranmer und Cromwell erkannten, daß sie unwissentlich für die Verbreitung von Tindales Übersetzung gesorgt hatten, beeilten sie sich Matthews Bibel durch eine neue Ubersetzung zu übertrumpfen, die Miles Coverdale übertragen und in Paris von Grafton gedruckt wurde. Vergebens bemühte sish die Inquisition, ihr Erscheinen zu hintertreiben, im April 1539 wurde sie herausgegeben, nach ihrem großen Format »Great Bible« oder nach Cranmers Prolog »Cranmer's Bible« genannt; ihre Wirkung übt sie noch heute in der in England üblichen Fassung des Psalters. Übrigens is die Große Bibel mehr durch Tindales als durch Coverdales Übersetzung beeinflußt. — Matthew, der Verbreiter der Tindaleschen Übersetzung, war unter der Regierung der katholischen Maria der Protestantenverfolgung zum Opfer gefallen; eine große Zahl der Protestanten suchte auf dem Festlande Zuflucht, besonders Genf, die Stadt Calvins, wurde von ihnen aufgesucht. Hier bildeten die Engländer eine stattliche Gemeinde, die John Knox und später William Whittingham leitete. Und hier entstand auch, 1557 und 1560, hauptsächlich durch Whittinghams Arbeit, eine neue englische Bibel, die »Genevan Bible«; sie verwertete die letzten Ergebnisse der Bibelkritik, war billig und handlich und mit Erklärungen für den gemeinen Mann versehen, und so wurde sie bald volkstümlich. Von 1560—1640 sind 150 Ausgaben der Genfer Bibel erschienen.

Ihr Erfolg veranlaßte den Erzbischof von Canterbury, eine eigene Kirchenübersetzung der Bibel ins Leben zu rufen. Schon 1539 hatte der bedeutende Gräcist Richard Taverner die Meinung für töricht erklärt, ein einzelner Gelehrter könne eine fehlerlose Übersetzung der Bibel schaffen. Das 1564 begonnene Unternehmen der Bischofsbibel wendete deshalb auch das Prinzip der Arbeitsteilung an; die früheren Arbeiten wurden hinzugezogen; Änderungen sollten nicht unbesonnen vorgenommen werden; die letzte Überprüfung aller Verbesserungen und Vorschläge der zahlreichen Revisoren behielt sich der Erzbischof, Matthew Parker, selbst vor. Bis zur Vollendung der Aufgabe vergingen vier Jahre; die Bischofsbibel erschien in prächtiger Ausstattung, mit zahlreichen Holzschnitten und Stahlstichbildnissen der Königin Elisabeth, des Grafen Leicester und des Lord Burleigh. Als Jacob VI. von Schottland 1603 den englischen Thron als Jacob I. bestieg, wurde trotz des Vorhandenseins der drei protestantischen Bibelübersetzungen, der Großen, der Genfer und der Bischofsbibel, bald der Wunsch nach einer neuen und besseren Übersetzung laut. Die Angelegenheit wurde zuerst durch eine Bittschrift der puritanischen Kirche in Fluß gebracht, und in einer Konferenz im Januar 1604, an der Führer der puritanischen und der Hochkirche teilnahmen, wurde der Beschluß gefaßt, eine neue Bibelübersetzung zu schaffen. Sie sollte nach dem Willen des Königs, der dem Unternehmen sein eifrigstes Interesse zuwandte, eine einheitliche Leistung der besten Gelehrten sein; die Revisionen sollten die Bischöfe und die ersten Kirchengelehrten vornehmen, dann sollte sie dem Kronrat vorgelegt und schließlich durch seine königliche Autorität genehmigt werden. Erst 1607 konnte das Werk wirklich beginnen. Die Zahl der Übersetzer betrug etwa 50; sie wurden in sechs Abteilungen gegliedert und jeder ein bestimmter Teil der Bibel übertragen, der von jedem Mitglied der Abteilung vollständig übersetzt werden mußte; in zeitweiligen Zusammenkünften verglichen dann die Mitglieder ihre Übersetzungen, schickten darauf das festgestellte Ergebnis ihrer Arbeit zur Begutachtung an eine andere von den sechs Abteilungen. Die etwaigen Änderungen, die diese vorschlug, wurden nochmals geprüft, und, falls sie nicht gutgeheißen wurden, einer auserwählten Kommission endgiltiger Prüfer überwiesen. Diese autorisierte Übersetzung bedurfte zu ihrer Vollendung drei Jahre; 1611 — der Tag läßt sich, wie schon gesagt, nicht feststellen — trat sie vor die Öffentlichkeit, gewidmet war sie dem König als dem hauptsächlichsten Förderer und Urheber des Werkes. Sie ist deshalb auch bekannt geworden als König Jacobs-Bibel und gewann, freilich erst allmählich, das Übergewicht über alle anderen Rivalen. Von der Mitte des 17. Jahrhunderts kann sie die englische Bibel heißen. Eine revidierte Übersetzung erschien erst in den Jahren 1881—1885, »eine Revision im strengsten Sinne des Wortes; sie beruhte auf der autorisierten Übersetzung von 1611, wie diese auf der Bischofsbibel von 1572, die ihrerseits wieder auf der Großen Bibel von 1539 beruhte, und die Große Bibel auf den Übersetzungen Tindales und Coverdales«. — Die Dreijahrhundert-Ausstellung bietet dem Theologen, dem Sprachforscher, dem Kenner und Freunde des Buchwesens viele und reiche Anregungen.

Mitteilungen.

Die am 13. Dezember v. J. in der Königlichen Bibliothek zu Berlin vorgenommene Bandzählung ergab nach Mitteilungen des Generaldirektors Professor Harnack in den Preuß. Jahrbb. einen Bestand von 1,149,006 Bänden in der Druckschriftenabteilung, deren drei größte Unterabteilungen Theologie 132,440, Rechts- und Staatswissenschaften 112,685 und Allgemeines und Literaturgeschichte 111,454 Bände umfassen. Die Kartensammlung hat 9440 Bände, die Musiksammlung 46,191 Bände und 2081 Kästen mit ungebundener Musikliteratur und die Handschriftenabteilung 31,518 Bände. Der Gesamtbestand enthält demnach 1,236,155 Bände.

Internationale Wochenschrift für Wissenschaft Kunst und Technik

herausgegeben von Prof. Dr. Paul Hinneberg, Berlin, Zimmerstr. 36

Verlag: August Scherl, Berlin SW, Zimmerstraße 36-41. — Druck: Bayerische Druckerei und Verlagsanstalt G. m. b. H. in München, Bayerstraße 57.

5. Jahrgang Nr. 16
22. April 1911

Inseraten-Annahme bei den Annoncen-Expeditionen von August Scherl G. m. b. H., Berlin und Daube & Co. G. m. b. H., Berlin und deren sämtlichen Filialen.

Für die Redaktion verantwortlich: Professor Dr. Wilhelm Paszkowski, Berlin-Gr. Lichterfelde.

Erscheint jeden Sonnabend. — Preis vierteljährlich für Deutschland und Österreich 3 Mark, für die übrigen Länder des Weltpostverkehrs 4 Mark 30 Pfg. bei direktem Bezug unter Kreuzband. — Einzelnummer 25 Pfg. — Inserate die dreigespaltene Nonpareillezeile 50 Pfg. — Abonnements nehmen alle Buchhandlungen und Postanstalten, sowie sämtliche Geschäftsstellen von August Scherl G. m. b. H. entgegen.

INHALT

Die Abhandlungen erscheinen in deutscher Sprache, englische und französische auf Wunsch der Autoren im Urtext

Die Entstehung der christlichen Kunst.

Von Hans Lietzmann, Professor an der Universität Jena.

Die Eroberung der Kunst durch das Christentum ist ein kulturell auf Jahrtausende hinaus epochemachendes Ereignis geworden, und die Frage nach der Entstehung der christlichen Kunst muß deshalb als eine Kardinalfrage der Kunstgeschichte bezeichnet werden. Und da die Anfänge weltgeschichtlich bedeutsamer Dinge in Dunkelheit gehüllt zu sein pflegen, so ist es nicht weiter verwunderlich, daß auch für dieses Problem die wissenschaftliche Forschung noch keineswegs eine glatte Antwort gefunden hat, und die Ursachen für unsere Unsicherheit liegen keineswegs nur auf dem Gebiete der religiösen Vorurteile oder falschen Methoden. So kann auch die folgende Darstellung nur als ein Versuch gelten, die Entstehung und das erste Wachsen dieser Neubildung als eine folgerichtig sich vollziehende und aus sich selbst heraus verständliche Entwicklung zu begreifen, und die gebotene Beweisführung selbst kann lediglich die Bedeutung eines Paradigmas haben. Nur die Katakomben Roms, die Mosaiken und die Reliefplastik vornehmlich der Sarkophage liefern ja eine mit annähernder Sicherheit zeitlich bestimmbare und zugleich vom ersten bis zum sechsten Jahrhundert lückenlos fortlaufende Reihe von Denkmälern, aus der wir die Gesetze ihrer Entwicklung abzulesen hoffen dürfen. Damit ist aber weder gesagt, daß Rom der alleinige Ausgangspunkt der altchristlichen Kunst gewesen sein müsse, noch daß diese ausschließlich ihre Wurzeln in der Ausschmückung der Grabstätten habe: gegen beide Annahmen lassen sich vielmehr gewichtige Bedenken geltend machen. Aber mit den Aussagen der genannten Zeugen scheinen mir die außerrömischen Denkmäler in Einklang zu stehen, und nicht minder der Befund desjenigen Kunstgebietes, auf dem allein die altchristliche Periode Vollendetes geschaffen hat, der Architektur; den Beweis dafür kann ich auf dem engen Raume, der mir zur Verfügung steht, freilich nicht antreten.

Bevor wir aber nun an die Behandlung des Problems herangehen, müssen wir uns zweier Tatsachen bewußt werden, deren falsche Einschätzung nicht selten das Urteil der Kunsthistoriker getrübt hat. Erstens: jede Kunstleistung will in irgend einer Art dekorativ wirken, und daß auch die christliche Kunst diese Absicht von ihren ersten Anfängen an nie aus dem Auge gelassen hat, versteht sich von selbst. Zweitens: der christliche Künstler des ersten so gut wie des sechsten Jahrhunderts steht auf dem Boden der Antike, und sein Können ist in einer von der Gegenwart völlig verschiedenen Weise entwickelt und bedingt. In der Werkstatt hat er nach altüberkommener

Tradition zahlreiche typische Figuren malen und formen gelernt und weiß dadurch den üblichen Ansprüchen seines Publikums mit überraschender Sicherheit gerecht zu werden. Aber durch beständiges Naturstudium sich tiefer bilden, die altgewohnte Schablone wegwerfen und eigene Wege wandeln, ist nicht seine Sache, und so erklärt es sich, daß die Bildung neuer Formen sich nur langsam vollzieht und eine völlige Loslösung von der antiken Tradition erst der langen und einschneidenden Arbeit von Generationen der Renaissancezeit gelungen ist. Das ist darum besonders nachdrücklich zu betonen, weil unsere Untersuchung einzig darauf ausgeht, den Künstler selbst in seiner Tätigkeit zu belauschen und seinen Motiven, seinen Absichten nachzuspüren. Von den Beweggründen und Zielen derjenigen, die ihm die Aufträge erteilten, soll diesmal garnicht die Rede sein. Von einem Verhältnis des ältesten Christentums zur Kunst kann nicht wohl gesprochen werden. Weder die Verkündigung Jesu noch die Predigt der Apostel, soweit sie uns erreichbar ist, vor allem die Weltanschauung des größten unter den Heidenaposteln, des Paulus, faßt irgend welche Anregungen zu künstlerischer Betätigung oder auch nur rezeptivem ästhetischem Genießen in sich. Vorwiegend ist in jener alten Zeit die weltabgewandte, der nahen Wiederkunft des Herrn sehnsüchtig entgegenharrende Stimmung. Dagegen brachten die bekehrten Heiden, die sich der neuen Religion zuwandten, als das schöne Erbe einer Jahrhunderte langen Kultur nicht nur eine beträchtliche Menge zum Gemeingut gewordener religionsphilosophischer Gedanken und Spekulationen in die urchristlichen Vorstellungskreise hinein, sondern waren auch trotz aller weltflüchtigen Stimmung nicht imstande, ihr angeborenes künstlerisches Empfinden und ihre Neigung zur Formenkultur zu verleugnen. Der Übertritt zum Christentum brachte wohl eine Veränderung des inneren Menschen hervor, aber Kleider und Schmuck, Haus und Garten und alle die tausenderlei Gebrauchsgegenstände des täglichen Lebens blieben die gleichen. Und wenn man den entschlafenen Bruder zur Ruhe bettete, so hütete man sich freilich vor heidnischen Gebräuchen und götzendienerischen Symbolen. Aber man scheute sich keineswegs, auch die unterirdische Grabkammer mit den zierlichen Bildern zu schmücken, welche die heimische Kunst in so verschwenderischer Fülle darbot.

Als am Ende des ersten Jahrhunderts Flavia Domitilla, die Gattin eines Konsuls und Enkelin des Kaisers Vespasian, die ihr Christentum in der Verbannung büßen mußte, für ihr christliches Hausgesinde in der römischen Campagna an der heutigen via delle sette chiese eine unterirdische Begräbnisstätte anlegen ließ, die uns noch heute in ihrem ganzen Umfang erhalten ist, haben die Werkleute die Decke des Eingangskorridors mit einem weitverzweigten Weinstock*) geziert, in dessen Gerank lustige Vöglein sich wiegen. Etwa zwei Menschenalter später finden wir die vier schräg emporsteigenden Seiten eines »Lichtschachtes«**) in der Prätextatkatakombe an der Via Appia mit Darstellungen der vier Jahreszeiten geschmückt: Blumen und Korn, Wein und Oliven werden von emsigen Arbeitern gepflückt, gemäht und eingesammelt. Über diesen Darstellungen schließen sich abwechselnd blütenbesäte Ranken und zierliche Gewinde reifer Kornähren bandartig geordnet aneinander. Und in all der bunten Herrlichkeit singen die Vögel und bringen den Jungen im Nest ihre Nahrung.

Und wieder ein Erntebild***) zeigt uns eine im Beginn des dritten Jahrhunderts geschmückte Wand in der eben erwähnten Katakombe der Domitilla. Schwere Blumengirlanden hängen da von der Decke herab, und einzelne leicht hingeworfene Blumen und Vögel beleben die Fläche. Inmitten zweier von leicht ornamentierten Rahmen abgegrenzter Vierecke sehen wir die wohlbekannten Gestalten alexandrinischer Kunst, die wir uns gewöhnt haben Amor und Psyche zu nennen, in emsiger Erntearbeit. Und außer diesen bekanntesten Darstellungen begegnen uns in allen Jahrhunderten der Katakombenmalerei noch zahlreiche andere gleichen Charakters, welche immer aufs neue die These bestätigen, daß die Christenheit den antiken Formenschatz gerne zur Ausschmückung auch ihrer Grabstätten verwendete. Daß die beliebtesten

*) Die Katakombenbilder sind vorzüglich veröffentlicht in dem Werke von Joseph Wilpert, Die Malereien der Katakomben Roms, auf dessen Tafeln im folgenden mit »W.« hingewiesen wird. Der Weinstock ist auf Tafel 1 abgebildet. Auch bei. F. X. Kraus, Geschichte der christlichen Kunst I, Fig. 14.

**) W. 32 ff., Kraus, Fig. 172.

***) W. 52. Auch bei v. Sybel, Christl. Antike I, Tafel 1.

dieser Gegenstände ursprünglich auch einmal eine tiefere Bedeutung gehabt hatten, und daß der Weinstock so gut wie die Ernte, die Vögelchen nicht minder als Amor und Psyche einst von allen verstandene religiöse Symbole des Heidentums gewesen waren, empfand von den Christen niemand mehr. Die vielleicht noch im ersten Jahrhundert entstandene Decke einer Grabkammer*) der Domitillakatakombe zeigt von einfachen Strichrahmen umgeben fünf nackte geflügelte Putten mit Bändern und Hirtenstab: vier von ihnen wachsen in den vier Ecken der Decke aus hohen Blumenkelchen heraus, der fünfte schwebt frei in der Mitte des Raumes. Einst malte man solche zierlichen Flügelwesen an die Grabwände oder hängte sie gar plastisch aus Ton gebildet in die Grüfte, damit die Seele des Toten, die man als solch geflügeltes Menschlein sich dachte, an ihren tönernen oder gemalten Gefährten freundliche Gesellschaft finde. Es bedarf nicht des genaueren Nachweises, daß weder Heide noch Christ um das Jahr 100 nach Christus etwas andres als reine Dekorationsmotive in den Putten erblicken konnte.

Betreten wir nunmehr mit der Erinnerung an das eben betrachtete Bild im Auge eine Grabkammer der Lucinakatakombe*), welche noch nicht 50 Jahre später gemalt sein mag, so erblicken wir an ihrer Decke eine Darstellung, die uns die ersten Anfänge der christlichen Kunst zeigt und zugleich die wirkenden Kräfte aufdeckt. Wir sehen einen großen Kreis mit ornamentalen Ranken und Bändern, mit dekorativen Blumen und Menschenköpfen geziert. Kreuzförmig gehen nach den vier Seiten gerahmte Felder mit geflügelten Putten aus. Aber vier andere Felder, welche, gleichfalls kreuzförmig angeordnet, die Diagonalecken füllen, enthalten das eine Paar je einen guten Hirten, der das Lamm trägt, und je eine betende Frau. Und wie die Putten dort auf dem Domitillabilde aus Blumenkelchen herauswuchsen, so erheben sich hier die Hirten wie die Frauen aus Blumengerank. Den Mittelpunkt der Decke bildet ein kleinerer Kreis, der einen betenden Mann zwischen zwei sitzenden Tieren zeigt. Zahlreiche Paralleldarstellungen lehren uns, daß wir Daniel in der Löwengrube vor uns haben.

*) W. 2.
*) W. 25.

Was ist geschehen? Hat hier ein christlicher Künstler neue Formen geschaffen, um christliche Gedanken auszusprechen? Nein; sondern der christliche Maler hat aus dem ihm geläufigen Formenschatze den üblichen Grabschmuck bereichert durch Hinzufügung solcher Figuren, welche den christlichen Beschauer an christliche Vorstellungen erinnern konnten. Er strebt also sichtlich über das rein Dekorative hinaus und will auf den Beschauer nicht mehr bloß ästhetisch wirken. Aber die formellen Mittel zu dieser Wirkung entlehnt er in allen Stücken der Schultradition der heidnischen Malerei. Kälber, Lämmer oder Widder auf dem Nacken tragende Männer hat die griechische und nach ihrem Vorbild die römische Kunst zu allen Zeiten geschaffen, ursprünglich in der Absicht, den Gott nachzubilden, der, mit dem Opfertier beladen, feierlich die Stadt zur Entsühnung umschritt; aber auch hier scheint die religiöse Bedeutung mit der Zeit verblaßt zu sein, und der widderbeladene Mann wurde nur als eines der vielbeliebten Bilder aus dem poetisch verklärten Hirtenleben empfunden. Den christlichen Beschauer jedoch mußte eine derartige Darstellung sofort an das Gleichnis vom guten Hirten erinnern, der das verirrte Lamm in der Wüste aufgesucht hat, um es zu den neunundneunzig übrigen zurückzutragen. So konnte ihm das römische Hirtenbild zu einer symbolischen Darstellung Christi werden, und wenn wir in einer alten Totenliturgie das Gebet vernehmen, daß Gott die Seele des Entschlafenen »auf den Schultern des guten Hirten heimtragen und im Gefolge des ewigen Königs immerwährende Seligkeit genießen lassen möge«, so werden wir verstehen, warum diese Hirtenbilder mit besonderer Vorliebe zum Schmuck für die Grabkammern und Sarkophage gewählt wurden.

Die zweite Figur, welche jener christliche Maler der Lucinakatakombe den Ornamenten seiner Decke einfügte, war eine in lang herabwallende Gewänder gehüllte Frau, die ihre Hände zum Gebet erhob. Auch hier bedarf es keines besonderen Nachweises, daß der Maler nach fertig vorliegenden Mustern für sein Bild nicht weit zu suchen hatte. Daß aber auch diese betende Frau für den christlichen Beschauer etwas anderes bedeutete wie für den nicht Eingeweihten, zeigen uns zahlreiche Parallelen an den Wänden wie auf den marmornen Platten, welche die Kata-

kombengräber verschließen. Wir finden auf ihnen die Namen der Entschlafenen gelegentlich mit dem Zusatz: »In Frieden« oder symbolischen Andeutungen des Paradieses, und lernen daraus, daß wir die Seele des Verſtorbenen, die im Paradieſe Gottes Herrlichkeit anbetet, in diesen Frauengeſtalten zu erblicken haben.

Auch für die dritte Darſtellung des Malers von S. Lucina, den Daniel in der Löwengrube, liegt das antik-heidnische Vorbild klar zutage. Die betende Jünglingsfigur iſt uns allen durch die Berliner Statue als zum Formenschatz der antiken Kunſt gehörig wohl bekannt, und für sitzende Löwen waren die Vorbilder ebenfalls allenthalben leicht zu haben. Die eigene künſtlerische Leiſtung des Malers beschränkt sich auf die Gruppierung der drei gegebenen Elemente. Aber was bewog den Maler, die biblische Geschichte von Daniel im Mittelpunkt seiner Decke zur Darſtellung zu bringen? Wir können mit voller Beſtimmtheit sagen, daß es nicht der Wunsch war, irgend eine besonders leicht wiederzugebende oder hervorragend dekorativ wirkende Erzählung der Bibel künſtlerisch zu geſtalten. Vielmehr wird sich uns bald die Vermutung beſtätigen, welche angesichts der Bedeutung des Hirten- und des Frauenbildes in uns wach werden muß: auch die Figur des Daniel soll in dem chriſtlichen Beschauer tiefere Gedanken wecken.

Während der gute Hirt und die betende Frau zu derjenigen Reihe von Darſtellungen gehören, die wir uns gewöhnt haben schlechthin als symbolische Figuren zu bezeichnen, und die als ihre nächsten Verwandten den Fisch, den Anker, die Palme, das Lamm und die Taube ansprechen können, reiht sich Daniel in der Löwengrube in seiner Eigenschaft als »biblische Geschichte« in eine andere Gruppe ein, zu der »Noah in der Arche«, »Isaaks Opferung«, »Die drei Männer im feurigen Ofen«, »Susanna« und die »Jonas«geschichte gehören. Es sind typische Beispiele der Errettung aus Todesgefahr, und wenn wir in einem altchriſtlichen Gebete, welches gleichfalls die drei Männer, den Daniel und die Susanna erwähnt, die Worte vernehmen: »Erhöre mein Gebet; so wie Du den Jonas aus dem Bauche des Walfisches erhört haſt, so erhöre auch mich, und wirf mich aus dem Tode ins Leben!«, so wissen wir, aus welchem Grunde dieser »Errettungszyklus« die Wände der Totenkammern schmückte. So wie Gott jene altteſtamentlichen Frommen dem drohenden Tode entriß, so wird er gewißlich auch die entschlafenen Chriſten zum ewigen Leben erretten. Zum Überfluß sei speziell für die »Jonas«geschichte noch an Matthäus 12, 40 erinnert: »So wie Jonas im Bauche des Walfisches drei Tage und drei Nächte war, so wird des Menschen Sohn drei Tage und drei Nächte im Herzen der Erde sein«, wobei gleichzeitig die Auferſtehung Jesu das »Zeichen des Jonas« genannt wird. Die Beziehungen zu dieser Serie von Katakombenbildern sind unverkennbar. Für unser Problem ergibt sich daraus das wichtige Resultat, daß die erſte Auswahl aus dem reichen Stoff, den die biblische Geschichte dem Künſtler bot, nicht unter künſtlerischen, sondern unter erbaulichen Gesichtspunkten getroffen worden iſt, und daß die Darſtellungen im tiefſten Grunde nicht die Erinnerung an die abgebildete Geschichte, sondern an eine durch die chriſtliche Theologie mit ihr verknüpfte Glaubenslehre wachrufen wollen, also Allegorien sind.

Wenden wir uns nun den Darſtellungen im einzelnen zu, so beſtätigen und erweitern sie die bisher gewonnenen Erkenntnisse. Susanna wird in der Regel als betende Frau in reicher Gewandung nach dem uns bekannten Schema gebildet. Von beiden Seiten treten die »Älteſten« auf sie zu oder legen ihr die Hände aufs Haupt, um die todbringende Beschuldigung gegen sie auszusprechen. Wie ſtark aber das Allegorisieren den altchriſtlichen Malern im Blute liegt, zeigt ein im vierten Jahrhundert entſtandenes Bild der Prätextatkatakombe*), welches die Susanna als Lamm zwischen zwei Wölfen erscheinen läßt. Damit der Beschauer die Deutung ja nicht verfehle, hat der vorsichtige Maler durch die Beischriften *Susanna* und *Seniores* dem richtigen Verſtändnis den Weg gewiesen.

Vor ein schwierigeres Problem sah sich der Maler geſtellt, wenn er Noah in der Arche darzuſtellen unternahm. Der antike Formenschatz ſtellte ihm begreiflicherweise keine Arche zur Verfügung, und er war darauf angewiesen, aus seinem eigenen zeichnerischen Können ein Gebilde herzuſtellen, welches dem traditionellen Namen der Arche in der griechischen Bibel, nämlich κιβωτός = Lade oder Truhe, entsprach. So finden wir denn Noah als betenden Mann in einem meiſt mit

*) W. 251, Kraus, Fig. 91.

ziemlich geringen perspektivischen Kenntnissen gezeichneten Kasten stehen, dessen Deckel hinter der Figur in Scharnieren aufgeklappt ist. Von rechts oder links fliegt die auch selbständig als Symbol häufig begegnende Taube mit dem Ölzweig auf ihn zu und meldet das Ende der Sintflut. Es ist längst bemerkt worden, daß diese Noahdarstellung die größte Ähnlichkeit mit den Bildern*) besitzt, welche die Stadt Apamea in Phrygien, in der nach einer Lokalsage die Arche Noah gelandet sein sollte, in den Jahren zirka 200—250 auf ihre Münzen prägen ließ. Auch hier finden wir den viereckigen Kasten mit aufgeklapptem Deckel und die Taube mit dem Ölzweig, aber in dieser Arche erblicken wir einen Mann und eine Frau, und links davon ist dasselbe Paar nochmals stehend mit dem Gestus der Rede dargestellt. Ob das stadtrömische Bild die phrygischen Münzen beeinflußt hat, oder ob das umgekehrte Verhältnis stattfindet, läßt sich mit chronologischen Argumenten nicht so schlechthin entscheiden, doch ist immerhin zu beachten, daß Noahbilder in den Katakomben erst in der zweiten Hälfte des dritten Jahrhunderts auftauchen. Aber die Beantwortung der Frage ist auch für unsere Erörterungen von untergeordneter Bedeutung. Der christliche Maler von Rom wird ohne Schaden für seinen Ruhm die Erfindung des aufklappbaren Kastens seinem phrygischen Kollegen überlassen können. Eins bleibt ihm auf alle Fälle, was für die Erkenntnis seines künstlerischen Wollens erheblich mehr austrägt. Er ist im Vergleich mit dem Phrygier der strengere, der sich in lapidarer Weise nur auf das Notwendige beschränkt. Noahs Frau sowohl als die Wiederholung des geretteten Paares nach der Landung sind überflüssiges Beiwerk und es bleibt ein Charakteristikum des römschen Malers, darauf verzichtet zu haben, gleichviel ob er ohne Vorlage einfach entwarf oder ein gegebenes reicheres Vorbild so trefflich verkürzte. Im Laufe etwa des fünften Jahrhunderts hat ein gallischer Bildhauer, dessen Werk sich jetzt in Trier**) befindet, das Bedürfnis nach einer breiter ausgeführten Darstellung der Erretung Noahs empfunden und die große ihm zur Verfügung stehende Vorderwand eines Sarkophags mit einem umfangreichen viereckigen Kasten bedeckt, aus dem die biblisch gesicherten acht Personen, nämlich Noah und seine drei Söhne samt den zugehörigen Frauen mit halbem Leibe herausragen. Aber auch die Tiere sind nicht vergessen. Im Inneren der Arche, wo sie der biblischen Erzählung entsprechend sich tatsächlich aufhielten, konnten sie natürlich nicht dargestellt werden, da der Blick des Beschauers nicht durch die Wände dringt. So hat der Künstler den einfachen Ausweg gefunden, den Rand des viereckigen Kastens mit allem, was da fleucht und kreucht, zu bestellen.

*) Abbildungen bei Cabrol, Dictionnaire d'archéologie I. p. 2515 und H. Usener, Sintflutsagen S. 48.

**) Abbildung bei Le Blant, Sarcophages chrétiens de la Gaule t. 3, Garrucci, Storia dell'arte cristiana t. 308, Kraus, Fig. 71.

Auch die Darstellung der drei Männer im feurigen Ofen erforderte eine gewisse zeichnerische Selbständigkeit des Künstlers. Vorlagen für Männer in persischer Tracht, d. h. in Gamaschen, kurzgeschürztem Rock und phrygischer Mütze waren unschwer zu erhalten. Aber der glühende Ofen scheint einige Schwierigkeit gemacht zu haben, wie aus den mannigfach wechselnden Formen sich ergibt. Das älteste Bild in der Capella Graeca der Priscillakatakombe*), wohl noch dem Beginn des zweiten Jahrhunderts zuzuschreiben, lehrt uns, daß der Maler in der gleichen Weise wie jener eben behandelte trierische Steinmetz das Problem, die im Innern des Ofens stehenden Männern abzubilden, gelöst hat. Er stellt die drei Figuren gleichfalls in ganzer Figur auf den Rand des Ofens, welcher oben offen gedacht ist, und aus dem die züngelnden Flammen gen Himmel lecken. Spätere Darstellungen lassen die drei Männer mit Vorliebe mit halbem Leibe aus dem Ofen herausragen, und auf einer wohl noch im 4. Jahrhundert geschnitzten Elfenbeinplatte, die sich jetzt im Museum zu Breslau**) befindet, ist der Ofen ganz verschwunden, und an seiner Stelle erblicken wir nur lodernde Flammen. Daß außerdem nicht drei, sondern sieben Männer unversehrt in den Flammen stehen, ist ein Rätsel, dessen Lösung noch aussteht. Vielleicht ist lediglich das Bedürfnis nach Raumfüllung schuld an der unerwünschten Vermehrung. An Parallelen dazu aus der Sarkophagplastik fehlt es nicht.

Wohl die beliebteste Darstellung aus diesem

*) W. 13.

**) Garrucci t. 443, Kraus, Fig. 386.

Rettungszyklus iſt die Geſchichte des Jonas, welche in älteſter Zeit regelmäßig in drei Szenen auseinandergelegt wird. Auf dem erſten Bilde wird der unglückliche Prophet aus dem Schiff ins Meer geworfen; auf dem zweiten speit ihn das Seeungetüm aus; auf dem dritten erblicken wir ihn in ruhigem Schlummer unter der Kürbislaube. Meiſt sind diese drei Bilder auf drei Wände eines Grabgemaches verteilt, finden sich aber auch zu einem langgeſtreckten Streifen vereinigt. Auch hier sind die antiken Vorlagen für alles gegeben; insbesondere iſt das Seeungeheuer nichts anderes als ein ausgewachsenes Exemplar jener ſtiliſierten Seepferdchen, die uns als eines der beliebteſten Dekorationsmotive an pompejanischen und römischen Wänden und Grabkammern begegnen. Der schlafende Jonas zeigt durch seine malerische Haltung auf allen Bildern, wo er erscheint, den Zusammenhang mit den konventionellen Schläfertypen der antiken Kunſt, deren gewaltigſte Nachwirkung noch in später Zeit Michel Angelos Tag und Nacht in der Medizäerkapelle in Florenz sind.

Der dreiteilige Jonaszyklus iſt bei Gelegenheit auch zur Auschmückung von Kammerdecken herangezogen worden, und, da diese viereckig sind, so mußte zur Füllung der vierten leeren Fläche ein anderer Gegenſtand des chriſtlichen Bilderkreises benutzt werden. Im Anfang des dritten Jahrhunderts hat in der Domitillakatakombe*) ein Maler dazu das Bild des traurig auf einem Erdhaufen sitzenden Dulders Hiob verwendet, eine Darſtellung, die auch sonſt gelegentlich begegnet und gleichfalls in das Gebiet der Rettungssymbolik gehört. Diese Deckenkomposition iſt von anderen Malern schon kurz danach falsch verſtanden worden. Man glaubte in dem trauernden Mann, welcher dem Jonaszyklus beigesellt war, den ob seines verdorrten Kürbis bekümmerten Propheten sehen zu dürfen und hat in der zweiten Hälfte des dritten und im Laufe des vierten Jahrhunderts nun mehrfach diesen so trefflich für den Raum geeigneten vierteiligen Jonaszyklus als Deckenschmuck benutzt. Ueberall begegnet uns als viertes Bild der trauernde Mann, den wir als Hiob kennen, der aber nunmehr durch eine ihn umgebende verdorrte Kürbislaube in einen Jonas verwandelt worden iſt. Das Bedürfnis nach symmetrischer Ausfüllung des Raumes hat den alten Jonaszyklus erweitert, zugleich aber auch seinen Sinn zerſtört; denn eine Jonasgeschichte, welche uns zeigt, wie der eben gerettete Prophet nun Gottes Zorn an sich erfahren muß, kann schlechterdings nicht mehr die Rettung des Gläubigen aus dem Tode zum ewigen Leben symbolisieren. Das Ergebnis iſt bedeutsam, weil es uns lehrt, daß in der zweiten Hälfte des dritten Jahrhunderts die Maler den symbolischen Sinn der alten Bilder zu vergessen begannen.

Zu den Darſtellungen der Errettung aus Todesgefahr gehört auch die überaus beliebte und seit dem Beginn des zweiten Jahrhunderts ſtändig wiederkehrende Opferung des Isaak. Gegenüber der älteren Auffassung, welche in den Bildern einen Hinweis auf das Opfer Chriſti erblicken wollte, haben neuerdings bekannt gewordene und schärfer erklärte ältere Denkmäler den Beweis erbracht, daß es sich auch hier um die allegorische Darſtellung der aus dem Tode wunderbar geretteten Seele handelt.

Fraglich muß es bleiben, ob die uns faſt 70 mal in der Katakombenmalerei begegnende und gleichfalls bereits im zweiten Jahrhundert entſtandene Szene, wie Moses zur Tränkung des verschmachtenden Volkes mit seinem Stabe Wasser aus dem Felsen schlägt, zu diesem Rettungszyklus gehört. Vieles spricht dafür, aber der Gedanke iſt nicht von der Hand zu weisen, daß der aus dem Felsen ſtrömende Quell, zum mindeſten im Nebenmotiv, einen Hinweis auf das wunderkräftige Wasser der Taufe oder den im Paradiese sprudelnden Quell des Lebens enthalten soll.

Ob die in Neapel schon im zweiten, in Rom erſt im dritten Jahrhundert auftauchende Darſtellung des Sündenfalles mehr an den durch Adams Tat gebrachten Tod oder an das dem Entschlafenen winkende Paradies erinnern soll, iſt noch nicht ausgemacht. Die Gruppe Adam und Eva mit Baum und Schlange hat sich schnell eingebürgert und iſt in der Folgezeit noch lange beliebt geblieben.

Mit diesen vornehmlich die Rettung der Seele aus Todesgefahr symbolisierenden Darſtellungen iſt im wesentlichen derjenige Teil des Bilderkreises erschöpft, der seine Stoffe dem Alten Teſtament entlehnt. Der neuteſtamentliche Bilderzyklus, der sich auch

*) W. 56.

bereits im zweiten Jahrhundert reichhaltig zu entwickeln beginnt, ist nicht minder durch allegorisch-symbolische Bedürfnisse ins Leben gerufen worden, hat aber eine stärkere eigene Triebkraft entfaltet. Wenn bei den alttestamentlichen Darstellungen der Rettungsgedanke zugrunde lag, so haben die neutestamentlichen in erster Linie dazu dienen müssen, die Sakramente der Taufe und des Abendmahls zu preisen.

Als ein Symbol der Taufe hat man wohl die in den Sakramentskapellen begegnende Figur des Fischers anzusprechen, der mit der Angel seine Beute aus dem Wasser zieht. Neutestamentlich ist die Darstellung freilich nur insofern, als sie an das evangelische Wort: »Ich will euch zu Menschenfischern machen« anspielt, also in dieser Hinsicht dem guten Hirten zu vergleichen; aber die Taufsymbolik wird uns durch ein Wort Tertullians sichergestellt, daß wir Christen als Fischlein, entsprechend dem Vorbild unseres Meisters, dem Fisch (*ΙΧΘΥΣ*), Jesus Christus, im Wasser geboren werden und nur dann gerettet werden, wenn wir auch im Wasser bleiben. Doch ist diese Fischerszene eine nur selten begegnende Erscheinung geblieben.

Das gleiche gilt von dem Gespräche Christi mit der Samariterin, welches, auch im zweiten Jahrhundert gebildet, einen Hinweis auf die Quelle enthalten soll, die da Wasser zum ewigen Leben sprudelt (Ev. Joh. 4, 14).

Erheblich deutlicher redet die etwas häufigere Darstellung der Taufe Christi selbst, welche den Herrn unbekleidet im Wasser stehend oder aus dem Wasser steigend zeigt, neben ihm, zumeist in überragender Größe, Johannes den Täufer und vom Himmel herabschwebend die den heiligen Geist verkörpernde Taube. Aber alle diese Allegorien werden an Beliebtheit weit übertroffen durch ein Bild, welches für den unkundigen Beschauer auch nicht das geringste mit der Taufe zu tun zu haben scheint, die Heilung des Gichtbrüchigen, wiedergegeben in ihrem letzten Momente: ein Mann schultert sein Bett und geht heim. Aber das Markusevangelium belehrt uns im zweiten Kapitel, daß diese Heilung erfolgt ist, »damit ihr erkennet, daß des Menschen Sohn Macht hat auf Erden Sünden zu vergeben.« Ob auch der wunderbare Teich Bethesda, an welchem nach Ev. Joh. 5 diese Heilung vor sich ging, einen Einfluß auf die Beziehung zur Taufe geübt hat, mag dahingestellt bleiben. Die älteste Darstellung des Gichtbrüchigen in der Kallistkatakombe*) bestätigt durch die Zusammenstellung dieser Heilung mit der Taufe Christi und dem Fischer unsere Auffassung.

Als älteste symbolische Hinweisung auf das Abendmahl dürfen wir die berühmten Fische aus S. Lucina**) ansprechen, welche ein leider der Hacke des Totengräbers zum Opfer gefallenes Mittelbild flankieren. Hinter jedem der beiden Fische steht ein Korb mit Brötchen, und in diesem Korbe, deutlich durch die Farbe hervorgehoben, befindet sich ein Glas mit rotem Wein. Das ist der Fisch (*ΙΧΘΥΣ*) Jesus, der unter der Gestalt von Brot und Wein im Abendmahl genossen wird. Im zweiten Jahrhundert, aber auch nur in diesem, ist das Abendmahl mehrfach dargestellt worden unter der Form der Speisung der 5000. Diese evangelische Erzählung galt um der Deutung willen, die ihr Jesus selbst im sechsten Kapitel des Johannesevangeliums gibt, und die in den Worten gipfelt (6, 54): »Wer mein Fleisch isset und mein Blut trinket, der hat das ewige Leben und ich werde ihn am jüngsten Tage erwecken«, als Prototyp des Abendmahls. Dementsprechend lassen die Maler als Repräsentanten der 5000 sieben Personen auf halbkreisförmigem Polster um eine Tischplatte sitzen, auf der sich Brote und die aus Joh. 6, 9 bekannten zwei Fische befinden und helfen dem Verständnis des Beschauers dadurch nach, daß sie die am Ende der Mahlzeit gefüllten 12 Körbe mit Brocken (6, 13) vollzählig oder andeutungsweise neben dem Tisch gruppieren. Das Bild der Capella Graeca***) hat die Deutung auf die Abendmahlsfeier noch weiterhin dadurch unterstützt, daß es den Vorsitzenden nach altchristlicher Abendmahlssitte das Brot brechen läßt. Das dritte Jahrhundert hat jedoch diese umständliche Darstellungsform ersetzt durch Wiedergabe des Momentes der Brotvermehrung durch Jesus bei der gleichen Gelegenheit. Mit einem Stabe berührt der Herr einige vor ihm stehende Brotkörbe und bewirkt dadurch das Wunder.

Daß diese Form der Abendmahlsallegorie in der Folgezeit alle anderen verdrängt hat, ist durch die gleiche Ursache bewirkt worden, welche auch der Gichtbrüchigenheilung das Übergewicht über die anderen Taufbilder verschaffte. Sie schließt sich nach Komposition

*) W. 27. **) W. 27. ***) W. 15.

und Gegenstand besser als die genannten an die inzwischen aufgekommenen und beliebt gewordenen Darstellungen der Wunder Jesu an, von denen nunmehr zu reden ist.

Wenn schon die Brotvermehrung nach Joh. 6, 54 entsprechend der altkirchlichen Abendmahlslehre einen Hinweis auf die Auferstehung bedeutete, so ist doch die klassische Auferstehungsverheißung der Katakombenmalerei die Auferweckung des Lazarus. Mit dem Zauberstab in der Hand steht Jesus vor einem tempelartigen Grabmonument, in dessen Türe Lazarus erscheint, im zweiten Jahrhundert mannigfach gestaltet, teils fest geschnürt in Binden, teils bereits frei ausschreitend, in späterer Zeit regelmäßig als Mumie gebildet, die vom Stabe Jesu berührt wird.

Aber neben dieser in ihrer symbolischen Bedeutung unverkennbaren Wundertat des Herrn begegnet uns seit dem zweiten Jahrhundert noch die Heilung der Blutflüssigen, für die sich eine befriedigende allegorische Erklärung noch nicht hat finden lassen, und seit dem dritten Jahrhundert finden wir auch eine der evangelischen Blindenheilungen dargestellt, welche eine symbolische Bedeutung höchstens in einem Sinne vertragen, der mit den bisher behandelten Vorstellungskreisen nichts mehr zu tun hat. »Jesus öffnet den Blinden die Augen der Erkenntnis« kann nicht wohl ohne Künstelei mit Rettung aus Todesgefahr, Taufe, Abendmahl und Auferstehung verknüpft werden, sodaß die Frage offen bleiben muß, ob wir es hier nicht lediglich mit einer rein gegenständlich interessierten Darstellung zu tun haben.

Wir können nämlich beobachten, daß der strenge Anschluß an gegebene antike Vorbilder mit der Erweiterung des Bilderkreises notwendigerweise nachlassen muß. Je mehr neue Aufgaben dem Maler gestellt werden, umsomehr sieht er sich auf eigene Erfindungsgabe und selbständiges zeichnerisches und malerisches Können angewiesen, so bescheiden uns auch immerhin die Leistungen erscheinen mögen, welche mit diesen hohen Namen bezeichnet werden. Der bisherige Überblick über die weitaus überwiegende Masse des Materials hat uns belehrt, daß theologischlehrhafte Bedürfnisse den Maler veranlaßt haben, alt- und neutestamentliche Szenen als Allegorien wiederzugeben. Wir haben zugleich aber auch an der Geschichte des Jonaszyklus beobachten können, daß im Laufe des dritten Jahrhunderts der Sinn für Allegorie zu schwinden beginnt. Es kommt hinzu, daß die mit der Erweiterung der Aufgaben entwickelte Selbständigkeit der Künstler einzelne von ihnen auch schon in älterer Zeit zu Bildern veranlaßt hat, welche in erheblichem Maße oder gar ausschließlich von gegenständlichem Interesse ohne symbolische Hintergedanken eingegeben worden sind.

Bereits im zweiten Jahrhundert sehen wir die drei Weisen aus dem Morgenlande in der persischen Kleidung, die uns von den drei Männern im feurigen Ofen her vertraut ist, der Maria mit dem Jesuskindlein ihre Huldigungen darbringen, und die Folgezeit hat die Szene nach dem gleichen Schema noch oft wiederholt. Hier soll wirklich der Beschauer an nichts anderes als die abgebildete biblische Geschichte erinnert werden. Und wenn der Maler damit auch wohl die Nebenabsicht verband, jeder Christ möge sich die Weisen zum Muster nehmen und gleich diesen Erstlingen der Heiden auch als Nachgeborener dem Christkinde seine Anbetung weihen, so tat er damit nichts anderes als mutatis mutandis viele hunderte von Meistern der voll entwickelten christlichen Kunst nach ihm getan haben. Prophezeiung und Erfüllung sind ebenfalls rein um ihrer selbst willen mit übrigens recht beträchtlichem Können an einer Grabwand in S. Priscilla*) zur Darstellung gebracht. In der typischen Gewandung des Propheten steht ein Mann vor uns und weist hin auf den Stern, der aus Israel aufgehen soll (4. Mos. 24,17), während neben ihm schleiergeschmückt die Jungfrau Maria das Jesuskind in den Armen wiegt.

Und nicht nur die Geburt, auch das Leiden Jesu hat bereits im zweiten Jahrhundert einmal einen Künstler zur Darstellung gereizt. Die Prätextatkatakombe**) zeigt den dornengekrönten Jesus, wie er von zwei Soldaten mit Rohrstäben geschlagen wird. Erst das vierte Jahrhundert***) hat dem eine Verleugnung Petri beigesellt. Jesus weissagt dem Petrus, daß er ihn dreimal verleugnen werde, und im Hintergrunde sehen wir den Hahn, dessen Krähen das Wahrzeichen der vollbrachten Tat sein soll, auf einem Pfosten sitzen.

*) W. 22. Kraus, Fig. 154. v. Sybel, Christl. Antike I, S. 248.
**) W. 18. Kraus, Fig. 116.
***) W. 242.

So greift das Wollen des Malers von den Fesseln der Allegorie befreit weiter um sich, und mit dem Wollen wächst auch sein Können. Was das dritte Jahrhundert schon deutlich ahnen läßt, das zeigt uns das vierte in voller Entfaltung. Schon werden christliche Stoffe unter rein dekorativen Gesichtspunkten ausgewählt und zusammengestellt. Christus, thronend inmitten der Apostel, ist die bedeutsamste Schöpfung des vierten Jahrhunderts in dieser Richtung, eine Gruppe, die uns im Beginn des vierten Jahrhunderts in der Katakombenmalerei begegnet, sich schnell große Beliebtheit errungen hat und sowohl in der Reliefplastik wie der Mosaikmalerei eine beherrschende Stellung einnimmt. Die am Ende dieses Jahrhunderts ausgeführte Apsismosaik von S. Pudenziana*) ist das prächtigste Beispiel der reif gewordenen altchristlichen Kunst.

Hieran reiht sich die rein auf dekorative Wirkung komponierte Darstellung der betenden Madonna mit dem Jesuskinde, welche in der Mitte des vierten Jahrhunderts im Coemeterium Maius**) gemalt worden ist und sich durch ihre technische Vollendung hoch über alle bisher betrachteten Katakombenbilder erhebt. Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß sowohl die Madonna wie das Jesuskind Porträtköpfe sind. Damit ist aber gesagt, daß die bisher rein nach antiker Schablone oder wenigstens mit unsicher tastenden eigenen Versuchen arbeitende christliche Kunst im vierten Jahrhundert den Weg zur Urquelle alles künstlerischen Schaffens, der Natur, nicht nur wiedergefunden hat, sondern ihn auch mit achtenswertem Erfolge zu wandeln versteht. Weitere Porträts von Verstorbenen in der Form der altsymbolischen Oranten, unter denen besonders eine vornehme Dame***) in reichem Schmuck Hervorhebung verdient, legen von dem erwachenden Interesse für Porträtkunst Zeugnis ab, und die bis auf unsere Tage herrschend gebliebenen Kopftypen†) des Petrus und Paulus sind die bedeutsamsten Ergebnisse dieser Entwicklung geworden. So lehrt uns die Katakombenmalerei in ihrer letzten Periode — denn ums Jahr 400 verlieren die Katakomben ihre praktische Bedeutung —, daß die Malerei sich

*) Kraus, Tafel 1, v. Sybel, Christliche Antike II, Tafel 1.
**) W. 207. Kraus, Fig. 157.
***) W. 174.
†) W. 179. v. Sybel I, S. 283.

frei gemacht hat von der Beschränkung durch Symbolik und Typologie und ihre Stoffe unter rein künstlerisch dekorativen Gesichtspunkten wählen darf. Damit ist die Bahn eröffnet zur Darstellung ganzer Reihen biblischer Szenen und die Möglichkeit geschaffen, sogar die Bibel zu illustrieren.

Vergleichen wir den Auszug Noahs und der Seinen aus der Arche, wie ihn uns die berühmte Wiener Genesis*), eine völlig durchillustrierte Handschrift des fünften Jahrhunderts, zeigt, mit den uns aus den Katakomben bekannten Noahdarstellungen, so werden wir uns des gewaltigen Fortschrittes deutlich bewußt. Dort äußerste Knappheit, die eben nur Ideen eine Form geben will, hier volles episches Behagen in der Ausmalung von Arche, Menschen und Tieren bis zum Kleinsten. So wie hier das erste Buch Mosis durch Bilder geschmückt ist, so hat man schon im vierten Jahrhundert die Wände der Basiliken zu Nola, Mailand und anderen Orten mit biblischen Szenenreihen geziert. Erhalten sind uns die prächtigen Mosaikdarstellungen der Patriarchen- und Josuageschichte an den Wänden von S. Maria Maggiore in Rom (um 430), und aus dem Ende des fünften Jahrhunderts die Doppelserie der Wunder und des Leidens Christi in der ravennatischen Basilika S. Apollinare Nuovo.

Die mit der Malerei aufs engste verwandte Sarkophagplastik — denn auch die Sarkophage waren häufig bemalt — bestätigt uns die Richtigkeit der bisher gewonnenen Ergebnisse, ja knüpft sogar direkt an die in der Katakombenmalerei zuletzt begonnene Entwicklungsreihe an. Nicht selten finden sich in christlichen Begräbnisstätten Sarkophage, welche keinerlei spezifisch christliche Embleme führen, und noch die Tochter Kaiser Konstantins, die Prinzessin Konstantia, wurde 354 in einem prachtvollen Porphyrsarkophage beigesetzt, den eine Weinernte und kelternde Putten zieren. Auch die runde Grabkapelle, in welcher dieser Sarkophag stand, hat einen farbenprächtigen, aber religiös völlig indifferenten Mosaikschmuck der Deckenwölbung. Aber wohl schon im dritten Jahrhundert begegnen uns Marmorsärge von technisch feinster Ausführung, welche in ähnlicher Weise wie die ältesten Katakombengemälde symbolische Gestalten unter den gewohnten

*) Herausgegeben von v. Hartel und Wickhoff.

Schmuck einreihen*). Wir sehen die betende Frau neben dem guten Hirten, und ein andermal ist diese selbe Gruppe erweitert durch einen Fischer, dem der alte Sonnengott zu seiner Arbeit leuchtet, während an der entgegengesetzten Ecke ein göttergestaltiger Genius angebracht ist. Auf einem dritten vor nicht langer Zeit in Rom aufgefundenen Sarkophage finden wir neben dem Hirten und der Beterin die Jonasgeschichte, die Taufe Christi und zwei Fischer. Aber im Verlaufe des vierten Jahrhunderts sehen wir die wachsende Bilderfreudigkeit auch auf den Wänden der Sarkophage; zu der breit ausgeführten Jonasgeschichte tritt auf einem Sarkophag des Lateranmuseums**) nicht nur rechts der Fischer, links Tobias mit dem Fisch, sondern ein zweites Stockwerk bringt an den durch die große Jonasdarstellung freigelassenen Räumen die Auferweckung des Lazarus, das Quellwunder Mosis mit der ihm voraufgehenden Bedrängung des Moses und einem doch wohl noch immer symbolisch gemeinten Hirten, der mit freundlicher Gebärde auf seine im Stalle wohlverwahrten Schafe weist. Besser gruppiert finden wir dann die biblischen Szenen auf den großen doppelreihigen Sarkophagen***), welche in der Mitte in einer Muschel die Porträts der Verstorbenen zeigen; die uns aus dem Bilderschatz der Katakomben wohlbekannten alt- und neutestamentlichen Szenen sind hier ohne Rücksicht auf ihre ursprüngliche symbolische Bedeutung bunt durcheinander gewirbelt, und nur technisch-künstlerische Erwägungen haben die leitenden Gesichtspunkte für die Komposition geliefert. Die Auferweckung des Lazarus und das Quellwunder des Moses finden wir mit Vorliebe am Ende einer Reihe angebracht, weil die Säulen des Lazarusgrabes und das herabstürzende Wasser einen guten Abschluß der Reihe boten, die Opferung des Isaak und den Empfang des Gesetzes durch Moses sehen wir rechts und links vom Mittelschild, weil die beiden vom Bogen des Schildes mit der oberen Randleiste der Vorderwand gebildeten Winkel vortrefflich für die ausgereckten Arme des Moses und Abraham sowie die ihnen entgegenkommenden Hände Gottes und des Engels Raum boten. Im übrigen ist, wie bereits gesagt, in der Auswahl der Szenen kein anderes Motiv zu erkennen als das der Freude

*) v. Sybel, Christliche Antike II, Abb. 2–4.
**) v. Sybel II Abb. 5.
***) v. Sybel II Abb. 14.

an den vielen bekannten Darstellungen. — Diejenigen Sarkophage, welche nach einer wohl dem Orient entstammenden Sitte durch Säulen mit Giebeln und Bogen architektonisch gegliedert sind, zeigen infolgedessen bei gleicher Erzählungsfreudigkeit eine strengere Komposition. So bietet ein römischer Sarkophag*) alt- und neutestamentliche Szenen, das Isaaksopfer, Gesetzesempfang durch Moses, Jesu Blindenheilung, Ansage der Verleugnung Petri, Heilung der Blutflüssigen, Brotvermehrung und Mosis Quellwunder, jede in einen Zwischenraum so hineingepaßt, daß je zwei Figuren nebeneinander stehen. Die drei Männer im feurigen Ofen und die Jonasgeschichte, welche eine solche Verkürzung nicht vertrugen, sind zum Schmuck des Deckels verwendet worden.

Der berühmte Sarkophag des Junius Bassus († 359)**) zeigt entsprechend eine Verteilung von drei Figuren auf die Interkolumnien. Diese Forderung von drei Personen hat der Bildhauer so ernst genommen, daß er bei der Opferung Isaaks sowohl wie bei der Unterredung zwischen Hiob und seiner Frau je eine dritte nicht nur überflüssige, sondern durch die biblische Erzählung direkt ausgeschlossene Figur hinzugefügt hat. Derselbe Sarkophag belehrt uns über eine weitere Entwicklung des Bilderkreises. Während im allgemeinen unter den Bildern aus dem Leben Jesu die Wunder im Vordergrunde stehen und wir nur ein allmählich erwachendes Interesse an der Kindheits- wie an der Leidensgeschichte feststellen können, sehen wir hier neben vier alttestamentlichen Szenen nicht ein einziges Wunder, sondern drei Ereignisse aus der Leidensgeschichte Jesu dargestellt, den Einzug in Jerusalem, die Gefangennahme des Herrn und die Händewaschung des Pilatus. Zwei andere Szenen führen uns dagegen schon über den streng biblischen Bilderkreis hinaus. Die beiden Heroen der römischen Gemeinde, Petrus und Paulus, erblicken wir gleichfalls, wie sie von je zwei Soldaten gleich ihrem Herrn zum Tode geführt werden. Die Mitte der oberen Reihe bildet ein freikomponiertes Repräsentationsbild. Auf der wie ein Tuch über dem Haupte des Uranos sich spannenden Himmelswölbung thront Jesus, ihm zur Seite stehen mit Schriftrollen in der Hand zwei Apostel.

*) v. Sybel II, Abb. 28.
**) v. Sybel, Abb. 18.

Es wird durch mehr als eine Beobachtung wahrscheinlich gemacht, daß diese Repräsentationsbilder, die wir ja schon in der Katakombenmalerei des vierten Jahrhunderts und dem Apsismosaik von S. Pudenziana kennen gelernt haben, auf morgenländischem Boden zuerst entworfen sind. Ein schönes, im Kaiser-Friedrich-Museum zu Berlin befindliches Relief*) gleichen Charakters, Jesus zwischen zwei Aposteln darstellend, ist mit guten Gründen für Kleinasien in Anspruch genommen worden, und die ravennatische Kunst, die beinahe völlig orientalisch genannt werden kann, zeigt eine fast ausschließliche Vorliebe für derartige Darstellungen auf den Sarkophagwänden. Die bedeutendste repräsentative Gruppe: Christus zwischen zwei Aposteln, dem zur Rechten die Rolle des neuen Gesetzes überreichend**), klingt bereits im Junius Bassus-Sarkophage an und kehrt auf zahlreichen Sarkophagen und weiterhin in mannigfachen Variationen in den Apsismosaiken der Kirchen wieder. Ägypten dürfte die Heimat dieser Darstellung sein, welche von zwei Palmen eingerahmt zu sein pflegt, auf deren einer, und zwar der linken, der Vogel Phönix sich wiegt.

Wir haben auf dem Sarkophag des Junius Bassus ein besonderes Interesse für die Leidensgeschichte Jesu bemerkt und gehen wohl nicht fehl, wenn wir es in diesem besonderen Falle aus dem Wunsche herleiten, für das Martyrium des Petrus und Paulus Christi Leiden als Vorbild hinzustellen. Denn auch auf anderen Sarkophagen finden wir die gleiche Verbindung. Sehen wir doch in der zweiten Hälfte des vierten Jahrhunderts allenthalben die Verehrung der alten Märtyrer im gewaltigen Zunehmen begriffen und verstehen in diesem Zusammenhang auch das Bedürfnis, sich lebhafter mit dem Urbilde alles Martyriums, dem Leiden des Herrn selbst, zu befassen. So finden wir alle uns bereits von früher her bekannten Versuche zusammengefaßt und mit Neuem vereinigt auf dem Passionssarkophag des Lateranmuseums.***) Die Händewaschung des Pilatus, die Gefangennahme, die Dornenkrönung und die Kreuztragung des Simon von Kyrene umgeben das Mittelfeld, welches die Kreuzigung enthält. Aber

*) v. Sybel II, Abb. 25.
**) v. Sybel II, Abb. 48.
***) v. Sybel II, Abb. 35.

hier hat der Künstler Halt gemacht. Noch wagt er nicht, Christus am Kreuze hängend abzubilden, sondern auf das Kreuz heftet er nur das Monogramm Christi, vom Siegeskranze umwunden. Unter dem Kreuze sitzen, in Schlaf versunken, die Soldaten der Wache. So erscheint durch die andeutende Symbolik die Kreuzigung Christi mit der Auferstehung verbunden als sieghafter Triumph.

Soweit wir urteilen können, ist dem christlichen Bilderkreis des fünften Jahrhunderts die Kreuzigung im allgemeinen noch fremd. Wie ein seltsames Wagnis mutet die Kreuzigungszene auf der reichgeschnitzten, riesenhaften Zypressentür von S. Sabina in Rom*) an. Es ist nicht das einzige Rätsel, welches diese wohl um 430 entstandene Türe aufgibt, und auch hier scheint morgenländischer Einfluß vorzuliegen. Denn im Osten, und zwar in Jerusalem, können wir im sechsten Jahrhundert die Entwicklung der Kreuzigungsdarstellung vor unserm Auge verfolgen: die ravennatisch-orientalische Kunst derselben Zeit kennt sie noch nicht. Die reichste Entfaltung hat auf engem Raum die Leidensgeschichte Jesu in einem zu London befindlichen Elfenbeintäfelchen**) gefunden, die man dem sechsten Jahrhundert zuzuschreiben pflegt. Hier kommt auch die Kreuzigung zu ihrem Recht. Nur mit dem Lendenschurz bekleidet ist Jesus in aufrechter Haltung ans Kreuz genagelt. Rechts unter ihm steht der Soldat, der ihm die Lanze in die Seite bohrt, links stehen Maria und Johannes, und über sie ins Weite geht der Blick des lebend am Kreuze über den Tod Triumphierenden. Links daneben aber sehen wir Judas in der Schlinge am Baum hängen. Das Gewicht seines Körpers biegt den Ast, in dessen Laub ein Vogel seine Jungen füttert; auf dem Boden liegt der Geldbeutel, aus dem der Judaslohn auf die Erde rollt.

Als sich die christliche Kunst zur Darstellung der Kreuzigung entschloß, hatte sie alle anderen Aufgaben, welche das Leben Jesu ihr stellen konnte, schon in ihrer Weise gelöst, ja die Geburts- uud Kindheitsgeschichte bereits mit einer Reihe phantasievoller Ausschmückungen bereichert, welche uns auf literarischem Gebiet durch die apokryphen Evangelien bekannt sind. Und indem sie sich

*) Kraus, Fig. 136.
**) Kraus, Fig. 137.

so auch von der Fessel eines ſtrengen Biblizismus befreite und die Legende sowohl Chriſti und der Maria als auch der Märtyrer und Heiligen zu bearbeiten unternahm, bot sie dem schaffenden Künſtler eine ungeahnte Fülle neuer und dankbarer Aufgaben. Die chriſtliche Kunſt hat den erſten Höhepunkt ihrer Entwicklung damit erreicht.

Die soziale Frage in Australien und Neuseeland (Australasien).

Von Robert Schachner, Professor an der Universität Jena.

(Schluß)

Man suchte in Auſtralien die Durchführung der sozialen Gesetzgebung auch durch Maßnahmen auf dem Gebiete der Zoll- und Handelsgesetzgebung zu fördern und zu sichern.

Hierzu diente vor allem die New-Protection. Es iſt das eine Zollmaxime, die dem Erzeuger, Konsumenten und Arbeiter in gleicher Weise nützlich sein soll: jener wird durch den Zoll gegen das Ausland geschützt, der Konsument durch Aufſtellung von Preismaxima, der Arbeiter durch die Vorschrift angemessener Lohnsätze.

Diese Politik iſt zuerſt bei einem Gesetze, das 1907 Zölle für landwirtschaftliche Maschinen brachte, versucht worden. Der Fabrikant iſt durch den Schutzzoll, der Konsument mit Preismaxima bedacht, außerdem iſt dem Fabrikanten eine Inlandsabgabe auferlegt, wenn er angemessenen Lohn verweigert: ein besonderer Tarif von Inlandsabgaben, der Excise Tariff von 1906, beſtimmt hierin, daß indirekte Abgaben von der halben Höhe der Zölle erhoben werden sollen, wenn die Waren nicht unter Lohnbedingungen hergeſtellt werden, die entweder durch Beschluß der beiden Häuser des Parlaments als billig und angemessen erachtet werden, oder die in Übereinſtimmung mit einem schiedsrichterlichen Urteil oder einer Lohnausschußentscheidung ſtehen.

Die Bundeswahlen von 1906, die der Erneuerung des Zolltarifes vorangingen, wurden mit der Losung der New-Protection geführt, doch zeigte sich bald, daß jener dreifache Schutz bei einem Zolltarif sich garnicht ermöglichen läßt.

Wohl aber haben die Prämiengesetze, mit denen der Bund Landwirtschaft und Induſtrie zu fördern sucht, die Arbeiter in gleicher Weise berücksichtigt; sowohl das landwirtschaftliche Prämiengesetz von 1907, als das Prämiengesetz für die Eiseninduſtrie von 1908 knüpft die Auszahlung der Prämien an angemessene Entlohnung der Arbeiter.

Einen weiteren Schutz der Arbeiter finden wir in dem Gesetz zur Erhaltung auſtralischer Induſtrien und zur Unterdrückung verderblicher Monopole.

Hier werden nicht nur inländische Unternehmerverbände, die eine auſtralische Induſtrie vernichten oder schädigen, unter Strafe geſtellt, sondern jede fremdländische Konkurrenz, die veranlaßt, daß das auſtralische Gewerbe die Produktion einſtellt oder zur Entlassung von Arbeitern gezwungen wird, oder bei Aufrechterhaltung ihrer Löhne mit Verluſt verkauft oder auch nur zu einer unangemessenen Entlohnung gezwungen wird (sogenanntes dumping), iſt mit Konfiskation ihrer Waren und hohen Geldſtrafen bedroht.

Dieses Kunſtgebilde der Bekämpfung der Kartelle und der Schleuderwareneinfuhr hat in der Praxis wenig Bedeutung gewonnen.

In Neuseeland hat man auf die New-Protektion verzichtet, und konnte es, da alle Gewerbe des Landes sich der Schiedssprechung erfreuen.

Wenn ganz Australien sein Wirtschaftsleben unter Schiedsgerichte oder Lohnausschüsse ſtellt, erübrigen sich auch hierfür jene gekünſtelten, schwer kontrollierbaren sozialpolitischen Maßregeln in der Zoll- und Handelspolitik, die nie eine größere Bedeutung werden gewinnen können.

Neben den auf den Arbeitsvertrag bezüglichen Gesetzen hat Auſtralasien in seiner modernen sozialpolitischen Epoche auch die Fürsorge für die Arbeiter im Alter und im Fall der Invalidität ins Auge gefaßt. Der Gesichtspunkt, daß der Staat aus der wirtschaftlichen Tätigkeit seiner Untertanen Vorteil zieht, rechtfertigte es den auſtralischen Gesetzgebern, die Koſten jener Fürsorge völlig auf den Staat zu übertragen. Diese Renten erschienen den Gesetzgebern indessen ebenso-

wenig wie die Pensionen der Staatsbeamten als Armenunterſtützungen.

Neuseeland ging mit einem Gesetz zugunſten der über 65 Jahre alten Personen im Jahre 1898 voran. Neusüdwales und Victoria erhielten 1901, Queensland 1908 eine gleiche Gesetzgebung. Victoria unterſtützte auch Personen, deren Gesundheit im Bergbau und anderer gesundheitzerſtörender Tätigkeit untergraben worden war; Neusüdwales Personen über 60 Jahre, die wegen Krankheit oder Unfall ihren Lebensunterhalt nicht mehr erwerben konnten; 1907 kam hier ein eigenes Gesetz zugunſten aller durch Unfall oder Invalidität Erwerbsunfähigen. Diese Gesetze wurden indessen durch die Invaliden- und Altersrentengesetzgebung des Commonwealth vom Jahre 1908 abgelöſt, die vom 1. Juli 1909 für ganz Auſtralien die Altersfürsorge gab.

Neuseeland gewährt allen Personen mit einem ununterbrochenen Aufenthalt von 25 Jahren Renten, wenn sie in den letzten 12 Jahren keine Gefängnisſtrafe von mehr als vier Monaten, in den letzten 25 Jahren keine in der öffentlichen Meinung entehrende Gefängnis- oder Zuchthausſtrafe von mehr als fünf Jahren erlitten haben. Auch darf ein Ehemann seine Ehefrau während der vorangegangenen 12 Jahre nicht böswillig länger als sechs Monate verlassen haben oder für sie und die Kinder die Gewährung eines angemessenen Unterhalts versäumt haben; ebenso darf die Ehefrau ihren Gatten oder ihre Kinder unter 14 Jahren nicht auf diese Zeitdauer böswillig verlassen haben. Auch muß man in den letzten 25 Jahren einen nüchternen und ehrbaren Lebenswandel geführt haben und darf kein Vermögen von mehr als 260 £ oder mit der Rente zusammen kein Einkommen von mehr als 60 £ haben. Die Rente beträgt im Höchſtfall 10 sh die Woche oder 26 £ das Jahr. Das Bundesgesetz verlangt 20jährigen Aufenthalt und macht für den Ehemann böswilliges Verlassen der Ehefrau oder Unterhaltsverweigerung für sie oder ihre Kinder 12 Monate hindurch während der letzten fünf Jahre zum Ausschließungsgrund, für die Ehefrau iſt Verlassen von Mann und unter 14 Jahren ſtehenden Kindern für die gleiche Zeit Verluſtgrund; außerdem fordert es nur guten Charakter, die Rentenunwürdigkeit wegen Vorſtrafen fehlt. Der Höchſtbetrag der Rente iſt 26 £, die jeder erhält, der mit dieser zusammen nicht mehr als 52 £ Einkommen besitzt. Besitz von 310 £ schließt den Empfang einer Rente aus.

Neusüdwales hat eine Zwangsversicherung gegen Unfälle im Bergbau durch Gesetz vom 5. November 1900 eingeführt. Darin sind $4^1/_2$ d Wochenbeiträge von den Arbeitern vorgesehen, der gleiche Betrag wird zur Hälfte vom Staat und von den Unternehmern aufgebracht. Die Entschädigungen betragen im Fall der Arbeitsunfähigkeit 12 sh die Woche, bei dauernder Erwerbsunfähigkeit treten noch 3 sh für jedes Kind unter 14 Jahren hinzu; im Fall des Todes wird ein Witwengeld oder eine Unterſtützung für die vom unverheirateten Verſtorbenen unterhaltene Mutter oder unterhaltenen Schweſtern von 8 sh gezahlt, für jedes verwaiſte Kind wird 3 sh oder im Fall des ledigen Personenſtandes des Verſtorbenen für die des Ernährers beraubten Geschwiſter und Kinder von Schweſtern 3 sh gewährt. Der Vormund mutterloser Waisen erhält 8 sh, solange noch ein Kind jünger als 14 Jahre iſt. Victoria iſt diesem Vorbild in einem Gesetz vom 4. Januar 1910, jedoch nur für den Kohlenbergbau gefolgt.

Außerdem beſtehen zugunſten der Arbeiter noch nach englischem Vorbild geſtaltete Gesetze über die Haftpflicht, die nur der vom Arbeitgeber erbrachte Beweis grober Fahrlässigkeit auf Seite des Arbeiters abwenden kann. Diese Gesetze schreiben große Entschädigungen vor, so das neuseeländische bis zu 50 % des Wochenverdienſtes, als Maximum 2 £ die Woche.

Krankenversicherung beſteht bis heute in Auſtralien noch nicht, sie iſt der freiwilligen Anteilnahme an den friendly societies überlassen. Die Arbeiterverbände haben sich bis jetzt um das Fürsorgewesen noch wenig gekümmert. Nur ganz vereinzelt, so bei Zweigverbänden englischer Gewerkvereine beſtehen Unterſtützungen im Fall der Arbeitslosigkeit. Unterſtützungseinrichtungen der Unternehmer beſtehen kaum irgendwo.

Das Versicherungswesen wollte Seddon bei den unteren Klassen noch dadurch fördern, daß er denjenigen, die sich selbſtändig zu einer Lebensversicherung entschließen würden, Staatszuschüsse in Aussicht ſtellte. Die ſtaatliche Lebensversicherungsanſtalt in Neuseeland bot hierzu eine gute Unterlage. Der frühe Tod Seddons hat dieses geniale Projekt,

mit dem er die Arbeiter zur Selbfthilfe erziehen wollte und allmählich die ftattliche Fürsorge aufzusaugen dachte, begraben.

Neben diesen Maßnahmen zu Gunften der Arbeiter und der unteren Klassen zeigt auch die Steuergesetzgebung, die Landgesetzgebung und die Gesetzgebung gegen den Mißbrauch alkoholischer Getränke den erfinderischen sozialen Sinn dieser Demokratie der südlichen Hemisphäre in glänzendem Lichte.

Bei der Einkommenfteuer sind im Interesse der Minderbemittelten faft zu weitgehende fteuerfreie Exiftenzminima geschaffen; so in Tasmanien von 100 £, in Südauftralien von 150 £, in den übrigen auftralischen Staaten von 200 £, in Neuseeland sogar von 300 £.

In Victoria, Queensland und Südauftralien ergreift die Befteuerung in ftarker Progression die höheren Einkommen, am weiteften in Queensland, wo ein Einkommen von 1500 £ mit 18 d auf das £, d. s. $7\frac{1}{2}$ % befteuert ift.

In allen Staaten beftehen ferner progressive Nachlaßfteuern oder Erbschaftsfteuern, die jeden Erblasser treffen, die aber für Kinder, Eltern oder die Witwe sich auf die Hälfte ermäßigen und auch bei anderen Blutsverwandten eine prozentuale Ermäßigung erfahren. Sie lassen in Neuseeland nur 100 £, in Victoria und Queensland 200 £, in Tasmanien und Südauftralien 500 £, in Weftauftralien und Neusüdwales 1000 £ frei und erreichen ihren höchften Satz mit 10 % in Neusüdwales und Tasmanien bei 100000 £, in Weftauftralien bei 50000 £, in Victoria, Queensland, Neuseeland und Südauftralien bei 20000 £.

Die Steuern auf Grund und Boden sind im Zusammenhang mit der Landgesetzgebung der auftralischen Staaten zu betrachten.

Nachdem jahrzehntelang unter dem Schutze der agrarischen Oberhäuser jede wirksame Gesetzgebung gegen den Großgrundbesitz hintangehalten wurde und der Landhunger des Volkes unbefriedigt geblieben war, hat die neue Zeit das wirtschaftliche Interesse der Gesamtheit in den Vordergrund geftellt und ift durch Gesetze dem Spekulationsbesitz entgegengetreten.

Weitschauende sozialpolitische, wirtschaftliche und nationale Gründe haben zu jenen Landgesetzgebungen geführt, die seit den neunziger Jahren ergingen. Gebiete, deutschen Fürftentümern gleich, blieben in extensiver Schafzucht benützt, wo zehntausende von Landwirten in Ackerbau Herd und Heim gründen und eine Nation aufbauen konnten, die nicht nur das Rückgrat einer nationalen Wirtschaft ift, sondern eines Tages auch gegen die asiatische Gefahr eine Waffenwehr sein kann.

Es hat sich nach eingehenden Untersuchungen gezeigt, daß der auftralische Großgrundbesitz dem mittleren und kleinen Besitz auf gutem Boden nicht überlegen ift; Schafzucht, Viehzucht und Ackerbau wird rentabler bei intensivem Betrieb und bei kleinerem Besitze, die Milchwirtschaft bedarf sogar des Familienbetriebes, um die höchfte Rentabilität zu erreichen. Der kleinere Besitz ermöglicht auch bessere Vorsorge gegen die Dürre und erfolgreichere Bekämpfung der Kaninchen, die beiden großen Kalamitäten Australiens. Der intensive Besitz hat auch durch die Varietät seines Anbaus einen großen Vorzug für die Allgemeinheit in seiner gleichmäßigeren Produktion. Es ift für die Volkswirtschaft wie für den Arbeitsmarkt viel wertvoller, wenn der kleinere Besitz alljährlich gleichmäßig erntet, mag er auch in jahrzehntelangem Durchschnitt zu keinem größeren Ertrag kommen, als der Großgrundbesitz, der mit dem Anbau gleicher Bodenfrucht auf seinen Gütern den Vorteil glänzender Ernten neben dem Nachteil von völligen Mißernten hat. Diese Großgrundbesitzer harrten untätig, bis ihnen große Gewinne aus dem allgemeinen Fortschritt der Wirtschaft, der Bevölkerungszunahme, der Erschließung des Landes durch Eisenbahnen und Straßen mühelos in den Schoß fielen.

Der Beeinträchtigung des höchftmöglichen Ertrages der nationalen Wirtschaft wie der gleichmäßigen Produktion, der Hemmung des Wachstums der Nation, wie dem Erzielen von unverdientem Gewinne wurde nun durch die Gesetzgebung entgegengetreten.

Soweit Staatsland noch zur Verfügung fteht, erfolgt dessen Veräußerung nur noch in ökonomisch-rationeller Größe unter der Bedingung der intensiven Bewirtschaftung und dem Verbot der Veräußerung innerhalb gewisser Zeit. Seddon und sein treuer Ideengenosse Mac Nab beabsichtigten den Besitz von mehr als 50,000 £ Land zu verbieten und die Veräußerung der darüber hinausgehenden Ländereien innerhalb 10 Jahren zu fordern, ferner jeden Hinzuerwerb zu einem Landbesitz von 15,000 £ zu unter-

sagen. Nach Seddons Tode fehlt dieser kühnen Idee der mutige Verfechter.

Zur Aufbrechung der großen Besitzungen haben Victoria, Südauftralien und Neuseeland progressive Landfteuergesetze geschaffen. In den beiden erften Staaten wurden den Gesetzen vom Oberhaus die Spitze dadurch abgebrochen, daß die Progression zu früh aufhört, nur Neuseeland führt sie bis auf $2^1/_2$ %, bei Landesabwesenden auf 3 %, bei 200,000 £ reinen Bodenwertes hinauf. Die Gesetzgebung des Commonwealth, die das Arbeiterminifterium Fisher 1910 verabschiedete, führt die Progression bereits bei 80,000 £ auf $2^1/_2$ %, für Landesabwesende auf 2,9 %.

Da die Aufteilung des Großgrundbesitzes auf dem Wege der Steuergesetzgebung bei dem Widerftand der Oberhäuser und der ftark mit agrarischen Interessen durchsetzten Unterhäuser nicht zu erreichen war, griff man dazu, große Güter zur Aufteilung aufzukaufen (closer settlements movement).

Neuseeland erhielt 1893, Victoria und Neusüdwales 1904 die gesetzliche Befugnis zur Zwangsenteignung, während die anderen Staaten sich mit freihändigem Ankauf begnügten.

Durch alle diese Gesetze wurde in Auftralasien hunderttausenden von Personen das Land erschlossen und der wirtschaftlich nachteiligen Spekulation mehr oder minder wirksam begegnet.

Auch bei der Zollgesetzgebung sind soziale Gesichtspunkte führend gewesen. Seddon hat aus dem Tarif alle jene Zölle entfernt oder ermäßigt, aus denen eine Belaftung des Haushaltes des kleinen Mannes resultieren konnte, und besonders erft in der Herabsetzung und dann in der Beseitigung des Teezolles eine große Tat durchgesetzt, da aus ihm der Staat selbft noch unter dem auf 2 d für das Pfund reduzierten Satz gegen eine Million Mark jährlich vereinnahmte. Auch die Zollgesetzgebung des Commonwealth berücksichtigte das Arbeiterbudget.

Zu diesen Gesetzen mit materiellen Zielen gesellt sich eine Gesetzgebung ideellen Inhalts, die den Kampf gegen die Trunksucht zum Ziele hat.

In Auftralien beftand schon von jeher, wie in England, eine Strafbeftimmung gegen Trunksucht. In neuerer Zeit kamen weitgehendere Gesetze zu ihrer Bekämpfung hinzu. In ihnen wird die individuelle Freiheit zu Gunften der Allgemeinheit, des Glückes der Familie und der Zukunft der Nation eingeschränkt. Es ift das Blatt in den Gesetzbüchern, wodurch das Frauenwahlrecht seine Exiftenzberechtigung bewiesen hat.

Neuseeland hat 1893 und 1895, Neusüdwales 1905 und Victoria 1906 eine wirksame Gesetzgebung gegen die Trunksucht geschaffen. Darin ift ganz allgemein der Verschank alkoholischer Getränke am Sonntag verboten, außerdem wird für die einzelnen Wahlbezirke bei den allgemeinen Parlamentswahlen über die völlige Aufhebung, die Reduzierung oder den Fortbeftand der Wirtschaftsbetriebe abgeftimmt. Zur Unterdrückung des Ausschankes geiftiger Getränke in den einzelnen Wahlbezirken ift eine Majorität von $^3/_5$ der im Bezirk abgegebenen Stimmen erforderlich, außerdem muß eine gewisse Wahlbeteiligung, in Victoria von 30 % aller Wähler, vorliegen. Die absolute Mehrheit genügt, die Einschränkung der Zahl der Schankwirtschaften in die Wege zu leiten. Jeder Wähler darf zu zwei Fragen sich äußern.

Von 68 Wahldiftrikten ift bis jetzt nur in 6 jeder Alkoholverkauf verboten, in 14 die Herabminderung der Schankftellen erreicht worden. Die erften Abftimmungen in Victoria und Neusüdwales haben die Schankwirtschaftsreduktion in größerem Umfang herbeigeführt, aber zu keinem Ausschankverbot geführt. Daß diese Antialkoholbewegung bis jetzt selbft in Neuseeland mit dem älteften Gesetz keinen besonderen Erfolg hat, zeigt die Statiftik, da der Konsum von Bier in den zehn Jahren von 1898 ab um 1,723, von Wein um 0,138, von Liqueur um 0,013 Gallonen per Kopf der Weißen ftieg.

Die öffentliche Trunkenheit ift zurückgegangen, der heimliche Trunk hat sich gehalten. Deshalb hat Seddon vorgeschlagen, in No-Licence-Diftrikten auch den Haustrunk zu verbieten, ohne daß er jedoch mit diesem Vorschlag Erfolg hatte. Der noch radikalere Weg, ganz Neuseeland zu entalkoholisieren, harrt noch der Verbescheidung, doch dürfte mit dem ftarken Anwachsen der Stimmen für Aufhebung der Schankgerechtigkeiten, die sich seit 1896 verdoppelten, die Majorität hierfür im Parlament in nicht zu ferner Zeit erreicht werden und ein glückliches nüchternes Neuseeland bringen.

Eine wichtige soziale Gesetzgebung ist auch die gegen Spiel und Wetten.

Man wird den Erfolg dieser Gesetzgebungen noch beschleunigen, wenn man das Bildungswesen bessert und konkurrierende Vergnügungen schafft; das Bibliothekwesen kann noch bedeutend gehoben werden, der Sport muß veredelt und gute Volksbühnen müssen geschaffen werden.

*

Alle diese Gesetze zeigen, daß man in Australasien das Interesse der Gesamtheit in den Vordergrund stellt und dem Einzelnen nur soweit Freiheit gibt, als jenes dadurch nicht verletzt wird. Der moderne soziale Demokratismus hat die Parole: Förderung des Einzelnen in der Förderung der Gesammtheit.

Schon beginnt das Morgenrot einer besseren Zeit in den Früchten jener Gesetzgebung sich uns zu zeigen. Die geringste Kindersterblichkeit auf der Welt findet sich in Australasien, Tuberkulose und andere Krankheiten halten nicht so furchtbare Ernten wie in anderen Ländern. Wie sehr das Verbrechen eine soziale Krankheit ist, zeigt die Geringfügigkeit der Sträflingsziffern. Die entwürdigende Armenpflege unserer Länder spielt dort keine gleiche Rolle wie bei uns, weil der Staat sich bemüht, allen ein menschenwürdiges Leben und Auskommen zu sichern.

Nachrichten und Mitteilungen.

Korrespondenz aus Neuchâtel.

Von der jüngsten Universität und ihrem Internationalismus.

Während von den drei staatlichen bzw. kantonalen Universitäten in dem deutschsprachigen Gebiete unseres Landes die älteste, die Baseler, im vorigen Jahre ihr 450 jähriges Bestehen feiern konnte, und auch die Berner und die Züricher ein Alter von etwa achtzig Jahren haben, sind von den Hochschulen der französischen Schweiz Genf erst 1873, Lausanne 1890 Universität geworden, und das Gesetz, durch das die Universität unserer Stadt gegründet worden ist, datiert sogar erst vom 26. Juli 1910.

Indessen ist diese Jugend nur scheinbar, denn alle drei französisch-schweizerischen Universitäten sind aus Akademien hervorgegangen, und die Genfer wie die Lausanner reichen bis ins 16. Jahrhundert zurück. Auch in Neuchâtel hat man schon im 17. Jahrhundert die Begründung einer Akademie gewünscht. Als König Friedrich I. von Preußen 1707 in den Besitz des Fürstentums Neuchâtel gelangt war, versprach er, diesen Wunsch zu erfüllen, doch blieb es bei diesem Worte. Auch neue Bemühungen 1743 und 1766 fruchteten nichts. Erst 1830 kam die Angelegenheit in Fluß, und die Denkschrift, die dem König von Preußen 1837 überreicht wurde, wohl auch die Wirksamkeit des weltberühmten Gelehrten Louis Agassiz in Neuchâtel führten dazu, daß am 17. März 1838 die Genehmigung zur Begründung der Akademie erteilt und diese im November 1840 mit fünf Professoren der philosophischen, dreien der naturwissenschaftlichen und einem der juristischen Fakultät eröffnet wurde.

Die Zahl der Professoren wurde in den nächsten Jahren auf zwölf erhöht, und unter ihnen befanden sich neben Agassiz hervorragende Gelehrte. Doch dauerte diese erste Periode nur kurze Zeit; nach der Revolution 1848 verfügte die republikanische Regierung ihre Aufhebung. Bis zur Neubegründung vergingen 18 Jahre; am 26. Juni 1866 wurde sie mit drei Fakultäten und 17 Professoren und drei Privatdozenten neu eröffnet; die theologische Fakultät kam 1874 hinzu. Eine Reorganisation fand im Jahre 1894 statt.

Daß die Hochschule sich nicht auf Studierende der engeren Umgebung oder auch nur der Schweiz beschränken wollte, zeigte sie zuerst durch die Einrichtung, daß die Vorlesungen über deutsche, englische und italienische Literatur in der betreffenden Sprache gehalten wurden. Zur Heranziehung ausländischer Studierender aber diente vor allem eine Ergänzung des Fakultätsunterrichts, die 1892, als die Akademie ihr 25 jähriges Bestehen feiern konnte, begründet wurde: das Seminar für modernes Französisch. Denn von den deutschen Studierenden wird sicher eine große, wenn nicht die Mehrzahl durch die Möglichkeit, ihre Sprachkenntnisse zu erweitern, zum Besuche von Grenoble, Genf, Lausanne oder Neuchâtel getrieben. Ganz besonders aber läßt die rechtswissenschaftliche Fakultät es sich angelegen sein, ihre Vorlesungen den Bedürfnissen der deutschen Studierenden anzupassen.*) Ursprünglich nur für Neuchâteler oder schweizerische Rechtsbeflissene bestimmt, bietet die Fakultät der jungen Universität jetzt alle die Vorlesungen, die nach den Studienplänen der deutschen Universitäten in den beiden ersten Semestern gehört werden sollen, und zwar in deutscher Sprache. Auch eine Reihe der in französischer Sprache gehaltenen Vorlesungen entsprechen den deutschen Studienordnungen. Es ist daher nicht zu verwundern, daß die Universität unserer Stadt, sich steigender Beliebtheit bei den deutschen Studierenden erfreut.

---

*) Siehe H. Hollatz, Das Studium deutscher Juristen an der Universität Neuchâtel.

Internationale Wochenschrift für Wissenschaft Kunst und Technik

herausgegeben von Prof. Dr. Paul Hinneberg, Berlin, Zimmerstr. 36

Verlag: August Scherl, Berlin SW, Zimmerstraße 36-41. — Druck: Bayerische Druckerei und Verlagsanstalt G. m. b. H. in München, Bayerstraße 57.

5. Jahrgang Nr. 17
29. April 1911

Inseraten-Annahme bei den Annoncen-Expeditionen von August Scherl G. m. b. H., Berlin und Daube & Co. G. m. b. H., Berlin und deren sämtlichen Filialen.

Für die Redaktion verantwortlich: Professor Dr. Wilhelm Paszkowski, Berlin-Gr. Lichterfelde.

Erscheint jeden Sonnabend. — Preis vierteljährlich für Deutschland und Oesterreich 3 Mark, für die übrigen Länder des Weltpostverkehrs 4 Mark 30 Pfg. bei direktem Bezug unter Kreuzband. — Einzelnummer 25 Pfg. — Inserate die dreigespaltene Nonpareillezeile 50 Pfg. — Abonnements nehmen alle Buchhandlungen und Postanstalten, sowie sämtliche Geschäftsstellen von August Scherl G. m. b. H. entgegen.

INHALT

Die Abhandlungen erscheinen in deutscher Sprache, englische und französische auf Wunsch der Autoren im Urtext

Ein rechtgläubiger Philosoph Rußlands:
Iwan Wassiljewitsch Kiréjewski.

Von Hofrat Dr. Vatroslàv Ritter von Jagić, Professor emer. an der Universität Wien.

Vor wenigen Monaten erschien unter der Redaktion M. Herschensohns in Moskau eine neue Gesamtausgabe der Werke des russischen chriſtlich-philosophischen Schriftſtellers und Denkers Iwan Wassiljewitsch Kiréjewski, die uns das Bild des merkwürdigen Mannes, der in der Geschichte der geiſtigen Entwicklung Rußlands in der erſten Hälfte des XIX. Jahrhunderts keine unbedeutende Rolle spielte, näher rückt und neu aufleben läßt. Der Name der beiden Brüder Kiréjewski, Iwan und Peter, iſt auch mit der Entſtehungs- und Entwicklungsgeschichte des russischen Slawophilismus eng verknüpft, da der erſte von ihnen die philosophisch-religiöse, der zweite die ethnographische Richtung der älteſten russischen Slawophilen vertrat, ja geradezu begründete. Iwan Kiréjewski hielt sich selbſt nur mit einer Seite seiner Ansichten und Überzeugungen für den Anhänger dieser Partei. Er sagte es selbſt in einem Briefe an Chomjaków (Mai 1844): »Vielleicht haltet ihr mich für einen Erz-Slawophilen: Darauf muß ich antworten, daß ich die slawophilische Denkart nur zum Teil mir aneigne, der übrige Teil liegt mir ferner als selbſt die exzentrischeſten Ansichten Granowskis.« Unter den mit Slawophilen gemeinsamen Ideen verſtand er eben seine philophisch-religiöse Überzeugung, die er nebſt Chomjaków am ſtärkſten zur Geltung brachte in der Partei, während er für das Übergreifen in das politische Gebiet des russischen Panslawismus oder für die unter dem Deckmantel der Autokratie herrschende Korruption des Bureaukratismus keine Sympathie hegen konnte. Eine Skizze des Lebenslaufes dieses Mannes darf auch jetzt noch Interesse beanspruchen.

Iwan Wassiljewitsch Kiréjewski, Sprößling eines alten großrussischen Adelsgeschlechtes, wurde am 22. März (3. April) 1806 in Moskau geboren. Sein Vater glänzte durch ausgezeichnete, vielseitige Bildung und humanitäre Wirksamkeit in jenen schweren Zeiten der französischen Invasion, er fiel auch schon im Jahre 1812 als Opfer seiner Samariterdienſte; bei der Pflege der im Kriege Verwundeten raffte ihn der Typhus dahin. Er hinterließ eine 23jährige Witwe, zwei Söhne und eine Tochter, der ältere Sohn (Iwan) ſtand im siebenten Lebensjahre. Die Witwe war eine Verwandte des edlen Dichters Žukowski, dessen Freundschaft nicht ohne wohltuenden Einfluß auf die Erziehung der Kinder blieb. Der begabte Jüngling, der schon mit acht Jahren als gewandter Schachspieler galt, faßte sehr früh Neigung zur russischen Literatur, erlernte in Jugendjahren (1815—1818)

neben der französischen auch die deutsche Sprache — die Kinder hatten einen Deutschen namens Wagner zum Aufseher —, und die im Jahre 1817 erfolgte Heirat der Mutter mit Jelágin brachte einen fein gebildeten Erzieher und Ratgeber für die Kinder ins Haus. Noch in späteren Jahren sind die Briefe Kiréjewski's an Jelágin Zeugnisse rührender Anhänglichkeit an den Stiefvater. Jelágin selbst war ein großer Verehrer Kants, lernte nachher auch Schelling und übersetzte seine Briefe über Dogmatismus und Kritizismus ins Russische. In dieser geistigen Sphäre entwickelte sich die Neigung zur Philosophie auch bei Iwan Kiréjewski, der sich selbst eine starke Neigung zum Grübeln zuschrieb. Bis zum Jahre 1822 lebte die Familie auf dem Gute Dolbino, dann zog sie wegen der weiteren Erziehung der Kinder nach Moskau. Der 16jährige Jüngling zog schon damals durch seine Belesenheit in der deutschen Philosophie die Aufmerksamkeit der Altersgenossen auf sich. In Moskau erlernte er nur oberflächlich etwas Latein und Griechisch. Schon nach zwei Jahren trat er in den Dienst des Moskauer Archivs, wo damals die Blüte der jungen Moskauer Intelligenz ihre Laufbahn zu beginnen pflegte. Puschkin sprach mit großer Hochachtung von den Archivjünglingen. Die glänzendsten Namen der russischen Literatur trafen hier zeitweilig zusammen. In dem Freundeskreise bildete die deutsche, namentlich die Schellingsche Philosophie die Lieblingsbeschäftigung, die in den Vorlesungen des Moskauer Professors Pawlow reichliche Nahrung fand. Schon damals erklärte Iwan Kiréjewski, daß er die Rolle eines Literaten der glänzenden Karriere des Militärdienstes vorziehe. Er malte sich die Zukunft in einem seiner frühesten Briefe (vom Jahre 1827, also in seinem 21. Lebensjahre) so, daß er mit seinen Brüdern und einigen Freunden als russische Literaten sich für die Rechte der wahren Religion einsetzen würde, das Schöne mit dem Moralischen in Einklang bringen, die Liebe zur Wahrheit wach halten, den eitlen Liberalismus durch die Achtung vor den Gesetzen ersetzen und die Reinheit des Lebens über die Reinheit des Stils stellen würde. Aus diesem Jahre (1827) rührt auch seine erste literarische Skizze her, eine kleine romantische, mit historischem Hintergrund ausgestattete Erzählung. Eine im nächsten Jahre (1828) geschriebene Charakteristik Puschkins überrascht durch die vielseitige Betrachtung des Dichters und äußerst lebhafte Darstellung. Man fühlt die große Sorgfalt in der gewählten Ausdrucksweise. Im Jahre 1829 schrieb er eine Abhandlung über die Literatur des Jahres nebst einer Rückschau, in welcher namentlich seine Verehrung für den edlen Freimaurer Nówikow ungemein warm zum Ausdruck kommt. Daß er in Karamsin, Žukowski und Puschkin drei Etappen in der Entwicklungsgeschichte der russischen Literatur wahrnahm, spricht für seine Begabung. Beachtenswert ist auch hier die Anpreisung der Philosophie, die einmal, früher oder später, würde in eigenem Gewande, als russische Philosophie, auftreten müssen; fürs erste sei schon die Vorliebe für die deutsche Philosophie ein wichtiger Schritt zur Erlangung des Zieles. Zwei Richtungen waren damals in der russischen Literatur die herrschenden: die französische und die deutsche. Während er den Vertretern der französischen Richtung die Pflege der Wortspiele und des Witzes und die vollendete äußere Form als Verdienst anrechnete, rühmte er bei den Vertretern der deutschen Richtung den Gedankeninhalt. Unter den begehrenswerten Vorbildern für die Nachahmung zählt er in erster Linie auf Goethe, Schiller, Shakespeare, Byron, Mickiewicz; ihre Vertreter in der russischen Literatur erblickte er in Žukowski, Puschkin und Fürst Wjasemski. Schon in dieser Abhandlung wird die Aufgabe stark betont, den geheimnisvollen im russischen Volke ruhenden geistigen Kräften nachzugehen, die bekanntlich in späteren Phasen der slawophilischen Partei eine große Rolle spielte. Auch an Anklängen an die Mission des russischen Volkes, von der später so viel gesprochen wurde, fehlt es nicht: in der ganzen Kulturmenschheit nehmen, sagt er, an der gegenwärtigen Abspannung des geistigen Lebens zwei Völker nicht teil: die Vereinigten Staaten Amerikas und unser Vaterland. Bei der örtlichen und politischen Entfernung Nordamerikas und vor allem bei der Einseitigkeit der englischen Kultur konzentriere sich die ganze Hoffnung Europas auf Rußland.

Kiréjewskis Herzenswunsch war, eine Zeitschrift in eigener Druckerei herauszugeben. Um sich für diesen Beruf, den er sehr ernst nahm, besser vorzubereiten, entschloß er sich zu einer Studienreise ins Ausland. Eine ihm zugefügte Kränkung, daß seine Bewerbung

um die Hand eines geliebten Wesens, seiner späteren Lebensgefährtin, für diesmal erfolglos blieb, beschleunigte den Entschluß. Sein um zwei Jahre jüngerer Bruder Peter war ihm vorausgegangen und befand sich bereits in München, wo er bei Thiersch seinen philologischen Studien sich widmete. Anfangs Januar 1830 verließ er Moskau und kam zuerſt nach Petersburg, wo er bei Žukowski gaſtliche Aufnahme fand. Der russische Dichter lenkte seine Schritte nach Berlin und versah ihn auch mit verschiedenen Empfehlungsschreiben. Der Eindruck, den Žukowski von dem jungen Mann bekam, lautete für diesen günſtig: er nannte ihn in einem Briefe an seine Mutter ein gutes, kluges, ja selbſt philosophisches Geschöpf. Das beſtätigen auch seine Briefe aus Berlin an die Eltern in Moskau und einige Freunde (wie Koschelėw). Ihr Hauptinhalt beſteht in den Berichten über die berühmten Vertreter der deutschen Gelehrsamkeit an der Berliner Universität. Er besuchte verschiedene Vorlesungen, machte persönliche Bekanntschaften, teilte seine Eindrücke den lieben Verwandten und Freunden in Rußland mit. Ganz begeiſtert war er von den Vorträgen K. Ritters, weniger befriedigten ihn Stuhr und Raumer; Hegel sollte für ihn den Hauptanziehungspunkt bilden, doch er meinte, der Philosoph wiederhole in Vorträgen seine Handbücher und spreche unter fortwährender Unterbrechung der Stimme durch den Huſten. Durch den persönlichen Verkehr mit Hegel wurde dieses Urteil wesentlich gemildert. Im Hause Hegels war er auch mit dem Juriſten Gans, einem Schüler Hegels, und mit Michelet bekannt geworden. Den letzteren schildert er ganz treffend: ihre philosophischen Gespräche pflegte Michelet abzuschließen mit den Worten: »Jawohl! Sie können vielleicht Recht haben, aber diese Meinung gehört vielmehr zu dem Schellingischen, als zu dem Hegelischen Syſtem!« Hoch gespannt war sein Interesse für Schleiermacher sowohl als Prediger wie als Professor. Einen seiner Vorträge über die Auferſtehung Chriſti unterwirft Kiréjewski einer ausführlichen Kritik, der dualiſtische Standpunkt Schleiermachers befriedigte ihn nicht, er ſtellte sich schon hier ganz in den Dienſt der kirchlichen Tradition.

Nach zweimonatigem Aufenthalt in Berlin reiſte er zu seinem Bruder nach München, wo er Schelling und Oken hörte und auch persönliche Beziehungen mit ihnen anknüpfte. Hier blieb er länger, als er gedacht hatte; aus seiner weiteren Reise nach Paris oder, wie es später hieß, nach Italien, wurde nichts. Sonderbar, daß wir von München kein so anschauliches Bild bekommen, wie von Berlin; auch über Schelling erfahren wir sehr wenig, wenigſtens aus dem uns zugänglichen Nachlasse seiner Korrespondenz. Dagegen kommt sein kritischer Standpunkt in der Beurteilung der Dinge und Menschen jetzt schon ſtärker zum Ausdruck. Für alles Russische zeigt er aus der fremden Ferne die Verehrung eines liebenden Kindes. Das deutsche Leben zieht ihn im ganzen wenig an, er wirft den Deutschen Herzlosigkeit vor, nennt sie ſtumpfsinnig und langweilig. Auch später noch beurteilte er seinen ganzen Ausflug ins Ausland als mißlungen sowohl wegen der kurzen Dauer der Reise (nicht ein ganzes Jahr) als auch wegen der Beschränkung auf das »langweilige« Deutschland. Auch seine Hinneigung zur orthodoxen Kirche tritt ſtark hervor, weil er in ihr die treuſte Hüterin des echten Chriſtentums erblickte. Einmal schrieb er seiner Schweſter (1830 aus München), sie möge in jedem Schreiben, das sie ihm schicken würde, einen Spruch aus dem Evangelium einschalten.

Nach Moskau zurückgekehrt, war er im Laufe des Jahres 1831 mit Vorbereitungen zur Herausgabe der Zeitschrift sehr ernſt beschäftigt. Er betitelte sie »Der Europäer« und sicherte ihr die Mitarbeiterschaft der glänzendſten Namen in der damaligen russischen Literatur: Žukówski, Fürſt Wjásemski, Jasýkow, Barátynski, Chomjaków, A. Turgénjew, Fürſt Odójewski waren als Mitarbeiter in Aussicht genommen. Auch Puschkin war bereit mitzutun. Doch die schönen Hoffnungen wurden bald zu nichte. Von der Zeitschrift erschienen zwei Nummern, Ende Februar 1832 wurde sie verboten. Kiréjewski selbſt schob die ganze Schuld auf den retrograden Kreis Bulgarins in Petersburg, der ihn denunzierte als nicht gutgesinnten, illoyalen Menschen. Den Hauptanſtoß bei der Zensur — übrigens der Zensor selbſt fiel auch als Opfer — erregten zwei Beiträge Kiréjewskis selbſt: sein Essay »Das neunzehnte Jahrhundert« und die Besprechung der bekannten Komödie Gribojedows »Leiden der Vernunft«. Wenn man heute die beiden Aufsätze lieſt, so erregen sie freilich keinen Anſtoß, aber man kann

es begreiflich finden, daß in jenen Jahren recht unangenehm in den Ohren der mißtrauischen Zensur schon die einfache Erwähnung der französischen Revolution klingen mußte, und wie denn erst, wenn der Essayist ihr einen regenerierenden Einfluß auf das geistige Leben Europas zuzuschreiben wagte. Auch war es gefährlich, von der Macht der Philosophie zu sprechen, oder über die Stellung der Religion zur Gesellschaft Betrachtungen anzustellen, die nicht im Katechismus standen. Während Kiréjewski in der zweiten Periode seiner literarischen Wirksamkeit ganz den Standpunkt der kirchlichen Orthodoxie und eines gewissen Gegensatzes zum Europäismus einnahm, finden wir hier im »Europäer« entschiedene Äußerungen im Sinne einer notwendigen Anlehnung Rußlands an Europa. Er gibt zu, daß noch immer »eine chinesische Wand Rußland von Europa trenne und die Luft der westlichen Kultur nur durch einige Löcher nach Rußland eindringe; in diese Wand habe zwar Peter der Große mit einem wuchtigen Schlag seiner mächtigen Hand eine Tür eingeschlagen, auch die Kaiserin Katharina habe lange Zeit sich bemüht sie niederzureißen, an dem Niederreißen derselben werde auch jetzt noch gearbeitet, und doch stehe die Wand noch hoch und bilde ein Hemmnis.« Der Essayist geht auf das Verhältnis Rußlands zu Europa näher ein, will darüber seine Meinung zum Ausdruck bringen. Eine vergleichende Betrachtung der europäischen und russischen Vergangenheit brachte ihn auf den Gedanken, eine wesentliche Verschiedenheit zwischen Rußland und Europa in der Abwesenheit der Überlieferung der klassischantiken Welt für Rußland zu erblicken. Im übrigen Europa habe sich die Erbschaft der antiken Welt in der Gesetzgebung, in den Städteeinrichtungen und in der weltlichen Macht der Kirche geltend gemacht: in Rußland mußten die Ansätze dazu in Pskow und Nowgorod dem anders gearteten übrigen Rußland zum Opfer fallen, und der Mangel an weltlicher Macht der Kirche habe sich in der Unterjochung Rußlands durch die Tataren fühlbar gemacht. In weiterer Folge davon sei auch für Rußland die Periode der humanistischen Renaissance ausgeblieben. Erst seit den Zeiten, als die Geschichte es ermöglichte, daß sich Rußland Europa nähere — das sind die bedeutsamen Worte Kiréjewskis —, d. h. seit den Zeiten eines Minin und Požarski, begann auch bei uns die Aufklärung im wahren Sinne des Wortes sich einzubürgern. Den mächtigsten Impuls gab dann allerdings Peter der Große. Den Einwand, daß die Reform Peters des Großen den nationalen Entwicklungsgang gehemmt habe, bekämpft hier Kiréjewski mit den Worten: Das Nationale suchen bedeute, bei uns nach der Unbildung sich sehnen, es auf Kosten der europäischen Reformen verteidigen, heiße die Kultur austreiben. Wo die ausreichenden Elemente für die innere Kulturentwicklung abgingen, woher sollte man sie beziehen, wenn nicht aus Europa? Ist denn nicht die europäische Kultur ihrerseits eine Erbschaft der Kultur der antiken Welt? Solche Gedanken und Äußerungen mußten die damalige Zensur in Aufregung bringen.

Die Besprechung der Gribojedowschen Komödie anläßlich einer Aufführung derselben in Moskau mag ebenfalls großes Mißfallen erregt haben, da Kiréjewski sich über die Nachäffungssucht der Moskauer mißliebig äußerte, wobei namentlich die Bevorzugung der Fremdlinge, die nichts anderes vor den Russen hätten als die Unkenntnis der russischen Sprache, scharf angegriffen wurde.

Die gewaltsame Unterdrückung des »Europäers« wirkte auf Kiréjewski geradezu niederschmetternd, sie benahm ihm auf Jahre lang jede Luft an der Literatur sich zu beteiligen (mit Ausnahme geringer und unbedeutender Sachen). Während dieser Zeit des langen Stillschweigens ging aber ein merkwürdiger Umwandlungsprozeß in seinem geistigen Ich vor sich. Die schon in seinen jungen Jahren dann und wann zum Ausbruch gekommene Skepsis gegen so manche Erscheinung des europäischen Kulturlebens, das er freilich nur einseitig aus Deutschland kannte und nicht immer richtig beurteilte, nahm mit der Zeit überhand. Die im Jahre 1834 erfolgte Heirat mit Natalia Petrowna Arbenewa, die in strenger Beobachtung aller Kirchenvorschriften und Gebräuche aufgewachsen war, muß ebenfalls nicht ohne starke Einwirkung auf ihn geblieben sein. Er versuchte zwar, wie uns erzählt wird, sie auf seine Seite zu bekommen, er schlug ihr vor, die Werke Cousins und Schellings zu lesen. Sie soll auch wirklich darauf eingegangen sein, doch sie kam immer darauf zurück, daß sie alles Gute, was sie hier finde, schon aus der Lektüre der heiligen Kirchenväter kenne.

Diese Hartnäckigkeit der geliebten Frau machte Eindruck, Kiréjewski fing an, Kirchenväter zu lesen und mit einem durch seine Frömmigkeit weit und breit bekannten Mönche Philaret geiſtliche Geſpräche zu führen. Die Frau hatte noch einen Wunsch: ihr Mann trug nicht nach russischer Sitte ein goldenes Kreuzchen am Leib. Er versprach ihr diesen ihren Wunsch zu erfüllen, wenn sie ihm ein solches Kreuz vom Mönch Philaret brächte. Die Frau suchte den Mönch auf, der, als er ihre Bitte hörte, sein eigenes Kreuz ihrem Manne zum Geschenk machte. Hiermit soll die Bekehrung Kiréjewskis besiegelt worden sein. Diese rührende Erzählung hat nach den Worten der Witwe ein Freund des Verſtorbenen (also nach 1856) niedergeschrieben. Die wirklichen Beweggründe liegen gewiß viel tiefer. Einer, wenn nicht geradezu der bedeutendſte, erklärt sich aus der Konzentration auf sein Inneres, seitdem er durch das über ihn ausgesprochene Verdammungsurteil zur Untätigkeit verurteilt war. Die Versuche, ein neues Feld der geiſtigen Tätigkeit zu gewinnen, schlugen fehl. Er ſtrebte die Erlangung der Professur der Philosophie an der Moskauer Universität an, für die er wohl wie kein zweiter befähigt gewesen wäre, allein jene polizeiliche Illoyalitätsnote ſtand im Wege. Ebensowenig durfte er auf abermalige Bewilligung, eine Zeitschrift herauszugeben, rechnen, obgleich Präzedenzfälle da waren. Unter solchen Verhältnissen lebte er den größeren Teil des Jahres vereinsamt auf seinem Gute Dolbino und der Mönch Philaret, nachher einige andere Mönche eines nahen Kloſters, dessen Name bei der letzten Flucht L. N. Tolſtójs genannt wurde, zogen ihn immer mehr an: die Gespräche mit diesen Asketen und die Lektüre der Kirchenväter — das waren die frohen Momente seines recht einförmigen Lebens. Auch über verschiedene philosophische Fragen mag er nachgedacht haben, ohne sie weiter zu bearbeiten. So schrieb er im Jahre 1840 an Freund Chomjaków einen ausführlichen Brief, in welchem die Frage über den Willen, die ihn damals beschäftigte, berührt wurde. Er ſtellt die Behauptung auf, daß man im Vergleich zu alten Zeiten gegenwärtig das Geheimnis, den Willen zu ſtärken, verloren habe. Ausnahmen wie Napoleon seien kein Beweis. Als praktische Schlußfolgerung seines Nachdenkens lautet der Satz: der Wille werde im Geheimen geboren und durch das Schweigen erzogen. Eine Abwechslung in der Einförmigkeit des Landlebens bildeten die Wintermonate, wenn er sie in Moskau zubrachte, wo sich ein kleiner, auserwählter Kreis von Bekannten gleichartiger Gesinnung um ihn sammelte, darunter vor allen Chomjaków u. a., wenigſtens einmal war auch Gogol da. Bei solchen Zusammenkünften wurde über irgend ein Thema auf Grund eines Vortrages diskutiert. In dieser geiſtigen Athmosphäre vollzog sich nun jener Umwandlungsprozeß bei Kiréjewski, der ihn aus dem früheren Befürworter des Europäertums zum Wortführer der »orthodox-slawischen« Richtung machte. Diese neue Richtung spiegelt sich deutlich ab in der im Jahre 1839 an Chomjaków gerichteten Antwort betreffs der Frage, ob das Alte Rußland, vor der Reform Peter des Großen, besser oder schlechter gewesen, als das Rußland der letzten zwei Jahrhunderte. Mit Recht bemerkte Kiréjewski, daß die Frage nicht so geſtellt werden dürfe, als ob man die eine oder die andere von diesen zwei Epochen Rußlands aus dem Leben des russischen Volkes ſtreichen könnte; es handle sich nicht darum, welche Epoche vorzuziehen wäre, sondern welche Richtung man jetzt beiden geben sollte, damit sie wohltuend auf Rußland einwirken. Die Darſtellung Kiréjewskis iſt recht lesenswert, sie iſt sehr geiſtreich, aber im hohen Grade subjektiv, zu Gunſten des reinen Chriſtentums, das er nur in der orthodoxen Kirche erblickte, aufgefaßt. Der Hauptsatz gipfelt in der Behauptung, die römische Kirche, nachdem sie sich von von der orientalischen abgewendet, habe den Rationalismus über die Tradition, die äußere Vernunftmäßigkeit über die innere geiſtige Vernunft triumphieren lassen. Es sei mir geſtattet, nur einen Satz zu zitieren: »In dem Triumphe der formalen Vernunft über den Glauben und die Tradition hätte ein eindringlicher Verſtand schon im Voraus wie im Keime das ganze nachherige Schicksal Europas erblicken können: David Strauß und die neuere Philosophie mit allen ihren Abarten, den Induſtrialismus als Triebfeder des sozialen Lebens, die auf der berechneten Selbſtzucht gegründete Philanthropie, das durch die Kraft der erwachten Mißgunſt beschleunigte Erziehungssyſtem und die Krone der neuen Dichtung, Goethe, den literarischen Talleyrand, der seine Schönheit wie jener

seine Regierungen wechselte, und Napoleon, das Ideal der gewissenlosen Berechnung, und die materialialistische Majorität, die Frucht der Rationalpolitik, und Louis Philipp, das letzte Resultat solcher Hoffnungen und so teurer Experimente.« Gegenüber diesem unruhevollen Fortschritt des Westens wird der russische Quietismus als etwas Ideales, dem reinen Christentum Entsprechendes, mit schillernden Farben geschildert, und zum Schluß folgt diese bissige Bemerkung: »Am Ende muß man nur eins wünschen: daß irgend ein Franzose die Ursprünglichkeit der christlichen Lehre, wie sie in unserer Kirche enthalten ist, begreifen und darüber in einem Journal eine Abhandlung schreiben möchte; daß irgend ein Deutscher, ihm glaubend, unsere Kirche tiefer studieren und in seinen Vorträgen den Nachweis führen möchte, daß gerade in ihr unverhofft das zu finden sei, was der gegenwärtigen Europäischen Kultur so not tut. Dann würden wir zweifellos dem Franzosen und Deutschen Glauben schenken und zur Erkenntnis dessen, was wir besitzen, kommen.«

Die Freunde Kiréjewskis, vor allem Chomjaków und sein eigener Bruder Peter, fühlten seit langem, daß man dem aus dem Geleise geworfenen herrlichen, aber unschlüssigen Menschen nur dadurch helfen könnte, wenn man ihm eine auf feste Zeittermine gebundene literarische Beschäftigung auferlegte. Die Gelegenheit dazu bot sich, als Pogódin im Jahre 1844 den Gedanken faßte, seiner Zeitschrift »Moskwitjanin« sich zu entledigen. Er war seit der frühesten Jugend mit den beiden Brüdern Kiréjewski aufs innigste befreundet, ungeachtet der großen Verschiedenheit ihrer Charaktere, allein von der Beteiligung an der Zeitschrift hielten sich diese beiden fern, ohne daß man recht wußte warum; war ja doch Pogódins »Moskwitjanin« von Anfang an ein Organ der konservativen, orthodox-russischen Richtung. Möglich, daß der tiefsinnigen Natur Kiréjewskis der mehr antiquarische als christlich-philosophische Charakter der Zeitschrift nicht behagte, oder war bei ihm die richtige Stimmung zur Arbeit noch nicht zum Durchbruch gekommen. Es ist nämlich beachtenswert, daß Herzen, der um das Jahr 1843 viel in Moskau auch mit den konservativen Slawophilen verkehrte und von Iwan Kiréjewski immer mit größter Hochachtung sprach, ihn damals mit einer gebrochenen Eiche verglich: er schwindet dahin, sagte er, in seinem Innern tobt der Kampf fort und unterwühlt ihn. Der Zeitschrift Pogódins, trotzdem sie sich ganz im Fahrwasser der damaligen Regierungsgrundsätze bewegte, drohten ihre Gegner im reaktionären Lager Petersburgs, daß sie unterdrückt werden könnte. Die Denunziationen waren ja damals in Blüte. Pogódin entschloß sich, entweder die Zeitschrift nach Petersburg zu übertragen oder sie in andere Hände zu geben. Aus der Übersiedlung wurde nichts, dagegen war ihm die Übertragung der Last der Hauptarbeit auf fremde Schultern dadurch in Aussicht gestellt, daß die Freunde Kiréjewskis gerade darin die günstige Gelegenheit erblickten, um diesem eine seiner Neigung und seinen Fähigkeiten entsprechende Beschäftigung zu verschaffen. An den zu diesem Zweck geführten Verhandlungen beteiligten sich Kiréjewskis Bruder Peter, ferner Chomjaków, S. T. Aksákow, Schewyréw und Swerbéjew. Kiréjewski selbst besorgte nur, daß ihm die schlechte Polizeinote auch jetzt wieder schaden könnte, und unter fremdem Namen im geheimen die Arbeit zu führen, das widerstrebte seiner ehrlich offenen Natur. Doch der Wunsch, aus der Lethargie herausgerissen zu werden und für die Geltendmachung seiner Gedanken eine Tribüne zu bekommen, beseitigte fürs nächste alle Bedenken, und mit dem Jahre 1845 begann er, wenn auch unter Pogódins Namen, die Redaktion des »Moskwitjanin« zu führen. Nicht nur alte Freunde, wie der Dichter Žukówski, freuten sich über dieses Ereignis, sondern auch die Liberalen, wie Granówski und Herzen, sahen dem Auftreten Kiréjewskis hoffnungsvoll entgegen. Man rechnete allerdings damit, daß der Einfluß der Slawophilen, wie Chomjaków, es den Liberalen unmöglich machen würde, an der Zeitschrift mitzuarbeiten. Das war auch wirklich der Fall. Das Auftreten Kiréjewskis im »Moskwitjanin« vermochte nicht die Kluft zwischen den Slawophilen und Liberalen zu beseitigen, doch die persönlichen Beiträge Kiréjewskis fanden selbst in dem Organ der Westlinge Anerkennung. So z. B. der ausführliche philosophisch gehaltene Essay Kiréjewskis »Übersicht des gegenwärtigen Zustandes der Literatur«, der in den ersten drei Bänden des »Moskwitjanin« zum Abdruck kam, in welchem eine an originellen Gedanken reiche Charakteristik der deutschen, französischen, englischen und nebenbei auch

der polnischen Literatur gegeben wurde, und zum Schluß als ein Gegenſtück dazu der Verſuch (nicht zu Ende geführt) gemacht wurde, die Bedeutung der russischen Literatur ins richtige Licht zu ſtellen — dieser Essay fand ſelbſt in den Augen Herzens Gnade, er erkannte die Lebendigkeit einer recht nachdrucksvollen Darſtellung des geiſtigen Lebens Europas an, rühmte die ſtellenweise frappant richtige und nur ſtellenweise übertrieben subjektive Zeichnung des kühn, aber talentvoll entworfenen Bildes; nur betreffs des Slawismus, der übrigens in dem Essay Kiréjewskis gar keine Rolle spielte, meinte Herzen, offenbar mit Hinblick auf die ganze Richtung der Zeitschrift: das sei Modesache, die bald vergehen werde; er (der Slawismus) sei aus Europa nach Rußland verpflanzt und auf russische Sitten übertragen, während er doch nichts Nationales in sich enthalte; er sei eine rein abſtrakte literarische Erscheinung, die ebenso versiegen werde, wie der einseitige Nationalismus in Deutschland, der auch den Slawismus ins Leben gerufen.

Die Hoffnungen, die die Teilnahme Kiréjewskis an der Redaktion der Pogódinschen Zeitschrift in vielen Kreisen erweckt hatte, dauerten leider nur sehr kurze Zeit; zwei Herrn vertrug das Unternehmen nicht. Bald wurden zwischen Pogódin und Kiréjewski gegenseitige Vorwürfe und Klagen laut. Kiréjewski beschwerte sich über die Unregelmäßigkeiten des Kontors und der Druckerei, Pogódin warf seinem Mitarbeiter Unfähigkeit vor, das Unternehmen mit ruhiger Ausdauer zu führen. So hörte die Redaktionstätigkeit Kiréjewskis schon mit dem dritten Bande der Zeitschrift auf, zum großen Bedauern der Slawophilen, die den Abgang eines so beredten Vertreters ihrer Doktrin in dem einzigen periodischen Organ Moskaus ſtark fühlen mußten. Übrigens wurde geglaubt, daß Kiréjewski, der jahrelang ein rein kontemplatives Leben führte, sich überarbeitet und durch den übermäßigen Teegenuß während der Nachtarbeit seine Nerven ſtark zerrüttet hatte. So war er wieder zum Schweigen verurteilt, wenigſtens er ſelbſt faßte die Lage so auf. Denn als er im nächſten Jahre einmal mit Pogódin zusammenkam, klagte er, daß er Luft hätte zu schreiben, doch wo sollte er es drucken? Pogódin war darüber indigniert, da inzwischen sein Organ ein klägliches Dasein friſtete.

Kiréjewskis Hauptgegenſtand des Nachdenkens und der Mitteilungen an die Freunde im Wege der Korrespondenz, die wir bei weitem nicht in vollem Umfange kennen, bildete immer die orthodoxe Kirche als die einzige Trägerin des wahren Chriſtentums, freilich auch nicht ohne jeden Schaden, auf den er auch eingeht. Nur selten trat er auch in politischen Fragen aus der Reserve: Im April 1848 glaubte er, der Zerfall Öſterreichs ſtehe bevor; er meinte, ein großes Weltproblem hänge damit zusammen, welchen Charakter die neuen Staatenbildungen, die er erwartete, annehmen würden: ob deutschen oder polnischen oder echt slawischen? Davon hänge das Schicksal nicht nur Rußlands, sondern von ganz Europa ab. Darum ärgerte er sich, daß Pogódins Organ in so wichtigen Augenblicken sich in Schweigen hülle. Als aber Pogódin einige Monate nachher den Gedanken anregte, daß sich die Vertreter der russischen Literatur in einer Adresse an ihren Kaiser wenden sollten mit der Beschwerde wegen der Härte der Zensur, hielt es Kiréjewski für seine Pflicht, davon aufs entschiedenſte abzuraten. Die Gründe, auf die er sich dabei ſtützte, sind nur Beweise seiner konservativen Ängſtlichkeit: die Regierung müsse überzeugt bleiben, daß ihr alle Wohlgesinnten treu zur Seite ſtehen, daß diese bereit seien, alle ihre nebensächlichen Interessen aufzuopfern, um nur Rußland vor Wirren und dem unnützen Krieg zu bewahren. Er ſelbſt lebte in dieser Zeit meiſtens in seiner ländlichen Abgeschiedenheit, mit dem Studium der Werke der Kirchenväter beschäftigt; er hatte vor, eine philosophische Studie über den Dreifaltigkeitsglauben zu schreiben, wovon erſt im Jahre 1856 eine Einleitung gedruckt wurde unter dem Titel: »Über die Möglichkeit und Notwendigkeit neuer Prinzipien für die Philosophie.« Vor diesem Bruchſtück erschien im Jahre 1852 seine philosophische Studie: »Über den Charakter der europäischen Bildung und ihre Beziehungen zur Bildung Rußlands«. Er gab sie in der Form eines an den Grafen Komarowski gerichteten Schreibens heraus. Auch hier zeichnet der Verfasser mit glänzender Dialektik die Gegensätze zwischen Europa und Rußland, die er auf drei Hauptursachen zurückführt: auf den Unterschied zwischen der römischen Auffassung des Chriſtentums und der griechisch-ökumenischen,

auf die Einwirkung einerseits und die Abweſenheit anderseits der antiken Kultur und auf die durch Eroberungen zuſtande gekommene weſteuropäische Staatenbildung, die angeblich Rußland nicht kannte. Man müßte ganze Seiten niederschreiben, um zu zeigen, mit welcher Einseitigkeit Kiréjewski das zusammensuchte, was seine Thesen ſtützen sollte, wie er einzelne Erscheinungen verallgemeinerte und viele Tatsachen mit Stillschweigen überging. Bezüglich der Einwirkung der europäischen Bildung auf Rußland behauptete er, daß nur wenige, und zwar auf kurze Zeit, sich haben von dem Glanz der rationaliſtischen Syſteme des Weſtens hinreißen und durch die künſtliche Wohlförmigkeit der faulen Schönheit derselben täuschen lassen; der größere Teil der den Gang des weſteuropäischen Gedankens beobachtenden Russen habe sich von der Unzulänglichkeit der europäischen Bildung überzeugt und den Blick auf die besonderen Bildungsprinzipien gerichtet, nach welchen einſt Rußland sein Leben eingerichtet hatte. Dieser Gedanke wird dann im einzelnen näher ausgeführt, wobei natürlich die byzantinische Gelehrsamkeit in das günſtigſte Licht geſtellt wird. Die russische und allgemein slawische Rasse wird wegen der leichten und willigen Annahme des Chriſtentums über alle Maßen gerühmt, wofür der Grund selbſt in ihren Stammeseinrichtungen gesucht wird. In einem kurzen Überblick über den Verlauf der Philosophie seit Descartes wird von Kants Gesetzen der reinen Vernunft gesagt, er habe damit bewiesen, daß für die reine Vernunft keine Beweise von höchſten Wahrheiten vorhanden sind, und da habe nur noch ein Schritt bis zur Wahrheit gefehlt, allein die weſteuropäische Welt sei damals noch nicht dazu reif gewesen. Dagegen erblickte er eine Eigenheit Rußlands darin, daß es die hier zum Ausdruck gekommene chriſtliche Lehre in größter Vollſtändigkeit und Reinheit mit dem ganzen Umfang seines sozialen und privaten Lebens vertrete. Kiréjewski behauptet, in Rußland beruhe die Bildung auf dem Volke und seiner heiligen orthodoxen Kirche. Auf diesem Grunde müsse auch das Gebäude der russischen Kultur aufgeführt werden. Die Errichtung derselben werde dann gelingen, wenn die höhere, jetzt von europäischen Begriffen eingenommene Klasse der russischen Gesellschaft, zur Überzeugung gekommen von der Einseitigkeit der europäischen Bildung, das Bedürfnis neuer geiſtiger Prinzipien fühlen werde, wenn sie im vernünftigen Streben nach voller Wahrheit sich der reinen Quelle des alten orthodoxen Glaubens ihres Volkes zuwenden und mit feinfühligem Herzen den noch deutlich hörbaren Widerhall dieses heiligen Glaubens des Vaterlandes dem altrussischen Leben abzulauschen fähig sein werde. Dann werde der gebildete Mann Rußlands, entronnen dem Drucke der rationaliſtischen Syſteme der europäischen Philosophie, in der Tiefe jener besonderen, für die weltlichen Begriffe unverſtändlichen lebendigen Weltanschauung der heiligen Kirchenväter befriedigende Antwort finden auf alle die Fragen des Herzens und des Verſtandes, die die von den letzten Resultaten der weſteuropäischen Selbſterkenntnis enttäuschte Seele am ſtärkſten in Aufregung versetzen. Und das vergangene Leben seines Vaterlandes werde es ihm ermöglichen, die Entwicklung einer anderen Bildung zu begreifen. Dann werde in Rußland eine Wissenschaft erſtehen, gegründet auf originellen Grundsätzen, verschieden von den uns von der europäischen Aufklärung gebotenen. Dann werde auch eine aus selbſtändiger Wurzel herausgewachsene Kunſt möglich sein. Und auch das soziale Leben werde erſtarken in einer Richtung, die verschieden sei von der, die ihr die weſtliche Bildung mitteilen könnte.

Es iſt merkwürdig, daß dieses Glaubensbekenntnis Kiréjewskis weder seine nächſten Freunde und Gesinnungsgenossen, wie die Brüder Aksákow und Chomjaków, noch auch jene auf der äußerſten Rechten ſtehenden konservativen Männer, wie Schirínski-Schachmátow befriedigte. Doch hieße es zu der ernſten Trilogie Kiréjewski-Chomjaków-Aksákow ein luſtiges Satyrdrama schreiben, wollte ich die Stellung der Zensur zu solchen Studien näher charakterisieren. Genug, sie verſtand es, aus diesen konservativen Männern gefährliche Revolutionäre zu machen, die nicht bloß als Schriftſteller, sondern auch als Untertanen unter schärfſte Beobachtung geſtellt wurden. Kiréjewski war darüber in hohem Grade entrüſtet und verfiel selbſtverſtändlich von neuem in seine Apathie. Erſt mit dem Regierungswechsel verzog sich die Ungnade und der Verdacht, unter welchem Kiréjewski gleich anderen konservativen Slawophilen sich befand. Sie beschlossen jetzt ein eigenes Organ herauszugeben, »Russkaja Besseda«,

an welchem auch Kiréjewski teilnahm. Doch 1856 ſtarb er plötzlich an der Cholera. Pogódin rühmte seinen hellen Geiſt, seine süße Rede, seinen ſtrengen Geschmack, seinen edlen Charakter, seine originellen, vielleicht manchmal einseitigen Ansichten, die jedoch immer zur Erreichung der vollen Übersicht über den Gegenſtand nützlich wären. Lange habe er schweigen müssen, zuletzt wurde dem Munde das Siegel abgenommen, und nun raffte ihn der Tod dahin. Ein merkwürdiges Schicksal verfolgte Kiréjewski, schrieb Chomjaków, bald hemmten seine Bewegung die Zensur und die kaiserliche Macht, bald wie jetzt der Tod, und jedesmal auf halbem Wege der Arbeit. In der Tat, die Herausgabe seiner Studie »Über die neuen Prinzipien in der Philosophie« erlebte er nicht. Diese unvollendet gebliebene Arbeit iſt unſtreitig die reifſte Frucht seiner Gedanken über die chriſtlichen Kirchen, ihre Grundcharaktere, über das Verhältnis der chriſtlichen Lehre zu den Wissenschaften, zumal zur letzten Philosophie Schellings. Der zum Abdruck gekommene Abschnitt der Studie schließt mit folgenden Worten: »Darum glaube ich, daß die deutsche Philosophie, zusammengefaßt in der Entwicklung, die sie in dem letzten Syſtem Schellings erreichte, bei uns (d. h. in Rußland) als die bequemſte Denkſtufe gelten könnte von den entlehnten Syſtemen zur selbſtändigen, den Grundprinzipien der altrussischen Bildung entsprechenden Philosophie, die imſtande wäre, die entzweite Bildung des Weſtens der gänzlichen Erkenntnis des gläubigen Verſtandes unterzuordnen.«

Grenzen sozialer Versicherung.

Von Professor Dr. Alfred Manes, Dozent an der Handelshochschule Berlin.

Wer nicht der Auffassung iſt, die neueſtens unter einer rasch anwachsenden Gruppe von Nationalökonomen Verbreitung gefunden hat, daß für teleologische Betrachtungen und politische Ideale in der Volkswirtschaftslehre kein Raum sei, für den dürfte es an der Zeit sein, sich einmal gründlich mit der Frage zu beschäftigen, ob es für die soziale Zwangsversicherung keine feſten beſtimmbaren Grenzen gibt, oder wie diese laufen sollen und müssen. Welchen Personenkreis soll beispielsweise die Versicherung umfassen? Wo müssen nach unten wie nach oben die Grenzen gezogen werden? Welche Minimal- und welche Maximalleiſtungen soll sie gewähren? Auf welche Versicherungsmöglichkeiten soll sie sich erſtrecken? Wo hört die Sozialversicherung auf, Versicherung, oder wo hört sie auf, eine Einrichtung der Sozialpolitik zu sein? Lassen sich allgemeine Sätze für diese und verwandte Probleme aufſtellen? Sind die Grenzen immer dieselben, oder lassen sich wenigſtens Leitsätze formulieren für eine beſtimmte Nation und Zeitepoche?

Es iſt überraschend, daß man sich mit diesen wichtigen prinzipiellen Fragen, wie ich sehe, bisher nur selten beschäftigt hat, und daß infolgedessen die Gesetzgeber, wenn sie wirklich die Wissenschaft für ihre einschlägigen Arbeiten zu Rate ziehen wollten,[1] nicht viele Anhaltspunkte finden könnten. Zu den oben kurz angedeuteten Problemen heute Stellung zu nehmen, iſt von praktischen Gesichtspunkten aus vielleicht schon etwas spät; denn Öſterreich hat bereits seit dem 16. Dezember 1906 ein Pensionsversicherungsgesetz für Angeſtellte ohne Rücksicht auf die Höhe des Gehaltes nach oben hin; und für das Deutsche Reich liegt seit Januar 1911 der Entwurf eines Versicherungsgesetzes für Angeſtellte vor, der, ähnlich wie in Öſterreich, jedoch mit einer Gehaltsgrenze von 5000 Mark, Bevölkerungsschichten in die obligatorische Sozialversicherung einschließen will, die ihr bisher zum großen Teil nicht unterſtanden, deren Einbeziehung in die Versicherung es aber erforderlich macht, daß man künftig nicht mehr von einer Arbeiterversicherung, sondern vielmehr von einer Sozialversicherung spricht. Denn weit über den Arbeiterſtand hinaus wären künftig bei uns und sind seit einiger Zeit in unserem Nachbarland versicherungspflichtig viele Tausende, die jenen höheren Bevölkerungsschichten angehören, zu deren Förderung man eine Mittelſtandspolitik einzuführen seit einiger

[1] Die Lehrbücher der Sozialpolitik von van der Borght und von v. Zwiedineck-Südenhorſt enthalten einige einschlägige Darlegungen.

Zeit bestrebt ist. Diese Auffassung hat auch bereits offizielle Anerkennung gefunden, insofern in Österreich in dem Versicherungsreformprogramm der Regierung[2]) von Sozialversicherung die Rede ist, und indem auch der deutsche Gesetzentwurf für die Um- und Ausgestaltung der Kranken-, Unfall- und Invalidenversicherung als Reichsversicherungsordnung bezeichnet wird. Aber gerade der Umstand, daß die alte Arbeiterversicherung ihre Fesseln sprengt und zu einer allgemeinen Sozialversicherung sich auszuwachsen scheint, legt es nahe, an die Erörterung der angedeuteten Prinzipien heranzutreten und bei den theoretischen Darlegungen die praktische Nutzanwendung auf die Angestelltenversicherung[3]) zu ziehen.

Es kann nun keinem Zweifel unterliegen, daß von vornherein bei dem Beginn der Ära sozialer Versicherungsgesetzgebung weder hinsichtlich der Versicherungszweige noch hinsichtlich der versicherten Personen an einen festen Rahmen gedacht war, der nicht überschritten werden sollte; vielmehr war das Gegenteil der Fall. Das geht z. B. klar und unzweideutig aus zahlreichen Äußerungen Bismarcks hervor, deren markanteste dahin lautete, daß man ein so neues Gebiet wie die Arbeiterversicherung ebensowenig wie eine Artischocke auf einmal inkorporieren kann[4]). Auch die geschichtliche Entwicklung der deutschen wie irgendeiner andern Arbeiterversicherung zeigt deutlich die Ausdehnung auf immer neue Personenkreise und neue Versicherungszweige, nicht minder das Bestreben oder wenigstens die Forderung nach Ausdehnung der Versicherungsleistungen, und zwar nicht nur in Bezug auf höhere Versicherungssummen, sondern auch hinsichtlich anderer Leistungsarten, wie Gewährung von Heilverfahren, Vorbeugung usw. Bei der Ausdehnung der Versicherung auf neue Personenkreise sucht man einerseits solche einzuschließen, die innerhalb der ursprünglich fixierten und bestehenden Lohngrenze sich befinden, aber von der Versicherung noch nicht erfaßt waren (wie die Dienstboten und Heimarbeiter), andererseits auf solche auszudehnen, die jenseits der ursprünglichen Lohngrenze stehen, also höheres Einkommen haben. Wenn man im Jahre 1880 die Lohngrenze von 2000 Mark festsetzen zu müssen geglaubt hat, so wird man nach 30 Jahren, um der Veränderung des Geldwertes und der Einkommenverhältnisse zu entsprechen, diese Grenze auf vielleicht 2500 Mark oder mehr erhöhen müssen, will man genau dieselben Personenkreise wie damals unter die Zwangsversicherung bringen. Man wird also, schon wenn man nur genau dieselben Personenschichten wie ursprünglich dauernd unter Versicherungszwang halten will, zu einer langsam steigenden Skala gelangen, will man nicht riskieren, daß der Kreis derer, die man von Anfang an der Versicherung unterstellen wollte, immer enger wird.

Bis vor recht kurzer Zeit herrschte nun insbesondere in Deutschland, der Heimat der obligatorischen Sozialversicherung, die Auffassung, daß diese, wenn nicht ganz ausschließlich, so doch wesentlich eine Versicherung der gewerblichen Arbeiter, der Arbeiter im engeren Sinne sein müsse. Eine Versicherung für die Personen, »welche die Massengüter für den gesellschaftlichen Bedarf erzeugen«. Mit diesen Fürsorgeeinrichtungen für die Besitzlosen erachtete man, wie es in einer österreichischen Denkschrift heißt, das Werk der sozialen Versicherung als vollendet für alle arbeitenden Besitzlosen überhaupt; das Millionenheer der arbeitenden Schichten glaubte man, wenn auch in bescheidener, nicht immer ganz zulänglicher Weise doch seinen Verhältnissen und speziellen Lebensbedürfnissen entsprechend als in ihrer Gesamtheit versorgt.[5])

War die Sozialversicherung also gedacht und durchgeführt als eine Arbeiterversicherung, so war doch natürlich die Grenze nicht haarscharf gezogen. Von vornherein befanden sich unter Versicherungszwang auch Personen wie Betriebsbeamte, Werkmeister, Techniker, Handlungsgehilfen und Lehrlinge im Geschäftsbetriebe der Anwälte, Notare und Gerichtsvollzieher, der Krankenkassen, Berufsgenossenschaften und Versicherungsanstalten

---

[2]) Veröffentlicht Ende 1904.

[3]) Ausführlicher äußere ich mich über diese im ersten Hefte der von Dr. Heinrich Braun herausgegebenen, im Mai neu erscheinenden »Annalen für soziale Politik und Gesetzgebung.«

[4]) Schreiben Bismarcks vom 29. November 1881, siehe Schaeffle: Aus meinem Leben, 2 Bände, Berlin 1905.

[5]) Denkschrift der Allgemeinen Pensionsanstalt für Angestellte zur Novellierung des Pensionsversicherungsgesetzes, Wien 1911, Seite 3.

tätigen Personen, kleine Unternehmer der Seeschiffahrt, sowie der See- und Küstenfischerei, auch Lehrer und Erzieher. Auf diese Personen erstreckte sich die Versicherungspflicht sei es des einen, sei es des andern Gesetzes, mehr oder minder unbedingt. Es waren also von vornherein auch gewisse, gering besoldete Personen in die Versicherung eingeschlossen, welche nicht ausschließlich körperliche Arbeit verrichteten, sondern in gewissem Umfang, zum Teil sogar allein geistige Arbeit zu leisten den Beruf hatten. Andererseits aber hat man keineswegs alle Arbeiter in alle Versicherungen einbezogen. Die land- und forstwirtschaftlichen Arbeiter wie die Dienstboten standen vielmehr, beziehungsweise stehen noch heute, außerhalb der Zwangsversicherung; selbst die reformierende Reichsversicherungsordnung unterstellt keineswegs alle Arbeiter allen Versicherungszweigen.

Unter diesen Umständen ist es doch offenbar angebracht, in einer der Ausdehnung der Sozialversicherung günstigen Epoche die Frage aufzuwerfen, ob es nicht das Primäre ist, zunächst wirklich alle Arbeiter allen Versicherungszweigen zu unterstellen, ehe man daran geht, auch solche Schichten der Bevölkerung in eine Zwangsversicherung, und zwar in eine solche mit völlig neuer Organisation zu bringen, die mit dem eigentlichen Lohnarbeiterstand zum großen Teil überhaupt nichts zu tun haben, an Bildung und Gesittung, an Lebensauffassung wie Gewohnheiten, an Einkommen wie Vermögensverhältnissen, sich von jenen vielmehr häufig wesentlich unterscheiden.[6]) Aber mit solchen Betrachtungen begeben wir uns schon mitten hinein in die schwierige Frage der Grenzregulierung für das Gebiet der sozialen Zwangsversicherung.

Verhältnismäßig einfach ist die Bestimmung dieser Grenzen hinsichtlich der Versicherungszweige. Hier ist man ziemlich schnell zu einem, man kann wohl sagen, allgemein und international anerkannten festen Rahmen gekommen, der jedoch noch keineswegs überall die erforderliche Ausfüllung gefunden hat. Aber im Prinzip ist man einig, daß die Sozialversicherung (und zwar im weitesten Sinne des Wortes, also auch die fakultative) der Deckung folgender Bedarfsfälle zu dienen hat: [7])

1. Bei vorübergehender Beeinträchtigung der Arbeits- und mithin der Erwerbsfähigkeit, sei es durch subjektive Ursachen, sei es durch sachliche Verhältnisse, und zwar entweder:

a) durch Krankheit (Krankenversicherung)

b) durch Unfall (Unfallversicherung)

c) durch Schwangerschaft (Mutterschaftsversicherung)

d) durch schlechte Lage des Arbeitsmarktes (Arbeitslosigkeitsversicherung).

2. Bei dauernder Beeinträchtigung der Arbeits- und Erwerbsfähigkeit, welche ihre Ursache haben kann:

a) in den Folgeerscheinungen von Krankheiten oder Unfällen (Invalidenversicherung)

b) im hohen Alter (Altersversicherung).

Diese dauernde Erwerbsunfähigkeit kann eine teilweise oder eine vollständige sein.

3. Bei vollständiger Vernichtung der Persönlichkeit, das ist Eintritt des Todes, insoweit hierdurch eine finanzielle Benachteiligung eintritt:

a) infolge des Aufwandes für das Begräbnis (Begräbnisgeldversicherung)

b) für die hinterbliebene Witwe (Witwenversicherung)

c) für die hinterlassenen Kinder (Waisenversicherung).

Es ist demnach die Arbeiterversicherung immer Personenversicherung, wenn man will Lebensversicherung im weitesten Sinne des Wortes. Aber immerhin muß erwähnt werden, daß auch hier eine absolut scharfe Grenze nicht gezogen werden kann, weil beispielsweise Arbeitervereine im Ausland eine Werkzeugversicherung, die sich auch als Feuerversicherung oder Diebstahlversicherung darstellen kann, betreiben, und weil selbst bei deutschen privaten Versicherungsgesellschaften die Prinzipien der Volksversicherung gelegentlich auf andere Gebiete, in erster Linie auf die Feuerversicherung auszudehnen, das Bestreben sich gezeigt hat. Aber das sind ganz unwichtige, gegenüber

---

[6]) Daß man deshalb für die Angestellten eine eigene Versicherungsorganisation schaffen müsse, wird in der oben erwähnten Denkschrift begründet. Selbst wenn aber für Österreich diese Verhältnisse zuträfen (wovon ich keineswegs überzeugt bin), wäre damit noch nicht bewiesen, daß man in Deutschland den gleichen Weg wandern muß.

[7]) Vergleiche meinen Artikel Sozialversicherung in Elsters Wörterbuch der Volkswirtschaft, 3. Aufl., Jena 1911.

der Personenversicherung gar nicht in Betracht kommende kleine Grenzunebenheiten.

Will man die Grenze der Sozialversicherung gegenüber der Privatversicherung darstellen, so kommt man leicht ins Gedränge, wenn man der z. T. noch immer herrschenden Terminologie folgt. Ich habe es in meinem Versicherungslexikon[8]) unternommen, die Begriffsbestimmungen etwas klarer zu fassen, will aber gern zugeben, daß auch diese Bemühung nur einen Versuch darstellt. Ich scheide die gesamte Versicherung in Privatversicherung (in weiterem Sinne) und in Sozialversicherung. Zur Unterscheidung von der Privatversicherung in engerem Sinne kann man auch von Individualversicherung sprechen. Ausschlaggebend bei dieser Unterscheidung ist im Gegensatz zu anderen Terminologien nicht der Umstand, ob es sich um einen privat-rechtlichen oder um einen öffentlich-rechtlichen Anspruch des Versicherten, ferner nicht, ob es sich um eine private oder eine öffentliche Unternehmung handelt, sondern lediglich, ob in dem Versicherungsbetrieb sozialpolitische Momente entscheidend sind oder andere, etwa privatwirtschaftliche oder fiskalische. Dennoch ist es durchaus denkbar und tatsächlich auch der Fall, daß Träger der Privatversicherung öffentliche Anstalten (öffentliche Privatversicherung) ebenso wie private Anstalten sind (Privatversicherung in engerem Sinne); umgekehrt können auch beide Unternehmungsformen Träger von sozialer Versicherung sein. Der Betrieb der Feuerversicherung durch die öffentlichen Sozietäten in Preußen ist dem Betrieb durch eine Aktiengesellschaft oder einen privaten Gegenseitigkeitsverein viel näher verwandt als etwa dem Betrieb eines der Träger unserer Sozialversicherung. Nicht die Unternehmungsform und nicht die Rechtsform des Versicherungsverhältnisses ist das entscheidende; und daher ist die Privatversicherung zu definieren als die Gesamtheit derjenigen Verhältnisse, welche einer sozialpolitischen Grundlage entbehren. Damit ist eine geeignete Grundlage für die Unterscheidung privater und sozialer Versicherung gewonnen, und es kann die Frage des Verhältnisses der einen zur anderen besprochen werden. — Sind die beiden Ausstrahlungen der Versicherungsidee etwas grundsätzlich sich bekämpfendes oder sind sie als zwei sich gegenseitig fördernde Elemente eines großen Ganzen aufzufassen? Ich habe unzähligemal den letzten Standpunkt vertreten, wie sich auch meine Auffassung immer mehr befestigt hat, daß die soziale Arbeiterversicherung die private Versicherung popularisiert, ihr einen größeren Abnehmerkreis bringt, nicht aber nach der Richtung einer Verringerung des Absatzes von Versicherungspolizen hin wirkt. Dagegen hat man häufig aus den Kreisen der Versicherungspraxis heraus polemisiert. Ich kann mich aber jetzt auf zwei einwandfreie literarische Belege aus der Versicherungspraxis berufen, nämlich auf Direktor Dr. Bischoff[9]) und auf die Äußerungen in den Monatsblättern[10]) der Versicherungsgesellschaft Viktoria. Bischoff sagt: »Ein Irrtum aber ist es zu glauben, daß wir Privatversicherer aus Geschäftsinteresse so besonders gegen diese neuen Zwangsversicherungsunternehmen eingenommen seien. Haben doch die in Österreich gemachten Erfahrungen gezeigt, daß die dem einzelnen gesetzlich aufgezwungene Minimalfürsorge gerade die besten Elemente des Privatbeamtenstandes in keiner Weise befriedigt, ihnen vielmehr die Notwendigkeit vor Augen führt, durch Anschluß an eine Privatversicherungs-Gesellschaft den Versorgungsbedürfnissen ihrer Familie zu genügen. Die Fortentwickelung der privaten Lebensversicherung ist in Österreich unter dem Einfluß des dort vorhandenen Angestelltenpensions-Gesetzes keineswegs zum Stillstande gekommen, sie hat sich vielmehr nach wie vor im gleichen Tempo weiter vollzogen. In Deutschland aber zählen bekanntlich schon jetzt die Staats- und Kommunalbeamten, deren Pensionsansprüche im allgemeinen wesentlich höher sind, als sie das vorliegende Gesetz den Privatangestellten einräumen will, zu den eifrigsten Kunden der Lebensversicherung.«

In den Blättern der Viktoria aber heißt es noch deutlicher: »Es ist sogar anzunehmen, daß die Angestelltenversicherung die Versicherungsnahme bei privaten Instituten nicht mindern, sondern steigern wird. Die Zwangsversicherung lenkt das Augenmerk des Angestellten auf die Zukunft und zwingt ihn,

[8]) Versicherungslexikon, Tübingen 1909. Art.: Privatversicherung.

[9]) Heft XXIII der Veröffentlichungen des Deutschen Vereins für Versicherungs-Wissenschaft, enthaltend die Kritik des Gesetzentwurfs einer Angestelltenversicherung, Seite 86.

[10]) Märzheft 1911, Seite 34/35.

sein ganzes Leben zu überschauen. Ihm wird klar, daß er in den Zeiten seiner Arbeitskraft auch für die Zeit der Arbeitsunfähigkeit, des Alters und für die Hinterbliebenen nach seinem Tode sorgen muß. Die Zwangsversicherung macht zweifellos eine nachhaltige Propaganda für die Versicherungsidee.«

Wenn dergleichen nicht von bewährten Praktikern, sondern von Theoretikern der Versicherung behauptet wird, bekommen diese gelegentlich mehr oder minder deutlich zu hören, sie verständen nichts von der Assekuranz!...

Zahlreiche Einrichtungen des Auslandes und auch einige in Deutschland zeigen uns, daß privatrechtliche Unternehmungen als Träger der Sozialversicherung nicht nur denkbar, sondern tatsächlich vorhanden sind. Von anderen Ursachen abgesehen, wird die Grenze zwischen der Verwendung von Privatunternehmungen für die Zwecke der Sozialversicherung und der Verwendung öffentlich-rechtlicher Organisationen hierzu von der Höhe der Kosten abhängen. Man hört nun häufig die Auffassung, daß die Privatversicherung stets teuerer werde als die Sozialversicherung. Das ist jedoch nur sehr relativ richtig; ebenso wie es einzelne, und zwar sehr große und bedeutende private Versicherungsunternehmungen gibt, deren Verwaltungskosten weit geringer sind als die vieler öffentlich-rechtlicher Organisationen, ebenso läßt sich auch für das Gegenteil statistisches Material herbeischaffen. Man vergißt fast ausnahmslos (und auch v. Zwiedineck-Südenhorst verfällt in diesen Fehler), die hohen versteckten Verwaltungskosten der Sozialversicherung zu berücksichtigen, und sieht immer nur als Verwaltungskosten der Sozialversicherung solche an, die in dem Budget der Versicherungsorganisationen erscheinen, nicht aber die hohen Summen, welche zufolge der Sozialversicherung den Postetat und den Etat anderer staatlicher Organisationen belasten oder durch Gewährung von Porto- und Gebührenfreiheit und ähnl. einen Einnahmeentgang bei diesen darstellen. Ob freilich die privaten Versicherungsunternehmungen überhaupt soziale Gesichtspunkte bei ihren Geschäftsbetrieben verfolgen sollen, ist strittig. Zwar haben bekanntlich, als die Sozialversicherung in Deutschland eingeleitet wurde, zahlreiche Privatunternehmungen sich in Wort und Schrift bemüht, daß sie die Träger dieser Versicherung würden, namentlich der Versicherungsdirektor Gerkrath ist an verschiedenen Orten hierfür eingetreten.[11]) Und auch ganz neuerdings hat Regierungsdirektor v. Rasp[12]) die Forderung aufgestellt, die deutschen privaten Lebens-Versicherungs-Gesellschaften zu Trägern der Angestelltenversicherung zu machen, und hat die Möglichkeit zu beweisen versucht, daß die Organisation der Angestelltenversicherung nicht nur angängig, sondern billiger und zweckmäßiger wäre.[13]) Die demnächst in Tätigkeit tretende Arbeitszentrale, welcher zahlreiche an der Angestelltenversicherung interessierte Korporationen angehören, wird die Aufgabe haben, diesen Nachweis im einzelnen zu erbringen, da möglicherweise in dem von der Zentrale aufzustellenden Gegenentwurf diese Art Organisation vorgeschlagen werden könnte.

Auch in Amerika, wo die soziale Versicherungsidee Fuß faßt, sehen wir sofort mit dem Keimen dieses Gedankens deutlich die Bemühungen gerade der großkapitalistischen Unternehmungen, zu zeigen, daß es der Neuschaffung von Versicherungsträgern nicht bedarf, sie vielmehr in der Lage wären, als Privatinstitute die Sozialversicherung zu organisieren. Besonders markant und lehrreich ist in dieser Beziehung das Vorgehen der größten Volksversicherungsanstallt der Welt, der Metropolitan-Versicherungs-Aktien-Gesellschaft in New York. Diese ist beispielsweise bestrebt, nicht nur Sanatorien zur Heilung der Tuberkulose für ihre mehrere Tausende betragenden Angestellten zu errichten, sondern auch Sanatorien für die bei der Anstalt versicherten nach Millionen zählenden Personen zu bauen, in genauer Anlehnung an das Vorbild der deutschen Landes-versicherungs-Anstalten. Wenn es zur Durchführung dieses Vorhabens noch nicht gekommen ist, so ist daran lediglich der Spruch des zuständigen amerikanischen Gerichtshofs schuld, welcher erklärt hat, daß die Anstalt die Prämieneinnahme nicht zu anderen Zwecken als zu denen der Versicherung selbst verwenden dürfte. Auf die eine oder andere

---

11) F. Gerkrath, Zur Frage der Arbeiterversicherung. Berlin, 1880 usw.

12) Veröffentlichungen des Deutschen Vereins für Versicherungswissenschaft, Heft XXIII, S. 90.

13) Im gleichen Sinne spricht sich u. a. auch ein sehr lesenswerter Aufsatz der Grenzboten vom 8. und 15. März 1911 aus.

Weise wird sich aber eine Umgehung dieses keineswegs einwandfreien richterlichen Urteils erzielen lassen.

Bei jeder sozialen Versicherung, die, wie nun einmal die Auffassungen sind, individuelle Risikenbemessung möglichſt vermeiden zu müssen glaubt, kommen zahlreiche Versicherte zu kurz. Das will sagen: die guten Risiken bekommen für dieselben Einzahlungen bei privaten Versicherungsgesellschaften höhere Leiſtungen. Besonders deutlich tritt diese Erscheinung bei der Angeſtelltenversicherung zutage. Schon jetzt iſt eine nicht unerhebliche Zahl Angeſtellter in Deutschland auf Grund von Versicherungsverträgen bei Lebensversicherungsgesellschaften oder auf Grund des Arbeitsvertrages bei Pensionskassen versichert. Für dieselben Prämien, welche von dem deutschen Entwurf verlangt werden, bekämen aber viele dieser Angeſtellten bedeutend höhere Leiſtungen, als die nivellierende Sozialversicherung in Aussicht zu ſtellen in der Lage iſt. Das erklärt sich zum Teil daraus, daß die in den Pensionskassen, wie bei den privaten Versicherungsanſtalten Versicherten eine ärztliche Prüfung hinsichtlich ihres Gesundheitszuſtandes haben aushalten müssen, also auserwählt gute Risiken darſtellen. So sehr diese nun durch private Versicherung mit der individuellen Risikenbemessung begünſtigt, durch eine schematische Einbeziehung in die soziale Zwangsversicherung eventuell aber bedeutend schlechter geſtellt werden, um so viel vorteilhafter iſt für die große Masse, vor allem aber für die, welche einer ärztlichen Untersuchung nicht ſtand zu halten vermögen, die soziale Zwangsversicherung. An dieser Tatsache würde übrigens auch die in Vorschlag gebrachte Versicherung der Angeſtellten bei Privatanſtalten nichts zu ändern vermögen; denn dann würden die Unternehmer nur solche Personen anſtellen, die nachweislich bei guter Gesundheit sind. Es würde mithin jener gutgemeinte Effekt garnicht oder doch nur recht teilweise eintreffen.

(Schluß folgt)

Nachrichten und Mitteilungen.

Korrespondenz aus New York.

Die Carnegie-Stiftung zur Förderung des Unterrichts.*)

Der Einfluß der Carnegie-Stiftung auf die Geſtaltung unseres höheren Unterrichtswesens macht sich von Jahr zu Jahr mehr geltend. Es iſt daher nicht zu verwundern, daß alle akademischen Kreise des Landes dem Erscheinen des Jahresberichts des Präsidenten der Stiftung, Dr. Henry S. Pritchett, mit Spannung entgegensehen. Der fünfte, für das Geschäftsjahr vom 1. Oktober 1909 bis 30. September 1910, iſt soeben erschienen und enthält nicht nur interessante Mitteilungen über die Tätigkeit der Stiftung, sondern beleuchtet auch Fragen, die für die Zukunft des höheren Unterrichts des Landes von der größten Bedeutung sind.

Der Bericht zerfällt in zwei Hauptteile. Der erſte (»Geschäfte des Jahres«) enthält zunächſt ſtatiſtische Mitteilungen über die seit Gründung der Stiftung ausbezahlten Ruhegehälter und Witwen-Pensionen. Während des Berichtsjahres wurden 39 Ruhegehälter und 7 Pensionen im Betrage von $ 325,199.02 bewilligt. Diese Bewilligungen beziehen sich nur auf Anſtalten der Berechtigungsliſte, deren Zahl jetzt 71 beträgt. Außerdem wurden in demselben Zeitraum an Ruhegehältern (und Pensionen) an Lehrer solcher Anſtalten, die außerhalb der Berechtigungsliſte ſtehen, $ 144,635.28 ausbezahlt. Von Anfang an hatte nämlich die Stiftung darauf Bedacht genommen, besonders verdienten Lehrern solcher Colleges, die den Anforderungen zur Aufnahme in die Berechtigungsliſte nicht entsprachen, gleichfalls die Wohltaten der Stiftung zuteil werden zu lassen. Das wird indes einem Vorſtandsbeschluß gemäß künftig nicht mehr geschehen, da die Zahl der berechtigten Anſtalten – erfreulicherweise – von Jahr zu Jahr wächſt und die Mittel der Stiftung vollauf in Anspruch nimmt.

Im Laufe des Berichtsjahres wurden die Universität von Californien (in Berkeley), die Indiana-Universität (in Bloomington, Ind.), die Purdue-Universität (in Lafayette, Ind.) und die Wesley-Universität (in Middletown, Conn.) in die Berechtigungsliſte aufgenommen. Die genannten beiden Anſtalten des Staates Indiana sind die Teile einer Universität (Staats-Universität), und zwar finden sich in Bloomington die Rechts- und die medizinische Schule sowie die philosophische Fakultät, während die Purdue-Universität mehr eine Art Technische Hochschule iſt und auch Kurse in Landwirtschaft und Pharmazie bietet.

Infolge des durch den Präsidenten der Carnegie-Stiftung vermittelten Lehreraustausches zwischen den Vereinigten Staaten und Preußen waren im Berichtsjahr acht amerikanische Lehrer preußischen höheren Schulen zugewiesen, während elf Lehrer preußischer Gymnasien usw. an amerikanische Schulen

*) Siehe Nr. 19 vom 7. Mai 1910.

berufen wurden. Von diesen unterrichten gegenwärtig zwei im Staat Pensylvania, vier in Massachusetts, einer in New Hampshire, zwei in New York, einer in Connecticut und einer in Illinois. Zum ersten Mal liegen die Berichte der deutschen Lehrer über Erfahrungen und Beobachtungen an amerikanischen Schulen vor, die Geheimrat Dr. Reinhardt dem Präsidenten der Carnegie-Stiftung übermittelt hat. Aus dem Bericht von Dr. Friedrich Abee (Kassel), der 1909 als Austauschlehrer an der Horace Mann-Schule in New York wirkte, wird u. a. folgendes mitgeteilt: Das Textbuch spiele auf den amerikanischen Schulen eine größere Rolle als auf den deutschen, der Lehrer trete mehr in den Hintergrund, der Schüler sei mehr auf häusliche Arbeit und Vorbereitung angewiesen. Dies sei insbesondere beim Geschichtsunterricht zu bemerken, der viel Privatlektüre des Schülers erfordere. Das Prinzip der Selbsthilfe, das Streben nach Selbständigkeit mache sich überall geltend. Das praktische Leben bilde überall das Ziel des Unterrichts, daher die überwiegende Bedeutung, die dem Handfertigkeitsunterricht von den untersten Klassen an eingeräumt werde. Der Unterricht sei in den amerikanischen Schulen vielseitiger, aber es fehle ihm an Tiefe. Die deutsche Gründlichkeit sei durchaus zu vermissen. Viel zu früh werde dem Schüler auch das Recht gegeben, seine Unterrichtsfächer zu wählen, und dieses Recht sowie die Gemeinschaftserziehung (Coeducation) unterscheide das amerikanische Unterrichtswesen hauptsächlich von dem deutschen.

Von den im Laufe des Berichtsjahres erschienenen Einzelveröffentlichungen (Bulletins) der Carnegie-Stiftung ist die wichtigste, die ärztliche Ausbildung in den Vereinigten Staaten und Canada betreffend, an dieser Stelle bereits besprochen worden.*) Die Schrift deckte die Mängel der ärztlichen Ausbildung auf den meisten medizinischen Schulen des Landes, die auf Grund von Geschäftsprinzipien und im eigenen Erwerbsinteresse geleitet werden, schonungslos auf, und die heftigsten Angriffe der getroffenen Kreise sind nicht ausgeblieben. Dr. Pritchett befaßt sich nun im letzten Abschnitt des ersten Teils des Jahresberichts mit der Frage und stellt fest, daß die scharfe Kritik der bestehenden Zustände bereits gute Früchte getragen habe. Die Tatsachen selbst konnten nicht geleugnet werden, und in manchen Fällen sind bereits Besserungen erfolgt und die Übelstände wenigstens teilweise beseitigt worden. Eine Kampagne der Erziehung sei erforderlich, um dem amerikanischen Volk klarzumachen, daß unter den bestehenden Verhältnissen nur sehr wenige Patienten die beste ärztliche Behandlung erfahren können, wie sie der heutigen medizinischen Wissenschaft entspricht. Der Bericht appelliert von neuem an die Colleges und Universitäten, die medizinische Fakultät auf die Höhe der Zeit zu bringen oder aber ganz eingehen zu lassen.

Der zweite Hauptteil des Berichts erörtert eine Lebensfrage des Erziehungssystems der Vereinigten Staaten, nämlich das Verhältnis der Colleges zu den Mittelschulen, Hochschulen genannt (High Schools). Dieses Verhältnis ist keineswegs, wie es sein sollte, und das erklärt sich leicht aus der ursprünglichen Bestimmung beider Schulgattungen. Das College war ursprünglich eine durchaus selbständige Anstalt, die mit dem öffentlichen Schulsystem nichts zu tun hatte. Die Studenten wurden entweder durch Privatlehrer oder in Privatschulen auf das College vorbereitet. Prüfungsgegenstände für die Aufnahme im College bildeten Elementarkenntnisse in Englisch, Lateinisch, Griechisch und Arithmetik. Erst um die Mitte des vorigen Jahrhunderts entstand aus dem Bedürfnis, denjenigen, die nicht das College besuchen wollten, eine gewisse höhere Bildung fürs praktische Leben mitzugeben, die über die in der Elementarschule gelehrten Dinge erheblich hinausging, die sogenannte Hochschule, also eine Schule, die etwa mit der höheren Bürgerschule in Deutschland zu vergleichen ist. Die Hochschulen standen weder mit den Elementarschulen noch mit den Colleges in irgendwelchem organischen Zusammenhang. Als jedoch nach dem Bürgerkrieg eine wahre Bildungswut im Lande einsetzte, besonders im mittleren Westen, da entwickelten sich die Hochschulen in vielen Staaten schnell zu Schulen, die einerseits der Elementarschule angegliedert wurden und einen Teil der öffentlichen unentgeltlichen Erziehung bildeten und anderseits gewissermaßen als Vorbereitungsschulen für das College dienten. Die Hochschule hat ihre ursprüngliche Aufgabe, als »people's college« zu dienen, preisgegeben. Da nnn eine große Zahl von Hochschul-Abiturienten das College besuchten, so mußte sich der Lehrkursus an den Hochschulen völlig nach den Wünschen des College richten, das diese Abiturienten besuchen wollten, denn die Anforderungen zur Aufnahme in ein College waren je nach den verschiedenen Landesteilen sehr verschieden und sind es zum Teil heute noch. So kam es vor, daß die Prüfungsordnung eines College einen Lehrplan der Hochschule erforderte, der mit den örtlichen Bedürfnissen in starkem Widerspruch stand.

Was nun im einzelnen die Beschwerden anlangt, die das College gegen die Hochschule erhebt, so sind dies Oberflächlichkeit, Mangel an Gründlichkeit in der Aneignung fundamentaler Kenntnisse, statt dessen ein gewisses Vorausgenießen der College-Arbeit, das eine Freude an der späteren wirklichen College-Arbeit nicht aufkommen läßt. Insbesondere wird über die mangelhafte Beherrschung der Muttersprache geklagt. Die Hochschulen antworten auf diese Anklagen der Colleges in schärferer Tonart. Die Anmaßung der Colleges, den Hochschulen Unterrichtsfächer und Methoden vorzuschreiben, sei unerträglich; die freie Bewegung der Hochschule sei gefährdet; Handfertigkeit, kaufmännische, Kunst- und sonstige Fächer, die auf den Hochschulen betrieben werden, müßten bei der Prüfung zur Aufnahme in ein College Anerkennung finden; die Professoren der Colleges seien unfähig als Lehrer, die Studenten verlernten auf dem College zu denken, kurz — die Collegeerziehung sei ein großer Fehlschlag.

Der Bericht hält die beiderseitigen Klagen für mehr oder weniger begründet, sieht aber die Lösung der Frage einzig und allein in einem Vertragen der streitenden Parteien, denn College und Hochschule seien heute nicht mehr getrennt nebeneinander herlaufende Anstalten, sondern Faktoren ein und desselben Unterrichtssystems und müßten daher not-

*) Siehe Nr. 6 vom 11. Februar 1911.

wendig in Einklang miteinander gebracht werden. Wie ein solcher herbeigeführt werden kann, wird dann ausführlich erörtert. Zunächst wird der Wert der College- und Hochschulbildung nach folgenden Zeugnissen festgestellt: dem Ergebnis der Prüfungen zur Aufnahme ins College, dem Urteil von Geschäftsfirmen, die Hochschul- und Collegeabiturienten beschäftigen, und den Erfahrungen, welche in einer nunmehr fünfjährigen Periode mit den amerikanischen Rhodesschülern in Oxford gemacht worden sind. Was die Aufnahmeprüfungen betrifft, so zeigt sich, daß ein großer Teil der Hochschulabiturienten die Prüfung nicht bestehen. Die Gutachten der Geschäftsleute gehen weit auseinander, soviel geht aber daraus hervor, daß der Geschäftsmann im allgemeinen den jungen Mann vorzieht, der etwas ordentlich und gründlich gelernt und dadurch eine geistige Zucht erworben hat, die ihn befähigt, Anweisungen zu empfangen und zu befolgen, eine Fähigkeit, die sich bei dem Durchschnittsabiturienten einer Hochschule oder eines College nur selten findet. Aus jedem Staat der Union werden alljährlich zwei Studenten als Rhodesschüler nach Oxford gesandt. Die Lehrer Oxfords haben daher die beste Gelegenheit, die amerikanischen Studenten zu beurteilen und mit denen anderer Länder zu vergleichen. Es würde zu weit führen, die interessanten Einzelberichte der Oxforder Lehrer wiederzugeben: sie rühmen im allgemeinen die Intelligenz, das Interesse und die Energie der amerikanischen Studenten, aber durch alle Berichte geht auch wie ein roter Faden die Klage über eine oberflächliche Vorbildung, über mangelnden Sinn für Gründlichkeit.

Nunmehr untersucht der Bericht die Frage, wie die Hochschule eine abgeschlossene allgemeine Bildung fürs Leben geben und doch gleichzeitig angemessen fürs College vorbereiten und die so wünschenswerte Harmonie zwischen Hochschule und College verwirklicht werden kann. Die Antwort auf die Frage lautet kurz: An Stelle des Ideals der Oberflächlichkeit trete das Ideal der Gründlichkeit. Eine gründliche Kenntnis weniger Gegenstände werde den jungen Mann ebensowohl für das praktische Leben wie für ein Weiterstudium auf dem College am besten befähigen.

In den folgenden Kapiteln werden die beiden Formen der Aufnahme in ein College, die jetzt entweder auf Grund eines Abgangszeugnisses von der Hochschule oder einer Aufnahmeprüfung seitens des Colleges erfolgt, näher besprochen. Dr. Pritchett redet einer Verbindung beider Methoden das Wort. Das Abgangszeugnis sollte angenommen und berücksichtigt werden und daneben eine strenge Prüfung, aber nur in den Elementen der Fundamentalfächer, stattfinden. Zu diesen gehört in erster Linie die Muttersprache. Wer hierin nicht bestehe, soll unnachsichtlich in die Mittelschule zurückgewiesen werden. Eine gewisse Freiheit der Bewegung müsse der Hochschule doch belassen werden. Die Prüfungsanforderungen immer höher zu schrauben, wie es Harvard tue, sei geradezu ein Unglück. Die Hauptfrage, die ein College bei der Aufnahme stellen müsse, sei nicht: welche vorgeschriebenen Fächer lehrt die Anstalt? sondern vielmehr: ist die Schule eine Stätte, wo die Knaben denken lernen?

Der Bericht tritt auch für eine bessere Fachausbildung der Lehrer ein. Weder die sogenannten (staatlichen) Normalschulen für künftige Elementarlehrer noch die Colleges, aus denen die Hochschullehrer hervorgehen, bereiten genügend auf den Lehrerberuf vor.

In der Frage der Gewerbeschulen, Ackerbauschulen, usw. warnt der Berichterstatter vor den Bestrebungen, die sich hier und da geltend machen, die Hochschulen zu industriellen Schulen zu gestalten. Die Hochschulen und die Elementarschulen, die zusammen die öffentliche Erziehung in Amerika darstellen, müßten auf die Pflege der allgemeinen Bildung des Volkes beschränkt bleiben.

In einem Schlußartikel betont Dr. Pritchett die Notwendigkeit der Errichtung einer staatlichen Erziehungsbehörde für jeden einzelnen Staat. Bisher haben nur wenige Staaten eine solche Behörde, und wo eine solche besteht, wie im Staat New York, beschränkt sie ihre Tätigkeit auf die Elementar- und Mittelschulen, während die Colleges und Universitäten ohne jede Aufsicht sind. Und doch ist zu einer fruchtbaren Entwicklung des Erziehungssystems ein Hand-in-Hand-gehen aller Unterrichtsanstalten erforderlich. Unter den bestehenden Verhältnissen sei die Einsetzung einer staatlichen Kommission das beste, die aus je einem Vertreter der staatlichen Aufsichtsbehörde, der Staatsuniversität, der Colleges, der Normalschulen und der Hochschulen besteht und die gesamten Erziehungsverhältnisse des Staates zu untersuchen hätte.

R. T. Sr.

Mitteilungen.

Die Internationale Hygiene-Ausstellung in Dresden, die vom Mai bis Oktober d. J. stattfindet, wird auch eine Sportausstellung umfassen. Ihre erste, sporthygienisch-wissenschaftliche Abteilung »soll alles das zur Darstellung bringen, was bisher durch experimentelle Untersuchungen über den Einfluß von sportlichen Leistungen auf den Körper und dessen einzelne Organe erforscht worden ist«. Auch einen Einblick in die geschichtliche und statistische Entwicklung der Leibesübungen und ihre Beziehungen zur Kunst will die Abteilung ermöglichen und in einem Sportlaboratorium durch Benutzung der neuesten Methoden für physiologische Forschungen im Anschluß an die sportlichen Wettkämpfe das bisher knappe exakte Forschungsmaterial über körperliche Grenz- und Höchstleistungen zu erweitern suchen. Der Schauplatz der zweiten, Industrie-, Abteilung wird die Sporthalle sein, die im engen Anschluß an die wissenschaftliche Abteilung alle Zweige der Sportindustrie, sowie Kollektivausstellungen einzelner Verbände und Interessengruppen zur Darstellung bringen soll. Die dritte Abteilung endlich schließt die Veranstaltungen für Turnen, Spiel und Sport ein.

Internationale Wochenschrift für Wissenschaft Kunst und Technik

herausgegeben von Prof. Dr. Paul Hinneberg, Berlin, Zimmerstr. 36

Verlag: August Scherl, Berlin SW, Zimmerstraße 36-41. — Druck: Bayerische Druckerei und Verlagsanstalt G. m. b. H. in München, Bayerstraße 57.	5. Jahrgang Nr. 18 6. Mai 1911	Inseraten-Annahme bei den Annoncen-Expeditionen von August Scherl G. m. b. H., Berlin und Daube & Co. G. m. b. H., Berlin und deren sämtlichen Filialen.

Für die Redaktion verantwortlich: Professor Dr. Wilhelm Paszkowski, Berlin-Gr. Lichterfelde.

Erscheint jeden Sonnabend. — Preis vierteljährlich für Deutschland und Oesterreich **3 Mark**, für die übrigen Länder des Weltpostverkehrs **4 Mark 30 Pfg.** bei direktem Bezug unter Kreuzband. — Einzelnummer **25 Pfg.** — Inserate die dreigespaltene Nonpareillezeile **50 Pfg.** — Abonnements nehmen alle Buchhandlungen und Postanstalten, sowie sämtliche Geschäftsstellen von August Scherl G. m. b. H. entgegen.

INHALT

Die Abhandlungen erscheinen in deutscher Sprache, englische und französische auf Wunsch der Autoren im Urtext

Unechter und echter Buddhismus.

Von Hermann Oldenberg, Professor an der Universität Göttingen.

Was noch vor nicht lange als Objekt des Interesses weniger Spezialiſten erscheinen konnte — das Studium des Buddhismus — beſchäftigt heute große und, wenn nicht alles täuscht, immer wachsende Scharen ernſter, daneben hier und da auch minder ernſt zu nehmender Arbeiter. An die Seite der wissenschaftlichen Beſtrebungen ſtellen sich Versuche, die Ideale des Buddhismus auch auf europäischem Boden ins Leben überzuführen. Unter dem Patronat des Königs von Siam — mir iſt nicht bekannt, ob wie des jüngſt verſtorbenen so auch des gegenwärtig regierenden — arbeitet die Buddhiſt Society of Great Britain and Ireland. Sie hat ein Gegenſtück in der Deutschen Pāligesellschaft, deren Sitz in Breslau iſt. Diese gibt neben anderen Publikationen die Zeitschrift »Die buddhiſtische Welt« heraus (jetzt beim vierten Jahrgang angelangt); sie beabsichtigt einen »Vihāro« (Einsiedelei) auf deutschem Sprachgebiet zu errichten, in dem sich deutsche »Bhikkhu« (Bettelmönche) sammeln werden. Auch an anderen Orten liegen teils Anfänge teils Pläne geiſtlicher Niederlassungen europäischer Buddhiſten vor: so gibt es ein Kollegium in Lugano unter der Leitung eines Deutschen, der sich als »Bhikkhu Nyānatiloka« bezeichnet; voraussichtlich wird bald Ähnliches in Lausanne, in Umbrien verwirklicht werden*). Und wie im alten Buddhismus neben dem Leben der Mönchsscharen in den Klöſtern das der Walderemiten ſtand, so treten in der Gegenwart neben den erwähnten Inſtitutionen des Gemeinschaftslebens einzelne von wahrhaft altbuddhiſtischem Drang der Entsagung und Weltflucht erfüllte Persönlichkeiten hervor: so die edle Geſtalt jenes Rob. L'Orange — wie es heißt, eines direkten Nachkommen von Joh. Seb. Bach — der, ein allseitig glänzend begabter Jüngling, entzückt von einer Sammlung buddhiſtischer Reden, die er in deutscher Übersetzung kennen lernte, zuerſt sich mit Leidenschaft dem Studium des Sanskrit und Pāli zuwandte, um dann, die letzte Konsequenz seiner Überzeugungen ziehend, im Alter von 23 Jahren in der Einsamkeit der libyschen Wüſte zu verschwinden (1900)**).

Die wissenschaftlichen Leiſtungen, die in Verbindung mit den hier berührten Beſtrebungen ans Licht getreten sind und von Tag zu Tag ans Licht treten, ſtellen sich natürlich als eine sehr bunte Mannigfaltigkeit dar,

---

*) Ich verweise auf die Angaben in dem sehr lesenswerten Artikel »Fortschritte des Buddhismus in Europa« von Dr. A. Pfungſt in der Zeitschrift »Das freie Wort« (Frankfurt a. M., Dez. 1910).

**) Über Rob. L'Orange orientiert G. de Lorenzo, India e Buddismo antico (2. Aufl., Bari 1911), S. 457 f.

in deren Sphären neben Wertvollstem phantastische Einfälle aller Art stehen. Vor mir liegt ein vor einigen Monaten erschienenes Heft des »Buddhist Review« (Okt. bis Dez. 1910). Es bringt u. a. einen Vortrag, den im Juli 1910 Dr. E. Mills vor der britischen Buddhist Society gehalten hat, über die Analogien zwischen der buddhistischen Gedankenwelt und derjenigen des Herakleitos: bei Buddha wie bei dem großen Epheser begegnet man ja der Lehre vom Fluß aller Dinge, in dem es keine Ruhe, kein bleibendes Sein gibt. Woher die Übereinstimmung der beiden gleichzeitigen, räumlich aber so weit von einander getrennten Lehrer? Der englisch-buddhistische Redner findet es ebenso unwahrscheinlich, daß beide unabhängig denselben Gedanken gehabt haben, wie daß etwa buddhistische Missionare von Indien nach Ephesos gelangt seien. Für ihn lautet des Rätsels Lösung »Telepathie«: auf telepathischem Wege hat Buddha seine Gedanken nach Ephesos gelangen lassen. Heraklit freilich »received the message on a tarnished instrument, and gathered uncertain signals«, aber er hat doch Anspruch darauf, daß die Buddhisten ihm »the dignity of a great apostle« zuerkennen.

Etwas eingehender als bei diesen Phantasien, die doch bezeichnend für die Weise sind, in der manche modernste Freunde des Buddhismus sich mit den Problemen westöstlicher Gedankenzusammenhänge abfinden, möchte ich hier bei charakteristischen Ausführungen verweilen, die vor kurzem ein ceylonesischer Buddhist an einer Stelle gemacht hat, an der er wohl darauf rechnen konnte, Gehör zu finden. Auf dem Weltkongreß für freies Christentum in Berlin (Aug. 1910) hielt Herr B. Jayatilaka aus Colombo einen Vortrag, der sich mit den zentralen Ideen des Buddhismus beschäftigte. Er ist unter dem Titel »The Message of Buddha« in England erschienen (in dem oben erwähnten Heft des Buddhist Review); außerdem liegt er mir in deutscher Gestalt in einem vielgelesenen Berliner Blatt vor (Berl. Tageblatt, 14. Aug. 1910), das ihn als einen der interessantesten von allen auf jenem Kongreß gehaltenen bezeichnet und von ihm sagt, er gewähre Einblicke in das Wesen des Buddhismus, wie sie aus den in Europa bekannten Kommentaren dieser Lehre bisher kaum zu gewinnen seien.

Die Verkündigung Buddha's, wie Jayatilaka sie beschreibt, erscheint als ein System von Lebensregeln, die durchaus auf die handgreifliche Wirklichkeit gerichtet sind. »Im Buddhismus ist kein Platz für leere Theorien und Träumereien, die keinen praktischen Wert für das Leben haben.« »Er erkennt die Tatsache eines unwandelbaren Gesetzes in der Sphäre der moralischen Tätigkeiten nicht weniger an als in der der wirklichen Welt. In unmittelbarer Folge dieser Lebensanschauung in ihren verschiedenen Phasen stellt er ein System von praktisch-ethischen Regeln auf, deren Ziel die Ausmerzung des Schlechten ist, die Entwicklung des Guten und die Reinigung des Herzens.« »Versuchen Sie«, so redete der buddhistische Vortragende seine Hörer an, »diese Lehre auf dem Probierstein Ihrer eigenen Erfahrung, und auch Sie werden dazu kommen, ihre große Wahrheit zu entdecken, die die sicherste Grundlage zu geistigem Fortschritt ist.« Der Vortrag rühmt der buddhistischen Lehre nach, welch hohen Wert sie unserem Leben auf der Erde beilegt; er schließt mit dem Preis der vom Buddhismus verkündeten »Liebe allen Wesen gegenüber« — wer die Botschaft des Buddha hört und annimmt, »zeige diese Liebe, solange er wacht — möge er stehen, gehen, sitzen oder liegen. Diese Liebe ist die beste in der Welt«.

Ein Glauben, dessen Geschichte über Erdteile und über Jahrtausende reicht, durchlebt Wandlungen, stark genug, das Innerste seines Wesens, sei es vertiefend, sei es verflachend, zu berühren. Kein Zweifel, daß unter den Metamorphosen, durch welche die Buddhalehre im Lauf ihrer ungeheuren Geschichte hindurchgegangen ist, sich auch die findet, die Jayatilaka schildert, und zum Beweise für deren Existenz im Grunde sein zweifellos unbedingt aufrichtiges Zeugnis über den Inhalt seines eigenen religiösen Bewußtseins genügen würde. Aber sprechen wir nicht von Jayatilakas Buddhismus, sondern vom Buddhismus, werden wir doch nicht an irgend eine Abschwächung, sondern vor allem an seine ursprüngliche Gestalt in ihrer Vollkraft denken, an die Gestalt, in der er, vorbereitet durch die Gedankenentwicklung vorangehender Jahrhunderte, im Geist seines Schöpfers, in dessen Leben und Sterben sein Dasein und seine Verkörperung besessen hat. Es ist ein vollkommener Irrtum, zu glauben,

daß dem, der hiernach fragt, die eingeborenen Bekenner des Buddhaglaubens Aufschlüsse zu geben im stande sind, die in Weite und Tiefe über das der europäischen Forschung Erreichbare hinausführen. Wie über Leben und Lehre Jesu nur die Texte des Neuen Testaments, so belehren uns darüber, was Buddha gelehrt, wie Buddha gefühlt hat, einzig und allein die alten Literaturdenkmäler des Buddhismus, die in der Tat nah genug an die eigene Zeit des großen Meisters heranführen, um als Zeugen darüber gelten zu dürfen. Diese Texte sind Europäern genau so gut zugänglich wie ceylonesischen Buddhisten. Und in den Bemühungen, sie vorurteilslos zu lesen und sich dem Verständnis ihres Inhalts anzunähern, wird sich vielleicht den Methoden der durch mancherlei Erfahrungen hindurchgegangenen philologischen und religionsgeschichtlichen Wissenschaft, wie man in Europa sie zu betreiben weiß, immer noch am sichersten die Führung anvertrauen lassen.

Täusche ich mich nicht allzusehr darüber, zu welchen Ergebnissen wir auf diesen Wegen gelangen, so erhalten wir doch ein wesentlich anderes Bild als das, welches Jayatilaka zeichnet. Für ihn ist der Buddhist ein dem Leben zugewandter Handelnder. Ein warmherziger, nützlicher Staatsbürger. Fast möchte man in der Sprache der römischen Rechtsquellen sagen, ein *diligens pater familias*. Wo bleibt da die Verkündigung Buddhas, die durch und durch, bis in ihre innersten Tiefen, erfüllt ist von der stärksten, entschlossensten Abwendung vom Leben?

Durch Jahrhunderte, die vor Buddha liegen, sehen wir ihn erstarken, diesen Drang der Daseinsflucht. Unsere wahre Heimat, so lehren lange vor Buddha die den Veden zugerechneten »Upanishaden«, ist in der All-Einheit des Brahma, der neutralen Gottsubstanz, in dem »Nein, Nein«, in dem alle Bewegung ruht, alle Töne verstummen. Dem Brahma nachtrachtend lassen schon damals »die Brahmanen, die kundigen und wissenden, davon ab, nach Söhnen zu begehren und nach Habe zu begehren und nach Himmelswelt zu begehren, und ziehen als Bettler einher«. Und ist auch aus der eigenen Verkündigung Buddhas die Idee des Brahma verschwunden, die Flucht aus Dasein und Leben ist die gleiche — die Flucht in das Nirvana, das Rätsel der Ewigkeit.

Es ist doch unbestreitbar richtig, daß in den heiligen Texten des Buddhismus Äußerungen, ja lange, eingehendste Ausführungen nicht fehlen, die in der Tat in der von Jayatilaka bezeichneten Richtung auf Leben und konkrete Wirklichkeit liegen: sie sind den europäischen Erforschern des Buddhismus keineswegs eine neue Offenbarung, sondern seit lange auf das genaueste bekannt. Solche Äußerungen der Texte aber sind weit entfernt davon, mit dem vorher Gesagten im Widerspruch zu stehen. Man muß nur ihre Stellung im Ganzen der Buddhalehre richtig würdigen. Sie beziehen sich der großen Hauptsache nach durchaus auf das weltliche Dasein derer, die den schweren Heilsweg des Mönchtums zu gehen nicht den Willen und die Kraft haben. Ihnen wird ein Leben in bürgerlicher Tugendlichkeit und Tüchtigkeit empfohlen: so werden sie einen Schatz guter Werke ansammeln, als deren Lohn in künftigen Phasen ihres Seelenwanderungsweges ihnen das, was allein definitiven Wert hat, der Segen mönchischer Weltentsagung, zuteil werden wird. Wenn die buddhistische Anschauung, wie Jayatilaka ganz richtig hervorhebt, den Wert des menschlichen Lebens hoch anschlägt, so bedeutet dies nur, daß es deshalb ein Glück — richtiger, daß es der Lohn erworbener Verdienste ist, in der Seelenwanderung als Mensch und nicht etwa als Tier wiedergeboren zu werden, weil allein dem Menschen der Zugang zur Heiligkeit des sündenbefreiten Mönchs offen steht: mit anderen Worten, der Wert des menschlichen Lebens liegt eben darin, daß von ihm aus der Ausweg aus allem Leben erreichbar ist. Zurückbeben vor Leben und Bewegung, vor allem Dasein, weil es »unbeständig, leidenvoll, dem Wechsel unterworfen ist« — das ist das beherrschende Gefühl des Buddhisten im vollen Sinn des Wortes, des buddhistischen Mönchs. Von allem, was ihn in dieser Welt umgibt, sagt er: »Das ist nicht mein, das bin nicht ich, das ist nicht mein Selbst.« »Er wendet sich ab von der Körperlichkeit, wendet sich ab von Empfindung und Vorstellung, von Gestaltung und Erkennen«. Ohne Besitz, ohne Heimat geht er einher, »das Hüben und Drüben verlassend wie die Schlange die welke Haut verläßt«. Gern flüchtet er sich aus dem wachen, von den Eindrücken der Wirklichkeit bedrängten Dasein in seelische Dämmerzustände, in ekstatisches Hingenommensein, in das Verlöschen alles konkreten Vorstellens und Wollens im Reich der »Raumunendlichkeit«, der »Ver-

nunftunendlichkeit«, der »Nichtirgendetwas-heit«. So geht er einher, solange seine in Wahrheit gleichgiltig und wesenlos gewordene körperliche Exiftenz andauert, »nach Sein nicht durftend, nicht nach Nichtsein durftend«, bis er jenseits von Sein und Nichtsein in der rätselhaften Tiefe des Nirvana versinkt

»Gleichwie das Licht vom Windeshauch getroffen
Zur Ruhe eingeht und dem Blick entschwindet«.

Das ift der Buddhismus der altbuddhiftischen Texte — wir dürfen zuversichtlich sagen: der Buddhismus Buddhas. Mag davon — wonach hier nicht gefragt werden soll — in den gegenwärtig zum Buddhismus sich bekennenden Ländern viel oder wenig erhalten sein *), mag das Zeugnis heutiger Buddhisten diese Schilderung beftätigen oder ihr zuwider laufen: sie ift der geschichtlichen Forschung durch sicherfte Urkunden aus ferner Vergangenheit verbürgt. Wir verftehen es, wenn dem begreiflichen Beftreben, den altverehrten Glaubensformen »praktischen Wert für das Leben« zu sichern, die grandiosen Züge jener buddhiftischen Weltanschauung sich verflüchtigen mögen. Aber wir werden nach Kräften dem entgegenzutreten suchen, daß banale Bilder, gezeichnet von »der Herren eignem Geift, in dem die Zeiten sich bespiegeln«, als Offenbarung eines der europäischen Forschung unerreichbaren tieferen Wissens dargeboten und hingenommen werden.

Ich möchte diese Bemerkungen nicht abschließen ohne mir die Freude zu gönnen, von einer andern neueften Publikation zu sprechen, die mit aller Wucht und in voller Reinheit das Bild des echten alten Buddhismus ihren Lesern bietet: die Übersetzung buddhiftischer Predigten und Dialoge, die der vorzügliche englische Forscher Rhys Davids gemeinsam mit seiner um diese Studien nicht minder verdienten Gattin soeben hat erscheinen lassen*). Der Band gehört den »Sacred Books of the Buddhifts« an, die Max Müller, unterftützt von der Freigebigkeit des Königs von Siam, ins Leben gerufen hat.

*) Ich weise bei dieser Gelegenheit auf eine Schilderung des **heutigen** Buddhismus hin, die ein vorzüglicher Kenner auf Grund langjähriger Studien in der gegenwärtigen buddhiftischen Welt gegeben hat: H. Hackmann, Buddhism as a religion (London 1910; auch in deutscher, wesentlich kürzerer Ausgabe).

*) Dialogues of the Buddha, translated from the Pali of the Dīgha Nikāya, by T. W. and C. A. F. Rhys Davids. Part II (= Sacred Books of the Buddhifts, vol. III). London 1910.

Seit mehr als einem Jahrzehnt war die Reihe dieser Publikationen unterbrochen: nun beweift in erfreulichster Weise, lange nach Max Müllers Hingang, dieser verdientermaßen seinem Andenken gewidmete Band, daß jene Schöpfung des bedeutenden Mannes noch am Leben ift und weitere Lebensdauer erhoffen läßt.

Die Arbeit des Ehepaares Rhys Davids führt die früher (Dialogues of the Buddha, 1899) begonnene Übersetzung des großen buddhiftischen Werkes Dīgha Nikāya weiter. Dies ift in der befterhaltenen buddhiftischen Traditionsmasse, die wir besitzen — dem Korpus der heiligen Texte, wie sie im Palidialekt in Ceylon und Hinterindien überliefert sind — die erfte der großen Sammlungen von Reden des Buddha, die längften und teilweise die wichtigften Stücke umfassend. Das Unternehmen der englischen Übersetzer begegnet sich mit dem eines Deutschen, K. E. Neumanns; ich ftehe nicht an, seiner vielfach zum Preziösen neigenden Diktion die Schlichtheit der englischen Arbeit durchaus vorzuziehen.

Die Texte, die Rhys Davids und seine Gattin darbieten, ftellen nicht eine Auswahl höchfter Meifterftücke der altbuddhiftischen literarischen Produktion dar, sondern sie zeigen diese mit allen ihren Schwächen und Stärken, mit der altertümlichen, feierlich fteifen Gemessenheit ihrer Sprache, mit der Weitläufigkeit ihrer endlosen Wiederholungen, aber auch mit dem alle Seelentiefen durchdringenden Gerichtetsein derer, die hier sprechen, auf das eine große Ziel. Poetischer Schmuck ift den Reden, die in diesem Bande gegeben werden, nur hier und da bei zufälligem Anlaß verliehen worden; die Hauptsache ift der lehrhafte Vortrag. Kurze Erzählungen aber, die diese Vorträge einleiten und umschließen, an wenigen Stellen zu längeren, zusammenhängenden Erzählungsabschnitten sich ausbreitend, dazu die hier und da eingelegten Gleichnisse bieten dem Leser doch eine Fülle anschaulicher Bilder von höchfter Authentizität aus dem Volksleben des damaligen Indien, vom Tun und Treiben der an den Problemen des Gedankens Arbeitenden, vor allem vom Dasein der Buddhajünger und Buddhas selbft. Da werden in einem der Gleichnisse die großen Karawanen beschrieben, die von Often nach Weften ziehen, wie sie umsichtig mit Vorräten von Gras und Wasser

versehen die Gefahren der Reise überwinden und die Gebeine derer antreffen, die auf falsche Nachrichten hin nicht die gleiche Vorsicht geübt haben. Das Treiben von Spielern wird geschildert, der Asket mit seinem Sektenzeichen, dem großen Haarwulst, wie er in der Blätterhütte im Walde wohnt und sein heiliges Feuer bedient. Eine individuelle, besonders hervortretende Persönlichkeit ist die des Prinzen Pāyāsi, eines Skeptikers, der ein Jenseits und die gerechte Vergeltung guter und böser Werke leugnet. Er hat versucht was er nur konnte, um die Spuren einer Seele zu entdecken, die den Tod überlebt. Einen Verbrecher hat er vor der Hinrichtung und dann nach ihr wiegen lassen, um zu sehen, ob er nach dem Entweichen der Seele leichter geworden sein würde. In einem langen Gespräch mit einem Jünger Buddhas — einem der ausgeführtesten Dialoge der altbuddhistischen Literatur — trägt er die Gründe seines Unglaubens einen nach dem andern vor und wird Schritt für Schritt von dem frommen Mann durch eine Reihe von Gleichnissen widerlegt. Pāyāsi mit seiner bedenklichen Weltanschauung muß sich weitgehender Berühmtheit erfreut haben. Wir hören von ihm nicht allein aus buddhistischen Quellen, sondern einen ganz ähnlichen Bericht — hier heißt der Prinz Paësi — hat uns die Literatur der Dschainas aufbewahrt, der in vielem dem Buddhismus so ähnlichen Schwestersekte.

Neben den Menschen spielen in die Erzählungen unserer Texte die Götter und Geister hinein, denen zwar in der philosophischen Weltbetrachtung des Buddhismus eine wirklich bedeutsame Rolle nicht zukommt, die aber von altersher im Volksglauben der Zeiten Buddhas und zweifellos in seinem persönlichen Glauben fortgelebt haben. Es ist eine anmutige Szene, wie Gott Sakka — der Drachentöter Indra der alten Vedamythologie — mit seinem Göttergefolge Buddha zu besuchen und sich mit ihm zu unterreden wünscht: der aber weilt in einer Berghöhle in tiefstem Nachdenken versunken. Da schickt Sakka einen der Gandharven, der himmlischen Musiker, aus; der soll die Aufmerksamkeit des heiligen Mannes auf sich ziehen, um ihn so für den Besuch der Götterscharen zugänglich zu machen. Der Gandharve stellt sich mit seiner Laute in der Nähe Buddhas auf — nicht zu fern und nicht zu nah —, und er singt ein Liebeslied, das er für die heißgeliebte Tochter des Gandharvenkönigs gedichtet hat, und das jetzt der heilige Weise anhört und ihm freundlich Beifall zollt. Ein Liebeslied aus altbuddhistischer Zeit, das wir da lesen:

»Wie man dem Kranken Arzenei,
Wie Speise man dem Hungrigen mag reichen,
So spende Lindrung, Schönste,
Den Glutenqualen, die mein Herz verzehren.

Wie zu des Teiches kaltem Naß,
Darein des Lotos Blütenstaub geregnet,
Der Elefant gequält von Hitze eilt,
Laß mich an deines Busens Kühle sinken . . . .«

All das aber sind nur Umrahmungen, die das im Mittelpunkt von allem stehende Bild des Buddha und seiner Verkündigung umgeben. Fast alle Hauptlehren, in denen das buddhistische Fliehen aus der leiderfüllten Welt, die buddhistische Erlösungssehnsucht ihre feste Form gefunden haben, werden in den großen Predigten und Dialogen dieser Sammlung vorgetragen und erläutert. So die weltbekannte Formel der »vier heiligen Wahrheiten« — das zentrale Dogma der ganzen Buddhalehre — : die vier Sätze vom Leiden, von der Entstehung des Leidens, von der Aufhebung des Leidens, vom Wege zur Aufhebung des Leidens: eingehende Erörterungen über jeden der vier Sätze werden in einer dieser Reden Buddha in den Mund gelegt. In einer anderen Rede findet sich eine ausführliche Besprechung jener merkwürdigen »Kausalitätsformel«, die in der Verkettung von Ursachen und Wirkungen, die selbst zu Ursachen neuer Wirkungen werden, die Notwendigkeit aufweist, mit der allem Dasein »Alter und Tod« anhaftet, »Schmerz und Klagen, Leid, Kümmernis und Verzweiflung«.

Den schönsten Schmuck aber dieser Redensammlung bildet ein Text, dem kaum ein anderer im buddhistischen heiligen Kanon an Bedeutung gleichkommt, ja es ist nicht zu viel gesagt, der den Schätzen der Weltliteratur zugezählt zu werden würdig ist: das Mahā Parinibbāna Sutta, der Bericht von Buddhas Eingehen in das Nirvana. Seine letzten Wanderungen, die Stimmungen der Jünger, die den greisen Meister umgeben, der menschliche Schmerz um den herannahenden Verlust und zugleich das Erhabensein des für alles irdische Geschehen unberührbaren inneren Friedens über jenen Schmerz, endlich das stille Hinübergehen Buddhas, das in

Wahrheit kein Hinübergehen mehr ist, aus dem Weltdasein, von dem er längst gelöst ist, in die jenseitige Überwelt des Nirvana, in der er längst weilt: das alles tritt aus diesem Text Lesern, die über die altertümlich unbeholfene Steifheit der Form hinauszublicken verstehen, in unvergleichlicher tiefer Echtheit entgegen.

In einer Echtheit, die verflachenden Auffassungen des buddhistischen Denkens und Wesens gegenüberzustellen nicht überflüssig scheint.

Grenzen sozialer Versicherung.

Von Professor Dr. Alfred Manes, Dozent an der Handelshochschule Berlin.

(Schluß)

Der springende Punkt bei der Abgrenzung des rationellen Herrschaftsgebiets der Privat- und der Sozialversicherung, über den man sich klar werden muß, ist aber der: wie stark darf die Minorität derjenigen sein, welche durch die soziale Zwangsversicherung keine Vorteile erfahren, um die Einführung einer solchen Versicherung für eine gewisse Bevölkerungsschicht rechtfertigen zu können? Ist es zu empfehlen und richtig, um 500,000 Personen, die aus irgend einem Grund ohne Versicherung sind, in eine solche zu bringen, 400,000 Personen, die bereits einer für sie günstigen Versicherung angehören, aus dieser heraus in die Zwangsversicherung einzuschließen zusammen mit jenen 500,000 — lediglich im Interesse der die Minorität nicht sehr stark überschreitenden Majorität? Wo sind da die Grenzen des richtigen Verhältnisses zwischen beiden? Hierauf läßt sich eine wissenschaftliche Antwort nur dahin geben, daß man sagt: das Experiment wird um so gefährlicher, je größer die Minorität ist. Im übrigen wird in solchen und ähnlichen Fällen die Macht- und politische Zweckmäßigkeitsfrage entscheiden.

Wenn jedoch in den Kreisen der Privatversicherung die gesamte Sozialversicherung, also auch die Arbeiterversicherung, gelegentlich bekämpft wird, so liegt dies häufig nur in einer Verwechslung der Begriffe Staatsversicherung und Sozialversicherung. So wenig jede Sozialversicherung Staatsversicherung ist, so wenig ist jede Staatsversicherung Sozialversicherung. Man kann aber überzeugter Anhänger der sozialen Versicherungsidee sein, ohne daß das mit der Gegnerschaft gegenüber einer nicht sozialen Staatsversicherung irgend etwas zu tun hat. Das sollte man mehr, als bisher geschehen ist, beachten.

Wo ist weiterhin die Grenze der Sozialversicherung gegenüber der Armenpflege? Die Beantwortung dieser Frage ist verhältnismäßig einfach, wenn man auf die eine Seite beispielsweise unser deutsches Armenwesen stellt, auf die andere Seite etwa die Angestelltenversicherung, wie sie in dem deutschen Gesetzentwurf geplant ist. Hier tragen Angestellte und Unternehmer die ganzen Kosten, dort fallen die Kosten auf die Kommunen. Schwieriger ist die Entscheidung, wenn man etwa die deutsche Invaliden- und Altersversicherung in betracht zieht, bei der bekanntlich die Versicherten einen Staatszuschuß zu den Renten erhalten, die sie aus eigenen und ihrer Arbeitgeber Beiträgen sich erwerben. Hier enthält die Versicherung einen Zusatz, der als der Armenpflege ähnlich anzusehen ist. Er ist im Verhältnis zu dem assekuranztechnischen Charakter der Invaliden- und Altersversicherung aber so unbedeutend, daß er ihr Wesen nicht ändert. Die Unterscheidung von Armenpflege und Versicherung ist auch sehr leicht, solange jene als entehrend gilt, und diese allein feste Rechtsansprüche gewährt. Denn Armenpflege zu fordern hat bei uns niemand ein individuelles Recht; sie beginnt auch erst dann, wenn die wirtschaftliche Existenz einer Person vernichtet ist, während die Versicherung dieser Vernichtung gerade vorbeugt. Dort bedarf es des Nachweises der Bedürftigkeit, hier entscheidet eine ganz bestimmte Tatsache: das Alter, die Invalidität, die Krankheit. Die Sozialversicherung ist ein Stück Sozialpolitik, die Armenpflege gerade das Gegenteil, wie van der Borght sich ausdrückt: »ein notwendiges Übel, das um so größeren Umfang erreicht, um so weniger die Sozialpolitik ihrer Pflicht genügt.«

Nun haben aber eine ganze Reihe von Staaten Einrichtungen, die einerseits unserer

Sozialversicherung, andererseits unserem Armenwesen ähneln. In Island wie in Dänemark und Frankreich, in Neuseeland und Auftralien wie auch in Großbritannien[14]) sind im Laufe der letzten Jahre Alters-, zum Teil auch Invalidenrentengesetze eingeführt worden, welche gewissen mehr oder minder bedürftigen Personen Renten gewähren, deren Bezug in keiner Weise entehrt, für welche aber auch weder die Rentenempfänger noch sonft irgend jemand Versicherungsbeiträge bezahlt haben; die Renten werden vielmehr aus allgemeinen Staatsmitteln bewilligt. Ich habe versucht, diese neue Kategorie sozialer Fürsorge Staatsbürgerversorgung[15]) zu nennen, um anzudeuten, daß es sich hier um eine sich prinzipiell ebenso von der Armenpflege wie von der Versicherung unterscheidende Einrichtung handelt. Sie fällt also aus den Grenzen der Sozialversicherung heraus.

Während also nach oben die soziale Zwangsversicherung an die freiwillige Privatversicherung grenzt, ift sie nach unten der beitragslosen Staatsbürgerversorgung benachbart oder aber dem Armenwesen. Daß dieses, so human es auch in den letzten Jahrzehnten wenigftens in vielen Orten Deutschlands geftaltet worden sein mag, doch immer noch zum mindeften für den Versicherungsenthusiaften Unzeitgemäßes, Überlebtes an sich hat, darf man sich nicht verhehlen; und man wird ohne weiteres zugeben, daß die Staatsbürgerversorgung das Armenwesen ebenso sehr übertrifft wie die Sozialversicherung die Staatsbürgerversorgung.

Wenn man, gegenüber den Verhältnissen bei uns, in einer Anzahl ausländischer Staaten sieht, daß wenigftens für die hochbetagten mittellosen alten Leute ein Syftem vorhanden ift, das ihnen einen individuellen Rechtsanspruch auf notdürftige Versorgung gewährt, so muß man doch die Frage aufwerfen, ob es nicht irgendwie möglich ift, auch in anderen Ländern mindeftens den alten erwerbsunfähigen Leuten, welche nicht der Versicherung teilhaftig werden, ein ähnliches Recht auf notdürftige Versorgung bis zu ihrem Lebensende einzuräumen und so die Armenpflege wenigftens für diese Allerärmften durch eine moderne humane Methode, die sich anderswo bewährt hat, zu ersetzen. Man kann hier allerdings verschiedener Meinung sein; verkehrt ift es aber zu erklären, daß die Lage der Personen, die nicht versichert werden können, das Forum der Sozialversicherer nicht interessiere und vor ein anderes Forum gehöre. Da muß man auch als überzeugter Sozialversicherer nicht davor zurückschrecken, zu sagen, daß das Dogma der Versicherung gelegentlich auch durch einen anderen Glaubenssatz ergänzt werden darf. Und ehe man daran geht, das Gebäude der Sozialversicherung immer höher zu bauen, neue Stockwerke und Türme aufzusetzen, es auch für Bevölkerungskreise einzurichten, die — wenigftens zum großen Teil — besser geftellt sind als die heute bereits unter Sozialversicherung gebrachten, muß man am Fundamente arbeiten, darf sich nicht scheuen, in den dunklen Keller dieses Gebäudes zu fteigen und hier Besserungen vorzunehmen. Den Fortschritt der sozialen Versicherungsidee sollte man nicht in der Weise fördern, daß diese immer neue Volkskreise mit höherem Einkommen umschließt, sondern darin, daß sie die Armenpflege völlig verdrängt. Nicht nach oben, sondern nach unten heißt es ausbauen, ohne Rücksicht darauf, daß diejenigen, deren Los zu bessern als Ideal vorschwebt, sich trotz unserer so hoch gepriesenen Armenpflege nicht mit dem Wahlzettel in der Hand für die sozialen Wohltaten revanchieren können. Von diesem Standpunkt aus läßt sich sehr vieles gegen die geplante, gänzlich unzureichende Witwen- und Waisen- sowie gegen die Angeftellten-Versicherung, namentlich gegen die öfterreichische, vorbringen.

Selbft über die Frage der territorialen Begrenzung der Sozialversicherung herrschen keine übereinftimmenden Auffassungen. Seit Jahren ift zwar unverkennbar die Tendenz vorhanden, die räumlichen Schranken, welche das Staatsgebiet der Sozialversicherung naturgemäß auferlegt, zu überschreiten, internationale Vereinbarungen darüber zu treffen, aber sowohl über das Prinzip wie über die Einzelheiten sind die Meinungen geteilt. Während van der Borght[16]) von einem internationalen sozialpolitischen Zusammenwirken eine Verwischung der Grenzen des Staatswesens befürchtet und dem Gedanken nicht sympathisch gegenüberfteht, sieht Stier-Somlo bereits ein Welt-Arbeiterversicherungsrecht aufkommen

[14]) Vergleiche Zacher: Die Arbeiterversicherung im Ausland.

[15]) Vergleiche meine Arbeiterversicherung in Auftralien und Neuseeland, Berlin 1908.

[16]) Sozialpolitik, Leipzig 1904, Seite 7.

und sucht diese Idee zu fördern[17]). Auch v. Zwiedineck-Südenhorst[18]) ist für eine überstaatliche Sozialpolitik, da die Ideen sich an Staatsgrenzen nicht binden lassen. Freilich »ein überstaatliches Recht in dem Sinne, daß es das Produkt einer über den Staaten stehenden höheren Macht wäre, ist ebensowenig möglich, wie eine überstaatliche Sozialpolitik ohne Staatsbürger als Träger der Ideen.«

Aber auch ohne internationale Verträge ist eine Ausdehnung des territorialen Machtbereichs eines Staates als Gesetzgeber auf dem Gebiet der Sozialversicherung insofern vorhanden, als beispielsweise nach dem deutschen Unfallversicherungsgesetz Betriebe auf Anordnung des Reichskanzlers für versicherungspflichtig erklärt werden können, wenn es sich um dauernde Niederlassungen im Auslande handelt, die von deutschen Betrieben ausgehen. Entsprechende Bestimmungen enthält die Reichsversicherungsordnung, und der Entwurf der deutschen Angestelltenversicherung erweitert dieses Prinzip nicht unwesentlich.

Zur Diskussion Anlaß gegeben hat namentlich in der letzten Zeit die Erstreckung der inländischen Sozialversicherung auf die ausländischen Arbeiter. Werden hier die Grenzen einer rationellen einheimischen Sozialpolitik nicht zu ungunsten des Inlandes überschritten? Mir will scheinen, als ob wir in der Tat in Deutschland in dieser Beziehung viel zu entgegenkommend sind. Während wir im Laufe der Jahre vielen tausenden italienischen Arbeitern zu Renten verhelfen, genießen deutsche Arbeiter im Auslande schon einfach aus dem Grund die Wohltaten sozialer Versicherung in bedeutend geringerem Umfange, als diese hinter der deutschen zurücksteht, und viel weniger deutsche Arbeiter im Auslande in versicherungspflichtigen Beschäftigungen tätig sind, als ausländische bei uns. Nicht mit Unrecht hat aus diesen wie aus andern Gründen der Alldeutsche Verband auf die recht bedenkliche Förderung der ausländischen Arbeiter in Deutschland hingewiesen[19]). Als die geltenden Gesetze in den achtziger Jahren erlassen wurden, war die Zahl der ausländischen Arbeiter im Deutschen Reiche noch sehr gering; das hat sich inzwischen im wesentlichen sehr geändert, und von allen europäischen Ländern beherbergt jetzt das Deutsche Reich nach der Gesamtzahl wie im Verhältnis zur einheimischen Bevölkerung die meisten Ausländer, nicht nur slawische, sondern auch magyarische und romanische Elemente, die das Niveau der heimischen Arbeiter häufig genug drücken, die Ziffern der Kriminalstatistik aber erhöhen. Die Reichsversicherungsordnung berücksichtigt diese Verhältnisse bedauerlicherweise nicht genügend.

Eine gewisse Verwandtschaft zeigt auch die Forderung des Deutschen Ostmarkenvereins[20]), im Interesse der Erhaltung und Stärkung des Deutschtums in den mit Polen durchsetzten Teilen des Reichs Vorkehrungen zu treffen, um eine Ausnutzung der Einrichtungen der Reichsversicherung zu nationalpolnischen Zwecken zu verhindern. Es ist also, wie dieses Beispiel zeigt, nicht undenkbar, daß man aus Gründen nationaler Verteidigung die Sozialversicherung in irgend einer Weise begrenzt.

Nach einer andern Richtung hin ist die territoriale Begrenzung von Bedeutung für die Entwicklung der ganzen Sozialversicherung. Je mehr sich nämlich die Idee der Versicherung nach andern Ländern verpflanzt und hier zur Durchführung gelangt, desto eher steht zu erwarten, daß die Länder, welche mit der Versicherungsgesetzgebung begonnen haben oder auf ihr schon fortgeschritten sind, sie weiter ausgestalten. Die Nachahmung im Ausland ist günstig insofern, als man sich im Ursprungslande dann sagt, daß, wenn verschiedene fremde Staaten dem Beispiele folgen, es gut sein muß. Folgen aber dem ursprünglichen Beispiel eines Landes die andern Nationen nicht oder nur unvollkommen, so greift allzu leicht die Idee Platz, daß man sich mit sozialen Lasten gegenüber den Konkurrenzländern zu sehr beschwere.

Damit kommen wir zu einem der wichtigsten, aber auch bestrittensten Bestimmungsgründe für die Grenzen sozialer Versicherung: die Belastung der heimischen Volkswirtschaft durch sie. Wie es sich hiermit verhält, wird bis auf den heutigen Tag im wesentlichen je nach Neigung und Stimmung so oder so beantwortet. Man kann auch

[17]) Die Idee eines Welt-Arbeiterversicherungsrechts in der Festgabe der Bonner juristischen Fakultät, Berlin 1911, S. 379 ff.

[18]) Sozialpolitik, Tübingen 1911. Seite 133 ff.

[19]) Zeitschrift für die gesamte Versicherungs-Wissenschaft, Berlin 1911, Band XI, Seite 153.

[20]) Zeitschrift für die gesamte Versicherungs-Wissenschaft, Berlin 1911, Band XI, Seite 155.

	Deutschland		England	
	Millionen Mark	Auf den Kopf der Bevölkerung	Millionen Mark	Auf den Kopf der Bevölkerung
Invaliditätsversicherung	234,94	3,7	—	—
Krankenversicherung	351,13	5,6	—	—
Unfallversicherung	181,60	3,0	—	—
Staatliche Versicherung	767,67	12,3	—	—
Volksversicherung	91,3	1,6	272	6,1
Armenlast	189,(?)	3(?)	355	8,0
Unfall- u. Haftpflichtversicherung	13,0	1,4	183	4,1
Private Versicherung	293,3	6,0	808	18,2
Soziale Belastung insgesamt . . .	1060,97	18,3	808	18,2

sagen: es gibt einwandfrei erscheinende Beweise für die Auffassung, daß unsere Industrie zu stark belastet wird, wie auch dafür, daß die Sozialversicherung gar keine Last, sondern ein Vorteil für sie ist. Bald mag das eine, bald das andere zutreffen. Es fehlt hier noch vollständig an Einzeluntersuchungen[21]). Generell läßt sich die Frage vorerst überhaupt nicht lösen. Sie wird ganz verschieden zu beantworten sein, je nachdem es sich um neue oder längere Zeit schon bestehende Lasten handelt, um Industrien, welche ausschließlich für den Export oder ausschließlich für den heimischen Markt oder für Inland und Ausland produzieren, und es kommen weitere Differenzierungen dazu, je nach den Konkurrenzverhältnissen, je nachdem der betreffende deutsche Industriezweig zu konkurrieren hat mit Industrieprodukten aus einem Land, in dem es überhaupt keine oder nur eine minimale Sozialversicherung gibt, bei der die Abwälzung der Lasten von den Schultern der Unternehmer leichter möglich ist als bei uns. In der deutschen Industrie, die nur für den deutschen Markt produziert und hier keinerlei Auslandskonkurrenz erfährt, werden die Ausgaben für Sozialversicherung zweifelsohne auf die Gesamtheit aller inländischen Konsumenten abgewälzt, falls nicht durch Verbesserungen in der Produktion, durch sparsames Wirtschaften und dergleichen diese Ausgaben eingeholt werden. Ein solcher Industriezweig darf nicht von sozialen Lasten sprechen, höchstens von solchen, die auf die Konsumenten fallen.

Anders freilich, wenn es sich um einen Fabrikationszweig handelt, der nur exportiert und im Ausland die Konkurrenz von Unternehmern zu ertragen hat, in deren Land gar keine Sozialversicherung, aber auch keine Surrogate für diese vorhanden sind. Dadurch daß man die Surrogatleistungen auch in Rechnung ziehen muß, wird das Problem noch verwickelter. Was damit gemeint ist, und wie wichtig jene Surrogatleistungen sind, geht aus einigen Berechnungen hervor, die Ballod[22]) einmal angestellt hat, und die sich gegen Ausführungen von Bernhard[23]) richteten. Freilich sind die Ballodschen Zahlen ergänzungsbedürftig und in der Tat auch durch Bührig[24]) ergänzt worden. Nach diesem läßt sich obenstehende Tabelle aufstellen.

Hiernach sind — wie Bührig weiter ausführt — allerdings die in den beiden Ländern aufzubringenden Lasten einander fast gleich. (Unberücksicht, weil in Ermangelung brauchbarer Zahlen nicht genau erfaßbar, ist auf englischer Seite der Beitrag für die Krankenfürsorge geblieben, der sehr erheblich ist und sich beispielsweise allein für die von den vierzehn größeren Friendly Societies aufgebrachten Summen, wie Ballod anführt, im Jahre 1908 auf über 50 Millionen Mark belief. Auf deutscher Seite sind wiederum die unzähligen kleinen Sterbe- und Pensionskassen, die für engbegrenzte Kreise bestimmt und

[21]) Um so dankbarer ist es zu begrüßen, daß Dr. Potthoff als Leiter einer vom Verein für Sozialpolitik in Angriff genommenen Untersuchung über das Versicherungswesen auch usw. diesen Punkt berücksichtigen will.

[22]) Tägliche Rundschau, Berlin, im Dezember 1910.

[23]) Vortrag in der Vereinigung für Staatswissenschaftliche Fortbildung im Winter 1910, über welchen die Tagespresse berichtete.

[24]) Kölnische Zeitung vom 27. Februar 1911.

vielfach von gewerblichen Firmen nur für die eigenen Angestellten und Arbeiter eingerichtet und nicht dem Kaiserlichen Aufsichtsamt für Privatversicherung, sondern den Landesaufsichtsbehörden unterstellt sind, nicht herangezogen worden, weil auch für sie keine für diesen Fall ausreichenden Statistiken vorhanden sind.) »Der deutsche Kopfanteil übersteigt also de facto ebenfalls den oben angeführten, sodaß man wohl annehmen darf, daß die englischen und deutschen Lasten sich ungefähr die Wage halten. Die Höhe unserer sozialpolitischen Lasten, an sich genommen, beeinträchtigt demnach nicht unsere Wettbewerbsfähigkeit England gegenüber, die Gefahr liegt vielmehr in dem System, nach welchem die Lasten zu Erhebung gelangen. Aus der Tabelle ersehen wir, daß dem in Deutschland erhobenen Gesamtbeitrage für die Zwangsversicherung von 768 Millionen in England eine Null gegenübersteht; daß die Zwangsbeiträge 2/3 der Gesammtsumme aller Lasten in Deutschland ausmachen, während England Zwangsbeiträge überhaupt nicht kennt, sondern die sozialpolitische Fürsorge dem Belieben jedes einzelnen anheimstellt. Und gerade in diesem System der kraft Gesetzes zu erhebenden Beiträge ist die Gefahr für die Wettbewerbsfähigkeit zu erblicken, solange die anderen Industrievölker sich diesem Vorgehen nicht anschließen.« Man wird dieser Auffassung eine gewisse Berechtigung durchaus nicht abstreiten können, und es verdient eingehende Beachtung, wenn selbst ein so überzeugter und warmherziger Sozialpolitiker wie v. Zwiedineck-Südenhorst[25]) eindringlich auf die wirtschaftlichen Hemmungen hinweist, welche die Grenzen der Sozialpolitik diktieren. Wir müssen, ob wir Freunde oder Feinde des Ausbaues der Sozialversicherung sind, stets uns die Frage vorlegen, »ob und bei welchen Belastungen, die dem Unternehmer durch die sozialpolitischen Forderungen auferlegt werden, ein Konflikt zwischen zwei sozialpolitischen Wünschen entstehen muß. Namentlich einerseits dem der Durchsetzung der die Industrie belastenden Forderungen, andererseits dem des Vorhandenseins eines kräftigen Unternehmertums, das für reichere Beschäftigung der Arbeiter sorgt. Unzweifelhaft kann bei einer gewissen Grenze die Sozialpolitik aufhören, gemeinwirtschaftlich, sozial günstig zu wirken«. Wenn zur Abwendung der Gefahr, daß die heimische Industrie auf dem Inlandmarkt die Vorherrschaft verliert, der Schutzzoll als Hilfe gewünscht wird, »der seine Zweckbestimmung gar nicht vollkommener erreichen kann, als indem er zum Korrelat des Arbeiterschutzes im engeren Sinne wird«, will mir das doch in dieser allgemeinen Fassung, nach dem, was ich in dieser Beziehung in Australien mit dem dort eingeführten New Protection System gesehen habe[26]), recht bedenklich erscheinen. Eine solche Auffassung führt gar zu leicht zu einem circulus vitiosus. Auch die Rezepte, die gelegentlich gegeben werden, um ausländische Absatzgebiete zu erhalten, sind fast alle recht problematisch. Wenn die deutschen Goldschmiede tatsächlich durch die Belastung mit hohen Löhnen und Versicherungsbeiträgen gezwungen sind, gewisse Arbeiten in Italien machen zu lassen, so scheinen solche und viele andere ähnliche Fälle ein durchschlagendes Argument gegen die Fortführung der Sozialpolitik zu liefern. »Man darf«, sagt v. Zwiedineck-Südenhorst weiter, »sich auch keinen Illusionen darüber hingeben, daß bei der Förderung, die der Gedanke der internationalen Arbeiterschutzgesetzgebung gerade von seiten der einflußreichsten Interessenten der Arbeitgeber gefunden hat, die Hoffnung auf eine Ausgleichung der Konkurrenzbedingungen die ausschlaggebende Triebfeder bildet.« Aber man darf da auch nicht zu schwarz sehen; denn es ist doch nun einmal die Tatsache nicht aus der Welt zu schaffen, daß die deutsche Industrie gerade unter der Herrschaft der Sozialpolitik ihren ungeahnten Aufschwung, ihre den Weltmarkt immer mehr erobernde Entwicklung genommen hat. Und so scheint es, daß doch vielleicht die Bedeutung der sozialen Lasten überschätzt wird. »Natürliche Produktionsbedingungen und technische Entwicklung fallen bezüglich der Konkurrenzfähigkeit auf dem Weltmarkte ungleich schwerer ins Gewicht, und eine der wichtigsten natürlichen Produktionsbedingungen, die einer Industrie die Überlegenheit über die ausländische Konkurrenz schafft, ist die entsprechende Reife, der geistig-sittliche Ernst ihrer Arbeiterschaft, die Einsicht in die

[25]) Sozialpolitik, Seite 23.

[26]) Ins Land der sozialen Wunder, Berlin 1911, sowie in meiner Schrift: Politisches aus Australasien, Berlin 1910.

großen Aufgaben, die die nationalen Kräfte auf dem Gebiete der Produktion zu lösen haben; alles Elemente, die erwiesenermaßen das Produkt einer unablässig fortschreitenden Schutzgesetzgebung sind.« Diese Feststellungen von v. Zwiedineck-Südenhorst, welche sich auf Deutschland beziehen, decken sich mit meinen Erfahrungen in Australien, wie ich sie in meinem Werk »Ins Land der sozialen Wunder« kurz dargestellt habe. Ich sage dort in Übereinstimmung mit dem Amerikaner Clark, »daß das Studium der australasischen Verhältnisse keinen Beweis dafür liefert, daß ein Land etwa durch staatliche Regulierung der Arbeit ruiniert werden könne.« Ganz andere Faktoren spielen die ausschlaggebende Rolle für Blüte oder Verfall.

Aber daß trotz alledem kein Gebiet der Arbeiterschutzgesetzgebung, und vor allem nicht die soziale Zwangsversicherung bis ins Unendliche ausgedehnt werden kann, liegt auf der Hand. Es könnte sonst dahin kommen, daß die Unternehmer mit ihren Kapitalien auswandern; und so erwächst dem sozialpolitischen Gesetzgeber die einen außerordentlichen Takt und ein feines psychologisches Gefühl erfordernde Aufgabe, bei aller Liebe zu den Arbeitern die Bedeutung der Persönlichkeit nicht zu unterschätzen, dem genialen Unternehmer Raum zu schöpferischer Tätigkeit zu gewähren, ihm nicht die Arbeitsfreudigkeit zu nehmen und ihn ins Ausland zu treiben.

Aber noch nach andern Seiten hin muß der Gesetzgeber, will er die richtigen Grenzen sozialer Versicherung nicht überschreiten, ein guter Psychologe sein. Das Problem, welches ich hier im Auge habe, formuliert Stier-Somlo in seinem Aufsatz über Welt-Arbeiterversicherungsrecht geschickt, indem er die Frage aufwirft, wie weit ohne Gefährdung der persönlichen Initiative, ohne Lähmung der auf Selbsthilfe und Selbstdurchsetzung gerichteten wertvollen ethischen Kräfte der staatliche Zwang gehen soll, und zwar sowohl in der Richtung der Einbeziehung bestimmter Schichten des Volkes in das Gesamtwerk, als auch in der der zweckmäßigsten Bemessung finanzieller, naturaler, insbesondere ärztlicher Hilfeleistungen. Mit Recht sieht man hierin eines der schwierigsten Grundprobleme; denn jeder Kenner der Menschenseele muß ohne weiteres zugeben, daß wenigstens bei der überwiegenden Mehrzahl aller Menschen Pflichtbewußtsein und Berufstreue leiden können, wenn die Notwendigkeit, durch Arbeit sein Brot zu verdienen, nicht mehr vorliegt. Wenn aber Voraussetzung einer erfolggekrönten Sozialpolitik Gewissenhaftigkeit und angestrengte geistige wie körperliche Tätigkeit der Volksgenossen ist, so muß die sozialpolitische Praxis, »wenn sie nicht an Kulturbasis verlieren will, was sie auf anderem Boden zu gewinnen strebt«, die Indolenz, das Nachlassen der Selbstverantwortlichkeit auf das entschiedenste bekämpfen. Während aber der auch hier wieder zu zitierende v. Zwiedineck-Südenhorst »wirkliche Gefahren« auf dem Gebiete der Sozialversicherung in der Beziehung erblickt, steht Potthoff [27]) auf dem Standpunkt, daß die Versicherung »nicht eine Schwächung des Verantwortungsgefühls, sondern das Gegenteil ist«. Die Aussicht auf Renten verhindert nach ihm die Sorge um die Zukunft, bewirkt vielmehr, daß Lebensfreude, Arbeitslust und Leistungsfähigkeit nicht gehemmt, nicht zerstört werden. So kommt er auch zu der Auffassung, daß »der Gedanke, daß die Versicherungspflicht bei bestimmten Einkommen Halt machen solle, grundverkehrt« sei. Mit dieser Auffassung steht Potthoff ziemlich allein; er hat diese Worte zweifelsohne auch nicht als Vertreter der Wissenschaft, sondern als politischer Agitator geschrieben, und einem solchen — aber auch nur ihm! — sind solche Gedanken zu verzeihen. Spinnt man Potthoffs Ideen weiter aus, so kommt man ohne weiteres dazu zu sagen: je mehr einer hat, desto mehr kann er verlieren, desto größer ist die Notwendigkeit, daß der Betreffende, wenn er es nicht freiwillig tut, zur Versicherung gezwungen wird; und so läge eine des Humors nicht entbehrende Sozialpolitik für Millionäre nur zu nahe!

Die zahlreichen Schriftsteller, die von Rentenhysterie und Simulationen auf dem Gebiete der Sozialversicherung zu berichten wissen [28]), würden wahrscheinlich weniger Anfechtungen erfahren, wenn sie so vorsichtig wären, stets zu betonen, daß sich der Arbeiter in den

[27]) Bulletin des Assurances Sociales, herausgegeben von Fuster, Paris, 1910, S. 220.

[28]) Vergleiche insbesondere die Artikel von Feilchenfeld im Versicherungslexikon und den Aufsatz von Mueller in der Zeitschrift für die gesamte Versicherungswissenschaft, Berlin 1907, Band VII, Seite 203, ferner neuestens Friedensburg in der Zeitschrift für Politik, Berlin, Märzheft 1911.

hier in Betracht kommenden menschlichen Schwächen auch von den wohlhabenden Versicherten keineswegs grundsätzlich unterscheidet. Denn auch die Privatversicherung und zwar gerade auch solche Gesellschaften, deren Kundenkreis sich auf wohlhabendere Kreise erstreckt, können recht Unerquickliches von Simulationen und Rentenhysterie berichten. Nur zwei einwandfreie Beweise will ich aus der Fülle der Tatsachen hier anführen. Die eine von Loewy[29]) ermittelt bei der Untersuchung der Badischen Eisenbahnpensionskassen, die andere von Samson[30]) bei einem Vergleich der Heilungsdauer von Unfällen versicherter und nicht versicherter wohlhabender Personen.

Die Samsonsche Untersuchung ergibt, »daß die Tatsache des Versichertseins allein genügt, im Verlauf von Unfällen die Heilungsdauer über das gewöhnliche Maß weit hinauszuschieben«. Beispielsweise ergibt sich bei der Untersuchung von Luxationen eine Verzögerung der Heilungen, die durchschnittlich 2,3 Monate beträgt. Bei der durchschnittlichen Prolongation der in Betracht kommenden Fälle von Frakturen ergab sich ein Wert von 3,6 Monaten pro Fall.

Aus den Beobachtungen Loewys über einzelne Erfahrungen bei der Untersuchung der Betriebskrankenkasse der badischen Staatseisenbahn sei mitgeteilt, daß sich durch Einteilung der Arbeiter nach Lohnklassen bei den höher besoldeten Kassenmitgliedern stets eine größere Zahl von Krankentagen als bei ihren Altersgenossen der niedriger besoldeten Lohnklassen ergab. Da es sich um Pflichtmitglieder handelte, konnte von einer Auslese keine Rede sein. »Die gefundene Tatsache läßt sich bei dem, abgesehen von der Besoldung, ziemlich ähnlich beschaffenen Material nur dadurch erklären, daß sich die höher besoldeten Arbeiter entweder länger der Krankheit hingeben oder sich auch schon bei leichteren Fällen krank melden. Die Erfahrungen der badischen Betriebskrankenkasse mit den freiwilligen Mitgliedern dürften auch vornehmlich auf das Streben nach Kassenleistungen zurückzuführen sein. Dies wird verständlich, wenn man erfährt, daß die freiwilligen Mitglieder der Betriebskrankenkasse der badischen Staatseisenbahnen als Beamte durch Fortbezug ihres Diensteinkommens neben dem Krankengeld in kranken Tagen besser als in gesunden gestellt sind. Ebenso liegt es bei den höher besoldeten Mitgliedern der badischen Eisenbahnarbeiterpensionskasse, denn diese sind außer bei der Arbeiterpensionskasse, der sie kraft ihres Arbeitsverhältnisses zwangsweise angehören müssen, noch anderweitig, oft sogar in mehreren Kassen, gegen Krankheit versichert und beziehen daher bei Krankheit oft ein höheres Einkommen, als wenn sie arbeiten.«

Am allerschwierigsten dürfte die bei der Erörterung unseres Themas nicht zu umgehende Frage zu beantworten sein, ob es denn für die soziale Versicherung keine zeitlichen Grenzen gibt, ob man nicht schon jetzt Anzeichen in der Entwicklung unserer Volkswirtschaft wahrnehmen kann, welche es vielleicht erwarten lassen, daß das Zwangsversicherungsverfahren überflüssig wird, weil freiwillig dasselbe erreicht werden könnte, ob nicht bereits der Zwang seine höchste ethische Aufgabe, zur Freiwilligkeit zu erziehen, schon zu lösen begonnen hat.

Wo der Weg hinführt, kann nicht prophezeit werden. Aber es zeigt sich uns eine äußerst wichtige Erscheinung, die uns allerhand ahnen läßt: bei den hervorragendsten Kennern der sozialen Versicherung macht sich das Streben geltend nach höherer Entwicklungsform, in der vor allem die Systeme von Freiwilligkeit und Zwang kombiniert werden. Das sieht man deutlich aus den Schriften von Zacher und neuerdings aus einer kleinen, aber äußerst wichtigen Abhandlung von Piloty[31]). Aus seinem Gedankengange sei nur das Folgende hervorgehoben:

Die Fragen, welche der Beantwortung harren, sind nach ihm so zu formulieren:

1. Ist es an der Zeit, mit dem Ausbau der Arbeiterversicherung auf der Grundlage des Zwanges nach Durchführung der landwirtschaftlichen Krankenversicherung, der Unfallversicherung des Handwerks und nach Einführung der Witwen- und Waisenversicherung einzuhalten?

---

[29]) Loewy, Versicherungsmathematische Prüfung der Abteilung B der Arbeiterpensionskasse für die Badischen Staatseisenbahnen und Salinen. Karlsruhe 1906.

[30]) Zeitschrift für die gesamte Versicherungs-Wissenschaft, Band V, Seite 83 ff.

[31]) Piloty, Der Versicherungszwang in der deutschen Arbeiterversicherung und die Thesen des Herrn Dr. Zacher, Stuttgart 1910.

2. Läßt sich, unbeschadet des fortzusetzenden inneren organischen Ausbaues der Zwangsversicherung, eine Gesetzgebung anschließen, welche die Freiwilligkeit (der Arbeiterversicherung) stärker als bisher betont und eine Angliederung freiwilliger Versicherungsinstitute an die bestehende Zwangsversicherung in Aussicht nimmt?

3. Welche Formen freiwilliger Arbeiterversicherung würden sich etwa empfehlen, und in welcher Weise hätte die Angliederung zu erfolgen?

Mit dem System des Zwanges — so führt Piloty aus — wird man nicht zu brechen, aber einzuhalten haben. Das Gute, was mit diesem System bisher geleistet worden ist, soll beibehalten und in allen Einzelheiten durch eine fortgesetzte Reformgesetzgebung zu noch besseren Ergebnissen in Leistungen, Organisationen und Verfahren hingeführt werden.

Die soziale Existenz des Arbeiters gegen jede Art von Gefahr durch irgend welchen Zwang zu sichern, kann nach Piloty immer nur ein relatives Ziel sein. Eine absolute Sicherung vor Not gibt es für niemand, also auch nicht für den Arbeiter.

Für die freiwillige Versicherung sollte dagegen eine den wahren Interessen der Beteiligten in versicherungstechnisch möglichst vollkommener Weise entsprechende und durchaus auf der Grundlage der Vertragsfreiheit aufgebaute Einrichtung getroffen werden. Dazu bieten sich die beiden Wege der Versicherung in privaten Versicherungserwerbsgesellschaften und in privaten Versicherungs-Genossenschaften auf Gegenseitigkeit. Beide Formen sind in Konkurrenz zu stellen, beide sind von Staats wegen durch normative Gesetzgebung, aber nicht durch neue Zuschüsse zu begünstigen [32]). Was man aber auch versuchen wird, begraben lassen wird sich der Gegensatz zwischen Kapital und Arbeit niemals.

Die Erörterung des Themas hat es vielleicht mit sich gebracht, daß gewisse unausbleibliche Nachteile der sozialen Zwangsversicherung gegenüber den weit überwiegenden direkten und noch mehr indirekten Vorteilen dieser Institution in den Vordergrund getreten sind. Ich darf aber wohl hoffen, daß man hieraus keine unbeabsichtigten Konsequenzen zieht.

Die Erkenntnis aller angeführten Bestimmungsgründe für die Grenzen sozialer Versicherung mag an sich nun, vom Standpunkt der Wissenschaft aus betrachtet, sehr wertvoll sein; und selbst angenommen, daß auch der Gesetzgeber die völlige Richtigkeit der hier vorgetragenen Gesichtspunkte anerkennt, können doch für ihn andere Beweggründe in Frage kommen, die ihn veranlassen, von unseren Maximen abzuweichen und vielleicht gerade das Gegenteil dessen zu tun, was wissenschaftliche Erkenntnis, Logik und Vernunftgründe bei der abstrakten Betrachtung der Versicherungsprobleme verlangen. Dafür fehlt es sogar leider nicht an Beweisen. Der neue deutsche Entwurf eines Versicherungsgesetzes für Angestellte ist vielleicht der beste Beleg dafür; denn dieser Entwurf ist aufzufassen als eine rein politische Aktion, unternommen in der Absicht, gewisse in Aussicht stehende Wahlen nach einer bestimmten Richtung hin zu lenken: die Wünsche einer großen Anzahl Angestellter, die als Reichstagswähler möglicherweise ihre Stimme der äußersten Linken geben würden, sollen erfüllt werden, um die weniger linksstehenden Parteien zu verstärken. Die Vermutung, daß die Berührung der dem Mittelstand angehörigen Angestellten mit den Arbeitern jene radikalisieren könnte, führt sogar den Gesetzgeber dazu, eine besondere, gänzlich neue, sehr kostspielige und umständliche Organisation ins Leben zu rufen und deren Notwendigkeit durch keineswegs einwandfreie technische Ausführungen scheinbar beweisen zu lassen. Um eines Augenblickserfolges willen wird ein soziales Versicherungsgesetz beabsichtigt, und zwar zum Teil für Personenkreise, für welche eine Zwangsversicherung bei weitem nicht so notwendig wäre wie für andere.

Wir haben es hier also zu tun mit einer bewußten und gewollten Überschreitung der vernünftigen Grenze sozialer Versicherung aus Gründen innerer Politik, aus wahltaktischen Motiven. Ist Sozialpolitik zu solchen Zwecken zulässig, oder müssen nicht bei ihr ganz andere Motive ausschlaggebend sein? Die Antwort kann hier nicht gegeben werden; denn das ist eine Frage, die über das Thema, welches ich mir hier zu beantworten die Aufgabe gestellt habe, weit hinausgeht.

---

[32]) Auf die Tagesordnung der in Dresden am 15.—16. September 1911 stattfindenden internationalen Konferenz für Sozialversicherung ist das Thema gestellt worden: »Verbindung staatlicher Zwangsversicherung und freier Privatversicherung zu wechselseitiger Ergänzung und Vervollkommnung.«

Nachrichten und Mitteilungen.

Korrespondenz aus Petersburg.

Europäische Schiffswege nach Sibirien.

Sibirien ist ein typisches Beispiel dafür, daß der natürliche Reichtum eines Landes, er mag so groß sein, wie er will, für die Welt im allgemeinen wertlos ist, solange keine Verkehrsmittel vorhanden sind, die eine Ausbeutung der vorhandenen Schätze im großen Maßstab gestatten. Seit langer Zeit weiß man, daß in Sibiriens Erde, in seinen Riesenwäldern und großen Strömen enorm reiche Schätze zu holen sind, die auf zahlreichen Gebieten des Handels dem Weltmarkt höchst willkommene Produkte würden zuführen können. Die Ausbeutung dieser Reichtümer mußte sich aber aus Mangel an brauchbaren Verkehrsstraßen bis um die letzte Jahrhundertwende in höchst bescheidenem Rahmen halten. Die wertvolleren Mineralschätze, wie vor allem das Gold und andre edlere Metalle, wurden zwar durch die nach Sibirien verbannten Sträflinge in verhältnismäßig primitiver Weise und unter Aufopferung einer unverhältnismäßig großen Menge von Menschenleben und Menschenglück schon seit sehr langer Zeit in den berüchtigten sibirischen Bergwerken gewonnen, aber diejenigen Landesprodukte, deren Wert gerade in ihrer massenhaften Erzeugung liegt, vor allem Getreide und Holz, blieben für den Welthandel wertlos, ja, sie konnten so wenig über die engste Umgebung ihres Ursprungsortes hinaus verwertet werden, daß oft genug in entlegeneren Teilen Sibiriens, etwa am Baikalsee, die überreichen Mengen von Getreide großenteils einfach ungeschnitten auf den Feldern verfaulten, weil die Bauern für das Übermaß von Himmelssegen keine Verwendung hatten, während gleichzeitig in andren Teilen des russischen Riesenreiches, ja selbst in anderen Gegenden Sibiriens, etwa im Osten, die entsetzlichste Teurung und Hungersnot herrschte! Ein Austausch der Güter aber war eben aus Mangel an allen Verkehrsmitteln naturgemäß vollständig unmöglich.

Durch die Eröffnung der Großen Sibirischen Bahn im Jahre 1901 ist ja nun wenigstens den allerschlimmsten Übelständen dieser Art gesteuert worden. Sibiriens Überproduktion an Getreide und seine reichen Holzbestände können jetzt ebenso wie die wertvolleren Mineralien anderswohin transportiert und nutzbringend verwendet werden, und insbesondere das sibirische Getreide hat in den letzten Jahren auf den europäischen Märkten bereits eine sehr viel größere Rolle gespielt, als es im allgemeinen bekannt sein dürfte.

Dennoch aber bewährt sich an der Sibirischen Bahn wieder einmal das alte wirtschaftliche Gesetz, daß auch die beste und vollkommenste Eisenbahn nicht imstande ist, einen etwa gleichzeitig vorhandenen Wasserweg vollwertig zu ersetzen. Die Güterbeförderung auf der Eisenbahn ist eben, sobald große Entfernungen in Frage kommen, viel zu teuer, und selbst der längste und beschwerlichste Seeweg wird stets einer Eisenbahnlinie im Gütertransport mit Erfolg Konkurrenz machen können. Was Sibirien heut und wahrscheinlich schon seit Jahrhunderten für die Weltwirtschaft bedeuten würde, wenn ein guter natürlicher oder künstlicher Wasserweg aus dem Süden des Landes nach Europa führte, ist garnicht abzuschätzen. Die sibirische Eisenbahn vermag diesen natürlichen Mangel jedenfalls nur in recht unvollkommener Weise auszugleichen, und es ist bezeichnend, daß gerade die letzten Jahre, in denen mit Hilfe der sibirischen Bahn überhaupt zum ersten Male die Schätze Sibiriens im großen nach Europa befördert werden konnten, eine ganze Reihe von Plänen und Vorschlägen gebracht haben, wie man einen Güteraustausch zwischen Europa und Sibirien auch auf dem Wasserwege möglich machen könne.

Es ist in dieser Zeitschrift schon früher gelegentlich von dem Plan die Rede gewesen, einen regelmäßigen Schiffsverkehr von Europa durchs Nördliche Eismeer sowohl nach den beiden Hauptströmen des westlichen Sibiriens, Ob und Jenissei, wie selbst noch weiter östlich, womöglich gar bis zur Beringsstraße, während der Zeit des Spätsommers zu ermöglichen. Noch ist ein endgültiges Urteil darüber, ob und in welchem Umfang ein solches Verkehrsprojekt auf die Dauer praktisch durchführbar sein wird, nicht möglich; daß in einzelnen günstigen Jahren eine unbehinderte Schiffahrt während der Monate Juli und August längs der ganzen sibirischen Küste stattfinden kann, ist nicht eben unwahrscheinlich (hierfür spricht ja auch Nordenskiölds ziemlich glatte Bezwingung der nordöstlichen Durchfahrt im Jahre 1878), aber dennoch scheinen die vor fünf Jahren zeitweise gehegten Hoffnungen auf eine leidlich regelmäßige Benutzung des Seeweges zur Ob- und Jenissei-Mündung oder gar der ganzen nordöstlichen Durchfahrt zu hoch gespannt gewesen zu sein, denn in den letzten Jahren hat das berüchtigte Karische Meer mit seinen sehr ungünstigen Eisverhältnissen der Schiffahrt bedeutend größere Schwierigkeiten bereitet, als man sie noch vor ein paar Jahren befürchten zu müssen glaubte, und in steigendem Maße bricht sich die Überzeugung Bahn, daß selbst in den 1½ allein für die Schiffahrt in Betracht kommenden Monaten das Karische Meer nur in Jahren mit günstigen Eisverhältnissen einen brauchbaren Wasserweg darstellt. Mit dem stetigen, großen Risiko, unter Umständen den Weg versperrt zu finden, kann aber kein Seetransport auf die Dauer rechnen, denn die Versicherungssummen für Schiff und Ladung müssen unter diesen Umständen so enorme Höhen erreichen, daß von einer Transportverbilligung gegenüber der Eisenbahnbeförderung nicht wohl mehr die Rede sein kann.

Es kommt hinzu, daß, wider ursprüngliches Erwarten, auch die russische Regierung der Schaffung eines regelmäßigen Schiffahrtverkehrs durch das Karische Meer zu den großen Strömen Westsibiriens durchaus nicht so sympathisch gegenübersteht, wie man es zunächst als selbstverständlich erwarten sollte. Ihre Stellung zu diesem Seeweg hat im Lauf der Jahrhunderte mehrfach gewechselt. Schon vor hundert Jahren verfügte der damalige Zar Alexander I., daß der Seeweg zwischen Europa und der Ob- bzw. Jenissei-Mündung »nicht vorhanden sei«. Die gefährliche Fahrt durchs Eismeer nach den sibirischen

Strömen wurde nämlich bereits seit dem sechszehntem Jahrhundert von Schiffen aus Nowgorod und Archangelsk, zwar nur selten, aber immerhin doch gelegentlich gewagt und erfolgreich durchgeführt. Alexander I. fürchtete nun, daß fremde, insbesondere englische Schiffe den Seeweg nach Sibirien häufiger, als es in Rußlands Interesse lag, benutzen könnten, und somit sperrte er ihn für die Schiffahrt vollständig und mit solchem Erfolg, daß der Wasserweg durch den englischen Kapitän Wiggins im Jahre 1874 in seiner Brauchbarkeit für die Schiffahrt gewissermaßen neu entdeckt werden konnte. Nachdem dann Wiggins und Nordenskjöld, letzterer auf seiner berühmten »Vega«-Fahrt, die zeitweise Befahrbarkeit des Seeweges endgültig erwiesen hatten, suchte die russische Regierung seine Benutzung kräftig zu fördern, indem sie den auf dem Wasserwege nach Sibirien gelangenden europäischen Auslandsprodukten Zollfreiheit gewährte. Daraufhin war ein ziemlich rasches Anschwellen des Schiffsverkehrs zu den sibirischen Strömen zu verzeichnen, aber diese Entwicklung wurde 1899 mit einem Male lahmgelegt, als aus unbekannten Gründen, wahrscheinlich aber um der nahezu fertigen sibirischen Bahn keine Konkurrenz großzuziehen, Rußland die Zollfreiheit der genannten Waren wieder aufhob. Etwa im Jahre 1905 schien dann aber aufs neue eine freundliche Stellungnahme der Regierung gegenüber dem Seeweg nach Sibirien Platz zu greifen; ja, die Regierung entsandte sogar eine Expedition zum Studium der Frage, ob es nicht um Ende Juli und im August möglich sei, Handelsschiffe von Europa bis nach Ostasien längs der ganzen nordsibirischen Küste fahren zu lassen, d. h. die »nordöstliche Durchfahrt« dem Verkehrsleben in beschränktem Umfang dienstbar zu machen. Daraufhin ersuchte im Juli 1906 eine Dampfschiffahrtsgesellschaft von Handelsschiffern die Regierung um Unterstützung ihrer Bestrebungen zur Hebung der Schiffahrt durch das Karische Meer: sie hatte mit Hamburger Schiffen verhandelt, daß sie auf dem Wasserwege im Jahre 1908 130000 Pud Waren zum Jenissei und nach Jenisseisk befördern sollten, und hatte sich auch mit der Jenissei-Forstverwaltung in Verbindung gesetzt, um den Hamburger Schiffen entsprechend lohnende Rückfrachten zu sichern. Als diese Verhandlungen soweit gediehen waren und die Unternehmer-Gesellschaft sogar schon damit umging, 6 Dampfer und 9 Barken auf dem Ob und dem Jenissei für den geplanten Holztransport zu erwerben, gab wider alles Erwarten die Regierung am 24. Oktober (6. November) 1907 den Bescheid, daß die Konzession nicht erteilt werden könne! Eine Begründung dieser unerwarteten Stellungnahme wurde nicht gegeben; es ist aber wohl nicht unwahrscheinlich, daß wieder die Befürchtung ausschlaggebend war, die Einnahmen der Sibirischen Bahn könnten durch das Vorgehen der Gesellschaft geschädigt werden.

Dennoch ist es natürlich unmöglich, daß dieser fiskalische, wenig weitsichtige Standpunkt auf die Dauer gewahrt werden kann, weil eben die sibirischen und somit die allgemein-russischen Interessen darunter gar zu fühlbar leiden müßten. Es kommt hinzu, daß die Regierung ihre großartigen Pläne von 1905 ganz gewiß noch nicht hat fallen lassen, denn abgesehen davon, daß die Expedition zur Untersuchung der Schiffbarkeit des Eismeeres zwischen der Jenissei-Mündung und der Beringstraße noch bis in die neueste Zeit hinein tätig war, ist auch die Regierung daran gegangen, schon zwei für die Überwindung der Nordostpassage geeignete Schiffe bauen zu lassen; diese sollten ursprünglich vom Ausland bezogen werden, dann aber wurde Befehl gegeben, die Schiffe in Petersburg selbst bauen zu lassen. Damit ist nun freilich die Aussicht auf eine Verwirklichung der ganzen Idee merklich geringer geworden, denn es erscheint ziemlich ausgeschlossen, daß russische Werften Schiffe zu bauen vermögen, welche den Angriffen des Eismeeres gewachsen sind.

Ein ernsteres Hindernis als die voraussichtlich nur augenblicklich unfreundliche Stellung der russischen Regierung zur Handelsschiffahrt im Karischen Meer sind sicherlich die natürlichen Hindernisse des Meeres selbst, von denen oben die Rede war.

Da haben sich denn die an einem Seeschiffsverkehr zu den sibirischen Strömen interessierten Kreise nach einem zuverlässigeren und sichereren Wasserweg umgesehen, der in Frage kommen könnte. Man wird von vornherein geneigt sein, zu glauben, ein solcher sei nicht ausfindig zu machen, und man wird daher vielleicht erstaunt sein, zu hören, daß sogar gleich vier verschiedene Möglichkeiten für einen solchen natürlich nur mit künstlicher Nachhilfe zu schaffenden Wasserweg in Betracht gezogen wurden.

Zunächst nämlich erinnerte man sich, daß in den Zeiten der Hansa die alte Handels- und Hansestadt Nowgorod dereinst schon einen Schiffsverkehr zu den sibirischen Strömen aufrecht erhielt, der sich von den Tücken des Karischen Meeres unabhängig gemacht hatte. Wenn nämlich die Schiffe von Nowgorod dereinst den »Eiskeller« des Karischen Meeres durch Eis in weniger günstigen Jahren gesperrt fanden, so umgingen sie die gefährliche und unpassierbare Region in der Weise, daß sie in den kleinen Fluß Mutnaja der Samojeden-Halbinsel Jalmal einliefen, an einer bestimmten Stelle ihre Schiffe 400 Meter weit über Land in den Selenoje-See zogen und schließlich mit dem Ausfluß dieses Sees, der Selenaja, in den Ob-Busen gelangten. Der Kaufmann Alexander Sibiriakow hat kürzlich an diese historische Tatsache aufs neue erinnert und daran die Forderung geknüpft, einen Kanal von der Mutnaja zum Selenoje-See herzustellen, damit künftighin kleinere Seeschiffe, unter Umgehung des Karischen Meeres, in den Ob-Busen gelangen können. Ja, Sibiriakow geht noch weiter: er zeigt, daß sogar eine Schiffahrt bis ins Stromgebiet des unteren Jenissei ohne gar zu große Kosten und auf verhältnismäßig kürzestem Wege ermöglicht werden kann. Zu diesem Zweck müßte nur ein weiterer kurzer Kanal zwischen dem in den Tas-Busen mündenden Tas und der Turuchan, einem linken Zufluß des Jenissei, geschaffen werden. Da beide Flüsse einander recht nahe kommen, das Terrain ganz eben ist und eine ausreichende Kanalisierung der Flüsse anscheinend keine nennenswerten Schwierigkeiten bietet, hat das Projekt, wenn etwa der Mutnaja-Selenoje-Kanal zur Ausführung kommen sollte, entschieden viel für sich, zumal damit nicht nur der Jenissei, sondern auch die wichtige Untere Tunguska, die fast gegenüber der Turuchan-Mün-

dung, bei Turuchansk, in den Jenissei fällt, verhältnismäßig bequem zugänglich gemacht werden würde.

Ja, es eröffnen sich dann sogar noch weitergehende und großartigere Aussichten, denn wenn ein fortlaufender und leidlich sicherer Wasserweg während der Sommermonate zwischen den nordeuropäischen Meeren und dem Jenissei besteht, ein Weg, der zwar natürlich nicht in seiner ganzen Ausdehnung von Seeschiffen, sondern nur von See- und Flußschiffen abwechselnd befahren werden kann, so ist es auch möglich, vom Jenissei mit den Transporten in die obere Tunguska oder Angara zu gelangen, die dem Baikalsee entströmt und die in ihrer ganzen Ausdehnung jetzt von Schiffen befahren werden kann, seitdem der oben genannte Sibiriakow, ein sehr reicher Herr, auf eigene Kosten die 400 km lange, bei Bratskij-Ostrog beginnende Stromschnellenstrecke hat regulieren lassen, die früher den Schiffen ein unüberwindliches Hindernis bot. Vom Baikalsee aber fahren von jeher Schiffe die Selenga aufwärts bis tief in die chinesische Mongolei hinein. — Die Durchführung der Sibiriakowschen Pläne würde also mit andren Worten bedeuten, daß man von Europa bis zur Mongolei und umgekehrt eine fortlaufende Schiffsstraße empfängt! Daß dies kein Hirngespinst ist, sondern Tatsache, beweist einmal der Umstand, daß englische Schiffe schon Materialien für den Bau der Sibirischen Bahn auf dem Wege über das Karische Meer bis ins südliche Sibirien transportiert haben, andrerseits das interessante Faktum, daß zwischen Werchne Udinsk am Selenga-Fluß und Tjumen die meisten Güter gegenwärtig, wo es nur irgend angängig ist, nicht mit der Sibirischen Bahn befördert werden, sondern auf dem Wasserwege über die Obere Tunguska durch den Ket-Kas-Kanal und über Ob, Irtysch, Tobol und Tura, obwohl der Wasserweg rund $1^3/_4$ mal so lang wie der Schienenweg ist und natürlich ein Vielfaches an Zeit beansprucht, aber er ist billiger und wird daher, solange die Flüsse eisfrei sind, merklich bevorzugt.

Sollte es dereinst gar gelingen, auch zwischen der Selenga und den schiffbaren Strecken des Amur-Stromgebietes einen Kanal zu schaffen, der freilich technisch enorm schwierig sein würde, da er das Jablonoi-Gebirge durchbrechen müßte, so würde man gar eine fortlaufende Wasserstraße durch ganz Sibirien vom Ural (bzw. von Europa) bis in den Stillen Ozean erhalten!

Das Projekt des von Sibiriakow vorgeschlagenen Tas-Turuchan-Kanals würde übrigens seinen zweifellosen, großen Wert auch dann behalten, wenn der Ob, unter Umgehung des Karischen Meeres, nicht durch Mutnaja und Selenaja. sondern auf anderem Wege der Schiffahrt zugänglich gemacht werden würde, und zwar durch Verbindung eines europäischen und eines asiatischen Flusses mit einander im hohen Norden. Bekanntlich scheidet zwar der Ural die europäischen und die sibirischen Flußsysteme nur allzu nachdrücklich und in einer für das Wirtschaftsleben sehr schmerzlichen Weise von einander, und diese scharfe Trennung setzt sich nordwärts bis an die Küste des Eismeers fort, ja, gerade erst im nördlichen Teil, im sogenannten wüsten Ural und zwar in seinem ostjakischen Teil, liegen die größten Erhebungen des gesamten Gebirges, der Töllpos-is mit 1683 und der Sablja mit 1647 m Meereshöhe. Dennoch dachte man zeitweilig daran, gerade in diesem Teil des Ural, nur wenig südlich vom Töllpos-is, vielleicht einen Kanal herstellen zu können, der das Gebirge durchbricht. Und zwar sollte zur Herstellung dieses Kanals der erste größere Zufluß der Petschora, der Ilytsch einerseits, und die linken kleinen Seitenflüsse der zum Ob strömenden Soswa andererseits benutzt werden. Zur Untersuchung der natürlichen Verhältnisse und der technischen Durchführbarkeit der Idee ging gegen Ende Juli 1909 eine vom Ingenieur M. D. Mogulski geleitete Expedition in die betreffenden Gegenden. Sie ist nach zweimonatiger Abwesenheit zurückgekehrt, ohne daß seither irgend etwas über die durch sie festgestellten Ergebnisse verlautet hätte; es ist demnach wohl anzunehmen. daß ihre Feststellungen nicht sehr ermutigend gewesen sind und daß man das angedeutete Projekt demnach als aussichtslos betrachten muß. Wäre es jedoch möglich, hier einen Kanal zwischen der Petschora und dem Ob zu schaffen. so würde dieser Wasserweg unbedingt vor jenem anderen, der die Samojeden-Halbinsel durchschneidet, den Vorzug verdienen, da die Schiffahrt zur Mündung der Petschora etwa in je vier Monaten des Jahres, die zum Mutnaja-Fluß dagegen nur in zwei, höchstens drei Monaten des Jahres möglich ist, aber die Bezwingung des ostjakischen Ural durch den Kanal ist eben doch wohl anscheinend mit zu großen, wenn nicht unüberwindlichen Schwierigkeiten verknüpft.

Bessere Aussichten auf baldige Verwirklichung hat ein von einer russischen Regierungskommission kürzlich empfohlenes Projekt, das einen Kanal durch den südlichen Teil des Ural hindurchführen und durch Verbindung der Flüsse Tschussowaja und Rjeschetka miteinander einen Übergang der Schiffe aus der Wolga in den Ob möglich machen will. Man darf dieses Projekt als aussichtsreich in jeder Hinsicht bezeichnen, nicht zum wenigsten deshalb, weil der Tschussowaja-Rjeschetka-Kanal wegen seiner verhältnismäßig südlichen Lage erheblich länger eisfrei sein würde, als irgendeiner der andren oben genannten Wasserwege. Freilich die nordeuropäische Seeschiffahrt würde von diesem Kanal, der lediglich der internen russischen Binnenschiffahrt zugute kommen kann, gar keine Vorteile haben; doch auch ihr ist neuerdings ein Weg gewiesen worden, der gangbarer als alle anderen bisher erörterten zu sein scheint: der russische Geologe Russanow empfahl nämlich vor kurzem den europäischen Schiffen, im Spätsommer nördlich um Nowaja Semlja herum zur Mündung der westsibirischen Ströme zu fahren, weil dort, trotz der sehr hohen geographischen Breite, die Eisverhältnisse, infolge der Wirkung des Golfstroms, ungleich günstiger sein sollen, als im »Eiskeller« des Karischen Meeres und in der engen Straße von Matotschkin.

Freilich, so beachtenswert alle diese zahlreichen Vorschläge im einzelnen sind, sie können samt und sonders zu praktischer Bedeutung nur gelangen, wenn sich die russische Regierung freundlich zu ihnen stellt, und dazu sind die Aussichten, wie gesagt, zur Zeit nicht eben groß.

Internationale Wochenschrift für Wissenschaft Kunst und Technik

herausgegeben von Prof. Dr. Paul Hinneberg, Berlin, Zimmerstr. 36

Verlag: August Scherl, Berlin SW, Zimmerstraße 36-41. — Druck: Bayerische Druckerei und Verlagsanstalt G. m. b. H. in München, Bayerstraße 57.

5. Jahrgang Nr. 19
13. Mai 1911

Inseraten-Annahme bei den Annoncen-Expeditionen von August Scherl G. m. b. H., Berlin und Daube & Co. G. m. b. H., Berlin und deren sämtlichen Filialen.

Für die Redaktion verantwortlich: Professor Dr. Wilhelm Paszkowski, Berlin-Gr. Lichterfelde.

Erscheint jeden Sonnabend. — Preis vierteljährlich für Deutschland und Oesterreich 3 Mark, für die übrigen Länder des Weltpostverkehrs 4 Mark 30 Pfg. bei direktem Bezug unter Kreuzband. — Einzelnummer 25 Pfg. — Inserate die dreigespaltene Nonpareillezeile 50 Pfg. — Abonnements nehmen alle Buchhandlungen und Postanstalten, sowie sämtliche Geschäftsstellen von August Scherl G. m. b. H. entgegen.

INHALT

Die Abhandlungen erscheinen in deutscher Sprache, englische und französische auf Wunsch der Autoren im Urtext

Stiftungsuniversitäten und Staatsuniversitäten.

Von Gustav Cohn, Professor an der Universität Göttingen.

I.

Die große Frage, die seit so vielen Jahren die Welt und unsere Wissenschaft beschäftigt, ergreift jetzt auch das Gebiet der Hochschulen, obwohl zunächst in eingeschränktem Sinne. Wie öfters, ist es nicht die Wissenschaft, die hier zuerst die Frage aufgeworfen hat, sondern die Tatsachen des Lebens sind es gewesen. Und Tatsachen, die aufs engste mit den Erscheinungen unserer neuen Volkswirtschaft zusammenhängen. So lange hatten wir mit Staunen von den großen Leistungen des Reichtums in den Vereinigten Staaten von Amerika gehört für die Zwecke der Wissenschaft und der Kunst, des Unterrichts und der Bibliotheken. Von alten und neuen Instituten, die aus freiwilligen Opfern entstanden waren und sich ernährten, die aber alle miteinander erst durch die modernen Anhäufungen des Vermögens die Mittel gewonnen hatten, die erstaunlich sich mehrenden Forderungen des gegenwärtigen Zeitalters zu befriedigen. Vom Harvard College in Cambridge (bei Boston), das in den ersten Zeiten der Kolonie als eine bescheidene Theologenschule von einem Geistlichen begründet war und allmählich sich ausweitete zu einer Universität, teils nach englischem teils nach deutschem Vorbilde, gestützt auf die Schenkungen der reichen Leute von Boston, von denen es hieß, es könne keiner ruhig sterben, wenn er Harvard in seinem letzten Willen nicht bedacht hätte — von Harvard bis zu den Geschöpfen des neuesten Menschenalters und seiner eigenartigen Milliardäre, wie der Universität von Chicago. Jetzt aber ist seit etlichen Jahren die Zeit gekommen, daß in Deutschland selber Reichtum und opferwilliger Gemeingeist sich entwickelt haben, deren Ruhm an dem dazu vorzugsweise geeigneten Orte verkündigt werden durfte — im Preußischen Herrenhause. Sind es in den Vereinigten Staaten alte Gewohnheiten, die an das englische Mutterland anknüpfen, das vom Mittelalter her die Sorge für Wissenschaft und höheren Unterricht dem freien Stiftungswesen anheimgibt, und tritt dort drüben der Staat mit seinen eigenen Unterrichtsanstalten nur insoweit ein, als die Stiftungen versagen — so ist die herkömmliche Einrichtung des Hochschulwesens bei uns in Deutschland vielmehr die entgegengesetzte. Der Staat ist hier der normale Veranstalter dieser Institute; ja der vollendete staatliche Charakter ist im letzten Jahrhundert, da wo er noch lückenhaft war, erst recht ausgebildet worden. Um so merkwürdiger sind nun die Neubildungen, die seit etwa einem Jahrzehnt dem Kreise der staatlichen Hochschulen sich gegenübergestellt haben oder ihn zu erweitern bemüht sind. Freien Vergabungen entsprungen, kommunale Veranstaltungen mit

kommunaler Beihilfe, von der Staatsregierung anerkannt, aber auf ein Feld des Unterrichts beschränkt, das bisher durch staatliche Anstalten nicht besetzt war. Und wie es nun in einem ruhelos fortschreitenden Zeitalter geht, wird an dieser Grenze nicht eingehalten, sondern aus dem Gemisch von freiwilligen Opfern, kommunaler Organisation und staatlicher Anerkennung soll die Vereinigung der vorhandenen Teilstücke einer Universität zu einem neuen Ganzen hinüberführen, das ein gleichberechtigtes Dasein unter den älteren Schwestern führt.

Das Problematische des Falles ist im Einzelnen verschieden je nach den Umständen. Da wo der souveräne Stadt-Staat das unbestrittene Recht besitzt, eine Universität zu errichten, so gut wie irgend ein anderer Staat im Deutschen Reiche, da ist man innerhalb dieses kleinen Staatswesens noch uneins über die Sache selber, ob man bescheidene Anfänge langsamer oder schneller weiterführen soll. So in Hamburg. Da, wo die Souveränität der Stadt verloren gegangen ist, hat man anscheinend alles fertig, nur die Genehmigung der Staatsregierung noch nicht. So in Frankfurt am Main. Dieser letztere Plan ist es, der in den letzten Monaten teils in Frankfurt selber, teils in den beiden Häusern des Preußischen Landtags an die Öffentlichkeit getreten ist.

II.

Unter den mancherlei Erwägungen, die zu dem Gegenstande gehören, ist eine, die wohl zu weitgehender Übereinstimmung führen dürfte. Das ist die erfreuliche Erscheinung des Gemeinsinnes, der sich in solchen Schenkungen bekundet. Es ist kein Zufall, daß es Länder und Städte sind, in denen die Teilnahme am öffentlichen Wesen zu einer gewissen Höhe gediehen ist, die sich durch solche Sitten hervortun — so im Kleinen seit lange die Schweizer Städte: Basel, Zürich, Genf usw. — so im Großen England und Amerika. Es ist bezeichnend, daß sich auch an diesem Punkt Frankreich von jenen anderen Staaten unterscheidet.

Während nun die Bewegung einer Liberalität von etwas größerem Stil bei uns eben in Fluß gekommen war, meldete sich alsbald mit unheimlicher Geschwindigkeit die Kehrseite an; und zwar als Widerhall dessen, was sich in Amerika ereignet hatte. Es war die Doctrin vom »polluted wealth«, vom unreinen Gelde. Warum unrein? Dies und das, was man dort von einzelnen reichen Wohltätern erzählte, von der Art, wie sie zu ihrem Reichtum gelangt seien, ließ es als unerlaubt erscheinen, von solchen Händen eine Schenkung anzunehmen. In der Tat sind einzelne Zurückweisungen der Art vorgekommen. Alle Achtung vor einem sittlichen Zartgefühl — wenn es auf dem richtigen Wege ist. Hier war das nicht der Fall. Das Zartgefühl verbietet dem Einzelnen, ein Geschenk aus solcher Hand anzunehmen. Er will nicht für eine Wohltat an ihm selber dem Manne dankbar sein, der die Mittel zur Wohltäterschaft auf bedenkliche Art erworben hat. Anders steht es mit den Schenkungen, die sich an das Gemeinwesen richten. Man setze den Fall, es sei ein Reichtum nicht blos mit zweifelhaften, sondern selbst mit verbrecherischen Mitteln erworben worden, so gibt uns die Strafrechtspflege des Staates selbst das Beispiel, daß sie den verbrecherischen Zug zum Gelderwerbe durch Konfiskation eines Teiles oder des Ganzen dieses Vermögens straft. Wie sollte man es vernünftigerweise zurückweisen, wenn solch Vermögen freiwillig dem Staate, der Stadt usw. geschenkt wird? Und wie fallen gar die Bedenken in nichts zusammen, wenn es nicht um verbrecherischen Erwerb sich handelt, sondern nur etwa um eine sozialpolitische Abneigung gegen die große Vermögens-Konzentration schlechthin. Nichts Besseres kann hier geschehen, als daß dem Gemeinwesen zuteil wird, was der Einzelne (zu zweifelhafter Verwendung) in seinen Händen hat. Die etwaige Unreinheit des Geldes wird gereinigt durch den Übergang in die öffentlichen Hände. Nicht das Vermögen ist unrein, sondern (wenn überhaupt) nur das Eigentumsrecht daran.

Gilt das für die Milliardäre Amerikas, so wird es für die Millionäre Deutschlands vollends gelten. Jene konservativen Non-donnants aber, die immer nur nehmen wollen und niemals etwas geben, sie sollen sich nicht einbilden, daß es eine erlesene Reinlichkeit sei, nichts zu geben und den opferwilligen Gebern auf der anderen Seite dadurch zu danken, daß man sie verdächtigt.

Es ist ferner, auch abgesehen von der Opferwilligkeit, ein schöner Zug, der darauf gerichtet ist, in die großen Mittelpunkte des Gelderwerbes und des Reichtums Stätten der

geistigen Arbeit zu pflanzen. Eine Universität hat in einer solchen Umgebung einen edlen Beruf. Sie soll eine Zentrale für die Erzeugung des geistigen Sauerstoffes sein, und dafür ist Bedarf in einer Stadt dieser Art. Hat schon die Vergangenheit für dieses Ziel gestiftet und geschaffen — umso besser. Eine Universität ist die größere Einheit, welche die getrennten Stücke zusammenfaßt, ergänzt und zu einem Ganzen emporhebt. Die Besorgnisse, die man hegen mag, die auch letzthin geäußert worden sind, es möchte nun eine Überfülle solcher städtischen Stiftungsuniversitäten dem Beispiele der einen Stadt folgen — sie sind aus vielen Gründen nicht der Rede wert. Was insbesondere diejenige andere Stadt betrifft, in der etwas ähnliches seit Jahren geplant wird, so ist sie ganz und gar Herr über ihre Entschlüsse und über ihre Leistungen dafür. Da hat niemand drein zu reden. Und wenn aus dem Kreise der bestehenden deutschen Universitäten in hochgespanntem Idealismus eine lange Reihe solcher Universitäten begrüßt, ersehnt und prophezeit wird, wie es im Preußischen Herrenhause durch den Vertreter einer Universität geschehen ist, so darf ich für meine Person erklären: es ist mir diese vornehme Ansicht der Dinge lieber als jene »mittelständische« Auffassung, die an das Ministerium in innigem Einverständnis mit der »Bürgerschaft« eine Petition richtet, damit die neue Konkurrenz abgewendet werde. Hat sich die Konferenz der Preußischen Rektoren verleiten lassen, einer solchen Petition zuzustimmen, so kann ich das bedauern, weiß aber aus reichhaltiger Erfahrung, wie wenig das zu bedeuten hat.

III.

Die Staatsregierung wird allerdings der Frage des Bedürfnisses etwas näher treten müssen. So weit sie für neue finanzielle Lasten verantwortlich ist, hat sie zu fragen, ob der bisherige Aufwand für die vorhandenen Universitäten dem Zwecke nicht genügt. Die Erwartung eines beständigen Wachstums der Frequenz an Studierenden, an die man sich in den letzten Jahrzehnten halbwegs gewöhnt hat, und die eine rückhaltlose Förderung, eine offene Hand für die Vermehrung der Universitäten rechtfertigen würde, dürfte freilich vielleicht in den kommenden Jahren eine Enttäuschung erleben. Juristen, Philologen, Mathematiker, Neusprachler, Chemiker usw. sind im Überfluß vorhanden. Eine Reaktion läßt sich hier und da schon heute bemerken. Ja, es ist denkbar, daß einmal eine tiefer gehende Wendung sich vollzieht zugunsten der Qualität der Studierenden auf Kosten der Quantität.

Tritt nun eine reichere Stadt an die Staatsregierung heran und weist die völlige finanzielle Deckung des neuen Planes aus ihren eigenen Kräften nach, so würde jene Sorge für die staatlichen Finanzen unbegründet sein. Hier aber scheint mir ein schwacher Punkt des Projekts zu liegen. Zunächst sucht es der Stadt und dem Staate die Sache plausibel zu machen, indem es den städtischen Finanzen einen äußerst bescheidenen Zuschuß zumutet, den Staat aber völlig von jeder finanziellen Zumutung frei läßt. Die Erfahrungen, die man an dem schnellen Wachstum des Bedarfs der Universitäten, zumal ihrer Institute für Naturwissenschaft und Medizin, während der letzten Jahrzehnte gemacht hat, wo nach allen großen Opfern jedes Laboratorium, jede Klinik sich als rückständig darstellt, wenn sie schon 10 bis 20 Jahre alt ist — ein Zustand, der uns an die Technik der Landesverteidigung erinnert — jene Erfahrungen sollten vor Illusionen warnen. Auf der anderen Seite gehört es zu den größten Schwächen der Stiftungsuniversitäten (wie man sie in den Vereinigten Staaten kennt) daß der sparsamste Unterrichtsminister und Finanzminister ein besserer Verlaß für diese ruhelose Steigerung des Bedarfs ist als ein reicher Mann oder einige derselben, die durch keinerlei Pflicht gebunden sind, heute und dies Jahr zu helfen, die vielmehr nach freiem Befinden erklären mögen: »Ich bin nicht in der Gebelaune heut«.

Die Zweifel werden nicht so leicht zu tilgen sein, und es ist abzuwarten, wie sie gelöst werden.

Ein anderes Bedenken liegt nicht auf materiellem Gebiete. Es handelt sich dabei um »Imponderabilien« — wie man im Deutschen Reichstage zu sagen pflegt. Es betrifft jenes hohe Ziel, das jeder echten Stätte der Wissenschaft und ihres Unterrichts gestellt ist, das nur sehr mühsam, sehr langsam, kaum jemals vollkommen erreicht wird, dessen Erreichung nach Beseitigung mancher Hindernisse näher gerückt, alsbald von neuen Schwierigkeiten bedroht ist: die Freiheit der Wissenschaft! Das bloße Wort der Freiheit

führt hier die Täuschungen und Selbſttäuschungen mit sich. Iſt der Staat ein »freier«, eine Republik, eine Demokratie, so wird er alle »freiheitlichen« Lehren unterſtützen, die seiner Verfassung gemäß sind. Die Regierung eines solchen Staatswesens wird Männer zu Lehrern der Wissenschaft anſtellen, auf die sie sich verlassen kann, nicht als Charaktere, nicht als Gelehrte, sondern als Parteimänner, die ihre Lehre dem Parteiprogramm unterwerfen. Je jünger, je neuer eine solche Herrschaft iſt, um so naiver iſt sie in ihren Ansprüchen. Den Ruhm der Erfindung des Strafprofessors hat nicht die preußische Unterrichtsverwaltung, sondern die Republik Zürich, die vor vierzig Jahren gegen einen bedeutenden Lehrer des Staatsrechts einen Professor für demokratisches Staatsrecht ernannte, der wissenschaftlich völlig Null, aber auf das demokratische Parteiprogramm eingeschworen war.

Man rechtfertigt sich mit dem Hinweis auf ähnliche Sünden des monarchischen Regimes. Diese sind nicht zu leugnen. Indessen hier sollte nur das Wortspiel der »Freiheit« beleuchtet werden. Es iſt immer wieder der einfache Grund der, daß — volksmäßig geredet — »wer zahlt, befiehlt.«

Vollends gilt Ähnliches von der großen Demokratie der Vereinigten Staaten. Im ganzen und im einzelnen. Von der gefährlichen Macht der demokratischen Vorurteile, der öffentlichen Meinung, der nationalen Selbſtbewunderung im allgemeinen und von dem Einfluß der Stiftungsmagnaten auf das Kind ihres Reichtums im besonderen. Nicht geringes Aufsehen machte vor einigen Jahren der folgende Vorfall in Deutschland und Amerika. An der New Yorker Stiftungs-Universität Columbia lehrt Professor Burgess Verfassungsrecht und Staatswissenschaft. Er wurde als ein Mann, der einſtmals auf deutschen Universitäten (Göttingen, Berlin) sein Studium gemacht hat und in seinem Vaterlande Ansehen genießt, zum erſten Inhaber der Roosevelt-Professur beſtimmt, zufolge deren er im Dienſte des Professoren-Austausches während des Winterhalbjahres 1906/7 an der Berliner Universität Vorlesungen über amerikanische Verfassungsgeschichte zu halten hatte. In der Antrittsrede erklärte er, nur hier (in Berlin) sei es für ihn möglich, die Monroe-Doctrin und die Lehre vom Hochschutzzoll als veraltet zu bezeichnen. Aber noch mehr! Von der amerikanischen Kolonie in Berlin aus gingen als Antwort auf diese Äußerung von Burgess Depeschen an den Staatssekretär zu Washington, des Inhalts, daß es geboten sei, Burgess solche Exkursionen auf das Gebiet der hohen Politik zu verbieten.

Von den amerikanischen Stiftungsuniversitäten im einzelnen liegen lehrreiche Erlebnisse vor. In Kalifornien hat der Multimillionär Leland Stanford zum Gedächtnis seines Sohnes eine Universität geſtiftet. Hier iſt im Jahre 1900 ein Professor der politischen Ökonomie (durch den Einfluß der Witwe Stanford auf die Verwaltung der Universität) entlassen worden, weil er manche wirtschaftspolitischen Ansichten vertreten hatte, die der Witwe nicht gefielen. An derselben Universität iſt im Jahre 1905 ein Professor der deutschen Sprache, ein geborener Deutscher, entlassen worden, weil er ein Buch über das Deutschtum in den Vereinigten Staaten veröffentlicht hatte, worin Ansichten vorgetragen waren, die dem Präsidenten (Curator) der Universität nicht gefielen. An anderen Stiftungsuniversitäten, so an der von dem Petroleumkönig Rockefeller begründeten Universität zu Chicago, sind Entlassungen vorgekommen, weil Professoren sich unfreundlich über die Truſts geäußert hatten.

Das wird hier gesagt natürlich ohne jeden direkten Bezug auf unsere deutschen Verhältnisse und auf deutsche Stiftungsuniversitäten. Es sollte zunächſt nur den Wahn illuſtrieren von »freien« Universitäten, die darum »frei« sind, weil sie dem Staate nicht gehören, oder weil sie in einer Demokratie zu Hause sind. Es wird aber freilich auch gesagt, um vor Selbſttäuschungen zu warnen, wenn man sich auf den Wortlaut der Satzungen beruft, die da vorschreiben, die Wahrheit solle unbekümmert um Interessen und Parteien gelehrt werden. In den Satzungen wie in den Staatsverfassungs-Urkunden ſteht immer so etwas. Im Leben sieht die Sache anders aus. Ich muß mich mit Andeutungen begnügen. Es iſt hier nicht möglich, auf die Tatsachen von Rechts und Links näher einzugehen.

Nur soviel sei mir zu sagen geſtattet. Nach manchem, was ich in jüngeren Jahren draußen in der Welt erlebt, und nach einem Menschenalter der Lehrtätigkeit in Göttingen hat sich in mir die Überzeugung immer

mehr befestigt, daß ich nirgendwo, in keiner Stadt, auch in keinem der anderen Staaten Deutschlands, diejenigen Bürgschaften wissenschaftlicher Freiheit hätte finden können, wie bei einer preußischen Universität. Kein Fach ist nach dem Zeugnis bitterer Erfahrungen in seiner Freiheit so bedroht wie das unsrige. Es hat bekanntlich an allerhand Erlebnissen der Art auf preußischen Universitäten nicht gefehlt. Auch an solchen, die mich selber betrafen. Von einer preußischen Fakultät war ich anfangs des Jahres 1873 zum Ordinarius vorgeschlagen. Der Kultusminister beanstandete meine Ernennung, weil er nicht »lauter Kathedersozialisten ernennen wollte«. Das geschah in dem Augenblicke, da ich im British Museum saß, um an der Geschichte der englischen Eisenbahnpolitik zu arbeiten, die bald nach ihrem Erscheinen zum offiziösen opus erhoben wurde. Allerhand ähnliches ist in 40 Jahren vorgekommen. Und dennoch ist es gerade für unsere Wissenschaft wahr: bei allen Menschlichkeiten, die immer und allenthalben in den Kauf zu nehmen sind, ist ein großer Staat wie der preußische dazu gemacht, die Gefahren der Interessentengruppen und der Parteien einigermaßen auszugleichen. Die Unmöglichkeit, einer einzelnen derselben nachzugeben, wird alsbald gezeigt an den Konsequenzen, die alle die andren Parteien für sich verlangen.

Ein großer Staat neutralisiert die lokalen, die nachbarlichen, die landschaftlichen Einflüsse! Die großstaatliche Universität führt die Kräfte aus allen Enden zusammen. Das Element der Eingeborenen liegt dahinter in wesenlosem Scheine. Die lokale Mißgunst, der lokale Anspruch ist etwas Unbekanntes. Denn es ist keiner ein Fremder, es hat keiner etwas zu danken. Ihm wird gedankt. In der Kleinlichkeit kleiner Verhältnisse erinnert man ihn desto öfter an den Dank, den er schuldet — wofür? Weil er ein Fremder ist, weil er bevorzugt ist vor so vielen Eingeborenen usw.

Vielleicht ist eine Stadt wie Frankfurt gerade diejenige, die am wenigsten verdient, von solchen Erlebnissen aus andren Umgebungen zu hören. Und dennoch möchte selbst für diese schöne Stadt manches davon als eine leise Erinnerung gelten.

IV.

Die Besorgnisse der benachbarten Universitätsstädte vor dem Aufkommen der Universität Frankfurt haben durch die Betrachtung beruhigt werden sollen, daß — wie es für den handswerksmäßigen Maßschneider ein anderes Kundenpublikum gibt als für die Kleiderfabriken — so auch für den akademischen Kleinbetrieb die Studentenschaft eine andere ist als für den akademischen Großbetrieb; oder daß mindestens der Bedarf für großstädtische Studiensemester nur eine Konkurrenz der großstädtischen Universitäten unter einander kennt, dagegen keine Konkurrenz der großstädtischen Universitäten gegen die kleinstädtischen. Das ist bis zu einem gewissen Grade unzweifelhaft richtig — nämlich für den erheblichen Teil der großstädtischen Studentenschaft, der in der Großstadt seine Heimat hat, die den Sitz der Universität bildet. Ein Hauptbestandteil der Frequenz der Berliner Universität wird aus den 3 Millionen Berlinern gestellt. Eine Tatsache, die oft übersehen wird. Die große Stadt gibt ferner soviel mehr Auskunftsmittel für ärmere Studenten, als Erwerbende und als Genießende sich durchzuschlagen. Die große Stadt ist aber auch den wohlhabenden Studenten soviel lockender und soviel ergiebiger an Genüssen, die sie bezahlen können.

Das sind Momente, die mit der pädagogisch-kulturellen Bedeutung der großstädtischen Universitäten wenig zu schaffen haben. Ob diese letztere Bedeutung eine so eigenartige, so erhebliche ist, wie es behauptet wird, möchte ich überhaupt dahingestellt sein lassen. Ob nicht den Lichtseiten reichlich so starke Schattenseiten gegenüber stehn? Ob dann aber wiederum das süße Gift des großstädtischen Lebens nicht verführerisch wirkt auf einen noch größeren Teil der Studentenschaft, als es heute schon der Fall ist, sobald eine neue Gelegenheit sich auftut? Diese Fragen könnte man leicht vermehren, und die Antwort müßte man um so mehr erst von der Zukunft und der tatsächlichen Gestaltung der Dinge erwarten. Im Ganzen wäre ich geneigt, aus vielerlei Beobachtungen und aus dem ganzen Zuge der Entwicklung zu vermuten, daß der Großbetrieb des Städtewesens allmählich den Kleinbetrieb schlagen wird.

Indessen von solchen Erwägungen und Möglichkeiten werden ja die Entscheidungen zuletzt nicht abhängen.

Ein anderer Punkt. Als Organ des Stiftungscharakters wird ein »Verwaltungsausschuß«

ins Auge gefaßt. An sich gewiß der angemessene Ausdruck für die Befugnisse der Stifter und der lokalen Verwaltung. Wie sich aber im Leben die Dreigliederung der Universität (Fakultät), des Verwaltungsausschusses und des Ministeriums gestalten wird, wie diese drei Faktoren miteinander auskommen, welche Erfolge ihr Zusammenwirken herbeiführen wird, das steht dahin. Es ist ja sehr begreiflich, daß ein Zwischenglied als Folge der besonderen Umstände des neuen Instituts sich zwischen Hochschule und Ministerium drängt. Aber die Schwierigkeiten liegen auf der Hand. Um das erheblichste Stück der Universitätsverwaltung ins Auge zu fassen, die Erneuerung des Lehrkörpers, so hat es allezeit Mühe genug gemacht, ein Gleichgewicht zwischen den Fakultätsrechten und dem Ministerium herzustellen. Ein Gleichgewicht, das meistens dadurch erreicht worden ist, daß man auf ein Gleichgewicht der Kräfte verzichtet hat. Je länger je mehr ist in der neueren Zeit die einseitige Weise der Ernennung der Professoren durch die Staatsregierung (ohne Vorschlagsrechte der Fakultäten), die für die Universität Göttingen bis zum Ende der hannoverschen Herrschaft bestand und von Dahlmann (Politik, 2. A. I, 317) gerühmt wurde*), dem Vorschlagsrechte der Fakultäten gewichen, das seinerseits die einseitige Macht an sich gezogen hat. Eine Ergänzung findet diese Macht bei einzelnen außerpreußischen Universitäten innerhalb der akademischen Korporation durch die Oberinstanz des Senats (der Gesamtheit der Ordinarien) für die Vorschläge der Fakultät. Aber desto mehr ist bei diesen, wie es scheint, der tatsächlich entscheidende Instanzenzug erschöpft, und die Staatsverwaltungen üben nur ein formelles Berufungsrecht aus. In Preußen ist, ohne eine solche Oberinstanz, der überwiegende Einfluß in der Mehrzahl der Fälle gleichfalls auf der Seite der Fakultäten. Selbst die Kraftproben auf einen entgegengesetzten Einfluß haben dazu gedient, jene Richtung der Entwicklung zu fördern. Und kein anderer als der Ministerialdirektor Althoff ist es gewesen, der auf der Höhe seiner Macht eines Tages in der »Norddeutschen Allgemeinen Zeitung« einen Artikel erscheinen ließ, um die Bedeutung der Vorschlagsrechte der Fakultäten zu betonen als Stützen der Objektivität für die Maßnahmen der Staatsregierung im Gegensatze zu den vielfältigen Zumutungen anderer Art, denen das Ministerium ausgesetzt sei. Die schlimmsten Erfahrungen aber hat man einstmals vor siebzig Jahren an dem Berufungswesen gemacht, als die Sache von der höchsten Spitze des Staats persönlich in die Hand genommen wurde.

Die Ansichten des Publikums, die das mit Recht viel beneidete Glück einer deutschen Universitätsprofessur mit allerhand Mißbräuchen verwechseln, die in der Phantasie urteilsloser Leute bestehen, sind meist nicht ernsthaft zu nehmen. Der Maßstab für diese Art der öffentlichen Meinung ist etwa das Theaterstück, das vor einigen Jahren in großen und kleinen Städten Beifall fand, indem es Entrüstung über Hergänge und Schicksale des akademischen Lebens hervorrief, die nicht einmal als ein leidliches Zerrbild der Wirklichkeit bezeichnet werden dürfen. Der vulgäre Begriff der »Clique«, der mit Vorliebe angewendet wird, um einen Kreis von Menschen zu treffen, zu dem der Redende selber nicht gehört, besagt im Allgemeinen nichts weiter als diesen Gegensatz. Daher ist er bedeutungslos, solange der Urteilende nicht innerhalb des Kreises seine Erfahrungen gemacht hat, um ein Recht zum Urteile zu erwerben. Die Hauptorgane unserer Öffentlichkeit — Parlament und Presse — haben letzthin angesichts bekannter Vorfälle von der »Professoren-Clique« geredet. Dies Wort beweist nur die unfreundliche Meinung, solange die Redner der Wissenschaft und ihren Anstalten so ferne stehen, wie es leider tatsächlich der Fall ist.

Es beweist mehr, wenn die Unzufriedenen dem Kreise näher stehen, wenn sie selber dazu gehören. Nach menschlicher Weise gibt es hier öfters gute Gründe dafür. Es ist das weite Feld der wissenschaftlichen Schulen, Methoden, Richtungen oder auch anderer Schwächen, die nicht auf intellektuellem Gebiete liegen. Nur ist nicht die Unterdrückung eines verdienten Mannes anzu klagen in jedem Falle, da ein Mann dieses in Bezug auf sich selber behauptet, ja in der Hochschätzung seiner Bedeutung um so schrankenloser emporwächst, je länger die

*) Göttingen hat das Seine getan, sagt Dahlmann, die vaterländischen Universitäten in Staatsanstalten zu verwandeln, und es darf das kein Rückschritt heißen, wenn einmal für eine Zeitlang durch alte ungelüftete Räume die scharfe Zugluft der unbedingten Staatsgewalt fährt. Für eine Zeitlang.

behauptete Zurücksetzung dauert. Noch schlimmer, wenn gar — was in manchen Fächern der Wissenschaft so nahe liegt — der also zurückgesetzte Forscher sich mit praktischen Parteiinteressen verbindet, um die große Mehrheit seiner Fachgenossen zu bekämpfen. Auch die Reinigung der wissenschaftlichen Forschung von allen Urteilen über das Sein-Sollende hilft nichts, solange dieses wissenschaftliche Postulat in der Praxis von einer desto deutlicheren Parteinahme für bestehende mächtige Interessen begleitet ist. Daher wird jede Verwaltungs-Instanz, die oberhalb oder neben den akademischen Vorschlagsrechten durch dieses Gestrüppe sich hindurchfinden will, in demselben Grade Irrtümern und Fehlgriffen ausgesetzt sein, als sie sich einbildet, eine besondere Unbefangenheit oder Gerechtigkeit dem Umstande zu verdanken, daß sie von den hier in Frage stehenden wissenschaftlichen Streitfragen nichts versteht. Das Vertrauen zu dem Urteil der großen Mehrzahl der sachverständigen Fachleute wird am Ende doch das beste sein.

Dieses sollte, neben der gebührenden Betonung der Fakultätsrechte, namentlich eine Warnung vor Illusionen sein, die sich an die Leistungskraft eines zwiefältigen Siebes knüpfen, das als Hort einer höheren Objektivität zu gelten hätte.

Im übrigen mag man seine Erfahrungen machen.

V.

Derselbe Universitätslehrer, der im Preußischen Herrenhause mit warmem Idealismus den Gedanken der neuen Stiftungsuniversität begrüßte, knüpfte an die Verwirklichung desselben auch die Hoffnung, daß endlich einmal eine »Universität großen Stils« gegründet werde, die in anderer Weise organisiert ist als die jetzigen Universitäten, die frei ist von dem Zopfe derselben. Als ein hauptsächliches Beispiel des Zopfes bezeichnet er das Promotionswesen der Gegenwart. Es sei eine Tatsache, daß die Doktorwürde der deutschen Fakultäten in Deutschland und im Auslande nicht in dem Ansehen stehe, das sie haben sollte. Die Gebühren für die Promotion sollten nicht in die Taschen der Professoren fließen. Das sei ein Krebsschaden, dessen Beseitigung er wünsche.

Das harte Wort eines »Krebsschadens« bezieht sich vermutlich auf gewisse Mißbräuche, die dem Redner fachlich und geographisch nahe liegen, bei denen es sich in der Tat um einen beklagenswerten Zustand fiskalischer Ausbeutung von Zunftrechten handelt. Daß so etwas aus der Willkür einzelner Fakultäten und unter der Aufsicht der Ministerien bis zur Stunde fortbesteht (nicht an preußischen Universitäten), ist traurig genug, ist Wasser auf die Mühle der Leute, die von der »Professoren-Clique« reden. Glücklicherweise ist es heute eine Ausnahme-Erscheinung und hat vielleicht die längste Zeit gedauert.

Bei der großen Masse der Promotionen an deutschen Fakultäten handelt es sich um Mißstände, die ich für unzweifelhafte, aber keineswegs so arge halte. Denn die finanzielle Seite derselben ist gar nicht das, was den Mißstand begründet. Das Promotionswesen unserer philosophischen Fakultäten (ich rede aus den Erfahrungen, die ich seit einem Menschenalter in Göttingen und aus vielfältigen Beobachtungen, die ich sonst gemacht habe) leidet an einer Überzahl der dadurch Ausgezeichneten, als Folge von Anpassung der Ansprüche an zum Teil recht mäßig begabte Kandidaten, an die Zweckbestimmung nicht für gelehrte, sondern für praktische Ziele, an die Arbeitsgebiete, auf denen der Universitätslehrer nach seinen Intentionen eine Reihe von bescheidenen Kräften zu beschäftigen weiß. Aber dieser Zustand, dessen Reform ich seit lange herbeigesehnt, doch nur etwa insofern erreicht habe, als ich fachlich selber allein zu entscheiden hatte — er hat nichts mit der finanziellen Frage zu tun, ob die Promotionsgebühren an öffentliche Kassen oder an die Professoren gezahlt werden. Denn die große Mühe, die sich die Mitglieder der Fakultät auferlegen durch die Leitung der Doktorarbeiten (mehrere Semester, öfter mehrere Jahre dauernd) hat andere Impulse als ein Honorar von 20—30 Mark, das sie zuletzt erhalten, das selbst von den Gebühren für die Staatsprüfungen weit übertroffen wird. Es ist ein wissenschaftlich-pädagogischer Trieb des Universitätslehrers, der dazu veranlaßt, oder mehrere derselben; es ist öfter freilich auch ein Übermaß an Wohlwollen und Langmut. Aber von einem finanziellen Mißbrauch ist hier kaum die Rede. Das Lächerliche der Situation ist obenein, daß diejenigen Mitglieder der Fakultät, die am wenigsten oder garnicht Promotionen herbeiführen (sei es aus grundsätzlicher Abneigung, sei es aus der Art des

Faches) die also sich passiv verhalten, daß diese die passiven Pfründner der Gebühren sind. Aber eben die Höhe derselben ist so gering (etwa 300 M. jährlich), daß man lächeln muß, wenn man sie mit jenen vorhin erwähnten Mißbräuchen vergleicht. Ein wenig kompaktere Beträge hat es in den alten Senioren-Portionen gegeben, die seit 25 Jahren in Göttingen (nicht allenthalben) durch freien Verzicht ohne jede Entschädigung beseitigt sind — bis auf einige fossile Reste der Vorzeit.

Nun wünsche ich einer solchen neuen Universität, wie es Frankfurt werden will, alles Gute und alle tapferen Reformen gegenüber dem Zopfe der alten Universitäten. Ob es auf diesem Gebiete und auf ähnlichen andren der neuen Schwester beschieden sein wird, bahnbrechend zu wirken, ist mir ungewiß. Denn vornehmere Sitten als in jenen Juristen-Fakultäten gibt es längst in der Mehrzahl der andren deutschen Juristen-Fakultäten. Hat das aber einen Einfluß zum Bessern geübt? Ein Federstrich der vorgesetzten Staatsregierungen andrerseits hätte dafür genügt. Er ist lange nicht erfolgt. Was aber soll das gute Beispiel einer andren und zwar einer neuen Universität helfen, da öfter innerhalb derselben Universität das gute Beispiel der einen Fakultät gar keinen Einfluß auf die schlechten Sitten der andren Fakultät gehabt hat, da seit langen Jahren die theologischen Fakultäten allenthalben den andren Fakultäten ein gutes Beispiel geben? Und wenn nun die neue Universität das epidemische Übel des Promotionswesens mit seinen oft bescheidenen Anforderungen von sich fern hält, so mag das erfreulich sein, wird aber kaum den maßgebenden Einfluß auf die übrigen Universitäten und Fakultäten haben. Der äußere Erfolg im Sinne der Mehrzahl der Diplome bleibt bei den Mindestfordernden.

Dagegen eröffnet sich vielleicht bei ernstem Wollen eine andere Aussicht. Die 65,000 Studierenden, die heute die Universitäten des Deutschen Reiches besuchen und die kleinsten derselben — im Sinne der Größenverhältnisse, die nur um ein halb Jahrhundert rückwärts liegen — zu einer ansehnlichen Frequenz emporgehoben haben, sie mögen an Begabung und Vorbildung im ganzen hinter den früheren Generationen vielleicht nicht zurückstehen. Aber es ist sicher, daß sie keineswegs alle mit einander dem Ideale entsprechen, von dem die Festreden deutscher Universitäten Kunde zu geben gewohnt sind. Wissenschaftliche Ziele, Wissenschaft um ihrer selbst willen, Hintansetzung des Nutzens, Geringschätzung des Brotstudiums und wie alle diese Stichworte lauten mögen — wie weit ist doch die Wirklichkeit davon noch immer entfernt! Die Herrlichkeit der akademischen Freiheit offenbart sich überwiegend in ihrer negativen Seite. Deren Ergänzung ist das Gegenteil der Freiheit — das Prüfungswesen und dieses aus guten Gründen. Denn hier zum erstenmale soll der größte Teil der Studierenden Rechenschaft geben über den Gebrauch der akademischen Freiheit. Ein Prüfungswesen, das ungefähr die Gesamtheit der Fächer ergreift und nur einzelne wenige Ausnahmen frei läßt, die mangels der Prüfungen in einem schwankenden Schicksale leben. Der Zweck der Prüfungen aber ist die Öffnung der Pforten zu einem der mannigfaltigen praktischen Berufe, deren Mangel oder Überfluß an freien Stellen nach dem Gesetze des Marktes das Angebot der examinierten Kandidaten reguliert.

Ein kleiner Teil der Studierenden ist es, der nicht zu dieser Mehrzahl gehört. Ist es eine Utopie, wenn man daran denkt, eine neue Universität in deutschen Landen könnte auf den kleineren Teil allein sich aufbauen und diesen in seiner eigenen höheren Qualität zu vermehren trachten, könnte sich spröde verhalten gegen die zudringenden Scharen, denen durch neue Arten von Vorbereitungsanstalten und ohne dieselben die Tore der Universität immer breiter geöffnet werden, denen die Sehnsucht immer freigebiger befriedigt wird, hinaufzusteigen auf der Stufenleiter der Gesellschaft, um dem Drange des Zeitalters zu genügen, obwohl keineswegs den inneren Gaben, die in sie gelegt sind. Leider ist zur Zeit von einem solchen Fluge der Gedanken bei den Gründern der Universität Frankfurt noch wenig zu bemerken. Vielmehr soll die Universität (nach den Worten des um ihren Plan vorzugsweise verdienten Mannes) die Bestimmung haben, zu den »Forschungsinstituten«, die in Frankfurt bereits bestehen, also der reinen Wissenschaft dienen, die realistische Seite hinzuzufügen, nämlich Berechtigungen zu schaffen für die Prüfungen und Prüfungsanstalten im Dienste des Brotstudiums.

Etwas näher dem Gesichtskreise der Wirk-

lichkeit läge vielleicht die Aufhebung der Colleggelder, zu der bei den preußischen Universitäten ein Anhieb neuerdings gemacht ist, um gewisse Härten und Kontraste einigermaßen auszugleichen. Solange eine einzelne Universität das versucht, wird sie freilich keinen leichten Stand damit haben. Ja selbst für die preußische Universitätsverwaltung sind manche Schwierigkeiten schon bei ihren Anfängen auf diesem Wege erwachsen durch das Verharren der übrigen Universitäten des Deutschen Reiches in dem alten Zustande. Und die finanziellen Kontraste werden erst dann aufhören können, wenn alle Universitätsverwaltungen ein einheitliches Kartell geschlossen haben — wozu gegenwärtig noch wenig Aussicht vorhanden zu sein scheint. Die neuen Handelshochschulen und ähnliche Institute in den reichen Städten sind es vielmehr, die eine bemerkenswerte Wendung im Sinne des Wettkampfes um die Lehrkräfte bedeuten, obenein in charakteristischem Zusammenhange mit dem Repräsentationsbedürfnis der wohlhabenden Schichten des Ortes.

VI.

Im Laufe der letzten Jahrhunderte haben die deutschen Universitäten große Veränderungen erlebt, an Inhalt und Form, an Lehrkräften und Einrichtungen. In allem Wandel der Zeiten sind vom Mittelalter herab gewisse Reste aufbewahrt, aber gerade diese von unerheblicher, ja fragwürdiger Bedeutung. Weit mehr hat nach seiner Gewohnheit England behalten, aber als ob es uns zeigen wollte den mächtigen Abstand einer deutschen Universität gegen ihre eigene Vergangenheit. Einer deutschen Universität im Sinne der Gegenwart und des neunzehnten Jahrhunderts. Denn im achtzehnten Jahrhundert glichen die deutschen Universitäten mit dem, was ihnen fehlte, nicht wenig den englischen. Das was wir uns bei einer Universität denken, ist ein Produkt der letzten hundert Jahre, oder nicht viel mehr. Die Vereinigung von Forschung und Unterricht, das erst durch den Primat der Forschung in den Vordergrund gerückte Grundrecht der wissenschaftlichen Freiheit, die Voraussetzungen einer solchen Freiheit in den Veränderungen des öffentlichen Lebens, das Emporsteigen des Gelehrtenstandes zu einer bisher nicht erreichten Höhe in der öffentlichen Geltung, das Hindrängen zur Universitätsbildung aus breiten Schichten der Bevölkerung — alles dieses und vielerlei anderes hat aus unseren deutschen Universitäten eine Institution gemacht, die niemals dagewesen ist und nirgendwo sonst in der Welt zu finden ist. Indessen bei so viel Licht fehlen auch die Schatten nicht. Kündigen sie den Niedergang an oder deuten sie auf ein ferneres Emporsteigen? Wird sich das in der Gesamtheit der Wissenschaften vollziehen oder in einzelnen Gruppen? Ein Aufsteigen der Naturwissenschaften, gefördert durch die Bereitstellung ihrer kostbaren Apparate oder durch den Gedankenreichtum großer Denker? Eine Erneuerung der historischen Fächer durch Befolgung des naturwissenschaftlichen Vorbildes mit Forschungsinstituten und Sammlungen, mit unerschütterlichen Wahrheiten und exakter Erkenntnis, oder durch den Schwung spekulativer Geister, die der Verzweiflung über die Masse des Stoffes zu Hülfe kommen? Wird aus der Arbeitsteilung der akademischen Disziplinen ein Fortschritt auf der betretenen Bahn oder eine Wendung hervorgehen?

Wird die Verfassung und Verwaltung der Universitäten im Zusammenhange mit der Entwickelung der Wissenschaften und mit anderen Ursachen sich im Sinne der Selbstverwaltung behaupten und erhöhen, oder werden neue Formen, bessere oder schlechtere, dafür gefunden werden?

In diese Zweifel drängen sich auch die Fragen hinein, die uns in den voraufgehenden Blättern beschäftigt haben. Sind es bessere, vollkommenere Formen des Hochschulunterrichts, die uns die neuen Pläne bringen? Sind diese bestimmt, neue Bahnen zu brechen für Forschung und Studium? Sind sie zum mindesten befähigt, im einzelnen Fortschritte hereinzuführen gegenüber dem, was wir an unsern Universitäten besitzen? Der heutige Zustand ist nicht die letzte Stufe ihrer Entwicklung und nicht die höchste. Nicht die Verfassung der Universitäten, nicht die großen oder die kleinen Städte, in denen sie ihren Wohnsitz haben, auch nicht die große oder die kleine Zahl der Studierenden entscheidet zuletzt über ihre Beschaffenheit. Auf das Menschenmaterial an Lehrenden und Lernenden kommt es am meisten an für die Hingabe an den Beruf, für die Treue zur Wahrheit, für die würdige Ausfüllung des

Lebens mit dem Drange nach der Förderung der geistigen Kultur. Dem Realismus sich entgegenzustellen, der von nichts anderem weiß als von dem alltäglichen Nutzen, das Studium der akademischen Jugend hinaufzuheben über die Verlockungen der Genußsucht, die besonders stark sind in einem Zeitalter des wachsenden Wohlstandes, ein Beispiel zu geben von dem Glücke des Lebens, das von der Liebe zur Wissenschaft erfüllt ist, vor allem aber eine männliche Unabhängigkeit zu betätigen gegen die Hemmnisse, die in allen Umgebungen, in allen Staatsformen, unter allen politischen und sozialen Gewalten das Bekenntnis der Wahrheit bedrohen, die den Nebel der gemeinen Vorurteile der Wahrheit entgegenstellen. So sind es hier, wie sonst, die Menschen, nicht die Institutionen, auf die es am meisten ankommt.

VII.

Der voraufgehende Aufsatz war geschrieben, als die beiden Artikel von Karl Bücher (Frankfurter Zeitung, 22. und 23. April d. J.) erschienen. Er nimmt allein das ökonomische Moment zur Richtschnur und folgert aus dem »Gesetz der Massenproduktion, das unsere ganze Industrie beherrscht«, die ausschließliche Zweckmäßigkeit der großen Universitäten, deren Aufwand eine Mindestzahl von 4000 Studierenden verlangt. Die Kleinbetriebe und Mittelbetriebe, die an dieses Mindestmaß nicht heranreichen, aber in dem heutigen Deutschland die Mehrzahl bilden, widersprechen jenem Gesetz. Noch mehr aber widerspricht ihm die Neugründung einer Universität, die weniger als 4000 Studierende hat. Der Standpunkt Büchers erinnert uns Nationalökonomen an die viel erörterte »abstrahierende« Methode, die alle anderen Momente, außer dem einen ökonomischen, unberücksichtigt läßt. Sie tut dies aber nur mit dem Vorbehalt, in der Wirklichkeit bei der Erörterung praktischer Fragen die anderen Momente wiederhereinzulassen. Im gegenwärtigen Falle handelt es sich durchaus nur um die Wirklichkeit und um die Momente, die für diese, außer dem ökonomischen Moment, erheblich sind. In der Wirklichkeit der deutschen Universitäten gibt es eine Anzahl, die nicht nur eine ruhmvolle Tradition besitzen, sondern heute mit ihren 2000 bis 3000 Studierenden eine Frequenz erreicht haben, die vor nicht gar langer Zeit selbst der »ersten Universität der Welt« genügen mußte. Der Partikularismus Deutschlands hat auf keinem Gebiete solche Vorzüge gezeigt wie auf dem der Universitäten. Das erkennt auch der an, der gleich mir selber für das Universitätswesen den Großstaat vorzieht. Außer der zweckmäßigsten Einrichtung des Unterrichts im Großbetriebe (der übrigens mehr für Naturwissenschaften und Medizin zutrifft als für die Geisteswissenschaften) haben im Großstaat und im Kleinstaat die Universitäten noch andere Aufgaben zu erfüllen, so namentlich die, eine geistige Hauptstadt zu sein, jede in ihrer Provinz.

Eine zweite Abstraktion, und diese mit weit kühnerem Schwunge, wird der Universität Frankfurt gegenübergehalten. Es ist die »Université libre«, die, möglichst unabhängig von staatlicher Einmischung, dem Flügelschlage jeder freien Seele Raum gewährt, mit einem Lehrkörper, der sich aus den besten Dozenten aller Fächer zusammensetzt und immer wieder nach freier Wahl sich selbst ergänzt, mit den vollkommensten Lehreinrichtungen — alles mit reichen Frankfurter Stiftungsmitteln geschaffen. Es habe sich — so meint Bücher — in akademischen Kreisen Begeisterung dafür gefunden. Leider war es ein Traum. In Wirklichkeit will der Plan der Universität Frankfurt nur eine Abart der bisher bestehenden deutschen Universitäten sein. Ich weiß nicht, wer den Traum geträumt und sich dafür begeistert hat. Ich habe eine im Ganzen günstige Ansicht von den deutschen Fakultäten. Aber ich möchte ihnen nicht gar zuviel anvertrauen. Und wie ein solches phantastisches Gebilde der Freiheit sich verwirklichen soll, ist mir völlig unklar. Dagegen könnte die Volksetymologie der »Universitas literarum« endlich einmal begraben werden.

Der kalifornische Volkscharakter.

Von Max Winther, Professor an der Universität Berkeley, Kalifornien.

In Kalifornien hat der formgebende Druck eigener äußerer Verhältnisse einer sehr jungen Bevölkerung einen originellen Charakter aufgepreßt. Wie sich einzelne Seiten desselben im Wesen der Staats-Universität dieses Landes spiegeln, wollen wir untersuchen. Zu diesem Zweck müssen wir erst einen Blick auf die Natur und Geschichte Kaliforniens werfen, denn diese zwei Mächte ließen auch hier die Individuen zu der Persönlichkeit eines Volkes kristallisieren. Vor etwas mehr als einem halben Jahrhundert war Kalifornien noch spanisch. Eine pittoreske farbenfrohe Einwohnerschaft lebte in behäbigem Daseinsgenuß. Das naturalwirtschaftliche Idyll jener frühen Zeit wurde vernichtet von den eindringenden Easterners, — erst abenteuernden Goldsuchern, Menschen von zügelloser Phantasie und stürmendem Willen, Menschen, bei denen Träume zur Tat wurden, dann klugen Farmern, Geschäftsleuten, Unternehmern, berechnenden Yankees, Menschen von praktischer Einbildungskraft, von denen für manche das Geschäft zum Kunstwerk wurde, für die ohne allzu große Rücksicht auf Gewinn die Eleganz im Aufbau, die Kühnheit der Spekulation faszinierend wirkte.

Alle diese Elemente wurden gehegt und assimiliert in einer Landschaft von südlicher Großmut, stets an den Küstenstrichen frisch erhalten durch ein prickelndes Frühlingswetter, das kalte Meeresströmungen und plötzliche Nebel, zügellose Seewinde nie erschlaffen lassen trotz einer und derselben geographischen Breite mit Nordafrika. — Unter solchen Bedingungen sproßte in der Bevölkerung ein unbändiger Schöpfungstrieb empor, der sich von dem nimmer rastenden Tätigkeitsdrang des Amerikaners überhaupt durch einige ästhetische Qualitäten unterscheidet. Man denke dabei aber ja nicht an ein interesseloses Betrachten, eine beschauliche Ekstase über das Schöne: es ist ein Trieb, der selbsttätig gestalten muß. Nicht wenig mochte er befruchtet werden durch die Neuheit der Umwelt mit dem Orient als Hintergrund, eine mit jedem Windstoß wechselnde Nebelphantastik der nordischen Länder und Sonnenklarheit des Südens, durch andere Eigentümlichkeiten des Landes, welche die Erfindung neuer Formen für Leben und Wohnen wünschenswert und bei mangelnder Tradition leicht durchführbar machten, durch einen regenlosen Sommer, der hier schon vor Jahrzehnten den Gedanken der Freilichtbühne wieder erstehen ließ und zur Schaffung vielleicht der zwei imposantesten modernen Schöpfungen dieser Art führte, eines ungeheuren griechischen Theaters und der Bühne des Bohemian Club. Gerade in Verbindung mit der Bühne des Bohemian Clubs läßt sich der künstlerische Trieb für den oberen Teil der Bevölkerung sehr wohl nachweisen.

Der Club an sich ist ein frappantes Merkmal des kalifornischen Gestaltungstriebes. Wie der Name schon andeutet, wurde er von Künstlern begründet. Bald betrachten es die Männer der Gesellschaft als Ehre, unter die Mitglieder aufgenommen zu werden, auch die Dozenten der Universitäten halten sich nicht fern. Die für Amerika recht neue Vereinigung solcher Elemente gibt dem Club einen ungeahnten Zug und Geist. Musikalische und theatralische Aufführungen, von den Mitgliedern selbst durchgeführt, finden fortwährend statt. Das Hauptfest des Clubs aber ist das Spiel im Bohemian Grove. In einem Hain jener Riesen-Redwoods, die auf Jahrtausende zurückschauen, deren Höhe keinen Sonnenfleck zum Erdboden dringen läßt, baut sich die Bühne auf am Bergeshang, von dämmernder Mystik durchflutet. Zwei Baumgruppen, hoch wie die Türme der Münster, grenzen den idealen Raum ab. Das Stück wird geschrieben, komponiert, aufgeführt, die Kostüme, die Dekorationen werden entworfen von Mitgliedern des Clubs. Die Aufführung endet jeweils mit einer symbolischen Handlung, an der auch die Zuschauer teilnehmen. Das ist eben der Geist des Ganzen, daß jeder selbsttätig beitragen will zu den künstlerischen Genüssen.

Aber nicht nur in den oberen Schichten der Bevölkerung finden wir diesen Trieb nach künstlerischem Ausdruck. In dem Columbia-Park-Boys-Club, einer Knabenvereinigung des ärmsten Teils der Bevölkerung, verhalf der Gründer Mr. Peixotto diesem selben Impuls zum Ausdruck. Auch hier sind es vor allem Musik- und Theaterauf-

führungen, die gepflegt werden. Bei den Theateraufführungen kommt sogar die Schöpfungskraft der ganzen Masse der Mitglieder noch mehr zur Geltung als im Bohemian Club: Häufig entsteht hier ein Stück aus der Darstellung einer Charade, in der es jedem Einzelnen im hohen Grade überlassen ist, sich seine Rolle gerade für die eigene Statur zurechtzuschneiden. Wir haben es hier absolut nicht mit einer bloßen Spielerei zu tun; das beweist der Umstand, daß die Knaben oft auf wochenlangen Ausflügen ihren Unterhalt durch ihre Aufführungen verdienen, einmal sogar bis nach Australien kamen. Das Clubhaus wird auch wieder ganz diesen Tendenzen entsprechend großenteils von den Mitgliedern selbst geschmückt. Dasselbe gilt übrigens auch für den Bohemian Club, dessen Maler und Bildhauer für Innendekoration sorgen, dessen Räume vor dem Erdbeben und Feuer die besten Bilder Kaliforniens enthielten.*)

Selbst in Handwerker-Haushaltungen finden wir diesen Trieb nach künstlerischer Gestaltung des Lebens. Häufig ist der Tisch mit Geschmack gedeckt, mit ein paar Blumen verziert, die Speisen, besonders die Salate, sind in hübschen Farben komponiert. Schöne Teller, feine Löffel werden bei solchen Leuten nicht — wie bei uns sogar in den Beamtenkreisen — sorgfältig im Schrank verschlossen, sondern in den täglichen Gebrauch genommen.

Ganz entsprechend den obigen Tatsachen finden wir, daß ein sehr großer Prozentsatz der Künstler, Architekten und Schriftsteller Amerikas entweder Kalifornier sind, oder sich hier Anregungen holten, ja daß ein Drittel der Schauspieler der Vereinigten Staaten aus diesem Land mit seinen zwei Millionen Einwohnern stammen.

In San Francisco haben wir etwas von der Atmosphäre Münchens, es ist eine Metropole, der die Gemütlichkeit nicht abgeht. Wenn man München ein Residenzdorf genannt hat, dürfte man von San Francisco sagen, es sei ein Weltdorf. Nicht wenig mag diese Atmosphäre durch die große Zahl der Deutschen geschaffen sein. 15 % sind eingewandert, noch viel mehr sind, wie aus den Namen leicht erkennbar, deutscher Abstammung. Oft fiel es mir im Bohemian Club auf, daß die ausgelassensten und anregendsten Mitglieder Deutsche, besonders deutsche Musiker waren.

Die Schöpfungsluft der kalifornischen Bevölkerung, die, wie aus den angeführten Beispielen hervorgeht, sich auf den verschiedensten Gebieten manifestiert, dringt auch im Universitätswesen durch. Natürlich weniger in den eigentlichen Programmen des Unterrichts, wenn auch hier, bezeichnender Weise, Kurse in Redekunst, der Kunst zu erzählen, obligatorisch sind, wie übrigens auch in vielen der anderen amerikanischen Colleges, als in manchen nicht zu unterschätzenden Unterströmungen. Zuerst fallen uns da häufige und begeisterte Theateraufführungen auf. Bei diesen ist wieder sehr charakteristisch für die Verschmelzung von praktischem und künstlerischem Geist im Kalifornier die Tatsache, daß dieselben von den Dozenten für

*) Als Beleg für die künstlerische Bedeutung des Clubs führe ich Kiplings begeisterte, wenn auch mit leiser Ironie gewürzte Worte an, der die Vereinigten Staaten im allgemeinen durchaus nicht mit ungeteilter Bewunderung betrachtet:

Do you know the Bohemian Club of San Francisco? They say its fame extends over the world. It was created somewhat on the lines of the savage by men who wrote or drew things, and it has blossomed into most unrepublican luxury. The ruler of the place is an owl — an owl standing upon a skull and cross — bones, showing forth grimly the wisdom of the man of letters and the end of his hopes for mortality. The owl stands on the staircase, a statue four feet high, is carved in the woodwork, flatters on the frescoed ceilings, is stamped on the note-paper and hangs on the walls. He is an Ancient and Honorable Bird. Under his wing was my privilege to meet with white men whose lives were not chained down to routine of toil, who wrote magazine articles instead of reading them hurriedly in the pauses of office-work, who painted pictures instead of contenting themselves with cheap etchings picked up at a sale of another man's effects. Mine were all the rights of social intercourse that India, stony-hearted step-mother of collectors, has swindled us out of. Treading soft carpets and breathing the incense of superior cigars, I wandered from room to room studying the paintings in which the members of the club had caricatured themselves, their associates and their aims. There was a slick French audacity about the workmanship of these men of toil unbending that went straight to the heart of the beholder. And yet it was not altogether French. A dry grimness of treatment, almost Dutch, marked the difference. The men painted as they spoke — with certainty. The club indulges in reveries which its calls »jinks« — high and low — at intervals, — and each of these gatherings is faithfully portrayed in oils by hands that know their business. In this club were no amateurs spoiling canvas because they fancied they could handle oils without knowledge of shadows or anatomy — no gentleman of leisure ruining the temper of publishers

den Sprachunterricht verwertet werden. Französische, spanische, italienische und deutsche Stücke werden in der Ursprache aufgeführt. Abgesehen von den auf der Hand liegenden sprachtechnischen Vorteilen, haben diese Aufführungen den bildenden Wert, den Studenten in den Geist der fremden Autoren und des fremden Landes einzuführen, ein Faktor von keiner geringen Wichtigkeit bei den 6000 Meilen, welche zwischen Kalifornien und Europa liegen. Diese Stücke erfüllen übrigens auch hier eine ähnliche Kulturmission, wie in früheren Jahrhunderten die Aufführungen unserer Gymnasien. Gerade in dieser Hinsicht möchte interessieren, daß Hans Sachs von dem »Deutschen Verein« der Studenten aufgeführt wurde, besonders auch wegen der genialen Inszenierung, der Verve und dem tollenden Übermut, mit dem die jungen Burschen die Knittelverse des alten Meisters hervorsprudelten, und wegen der begeisterten Aufnahme, welche die Stücke bei einer weit über die Universitätssphäre reichenden Zuhörerschar fanden: ein Zeichen, daß das deutsche Element in San Franzisko nicht nur numerisch wiegt.

Das Gesagte läßt schon ahnen, daß diese Sachs-Aufführung schon ganz ihrem Ursprung, der Sprachübung, entwachsen, vor allem durch ihre ästhetischen Qualitäten ins Gewicht fällt. Dies gilt natürlich auch besonders für die Aufführungen in englischer Sprache, bei denen gelegentlich sogar die Dozenten mitwirken.

Welch großen Wert diese Aufführungen als Mittel zur ästhetischen Erziehung haben, wurde mir besonders klar, nachdem ich meine Studenten bei einigen solchen Veranstaltungen geleitet hatte. Während vorher ihr Interesse für die Besprechungen eines Theaterstückes nur mit großen Anstrengungen meinerseits angefacht werden konnte, da eben einmal das passive Beschauen und Analysieren durchaus nicht Sache des Amerikaners ist, flammte nun selbst eine sehr lebhafte Debatte über Wirksamkeit einzelner Szenen auf, über die Darstellung der Charaktere, die in den Charakteren sich offenbarende Eigenart des Autors. Immer den Trieb nach aktiver Kunst benützend, suchte ich diese Keime bei möglichst vielen Studenten zu pflegen dadurch, daß ich in einem deutschen Studentenklub die häufige Aufführung von Charaden in deutscher Sprache veranstalten ließ, was bei der Mehrzahl der Studenten eines Kurses eine viel intensivere Dramenkritik ermöglichte, als dies vorher der Fall war.

Der Trieb des Studenten nach künstlerischer Betätigung drückt sich am frappantesten aus in der alljährlich stattfindenden Senior-Extravaganza, einem von den Studenten des vierten Jahres selbst verfaßten und von ihnen allen, das heißt von ein paar hundert Menschen aufgeführten Stück. Es bedarf hierzu natürlich der Riesenbühne des griechischen Theaters. Von einer seltsamen und magischen Pracht sind die Massenszenen, wenn ein bläuliches Mondlicht, unterbrochen von den phantastischen Schatten der Eucalyptusbäume, hunderte von handelnden Personen umflutet. Die Größe und massive Architektur des Theaters hat eine neue Art der Kulissen geschaffen: mit Baumästen, ja Bäumen wird hier dekoriert, wenn nicht mit einem noch monumentaleren Material, mit Gruppen von schönen Menschen. Die fundamentale Ehrfurchts-

and an already ruined market with attempts to write »because everybody writes something these days«. My hosts were working, or had worked »for their daily bread with pen or paint«, and their talk for the most part was of the shop shoppy — that is to say delightful. They extended a large hand of welcome, and were as brethren, and I did homage to the Owl and listened to their talk. An Indian Club about Christmas-time will yield, if properly worked, an abundant harvest of queer tales; but at a gathering of Americans from the uttermost ends of their own continent the tales are larger, thicker, more spinous, and even more azure than any Indian variety. Tales of the War I heard told by an ex-officer of the South over his evening drink to a Colonel of the Northern army; my introducer, who has served as an trooper in the Northern Horse throwing in emendations from time to time. (Kipling, From Sea to Sea, S. 131—132. Tauchnitz Ed.)

Und an anderer Stelle sagt Kipling: They bore me to a banquet in honour of a brave Lieutenant — Carlin, of the Vandalia — who stuck by his ship in the great cyclon at Apia and comported himself as an officer should. On what occasion — tavas at the Bohemian Club — I heard oratory with the roundest of o's; and devoured a dinner the memory of which will descend with me into the hungry grave. There were about fourty speeches delivered; and not one of them was average or ordinary. It was my first introduction to the American Eagle screaming for all it was worth. The Lieutenant's heroism served as a peg from which those silver-tongued ones turned themselves loose and kicked. They ransacked the clouds of sunset, the thunder-bolts of Heaven, the deeps of Hell, and the splendours of the Resurrection, for tropes and metaphors, and hurled the result at the head of the guest of the evening. (Kipling, From Sea to Sea, S. 154—155. Tauchnitz Ed.)

losigkeit des Amerikaners gegenüber Traditionen kommt in den Aufführungen gelegentlich zum Ausdruck. Beispielsweise wurde einmal auf diese klassische Bühne ein Elefant gebracht, ein anderes Mal in einer tollen Farce ein Mensch gehängt, und zwar so drastisch, daß er bis auf den oberſten Teil der hinteren Mauer an einem Seil gezogen wurde.

Vor allem sind die Studentinnen am leichteſten für Aufführungen zu gewinnen, sie spielen auch faſt immer gut. Abgesehen davon, daß dies mit dem weiblichen Naturell überhaupt zusammenhängt, mag da auch mitwirken, daß unter den Studenten des Weſtens es in erſter Linie die Frauen sind, die sich für Kulturfächer interessieren. Bei den zum 50jährigen Jubiläum der Staats-Universität veranſtalteten Feſtlichkeiten flammte mit dionysischer Gewalt der Impuls für aktive Kunſt, angefacht vom Patriotismus, in der ganzen Masse der Studenten auf; mehrere Tage wurden gefeiert mit Feſtzügen und Aufführungen. Die Erregung kulminierte in einem nächtlichen Aufzug. Man denke dabei ja nicht an unsere feierlichen Prozessionen, in denen jeder Schritt eine selbſtbewußte, feſt an sich glaubende Würde verrät. Es war ein tollender Jubel von gewaltiger Farbenpracht, seltsamen Koſtümen, bald grotesk, bald erhaben, auf und ab wirbelndem Tanz, rennenden, brüllenden Indianern, Reitern auf mächtigen Ochsen, sausenden Wagen, puſtenden Automobilen, galoppierenden Pferden: alles ein Rausch wogender Begeiſterung. Auf dem Feſtplatz vereinigte sich die Masse der Teilnehmer in bacchantisch tobender Serpentine*) um einen lodernden Holzſtoß, während der Jubelruf »Ra Ra Ra California Hu-i« die Luft erschütterte. Daß aber die Studentenschaft hier sehr wohl als Gradmesser des Temperaments der Gesamtbevölkerung dienen kann, das beweisen die innige Anteilnahme der Einwohnerschaft, ihre begeiſterten Zurufe bei solchen Anlässen, ja auch der Umſtand, daß sie die Universität nachhaltig für solche Zwecke unterſtützt; so iſt beispielsweise das der Universität gehörende griechische Theater eine private Stiftung.

In gewissem Sinn möchte man auch in dem griechischen Theater die Verschmelzung von praktischem und künſtlerischem Streben in dem Kalifornier erkennen. Eine sensitive Akuſtik bei einem Zuschauerraum für 8000 Menschen und eine Natur von träumerischer Schönheit sind hier vereinigt. Das Theater, auf eine Bergwand geſtützt, iſt eingefaßt von hoheitsvollen Eucalyptusbäumen. Tannenschlank ſtreben sie empor, die lang herabhängenden Zweige bald schwermütig, bald heiter schwingend: viele Seelen wehen durch diesen Baum. Von fernher sieht man bei sinkender Sonne aus den flutenden Finſternissen ihre perlgrauen Stämme funkeln, während die tiefgrünen Flächen des dunkeln Laubwerks in schwerem Rhythmus der Konturen sich energisch von dem matten Blau des Himmels abheben. Dann sinkt die Sonne in das rötliche Nebel aushauchende Meer.

Aber nicht nur in dem griechischen Theater, wo vor allem die Szenerie mitwirkte, auch in der Architektur überhaupt hat die Verbindung von praktischem Sinn und künſtlerischem Sehnen (dieses Merkmal des Kaliforniers) einen eigenen Ausdruck gefunden: klassische, spanische, neuenglische und vollſtändig ursprüngliche Elemente sind in den Gartenſtädten verschmolzen. Das warme Klima macht es leicht möglich, ja wünschenswert, wenige Stockwerke errichtend, das Haus über eine weite luftige Fläche auszudehnen. Die große Entfernung von alten Muſtern läßt diese bewußt oder unbewußt umgeſtalten oder führt zu unbedingt neuen Erfindungen, ebenso verhindert der häufige Mangel an dem nötigen Material, das Konventionelle nachzuahmen. Oft läßt man die Redwoodwände in ihrer primitiven und unverkleideten Schönheit. Statt die Möbel von weither mitzuschleppen konſtruiert man sie gar nicht selten mit dem Haus — in das Haus; wie Bänke, Schäfte, Schränke, selbſt Tische, häufig sogar die eigenartige Rinde auf dem Holz lassend. Das gibt dem Ganzen etwas Einheitliches und eine markige Urwüchsigkeit, ganz dem Charakter der Bewohner entsprechend. Es sind dies künſtlerische und praktische Tendenzen, die man ja im modernen Deutschland, faſt ganz von äſthetischen Gesichtspunkten ausgehend, auch pflegt. Weithin leuchten die blaßgrauen Granitbauten der Staats-Universität von ihren Hügeln über das Land, auch der Raumkunſt Kaliforniens den Weg weisend. So feſt, wie aus dem Fels herausgemeißelt, ſtehen sie da, Erdbeben trotzend. Ja bodenſtändig (in des

*) Tanz in langer Reihe, wobei mit beiden Händen jeweils die Schultern des Vordermannes gefaßt werden.

Wortes höherem Sinn) ist diese Kunst. Von Griechenland träumt das Auge in der Landschaft Kaliforniens und diese Bauten haben jene hoheitsvollen ernsten Linien, die wir im klassischen Stil bewundern. Da erhebt sich »California Hall« (ein Kollegienhaus und Verwaltungsgebäude) mit glatter, mächtiger Fassade, imponierend durch ihre einfache Größe, darüber ragend die neue Bibliothek, deren Stirn, an den antiken Tempel erinnernd, doch eine raffinierte Kombination der modernsten Innengliederungen anzeigt. Hochoben das Minengebäude, prunkend mit seltsamen Karyatiden. Alle die kleinen Abzugskamine, die sonst so impertinent die Dachlinien bei Laboratorien zerstückeln, sind gruppenweise mit dem Granit des Grundgeschosses umkleidet, sodaß sie sich wie glitzernde Zinnen von dem dunkelroten Dach abheben. Hier sind Häuser, die durch recht eigentlich architektonische Mittel wirken, nicht durch malerische Effekte. Edle Proportionen geben ihnen etwas von Vornehmheit und Ruhe, wie wir dies nur in wenigen anderen der modernen monumentalen Bauten finden, und doch ist das Ganze umwoben von einem Duft altspanischer Romantik und märchenhafter Pracht. Die neuen Gebäude der Staatsuniversität gehören zum Schönsten, was die heutige Architektur großen Stils hervorgebracht hat und sind wohl die eigenste Schöpfung der amerikanischen Kunst.

(Schluß folgt)

Nachrichten und Mitteilungen.

Korrespondenz aus London.

Der Ursprung der großen griechischen Spiele. — Januarversammlung der British School at Athens.

William Ridgeway, dem wir schon so viele geistvolle und gelehrte Hypothesen verdanken und der zuletzt in einem vor kurzem erschienenen Buche »The Origin of Tragedy« nachgewiesen hat, daß die Tragödie allenthalben in Griechenland und durchaus nicht zuerst bei den Doriern aus Gesang- und Tanzfesten an den Gräbern von Heroen, uralten Stammkönigen usw. hervorgegangen ist, hat auch vor kurzem in einem Vortrag über Pindar zu Cambridge die Ansicht aufgestellt: »daß die olympischen, pythischen, nemeischen und isthmischen Spiele nicht ursprünglich in den Kulten des Zeus, Apollon und Poseidon wurzelten, sondern aus Spielen hervorgingen, die zu Ehren lokaler Heroen abgehalten wurden, auf welche Kulte dann die Verehrung der großen Gottheiten erst später aufgepfropft worden ist. Indem er von dem einfacheren und besser bekannten auf das kompliziertere und weniger klare vorschritt, zeigte Ridgeway, wie das Athenaeum berichtet, daß Pindar Siegesgesänge auch für Sieger kleinerer Spiele dichtete, wie z. B. für die Iolaia, die man auch zuweilen Herakleia nennt. Da er erwähnt, daß das Grab (die Ankunft am Grab) des Iolaos den Sieg eines Wettkämpfers bezeugte, so muß das Grab des Heros der Gegenstand der Verehrung gewesen sein, und der Name Herakles war erst eine spätere Hinzufügung. Ähnliche lokale Spiele wurden zu Ehren des Trophonios zu Lebadeia abgehalten und zu Ehren des Amphiaraos zu Oropos. Auf diese beiden Kulte wurde dann später der des Zeus aufgepfropft, woher erst die Verehrung des Zeus Trophonios und des Zeus Amphiaraos entstand. Die nemeischen Spiele hatten, wie die alten Autoren selbst bezeugen, allein ihren Ursprung in der Ehrung des Opheltes, des Sohnes des Lykurgos, des Fürsten von Nemea, und die Spiele wurden nahe bei den Gräbern von Vater und Sohn abgehalten. Zeus ist erst später hinzugekommen. Die Alten stimmen ferner auch darin überein, daß sie die Gründung der isthmischen Spiele auf den Kult des Palaimon, des lokalen Heros, zurückführten, dessen Grab in dem Tempelgebiet des Poseidon gezeigt wurde. So war der letztere erst später hinzugekommen, geradeso wie Zeus zu Nemea. Was nun die olympischen Spiele betrifft, so sagt uns Pindar (Ol. I. 99 ff) ganz sicher, daß Pelops von seinem Grab nächst dem Alpheios die Totenopfer d. h. die Spiele genoß (daß das Grab des Pelops der Wettrennen Ziel war), und er spielt nur auf die Verbindung des Zeus mit diesen Spielen an. Dies läßt die Vermutung aufkommen, als ob hier der gleiche Fall wie in Nemea vorliege. In der Tat mag es in Olympia vor dem Aufkommen des Pelops auch ältere Spiele zu Ehren älterer Heroen gegeben haben, wie durch andere Legenden zu erkennen ist. Endlich neigte Professor Ridgeway zu der Ansicht, daß auch die pythischen Spiele einen ähnlichen Ursprung in dem Kult an dem Grabe eines älteren verehrungswürdigen Helden gehabt haben, der später von dem Kult des hyperboreischen Apollo in Schatten gestellt und absorbiert worden ist. Darüber sind allerdings die Überlieferungen aus dem Altertum wenige und dabei vage und widersprechende. Aber man muß daran denken, daß auch in Delphi ein Tholosgrab gefunden worden ist, und daß berühmte Heroen, wie z. B. Neoptolemos, ihre Grabstätten zu Delphoi gefunden haben.

In der Januar-Monatsversammlung der »British School at Athens« sprach W. M. Halliday über den Ursprung des Mythus von dem »in das Feuer halten« des Demophoon durch Demeter (Homerischer Hymnus an Demeter), das man bis jetzt gerne als ein Überbleibsel eines Menschenopfers auslegte. Zwei Versionen des Mythus sind auf uns gekommen. In der früheren Version geht das Kind infolge der Unterbrechung des in das Feuer Haltens

durch die Eltern in den Flammen zugrunde; in der zweiten Version verliert es nur die versprochene Unsterblichkeit. Die Legende von den Kindern der Thetis ist eine genaue Parallele dazu, abgesehen davon, daß das Feuer des Demeter-Mythus durch Wasser ersetzt ist, und auch hier finden wir zwei verschiedene Versionen. Diese Legenden werden von Halliday als ätiologische Mythen angesehen, die wahrscheinlich auf prophylaktischen Zeremonien beruhen, die dazu bestimmt waren, von neugeborenen Kindern Übel abzuhalten, wie es auch die Amphidromia tun soll. Frühere und jetzige europäische Volkssitten und noch existierende Übungen der Wilden geben viele Beispiele solcher Zeremonien, in welchen die Berührung mit Wasser oder Feuer eine wichtige Rolle spielt. Spätere Ansichten haben diesen Zeremonien eine metaphysische Interpretation gegeben, von der der homerische Hymnus uns ein Beispiel gibt, indem die Berührung mit Feuer hier als eine Purifikationsmethode angesehen wird, die von den Unvollkommenheiten der Sterblichkeit reinigen soll.

Darauf sprach der Direktor der British School at Athens R. W. Dawkins über die künstlerische Entwicklung in der langen Reihe von Elfenbein- und Knochenschnitzereien, die an der Stätte des Heiligtums der Artemis Orthia zu Sparta gefunden wurden, und die vom 8. bis zum 6. Jahrhundert datieren. Bei den frühesten Elfenbeinschnitzereien ist die Zeichnung noch sehr steif und sehr weniges oder garnichts modelliert. Die Schnitzereien aus der nächsten Periode um 700 v. Chr. haben tieferes Relief und ausgearbeitete eingeschnittene Oberflächendekorationen, die den Mangel an Modellierung ersetzen. Der Gipfelpunkt dieser Kunst im 7. Jahrhundert zeigt freiere Zeichnung und entwickeltere Modellierung. Elfenbein hört nach 600 v. Chr. auf, das Material abzugeben, und der nunmehr gebrauchte Knochen wird so behandelt, daß der Hintergrund weggeschnitten wird und die Figuren frei bleiben, obwohl die Relieftechnik noch in vielen Fällen fortlebt. Diese Entwicklung zeigt sich bei aller Art von Schnitzereien, sowohl bei Fibula-Täfelchen als wie bei Kämmen, Siegeln usw. Dabei bleiben die Gegenstände mit ganz geringen Ausnahmen im Lande selbst hergestellt, mögen auch noch so sehr fremde, namentlich orientalische Einwirkungen auf die Kunst stattgefunden haben. M.

Mitteilungen.

Der Präsident der Germanistischen Gesellschaft von Amerika, Edward A. Adams hat der Columbia-Universität in New York 30,000 Dollar für Ankauf und Einrichtung eines Deutschen Hauses zur Verfügung gestellt. Das vierstöckige Gebäude Nr. 419 West 117. Straße ist gekauft und wird nach dem Märzheft des Columbia University Quarterly vor Ablauf des akademischen Jahres eröffnet werden. Die allgemeine Leitung übernimmt der korrespondierende Sekretär und erste Austauschdozent der Germanistischen Gesellschaft, »Associate«-Professor an der Abteilung für germanische Sprachen, Dr. Rudolf Tombo jr. Im Parterre des Hauses wird eine akademische Auskunftsstelle nach dem Muster der Berliner errichtet werden. Die New Yorker und die Berliner Auskunfsstelle werden zusammenwirken, um deutschen und amerikanischen Studenten auf beiden Seiten des Ozeans mit Rat und Tat zur Seite zu stehen. Außerdem soll der immer stärker werdende Strom deutscher Gelehrter, namentlich von Ingenieuren und Ärzten, die die amerikanischen höheren Lehrinstitute, Forschungsanstalten und Bibliotheken zum Studium der Methoden und Einrichtungen alljährlich besuchen, berücksichtigt werden. Im zweiten Stock wird ein Lesezimmer, mit deutschen Büchern, Karten, Dokumenten, Zeitschriften und Tageszeitungen usw., sowie ein Arbeitszimmer für den Kaiser Wilhelm-Professor eingerichtet werden. Hier wird auch die germanistische Gesellschaft ihr Hauptquartier aufschlagen. Die oberen Stockwerke sollen als Wohnräume für den Kaiser Wilhelm-Professor sowie die auswärtigen Gäste der Germanistischen Gesellschaft während ihres New Yorker Aufenthaltes dienen. Auf der Verwaltungsratsversammlung spendete ein Herr, der ungenannt bleiben will, ein Kapital von 100,000 Dollar, das den allgemeinen Schenkungen der Universität hinzugefügt wurde und dessen Einkommen später dem Zwecke dienen soll, das erzieherische und kulturelle Verhältnis zwischen den Vereinigten Staaten und dem Auslande immer inniger zu gestalten. Mit Hilfe dieser Gabe wird es möglich, nicht nur das Wirken der Roosevelt-Professur an der Berliner Universität und des mit ihm verbundenen Amerikanischen Instituts zu festigen, sondern vielleicht auch die Verbindungen der Columbia-Universität auf andere deutsche Universitäten auszudehnen.

*

Der Kampf um den humanistischen Unterricht, besonders um die Aufrechterhaltung des griechischen und lateinischen Sprachunterrichts, hat in Amerika im vorigen Jahre die Abhaltung einer klassischen Konferenz in der Ann Arbor-Universität veranlaßt. Die auf ihr gehaltenen Vorträge wie die erstatteten Gutachten sind in den Heften der School Review unter dem Titel »A Symposium« veröffentlicht worden. Die sieben Teile des »Symposium« erscheinen nun zusammen; die vier ersten erörtern den Wert der humanistischen, besonders der klassischen Studien als Vorbereitung für das Studium der Medizin, der Ingenieurwissenschaft, der Rechtswissenschaft, der Theologie, der fünfte beleuchtet ihren Wert für Geschäftsleute; der sechste führt den Titel: Die klassischen Wissenschaften und die neue Erziehung; der siebente behandelt die Lehre von dem formalbildenden Wert der humanistischen Studien im Lichte der vergleichenden Psychologie. Dem »Symposium« werden drei Abhandlungen von Professor Francis W. Kelsey über die gegenwärtige Stellung des Lateinischen und Griechischen, über den Wert des Lateinischen und Griechischen als Erziehungsmittel, und über Latein und Griechisch in unseren Studienkursen und eine Abhandlung von Professor Robert M. Wenley über das Wesen der Kulturstudien vorangehen. Der ganze, etwa 400 Seiten starke Band (New York, Macmillan Company, $ 1.50) nennt sich »Latin and Greek in American Education« Herausgeber ist Professor Kelsey.

Internationale Wochenschrift für Wissenschaft Kunst und Technik

herausgegeben von Prof. Dr. Paul Hinneberg, Berlin, Zimmerstr. 36

Verlag: August Scherl, Berlin SW, Zimmerstraße 36-41. — Druck: Bayerische Druckerei und Verlagsanstalt G. m. b. H. in München, Bayerstraße 57.

5. Jahrgang Nr. 20
20. Mai 1911

Inseraten-Annahme bei den Annoncen-Expeditionen von August Scherl G. m. b. H., Berlin und Daube & Co G. m. b. H., Berlin und deren sämtlichen Filialen

Für die Redaktion verantwortlich: Professor Dr. Wilhelm Paszkowski, Berlin-Gr. Lichterfelde.

Erscheint jeden Sonnabend. — Preis vierteljährlich für Deutschland und Oesterreich **3 Mark**, für die übrigen Länder des Weltpostverkehrs **4 Mark 30 Pfg.** bei direktem Bezug unter Kreuzband. — Einzelnummer **25 Pfg.** — Inserate die dreigespaltene Nonpareillezeile **50 Pfg.** — Abonnements nehmen alle Buchhandlungen und Postanstalten, sowie sämtliche Geschäftsstellen von August Scherl G. m. b. H. entgegen.

INHALT

Die Abhandlungen erscheinen in deutscher Sprache, englische und französische auf Wunsch der Autoren im Urtext

Die Bedeutung der bundesftaatlichen Verfassung für die deutsche Kultur.*)

Von Karl Theodor Heigel, Professor an der Universität München.

Ich war anno 48 fünf Jahre alt, als in meiner Vaterftadt München der bekannte Märzaufftand in Szene gesetzt wurde. In allen Straßen und auch auf dem Königsschloß wehten Fahnen in Schwarzrotgold, die Bürgergarden trugen schwarzrotgoldne Schärpen, und Jung und Alt schmückte sich mit Kokarden in den deutschen Farben. Meine Wärterin mochte wohl Luft haben, die vor dem Universitätsgebäude im Wichs auf- und abziehenden Studenten zu sehen; sie nahm mich ins Getümmel mit. Da rief mich ein Arbeiter an — damals waren ja die Arbeiter national gesinnt! —: »Mach', daß Du eine deutsche Kokarde bekommft, kleiner Kerl!« Natürlich wurden nun die Eltern beftürmt, mir eine deutsche Kokarde zu kaufen; bald trug ich mit Stolz die nationale Zier. Doch nach einiger Zeit verschwanden die schwarzrotgoldnen Kokarden, und weißblaue traten an ihre Stelle. Auch an mein Käpplein wurde neben die deutsche Kokarde eine bayrische gefteckt, doch das rauhe Wort eines Schutzmannes belehrte mich, daß auch diese Kombination nicht mehr geftattet sei. Traurig mußte ich die Kokärdlein in den Schrein legen.

Ihnen wird die ganze Episode kleinlich und kindisch erscheinen. Mir ift immer weich ums Herz geworden, wenn mir der Zufall die farbigen Bändchen vor Augen brachte. Als ich älter wurde, gelobte ich mir selbft, daß ich mir niemals wieder eine Trennung der zwei Kokarden gefallen lassen wolle, und ich habe daran feftgehalten. —

Wir Bayern ftehen heute noch unter dem Eindruck der rührenden Feier zu Ehren unseres greisen Regenten. Sie hat, wenn es dessen noch bedurft hätte, den Beweis geliefert, daß die Anhänglichkeit an die Dynaftie in unserem Volke fefte Wurzeln gefaßt hat, und freudig ftimme ich meinen Landsleuten zu. Doch höher noch fteht mir das eigentliche, das deutsche Vaterland. Ludwig I. hat als Kronprinz in der Erziehungsinftruktion für seinen Sohn den Wunsch ausgesprochen »Bayer soll Max werden, doch nie Bayer auf Koften Teutschlands!« So halte ich's für recht und richtig. Mochte mich Treitschke halb scherzhaft, halb zürnend als Wittelsbachischen Bannerträger verspotten, mochte ich von engeren und engherzigen Landsleuten ein preußischer Hurrahpatriot gescholten werden: ich blieb meiner Auffassung von nationalen und heimischen Pflichten treu. In diesem Sinne habe ich seit nahezu vierzig Jahren als Lehrer der Geschichte an der

*) Vortrag, gehalten in der Vereinigung für ftaatswissenschaftliche Fortbildung zu Berlin am 25. April 1911.

Münchner Hochschule gewirkt, und ich hoffe, wenigstens keinen schädlichen Einfluß geübt zu haben. —

Glauben Sie nicht, meine Herren, daß ich in eitler Überhebung gern von mir selbst rede! Nur weil ich in diesem Kreise gänzlich unbekannt bin, glaubte ich eine Visitenkarte abgeben zu müssen. Zugleich sollen meine einleitenden Worte über den Standpunkt aufklären, den ich meinem Thema gegenüber einnehme: Als Föderalist aus Neigung wie aus Überzeugung, als Föderalist aber nur unter den dargelegten Bedingungen möchte ich die oft und leidenschaftlich erörterte Streitfrage behandeln: Verdient im Interesse des Kulturfortschritts für Deutschland der Einheitsstaat oder das Föderativsystem den Vorzug?

Ich kann mich auf starke Bundesgenossen stützen. »Das deutsche Volk in seiner ungeheuren Mehrheit«, sagte Graf Posadowsky am 28. Oktober 1910 in München, »fühlt sich dynastisch, nicht nur weil es mit den Fürsten in der langen, wechselvollen deutschen Geschichte gestritten und gelitten, Leid und Freude geteilt hat, sondern auch weil die deutschen Stämme in ihren Fürstenhäusern die Vertretung ihrer Stammeseigentümlichkeiten erblicken: das ist die geschichtliche und ethische Grundlage des deutschen Föderativstaates, seine Stärke und sein Reichtum!« Und der Kaiser sprach am 29. August 1910: »Wir sollen in brüderlicher Liebe zusammenhalten, die Konfessionen und die Stämme! Wir sollen einem jeden Stamme seine Eigenheit und seine Eigenart lassen!« — —

Nach den Beschlüssen des Wiener Kongresses sollte Deutschland fortan nur noch ein völkerrechtlicher Verband ohne nationale Staatsgewalt sein. Unablässig wurde aber von Politikern, denen diese Entwürdigung nahe ging, erwogen und erörtert, welche Staatsform sich am besten für Deutschland eignen möchte. Der Gegensatz der Meinungen spitzte sich am schärfsten zu unmittelbar vor den Tagen der Entscheidung. 1864 wandte sich Treitschke in einem Aufsatz: »Bundesstaat und Einheitsstaat« mit Feuereifer gegen die »alten, abgestandenen Lehren« von der Existenzberechtigung der Einzelstaaten. Die Zersplitterung Deutschlands, versichert er, werde nur um der Interessen der Höfe willen und durch die Trägheit der Nation aufrecht erhalten; der Einheitsstaat allein verbürge nicht bloß die Einheit, sondern auch die Freiheit; nur in einem Großpreußen sei eine opferfreudige Staatsgesinnung, eine überzeugungstreue Hingebung ans Vaterland denkbar.

Zahlreiche Anwälte der bestehenden Verfassung traten nicht gerade mit ebenbürtigen Waffen des Geistes dem Monzambano des neunzehnten Jahrhunderts entgegen. Die Widersprüche in ihren Auffassungen und Wünschen bewiesen, daß in der öffentlichen Meinung in Deutschland noch jene chaotische Verwirrung bestand, welche sogar der Kaiser von Österreich auf dem Frankfurter Fürstentage beklagt hatte. Doch die Entwirrung und damit der Abschluß einer nationalen Einigung kam früher, als alle Welt erwartet hatte.

Der Staatsmann, der, wie schon Hans Sachs ersehnt hatte, imstande war, durch die Stärke seines Willens die Schlaffheit des Volksgeistes zu überwinden, war schon inmitten seines Volkes, ohne daß es den Heilbringer in ihm erkannte. Ihm gelang die Lösung der deutschen Frage um so rascher, da der eifersüchtige Nachbar sich zum Versuch verleiten ließ, die Entwicklung zu stören. Was der Schwabe Pfizer, was Treitschke für unmöglich erklärt hatten, wurde Ereignis: die deutschen Fürsten selbst wurden die Träger des nationalen Gedankens. Was durch die Weigerung Friedrich Wilhelms IV. für immer aufgegeben schien: die Kaiserwürde kam ans Hohenzollernhaus. Die Tatsache war um so überraschender, da bisher gerade die Freunde der preußischen Spitze jede Anknüpfung an das Kaisertum, das die Zerrüttung und den Niedergang Deutschlands verschuldet habe, zurückgewiesen hatten. Doch auch die Gegner Treitschkes behielten nicht recht, denn der von Bismarck geschaffene Bundesstaat war denn doch etwas ganz anderes als das schwächliche Gebilde, das jene gegen Treitschke verteidigt hatten. Obwohl die Verstimmungen des Jahres 66 noch nicht behoben waren, obwohl von den deutschen Stämmen noch das Wort Hamlets galt: »Mehr als befreundet, weniger als Freund!« wurde ein festes Band um sie geschlungen: das deutsche Volk hatte seinen Staat gefunden.

Es ist ganz unwahrscheinlich, daß Bismarck oder einer von seinen Leuten die im April 1848 veröffentlichte Schrift Otto Abels

»Das neue Deutsche Reich und sein Kaiser« gekannt hätte. Um so merkwürdiger ist, daß in dem hier entwickelten Programm die ganze Reichsverfassung von 1870 enthalten ist. Ich trage nicht Bedenken, die Arbeit des jüngeren schwäbischen Gelehrten dem berühmteren Buche seines Landsmannes Pfizer als ebenbürtig an Tiefe und Bedeutung an die Seite zu setzen. An die Spitze seiner Darlegungen stellt er den Satz: Das aus zu verschiedenartigen, zum Teil deutschfeindlichen Nationalitäten zusammengesetzte Österreich hat aus Deutschland auszuscheiden, Preußen übenimmt die Führung eines neuen deutschen Staates. Doch nur Einheit soll geschaffen werden, nicht Einförmigkeit. Die reiche Mannigfaltigkeit des deutschen Lebens, wie sie in den verschiedenen Staatsorganismen sich darstellt, soll nicht einem willkürlich gemachten, mechanisch gleichförmigen Staatskörper aufgeopfert werden. Mit der Auflösung der geschichtlich erwachsenen und rechtlich bestehenden Staatenverbände würden nicht auch die Einzelinteressen und die Einzelanschauungen beseitigt sein; der Sonderungstrieb der Stämme würde, wenn die Zwischeninstanz der Einzelregierungen aufgehoben wäre, nur noch gefährlicher sich erheben und noch zersetzender wirken. Die Einzelstaaten mit ihren angestammten Fürstenhäusern mögen also fortbestehen und in einem Oberhaus, einem Bundesrat, ihre gesetzliche Vertretung finden. Wenn man den verschiedenartigen Volkselementen ihre ruhige und gesetzmäßige Fortentwicklung beläßt, wird die einheitliche Leitung am besten vor gewaltsamen Ausbrüchen oder versteckten Wühlereien des Sondertriebs gesichert; dafür liefern die Schweiz und die nordamerikanische Union den Beweis. Das Oberhaus wird sich seinem Charakter gemäß vor allem die Erhaltung des Bestehenden und des Besonderen angelegen sein lassen; das Unterhaus, ein Volksparlament, soll, nicht in feindlichem Gegensatz, sondern in ergänzender Weise, die Vertretung des Fortschritts und der Einheit übernehmen. Nach außen soll der Bund als festgeschlossene Macht auftreten; deshalb müssen die Fürsten zugunsten der Zentralregierung unbeschadet ihrer Souveränität im Innern die erforderlichen Opfer bringen: Gesandschaftswesen, Kriegswesen zu Wasser und zu Lande, Recht und Rechtsverfahren, Zoll, Münze, Maß und Gewicht, Post und Eisenbahn sind einheitlich zu regeln und zu verwalten. Da aus Theorie und Geschichte die Übel einer Wahlmonarchie sattsam bekannt sind, soll dem Oberhaupt der Zentralregierung die erbliche Kaiserwürde übertragen werden. Ausschließlich die preußische Dynastie kann dafür in Betracht kommen; dies läßt nicht etwa bloß eine subjektive Neigung wünschenswert erscheinen, es wird geboten durch die Geschichte und durch die Zustände und Bedürfnisse der Gegenwart. Nur auf solche Weise kann die deutsche Einheit die nötige Stärke erlangen, kann eine feste Grundlage für eine gedeihliche Fortentwicklung des deutschen Staates geschaffen werden.

Man sieht: die Aehnlichkeit zwischen dem Abelschen Programm und der Schöpfung Bismarcks ist frappant! Gegen Abels Schrift erhoben während der Frankfurter Tagung nicht bloß die Volksstaatler und die Sonderbündler ihre Stimmen, auch die Anhänger der preußischen Spitze lehnten ein Kaisertum ab, das mit seinen theokratischen und bonapartistischen Erinnerungen doch nur einen Rückfall in alte Ohnmacht und Zerrüttung bedeuten könnte. Ebenso wurde bekanntlich 1870 nach Abschluß der Versailler Verträge in der Presse und in den Kammern die Klage laut, daß der neue Verband allzu locker ausgefallen sei und das Nebeneinander fast selbständiger Länder und Ländchen nicht den Namen eines wirklichen Bundesstaates verdiene. Auch Treitschke erhob in seinem 1874 geschriebenen Aufsatz »Bund und Reich« nochmals einen Weheruf über den Sieg eines preußenfeindlichen Partikularismus, nahm aber immerhin manche von seinen unitarischen Dogmen zurück. Noch williger erkannte er 1886 im Aufsatz »Unser Reich« den Segen der deutschen Verfassung an; nur einige noch immer zur Schau gestellte »Reliquien der alten Schmach« reizen ihn zu Zornesausbrüchen, die aber mehr an das Grollen eines abziehenden Gewitters erinnern. Das schwerwiegende Wort des großen Historikers: »Der Nation ist heute gegeben, was der Nation gehört!« gibt davon Zeugnis, daß auch in ihm die Tatsachen der Geschichte seit 1870 eine Umkehr hervorgerufen hatten. Wenn ihm noch vergönnt gewesen wäre, die unlängst vom Kanzler im Reichstag abgegebene Erklärung zu hören: »Es gibt keine großen Fragen im Reich, in denen wir in der ganzen Vergangenheit und Gegenwart

nicht zu einem einſtimmigen Votum im Bundesrat gekommen wären!« (23. März 1911), würde wohl auch der so ängſtlich um sein Vaterland besorgte Patriot den alten Befürchtungen widersagt haben.

Es muß ja auf den erſten Blick befremden, daß die nationale Bewegung seit 1815 in Italien zum Einheitsſtaat, die parallel laufende in Deutschland zum Bundesſtaat geführt hat. Die Erklärung finden wir in der Geschichte der nachnapoleonischen Periode. Auch in Deutschland wurden damals Anhänger einer nationalen Einigung verfolgt und ſtreng beſtraft, doch beſteht immerhin ein gewaltiger Unterschied zwischen der punschfröhlichen »Feſtungstid« Fritz Reuters und den furchtbaren Martyrien der Settembrini und Scialoja! Auch die deutschen Fürſten hatten das Verſtändnis für ihre nationalen Pflichten verloren, doch in keinem deutschen Staat — etwa Braunschweig ausgenommen — beſtand ein volksfeindliches Regiment. Für Hebung der geiſtigen und materiellen Kräfte wurden sogar manche verdienſtliche Anſtrengungen gemacht. Dagegen war die erſte Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts für Italien das Zeitalter einer schimpflichen Fremdherrschaft und des härteſten Despotismus. Die nationale Bewegung in Italien mußte also ihr Ziel darin erblicken, mit der Legitimität und den legitimen Fürſten aufzuräumen. Der Übergang zum Einheitsſtaat unter dem einzigen autochthonen und nationalgesinnten Fürſtenhause, dem piemontesischen, war etwas Selbſtverſtändliches, während in Deutschland die Erhaltung und Bedeutung der Dynaſtien dem Bürgertum eine Herzenssorge geblieben war. Die Reichsverfassung von 1870 gewährte den Fürſtenhäusern Schonung ihrer Interessen und schuf dennoch einen Bund, dessen Gliederung ihn ebenso wie die Schweiz und die nordamerikanische Union als wirklichen Staat erscheinen läßt.

Von welchen Gesichtspunkten Bismarck sich leiten ließ, sagt er selbſt: »Man soll nicht fragen: Was kann gemeinsam sein? sondern man muß fragen: Was muß gemeinsam sein?« Sogar mit der Forderung der bayrischen Reservatrechte fand er sich ab: »Ein gutwilliges Bayern mit Reservatrechten iſt mir lieber, als ein widerspenſtiges ohne solche Privilegien!« Über die Zweckmäßigkeit der weitreichenden Nachgibigkeit kann man verschiedener Meinung sein, doch wie viel höher war unter allen Umſtänden der ſtaatsmännische Standpunkt Bismarcks als derjenige des Kronprinzen, der nach den Schlachten von Sedan und Orleans den Vorschlag macht, die Bayern zu entwaffnen und gefangen zu nehmen, um ihre Regierung zur Nachgiebigkeit zu zwingen!

Dagegen handelte Bismarck nach dem alten Theologenspruch: »In necessariis unitas, in dubiis libertas, in omnibus caritas.« Die Eigenart und die Eigenkraft der Teile sollen sich unbeschadet der Stärke und Bedeutung des Ganzen fortentwickeln können. »Leider tritt in den Versailler Verträgen«, klagte Treitschke Weihnachten 1870, »eine alte Schwäche unseres großen Staatsmannes sehr grell hervor; er war in seiner Kühnheit immer leicht bereit, in verworrene, unklare Verhältnisse sich einzulassen, die nur seine geniale Kraft, doch nicht ein schwächerer Nachfolger beherrschen kann.«

Der Erfolg hat Bismarck Recht gegeben. Dafür zeugt heute eine vierzigjährige Erfahrung. Es hat sich erwiesen, daß auf dem Boden der Reichsverfassung eine feſte Interessengemeinschaft zwischen Reich und Landesregierungen beſtehen kann. Abgetan iſt jene Welfenpolitik des deutschen Teilfürſtentums, welche ihre Freunde jenseits der deutschen Grenzen suchte und, um sich vom Reich unabhängig zu machen, dem Fremden Vasallendienſte leiſtete. Das bittere Wort Lichtenbergs: »Der Charakter der Deutschen beſteht in zwei Worten: Patriam fugimus!« iſt nur noch auf die unbedingten Anhänger der Internationale anzuwenden. Wenn Treitschke sich auch noch nach 1870 gegen die deutsche Kleinſtaaterei wandte, die »in gereiften Kulturvölkern keine Stätte verdiene«, so übersah er, daß es im Deutschen Reich eine so schädliche, beschämende Kleinſtaaterei nicht mehr gibt.

Gegen das alte Reich mit seinen Stämmen, die einander nicht lieben und nicht lassen konnten, waren ja freilich solche und noch schärfere Anklagen zu erheben. »Confusio quasi divinitus conservata«, »ein nur durch Gottes Hand aufrecht erhaltenes Wirrsal« nannte der Schwede Oxenſtjerna das Deutsche Reich, und Voltaire nannte es das »Reich der Unmöglichkeiten«, einen Körper, der gesund zu bleiben scheine, obwohl er die Keime aller Krankheiten in sich trage.

Diese jämmerlichen Zuſtände hatten schon damals unitarische Wünsche wachgerufen.

Der Rheinländer Riesbeck z. B. gab schon in den siebziger Jahren des achtzehnten Jahrhunderts dem Gedanken Ausdruck, die Kultur Deutschlands werde sich erst heben, wenn es unter einem Regenten vereinigt sein werde. Wenn er aber fortfährt: »Man denke sich dieses Reich in der Lage, wo keine Mauth oder Accise den inneren Handel der verschiedenen Provinzen erschwerte, keine Zölle die Ausfuhr hemmten, wo so ungeheure Summen für ausländische Waren, die Deutschland selbst liefern könnte, ersparet würden, wo es eine Seemacht bilden könnte, zu der es die günstigste Lage und alle Bedürfnisse im Überfluß hat, wo es die Kolonisten, die es so häufig für auswärtige Staaten hergibt, für sich selbst ausnützte, — welches andere europäische Reich könnte sich mit dem Deutschen messen?«, so sehen wir, daß im neuen Reich, wenn auch die Staatsform nicht eine rein monarchische geworden ist, alle Wünsche Riesbecks erfüllt sind, allen Beschwerden abgeholfen ist.

Wir haben ja eine Zentralgewalt, die stark genug ist, die staatliche Ordnung im Innern aufrecht zu halten und die Begehrlichkeit feindlicher Nachbarn zu zügeln. Freilich muß, damit das Reich diesen Anforderungen genügen kann, dem preußischen Staat und keinem andern die Führung übertragen sein. »Im Anfang war die Tat...« Der Engländer Whitman hat recht, wenn er sagt: »Politische Schwerfälligkeit, Zwietracht und Doktrinarismus sind auch heute noch (1888) deutsche Eigenschaften; den Deutschen wäre nie ihr Heil gekommen, wenn die Preußen es ihnen nicht gebracht hätten, und ohne deren Führung würden sie es morgen wieder verwirken.« Treitschke nannte die Unfähigkeit, den preußischen Staat zu verstehen, die Hauptsünde des deutschen Partikularismus, und Bebel sagte auf dem Magdeburger Parteitag: »Genosse Kolb hat keine Ahnung von Preußen! Preußen ist etwas anderes als Baden! Es ist einzig in der Welt, und wenn wir erst einmal den preußischen Staat in der Gewalt haben, dann haben wir die Welt!« Kein Vernünftiger wird aber heute bestreiten, daß die dynamische Überlegenheit Preußens als absolutes Erfordernis für den Bestand der deutschen Einheit anzusehen ist. Wie Italiens Kraft erst durch das gesunde Selbstgefühl und die staatliche Zucht und die patriotische Opferwilligkeit des piemontesischen Volkes gehoben werden mußte, machten nur die Tatkraft, die Strammheit, die Ausdauer, die Pflichttreue, kurz, jene Eigenschaften, die seit zwei Jahrhunderten als spezifisch preußisch angesehen werden, die Schöpfung des neuen Reiches möglich, und nur sie erhalten es lebensfähig.

Doch die Kriegstugenden sind nicht allzeit und überall am Platze. Auch der Drang, das Leben froher und farbiger zu gestalten, hat seine Berechtigung und ist mit dem Schlagworte Capua nicht abzutun. Die weichere, lässigere, für sinnliche Eindrücke empfänglichere Art des Bayern, der rührige Fleiß und die Beweglichkeit des Sachsen, der aufgeweckte Subjektivismus des Schwaben, das ruhige, knorrige, zähe Wesen des Niederdeutschen, der Frohmut und der Freimut des Rheinländers, alle diese widerspruchsvollen Züge vermischt mit dem in Sprache, Sitte und Temperament ausgeprägten Spezifikum, das alle Deutschen von den andren Kulturvölkern unterscheidet, sollen erhalten bleiben. Auf den sozialistischen Parteitagen treten diese Gegensätze, aber auch die Notwendigkeit ihrer Mischung frischer und urwüchsiger zutage als in den parlamentarischen Vertretungen. Gerade die Mannigfaltigkeit der Bestandteile bildet die reizvollste Eigentümlichkeit des Deutschtums. Und ebenso dieser Mannigfaltigkeit der deutschen Volkstypen, wie der geschichtlichen Entwicklung entspricht am zweckdienlichsten die durch die Reichsverfassung gewährte Staatsform. Sie überweist nur die großen politischen und militärischen Fragen der Zentralregierung, beläßt dagegen im Innern allen lokalen Entwicklungen freien Spielraum. »Diese eigenartige, ja, mit Rücksicht auf den Umstand, daß es sich um monarchische Bundesglieder handelt, einzigartige Verbindung«, sagt der Amerikaner White, macht das neue Deutschland zur entwicklungsfähigsten aller zivilisierten Mächte.»

Als es galt, den befreiten nordamerikanischen Staaten eine Verfassung zu geben, stellte Alexander Hamilton die Forderung auf: »Uns sind nötig Staatseinheit nach außen, freie Bewegung nach Innen, also ein Bundesstaat, dessen Zentralgewalt eine wirkliche Staatsgewalt bildet!«

Den nämlichen Forderungen wurde durch die deutsche Verfassung Rechnung getragen, ja, die Zentralgewalt ist bei uns fester begründet als in der Union und in der Eid-

genossenschaft. Dem führenden Staat ist der wesentlichste Teil der Exekutive überlassen, unterstützt durch den wirksamen geistigen Faktor des Kaisertums. Es ist aber nicht an dem, daß Preußen für die militärischen Leistungen, die übrigen Bundesstaaten nur für Steuern aufzukommen hätten. Da das ganze deutsche Volk sich der allgemeinen Wehrpflicht unterzieht, besteht in Deutschland nicht ein Verhältnis von Macht und Ohnmacht, wie ehedem in der attischen Symmachie. Die deutsche Armee, dieser ungeheure Organismus, der seinem Haupte gehorcht, wie die Glieder des menschlichen Körpers dem Gehirn, setzt sich in gleicher Weise aus allen Teilen des Reiches zusammen: gleiche Pflicht, gleiche Ehre! Zur Erhaltung der gewaltigen Heeresmacht sind freilich andre Mittel nötig als in den Tagen des Frankfurter Bundestags, doch dafür ist auch die Zeit vorbei, da die europäischen Mächte das zersplitterte Deutschland wie den armen Jungen in der Kinderfibel behandelten. Der denkende Teil des Volkes wird sich zu dem dafür erforderlichen Aufwand ebenso willig verstehen, wie sich die Fürsten um der notwendigen Einheit willen dem Mächtigsten unterordneten. Das Wort Opfer freilich scheint mir auf die Zugeständnisse von 1870 nicht anwendbar zu sein. Auch die Regenten der Mittelstaaten haben durch die freiwillige Unterwerfung unter die politische Einheit mehr gewonnen als verloren. Der Mittelstaat vor 1870 glich einem Kaufhaus von geachteter Firma, aber unansehnlichem Geschäftskreis; heute ist er der Teilhaber eines großen Hauses, dessen Schiffe auf allen Meeren schwimmen, dessen Flagge in allen Zonen bekannt und respektiert ist, in dessen Gewinn und Ehren sich die Gesellschafter redlich teilen.

Der Stolz auf das große Vaterland schließt aber auch heute die Freude an der Tüchtigkeit der näheren Heimat nicht aus. Jeder Staat ist gerade so viel wert, als er zur Bewältigung der Kulturaufgaben der Menschheit beiträgt. Dazu ist aber nicht eine Einheitsverwaltung des Ganzen vonnöten. Vielleicht sogar besser als das Einerlei eines zentralisierten Staates fördert wechselseitige Einwirkung verschiedener Kulturen den Fortschritt. Man kann sich des staunenswerten Aufschwunges der Reichshauptstadt aufrichtig freuen und doch dafür dankbar sein, daß nicht in ihr allein alle Kulturinteressen Deutschlands kulminieren, daß noch zahlreiche andere Städte ein eigentümliches, selbständiges, reich entwickeltes Kulturleben aufweisen. In einer 1808 veröffentlichten Schrift »Betrachtung über den Zeitgeist in Deutschland« mißt der hannöversche Kabinettsrat Brandes dieser Gliederung der deutschen Kulturarbeit hohe Bedeutung bei. »Die Vermehrung der Residenzen beinahe unabhängiger Fürsten hatte da, wo Stadt und Land nicht zu klein waren, die Zentralpunkte für eine gewisse größere Ansicht der Dinge, für das Interesse an bedeutenden Gegenständen, für die denkende Menschheit vervielfältigt.« Der große Haufe lebe ja überall nur den grobsinnlichen Neigungen, aber an den Sitzen der Landeskollegien und Bildungsanstalten gebe es immer mehr Männer von Kopf und Geist als in anderen Städten, wo nur im kleinen gehöckert werde. Brandes weist hin auf die vielen Hoftheater, Bibliotheken, Antikensammlungen und ähnlichen Anstalten, deren Beamte eine kräftige streitbare Kirche im Dienst der Aufklärung bildeten. »Was durch sie im Reich der Ideen, des Handelns, des Empfindens gewonnen wurde, war nicht Flugsand!« Doch freilich, fährt Brandes fort, das Gute, das die Vielstaaterei gebracht habe, komme gar nicht in Betracht neben dem vielen Bösen, der wirtschaftlichen Beschränktheit, vor allem des Mangels an gesundem Nationalismus, der schließlich zur Auflösung des ehrwürdigen Reiches geführt habe.

Jenen Übeln sind heute, wie schon dargelegt wurde, durch Verfassung und Gesetzgebung Schranken gezogen. Auf die volkswirtschaftlichen Verhältnisse übt die Teilung in Einzelstaaten kaum noch einen störenden Einfluß, seit die Absperrungsmaßnahmen des alten Zollsystems gefallen, Straßen- und Eisenbahnpolitik im ganzen und großen einheitlich geregelt sind, kurz, das gesamte Wirtschaftsgebiet, soweit es mit staatlichen Einrichtungen zusammenhängt, in unitarischem Sinne umgestaltet ist. Wenn es zur Zeit z. B. im Verkehrswesen noch Schwierigkeiten gibt, wird schließlich doch allen anderweitigen Einflüssen zum Trotz überall die »Naturgemäßheit« den Sieg davontragen. Die Großindustrie kann sich in Nürnberg oder Hanau ebenso günstig entwickeln wie in Berlin, und daß das Kleingewerbe durch den Wegfall der Höfe verlieren würde, hat sogar Treitschke zugegeben.

Vor allem haben Kunst und Wissenschaft aus der Pflege durch zahlreiche und verschiedenartige Hof- und Staatsgewalten Nutzen gezogen. Es sei erinnert an Dresden, im 17. und 18. Jahrhundert die erste Kunststadt des Reiches, eine üppig schöne, in den nüchternen Norden vorgeschobene Kolonie des Südens. »Die politische Geschichte«, sagt Hettner, »hat gar manche trübe Schatten aus der Regierungsgeschichte Augusts des Starken und Augusts III. hervorzuheben; der Kunstgeschichte wird das schönere Los zuteil, der mit Anspielung auf den Namen der Fürsten bei den Zeitgenossen beliebten Bezeichnung eines neuen Augusteischen Zeitalters eine gewisse Wahrheit und Berechtigung zuerkennen zu können.« Die Pflege der Künste kann auch als ein altes, rühmliches Reservatrecht der Wittelsbacher bezeichnet werden. Mit einer den Kräften des Landes nicht immer angemessenen Verschwendung gingen an den Wittelsbachischen Höfen in München und Neuburg, Heidelberg und Mannheim, Bonn und Trier glücklicherweise Kunstliebe und Geschmack Hand in Hand. Auch die Sammeltätigkeit jener Fürsten kam verschiedenen Städten zugute, und es wird heute allgemein anerkannt, daß auf musealem Gebiet das Prinzip der Dezentralisierung für die Allgemeinheit nützlicher ist als Zentralisierung.

Auf das Wiederaufleben der deutschen Wissenschaft nach dem kulturfeindlichen dreißigjährigen Krieg übte keine Bildungsstätte so bedeutsamen Einfluß, wie die Landesuniversität Hannovers, Georgia Augusta, die ehrwürdige Vorkämpferin freier Forschung und Lehre. Welches Verdienst sich die deutschen Höfe um die Musik erworben haben, zeigt ein Blick auf die in jüngster Zeit herausgegebenen »Denkmäler der deutschen Tonkunst«. »Nur durch seine Musik und Poesie«, sagt Carlyle, »kann das nachfridericianische Deutschland auf die Beachtung der Welt Anspruch erheben, aber durch seine Musik und Poesie in diesem Zeitalter hat es sich auch tatsächlich zum ersten Wohltäter der Menschheit aufgeschwungen!« Es braucht nur der Name Weimar genannt zu werden. Eine winklige, kleine Ackerstadt mit einem unverhältnismäßig großen Fürstenschloß wurde für mehrere Jahrzehnte der Mittelpunkt des deutschen Kulturlebens.

Dieser Geist hochgebildeter Humanität pflanzte sich auch fort auf die Fürstenhöfe der neueren Zeit und der Gegenwart. Man erwäge, was die Kunst einem Ludwig I., die Wissenschaft einem Max II. von Bayern verdanken! Das sind geistige Potenzen, die nicht gering einzuschätzen sind! Wie durch Wirksamkeit und Beispiel pflichttreuer Regenten das Wohl eines Landes gefördert und das Ansehen eines kleineren Staates weit über sein Machtverhältnis gehoben werden kann, beweisen Herzog Karl Friedrich und Großherzog Friedrich von Baden. Im modernen Dresden, wo Treitschke nur schales, ödes Philistertum finden wollte, lebten und wirkten Künstler wie Semper, Rietschel, Hähnel, Ludwig Richter, Richard Wagner.

Auch die Bühnenwelt darf nicht vergessen werden. Die Äußerung Whitmans, in den deutschen Residenzen nehme der Hoftheaterintendant die Stelle eines zweiten Unterrichtsministers ein, macht uns lächeln, doch dürfen wir zustimmen, wenn der Engländer seinen Landsleuten versichert, daß an manchen deutschen Theatern Shakespeares Meisterwerke zu würdigerer Aufführung gelangen, als im Vaterlande des Dichters.

In der Fürsorge für Erziehung und Bildung entwickeln die Höfe und Regierungen einen Wetteifer, der nur gute Früchte tragen kann. In den meisten Residenzen gibt es neben reizvollen, unter Linden und Kastanien versteckten Fürstenschlössern Hochschulen zur Heranbildung der Jugend für den Dienst des Staates und der Menschheit, Institute für Forst- und Landwirtschaft, für Handel und Gewerbe, sanitäre Einrichtungen und Anstalten aller Art, Museen für moderne Kunst und Sammlungen der Kleinodien der Vergangenheit.

Und heute fehlt den gelehrten und gebildeten Bewohnern dieser Kleinstädte nicht mehr der weite Horizont eines wirklichen Staates; als Bürger des Deutschen Reiches haben sie ja die Sorge für Heer und Marine, Kolonien, Arbeiterwesen, Gesundheitspflege usw. mit allen Landsleuten gemeinsam, und es darf bezweifelt werden, ob die politische Bildung in den größeren Staatsgebilden ein für allemal höher entwickelt ist als in den kleineren.

Die Tagespolitik hat mit meinem Vortrag nichts zu tun, doch darf ich einen so wichtigen Kulturfaktor wie die Politik nicht

gänzlich unberührt lassen. Ludwig I. von Bayern hat in seiner liberalen Periode — es war im Jahre 1825, als die Aufhebung des Zensuredikts in Bayern den Zorn Metternichs erregt hatte — den Ausspruch getan: »Ich lerne einsehen, daß die Zersplitterung Deutschlands in viele Staaten für die Nation doch noch notwendig ist: unter den vielen Fürsten ist doch immer einer liberal und eine heilsame Opposition gegen Andere!« Treitschke macht sich über die Äußerung weidlich lustig, indem er auf den Druck hinweist, unter welchem das Geistesleben in Bayern zu Zeiten des Ministeriums Abel zu leiden hatte. Doch diese Wandlung beweist nicht, daß der frühere Ausspruch des Monarchen lächerlich war. In der Tat kann das Föderativsystem auch im Interesse ebenso des Fortschritts, wie einer gesunden Mäßigung auf politischem Gebiete nützliche Dienste leisten. Es wird in Deutschland nie an einem Asyl für freiere Köpfe fehlen, nie an einer von weisen Grundsätzen geleiteten Regierung, die für die Anderen, ob sie es wollen oder nicht, als Korrektiv dienen wird.

Daß deshalb in Deutschland noch keineswegs, wie Treitschke spottet, ein arkadisches Zeitalter anbrechen wird, ist selbstverständlich. Abgesehen davon, daß auch in wohlgeordneten Bundesstaaten an Disteln keine Rosen wachsen, bringen auch die guten Rebstöcke nicht immer reife Trauben. Ich will als Historiker, nicht als Apologet mein Thema behandeln, will also keineswegs verschweigen, daß auch die durch unsre Reichsverfassung sanierte Vielstaaterei nicht frei ist von schädlichen und gefährlichen Wirkungen und Begleiterscheinungen.

Der Hohn Treitschkes über den nassauischen Hauptmann, der mit seiner Kanone, seiner Magd und seinen sieben reisigen Hühnern als Kommandant der Marxburg aufzieht, ist ein Anachronismus geworden. Immerhin mögen auch heute noch in manchen Kleinstaaten Zustände herrschen, wie sie von den Dichtern der Sturm- und Drangperiode gegeißelt wurden. Es mag noch Potentaten geben, die, wie Jean Paul sie schildert, in Groß-Lausau den Cäsar spielen wollen. Von Zeit zu Zeit werden ja noch immer Episoden erzählt, die lebhaft an die von Braun-Wiesbaden gezeichneten Bilder erinnern. Schon Garlieb Merkel, der gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts nach Weimar kam, fühlte sich unangenehm berührt, daß man dort immer nur vom Hofrat Wieland, vom Geheimen Rat von Goethe, vom Vicepräsidenten Herder sprechen hörte. Diese Titel und mit ihnen die Titelsucht haben sich auch im neuen Reich nicht verloren. Ämtchen, Titelchen und Bändchen spielen zumal in den kleineren Staaten eine unverhältnismäßig wichtige Rolle, und in den meisten Fällen mag der Deckel wertvoller sein als das Buch. Ein verzopfter Kategorienzwang, ein parasitischer Hofadel, ein überzahlreiches Beamtentum, diese und andere Auswüchse der Kleinstaaterei sind immer und mit Recht beklagt und verspottet worden. Auch der zwischen eitler Überhebung und kriechender Unterwürfigkeit schwankende deutsche Philister wuchert in den Kleinstaaten noch am üppigsten.

Doch diese Schäden und Schwächen sind heutzutage nur noch barocke Schnörkel am Gesims eines in den Verhältnissen schön und groß wirkenden Gebäudes, sind nur, was Treitschke von den Mißständen des Einheitsstaates behauptet, »Angelegenheiten dritten Ranges«. Eine wirkliche Gefahr würde daraus nur erwachsen, wenn das deutsche Volk wieder, wie zu Zeiten des heiligen römischen Reiches, das Bewußtsein verlöre, daß über den Stämmen und Staaten das Reich steht und jeder deutsche Mann diesem die beste Kraft und die treueste Sorge zu widmen hat. Die Vorliebe für Heimat und Heimatkultur ist statthaft und löblich, aber die wärmste Liebe gebührt nicht den Teilen, sondern dem Ganzen. Glücklicherweise läßt schon der scharfe politische Wind der Gegenwart die entnervenden Wirkungen der Kleinstaaterei nicht mehr aufkommen.

Wie kurz auch die Geschichte Neudeutschlands ist, liefert sie doch schon den Beweis, daß wir 1870 auf den rechten Weg gekommen sind. Wir dürfen hoffen, daß die neue Entwicklung unsrem Volke den alten Ruhm eines hervorragenden Kulturträgers erhalten und seine wirtschaftliche und geistige Leistungsfähigkeit noch steigern wird. Weder von Tassilonischen Absonderungsgelüsten und rheinbündlerischen Anwandlungen, noch von despotischem Unitarismus, weder von zentrifugalen, noch von zentripetalen Strömungen droht heute Gefahr, dagegen ist es eine traurige Tatsache, daß so viele Deutsche, kaum daß der erste Freudenrausch des

nationalen Triumphes verflogen war, schon anfingen, das Bekenntnis oder die Partei oder den Klassenstandpunkt höher zu achten als das nationale Interesse. Um so fester müssen sich die Freunde der Reichsverfassung in dankbarer Erinnerung an ihren Schöpfer an einander schließen. Schwärmer sind wir heute weniger denn je. Zu dem Metternichschen Wahrspruch: Alles Bestehende ist gut! wollen wir uns ganz und gar nicht bekennen. Was die Zukunft bringen wird, steht in Gottes Hand, aber wir wollen, jeder nach seinen Kräften und nach seinen Aufgaben redlich mitwirken am Gedeihen von Volk und Staat. Wir wollen unsere Herzen maßvoll und fest halten bei den Erfolgen, die uns zuteil werden, bei den Gefahren, die uns bedrohen mögen, bei aller Arbeit, in allen Sorgen, die uns noch bevorstehen. Und durch nichts und niemals wollen wir uns verkümmern lassen die Freude am Vaterlande!

Der kalifornische Volkscharakter.

Von Max Winther, Professor an der Universität Berkeley, Kalifornien.

(Schluß)

Die amerikanische Universität lehnt sich, was die Fachstudien angeht, natürlich an englische und deutsche Vorbilder an, sie nimmt auch noch fast alle Fächer unserer technischen Hochschulen auf; sie sucht aber nicht in erster Linie Spezialisten auszubilden, sondern den Charakter zu schulen und allgemeine Bildung mitzuteilen. Dies scheint mir besonders in der University of California ausgeprägt. Mehr allgemein bildende Fächer als an vielen der anderen Universitäten sind hier obligatorisch. Dementsprechend findet man auch unter Studenten wie Dozenten das Ideal des »all round man«, der allgemein gebildeten, der vollen, abgerundeten Persönlichkeit hochgehalten. Sollte da nicht auch ein ästhetischer Trieb mitwirken, ein Gedanke der harmonischen Entfaltung aller Kräfte, ein kaum bewußtes Sehnen nach dem uomo universale der Renaissance? Jedenfalls verbinden einige der Dozenten feine gelehrte Bildung mit der praktischen Phantasie des Verwaltungsbeamten, sie haben die Eleganz im Umgang des Mannes von Welt, so daß manche schon für Regierungsgeschäfte verwendet wurden, ohne die frische Natürlichkeit, das Herzliche und Kernige, die stolze Männlichkeit des Kaliforniers einzubüßen. Einige sind Schulinspektoren, verstehen nebenbei auch noch ihre Häuser zu bauen, ihre Möbel zu konstruieren, sind gewandte Jäger und gelenkige Tennisspieler, standen einige Zeit im Geschäftsleben oder pflegten die Landwirtschaft.

Für den Studenten gilt dies noch in weit höherem Grad. Da sind nicht wenige wackere Burschen, die ihren Weg durch die Universität ohne pekuniäre Unterstützung machen. Da sind welche, die freie Wohnung haben für gewisse Arbeiten im Haus, Stall oder Garten. Andere verdienen sich ihre Mahlzeiten durch Servieren in Speisehäusern. Auch im Klub der Professoren sind alle Kellner Studenten. Ich kannte einen, der für ein Milchgeschäft morgens von fünf bis sieben und abends von fünf bis sieben zu Wagen die Runde machte und die in Flaschen gefüllte Milch ablieferte. Ein anderer arbeitete die Nacht durch auf der Post. Ein dritter meiner Studenten fuhr über Samstag und Sonntag nach einem entlegenen Landstädtchen, wo er als Prediger angestellt war. Viele der jungen Leute werden von der Universität für das Korrigieren der schriftlichen Arbeiten bezahlt. Jede Beschäftigung ist dem Studenten gut genug, um weiter zu kommen. Ein armer, geldverdienender Student wird weder von seinen Kameraden noch Kameradinnen geringer angesehen.

Während der dreimonatigen Sommerferien gehen viele Studenten, auch bemittelte, und Studentinnen aufs Land in die großen Obstplantagen und helfen beim Obstpflücken, Sortieren und Packen. Sie verdienen damit durchschnittlich $ 2.50 den Tag. Die Arbeit in luftiger Gesellschaft ist ihnen ein Spaß. Sie schlafen in Zelten, sitzen abends ums camp-fire herum und singen dabei ihre college-songs.

Das Bezeichnende bei all diesen Arbeiten ist, daß man sie häufig nicht bloß des Broterwerbs wegen tut, sondern auch weil man sie als »bildend« betrachtet: »O I did it for the experience«, hört man häufig sagen. Bei diesem Kult aller Kräfte ist es natürlich, daß der Körper nicht vernachlässigt wird. Ein schöner kräftiger Mensch wird hier noch mehr als anderswo bewundert, da er auch bei den noch primitiven Verhältnissen des Landes nicht bloß von ästhetischem Wert ist.

Neben der Mischung von praktischen und künstlerischen Trieben finden wir selbstverständlich auch ein lediglich auf das Nützliche gerichtetes Streben in Kalifornien. Doch haben wir es hier nicht mehr mit wesentlich kalifornischer Eigenart zu tun. Auch diese Seite des Volkscharakters manifestiert sich im Universitätswesen: als Gegenleistung für den unentgeltlichen Unterricht haben die Studenten des ersten und zweiten Jahres Militärpflichten. Mehrmals wöchentlich müssen die jungen Männer in Uniform antreten und eine Stunde exerzieren. Während man in Deutschland an dem Material spart, spart man in Amerika an den Menschen. Ein Mensch, der bis zur Universität gereift ist, stellt keinen geringen Wert dar in einem jungen Land. Da man besonders an akademisch Gebildeten keinen Überfluß hat, sucht man auch jeden einzelnen zu erhalten. Daher wird der junge Mann nicht in einem Sprung vom gymnasialen Zwang zur akademischen Freiheit versetzt, sondern langsam hierzu übergeführt: in der Highschool genießt er schon weit mehr Freiheit als in unserem Gymnasium, auch bezüglich der Wahl seiner Fächer.

In den ersten beiden Universitätsjahren, die etwa den Primen unserer Gymnasien entsprechen, nimmt die Wahlfreiheit zu. So ist beispielsweise an der Staatsuniversität von Kalifornien das Studium einer fremden Sprache während dieser beiden Jahre obligatorisch, doch ist es dem Studenten freigestellt, sich für Französisch, Deutsch oder Spanisch zu entscheiden. Bestimmte Kurse hingegen in Englisch, Logik, Mathematik müssen von allen genommen werden. Auch auf regelmäßigen Besuch der Kollegien wird geachtet; viele Professoren führen eine Präsenzliste: wenn ein Student öfter als dreimal ohne genügende Entschuldigung schwänzt, d. h. in den meisten Fällen ohne ein ärztliches Zeugnis, muß er den betreffenden Kurs aufgeben. Wenn er nicht am Ende des Semesters die Examen für eine gewisse Anzahl von Kursen besteht, muß er die Universität verlassen. Diese praktischen Tendenzen, die ganz in Übereinstimmung mit dem demokratischen Geist auf die große Masse der Studenten, weniger auf die einzelne, zielbewußte Persönlichkeit zugeschnitten sind, drücken sich auch in der Sorgfalt aus, mit der man den Charakter der Gesamtheit zu entwickeln sucht. So wird der Sport häufig unterstützt als Schulung in Selbstdisziplin. Dann haben Universitäten, teilweise auch die Staatsuniversität von Kalifornien, das sogenannte Honour-System für Examen eingeführt, die Studenten werden bei den schriftlichen Prüfungen nicht überwacht, es wird ihnen nur das Ehrenwort abgenommen, nicht zu betrügen. Auch selfgovernment der Studenten, wie wir es an der Staatsuniversität von Kalifornien finden, scheint mir mit dem Wunsch zusammenzuhängen, den Charakter zu stärken.

Aus der Seniorklasse (den Studenten des vierten Jahres) wird ein Ausschuß gewählt, der über studentische Angelegenheiten zu entscheiden hat, vor allem sitzt er auch bei Disziplinarvergehen zu Gericht. Das System hat sich sehr gut bewährt. Die jungen Leute fügen sich am leichtesten in Urteilssprüche, die von ihren Kommilitonen gefällt sind, welche ja auch die studentischen Verhältnisse am genauesten kennen. Reibereien, wie sie an manchen anderen Universitäten zwischen Schülern und Professoren nicht selten sind, werden durch dieses System vermieden. Man glaube aber ja nicht, daß dieser Gerichtshof die Kameraden zu milde behandelt. In einem Fall lautete das Urteil auf Ausweisung mehrerer junger Leute aus der Universität. Einige Professoren, die eine beratende Stimme in dieser Angelegenheit hatten, stellten den Antrag der Revision des Urteils als zu streng. Nach nochmaliger Beratung kam der Ausschuß zu demselben Resultat wie vorher und legte den Professoren die Begründung seines Urteils vor, worauf diese den jugendlichen Richtern recht gaben.

Nicht minder erkennen wir den utilitarischen Geist des Amerikaners auch darin, daß der Unterricht, der sich auf Sprache und Literatur fremder Völker bezieht, auch wenn es sich um ganz philologische Untersuchungen handelt, soweit als möglich in der fremden Sprache gegeben wird. Man sucht

daher auch für solche Gegenstände häufig Eingeborene der betreffenden Länder anzustellen. Selbst Chinesen und Japaner befinden sich gelegentlich unter den Dozenten. Die Ausdrucksweise des Dozenten muß sich dem Wortschatz seiner Hörer anpassen. Oft sieht sich dieser gezwungen, schwierige Gegenstände auf eine fast naive Formel zu bringen. Bei der für die meisten Fächer eingeführten Unterrichtsweise, nach Art unserer deutschen Seminarien, machen infolge hiervon die Antworten der Studenten oft eher den Eindruck einer Sprachübung, als einer wissenschaftlichen Formulierung. Der rein theoretische Trieb ist eben noch nicht sehr stark im Westen der Staaten entwickelt, besonders hinsichtlich der Sprachwissenschaft.

Die Berücksichtigung praktischer Bedürfnisse erstreckt sich auch auf das physische Wohl der Studierenden. Als Beispiel hierfür möchte ich vor allem Hearst-Hall anführen.

Hearst-Hall, von dem genialen Bahnbrecher auf architektonischem Gebiet, Maybeck, entworfen, ist ein vornehmer Holzbau, dessen warmer, brauner Ton in Verbindung mit seinem romantischen, spanischen Stil und den an den Lauben emporschlingenden Glyzinen von jener seltsam süßen Poesie alter Zeit umwoben ist. Hearst-Hall besteht nicht nur aus einer schönen Turnhalle und den Baderäumen; es ist zugleich ein Sammelpunkt, eine Heimstätte und ein Erholungsort für die Studentinnen. Umgeben von schwermütigen Kiefern und lichten Rasen- und Spielplätzen, ladet es förmlich ein zu Ruhe und Genuß. Es hat im Erdgeschoß einen großen Speisesaal, der jedoch keinen Moment den Eindruck eines banalen Restaurants aufkommen läßt; denn massive Holzpfosten, Holzwände und niedriges Deckengebälk schaffen die Empfindung, als sitze man in gemütlichen kleinen Zimmern. Viele kleine Tische wirken noch dahin, den Saal zu zerlegen. Hier essen die Studentinnen, die in möblierten Zimmern wohnen. Hier ruhen und studieren sie auch. In kleinen Nebenzimmern sind couches aufgestellt, Arbeitstische und Stühle. In einer großen Küche stehen drei Gasherde. In dem vorhandenen Geschirr können die Studentinnen ihre Mahlzeiten zubereiten. Gas, heißes Wasser, Zucker, Salz und Thee werden unentgeldlich geliefert. Eisen zum Plätten und eine Nähmaschine sind auch vohanden. Da sieht man zur Mittagszeit Mädchen, die sich ein paar Eier kochen, Salat waschen oder Mitgebrachtes aufwärmen. Von 11 bis 1 Uhr findet ein Verkauf appetitlicher, gut zubereiteter Speisen statt.

Während der Osten Amerikas in mancher Hinsicht durch europäisches Wesen, vor allem englisches, manches von seiner Eigenart zu verlieren scheint, finden wir im Westen das was uns besonders amerikanisch dünkt, häufig am schärfsten ausgeprägt. Nicht zum mindesten gilt dies bezüglich der kalifornischen Frauen. Sie sind gar markigen Schlages, voll Unabhängigkeit und Stolz, von herber Anmut und gar eigenem Schick, reizvoll durch die frische, kernige Naivität des Landmädchens. Es sind Eigenschaften, großgezogen durch ein nie bezweifeltes Herrscherbewußtsein; in der Zeit, als nur eine gesiebte Auslese von ihnen sich in den wilden Westen wagte, durch ein Leben voll Tätigkeit in freier Luft und Gefahr, geschwisterlich unbefangenen Verkehr mit den boys (wie man sogar häufig die älteren Männer nennt), bei äußerst liberalen Umgangsformen. Oft sah ich beispielsweise die Girls auch aus guten Familien ohne Hut mit fliegenden Haaren im Männersitz durch die Straßen der Universitätsstadt galoppieren.

Diese Eigenschaften werden nun nicht erstickt durch die immer mehr vordringende intellektuelle Bildung. Nicht zum mindesten deshalb, weil die Mädchen mit den Jungen in die Schule geschickt werden, und meist nicht einmal auf der Universität, wie häufig im Osten, eine Trennung der Geschlechter stattfindet, da schon im Jahre 1870 die Staats-Universität den Frauen geöffnet wurde.*)

Da nun die Universität ursprünglich für Männer allein bestimmt war, so behält die höhere Erziehung auch für die Frauen ihren — ich möchte sagen — männlichen Charakter, was nicht wenig dazu beitragen mag, der Frau des Westens ihre Eigenart zu erhalten. Die männliche Tendenz im Unterricht gilt aber nicht bloß von den Anstalten mit »Coe-

*) Teils geschah dies aus rein praktischen Gründen, um nicht ein besonderes Frauencollege gründen zu müssen, keine zu unterschätzende Ausgabe für ein ganz junges Gemeinwesen. Dann aber auch, weil es fast selbstverständlich erschien, Mädchen und Knaben nicht zu trennen, die doch in anmutig kameradschaftlicher Weise miteinander verkehrten. Eigentlich war das nur eine Konsequenz eines frischen und naiven demokratischen Geistes, dem gleiches Recht für alle etwas selbstverständliches war.

ducation«. Auch in den Mädchencolleges werden Physik, Chemie, Mathematik gedrillt als ob man Ingenieure, Elektrotechniker und Farbstofffabrikanten ausbilden wollte (eine Verallgemeinerung, die allerdings auch großenteils für den Osten gilt). Man möchte einwenden, »Domestic Science«, das heißt Haushaltungsschule, etwas durchaus Weibliches im alten Sinne des Wortes werde in diesen Colleges gelehrt. Nun die Domestic Science-Abteilung besteht der Hauptsache nach aus einem physiologischen und bakteriologischen Institut und einer Abteilung für Krankenpflege, somit dem, was zur Hygiene des Haushalts gehört. Wenn man also auch der Frau im Frauencollege ihren Gegenstand läßt, so wendet man doch die Methode des spezifisch Männlichen darauf an, die wissenschaftliche Methode. Sehr klar zeigen das die Kochschulen solcher Colleges, die durchaus den Eindruck chemischer Laboratorien machen. In der Tat ist es auch die Hygiene und Chemie der Kochkunst, die vor allem gelehrt wird. Man sucht also nicht mehr den Instinkt der jungen Damen abzurichten, sondern einen methodisch bewußten Verstand zu schulen. Dies zeigt uns den praktischen Geist des Amerikaners von einer neuen Seite; manche Dozenten bemühen sich, das Theoretische beim Unterricht nicht nur mit Tatsachen, sondern soweit wie möglich mit nützlichen Tatsachen zu verknüpfen. Da für reine Theorie der robuste Student besonders im Westen nur schwer zu gewinnen ist, und auch unter den Studentinnen es meist nur die in der Minderzahl befindlichen bleichen, brillentragenden sind, die sich lebhaft für subtile Abstraktionen interessieren, nicht die Mädchen mit großzügigem, energischem Gang, die Heroinen beim Tennis- und Basketball.

Sehr genial verstand eine Dozentin der Nationalökonomie diesen Übergang vom Praktischen zum Theoretischen durchzuführen. Sie ließ ihre Schüler an Ort und Stelle Beobachtungen über soziale Bestrebungen machen, schickte einige derselben in Waisenhäuser oder andere derartige Anstalten, wo sie sich über deren Verwaltung und Tauglichkeit zu unterrichten hatten, andere mußten Nachforschungen anstellen über die Art und Nützlichkeit der Armenunterstützung von Seiten der Heilsarmee; mehreren stellte sie als Thema, herauszufinden, wie weit und mit welchem Erfolg Menschen geholfen wurde, die infolge des Feuers und Erdbebens von San Francisko ihren Lebensunterhalt eingebüßt hatten. Für diese experimentelle Nationalökonomie zeigten die Studenten großes Interesse, besonders zwei, die im theoretischen Teil ihrer Vorlesungen sowie Büchern gegenüber sich ziemlich gleichgültig verhalten hatten. Diese wurden so eifrig, daß sie etwa dreimal soviele Fälle erforschten, als ihnen als Semesterarbeit bestimmt waren. Sie entdeckten verschiedenes Unpraktische in der Ausübung der Unterstützungsarbeit; mit dem einem Amerikaner eigenen Haß gegen Kraftvergeudung und dem bei ihm stark entwickelten Verlangen, der Not anderer abzuhelfen, vertieften sie sich in das System der Unterstützungskommission, studierten alle Bücher über ähnliche Fälle, die sie auf der Bibliothek auftreiben konnten, und kamen so mehr und mehr in das Gebiet der Abstraktionen, weil sie eben einsahen, daß mit dem blos Tatsächlichen nichts zu machen war.

Bis jetzt haben wir den aktiven künstlerischen und praktischen Geist des Kaliforniers beobachtet, wie er sich in seinem Universitätswesen manifestiert, wir haben gesehen, daß dieser aktive und praktische Geist so stark ist, daß er sogar Kunstgeschichte und Theaterspielen in seinen Dienst zwingt, wobei er allerdings zugleich von künstlerischen Qualitäten durchdrungen wird; und doch gibt es eines, wo sich der Westerner, auch teilweise der Amerikaner überhaupt, ganz hingibt, und das ist gegenüber seiner Natur. Wochen und Monate liebt er fernab von der Stadt zu kampieren, in der monumentalen Einsamkeit seiner Gebirge, im Freien schlafend, für alle Bedürfnisse selbst sorgend. Diese Liebe zur Natur zeigt sich auch in der Anlage der Universitäten und Colleges, besonders derjenigen des Westens. Häufig liegen die Gebäude in wundervollen Parks, so Leland Stanford, die Privatuniversität Kaliforniens, das erwähnte Mills-College und die Staatsuniversität. Von der Staatsuniversität sagt Münsterberg, sie sei vielleicht »die am großartigsten gelegene Universität der Welt«. Erst langsam, dann immer steiler ansteigend strebt ihr Gelände in die Hügel empor, welche der Landzunge von San Francisko gegenüber stehen. Energisch erhebt sich das Ende dieser Landzunge aus dem Meer, mit den ihr gegenüberliegenden Bergriesen das goldene Tor bildend, die Pforte zum pazi-

fiſchen Ozean. Häufig ſah ich gegen Abend eine oder mehrere Studentinnen auf den Stufen der Bibliothek ſitzen, der Sonne nachträumend, bis ſie hinter der auf Hügeln ſich auftürmenden Stadt verſank, die Skey⸗Scrapers wie ungeheuerliche Bergfriede in ſchwarzen Silhouetten auf dem leuchtenden, in Orange⸗Blau flimmernden Himmel abzeichnend. Der Campus (Univerſitätsgelände) wird umhegt von hoheitsvollen Eucalyptusbäumen, jenen knorrigen, ſtruppigen kaliforniſchen Eichen, deren Äſte häufig den Boden berühren, und die wie unterſetzte Rieſenbüſche unheimlich dem Wanderer entgegenſtarren. Mitten im Campus blüht und ſchießt in tropiſchem Tempo ſeltſam und phantaſtiſch der botaniſche Garten aus einem Cañon empor.

Aus dem Charakter von Land und Leuten Kaliforniens folgen nicht nur manche Eigentümlichkeiten des Univerſitätsweſens; auch die Stellung des Publikums zur Univerſität wird durch ſie bedingt. Mit Stolz und Liebe hängt das Volk an ſeinem Land, das ihm ſo wundervolle Möglichkeiten bietet — Möglichkeiten, die die Einwohner mit gewaltigem Unternehmungsgeiſt zu nützen verſtanden. Alles, was zum Nutzen und zur Verherrlichung des Landes beiträgt, hat daher ihre Zuneigung, die Univerſitäten betrachten ſie noch außerdem, wie Wheeler in ſeinem Werk »Unterricht und Demokratie in Amerika« ausführt, recht eigentlich als ihre Schöpfung. Großmütig fließen ihr daher reiche Stiftungen zu, und nicht nur von den Vornehmen und Begüterten — nein wirklich auch von Leuten aus dem Volk. Beiſpielsweiſe kam einmal ein ganz einfacher Mann ins Verwaltungsgebäude der Univerſität, gab dem Präſidenten einen Klumpen Gold, den er gefunden hatte, für die Anſtalt; ohne ſich bewegen zu laſſen, ſeinen Namen zu nennen, entfernte er ſich wieder. Er hatte ſeine Gabe als Mann des Volkes gebracht. Der umgekehrte Fall iſt allerdings noch häufiger im »Lande der Gegenſätze«. In dem Hofe der Stanford⸗Univerſität erhebt ſich, die Univerſitätshallen überragend, ein von der Stifterin der Univerſität errichtetes Monument mit den Statuen der Stifterin, ihres Sohnes und ihres Gatten. Und über dem Eingang der mitten in die Univerſität gebauten monumentalen und geſchmackloſen Kirche ſteht geſchrieben: »To the honour of God and in memory of my husband.« Es iſt etwas von dem naiven und ungeheuerlichen Machtbewußtſein der Gewaltgenies aus der Renaiſſance in dieſer Gleichſtellung, etwas vom Geiſt jener Ariſtokraten, die wir auf Veroneſes und Rafaels Bildern zwiſchen Madonnen und Heiligen wie unter ihresgleichen einherſchreiten ſehen, und die kaum vor dem Allmächtigen den ſtarren Nacken beugen.

Nachrichten und Mitteilungen.

Korrespondenz aus Baltimore.

Amerikanischer Methodismus.

Nordamerika, das Land der freien Kirchen, ist auch zur gleichen Zeit das Land der verschiedenen christlichen Kirchen. Völlige Religionsfreiheit, die jedem gestattet, seines Glaubens zu leben und für seinen Glauben ungehinderte Propaganda zu machen, bringt von selbst eine große Mannigfaltigkeit der religiösen Bekenntnisse mit sich. Gleichwohl ist es nicht gerecht, Amerika als den Geburtsort aller Sekten zu bezeichnen, denn die Heimat aller bedeutenden Kirchen des Landes ist nicht der amerikanische, sondern der europäische Kontinent gewesen. Nur drei Kirchen sind auf amerikanischem Boden entstanden, die Mormonen, die Kirche der christian science und die Dowieten. Von den anderen Kirchen gilt nur, daß ihren Anhängern in Amerika die Möglichkeit einer Propaganda gegeben war, wie sie ihnen in Europa nicht zuteil geworden ist. Die Quäker, die Mennoniten, die Schwenkfeldianer und andere Sekten haben ihren Ursprung auf dem europäischen Boden gehabt. Die Mannigfaltigkeit der großen amerikanischen Kirchen führt sich hauptsächlich auf einen äußeren Grund, die so mannigfaltig gemischte Einwanderung, zurück. Auch der amerikanische Methodismus, der in letzter Zeit wieder mehr als früher in den Vordergrund des Interesses getreten ist, hat seinen Ursprung in Europa und zwar in England.

Der Methodismus stammt aus jener großen Bewegung, die von John und Charles Wesley 1729 an der Universität Oxford ausging. Ihr »heiliger Klub« mit seiner Bibelbigotterie wurde seines methodischen Vorgehens wegen als Klub der Methodisten verspottet, und der Spottname wurde akzeptiert und blieb bestehen. Es galt, die englische Kirche dem Herzen näher zu bringen, jeden einzelnen aufzurütteln, tiefinnere Frömmigkeit ins Volk zu tragen. Um das Wort Gottes zu predigen bedarf es nicht des Berufstheologen und nicht des Kirchengebäudes, der Laie mag zum Prediger, der freie Himmel zur Kirche werden. In Amerika beginnt die Bewegung

1766 sich auszubreiten, und, während sie in England noch längere Zeit im Rahmen der Staatskirche bleibt, geht der amerikanische Methodismus schon früh getrennte Wege von der episkopalischen Kirche.

Als der eigentliche Geburtstag der methodischen Kirche ist der 2. September 1784 zu betrachten. Es ist der Tag, an dem Wesley den Thomas Coke zum Superintendenten weihte. Zu dieser Zeit tagte in Baltimore unter dem Vorsitz von Coke und Asbury, der gleichfalls von Wesley nach Amerika geschickt worden war, die von 60 Predigern besuchte erste General-Konferenz der bischöflichen methodischen Kirche, die deren erste Organisation schuf. Hier sei bemerkt, daß aber die methodische Bewegung selbst bereits in Amerika sehr stark war, und daß in dieser Bewegung Deutsche, besonders aus der Heimat vertriebene Pfälzer in der vordersten Reihe standen. Der Entwicklung der Kirche, die damals 15 000 Glieder zählte, kam der Umstand zugute, daß mit Energie die echt methodische Maßregel durchgesetzt wurde, daß die Prediger zum Reisen und beständigen Wechsel verpflichtet waren. Anfangs durfte kein Prediger länger als sehs Monate am Orte sein, und die ständigen Prediger mußten alle 4 Monate wechseln. Ueberraschend schnell nahm die Zahl der Mitglieder zu, und wenn auch vielfach Trennungen stattfanden, so entstanden diese meist aus Ursachen praktischer Natur. Im großen und ganzen werden heute 17 Hauptgruppen unterschieden, von denen einige nur durch die Hautfarbe der Bekenner sich unterscheiden. Die Methodist-Episkopalier sind die bei weitem zahlreichsten. Diese Kirchenkörper sind die gewaltigsten unter allen methodischen Kirchen und Gemeinschaften der Erde, die insgesamt nach methodischer Berechnung zur Zeit 28 Millionen Mitglieder zählen. Die bischöfliche Methodistenkirche des Nordens verfügt allein über 14 000 Prediger; der Wert ihres Kircheneigentumes beträgt über 630 Millionen Mark.

Für kein Land und für kein Volk war der Methodismus angemessener als für Amerika. Mit seinem Reiseprediger-System und seinen seßhaften Predigern war er besonders geeignet für die religiösen Bedürfnisse einer schnell sich vermehrenden Bevölkerung zu sorgen. Sobald eine neue Ansiedelung gegründet wurde, war der methodische Reiseprediger da, um den Leuten das Evangelium zu verkünden und sie einzuladen, »zu Christo zu kommen und sich zu einer Gemeinde zu vereinigen«. Auf solche Weise entstanden überall »Klassen« und Gemeinden der Methodisten, die einen segensreichen Einfluß auf die ganze Einwohnerschaft ausübten. Die Heiligung des Sabathtages wurde gefördert und den Ausschweifungen, die gewöhnlich in neuen Ansiedelungen sich einnisten, auf jede Weise entgegengearbeitet. Nicht wenig trug zu der lawinenhaften Vermehrung der Zahl der Methodisten, besonders im Süden unter den Negern die Feldversammlungen bei, in denen viele Tausende auf freiem Felde zusammen beten und singen und sich in mehr oder weniger hysterische Aufregungszustände bringen. In der methodischen Kirche gibt es weder Altar noch Talar. Die Bekehrten haben eine 6monatige Probezeit durchzumachen: an beliebigen Stellen finden Gesetzzusammenkünfte statt, und Laienprediger haben die Erlaubnis, religiöse Ansprachen zu halten, ohne daß sie ihren bürgerlichen Beruf aufgeben müssen. Auch heute noch besteht der häufige Wechsel der Prediger, die niemals länger als 5 Jahre in einer Gemeinde bleiben dürfen. Jede Gemeinde ist in Klassen geteilt von ungefähr zwölf Personen. Die Klasse, die das Fundament für den Bau der ganzen Kirchenorganisation ist, versammelt sich wöchentlich unter der Leitung eines Klassenführers, der nicht nur die Gemeindemitglieder in ihrer Religion überwachen, sondern auch die Gaben für Pfarrgehalt, Kirchen und Arme zu empfangen hat. Über der Klasse baut sich auf die Gemeinde, über der Gemeinde die vierteljährliche, über der vierteljährlichen die jährliche, über der jährlichen die Generalkonferenz. Diese tritt alle vier Jahre am ersten Mittwoch des Monats Mai, morgens 10 Uhr zusammen.

Wir können hier nicht auf die Lehre und Kultur des Methodismus eingehen und wollen nur auf die 17 einzelnen Stücke hinweisen, deren sich jeder Methodist zu enthalten hat, z. B. das Kaufen, Verkaufen und Trinken geistiger Getränke, das Kaufen, Verkaufen und Halten von Sklaven, Schlägereien, Hadern, Zanken, Prozeßsucht, Wuchern und Zollvergehen, liebloses und unnützes Geschwätz, besonders übel Reden gegen Obrigkeit und Prediger, das Tragen von Gold und kostspieligen Kleidern, schlechte Vergnügungen, Lieder und Bücher; Weichlichkeit und das Sammeln irdischer Schätze; leichtsinniges Geldborgen usw.

Was den Gottesdienst und die Gottesdienstgebräuche angeht, so werden alle öffentlichen Gottesdienste am Sonntage ohne alle Förmlichkeit und mit großer Einfachheit gehalten. Die Predigt ist gewöhnlich einfach, verständlich und den Zuhörern angemessen. Der Gesang ist lebendig, und die ganze Gemeinde beteiligt sich an ihm. Es wird knieend gebetet, sowohl in den öffentlichen Versammlungen, wie in den Betstunden, die in den Kirchen und anderen engeren Kreisen gehalten werden. Üblich ist auch bei den Methodisten das Familiengebet, indem der Hausvater morgens und abends seine Familie und seine Hausgenossen um sich versammelt, einen Abschnitt aus der heiligen Schrift vorliest und einige Verse singen läßt, und dann ernstlich für sich, seine Familie, für die Kirche und die Bekehrung der Welt betet. Die vierteljährlichen Versammlungen währen gewöhnlich zwei Tage, nämlich Sonnabend und Sonntag. Am Sonnabend finden Betrachtungen statt, auch mit Predigten verbunden. Am Sonntag versammeln sich morgens die Mitglieder schon früh zur Betstunde, dann folgt die Predigt und das Abendmahl. Des Nachmittags wird das Liebesfest gefeiert und abends wird weiter gebetet. Originell sind die Lagerversammlungen. Sie werden gewöhnlich im Spätsommer nach der Ernte gehalten, und es vereinen sich dazu mehrere Gemeinden in Städten oder nach Bezirken. Es wird dazu ein schattiger Platz in einem Gehölze, wo zugleich eine Quelle sich in der Nähe befindet, benutzt. Die Dauer ist gewöhnlich eine Woche, wird aber nach Umständen verlängert.

Es sei eine kurze Beschreibung einer Lagerversammlung gestattet. Auf einem schattigen, der Welt möglichst entfernten Platz werden in einem großen Umkreise Zelte und Bretterhäuser aufgeschlagen.

Auf dem einen Ende des freien so umschlossenen Raumes wird eine große Kanzel gebaut, und vor derselben werden die Sitze für die Zuhörer errichtet. Hinter der Kanzel ist das Predigerzelt, denn bei großen Lagerversammlungen sind oft mehr als zehn bis zwanzig Prediger gegenwärtig, die ein eigenes Zelt haben, doch von den anwesenden Familien abwechselnd zu den Mahlzeiten eingeladen werden. Es werden auch mehrere sehr große Zelte errichtet, die man zu Betstunden, oder wenn das Wetter ungünstig ist, sodaß im Freien nicht gepredigt werden kann, zu den Gottesdiensten überhaupt benutzt. Ein Kommittee, in dessen Anordnungen jeder Anwesende sich zu fügen hat, wird ernannt, um die Ordnung aufrecht zu erhalten.

An einem bestimmten Tage versammeln sich alle Familien, die Anteil nehmen wollen, schlagen ihre Zelte auf und richten sich wohnlich ein. Gegen Abend kommen dann auch die Prediger, und der Gottesdienst wird gewöhnlich mit einer Betstunde eröffnet. Betstunden, Predigten, Bekehrungen, Erweckungen usw. wechseln zwischen den Zeiten, die für das Essen bestimmt sind, ab.

Gewöhnlich um 10 Uhr abends wird mit dem Horn das Zeichen gegeben, daß ein jeder sich in sein Zelt zurückzuziehen oder sich vom Lagerplatz zu entfernen hat, und dann darf während der Nacht niemand das Zelt verlassen. Das Kommittee sorgt dafür, daß während der ganzen Nacht eine Wache auf dem Lagerplatz bleibt, die zur Beleuchtung desselben die Holzstöße brennend erhält.

Sehr feierlich ist der Abschied. Am Abend vor dem Aufbruch stellen die Glieder der Kirche sich in zwei Reihen auf, marschieren, die Prediger an der Spitze, ein Abschiedslied singend, an einander vorbei, indem sie sich zum Abschied die Hände reichen.

Gegen Störungen sind die Lagerversammlungen gesetzlich geschützt. Das Gesetz erlaubt nicht einmal den Verkauf geistiger Getränke innerhalb einer Meile vom Lagerplatz. Friedensrichter und Konstabler sind gewöhnlich gegenwärtig, um sogleich jeden Versuch zur Störung zu vereiteln und die Ruhestörer zur Strafe zu ziehen.

Mitteilungen.

Vom antiken Purpur. Die uns von den Schriftstellern des Altertums überlieferten Kenntnisse über den als Gewebefarbstoff über alles geschätzten Purpur sind äußerst mangelhaft. Wir wissen nur aus den Beschreibungen des Plinius, daß er kleinen Schnecken des Mittelmeeres entstamme, und daß zum Färben nicht das ganze Tier, sondern nur eine Drüse desselben benutzt wurde, deren Saft von den Purpurfärbern mit Seewasser ausgezogen und durch längeres Kochen eingedickt wurde. Besonders in den reichen phönikischen Handelsstädten wurde diese Kunst geübt, und von ihnen aus wurden die meisten Purpurstoffe in den Handel gebracht. Doch färbte man nicht die fertigen Garne und Gewebe, sondern die lose Wolle, die man in die Farbstofflösung eintauchte und dann dem Sonnenlicht aussetzte, durch dessen Einwirkung der Farbstoff entwickelt und die Färbung überhaupt erst hervorgerufen wurde.

Gänzlich im Unklaren waren wir bis vor kurzem über die Nüancen dieser alten Purpurfärbungen. Jetzt wissen wir, daß sie ein ganz anderes Aussehen gehabt haben, als wir es heute mit dem Begriff Purpurfarbe verbinden. Die kostbarsten tyrischen Purpurstoffe, die mit Hilfe der unverdünnten Lösungen hergestellt wurden, erschienen jedenfalls dunkel, fast schwarz und zeigten beim seitlichen Darüberblicken einen blau- oder rotvioletten Schimmer. Daneben kamen noch andere hellere Stoffe vor, die mit verdünnten Farbstofflösungen unter Zusatz von Kermesbeeren und andern pflanzlichen Farbstoffen gefärbt waren und deren Nüancen mit derjenigen des Veilchens, der Malve oder des Heliotrops verglichen werden können. Näheres über die Technik der Purpurfärberei erfahren wir nicht, jedenfalls müssen aber ganz außerordentliche Mengen von Purpurschnecken erforderlich gewesen sein, da die Purpurstoffe so außerordentlich teuer waren; kostete doch unter Diokletian im Jahre 301 das Pfund der besten Qualität etwa 950 Mark unseres Geldes.

Mit dem Untergang des weströmischen Reiches geriet der Purpur vollständig in Vergessenheit, und jegliche Kenntnis seiner Abstammung und Anwendung ging verloren. Erst am Ende des 18. Jahrhunderts nahm sich die naturwissenschaftliche Forschung seiner an, und ihr war es vorbehalten, uns über die Natur dieses Farbstoffs aufzuklären. Nachdem festgestellt war, daß der Purpur den im Mittelmeer gemeinen Murex-Arten entstammt, gelang es 1858 dem französischen Zoologen Lacaze-Duthier nachzuweisen, daß die farblose Absonderung der Schneckendrüse unter Einwirkung des Sonnenlichts eine violette Färbung annimmt, wobei ein höchst unangenehmer, knoblauchartiger Geruch auftritt und die anfangs in Wasser lösliche Substanz unlöslich wird. Als nun vor einigen Jahren Prof. Friedländer in Wien einen dem Indigo außerordentlich nahestehenden, nur noch Schwefel, der jenem abging, enthaltenden Farbstoff, das Thioindigo, fand, das die Gewebefaser sehr dauerhaft bläulichkarmesinrot färbte, vermutete er, daß dieser dem Purpur nahestehe und vielleicht sogar mit ihm identisch sei.

Zur Prüfung dieser Frage mußte vor allem der Farbstoff der Purpurschnecke in chemisch reiner Form dargestellt werden, eine äußerst schwierige und große Geduld erfordernde Arbeit, wenn man bedenkt, daß die Drüsen von 12000 Purpurschnecken nötig waren, um 1,5 g des Farbstoffs zu gewinnen. Friedländer wählte dazu die Murex brandaris, deren Schalen in sehr großen Mengen an den Stätten einstiger phönikischer Purpurfärbereien gefunden worden waren. Der Purpurfarbstoff bildet in chemisch reiner Form kupferglänzende violette Kristalle, die dem Indigo äußerlich zum Verwechseln ähnlich sind. Von einer Identität desselben mit dem Thioindigo konnte aber nach der chemischen Analyse keine Rede sein, vielmehr ergab es sich, daß der Purpurfarbstoff Brom enthält und seiner Zusammensetzung nach Dibromindigo ist, d. h. ein Indigo, in welchem 2 Atome Wasserstoff durch 2 Atome Brom ersetzt sind. Nun sollte man glauben, daß durch diese Entdeckung die moderne Färberei eine wertvolle Bereicherung erfahren habe, da es keine Schwierigkeit mehr machen würde, den

Purpurfarbstoff in beliebigen Mengen künstlich darzustellen wie den Indigo und das Alizarin, den Farbstoff des Krapps. Doch ist dies leider nicht der Fall, da Purpur auf der Gewebefaser ein ziemlich unreines, roststichiges Violett liefert, das an Schönheit mit unsern modernen Farbstoffen keineswegs in Wettbewerb treten kann und auch in bezug auf die Echtheit seiner Färbungen den echten Teerfarben durchaus nicht überlegen ist.

Daß nun die Kulturvölker des Altertums in den nach unseren heutigen Begriffen ganz minderwertig gefärbten Purpurstoffen solch herrliche Prunkgegenstände erblickten, beweist nur, wie überaus bescheiden sie in ihren Ansprüchen an solche gefärbten Kleidungsstoffe waren. L. Rhdt.

*

Zum 60. Geburtstag Adolf Harnacks am 7. Mai d. J. haben Schüler, Freunde und Verehrer im In- und Ausland dem Gefeierten ein Kapital überreicht, das der Wissenschaft zugute kommen soll und dessen näheren Zweck zu bestimmen Harnack überlassen bleibt. Die Sammlung, deren Erträgnis sich zurzeit auf annähernd 20000 Mark beläuft, ist noch nicht abgeschlossen. Zeichnungen werden erbeten an Lic. theol. Paul Glaue, Gießen, Frankfurter Straße 24. Zahlungen nimmt die Filiale der Mitteldeutschen Kreditbank, Gießen, Johannisstraße, Konto Harnackspende entgegen.

*

Die Kantgesellschaft (Geschäftsführer: Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. Vaihinger, Halle) schreibt ihre dritte Preisaufgabe noch einmal und zwar mit erhöhten Preisen aus, da keiner der auf Grund des ersten Ausschreibens eingelaufenen Arbeiten ein Preis zugesprochen werden konnte. Der 1. Preis beträgt jetzt 1500 Mark und der 2. Preis 1000 Mark. Das von Professor Dr. Carl Güttler an der Universität München, dem Stifter beider Preise, formulierte Thema lautet: »Welches sind die wirklichen Fortschritte, die die Metaphysik seit Hegels und Herbarts Zeiten in Deutschland gemacht hat?« Preisrichter sind die Professoren Edmund Husserl in Göttingen, Paul Hensel in Erlangen, August Messer in Gießen. — Die näheren Bestimmungen nebst einer Erläuterung des Themas sind unentgeltlich und portofrei zu beziehen durch den stellvertretenden Geschäftsführer der Kantgesellschaft Dr. Arthur Liebert, Berlin W 15, Fasanenstraße 48.

*

In der Märzsitzung der Kgl. bayrischen Akademie der Wissenschaften machte Professor Adolf Sandberger Mitteilung über die von ihm im Kgl. Staatsarchiv zu Düsseldorf aufgefundenen Inventare der kurkölnischen Hofmusik zu Bonn aus der Beethovenschen Zeit. Wir gewinnen aus ihnen ein viel treueres Bild des Musiklebens, in dem Beethoven aufwuchs, als wir bisher besaßen: unter anderem findet die von Sandberger und Hugo Riemann vertretene Ansicht eine neue Stütze, daß die Meister der Mannheimer Schule Holzbauer, Stamitz, Filtz, Cannabich, Eichner auf Beethovens Entwicklung nicht unbedeutenden Einfluß hatten. Auch Rosetti, dessen Einwirkung neuerlich durch Kaul wahrscheinlich gemacht wurde, war mit Kirchenmusik und Sinfonien in Bonn vertreten. Sandberger berichtete ferner über seine planmäßigen Untersuchungen der auf der Bonner Opernbühne damals aufgeführten Werke hinsichtlich der Eindrücke, die der junge Beethoven aus ihnen gewann. Vorzüglich die französische Opéra comique ist nach Stoffwelt und Musik von großer und nachhaltiger Bedeutung für den jungen Meister geworden, vor allem mit Grétry. Zahlreiche Grétrysche Tongedanken (aus Silvain, Lucile, Zémire et Azor, l'Amant jaloux, la fausse magie usw.) klingen bei Beethoven an, insbesondere sind Themen in König Stephan (Ouvertüre, Presto), in der Pastoralsinfonie (Szene am Bach), in der Klaviersonate Cis-moll, op. 27 Nr. 1 (letzter Satz), in der Violinsonate F-dur, op. 24 (letzter Satz), unter unmittelbarer Einwirkung Grétryscher Themen entstanden.

Die anthropologische Schule in Paris hat diesen Winter wieder eine Reihe höchst interessanter Vorträge angezeigt. Die Professoren Capitan, de Mortillet und Zaborowski führen die im vorigen Semester begonnenen Vorlesungen über prähistorische Anthropologie, vergleichende Ethnographie und allgemeine Ethnographie fort. Professor Anthony liest über die Adaptationsmerkmale für die aufrechte Stellung des Menschen, Professor Hervé über Erblichkeit und Rassenkreuzung, Professor Mahoudeau über den Pithekanthropus und die Anthropoiden. Eigenschaften fossiler und ältester Menschenrassen, die spezielle Phrenologie der Schädel der letzteren behandelt Professor Manouvrier. Des weiteren bemerken wir Vorlesungen von Professor Papillaut über soziale Krankheiten, von Professor Schrader über prähistorische und historische geographische Beziehungen und von Professor Vinson über die hauptsächlichsten linguistischen Gruppen. Dazu treten drei Serien von populären Vorträgen (conférences), in denen Deniker über die Klassifikation von menschlichen Rassen und von Völkergruppen vom anthropologischen, ethnologischen und linguistischen Standpunkt aus spricht; weiter Mr. L. Franchet über keramische Technik vom ethnographischen und archäologischen Standpunkt aus und Dr. A. Marie über Gehirnkrankheiten. Paris hat in seiner anthropologischen Schule ein einzigartiges Institut, in dem systematisch die archäologische und die physisch-somatische Anthropologie einander in die Hände arbeiten. M.

Internationale Wochenschrift für Wissenschaft Kunst und Technik

herausgegeben von Prof. Dr. Paul Hinneberg, Berlin, Zimmerstr. 36

Verlag: August Scherl, Berlin SW, Zimmerstraße 36-41. — Druck: Bayerische Druckerei und Verlags-anstalt G. m. b. H. in München, Bayerstraße 57.

5. Jahrgang Nr. 21
27. Mai 1911

Inseraten-Annahme bei den Annoncen-Expeditionen von August Scherl G. m. b. H., Berlin und Daube & Co. G. m. b. H., Berlin und deren sämtlichen Filialen.

Für die Redaktion verantwortlich: Professor Dr. Wilhelm Paszkowski, Berlin-Gr. Lichterfelde.

Erscheint jeden Sonnabend. — Preis vierteljährlich für Deutschland und Oesterreich **3 Mark**, für die übrigen Länder des Weltpostverkehrs **4 Mark 50 Pfg.** bei direktem Bezug unter Kreuzband. — Einzelnummer **25 Pfg.** — Inserate die dreigespaltene Nonpareillezeile **50 Pfg.** — Abonnements nehmen alle Buchhandlungen und Postanstalten, sowie sämtliche Geschäftsstellen von August Scherl G. m. b. H. entgegen.

INHALT

Die Abhandlungen erscheinen in deutscher Sprache, englische und französische auf Wunsch der Autoren im Urtext

Zur Würdigung der hebräischen Geschichtsschreibung.

Von Eduard König, Professor an der Universität Bonn.

Welche Unsumme von Bemängelung der Geschichtsbücher der Hebräer neuerdings in mehr populären Preßstimmen zum Ausdruck gebracht worden ist, weiß jeder gewiß aus eigener Lektüre oder eigener sonstiger Erfahrung. Denn wenn jemandes Ohr auch von keinem andern Satze, der aus jener Sphäre über die hebräischen Geschichtsbücher laut geworden ist, erreicht worden wäre, so doch gewiß von dem gellenden Rufe der Antisemiten: »Weg mit dem Alten Testament!« Aber was sagt die moderne Wissenschaft über den Charakter der hebräischen Geschichtsschreibung?

In diesem Lager lautet das eine Haupturteil dahin, daß diese Geschichtsbücher »zur Erbauung bestimmt« gewesen seien.[1] Aber diese Geschichtsbücher haben, wie die Geschichtswerke anderer Völker, den Zweck, den geschichtlichen Gang der Entstehung der Nation Israel und ihrer Stellung innerhalb der Menschengeschichte zu erzählen. In diesem allgemein giltigen Zwecke war natürlich auch die Aufgabe eingeschlossen, daß die Erzähler auch die besondere religionsgeschichtliche Stellung ihres Volkes nach deren Anfang und Entfaltung darstellten, um dadurch ihre Volksgenossen mit Begeisterung für ihre spezielle Kulturaufgabe zu erfüllen. Dies aber gibt kein Recht, die hebräischen Geschichtsbücher als »erbaulich« zu bezeichnen, was leicht einen besonderen Beigeschmack hat. Im Grunde nur eine feinere Nüance des soeben besprochenen Urteils ist es, wenn man sagt, daß in den Geschichtsbüchern der Hebräer bloß die Darstellung einer »Geschichtsphilosophie« zu sehen sei. So sind diese Bücher neuerdings von Hermann Schneider charakterisiert worden.[2] Das andere Haupturteil, das im Namen der Wissenschaft jetzt über die hebräischen Geschichtsbücher gefällt zu werden pflegt, lautet aber dahin, daß diese Bücher hauptsächlich in ihren auf die ältere Zeit bezüglichen Teilen aus ganz unzuverlässigem Material aufgebaut seien und nach späten Maßstäben die Vergangenheit beurteilten. Ob aber auch dieses jetzt in der Wissenschaft weithin herrschende Urteil dem Tatbestand ganz gerecht wird?

Diese Frage berührt nicht bloß die abstrakte Wissenschaft, die selbstverständlich auch auf diesem Gebiete ihr Ideal voll verwirklicht sehen möchte. Diese Frage greift auch tief in das Gebiet der Pädagogik ein, weil Geschichtsbücher, auf die jene sehr verurteilende Charakteristik ganz passen würde,

[1] So neuestens A. Jeremias, Der Einfluß Babyloniens auf das Verständnis des Alten Testaments (1908), S. 23.

[2] H. Schneider, Zwei Aufsätze zur Religionsgeschichte (1909), S. 2.

kein Mittel der Jugendbildung sein dürften. Ja, diese Frage besitzt auch ein allgemein menschliches Interesse. Denn das Hauptelement am Geistesbesitze jener Nation, um deren Geschichtsschreibung es sich handelt, ist ein wichtiges Ferment der allgemeinen Menschenkultur, und schließlich muß auch dieses geistesgeschichtliche Element am Inhalt jener Geschichtsbücher in seinem Werte sinken, wenn das Gefäß, in dem es uns dargereicht wird, ein so gar zerbrechliches und falsch modelliertes ist, wie es nach jener Charakteristik sein müßte.

Deshalb halte ich es für zeitgemäß, vor einem weltweiten Forum die Frage zur Diskussion zu stellen, ob man nicht — trotz voller Verwendung der besten Methoden unserer gegenwärtigen Geschichtswissenschaft und gerade durch diese Verwendung — zu einem andern Urteil über den Wert der hebräischen Geschichtsschreibung gelangen kann und muß.

1. Bei der Einleitung dieser Diskussion befinde ich mich in der angenehmen Lage, von einem Urteil über eine mittlere Partie der hebräischen Geschichtsbücher ausgehen zu können, das von den jetzt weithin herrschenden Ansichten, wie sie oben skizziert worden sind, vollständig abweicht. Es ist aber kein Geringerer, als der erste Vertreter der Wissenschaft von der Geschichte des Altertums an der Universität Berlin, der in der neuen Auflage seiner großartigen Geschichte des Altertums folgendes Urteil über die Geschichtsschreibung der Hebräer ausgesprochen hat: »Völlig selbständig ist eine wahre historische Literatur nur bei den Israeliten und den Griechen entstanden. Bei den Israeliten, die auch darin eine Sonderstellung unter allen Kulturvölkern des Orients einnehmen, ist sie in erstaunlich früher Zeit entstanden und setzt mit hochbedeutsamen Schöpfungen ein, einmal den rein historischen Erzählungen im Richter- und Samuelisbuch, sodann der Bearbeitung der Sage durch den Jahvisten.«[3])

Dieses Urteil hat er in seinem Werke »Die Israeliten und ihre Nachbarstämme« (S. 484) weiter ausgeführt und so begründet: »Die Berichte über David hauptsächlich in 2. Sam. 9—20 und 1. Kön. 1 f. lehren durch ihren Inhalt unwiderleglich, daß sie aus der Zeit der Ereignisse selbst stammen, daß ihr Erzähler über das Treiben am Hofe und die Charaktere und Umtriebe der handelnden Persönlichkeiten sehr genau informiert gewesen sein muß. Sie können nicht später als unter Salomo geschrieben sein.« Er neigt auch zu dem Urteile, daß in Abschnitten, wie Richter 8 f. und 17 f., 1. Sam. 16, 14 ff., sowie 18, 10 bis 28, 2 und 29, 1 bis 2. Sam. 4 »die Trümmer eines großen Geschichtswerkes« vorliegen, welches viel älter sei, als die älteste von den Pentateuchschichten, wie sie jetzt von der Wissenschaft angenommen werden.[4]) Ja, er fügt sogar folgendes hinzu: »Es ist etwas Erstaunliches, daß eine derartige Geschichtsliteratur damals möglich gewesen ist. Sie steht weit über allem, was wir sonst von altorientalischer Geschichtsschreibung wissen, über den trockenen offiziellen Annalen der Babylonier, Assyrer, Ägypter, über den märchenhaften Geschichten der ägyptischen Literatur. Sie ist wirklich echte Geschichte. Sie wurzelt in lebendigem Interesse an den wirklichen Ereignissen, die sie aufzufassen und festzuhalten sich bemüht. Sie hat ihr Analogon einzig und allein auf griechischem Boden: von Anfang an stellt sich mit ihr die israelitische Kultur, allein von allen andern, in der Tat als gleichberechtigt neben die griechische« (a. a. O., S. 486).

Dieses Urteil über die hebräische Geschichtsschreibung ist gewiß ein sehr bemerkenswertes, und da es von einem so überaus kompetenten Forscher begründet worden ist, so braucht kaum noch hinzugefügt zu werden, daß die Partien der israelitischen Geschichtserzählung, die von jenem anerkennenden Urteile zunächst betroffen werden (hauptsächlich 2. Sam. 9—20), auch von andern Kritikern des Alten Testaments als solche Abschnitte der Geschichtsliteratur Israels anerkannt worden sind, die durch Lebendigkeit und Anschaulichkeit der Darstellung gleichmäßig ausgezeichnet sind[5]). Also darf man sagen, daß es nach dem fast einstimmigen Urteil der gegenwärtigen Wissenschaft doch wenigstens eine große Reihe von Partien im althebräischen

[3]) Ed. Meyer, Geschichte des Altertums, 2. Aufl. I, 1, § 131.

[4]) Nach meinem Urteil ist die elohistische Pentateuchschicht allerdings noch älter, wie in meiner »Einleitung in das Alte Testament« § 46, 4 gezeigt sein dürfte.

[5]) Vgl. z. B. Driver (in Oxford), An Introduction to the Old Testament Literature (1909), p. 183; Wellhausen, Prolegomena zur Geschichte Israels, 2. Aufl., S. 274 f.; meine Einleitung in das Alte Testament, § 53,4.

Geschichtsberichte gibt, die den Charakter wirklich echter Geschichtsschreibung tragen und nicht als »Geschichtsphilolophie« zu bezeichnen sind, wie Herm. Schneider in der oben angeführten Stelle sich ausdrückt.

Die Frage ist folglich nur noch diese, ob an diesem Charakter echter Geschichtsschreibung nicht auch noch andere Abschnitte der hebräischen Geschichtsbücher teilnehmen, und ob diese nicht in höherem Grade das Lob der Zuverlässigkeit verdienen, als man jetzt gewöhnlich zugeben zu können meint.

Bei der Beantwortung dieser Frage handelt es sich aber sozusagen um einen Seitenblick und einen Rückblick.

Am leichtesten nämlich wird man geneigt sein, die von Ed. Meyer begründete Charakteristik gewisser Abschnitte im historischen Schrifttum der Hebräer auf solche Partien auszudehnen, die gleichsam zur Seite der von ihm beurteilten Abschnitte liegen.

Solche Partien sind aber zunächst die Bücher der Könige, welche die an Davids Tod sich anschließenden Ereignisse bis zur babylonischen Zerstörung Jerusalems (977–586 v. Chr.) berichten. Bei diesen Geschichtsbüchern, welche Ereignisse aus der voll im Lichte der Geschichte liegenden Zeit darstellen, wird auch wirklich von allen Beurteilern verhältnismäßig am wenigsten der Quellenwert bestritten. Deshalb braucht zu seinem Schutze auch kaum auf die Quellenwerke hingewiesen zu werden, die in den Königsbüchern von Salomos und Jerobeams I. Regierungszeit an zitiert sind, und die den Reichsannalen anderer altorientalischen Staaten gleichen. Ebensowenig braucht geltend gemacht zu werden, daß viele Punkte aus der Erzählung dieser Königsbücher durch assyrische, ägyptische und andere Angaben des Altertums bestätigt worden sind.[6]) Nur muß auf der andern Seite hervorgehoben werden, daß die Bücher der Könige aus älteren und jüngeren Materialien zusammengesetzt sind, und daß der Schlußverfasser bei seinem Urteil ein Gesetz (das im Deuteronomium vorliegende) als Maßstab verwendet hat, das erst um 700 Geltung erlangt hatte und die Einheit der Kultusstätte fordert (Deut. 12, 5 ff.). Aber auch bei der Beurteilung dieses Anachronismus darf doch folgender mildernde Umstand nicht länger übersehen werden. Es ist nur der geringste Grad von Tadel, der über die Herrscher ausgesprochen wird, welche die Vielheit der Kultstätten, die sogenannten Höhen (1. Kön. 3, 2 usw.), duldeten. Viel schärfer lautete das Verdikt über die, welche gegen direkt religiöse Prinzipien der prophetischen Verkündigung verstoßen hatten. Also auch dieser Schlußverfasser der Königsbücher weiß die Grade der Abweichung von der legitimen Religion seines Volkes wohl zu unterscheiden.

Wie wesentlich treu die Bücher der Könige, die gemäß ihrer Schlußnotiz etwas nach 560 v. Chr. redigiert worden sind, die Verhältnisse der in ihnen dargestellten Jahrhunderte widerspiegeln, erkennt man erst recht bei ihrer Vergleichung mit den Büchern der Chronika. Denn die Königsbücher sind ihrer Geistesrichtung nach prophetisch: sie verfolgen die religiös-sittliche Entwicklung der Nation. Aber der Chronist ist von priesterlichem Interesse bewegt: er stellt den Fortschritt des äußerlichen Kultus mit angelegentlichem Eifer dar. Der letztere Erzähler läßt also das Interesse, das in seiner eigenen späteren Zeit (um 330 v. Chr.) im Vordergrunde stand, die Darstellung der früheren Jahrhunderte beeinflussen. Das aber genügt im Grunde schon zu seiner Charakterisierung und Taxierung, und es braucht hier nicht dargelegt zu werden, wie der Chronist auch nicht frei war von Streben nach Symbolisierung des Zahlenmaterials (Bevorzugung der Zahl siebzig usw.) und nach Idealisierung der großen Herrschergestalten (vgl. die Nichterwähnung von Davids Uriasbrief usw.). Diese Geistesverschiedenheit der älteren Königsbücher und der auch ihrer Form nach mehr annalistischen Charakter tragenden Bücher der späteren Chronika besitzt ja in der historischen Literatur gar manche Analogien. Man vergleiche nur z. B. Rankes Kritik der Berichte Diodors und anderer Geschichtsschreiber über Alexander den Großen.[7])

Also für die Jahrhunderte von der beginnenden Einwurzelung des Volkes Israel in Palästina bis zu seiner Exilierung aus diesem Lande liegt eine zum Teil vortreffliche und zum Teil wenigstens wesentlich gute Geschichtsschreibung bei den Hebräern vor.

---

[6]) Vgl. mein Schriftchen »Babylonien und die Deutung des Alten Testaments« (1911), S. 42 ff.

[7]) Leopold Ranke, Weltgeschichte III, 2, S. 42 ff.

2. Die wichtigste Frage ist aber, wie weit man von dem Punkte der Entwicklung Israels, über den auch nach Ed. Meyers Urteil ein Stück echter Geschichtsschreibung vorliegt (in der Erzählung über Gideons und Abimelechs Kämpfe: Richt. 8f.), noch weiter hinauf schreiten kann, ohne den Boden zuverlässiger Zeugnisse der geschichtlichen Wirklichkeit gänzlich unter den Füßen zu verlieren.

a) Nun zunächst wird unser Schritt auf sicherer Bahn bis in den ersten Abschnitt jener Heldenperiode zurückgeführt, die man wenig sachgemäß genug die »Richterzeit« zu nennen pflegt. Denn die Dichtung, die gewöhnlich und mit Recht das Deboralied genannt wird (Richt. 5,2—31), wird auch von größten Kennern der alten Literaturen und schärfsten Kritikern als ein direktes Echo des in ihm geschilderten Ereignisses, des Endsieges Israels über die Nordkanaaniter, anerkannt,[8]) und dieses Urteil kann leicht als ein vollberechtigtes erwiesen werden.

Oder ist nicht eine lebendige Fülle überraschendster Einzelzüge in diesem Geschichtsgemälde zusammengedrängt? Da tritt vor unserm Auge z. B. der Stamm Dan als einer auf, der »bei Schiffen als Fremdling weilt« (V. 17), weil er wahrscheinlich vom nordwestlichen Palästina aus in phönizische Schiffsdienste zu treten pflegte, und dort im Hintergrunde des Gemäldes steht gleichsam eine ganz gebeugte Gestalt: in ihr ist die Stadt Meroz symbolisiert, die sonst nirgends genannt ist und doch hier (V. 23) mit einem Fluche bedacht wird. Welch überaus wichtige Notiz! Denn es ist wahr, Schilderungen, wie die packende Einzelbschreibung der Tötung Siseras durch die Keniterin Jael (V. 24—27) oder die geradezu dramatisch bewegte Ausmalung der Sehnsucht von Siseras Mutter nach ihres Sohnes Heimkehr (V. 28—30), könnten auch später entworfen sein. Aber Anklagen, wie gegen die unpatriotische Saumseligkeit des Stammes Ruben (V. 15), und Verfluchungen, wie die der landesverräterischen Stadt Meroz (V. 23), könnten nicht ohne geschichtlichen Anlaß in das Geschichtsbild hineingezeichnet worden sein. Also enthält das Deboralied schon darnach einen direkten Reflex von einer wirklichen Situation der Geschichte.

[8]) Z. B. von Theod. Nöldeke, Die semitischen Sprachen (1899), S. 32; Jul. Wellhausen, Prolegomena², S. 251; Ed. Meyer, Die Israeliten und ihre Nachbarstämme, S. 487.

Wie gut stimmt dieses Urteil über das Alter dieses Siegesliedes aber auch ferner mit den Ergebnissen der neueren vergleichenden Literaturforschung zusammen! Denn was schon solche scharfsinnige Geister wie Strabo und Varro ausgesprochen haben, das ist durch die neueren Untersuchungen über die Literaturen der Araber und anderer Völker aufs vollste bestätigt worden: die poetischen Produkte gehören zu den ältesten Bestandteilen der Nationalliteraturen.[9]) Dieses Resultat darf also auch auf die Poesie innerhalb der hebräischen Literatur und zunächst auf jenen Triumphgesang in Richter 5 angewendet werden.

b) Auf gesicherter Bahn führen die geschichtlichen Zeugnisse des Volkes Israel ferner auch bis in die Zeit Moses zurück. Oder hallt von dem Ruhme seiner Leistung nicht das ganze ältere Schrifttum der Hebräer wider? Lausche den Dichtungen Israels (Exod. 15, 2 usw.), oder seinen Reden (Hos. 12, 14), studiere in seinen anerkannt ältesten Gesetzesschichten,[10]) oder in seinen Geschichtserzählungen (Exod. 2 usw.)! Ueberall wird Moses Name als der des großen Vermittlers einer entscheidenden Wendung im Volksschicksal Israels gleichmäßig gefeiert.

Gewiss enthalten die Geschichtsberichte über seine Periode auch genug unleugbare Differenzen, aber in Bezug auf sie ist folgende Direktive nicht außer Acht zu lassen: das Gemeinsame, das die unterscheidbaren Geschichtsquellen über einen Punkt des Geschichtsverlaufs darbieten, ist die Hauptsache. Man kennt über die Tragweite von Differenzen in den Geschichtsberichten einen berühmten, wenn auch nicht immer beachteten Satz Lessings (in seiner »Duplik«): »Wenn Livius und Polybius und Tacitus ebendasselbe Treffen, ebendieselbe Belagerung, jeder mit soviel verschiedenen Umständen erzählen, daß die Umstände des einen die Umstände des andern völlig Lügen strafen, hat man darum jemals das Ereignis selbst, in welchem sie übereinstimmen, geleugnet?« Aber man kann die Pflicht des Geschichtsforschers, die übereinstimmenden Bestandteile der Quellenströmungen aufs vollste zu

[9]) Ed. Norden, Antike Kunstprosa, 2. Aufl. S. 28f. Carl Brockelmann, Die Geschichte der arabischen Literatur, Bd. 1, S. 15; usw.

[10]) Also im »Bundesbuch« (Exod. 20—23 im wesentlichen usw.).

beachten, auch aus dem Wesen der Sache selbst begründen. Denn das in den Schwingungen des Äthers zu uns getragene und oft in sieben Farben sich differenzierende Licht setzt außer dem Medium, in welchem es schwingt und zerlegt wird, noch etwas voraus, und das ist der Anstoß zu jenen Ätherschwingungen oder das Licht selbst. Würde auch der Abendhimmel sich mit buntem Farbenspiel von neuem färben, wenn nicht wirklich wieder einmal die Sonne hinter dem westlichen Horizont hinabgetaucht wäre?

Also trotz der Nüancen der Quellenberichte über Moses Zeit wird es stets ein gesichertes Urteil bleiben, daß das geschichtliche Bewußtsein Israels von der epochemachenden Leistung eines Mose seinen Ausgangspunkt im realen Leben der Geschichte besessen hat.

c) Aber führt die historische Ueberlieferung Israels auch noch weiter hinauf in die Anfänge dieses Volkes zurück? Nun wenn es auch nicht auf einem ununterbrochenen glatten Wege sein dürfte, so doch gleichsam auf einer Reihe von Felsblöcken, die im verwehenden Sandgeröll der Tradition mit ihren Köpfen hervorragen und Marksteine der Bahn bilden, die der Geschichtsverlauf in der noch älteren Zeit Israels innegehalten hat. Solcher Felsblöcke möchte ich aber wenigstens drei hier noch charakterisieren.

Ein schon auf den allerersten Blick interessanter Zug am Charakterbilde der Geschichtsschreibung Israels liegt in der Unterscheidung einer vormosaischen Periode. Also aller Glanz, in welchem die mosaische Epoche als die Jugend- und Brautzeit der israelitischen Nation (Hos. 11,1; Jer. 3,4) strahlte, hat doch nicht das Licht erbleichen lassen, das aus den vormosaischen Tagen in die Erinnerung Israels herüberfunkelte. Vielmehr trotz der überragenden Größe, die der glänzende Vermittler bei der Hauptwende der politischen und religiösen Existenz Israels in dessen Geschichtsbüchern besitzt, sind doch auch Abraham und Jakob als Anfänger der nationalen Existenz und der religionsgeschichtlichen Mission dieses Volkes anerkannt worden. Und doch wie natürlich wäre es gewesen, wenn der Ruhm Moses die Hebräer dazu verleitet hätte, alle Grundlagen ihres nationalen und kulturellen Daseins in Moses Zeit eingesenkt sein zu lassen! Wie leicht dies hätte geschehen können, ersieht man ja aus den späteren Darstellungen der bis zu Mose reichenden Zeit, wie eine solche Darstellung hauptsächlich im »Buche der Jubiläen« vorliegt. Denn da sind die in den älteren Geschichtsquellen vorhandenen Unterschiede der Perioden von Abraham und Mose in vielen Stücken verwischt.

Ja, wenn die geschichtliche Erinnerung Israels nicht sichere Anhaltspunkte besessen hätte, so würde man Mose ganz natürlicherweise zum sogenannten Heros eponymos gemacht haben, wie solche unter dem Namen Doros usw. bei den Griechen angenommen worden sind, und würden auf ihn die Keime aller Entwicklungsreihen zurückgeführt worden sein. Aber die historische Ueberlieferung Israels hat noch über Mose zurück Wurzeln des geschichtlichen Daseins und der Kulturstellung ihrer Nation gekannt. Also um es kurz zusammenzufassen: die Unterscheidung einer vormosaischen Periode im geschichtlichen Bewußtsein Israels ist ein Kardinalpunkt für die Würdigung der Historiographie Israels. Dieser Punkt, der erste von den drei oben erwähnten Felsblöcken, ist noch lange nicht genug gewürdigt worden.

Als zweiter Anhaltspunkt für das Urteil über die Geschichtsschreibung Israels betreffs seiner ältesten Zeit ist die Tatsache geltend zu machen, daß in den auf uns gekommenen Geschichtsbüchern zwei alte Quellenwerke zitiert werden.

Das erste von ihnen ist »das Buch von den Kriegen Jahves« (Num. 21,14), d. h. eine Schrift über die Kämpfe, die unter der unsichtbaren Führung des ewigen Gottes[11]) und zur Ehre seines Namens ausgefochten worden sind. Die zweite Quellenschrift, welche zitiert wird, ist »das Buch des Rechtschaffenen« (Frommen oder Redlichen: Jos. 10,13; 2. Sam. 1,18), d. h. die Schrift, welche Leistungen oder Musterbilder des idealen Israeliten darstellte oder vielmehr poetisch verherrlichte. Denn dieses zweite Quellenwerk enthielt nach der ausdrücklichen Angabe in 2. Sam. 1,18 die Elegie Davids auf Sauls und Jonathans Tod, die beim Bogenschießen der Jünglinge gesungen werden sollte, um sie auf die vorbildliche Tapferkeit jener beiden Helden hinzuweisen. Aber auch das andere Zitat aus diesem Buche, jener bekannte

[11]) Vgl. Jos. 5,14: »Ich bin der Fürst über das Heer des Herrn«.

glaubenskühne Ruf »Sonne, ſtehe ſtill usw.!« (Jos. 10,12) iſt rhythmisch geformt. Deshalb war die zweite alte Quellenschrift nach aller Wahrscheinlichkeit eine dichterische Anthologie und kann leicht solche poetische Texte enthalten haben, wie sie jetzt in die Erzählungen über die ältere Zeit eingeſtreut sind, wie z. B. das »Brunnenlied« (Num. 21, 17), oder die »Signalworte« (10, 35 f.), oder die Grundſtrophe vom Triumphgesang Exod. 15, oder die Grundlagen von Gen. 49,3 ff., hauptsächlich V. 5—7, die aus der späteren Zeit nicht erklärbar sind. Von allen diesen Dichtungen gilt ja das schon oben berührte Ergebnis der vergleichenden Literaturforschung, daß Poesien den älteſten Beſtandteil der Literaturen bilden.

Folglich iſt auch wegen dieser ausdrücklich zitierten Quellenwerke nicht vorauszusetzen, daß die jetzt noch vorhandenen und aus dem Pentateuch herauslösbaren Geschichtsbücher Israels über seine früheſte Zeit (der Elohiſt, der Jahviſt usw.) der alten Quellen entbehrt haben, und dieses Resultat iſt doch auch wieder ein gewichtiges Moment bei der Würdigung der hebräischen Hiſtoriographie.

Eine dritte Grundlage für die Beurteilung des Geschichtsquellenwertes der Aufzeichnungen Israels über seine älteſten Entwicklungsſtadien iſt zunächſt eine Idee, aber ich hoffe, daß sie sich in ihren Wirkungen als eine sehr reale Größe enthüllt. Diese ideal-reale Größe iſt der Sinn für die Pflege der Erinnerungen, der im Volke Israel tatsächlich und auch sehr begreiflicherweise lebendig war.

Dieser Sinn zeigt sich dem, der erſt einmal auf seine Beobachtung aufmerksam gemacht worden iſt, auf überraschend mannigfaltige Weise. Denn man achtete im alten Israel nicht etwa bloß auf die Wechselfälle des politischen Lebens und auf die Fortschritte und Rückschritte, die in der Machtentfaltung oder im materiellen Wohlbefinden der Nation eintraten, wie dies auf jedem Blatt der alten Geschichtsbücher sich zeigt. Man hatte vielmehr auch einen Sinn für die Beachtung und Aufzeichnung von Veränderungen, die im Kulturleben der Nation bis zu den höchſten und zarteſten Sphären der Kultur sich entwickelten. So notierte man den Wechsel von Ortsnamen, wie wir es sehr häufig von Gen. 14, 2 an lesen und wir auch das Datum der Gründung einer Stadt angemerkt finden (Num. 13, 22). Ferner iſt der Wechsel der Gottesbezeichnungen ausdrücklich erwähnt (Exod. 6,2f.; Hos. 2,18), und so begegnen auch Notizen über den Wechsel in der volkstümlichen Benennung der Propheten (1. Sam. 9, 9), oder in der Entwicklung von Volkssitten (30, 25). Wie oft iſt auch ein Fortschritt in der Entfaltung der gesetzlichen Vorschriften oder Zukunftsideale bemerkt (Gen. 1, 29; 9, 2 usw.; Jer. 31, 31—34 usw.). Dazu gesellen sich aber noch auffallende Äußerungen, in denen ein scharfer Unterschied zwischen den Graden der Abirrung von der legitimen Religion kenntlich gemacht wird. Denn in dreifach aufſteigender Weise werden die getadelt, welche bloß die Vielheit der Kultſtätten duldeten, oder die, welche Bilderdienſt trieben, oder gar die, welche fremde Götterkulte einführten (1. Kön. 16, 31 usw.).

Und hat das Streben, die Erinnerungen feſtzuhalten, nicht auch zur Beschaffung äußerlicher Stützen des Gedächtnisses geführt? Schon das Pflanzen von Bäumen oder das Graben von Brunnen (Gen. 21, 25. 33 usw.) diente zum Teil indirekt diesem Streben; aber direkt aus diesem Sinn für treue Überlieferung entsprang die Errichtung eines Siegesdenkmals,[12]) das Aufhängen von Goliaths Schwert im Heiligtum zu Nob (nördlich von Jerusalem) usw.[13]), die fünfmal von der Genesis in deren verschiedenen Quellen erwähnte Grabhöhle bei Hebron nicht zu vergessen. Und nicht wahr, diese vielen Spuren, in denen die Lebendigkeit des Sinnes von Altisrael für die Pflege der Erinnerung sich ausgeprägt hat, sind doch auch wieder eine Art Fußſtapfen, auf denen wir dem wirklichen geschichtlichen Leben der alten Zeiten begegnen können.

Zu diesem dreifachen Anhaltspunkt, den die althebräischen Geschichtsbücher selbſt in ihrem Inhalt als Mittel zu ihrer Würdigung darbieten, gesellt sich auch noch von außen her das eine und andere Hilfsmoment.

Denn wer wollte bei der Würdigung des Wertes der hebräischen Geschichtsschreibung über die älteſte Zeit Israels schließlich nicht

[12]) Mit der Aufschrift »Bis hierher hat der Herr geholfen« (1. Sam. 7, 12).

[13]) Vgl. weiter die einleitenden Erörterungen zu meiner »Geschichte des Reiches Gottes« (1908), S. 18 ff.

auch noch das beachten, was die neueren Entdeckungen über das *Alter der Schreibkunſt* im vorderen Asien uns gelehrt haben? Die im Jahre 1902 zu Schuster (dem alten Susa) gefundene Doloritsäule mit den ursprünglich 282 Gesetzesparagraphen des altbabylonischen Herrschers Hammurabi setzt ja an mehreren Stellen ausdrücklich die Bekanntschaft mit der Schreibkunſt auch beim Volke voraus. Denn z. B. § 128 lautet: »Wenn jemand eine Ehefrau nimmt, aber keinen Vertrag mit ihr abschließt, so iſt dieses Weib nicht Ehefrau.«[14] Eine wie seltsame Annahme wäre es da, wenn man voraussetzte, daß Abraham, der aus dem südlichen Babylonien auswanderte, nicht mit dem Schriftgebrauch bekannt gewesen sei!

Aber gesetzt ſelbſt den Fall, daß die Geschichtsschreibung Israels über seine älteſte Zeit nur auf *mündlichen Überlieferungen* beruhte, so würde auch dabei noch folgendes zu beachten sein: die mündliche Überlieferung erweiſt sich für die — meiſtens älteren — Zeiten, in denen das Gedächtnis der Personen und Stämme sich noch größtenteils auf sich ſelbſt verlassen mußte, als eine relativ zuverlässige Größe. Anſtatt vieler Belege, die mir hierfür zu Gebote ſtehen, genüge dieser eine! Der bekannte Sanskritforscher F. Max Müller erwähnt in seinen »Vorlesungen über Ursprung und Entwicklung der Religion« S. 176 f., daß der Rigveda, der aus 1017 oder 1028 Hymnen (jede im Durchschnitt mit zehn Versen) beſteht, »lediglich durch das Gedächtnis« bewahrt wurde, bis nicht lange vor Buddha die Schreibkunſt in Indien Eingang fand.[15] Es iſt auch eine psychologisch sehr erklärliche Sache, daß die Kraft des Gedächtnisses in der Zeit vor dem Gebrauch der Schreibkunſt noch elaſtischer war. Dies iſt übrigens auch schon von einem Julius Caesar durchschaut worden, indem er (De bello gallico VI, 27) bemerkte, daß die Kraft der menschlichen Erinnerung infolge des Gebrauchs der Schrift abnimmt. Wie also dürfte die Möglichkeit beſtritten werden, daß die Erinnerungen Israels durch die wenig zahlreichen Generationen, die zwischen seinem Ursprung und der Zeit Moses gelebt haben, in ihren Grundlinien treu bewahrt wurden?

Folglich können den Geschichtswerken, die nach dem zusammenſtimmenden Zeugnis sprachlicher und inhaltlicher Merkmale mit vollem Rechte von der jetzigen Literarkritik innerhalb des Pentateuch unterschieden werden, gute Materialien zugrunde gelegen haben. Dies kann einerseits nicht mit ſtichhaltigen Gründen beſtritten werden, und andererseits sehen auch *die Geſtalten und Vorgänge*, die in diesen Geschichtswerken gezeichnet worden sind, *nicht so aus, als wenn das Streben nach Verherrlichung dabei den Griffel geführt hätte*. Denn die Personen, die da vor dem Auge des Betrachters auftauchen, werden als in ganz einfachen Verhältnissen lebend vorgeführt. Wie muß doch sogar der erste Patriarch mit den Nachbarn um Brunnen für sein Weidevieh ſtreiten und um einen Platz für ein Erbbegräbnis lange als Bittender verhandeln! Man weiß doch, was sonst für glänzende Geſtalten entſtehen, wenn die verherrlichende Sage zu Pinsel und Palette greift. Und diese verherrlichende Legende hat sich ja später wirklich der Person des erſten Patriarchen bemächtigt und hat ihn zu einem König von Damaskus gemacht.[16] Welche Volksüberlieferung — um nur noch dies eine zu erwähnen — würde sich denn auch einen Schandfleck, wie die Knechtschaft der Hebräer in Ägypten, in die Vergangenheit der eigenen Nation hineindichten?

Doch ich darf hier abbrechen. Denn ich meine, schon durch die vorſtehenden Darlegungen genugsam gezeigt zu haben, daß die geschichtliche Überlieferung der Hebräer jetzt vielfach verkannt wird, und daß das von Ed. Meyer über einen Teil der hebräischen Geschichtsbücher abgegebene Urteil, wonach dieser wirklich »echte Geschichtsschreibung« enthält, noch etwas weiter ausgedehnt werden darf. Jedenfalls meine ich, daß jenes Urteil einen neuen Ansporn dazu geben soll, die Würdigung der hebräischen Geschichtsbücher immermehr zu einer rein objektiven Forschung werden zu lassen, welche die geweinsamen Momente der Quellen *ebenso sehr*, wie die Differenzen

[14]) Z. B. bei H. Winckler, Die Gesetze Hammurabis, S. 22.

[15]) Über die mündliche Vererbung der Hamāsa usw. bei den vorislamischen Arabern usw. sind Belege gegeben bei Driver, The Book of Genesis (1904), p. 44; Grote, History of Greece; Ant. Jaussen, Coutûmes des Arabes au pays de Moab (1908), p. 418; B. D. Eerdmans, Altteſtamentl. Studien II (1909), S. 26 f.

[16]) Justini Hiſtoriarum liber XXXVI, 2.

würdigt, und die positiven Glaubwürdigkeitsspuren mit dem gleichen Eifer, wie die Textelemente sucht, die zu Ungunsten des Wertes dieser Geschichtsbücher sprechen.

Nur eine solche allseitige Erforschung und Würdigung der althebräischen Geschichtsschreibung ist ja die rein wissenschaftliche, und sie dient hier auch noch einer andern idealen Aufgabe. Wenn solche Forschung die Skepsis bannen hilft, die gegenwärtig weithin gegenüber der hebräischen Geschichtsüberlieferung herrscht, so schützt sie ein Element der antiken Geistesgeschichte in seinem Einfluß, dessen Unterminierung für die künftige Kulturentwicklung eine unberechenbare Tragweite besitzen müßte.

Völkerkunde und Vorgeschichte.

Von Moritz Hoernes, Professor an der Universität Wien.

Diese Zeilen wenden sich nicht gegen die heute bei Vielen so beliebte Anknüpfung prähistorischer Fundmassen an alte Völkernamen und Völkergeschichten. Vor dieser meist üblen Verkettung disparater Zeugnisreihen, die sich zwar mehr oder weniger auf dieselben Länderräume (im Westen der Alten Welt), aber mit wenigen Ausnahmen nicht auf dieselben Zeiträume beziehen lassen, habe ich an mehr als einer Stelle schon nachdrücklich gewarnt, unter anderem auch in einem vor Jahresfrist in dieser Wochenschrift (IV. 1910. Sp. 865 ff.) erschienenen Aufsatz über »Geschichte und Vorgeschichte.« Hier soll von einer anderen Synthese gesprochen werden, die unser Wissen von den neueren Völkern der Erde mit den Tatsachen der Urgeschichte in Beziehung setzen will und meist ebenso unmethodisch und unglücklich ausfällt, wie jene. Mir wenigstens macht sie einen nicht minder problematischen Eindruck und stimmt mich nicht weniger lebhaft zur kritischen Erörterung.

Die Kritik wird allerdings dadurch etwas besänftigt, wenn auch nicht entwaffnet, daß solche Kombinationen oft nicht als feststehende Ergebnisse der Forschung, sondern — unter dem üblichen Hinweis auf die Lückenhaftigkeit unserer Kenntnisse, namentlich der archäologischen Untersuchungen in vielen Teilen der Erde, — als plausible Hypothesen und persönliche Überzeugungen vorgetragen werden. Die Vertreter der paläoethnologischen Richtung in der Urgeschichte fordern dagegen für ihre so schwach begründeten Lehrmeinungen meist unbedingte Anerkennung und Unterwerfung, die schon dadurch ausgeschlossen ist, daß fast jeder einzelne eine andere Meinung hegt und auch die eigene mitunter wechselt. Einig sind sie nur gegenüber der Kritik, die sie nicht selten mit groben Schmähungen bedenken. Diese Intoleranz rührt daher, daß die Wurzel der paläoethnologischen Spekulationen in einem sehr ausgeprägten, an sich löblichen, in der Wissenschaft aber oft irreführenden Stammes- und Nationalgefühl besteht, daß politische Tendenzen und Velleitäten dabei mitspielen, ob es sich nun um Indogermanen oder Allophyle, um Germanen oder Slaven usw. usw. handelt. Leicht bei einander wohnen die rein kulturgeschichtlichen Einsichten; doch hart im Raume stoßen sich die Völker, wenn aus patriotischen Gründen jeder dem eigenen Stamme das früheste Auftreten und die größte vorgeschichtliche Verbreitung einräumen will. Über solche Fragen wird es daher kaum jemals zur Einigung kommen.

Dem gegenüber erscheint die andere Synthese weniger bedenklich. Sie wird aber zum Teile von so bewährten und namhaften Forschern gepflegt, daß deren Hypothesen und persönliche Ueberzeugungen schon um ihrer Urheber willen sich Bahn brechen und Nachfolge finden. Die Neoethnologen (wenn dieser Neologismus gestattet ist) sind auch weniger in Vorurteilen befangen; aber sie setzen sich mit gleicher Kühnheit über weite Zeitstrecken und die ausgedehntesten Wegstrecken hinweg, um gewisse Ähnlichkeiten der körperlichen und Kulturbeschaffenheit im Sinne genetischer Zusammenhänge zu deuten. Hier wie dort bemüht man sich darum, aus Teilen der Anthropologie solche der Geschichte zu machen, um eine Historisierung von Fakten, zu deren Verknüpfung im Wege der gewöhnlichen Geschichtserzählung die Mittel fehlen oder wenigstens lange nicht

ausreichen. Da wird auf Grund von Schädel- und Skeletmerkmalen Stammesverwandschaft der australischen Schwarzen mit der Neandertalrasse Europas angenommen und der Weg, auf dem die ersteren bis nach Westeuropa gekommen sein sollen, nicht nur gesucht, sondern auch wirklich gefunden. Da wird der »alpine« mitteleuropäische Typus der Gegenwart und Vergangenheit an eine große Wanderung kurzköpfiger (mongoloider) Elemente aus Asien geknüpft und die in Nordafrika und Vorderasien da und dort — in 5—10% der Bevölkerung — auftretenden Blonden mit dem »teutonischen« Typus Nordeuropas in Zusammenhang gebracht. Ebenso verfährt man mit übereinstimmenden Kulturmerkmalen; sie gelten für sichere Anzeichen einer Übertragung eines historischen Vorganges, den man sich zwar, wenn man ihn überhaupt annehmen will, sehr verschieden denken kann, der aber nach den jeweils vorhandenen Daten eine ganz bestimmte Ausmalung erfährt. Der Unbeteiligte wird manchmal geradezu an journalistische Kombinationen erinnert, d. h. an das Gegenteil exakter wissenschaftlicher Denkarbeit.

Als Beleg dafür will ich ein paar Sätze anführen, die in einem kürzlich erschienenen, sehr verdienstlichen populären Werk über Völkertum stehen und von einem in diesem Fache hervorragend bewährten Forscher herrühren. Es heißt da von den Einflüssen, die das innere Afrika in vorgeschichtlicher Zeit von den Mittelmeerküsten her erfahren haben soll: »Die hamitischen Berber sind sicher mit den alten Guanchen von Tenerifa verwandt gewesen, und diese wieder lassen sich von den prähistorischen Spaniern des zweiten vorchristlichen Jahrtausends und auch von den Menschen der Cromagnonrasse nicht gut trennen. Über das Alter dieser Zusammenhänge werden wir kaum früher unterrichtet sein, ehe nicht der Ursprung des Erzgusses aufgeklärt ist. Das Gießen in verlorener Form ist eine so schwierige Technik, daß es sicher nur einmal erfunden wurde. Die chinesischen Angaben über das hohe Alter der dortigen Gußtechnik sind in keiner Weise zu kontrollieren und wahrscheinlich maßlos übertrieben; auch an Indien als die Heimat der Bronze glaubt heute wohl niemand mehr, — so wird man an Babylon und noch besser an Ägypten denken müssen; von da scheint die Technik sich allmählich sowohl nach dem östlichen Asien, als nach Oberguinea und Europa verbreitet zu haben, auf Wegen, die gegenwärtig noch nicht bekannt sind. Die sehr weitgehende Ähnlichkeit selbst der paläolitischen Kieselmanufakte von Ägypten und Europa kann uns da nicht fördern und ist vielleicht wesentlich durch die Gleichheit des Materials bedingt. Andere prähistorische Funde aus dem tropischen und aus dem nördlichen Afrika liegen einstweilen noch nicht vor; so wird man bei dem konservativen Charakter der afrikanischen Technik inzwischen vielleicht versuchen dürfen, auch moderne afrikanische Formen von Waffen, Schmucksachen und anderen Geräten mit prähistorischen aus Europa zu vergleichen.«

Das ist ein Beispiel für viele und aus vielen ausgewählt, weil es in gedrängter Kürze die verschiedenartigsten und unzusammenhängendsten Dinge mit einander verknüpft. Man wird finden, wenn es so steht, wäre es besser, die Frage nach den vorgeschichtlichen Einflüssen der Mittelmeergebiete auf das tropische Afrika in Gottes Namen einstweilen völlig ruhen zu lassen. Denn was hat die Ähnlichkeit eiszeitlicher Menschenschädel aus Südfrankreich mit rezenten aus Nordafrika und von den kanarischen Inseln mit dem Ursprung des Erzgusses zu tun? Wie kann uns die Lösung der letzteren Frage über das Alter der Ausbreitung jener westmittelländischen Rasse unterrichten? Warum ist das Gießen in verlorener Form »sicher nur einmal« auf der ganzen Erde erfunden worden? In demselben Werke, dem die obenzitierte Stelle entnommen ist, findet sich, allerdings aus der Feder eines anderen Ethnographen, die Bemerkung: »Das Gußverfahren folgte bei den südamerikanischen Kulturvölkern wie auch im alten Mexiko und Mittelamerika wohl durchweg dem Prinzip der verlorenen Form (cire perdue); der innere Kern aus Ton und Kohlenpulver, über den die Wachsschicht gelegt wurde, ist bisweilen bei den Rundformen noch erhalten.« Man braucht nur ein Stück weiter zu kombinieren und kann diese »schwierige Technik« von Babylonien oder Ägypten über Oberguinea nach Mittelamerika gelangen lassen. Wären die chinesischen Angaben besser zu kontrollieren, so fände sich wohl auch ein Weg von Ostasien nach Südamerika. Hier stoßen wir auf eine der gefährlichsten Voraussetzungen dieser unmethodischen Art von Synthese: die ein-

malige Entstehung, die monogenetische Auffassung aller Kulturformen, die nicht augenscheinlich von der Natur des Materials diktiert sind. Diese Voraussetzung ist die notwendige Grundlage aller Versuche, aus ethnographischen Kenntnissen geschichtliche Tatsachen zu gewinnen. Unter dieser Voraussetzung läßt sich in den meisten Fällen zwar nicht die Wahrheit ermitteln, aber wenigstens eine fable convenue herstellen, während die Möglichkeit polygenetischen Ursprunges, sei's der ganzen Menschheit, sei's irgend einer ihrer Schöpfungen, uns vor viel größere Schwierigkeiten stellt. Aber auch hier darf man sagen, daß das Schwierigere und Verwickeltere mehr Wahrscheinlichkeit für sich hat, als das Einfache und Leichtbegreifliche. In der oben zitierten Stelle wird schließlich angedeutet, daß die konservative Metalltechnik der Neger in Schmuck und Waffen Formen bewahrt habe, die wir so oder ähnlich als vorgeschichtliche aus Europa kennen. Diese Übereinstimmungen sind teilweise wirklich von der Art, daß sie keinem aufmerksamen Besucher prähistorischer und ethnographischer Sammlungen entgehen können. Aber es fehlt jede Spur eines Beweises, daß hier ein anderer ursächlicher Zusammenhang gewaltet hat, als der annähernd gleiche Stand primitiver Bedürfnisse und ihrer Befriedigung durch die einheimische Metallarbeit. Wissenschaftlich korrekt könnte man auf Grund solcher Parallelen etwa eine Vergleichung zwischen dem allgemeinen Kulturniveau der Kamerun-Neger von heute und dem der Bevölkerung Mitteleuropas in der Bronze- und ersten Eisenzeit anstellen, nicht aber Teile des Kulturbesitzes der ersteren als Erbgut europäischen Ursprungs aus dem ersten und zweiten Jahrtausend vor Christi Geburt zu deuten suchen. Nicht besser steht es mit der Anknüpfung der Beninbronzen an den Erzguß im alten Babylon und Ägypten, mit der Folgerung »fremder Einflüsse« und »großer Zusammenhänge« aus dem Auftreten megalithischer Denkmäler in Nordafrika usw. Wenn die Untersuchung solcher Parallelen einerseits uralter, andrerseits oft recht junger Dinge wirklich eine der dringendsten Aufgaben der Völkerkunde bilden sollte, möchte man nur wünschen, daß die Deutung rezenter Erscheinungen weniger ausschließlich im Sinne ebenso weitreichender als unbewiesener und unwahrscheinlicher, historischer Verknüpfungen erfolgen möge.

Noch bedenklicher erscheinen die Aufstellungen moderner Ethnologen, wenn sie das Verhältnis umkehren und Erscheinungen aus dem Kreise rezenter Naturvölker für die Quelle paralleler Erscheinungen in vorgeschichtlichen Kulturkreisen erklären. Da das hohe Alter der letzteren ungefähr bekannt ist, ist man genötigt, das der ersteren Phänomene als noch höher anzunehmen, wozu es an jedem Schatten von Berechtigung gebricht. Wir haben schon gesehen, wie man den australischen Schwarzen von heute zum Stammvater des europäischen Neandertalmenschen machen will. Es ist kaum weniger kühn, wenn nun versucht wird, die innerafrikanische Eisentechnik, deren Alter wir absolut nicht kennen, zur Mutter der ersten Eisenzeit Ägyptens, die um 1500 v. Chr. beginnt, und Europas, die einige Jahrhunderte später einsetzt, zu stempeln. Damit wird der alte Irrtum von der Priorität des Eisens vor der Bronze, eine längst abgetane Vorstellung, die fast jede Ausgrabung neuerdings widerlegt, unter einer anderen Form, abermals in die wissenschaftliche Diskussion eingeführt. Ja, diese völlig unbewiesene Herleitung der alteuropäischen Eisentechnik von der afrikanischen wird in einem Atem als »wahrscheinlich« und als »Tatsache« hingestellt. So heißt es in der im Ullstein'schen Verlag erschienenen »Weltgeschichte« (I. S. 56) wörtlich: »Der materielle Besitz der Ostafrikaner ist in erster Linie durch eine hochentwickelte Eisentechnik gekennzeichnet, eine Technik, die jeder Wahrscheinlichkeit nach sogar hier zu Hause ist und erst verhältnismäßig spät, etwa vor drei Jahrtausenden, über Ägypten nach den Mittelmeerländern und dann allmählich auch zu uns gelangt ist. Das ist eine Tatsache, die sicher zum Nachdenken anregt: die so verachteten »schwarzen Wilden« als die eigentlichen Entdecker gerade jener Technik, die heute noch für uns eigentlich die allerwichtigste ist und unserer so viel gerühmten hohen Kultur so recht eigentlich erst ihren Stempel aufdrückt.«

Ja, wenn's nur wahr wäre! »Man denke einmal nach.« Erst »verhältnismäßig spät, etwa vor drei Jahrtausenden,« erhielten die armen Ägypter des Neuen Reiches das Eisen von den Negern. Diese besaßen es also schon sehr viel früher, etwa vor fünf Jahrtausenden. Beweisen läßt sich das nicht; darum nennt man es eine Tatsache und fühlt

sich durch diese zu einem etwas geringschätzigen Seitenblick auf unsere moderne europäische Kultur angeregt, als wenn die letztere eigentlich ein Geschenk aus der Negerwelt Afrikas wäre. Hier liegt wieder die Vorstellung zu grunde, daß das Eisen nur einmal und an einer einzigen Stelle entdeckt und von da in die ganze übrige Welt verbreitet worden sein müsse. Es kann aber ebensogut an mehreren Orten selbständig entdeckt worden und die afrikanische Negerwelt nur ein sekundäres Verbreitungsgebiet dieser Technik sein. Der Mangel an sicheren Zeugnissen berechtigt eher zur Kritik als zur Aufstellung so umfassender positiver Konstruktionen. Das Eisen ist im nahen Morgenland und in Europa tatsächlich »verhältnismäßig spät« unter die Kulturmittel aufgenommen worden, aber nicht etwa im Verhältnis zu dessen früherer Verwendung bei den Schwarzen Afrikas, sondern im Verhältnis zu anderen, viel früher bekannten und benutzten Metallen.

Wir wissen auch schon ziemlich gut, warum das Eisen gerade in jenen, von der Natur reich ausgestatteten Ländern, wo die höhere Kultur am weitesten zurückreicht, verhältnismäßig spät in der Technik Aufnahme fand, obwohl sein natürliches Vorkommen, das ja nicht an Afrika gebunden ist, wohl schon lange vorher an verschiedenen Stellen der Erde bekannt war. Das erklärt sich aus der hohen Entwicklung der Gußtechnik und der frühen Bekanntschaft mit weichen, schmelzbaren Metallen, aus der Beherrschung des Kupfers und der größtenteils aus diesem bestehenden Bronze.

Es ist also kein Ruhmestitel, sondern umgekehrt ein sicheres Zeugnis für die Rückständigkeit der Negerwelt Afrikas, daß sie keine Bronzezeit besessen, keine Periode alten Metallgusses durchlebt hat. Wir werden darum die »Schwarzen« nicht tiefer verachten, aber auch nicht höher einschätzen als bisher. Und wir werden besser tun, nicht quasi historische, sondern anthropologische Ursachen für das erste Auftreten des Eisens in den alten Bronzezeitgebieten Nordafrikas und Europas, sowie West- und Ostasiens erklärend heranzuziehen. Solche Ursachen sind: die hohe Entwicklung der Schmiedetechnik in der jüngeren Bronzezeit, die schon Gabriel de Mortillet im Gegensatz zur älteren, der »Époque du fondeur«, ganz richtig als »Époque du marteleur« bezeichnete, der durch allgemeine Kultursteigerung hervorgerufene Bedarf an wirksamen, d. i. größeren und schwereren Metallwerkzeugen und Metallwaffen, die große Schwierigkeit, sich die kostbare Bronze, namentlich das dazu gehörige Zinn, in ausreichenden Mengen zu beschaffen, während die Bevölkerungszahlen der Bronzezeitländer andauernd wuchsen. Dazu kam, wie jedem Archäologen bekannt ist, die steigende Verwendung der Bronze für Schmucksachen, Gefäße, Geräte und Schutzwaffen größeren Umfangs und von Formen, die früher teils ganz unbekannt, teils auf kleine Gebiete beschränkt waren. Alles das drängte zu einer Neuerung, zu einem teilweisen Ersatz für die Bronze, aus dem erst mit der Zeit ein Fortschritt über diese hinaus geworden ist. Man bequemte sich endlich, weil es nicht mehr anders ging, zum Ausbringen des Eisens und zur Behandlung des unreinen Rohproduktes in harter Schmiedearbeit. Aber kein Mensch kann sagen, und es wird wohl nie mehr ermittelt werden, wo man damit zuerst begonnen hat, wer da der Lehrmeister Anderer geworden ist, und wie weit die Einflußzonen einzelner selbständiger Erzeugungsgebiete gereicht haben. Fast ganz ebenso steht es mit der Erfindung der Bronze. Wie man da noch heute schwankt, zeigt die oben zitierte Erinnerung »an Babylonien und noch besser an Ägypten«, als ob das eines und dasselbe wäre, und als ob es eines der beiden gewesen sein müßte, wo die Erfindung der Bronze ausschließlich gemacht wurde. Es war ein Irrtum Virchows, zu glauben, daß man solche Fragen, an deren Erledigung schließlich nicht allzuviel gelegen ist, einst mit aller Sicherheit werde beantworten können. Vielmehr werden denen, die alles von einem Punkte herleiten wollen, also z. B. das Eisen aus Ostafrika oder nach einem griechischen Mythus aus Kreta, die jeweils bekannten einschlägigen Funde durch Gewährung eines vagen Anscheins immer die Möglichkeit irgend einer Konstruktion bieten, die im Laufe der Zeit wieder geändert werden muß, wie ein nicht mehr befriedigendes Kleidungsstück. Man erkennt ganz leicht, wie und wodurch die herrschenden Ansichten in manchen Wissenschaften ebenso dem Modewechsel unterworfen sind wie die Kleidertrachten. Momentan beliebte Geistesrichtungen und der Zufall eben auftauchender Funde und Be-

obachtungen, deren Tragweite anfangs immer überschätzt wird, wirken da zusammen und produzieren Kreationen, die sich eine Zeitlang allgemeinen Beifalls erfreuen, bis sie von anderen abgelöst werden.

Bei alledem ist noch gar nicht die Rede von den weltumspannenden historischen Konstruktionen, die sich auf rein ethnographisches Material gründen und die entlegensten Kulturkreise der Erde mit einander in geschichtliche Beziehung setzen wollen. Nach dieser heute von vielen Forschern vertretenen Auffassung soll es sicher von Anbeginn der menschlichen Kultur eine Art weltgeschichtlichen Zusammenhanges gegeben haben, wie ihn der besonnene Historiker eigentlich erst für die Gegenwart anerkennt. Darüber enthalte ich mich jeden Urteils; das sollen die Ethnologen untereinander ausmachen. Mir genügt es, auf die Bedenklichkeit der Operationen hinzuweisen, durch die man das vorgeschichtliche Material zur historischen Belebung alter und neuer Völkertafeln heranzieht. Übrigens gereicht es mir zur Beruhigung, doch eine namhafte Zahl von Prähistorikern, unbeirrt durch die Neigung zu solchen Seitenspüngen, an dem Ausbau des Systems ihrer jungen Wissenschaft arbeiten zu sehen.

Noch ein Wort über die „Bürgerkunde" auf der höheren Knabenschule.

Von Hans Hartung, Studiendirektor an der Königlich Preußischen Haupt-Kadettenanstalt zu Groß-Lichterfelde.

In den sehr beachtenswerten Ausführungen zu diesem Thema, welche Adolf Matthias in den Januarheften der Internationalen Wochenschrift veröffentlicht hat, wird u. a. auch darauf hingewiesen, daß es schon jetzt an manchen Schulen mit der Kenntnis der Bürgerkunde erfreulich bestellt sei. Der Herr Verfasser nennt dabei als eine Lehranstalt, wo er diese Beobachtung gemacht habe, besonders die Hauptkadettenanstalt zu Groß-Lichterfelde, zu der er in den letzten Jahren seiner amtlichen Wirksamkeit als Königlicher Kommissar für die Abhaltung der Abiturientenprüfung in Beziehungen gestanden hat Die Anstalt kann sich diese Anerkennung und auch ihre offene Bekundung gefallen lassen und umsomehr, da sie vielleicht dazu mitwirken wird, die mancherlei und teilweise recht seltsamen Vorurteile zu zerstreuen, die gegenüber den Unterrichtsverhältnissen des Kadettenkorps in weiteren Kreisen und nicht am wenigsten bei Schulmännern bestehen. Und wenn an derselben Stelle später die Tüchtigkeit der mitwirkenden Lehrer als ein besonders wichtiger Faktor für die größere oder geringere Fruchtbarkeit dieses Unterrichts bezeichnet wird, so wird auch dagegen und gegen die Folgerungen, die daraus auf das Lehrpersonal der Hauptkadettenanstalt etwa gezogen werden könnten, niemand etwas einwenden, der die Verhältnisse kennt und vorurteilslos beurteilt.

Indessen ist es nicht der Zweck dieser Zeilen, eine pro domo-Rede über das Kadettenkorps zu halten. Von größerem Interesse für die Gesamtheit derjenigen, welche solche Schulfragen zu verfolgen pflegen, möchte vielmehr die Beantwortung der Frage sein, wie es sich erklärt, daß gerade eine für den militärischen Beruf, der weniger als jeder andere zur Politik Beziehungen unterhält und unterhalten soll, vorbereitende Unterrichtsanstalt in dieser Beziehung mehr zu leisten scheint als andere. Sicherlich gilt das Wort des Britten »men not measures« auch für Schule und Erziehung, insofern als Tüchtigkeit des Lehrers durch nichts ersetzt werden kann. Doch ist diese Tüchtigkeit als einzige Grundlage, auf der sich Erfolge aufbauen sollen, auf die Dauer etwas schmal und kann deshalb durch zweckmäßige Organisation wohl ergänzt werden, während eine unzweckmäßige Organisation auch des Tüchtigen Betätigung aufzuhalten und zu erschweren vermag. In der Tat beruhen denn auch die Erfolge des bürgerkundlichen Unterrichts in den oberen Klassen des Kadettenkorps vornehmlich auf zweckmäßiger allgemeiner Unterrichtsordnung, durch die erst tüchtigen Lehrern die Möglichkeit höherer Leistungen gegeben wird. Eine Er-

örterung dieser besonderen Unterrichtsordnung kann aber vielleicht dazu dienen, auch für andere Schulen den Weg zu weisen, auf dem das erstrebenswerte Ziel einer besseren Unterweisung unserer gebildeten Jugend über die staatsbürgerlichen Verhältnisse und Pflichten der Gegenwart am leichtesten, wenn nicht allein, zu erreichen ist.

Es liegt auf der Hand, daß der bürgerkundliche Unterricht, die Unterweisung über Staatsverfassung und Verwaltung und die sich daraus ergebenden Beziehungen und Pflichten des einzelnen Staatsangehörigen, solange man nicht ein besonderes Lehrfach daraus machen will, am natürlichsten mit dem Geschichtsunterricht verbunden und den Lehrern dieser Wissenschaft übergeben wird, während die sogenannte staatsbürgerliche Erziehung durch alle Unterrichtsfächer und durch das Schulleben im ganzen gefördert werden kann. Wenn das vorgeschriebene Geschichtspensum der oberen Klassen in gleichmäßiger Weise erledigt wird, so läßt sich bei der Behandlung der neueren und neuesten Geschichte an dieser Materie gar nicht vorübergehen. Aber freilich muß eine Vorbedingung erfüllt sein: Es darf dem Lehrer nicht an Zeit zu einer gründlichen Behandlung fehlen. Ohne eine solche Gründlichkeit, nicht der Masse des Überlieferten, sondern der Art seiner Darbietung und Durcharbeitung nach, bleiben Auseinandersetzungen über Staatsverfassung leicht ein bloßes Wortgeklingel, das eindruckslos an den Ohren vorbeischallt, da es der Jugend, auch noch dem Primaner, schwerer fällt, das Zuständliche zu begreifen und zu übersehen, als fortschreitende Handlungen politischer oder militärischer Art zu verstehen und verfolgen. Zu einer gründlichen Behandlung solcher Dinge braucht auch der tüchtigste Lehrer Zeit.

Damit stehen wir vor der Lösung des Rätsels. Diese notwendige Zeit wird dem Geschichtslehrer der Hauptkadettenanstalt in reichlicher Fülle zur Verfügung gestellt, während sie dem Gymnasialunterricht nur knapp zugemessen ist. Nicht als ob die Stundenzahl hier geringer wäre als dort. Aber der Unterrichtsstoff, der in gleicher Stundenzahl während der beiden Primajahre behandelt werden soll, dehnt sich am Gymnasium gewaltig in die Breite und macht infolgedessen, wenn er überhaupt zu erledigen ist, eine etwas summarische Behandlung nötig, wobei nicht selten nach dem Volkswort auch pädagogisch den letzten die Hunde beißen, d. h. die am Ende liegende neuere und neueste Zeit inmitten der Examennot und sonstiger Zeitbedrängnis nur ganz kurz »überblickt« werden kann. Moderne Verfassung, Verwaltung, Sozialpolitik, Wirtschaftsfragen und dergl. lassen sich dann eben nur streifen; eine so gründliche Behandlung, daß dauernder Nutzen damit gestiftet werden könnte, ist in der Regel nur unter ganz besonders günstigen Ausnahmebedingungen möglich. Denn das vorgeschriebene Pensum des ersten Primajahres beginnt für alle neunklassigen Lehranstalten mit den für die Weltkultur bedeutsamsten römischen Kaisern und reicht oder soll wenigstens reichen bis zum Ende des dreißigjährigen Krieges, also von Augustus über Gustav Adolf und Wallenstein hinaus. Das ist ein langer Weg, und er muß manches Säumen entschuldigen, zumal da auch noch die alte Geschichte wiederholt, die wichtigsten außerdeutschen Ereignisse und »Verhältnisse« behandelt werden sollen und die gerade in dieser Zeit nicht leichten Verfassungs- und Kulturverhältnisse eingehender Berücksichtigung empfohlen werden. Die Oberprima beginnt dann, soweit nicht noch Reste aus dem Vorjahre aufzuarbeiten sind, mit dem Westfälischen Frieden und soll bis zur Gegenwart gelangen. Außerdem sind Wiederholungen in zusammenfassenden Überblicken vorgeschrieben und im Hinblick auf die Reifeprüfung auch sehr nötig, und Ende Januar, Anfang Februar beginnt der regelmäßige Unterricht zu stocken, da nun die schriftliche Prüfung einsetzt und nach ihr in der Regel nicht mehr viel unterrichtet, sondern nur noch »gepaukt« werden kann.

Demgegenüber befindet sich der Geschichtslehrer einer Kadettenprima in einer sehr viel günstigeren Position. Hier beginnt das offizielle Geschichtspensum der Unterprima mit dem Ende des dreißigjährigen Krieges, das der Oberprima mit den Befreiungskriegen, so daß fast ein ganzes Jahr für die Behandlung des 19. Jahrhunderts zur Verfügung steht. Wenn nun daneben auch hier mancherlei Wiederholungen über frühere Pensen angestellt werden müssen, so bleibt doch eine eingehende Behandlung der neueren und neusten Zeit unter allen Umständen, auch wenn der Lehrer nicht gerade ein Virtuose in der Ausnutzung der Unterrichtsstunden ist, erreichbar, und es füllen sich infolgedessen nicht nur

die Daten und Namen der Kriegsgeschichte mit Leben, sondern es läßt sich auch, wenn der Lehrer einigermaßen seiner Aufgabe gewachsen ist, für die moderne wirtschaftliche, soziale und verfassungsrechtliche Entwicklung das Verständnis der Schüler in einer ganz anderen Weise wecken und ihre Kenntnis davon sehr viel umfangreicher gestalten, als es der Geschichtsunterricht an anderen Schulen vermag. Gut Ding will Weil' haben!

Es erübrigt die Frage, ob die Ausscheidung der älteren und mittleren deutschen Geschichte bis zur Mitte des 17. Jahrhunderts dem gegenüber nicht einen Verlust bedeutet, welcher den erreichten Gewinn aufwiegt. Die Ansichten darüber werden je nach dem individuellen Interesse und wissenschaftlichen Arbeitsgebiet der einzelnen Fachlehrer wohl etwas auseinandergehen, und die Antwort auf diese Frage, die im folgenden zu geben versucht werden wird, beansprucht nicht, eine absolute Lösung zu bieten. Immerhin scheint das wissenschaftliche Interesse an der mittelalterlichen Geschichte, deren Vertreter vor 30—40 Jahren noch unter den akademischen Lehrern der deutschen Geschichte an den meisten Universitäten im Vordergrunde standen, im Abnehmen zu sein, und auch die Übergangszeit des 15. und 16. Jahrhunderts tritt zurück, soweit nicht die konfessionelle Polemik über die Reformation von Zeit zu Zeit einen neuen Antrieb gibt. Den großen Aufgaben, denen einst die Mitwelt mit Interesse folgte, sind bei der Lückenhaftigkeit des bekannten Quellenmaterials kaum noch neue Seiten abzugewinnen, die Zeiten der Giesebrecht, Waitz, Wattenbach sind vorüber. Was übrig bleibt und in der Gegenwart noch geleistet wird, ist einerseits die Kleinarbeit des Rechts- und Wirtschaftshistorikers, andererseits das Spezialistentum der Diplomatiker und Editionsphilologen, das durch die zahlreichen und meist gut fundierten Institute für Quellensammlung, die Monumenta, die Reichstagsakten, Hanserezesse und vor allem die immer mehr anschwellenden territorialen Aktenwerke in einer sowohl nützlichen als auch eifrigen, aber für die späteren Lehrer mittelalterlicher Geschichte nicht übermäßig anziehenden und begeisternden Tätigkeit erhalten wird. Die Zahl der zukünftigen Gymnasialhistoriker, die sich gerade in die mittelalterliche Kaisergeschichte so sehr vertieft und auf diesem Gebiete so eindringende, durch eigene Forschung belebte Kenntnisse und Anschauungen erworben haben, daß sie den schwierigen Aufgaben völlig gewachsen sind, die der Primaunterricht auf diesem Gebiete stellt, wenn man sich nicht auf die Überlieferung der hergebrachten Terminologie und die Einprägung der Namen und Zahlen beschränken will, nimmt ersichtlich ab.

Und die Schwierigkeiten dieser Aufgabe sind nicht gering. Sie beruhen einmal auf der unendlichen Fülle des Stoffes und der sich daraus ergebenden unvermeidlichen Geschwindigkeit des Voranschreitens, bei der für liebevolle Vertiefung wenig Zeit bleibt. Andererseits hängen sie zusammen mit der tatsächlichen Entlegenheit der Zustände des Mittelalters für den modernen Menschen, dessen Verständnis die allgemeine Entwicklung der staatlichen und wirtschaftlichen Verhältnisse, mit der uns die Geschichte des Altertums bekannt macht, sehr viel durchsichtiger erscheint. Es ist daher kein Zufall, daß in England das politische Denken und die parlamentarische Beredsamkeit bis tief in die neue Zeit hinein von den Begriffen und Analogien, welche die Geschichte Roms und Griechenlands bietet, ganz besonders beeinflußt worden ist. Woher kommt und wohin führt das Lehnswesen? Wie entwickelt sich das territoriale Fürstentum und die Freiheit der Städte, woraus erklärt sich die Unfreiheit des Bauernstandes, die in vielen Gebieten Deutschlands am Ende dieser Epoche erscheint? Weshalb die Kämpfe zwischen Kaiser und Papst? Freilich gibt es hier überall Gemeinplätze, die in Geschichtsbüchern seit Generationen überliefert werden und wie abgegriffene Münzen von Hand zu Hand gehen, aber wenig tiefere Erkenntnis übermitteln, auch zur Schärfung des politischen Urteils der heranwachsenden Generation nichts beitragen, sondern höchstens den Blick trüben und die den Deutschen angeborene Neigung zu einer phantastischen Gefühlspolitik zu stärken vermögen. Und diese Gemeinplätze sind den Schülern meist wohl schon bekannt, bevor sie in die Prima eintreten. Auch der Unterricht in den mittleren Klassen arbeitet mit ihnen, und das Lesebuch, die Lektüre für die »reifere Jugend«, die zahlreichen kulturgeschichtlichen Erzählungen und Romane, die Beschäftigung mit der Literatur des Mittelalters, hier und da auch der Religionsunterricht, besonders die Kirchengeschichte, tragen dazu

bei, daß dem Primaner hier nichts besonders Neues und Anregendes mehr entgegentritt.

Man sieht, daß der Verlust, den eine Ausschaltung oder wesentliche Beschränkung des mittelalterlichen Geschichtsunterrichts in der Unterprima mit sich brächte, nicht so sehr groß ist, während die Vorteile, welche eine ausgiebigere Beschäftigung mit der neueren und neusten Zeit, besonders im Hinblick auf die Bürgerkunde, gewährt, zweifellos sind. Es bleibt ja immer noch die Untertertia und ein Teil der Obertertia dem Mittelalter und der Übergangszeit gewidmet, und es würde auch bei einer Modernisierung der Geschichtsaufgabe der Prima nichts im Wege stehen, eine zusammenfassende Übersicht über die Zeit bis zum Westfälischen Frieden, etwa unter dem Gesichtspunkte, die wichtigsten Etappen des Prozesses des Zerfalls der Reichseinheit und die wichtigsten Etappen der kulturellen Entwicklung des deutschen Volkes in dieser Zeit zu schildern, dem eigentlichen Klassenpensum einleitend voranzuschicken. Für das Verständnis und Bedürfnis reiferer Schüler ließe sich auf diese Weise vielleicht sogar das Mittelalter anziehender gestalten als durch ein nochmaliges Auskramen der im Grunde doch so gleichgültigen und so wenig bildenden Einzelheiten der Römer- und Kreuzzüge, der Reichstage und Königswahlen, der Kämpfe der Könige mit den Herzögen und den unvermeidlichen Gegenkönigen. Eine solche Übersicht würde einige Monate, höchstens ein Vierteljahr beanspruchen, so daß drei volle Quartale schon in Unterprima für die neuere Geschichte verfügbar würden und die Oberprima hinreichend Zeit gewänne, sich mit dem Zuständlichen der neueren und neusten Zeit gründlich zu beschäftigen.

Wer es für nötig hält, der modernen Jugend tatsächlich eingehendere Kenntnisse dessen zu übermitteln, was man Bürgerkunde nennt, und sich doch davor scheut, neben den vielen Lehrfächern der höheren Knabenschule zu diesem Zwecke ein neues einzuführen, wird kaum einen anderen Weg finden als den angedeuteten, auf dem dieses Ziel im Kadettenkorps schon seit Jahren erreicht wird.

Nachrichten und Mitteilungen.

Korrespondenz aus Konstantinopel.

Die Lösung des Bagdadbahn-Problems.

Vor wenigen Monaten noch sah es trübe aus um die Zukunft der deutschen Bagdadbahn, und eine Reihe von Veröffentlichungen gab dem auch in Deutschland weitverbreiteten pessimistischen Urteil offen Ausdruck. Der Betrieb endete am Fuß des cilicischen Taurus, die Baukonzession erstreckte sich nur bis ins nördlichste Mesopotamien, England und Rußland sahen scheel auf jeden Erfolg, jeden kleinen Fortschritt der Bahn; das Zweistromland und insbesondere sein südlicher Teil, das Irak Arabi, wurde von Jahr zu Jahr mehr ein britischer Besitz, nachdem der persische Golf, das Endziel der Bagdadbahn, schon vorher seit langer Zeit nur dem Namen nach noch etwas andres gewesen war als »ein Teil der maritimen Grenze Indiens«, als den ihn schon Lord Curzon gekennzeichnet hatte; dazu hieß es, die Bahn werde, entgegen dem Rat der Einsichtigen, am Golf von Alexandrette an der Küste entlanggeführt werden, womit sie strategisch entwertet und auf Gnade und Ungnade den englischen Kriegsschiffen ausgeliefert worden wäre.

Und nun hat ein einziges halbes Jahr genügt, um alle Verhältnisse von Grund aus umzugestalten und alles in neuem und freundlicherem Lichte erscheinen zu lassen. Die Potsdamer Entrevue zwischen Kaiser Wilhelm II. und dem Zaren im Oktober 1910 brachte den russischen Widerstand zum Schweigen, ja verwandelte ihn sogar in eine wohlwollende Unterstützung, da sich eine Aussicht bot, das in Persien neu entstehende russische Bahnnetz mit den türkischen Bahnen in Mesopotamien in eine höchst wertvolle Verbindung zu bringen. Dann wurde bekannt, daß die Bahn doch nicht die Küste berühren sondern daß die Linie, wie ursprünglich geplant, den schwierigen Weg im Hinterland, durchs Amanus-Gebirge, suchen werde, damit ihr strategischer Wert keine Beeinträchtigung erleide, daß aber trotzdem auf den für Handelszwecke enorm wichtigen Verbindungsweg zur Mittelmeerküste nicht verzichtet sei, sondern daß eine Zweigstrecke nach Mersina oder nach Alexandrette ausstrahlen solle. Schließlich brachte der 21. März d. J. in einem neuen, hochbedeutsamen Vertrag die endgültige Lösung des verwickelten Bagdadbahn-Problems. Die Bagdadbahn-Gesellschaft verzichtete auf ihre Konzession für den letzten Teil der Strecke von Bagdad bis zum Persischen Golf und ließ der türkischen Regierung freie Hand, zum Zwecke des Bahnbaues auf dieser »Golfstrecke« eine neue Gesellschaft unter Beteiligung englischen Kapitals zu gründen, erbot sich aber andrerseits für den Fall, daß die Gesellschaftsgründung nicht zustande kommen solle, selber die Bahn unter den alten Bedingungen zu bauen.

Als Ersatz für ihren Verzicht auf die Golfstrecke, der die lange für fast unmöglich gehaltene Verständigung mit England über den Weiterbau der Bagdadbahn ins Gesichtsfeld rücken läßt, erhielt die Bagdadbahn-Gesellschaft die Zusicherung, daß sie von der kleinen Station Osmanie aus, etwa halbwegs zwischen Aleppo und Adana gelegen, eine Zweigbahn nach Alexandrette, dem besten türkischen Hafen an der ganzen syrischen Küste führen dürfe. Damit ist ein vollwertiger Ersatz für die aus strategischen Gründen unterlassene Küstenführung geschaffen, und die Einbeziehung von Alexandrette in die Bagdadbahn macht diese erst zu einem wirklich bedeutsamen Faktor für die Aus- und Einfuhr Mesopotamiens. Außerdem erhielt die Gesellschaft endgültig die Konzession für den Bau einer Zweiglinie von Bagdad nach Chanikin an der persischen Grenze.

Die Bedeutung des Vertrages vom 21. März und sein Wert für die spezifisch deutschen Interessen ist in Deutschland sehr verschieden beurteilt worden, während die anderen Nationen darüber einig sind, daß die Aussichten der Bagdadbahn dadurch in jeder Hinsicht außerordentlich gebessert worden sind. Daß die rein wirtschaftliche, friedliche Mission der Bagdadbahn durch die neuen Bestimmungen wesentlich gefördert wird, dürfte zwar nirgends verkannt werden. Wenn trotzdem gerade in Deutschland zum Teil sehr scharfe Kritik an den jüngsten Abmachungen geübt worden ist, so geschah es, weil man nicht ganz mit Unrecht der Meinung war, der Verzicht auf den Bau der Golfstrecke bedeute eine Kapitulation der deutschen Interessen vor den englischen Forderungen. Wenn man die Dinge lediglich unter dem Gesichtspunkt betrachtet, daß die Engländer von jeher erklärten, sie würden niemals gestatten, daß die Bagdadbahn als deutsches Unternehmen an den Golf herangeführt werde, und daß sie stets forderten, die Golfstrecke müsse mindestens internationalisiert, besser noch als rein-britische Linie ins Leben gerufen werden, so könnten die patriotischen Beklemmungen mancher Kreise in Deutschland gerechtfertigt scheinen. Und doch kann man von einer »Aufopferung« deutscher Interessen wirklich nicht gut sprechen, denn wie die Dinge liegen, hatten weder die türkische noch die deutsche Regierung die Macht, gegen Englands Willen der Konzession für den Bau der Golfstrecke durch die Bagdadbahn-Gesellschaft Geltung zu verschaffen. Da von vornherein ausbedungen worden ist, daß in der neuzugründenden Gesellschaft keine Nation, außer der türkischen, mit mehr Kapital als die deutsche beteiligt sein darf, und da die türkische und die deutsche zusammen 60% des Kapitals aufbringen sollen, so daß von vornherein jede Überrumpelung und Majorisierung ausgeschlossen erscheint, so kann man wahrlich nicht behaupten, daß Deuschland und die Türkei schwächlich vor Englands Brüskierung das Feld geräumt haben. Daß wirklich von beiden Seiten Opfer gebracht worden sind und Entgegenkommen bewiesen worden ist, zeigt am besten die Tatsache, daß der Bau der Strecke Osmanie-Alexandrette der Bagdadbahn-Gesellschaft bewilligt worden ist, denn damit wird den britischen Wünschen endgültig die Aussicht benommen, für die künftigen Bodenschätze des neuen Mesopotamien einen britischen Ausfuhrweg zum Mittelmeer zu schaffen, und wer da weiß, wie sehr die Engländer sich um eine in Alexandrette beginnende Bahn ins Hinterland bemüht haben, der wird die nunmehr der Bagdadbahn-Gesellschaft erteilte Konzession für den Bau der Strecke Alexandrette—Osmanie wahrlich nicht gering anschlagen dürfen. Daß der Endpunkt der Bagdadbahn am Mittelmeer unmittelbar im Bereich der britischen Kanonen und Cypern gegenüber liegt, hat wenig zu sagen, denn der Zweig zum Mittelmeer hat unter allen Umständen nur in Friedenszeiten Wert.

Der Vertrag vom 21. März 1911 hat daher den Wert der Bagdadbahn wahrlich in keiner Weise beeinträchtigt, im Gegenteil, er hat ihn sehr bedeutend erhöht, denn alle Vorteile, die überhaupt im Bereich des Erlangbaren waren, hat er, zusammen mit der Potsdamer Entrevue, der Bagdadbahn-Gesellschaft und der deutschen Wirtschaftspolitik gesichert. Wenn der deutsche Charakter des Bahnunternehmens dennoch weit mehr beeinträchtigt ist, als es der Vater der Idee, Georg von Siemens, jemals gewünscht und gewollt hat, so ist der modus vivendi, den man jetzt der britischen Eifersucht gegenüber gefunden hat, weit weniger daran schuld, als die wenig auf Wahrung deutscher Interessen bedachte Finanzpolitik der deutschen Geldmänner, die hinter dem Unternehmen stehen. Die Leitung der Bahn liegt überwiegend in nicht-deutschen Händen, auch die Ingenieure sind nur zum kleineren Teil Deutsche, und die »Amtssprache« der deutschen Bahn ist das Französische, obwohl Französisch in Vorderasien absolut nicht verbreiteter ist als das Deutsche. Derartige Unverständlichkeiten schaden dem deutschen Charakter der Bahn und damit dem deutschen Einfluß in ganz Vorderasien zehnmal mehr als der durch die Umstände vollauf gerechtfertigte Verzicht auf den Ausbau der Golfstrecke durch die »deutsche« Bagdadbahngesellschaft!

Sieht man von diesem einen dunklen Punkt ab, so kann man heute in Deutschland, zum ersten Mal seit mehr als zehn Jahren, mit Zufriedenheit und Stolz auf das Bagdadbahnprojekt blicken. Zur Zeit sind die Aussichten, die lange Zeit hindurch äußerst düster waren, unerwartet heiter geworden: der Widerstand der anderen Nationen ist im großen und ganzen ausgeschaltet, wertvolle Anschlüsse an die Nachbarländer und die besten Endhäfen sind gesichert worden. In der Türkei wie in Deutschland ist man sich der Bedeutung des großen Kulturwerkes von Jahr zu Jahr mehr bewußt geworden. Zur Zeit aber bedeutsamer als die wirtschaftlichen Wirkungen, die sie in künftigen Tagen einmal ausüben wird, ist ihre politische Bedeutung in der Gegenwart. Lange genug schien sie ein Stein des Anstoßes zu sein, und schwere Gewitterwolken lagerten über ihrer Zukunft; die neuesten Abmachungen haben diese Wolken sämtlich bis auf einen winzig kleinen Rest verstreut, und die Bahn scheint nun mit einem Male umgekehrt die Rolle eines Friedensstifters zwischen allen bisher einander feindlich und mißtrauisch gegenüberstehenden europäischen Nationen spielen zu wollen, insbesondere aber zwischen Deutschland und England. Der Bau wird nunmehr sicher rasch fortschreiten, und man darf hoffen, daß spätestens 1917 der Schienenweg bis Bagdad reichen wird, ja vielleicht schon bis zum Persischen Meerbusen.

Internationale Wochenschrift für Wissenschaft Kunst und Technik

herausgegeben von Prof. Dr. Paul Hinneberg, Berlin, Zimmerstr. 36

Verlag: August Scherl, Berlin SW, Zimmerstraße 36-41. — Druck: Bayerische Druckerei und Verlagsanstalt G. m. b. H. in München, Bayerstraße 57.

5. Jahrgang Nr. 22
3. Juni 1911

Inseraten-Annahme bei den Annoncen-Expeditionen von August Scherl G. m. b. H., Berlin und Daube & Co. G. m. b. H., Berlin und deren sämtlichen Filialen.

Für die Redaktion verantwortlich: Professor Dr. Wilhelm Paszkowski, Berlin-Gr. Lichterfelde.

Erscheint jeden Sonnabend. — Preis vierteljährlich für Deutschland und Oesterreich 3 Mark, für die übrigen Länder des Weltpostverkehrs 4 Mark 30 Pfg. bei direktem Bezug unter Kreuzband. — Einzelnummer 25 Pfg. — Inserate die dreigespaltene Nonpareillezeile 50 Pfg. — Abonnements nehmen alle Buchhandlungen und Postanstalten, sowie sämtliche Geschäftsstellen von August Scherl G. m. b. H. entgegen.

INHALT

Die Abhandlungen erscheinen in deutscher Sprache, englische und französische auf Wunsch der Autoren im Urtext

Ein Besuch in der Abraham-Moschee in Hebron.

Von Prinz Johann Georg, Herzog zu Sachsen, Königliche Hoheit.

Die Abraham⸗Moschee, die sich über der Gruft der Patriarchen erhebt, iſt Chriſten und Juden in gleicher Weise verschlossen. Sie gilt als besonderes Heiligtum der Muhamedaner, da diese Abraham als Khalil, Freund Gottes bezeichnen. Darnach heißt auch im Arabischen der Ort. Nur in wenigen Fällen iſt eine Erlaubnis zum Besuche gegeben worden. Uns, d. h. meiner Frau, meiner Schweſter Mathilde und mir, war eine solche durch besonderen Irade des Sultans zu teil geworden. Für den am 31. Oktober letzten Jahres geplanten Besuch wurden besondere Vorsichtsmaßregeln ergriffen, weil die Bevölkerung den Ruf eines großen Fanatismus genießt. Schon am Tage vorher wurde durch Trompetenschall verkündigt, der Bruder des Königs von Sachsen werde die Moschee besuchen, die Leute möchten ihn freundlich empfangen. Man sah uns in Jerusalem nicht ohne Bangen abfahren. Es sollte aber alles gut abgehen.

Kurz nach 7 Uhr verließen wir in mehreren Wagen Jerusalem. Der Weg nach Hebron iſt vielen Paläſtina⸗Reisenden bekannt. Am Grab der Rachel biegt er von der Straße nach Bethlehem ab. Die Gegend iſt weiterhin ziemlich öde. An der Stelle, wo nach der Überlieferung Abraham die drei Engel bewirtet hat, kamen uns der Kaimakam und einige andere Spitzen der Behörden von Hebron entgegen, um uns zu begrüßen. Von da fuhren wir, von Gendarmen begleitet, bis zur Stadt.

Vor der Moschee erwarteten uns der Ober⸗Schech und die anderen Imame, was ein ziemlich buntes Bild gewährte. Man hatte uns gesagt, wir würden die Schuhe ausziehen müssen. Aber siehe da, es ſtanden Pantoffeln bereit. Freilich waren alle für meine Füße zu klein. Die Imame wußten sich zu helfen. In der Moschee nahmen sie mir die Pantoffeln wieder ab. Nur wenn wir durch einen offenen Hof gehen mußten, brachten sie mir dieselben wieder.

Die äußere Umfassungsmauer geht wohl in dem Teile, wo sich der Eingang befindet, in vorchriſtliche Zeit zurück. An die Zeit der jüdischen Könige iſt da kaum zu denken. Nach der Konſtruktion dürfte dieser Teil eher aus der Zeit von Herodes dem Großen ſtammen. Denn das Mauerwerk ſtimmt sehr mit manchen Bauten aus seiner Zeit überein. Durch einen dunklen Gang geht es dann nach der eigentlichen Moschee.

Sie iſt im wesentlichen noch eine frühbyzantinische Kirche, die wohl aus dem VI. oder VII. Jahrhundert ſtammen dürfte. An einen Bau aus der Zeit der hl. Helena iſt schwerlich zu denken. Die Kirche, deren

Anlage auf den erften Blick infolge des Umbaues zur Moschee nicht leicht zu erkennen ift, hatte drei Schiffe. Die Säulen, die noch alle ragen, erinnern an viele in Jerusalem, die man der Zeit Juftinians zuzuschreiben geneigt ift. Leider erlaubten die Imame nicht, Aufnahmen zu machen. Dann würde man Vergleichsmaterial für die Kapitäle haben. Die Kreuzfahrer haben, wohl im XII. Jahrhundert, die Schiffe mit Gewölben versehen. Auch ein Tabernakel ift aus ihrer Zeit erhalten, das die feinften Ornamente aufweift. Das gleiche ift bei allen weiteren Reften, die aus dieser Zeit ftammen, der Fall. Durch die Marmorbekleidung und die schönen Fayencekacheln ift vieles verdeckt und eine genaue Untersuchung erschwert. Die arabischen Zutaten ftammen erft aus späterer Zeit. Der Mihrab ift in den Chor eingebaut. Daneben erhebt sich eine köftliche geschnitzte Kanzel, die aus dem Ende des XIII. Jahrhunderts zu sein scheint. Sie entspricht in viel besserer Weise als die in der El=Aksa in Jerusalem dem Material, also dem Holz. Eine griechische Inschrift, die in die Wand eingelassen ift, dürfte aus der Zeit um 1000 ftammen. Es ift eine Anrufung, die ein Pilger an Abraham richtet. Einer der Imame erzählte uns allen Ernftes, es sei die Grabschrift, die Esau seinem Vater Isaak gesetzt habe.

Die Kirche hatte einen doppelten Narthex, erweift sich also als eine großzügige Anlage. Freilich sind die beiden so verbaut, daß man sie zunächft schwer erkennt. In dem Exonarthex ftehen die Kenotaphien von Abraham und Sarah, die wohl im XIV. Jahrhundert errichtet worden sind. Sie sind reich mit schönen Decken und Teppichen belegt. Wundervoll sind die Gitter darum und die Schlösser; sie dürften zum schönften gehören, was man in Silber in dieser Zeit gearbeitet hat. Im Esonarthex ftehen die Kenotaphien von Isaak und Rebekka, im Hauptschiff der Kirche diejenigen von Jakob und Lea. Sie entsprechen in der Anlage dem zuerft genannten, sind nur künftlerisch nicht ganz so bedeutend. In einem anderen Raume fteht noch ein Kenotaph von Joseph, der garnicht hierher gehört, da er ja bei Sichem begraben wurde. Der letztere ift auch künftlerisch wenig hervorragend.

Die eigentliche Gruft der Patriarchen liegt unter der Kirche. Seit über 300 Jahren ift niemand, auch nicht einmal ein Muhamedaner, unten gewesen. Nur durch einen Schacht kann man hinunter sehen, sieht aber nichts als Dunkelheit. Wie interessant würde es sein, wenn es einem Forscher geftattet würde, hinunter zu fteigen. Aber daran ift unter jetzigen Umftänden ja garnicht zu denken. Ferner würde es sehr wertvoll sein, wenn man einen Plan der Kirche aufnehmen könnte. Der, den Pater Meistermann in seinem Guide de terre sainte gibt, genügt den Ansprüchen der jetzigen Wissenschaft nicht ganz.

Nach längerem Besuche verließen wir sehr befriedigt die Moschee. Vor derselben dankte ich den Imamen für ihre Führung und sandte ein Telegramm an den Sultan, um unserem Danke den beften Ausdruck zu geben. Von feindseliger Stimmung der Bevölkerung war nichts zu bemerken; es herrschte vielmehr Feftesfreude. Als wir durch einige Straßen des Bazars gingen, drängten sich die Leute um uns, aber nur in freundlicher Weise. Nachdem wir noch den Kaffee beim Kaimakam genommen hatten, kehrten wir nach Jerusalem zurück. Ehe wir hinfuhren, hatte ich erwartet, daß das Hauptinteresse an dem Besuche sein würde, etwas zu besuchen, was andere nicht gesehen haben. Um so freudiger war ich überrascht, in eine große frühbyzantinische Kirche zu treten und herrliche Werke der romanischen und arabischen Kunft zu finden. Für jeden, der von Kindheit auf mit der biblischen Geschichte vertraut ift, muß es von Interesse sein, an demjenigen Orte zu ftehen, wo Abraham, Isaak und Jakob ihre letzte Ruheftätte gefunden haben.

Buddhistische Dramen aus vorklassischer Zeit.*)

Von Heinrich Lüders, Professor an der Universität Berlin.

Zu den Schätzen, die Herr Dr. von Le Coq von der zweiten Preußischen Expedition nach Turfan mitgebracht hat, gehört auch eine große Menge von Fragmenten von Palmblatthandschriften, die in einem der Höhlentempel von Ming-Öi by Kysyl westlich von Kutscha gefunden sind. Palmblätter sind ein überaus sprödes und zerbrechliches Schreibmaterial, und es ist daher nicht zu verwundern, daß die Sammlung nur wenige ganze Blätter enthält, dagegen tausende von kleinen und zum teil sehr kleinen Bruchstücken. Unter den letzteren fielen mir eine Anzahl durch die altertümliche Schrift, die sie tragen, auf. Bei einer Durchsicht des gesamten Materials fanden sich ungefähr 250 Stückchen in dieser Schrift. Leider hat sich bei den Versuchen, sie zusammenzusetzen, ein ganz vollständiges Blatt nicht ergeben. Dank vor allem den unausgesetzten Bemühungen meiner Frau ist es aber doch gelungen, vieles aneinander zu finden, so daß jetzt ungefähr 140 Fragmente vorliegen, von denen die größten $^1/_4$ Meter und darüber messen. Daß die Handschrift in Indien entstanden und erst später nach Turfan gebracht ist, wird schon durch das verwendete Material wahrscheinlich. Bestätigt wird es durch die Schrift, die mit dem in Nordindien in der Zeit der Kuṣana-Herrschaft gebräuchlichen epigraphischen Alphabete identisch ist. Damit ist auch ein Anhaltspunkt für die Bestimmung des Alters der Handschrift gegeben. Allerdings herrscht über die Regierungszeit der Kuṣana-Dynastie noch große Meinungsverschiedenheit. Obwohl wir ungefähr hundert datierte Inschriften aus dieser Periode besitzen, ist die Frage nach dem Anfangsjahr der Ära, der sich jene fremden Eroberer bedienten, noch immer nicht einwandfrei entschieden, und die Ansätze für die Regierungszeit des Kaniṣka, des ersten und bedeutendsten Herrschers der Dynastie, schwanken, wenn man von ganz unhaltbaren Kombinationen absieht, zwischen 57 v. Chr. bis 120 n. Chr. Persönlich halte ich die von dem englischen Gelehrten Fleet vertretene Ansicht, daß Kaniṣka der Stifter der 57 v. Chr. beginnenden sogenannten Vikrama-Ära ist, für die wahrscheinlichste, zumal sie neuerdings durch die Forschungen des Sinologen O. Franke von ganz anderer Seite her Unterstützung empfangen hat. Danach würde unsere Handschrift um den Beginn unserer Zeitrechnung geschrieben sein; andere werden sie bis in die zweite Hälfte des zweiten Jahrhunderts n. Chr. hinabrücken. Auf jeden Fall aber ist sie die weitaus älteste indische Handschrift, die bisher zu Tage gekommen ist.

Die Handschrift muß schon in früher Zeit stark benutzt worden sein. Nicht nur sind die Ränder der Blätter vielfach abgegriffen; an zahlreichen Stellen ist auch die Schrift abgerieben. Es hat sich daher ein Benutzer in Turfan daran gemacht, die undeutlich gewordenen Buchstaben nachzuziehen und verloren gegangene zu ergänzen. Für die Paläographie sind diese Nachträge von großem Interesse. Die Schrift des Revisors ist deutlich die Vorläuferin der eigenartigen Schrift, die im Mittelalter in den buddhistischen Klöstern Zentralasiens üblich war. Ein Vergleich mit den älteren indischen Alphabeten zeigt, daß man die indische Schrift gegen das Ende der Kuṣana-Zeit in Zentralasien adoptierte und allmählich zu dem Typus umbildete, den man als zentralasiatische Brāhmī zu bezeichnen pflegt.

Noch in einigen anderen Punkten, so in der Form der Blätter, in der Art der Verschnürung, in der Paginierung, ist die Handschrift für die Geschichte des indischen Buches wichtig; das alles aber tritt weit zurück hinter dem Werte, den sie durch ihren Inhalt besitzt. Es liegen uns hier Reste von indischen Dramen vor, die zum mindestens 300, wahrscheinlich aber fast 500 Jahre älter sind als die Werke Kālidāsas, des ersten dramatischen Dichters, den wir mit einiger Sicherheit datieren können (400 n. Chr.).

Die Handschrift war eine Sammelhandschrift. Das war zum Teil schon aus dem Texte der Bruchstücke zu vermuten; den Beweis hat ein neuer Fund geliefert. Die Berliner

*) Dieser Aufsatz ist eine zusammenfassende Darstellung der wichtigsten Ergebnisse meiner Abhandlung »Bruchstücke buddhistischer Dramen« (Kgl. Preuß. Turfan-Expeditionen. Kleinere Sanskrit-Texte, herausg. von Heinrich Lüders, Heft I, Berlin, 1911) und meines Aufsatzes »Das Śāriputraprakaraṇa, ein Drama des Aśvaghoṣa« (Sitzungsber. der Kgl. Preuß. Akademie der Wissensch. 1911, S. 388 ff.).

Sammlung enthält Bruchstücke von drei Blättern einer Handschrift, die das erste tatsächliche Beispiel für das Vorkommen von Palmblatt-Palimpsesten bietet. Auf den abgewaschenen Blättern einer Handschrift der Kuṣana-Zeit ist in ältester zentralasiatischer Brāhmī eines der Dramen geschrieben, die uns in der vorhin besprochenen Handschrift vorliegen. Durch einen glücklichen Zufall ist uns überdies der Titel und der Name des Verfassers dieses Dramas in den neuen Fragmenten erhalten. Durch diese Entdeckung wird es nun auch möglich, die Fragmente der älteren Handschrift wenigstens teilweise zu ordnen und ihre Zugehörigkeit zu bestimmen. Wir können jetzt drei verschiedene Stücke unterscheiden.

Zunächst haben wir Fragmente eines Blattes, das eine Szene aus einem allegorischen Drama enthält. Die Weisheit, die Standhaftigkeit und der, im Indischen weiblich gedachte, Ruhm treten auf. Sie sprechen von dem Buddha und ihrem Verhältnis zu ihm und zu einander. Sie feiern ihn als »das Licht, das den Namen 'Mensch' trägt«, als »den Dharma in Menschengestalt«, »der das höchste Unsterbliche gewonnen, die schwer zu erlangende Wahrheit«. Zum Schlusse fragt der Ruhm, wo sich denn der Buddha jetzt aufhalte. Die Weisheit erwidert: »Da seine übernatürliche Macht unbeschränkt ist, so muß man eher fragen: 'Wo hält er sich nicht auf?'«, und gibt dann eine Schilderung der acht Zauberkräfte des Buddha, der wie ein Vogel in der Luft wandelt, wie ein Wassertropfen in die Erde eindringt, seine Gestalt vervielfältigt, am Himmel bald einen Wasserstrom regnen läßt, bald wie eine Wolke im Abendrot leuchtet, usw. Die Standhaftigkeit schlägt darauf vor, sich zu ihm zu begeben: »So wollen wir denn alle zusammen leibhaftig ihn zu unserem Nestbaume* machen. Denn der große Weise hält sich augenblicklich im Parke der Hauptstadt von Magadha auf, die Brauen mit der Ūrṇā versehen, an Händen und Füßen mit feinen weichen Schwimmhäuten, . . . mit gebändigtem Geiste, ohne Verlangen, zufrieden, erfüllt vom Wissen und der Stimmung der Ruhe«. Damit endet das Gespräch, und es tritt der Erhabene selbst auf, von einem leuchtenden Heiligenschein umgeben.

*) Der Ausdruck läßt darauf schließen, daß die drei allegorischen Gestalten als geflügelte Genien auftraten.

Man mag vom künstlerischen Standpunkt aus den Versuch, solche Moralitäten auf die Bühne zu bringen, verwerfen; literargeschichtlich wichtig ist, daß er in dieser Zeit schon gemacht worden ist. Bisher kannten wir ein allegorisches Drama erst aus dem 11. Jahrhundert, wo Kṛṣṇamiśra seinen geistreichen Prabodhacandrodaya schrieb. Ob in der Zwischenzeit diese Gattung des Dramas vollständig vergessen war, ob sie erst durch Kṛṣṇamiśra wieder selbständig geschaffen wurde, oder ob er an Traditionen anknüpfte, die bis zu unserem Drama hinaufreichen, läßt sich heute noch nicht entscheiden. Und wichtiger noch ist ein Zweites. Wir wissen, daß der Buddhismus anfänglich dem Theater wie jeder weltlichen Unterhaltung gegenüber eine radikal ablehnende Stellung einnahm. Andererseits wird uns in Erzählungen, die zum Teil bis in die ersten Jahrhunderte n. Chr. zurückgehen, von Aufführungen buddhistischer Dramen berichtet, die den Zweck hatten, die Gläubigen zu erbauen und in ihren Überzeugungen zu stärken. Hier haben wir den Beweis, das jene Geschichten nicht auf freier Erfindung beruhen, sondern tatsächliche Verhältnisse widerspiegeln. Offenbar hat man in buddhistischen Kreisen schon früh erkannt, daß die Freude an dramatischen Aufführungen in weiten Schichten des Volkes allzu fest gewurzelt war, als daß man sie auf die Dauer hätte bekämpfen können. So gab man den ursprünglichen Standpunkt auf und suchte nun im Gegenteil die Bühne den Zwecken der Propaganda dienstbar zu machen.

Ganz anders geartet ist das zweite Stück. Allerdings ist die Überlieferung hier so schlecht, daß es völlig unmöglich ist, irgend etwas über den Gang der Handlung zu sagen. Nur die Personenangaben gewähren einen Anhaltspunkt für die Bestimmung des Inhalts. Der 'Held', wie er in den Bühnenanweisungen stets genannt wird, hieß wahrscheinlich Somadatta und war ein buddhistischer Mönch. Neben ihm steht Dhānañjaya, offenbar ein Mann von fürstlichem Range. Auch der Intrigant fehlt nicht; er wird als Duṣṭa, 'der Bösewicht', bezeichnet. Eine große Rolle spielt der Vidūṣaka, die lustige Person. Die Heldin ist eine Hetäre, Magadhavatī mit Namen. In Nebenrollen treten auch S'āriputra und Maudgalyāyana, die beiden Hauptschüler des Buddha, auf und eine ganze Reihe von Figuren aus dem indischen Volksleben, ein

Asket, ein Brahmane, ein Ājīvika-Mönch, eine Dienerin, usw. Auch dieses Stück war unzweifelhaft von einem Buddhisten verfaßt und von buddhistischem Geiste erfüllt. Aber keineswegs war es nur eine Darstellung buddhistischer Glaubenssätze in Dialogform. Die wenigen größeren Bruchstücke lassen vielmehr erkennen, daß das Stück einer lebendigen Handlung durchaus nicht entbehrte, und daß auch oft von recht weltlichen Dingen die Rede war. So haben wir z. B. eine Art Gerichtsszene, in der auf Betreiben der Hetäre irgend ein Unglücklicher verurteilt wird, ein schreckliches Gemisch von Granatapfelbrei, Sochalsalz, Likör und einem Aufguß von Lavalifrüchten zu verschlucken. Wahrscheinlich war damit eine komische Wirkung beabsichtigt. Genaueres wird sich erst feststellen lassen, wenn der Stoff, der hier bearbeitet ist, nachgewiesen sein wird.

Das dritte und, weil wir Titel und Verfasser erfahren, literarhistorisch wertvollste Stück ist der S'āriputra, nach der Unterschrift ein Werk des Aśvaghoṣa, des Sohnes der Suvarṇākṣī. Die Hinzufügung des Metronymikons macht es zweifellos, daß der Verfasser identisch ist mit dem berühmten Aśvaghoṣa, dem geistlichen Berater des Kaṇiṣka. Noch vor 25 Jahren war Aśvaghoṣa für uns nicht viel mehr als ein Name, an den sich ein paar Anekdoten knüpften. Heute wissen wir, daß er einer der vielseitigsten Gelehrten und vielleicht der größte Dichter war, den das buddhistische Indien hervorgebracht hat. Er stammte aus brahmanischem Geschlechte, und die Tradition, die in diesem Falle sicher Recht hat, schreibt ihm den Besitz des gesamten brahmanischen Wissens seiner Zeit zu. Er war anfänglich ein eifriger Gegner der Buddhisten, bis er, in einer Disputation besiegt, selbst in den Orden eintrat und nun seine reichen Gaben ganz in den Dienst der Lehre des S'ākyaweisen stellte. In Wort und Schrift trat er für den neuen Glauben ein. In den Bazaren von Puṣpapura wußte er durch seine Lieder die Herzen seiner Hörer so zu bewegen, daß sie die Heimat verließen und das Mönchsgewand anlegten. In Disputationen trat er den Gegnern entgegen und überwand sie mit den Waffen einer klügelnden Dialektik. Wir besitzen von ihm eine theologische Streitschrift, in der er die maßlosen Ansprüche der Brahmanenkaste bekämpft, und ein philosophisches Werk, in dem er den Grund zu der Lehre des Mahāyāna legte. Vor allem aber hat er das buddhistische Kāvya geschaffen, indem er die Formen der längst bestehenden brahmanischen Sanskritdichtung auf buddhistische Stoffe übertrug. Wir kannten bisher von ihm einen Band Erzählungen und ein Epos vom Leben des Buddha, in dem er mit Vālmīki, dem Dichter des Rāmāyaṇa, wetteifert. Ein zweites Epos ist vor kurzem entdeckt, aber noch nicht veröffentlicht. Jetzt lernen wir ihn auch als Dramatiker kennen, wenn auch sein Werk nur in Trümmern vorliegt. Der S'āriputra bestand ursprünglich aus neun Akten; alle Fragmente, die wir ihm zuweisen können, stammen aber aus dem letzten oder den beiden letzten Akten, die im Anschluß an die Tradition die Bekehrung des Helden und seines Freundes Maudgalyāyana behandeln. Wir haben ein Stück aus der Szene, in der S'āriputra den buddhistischen Mönch trifft, der ihm den Weg der Erlösung weist. Daran schließt sich eine Szene zwischen S'āriputra und dem Vidūṣaka. Leuchtenden Antlitzes verkündet S'āriputra, daß er jetzt die Unsterblichkeit gefunden, 'die kein Gott und kein Teufel zu erlangen vermöge'. In dem Vidūṣaka regt sich das Standesvorurteil; er weist S'āriputra darauf hin, daß es einem Brahmanen nicht zieme, die Lehre eines Mannes aus der zweiten Kaste anzunehmen. Aber S'āriputra weist ihn ab: 'Das Feuer bietet mir Schutz, wenn es kalt ist, der Strom in der heißen Jahreszeit und der Weg des Heils, wenn die Reise ins Dunkle geht.' Und als der Vidūṣaka auf seinem Standpunkte verharrt, da bricht S'āriputra in die leidenschaftlichen Worte aus: 'Wie, bringt etwa eine Arzenei den Kranken keine Heilung, wenn sie von einem Manne aus niedrigerer Kaste verordnet ist? . . . oder bringt etwa das Wasser dem von Hitze Gequälten keine Erquickung, wenn ein Mann von geringer Kaste es ihm angezeigt hat?'

Von der nächsten Szene ist nichts erhalten; über ihren Inhalt aber kann kein Zweifel bestehen. S'āriputra muß sich zu dem Freunde begeben, ihm sein Erlebnis mitgeteilt haben und beide müssen dann den Entschluß gefaßt haben, in den Orden des Meisters zu treten. Die Aufnahme zeigt uns die Schlußszene, die verhältnismäßig am besten überliefert ist. Der Buddha steht im Gespräch mit einem Schüler da. Da nahen S'āriputra und Maud-

galyāyana, von einem Mönche geleitet. Mit prophetischen Worten heißt der Buddha sie willkommen; den S'āriputra begrüßt er als den künftigen Heerführer des Glaubens, den Maudgalyāyana als den Herrn der Zauberkräfte. Die sich anschließenden Gespräche betreffen Fragen nach dem Wesen der Erlösung, die ja das Ziel des Sehnens und Suchens des Helden gebildet hat. Hier erschöpft sich der Dichter in Bildern. So läßt er z. B. den Buddha den Weisen, der der Welt entsagt hat, dem Vogel vergleichen, der am Himmel ruhig seine Kreise zieht, während der Baum, auf dem er gehorstet, von den Flammen eines Waldbrandes umlodert wird. Mit dem Segenswunsche, den der Meister über die Jünger spricht, schließt das Stück.

Angesichts der vielen überraschenden Entdeckungen, die uns die letzten Jahre gebracht haben, brauchen wir vielleicht die Hoffnung nicht aufzugeben, daß wir noch einmal das vollständige Werk des Aśvaghoṣa erhalten werden. Erst dann wird sich über den Wert der künstlerischen Leistung des Dichters ein volles Urteil gewinnen lassen. Was aber auch schon diese Fragmente unschätzbar macht, ist der Umstand, daß sie uns ein Bild von der Technik des indischen Dramas der vorklassischen Zeit gewähren. Es zeigt sich, daß das indische Drama mit Ausnahme eines einzigen Punktes schon im ersten Jahrhundert v. Chr. genau die gleichen Formen hatte wie zur Zeit Kālidāsas. Die Hypothese, daß sich das indische Drama unter dem Einflusse der griechischen Komödie entwickelt habe, kann jetzt nicht mehr aufrecht erhalten werden. Wichtig ist vor allem, daß die für das indische Drama charakteristische Figur des Vidūṣaka schon genau dieselben Züge zeigt und genau dieselbe Stelle einnimmt wie später. Wiederholt tritt in dem Hetärenspiele seine Freude am Essen hervor. Im S'āriputra ist er der Gefährte des Helden. Das erscheint zunächst fast unbegreiflich, wenn man bedenkt, daß der Held ein Mönch ist, dessen einziges Begehren das Nirvāṇa ist. Es wird überhaupt nur durch die Annahme verständlich, daß die Verbindung des Vidūṣaka mit dem Helden zu des Dichters Zeit schon vollständig konventionell geworden war.

Der einzige Unterschied zwischen unseren Dramen und denen der klassischen Zeit liegt auf sprachlichem Gebiete. Allerdings finden wir auch hier den bekannten Wechsel zwischen Vers und Prosa, und ebenso wie später sprechen die männlichen Personen höheren Ranges Sanskrit, die Frauen und die Angehörigen der niederen Stände Prakritdialekte, allein diese Dialekte sind nicht die der klassischen Zeit. Die genauere Untersuchung hat vielmehr ergeben, daß hier drei in literarischen Werken bisher nicht nachgewiesene Dialekte vorliegen, die die Vorstufen zu Dialekten der späteren Zeit bilden. Die Hetäre, der Vidūṣaka und von den Nebenrollen sicherlich die Dienerin sprechen eine Vorstufe der S'aurasenī, der Bösewicht eine Vorstufe der Māgadhī, eine andere Person, wahrscheinlich ein Diener, eine Vorstufe der Ardhamāgadhī, der Sprache, in der die kanonischen Schriften der Jaina-Sekte abgefaßt sind. Dies Ergebnis ist von weitreichender Bedeutung für die Geschichte der indischen Literatur und Sprache. Schon gewisse poetische Stücke, die uns in den Inschriften und im Kanon der singhalesischen Buddhisten erhalten sind, ließen die Existenz einer Dichtung in Alt-Prakrit vermuten; unsere Fragmente liefern den endgültigen Beweis dafür. Die altprakritische Dichtung muß vom Ende der vedischen Zeit bis ins zweite Jahrhundert n. Chr. bestanden haben. In den letzten Jahrhunderten geriet sie unter den Einfluß der immer mächtiger sich entfaltenden brahmanischen Sanskritdichtung, deren Anfänge sicherlich bis ins dritte und vierte Jahrhundert v. Chr. zurückreichen; die Art, wie Aśvaghoṣa in seinem Sūtrālaṁkāra des Mahābhārata und des Rāmāyaṇa gedenkt, läßt darauf schließen, daß diese Epen sich zu seiner Zeit einer Autorität erfreuten, wie sie nur ein nach Jahrhunderten zählendes Alter zu geben vermag. Die mittelprakritischen Dialekte können andererseits unmöglich vor dem ersten Jahrhundert n. Chr. grammatisch fixiert und in literarischen Gebrauch gekommen sein, da Aśvaghoṣa noch das Alt-Prakrit gebraucht, und zwar genau an der Stelle, wo später das Mittel-Prakrit erscheint. Inschriften machen es sogar wahrscheinlich, daß die Einführung des Mittel-Prakrit erst im Anfang des dritten Jahrhunderts erfolgte.

So bringen uns diese Fragmente, so unscheinbar sie auf den ersten Blick erscheinen mögen, eine Fülle neuer Erkenntnis. Sie aber bilden nur einen winzigen Teil des handschriftlichen Materials aus Zentralasien, das jetzt in den Museen von Berlin, London,

Paris und St. Petersburg geborgen ist. Es harrt größtenteils noch der Bearbeitung; schon jetzt aber läßt sich, wie ich glaube, behaupten, daß nichts in den letzten Jahren die indische, die iranische und die ostasiatische Altertumswissenschaft in so reichem Maße gefördert hat wie die systematische Erforschung der Trümmerstätten Zentralasiens.

Die jüngste Entwicklung der Sprachfrage in Griechenland.

Von August Heisenberg, Professor an der Universität München.

Die Verfassungskämpfe in Griechenland, hervorgegangen aus der Militärrevolution, haben wenigstens vorläufig auf einem Gebiete ein denkwürdiges Resultat hervorgebracht. Der Kampf um die Schriftsprache hält das griechische Volk seit länger als zehn Jahren in Atem, Träger der Bewegung waren die Studenten. Es ist noch in lebhafter Erinnerung, wie der Versuch, das Evangelium in die Vulgärsprache zu übersetzen, im November 1901 zu revolutionären Straßenszenen führte, in denen es zahlreiche Tote und Verwundete gab; zwei Jahre später wiederholten sich die Unruhen bei dem Versuche einer Aufführung der Orestie in vulgärer Übersetzung.

An der Spitze der Vulgaristen stand der in Paris lebende Gelehrte Psychares, ihm traten Palles in England und Krumbacher in München zur Seite. Alle drei waren von der heiligen Überzeugung durchdrungen, daß dem neuen Griechenland kein wahrer Kulturfortschritt beschieden sein könne, wenn der Staat nicht die *Καθαρεύουσα* die sogenannte Reinsprache, die im wesentlichen noch die byzantinische Kirchensprache ist, aufgebe und die Vulgärsprache zur Schriftsprache erhebe. In Griechenland trat den Reformern die schärfste Opposition entgegen, aus der die jahrelange Polemik zwischen Krumbacher und Chatzidakis in weiten Kreisen bekannt geworden ist. Beide Gelehrte waren von den gleichen wissenschaftlichen Grundlagen ausgegangen, der Erforschung der historischen Grammatik, und gerade Krumbacher hat stets auf das lebhafteste anerkannt, daß die Erkenntnis der historischen Entwicklung des Neugriechischen von niemandem so mächtig gefördert worden ist wie von Chatzidakis. Auch bedienten sich seine ersten sprachwissenschaftlichen Arbeiten durchaus der gleichen Methode und bewegten sich in der gleichen Zielrichtung wie die seines späteren Gegners. Wenn trotzdem ein so erbitterter Streit zwischen den beiden Gelehrten entbrennen konnte, so ergibt sich schon hieraus, daß die Frage nicht eine rein wissenschaftliche war, über die man sich hätte einigen können, sondern eine praktisch-politische, deren Entscheidung denn freilich noch durch eine Reihe von anderen Faktoren beeinflußt wird und anders beurteilt werden muß als allein nach den Prinzipien der Sprachwissenschaft.

Während der Kampf zwischen den Anhängern der Schriftsprache und der Vulgärsprache eine immer zahlreichere und leider immer bitterere Literatur hervorrief, schienen unterdessen die Vulgaristen in der Praxis langsam an Boden zu gewinnen. Ihre Interessen vertrat seit 1903 die Wochenschrift *Νουμᾶς*, ihr geistiger Leiter war der feinsinnige Dichter Palamas. Ihm schloß sich eine ganze Schule von jüngeren Schriftstellern an, einig in dem Kampf gegen die Schriftsprache, nicht so sicher in den eigenen reformatorischen Zielen und Methoden. Ihre Literatur fand Beifall, unter den jüngeren Beamten neigten nicht wenige der Volkssprache zu. Schon wagte der eine oder andere Lehrer sie in der Schule anzuwenden, selbst richterliche Entscheidungen bedienten sich vereinzelt der vulgären Sprachform. Eine »Pädagogische Gesellschaft« gründete Musterschulen in Athen und in Volo, bedeutungsvoll wurde es, daß eine ganze politische Partei, bezeichnenderweise die der Sozialisten, sich der Reformbestrebungen annahm. Der aus der jüngsten Revolution hervorgegangene Kultusminister Alexandres galt als heimlicher Vulgarist, und bei Benizelos selbst, dem Ministerpräsidenten, dem Heros aus Kreta, der alle Hoffnungen des Volkes erfüllen sollte, glaubte man eine Vorliebe für die Dichtungen der Vulgaristen annehmen zu dürfen. Die schönsten Hoffnungen standen in Blüte.

Da berief für Sonntag den 22. Januar dieses Jahres Mistriotes, Professor der grie-

chichen Literatur an der Universität von Athen, der einflußreichſte und leidenschaftlichſte Vorkämpfer der Schriftsprache, eine Versammlung in die große Aula der Universität. Nicht nur die Scharen der Studierenden, sondern Männer aus allen Schichten der Gesellschaft nahmen daran teil. »Die griechische Sprache iſt in Gefahr« war der Inhalt seiner Ausführungen. Die Vulgariſten bedrohen auf allen Seiten das nationale Heiligtum der seit Jahrtausenden überlieferten Sprache und zielen, von ausländischem Geld beſtochen, auf nichts Geringeres ab, als mit der Sprache auch den orthodoxen Glauben und die nationale Exiſtenz zu vernichten. Er schloß mit der Mahnung an das griechische Volk, es möchten seine Worte über diese nationalſte Frage nicht ungehört verhallen und einer drohenden Kataſtrophe vorgebeugt werden.

Was der fanatische Vorkämpfer der Hochsprache, der sich auf den König und den Patriarchen berief, mit seiner aufreizenden Rede beabsichtigte, trat bald zutage. Die Aufregung war von der gefährlichſten Stelle, von der Hochschule, wo schon einmal Blut für die Sprache geflossen war, unter die leicht entflammte Studentenschaft und von da unter das Volk getragen; jetzt holte man zum entscheidenden Schlage gegen die Vulgariſten aus. Die Abgeordnetenkammer tagt in diesen Monaten, um über die Revision der Verfassung zu beraten; das sollte benutzt werden. Eine Kommission trat zusammen, zu der Zolotas, der Rektor der Universität, und mehrere andere Professoren, hohe Staatsbeamte und Induſtrielle gehörten; den Vorsitz führten Miſtriotes und der Metropolit Theokletos von Athen. Sie überreichten am 9. Februar der Kammer eine Resolution. Diese wies hin auf den außerordentlichen Fortschritt, den seit 100 Jahren auf den von Korais gelegten Grundlagen die griechische Sprache gemacht, wie sie in der Gesetzgebung, im Parlament, vor Gericht, in der Presse, in der wissenschaftlichen Literatur und der Belletriſtik sich immer mehr vervollkommnet habe, aber auch als allgemeine Umgangssprache nicht nur der gebildeten Klassen, sondern auch der unteren Stände immer mehr in Aufnahme gekommen sei, so daß jetzt auch das Volk sich von den fremden und vulgären Wörtern und Wendungen mit Mißfallen abwende. Da seien nun plötzlich die Vulgariſten aufgetreten und bedrohten das ganze große nationale Werk mit ihrer Behauptung, Griechenland sei zweisprachig und nur die Vulgärsprache sei die echte Sprache. Dem gegenüber betont die Resolution aufs ſtärkſte die Einheit der griechischen Sprache, die nur wie in allen Ländern sich in eine Sprache des schriftlichen und des mündlichen Gebrauchs gespalten habe, aber durchaus eine Einheit darſtelle. Diese Einheit der Sprache, die zugleich die Einheit der Nation, den Zusammenhang mit der großen Vergangenheit und mit der chriſtlichen Kirche verbürge, sei jetzt in Gefahr und müsse geschützt werden. Gebieterische Notwendigkeit erfordere es, daß in die Verfassung eine Beſtimmung aufgenommen werde, wonach die von Fremdwörtern, dialektischen Eigentümlichkeiten und Vulgarismen befreite hellenische Sprache die offizielle Sprache der Kirche und des Staates sei, die als Organ der Staatsverwaltung in allen ihren Zweigen zu dienen habe und deren Unterricht in allen höheren und niederen Schulen zur Pflicht gemacht werde.

Die Aufnahme dieser Resolution war in der Kammer anfangs geteilt. Man überwies die Petition an eine Kommission, und mancher hoffte wohl, sie werde dort begraben sein. Aber die Gegner unterhielten das Feuer. Am 17. Februar veranſtalteten die Studierenden vor der Universität eine allgemeine Versammlung, und nach einer flammenden Rede des Wortführers, der an die Opfer des Jahres 1901 erinnerte, beschloß man eine Petition an die Kammer, in der abermals ein Verfassungsparagraph zum Schutze der offiziellen Sprache gefordert wurde. Der Kammerpräsident empfing die Deputation wohlwollend und sagte ihr seine persönliche Unterſtützung zu. Nach einer Rede des früheren Abgeordneten Kapetanakis an die vor der Kammer versammelten Studierenden zog man zu verschiedenen Zeitungsredaktionen, um für die Unterſtützung der Presse zu danken; mit Jubel wurde, als man gerade vor der Redaktion der *Πατρίς* ſtand, die Nachricht begrüßt, daß soeben ein Brief des Patriarchen in Konſtantinopel an Professor Miſtriotes eingetroffen sei, der seine volle Sympathie mit dem Kampf für die *Καθαρεύουσα* aussprach. Nur mit Hilfe der Polizei entgingen einige Anhänger der Volkssprache, die den Demonſtranten in die Hände gefallen waren, der Gefahr der Mißhandlung.

Die Agitation wurde jetzt immer lebhafter in der Stadt, die Universität mußte bald geschlossen werden. Nahezu alle Zeitungen nahmen leidenschaftlich Partei gegen die Volkssprache, und es zeigte sich jetzt, wie wenige Anhänger im Grunde ihre Vertreter besaßen. Es waren in der Tat Offiziere ohne Soldaten, kaum ließ sich in den Tagesblättern eine Stimme zu ihren Gunſten vernehmen; nur der Noumas war tapfer auf dem Plan, und Palamas legte in einem offenen Briefe vom 20. Februar ein freimütiges Bekenntnis seiner Ansichten ab. Die Parlamentskommission ließ sich zunächſt nicht einschüchtern; sie hatte den Mut, die Petition, die den Schutz der *Καθαρεύουσα* durch die Verfassung verlangte, abzulehnen; die Sprache sei nicht bedroht und bedürfe des Schutzes nicht. Allein kaum war dieser Entschluß bekannt geworden, so berief Mistriotes die Antragſteller zu einer neuen Beratung, die am 24. Februar in der Archäologischen Gesellschaft ſtattfand. Man beschloß einen Aufruf an das griechische Volk, das aufgefordert werden solle, in öffentlichen Versammlungen die Anerkennung seiner gerechten Bitte zu verlangen; schon tauchte auch der Vorschlag auf, das athenische Volk auf das Marsfeld zu berufen, aber der Gedanke wurde als noch verfrüht einſtweilen abgelehnt. Doch wurde, von Mistriotes unterzeichnet, ein flammender Aufruf an das griechische Volk gerichtet (Athen, 25. Februar): die parlamentarische Kommission hat abgelehnt, aber der ökumenische Patriarch läutet die Sturmglocke, die gesamte kretische Boule jubelt den Kämpfern für die Nationalsprache zu, die Stadt Messolonghi und sehr viele Gemeinden und hervorragende Männer, die Presse des In- und Auslandes anerkennt die drohende Gefahr. So rührt dieser geschickte Demagoge an die heiligſten Namen und teuerſten Erinnerungen des Volkes. »Die Frage iſt nicht eine Steuerfrage, sondern eine Frage um Leben oder Tod des hellenischen Volkes. Wir halten es für die heiligſte Pflicht, alles daranzusetzen, auf gesetzlichem Wege, wie es freien Bürgern ziemt, daß durch die Verfassung die Sprache geschützt und niemandem die Auflösung des griechischen Volkes und die Erniedrigung des heiligen Glaubens erlaubt werde. Wir wünschen, daß die Frage durch Abſtimmung entschieden werde wie in der kretischen Nationalversammlung.«

So war alles vorzüglich inszeniert, um durch Straßendemonſtrationen dem Parlament und der Regierung den Willen von Mistriotes und seiner Partei aufzuzwingen.

Am nächſten Tage (25. Februar) begannen die Verhandlungen in der Kammer. Der Vorsitzende der Kommission teilte zunächſt mit, daß die Petitionen um Schutz der *Καθαρεύουσα* abgelehnt wären; ein solcher Zusatz zu § 1 oder 2 der Verfassung sei überflüssig, weil ja in diesen Paragraphen der orthodoxe Glaube als Grundlage des Staates anerkannt wäre, dessen Basis eben das Evangelium in seiner Sprache sei. Überflüssig seien auch Androhungen von Strafmaßregeln, weil jetzt schon die Regierung einen Beamten, der die offizielle Sprache angreifen würde, entlassen könne. Aber eine Reihe von Volksvertretern verlangte alsbald mehr. Der Abgeordnete Kouloumbakes beantragte die Aufnahme des Paragraphen: »Wer gegen die offizielle Sprache öffentlich Stellung nimmt, kann nicht in Staatsdienſt treten«, und daß die Parteinahme schon ins Revolutionäre ausartete, konnte man an der wilden Erregung gegen den Dichter Palamas sehen. Er, der in seinem Amte Sekretär der Universität iſt, sollte vor allem getroffen und in seiner Exiſtenz vernichtet werden. Über den Antrag Kouloumbakes entspinnt sich eine lange, leidenschaftlich geführte Debatte. Die heftigſten Angriffe werden gegen die einzelnen Vertreter der Vulgärsprache erhoben, nicht nur gegen Palamas, sondern vor allem gegen Psychares. Vor ihm, der an der École des hautes études in Paris griechische Sprache lehrt, solle die französische Regierung offiziell gewarnt werden. Erſt in später Abendſtunde wurde die Verhandlung abgebrochen.

Unterdessen waren die Studenten nicht müßig gewesen. Am gleichen Nachmittage fand eine Versammlung vor der Universität ſtatt, in der man zu Palamas' freimütigem Bekenntnis Stellung nahm, er sei absolut *μαλλιαρός*.[1]) Sie ſtürmten die Treppen hinauf in das Sekretariat, um Palamas die Abdankung zu empfehlen, weil er die Grundlagen erschüttere, auf denen die Universität beruhe; aber auf der Treppe begegnete ihnen der Rektor, der sie mit dem Versprechen be-

[1]) *μαλλιαροί* d. i. die Langhaarigen, ein Spottname der Vulgariſten, den diese als Ehrennamen akzeptierten.

ruhigte, er werde mit dem Kultusminiſter über die Frage ins Einvernehmen treten. Dann veröffentlichen die aufgeregten Studenten einen Aufruf an das griechische Volk; es solle sich um den Patriarchen scharen und durch Verſammlungen die Aufnahme des Paragraphen in die Verfaſſung erzwingen.

Am 26. Februar ſetzt die Kammer die Debatte fort, und immer heftiger wird die Diskuſſion. Die Anhänger der Reinſprache ſind durchaus in der Majorität und die Vulgärſprache findet, was ſehr bezeichnend iſt, bei keinem Abgeordneten, auch nicht bei Mabiles und Manos, die entſchloſſene Vertretung, die ihr allein der Noumas gewährt. Wohl treten die Verteidiger zu ihrem Schutze auf, aber doch ſtets nur in dem Sinne, daß ſie dem Staat nicht ſchade, daß die Volkslieder in ihr abgefaßt ſeien und z. B. ein Verbot derſelben es unmöglich mache, in den Schulen die Nationalhymne von Solomos zu lehren. Aber niemand wagt es direkt gegen die Reinſprache die Anklage zu erheben, die man draußen und in der Literatur ſo oft gehört hatte, daß ſie den Fortſchritt des Volkes aufhalte. Und ferner ſtellt ſich heraus, daß die Anhänger der Vulgärſprache, die Abgeordneten, die ſie nicht wollen vergewaltigen laſſen, faſt ausſchließlich der kleinen ſozialiſtiſchen Partei angehören. Doch auch von ihnen hat kaum einer den Mut, ſich als Anhänger von Palamas oder gar Psychares, als Malliaros aufrecht und ohne Wanken zu bekennen; die Mehrzahl, z. B. Mabiles, will nur *δημοτικιστής* ſein, nicht *μαλλιαρός*. Hier zeigt ſich deutlich die verhängnisvolle Schwäche der Vulgariſten; ſie bilden keine Einheit. Charakteriſtiſch bleibt es aber außerdem, daß ſich kaum eine Stimme in der Kammer erhebt, die ſich zur Beurteilung der Frage für inkompetent erklärt hätte; längſt iſt eben die Frage keine wiſſenſchaftliche mehr, nur noch eine Frage der Politik. Dabei nehmen eine Reihe von Abgeordneten eine immer drohendere Haltung gegen den Kultusminiſter ein, der die »Pädagogiſche Geſellſchaft« dulde und Lehrer zu Profeſſoren befördere, die aus ihrer Abneigung gegen die Hochſprache kein Hehl machten. Um zwei Uhr nachts ſchloß die Sitzung mit der Drohung des Abgeordneten Petalas, er hoffe morgen die Demiſſion des Kultusminiſters im Regierungsanzeiger zu leſen, ſonſt werde die Frage auf dem Marsfeld gelöſt werden.

Die Tribünen hatten leidenſchaftlichſten Anteil an der Debatte genommen, es war zu Schlägereien gekommen, immer wieder mußten ſie geräumt werden. Einer Deputation der Studenten, die nachmittags wieder beim Rektor vorſtellig wurde, erklärte dieſer, er beſitze keine Handhabe gegen Palamas, ſolange dieſer im Amte die Hochſprache gebrauche; über ſeine Schriftſtellerei könne er nicht beſtimmen. Höchſt unzufrieden mit dieſer Antwort ſchicken ſie eine Deputation an den Kammerpräſidenten, ſie würden im Kampfe verharren und ſelbſt ihr Blut für die Sache der Nationalſprache opfern; für den folgenden Nachmittag berufen ſie abermals vor der Univerſität eine Volksverſammlung. Gleichzeitig werden an mehreren Orten der Provinz Verſammlungen abgehalten und die Kammer und Miſtriotes mit Erklärungen überſchüttet.

Die Aufregung wächſt ſtündlich. Tauſende verſammeln ſich am Nachmittag des folgenden Sonntags (27. Februar) vor der Univerſität. Ein Studierender der Philologie, ein Mönch, iſt der Wortführer. Die bitterſten Schmähungen werden gegen die Vulgariſten ausgeſtoßen, ſchließlich wieder die Reſolution gefaßt, daß ein Paragraph in die Verfaſſung aufgenommen werden müſſe. Jetzt aber wendet man ſich nicht mehr an die Kammer, ſondern an den König und das Miniſterium. Eine Fahne wird gebracht, der Mönch trägt ſie voran, unter fanatiſchem Jubel folgt die Menge. Die Polizei läßt alles gewähren. Ehe der Zug noch die Reſidenz erreicht, hält der Abgeordnete Gklabas ihn an. In ſeiner Rede erinnert er an die Opfer vom 8. November. Man müſſe die Demiſſion des Kultusminiſters fordern; wenn die Kammer nicht den Paragraphen beſchließe, werde man das Volk zum Schutze der Nation aufrufen. Schon appelliert man an die ungeſetzliche Gewalt. Der revolutionäre Geiſt zeigt ſich auch ſonſt: »Ihr braucht nicht zur Reſidenz zu ziehen; ſolange die Nationalverſammlung tagt, iſt ſie allein der höchſte Herrſcher im Staat; und hilft ſie nicht, dann wenden wir uns an Euch: *»εἱς οἰωνὸς ἄριστος ἀμύνεσθαι περὶ πάτρης.«* Aber man zieht doch vor den Palaſt des Königs, der weite Platz iſt mit einer tauſendköpfigen Menge gefüllt wie bei der Revolution am 14. September 1909. Eine ſtarke Wache ſchützt den Eingang, nur die Deputation wird eingelaſſen; ein Adjutant verſpricht, die Reſolution dem König zu überbringen, der

nicht anwesend sei. Weiter geht der Zug zur Nikastraße vor das Haus des Ministerpräsidenten. Nach langem Warten erhält die Deputation Audienz. Benizelos bestreitet energisch, daß die Nation und die griechische Sprache in Gefahr seien; immerhin — und hier erfolgt das erste Nachgeben — hält er es für denkbar, daß man Verfassungsmaßregeln ergreife, aber er will keinen definitiven Bescheid über die Haltung des Ministeriums geben. Von dieser Antwort, die die Deputation mit auf die Straße bringt, ist die Menge nicht befriedigt; stürmisch verlangt sie, der Minister solle selbst vom Balkon herab sprechen, was er bereits vorher abgelehnt hatte. Als jetzt die Deputation nochmals zurückkehrt und kategorisch dies Verlangen wiederholt, wird sie abgewiesen; unter Verwünschungen und Drohungen entfernen sich schließlich die Demonstranten.

Die Regierung sieht endlich ein, wohin die Bewegung treibt. Am Montag sind alle Polizeiwachen verstärkt, vor der Universität und der Boule steht das Militär in Bereitschaft, das auch die umliegenden Straßen besetzt hält. An die Presse ergeht die Mitteilung, daß weitere Versammlungen nicht geduldet werden, und so erhält nachmittags auch nur eine schwache Deputation der Studierenden Zutritt zum Kammerpräsidenten, um sich dagegen zu verwahren, daß sie, wie behauptet worden war, im Dienste einer politischen Partei ständen. Mittags wird die Kammer eröffnet, und jetzt tritt aufs leidenschaftlichste die sozialistische Partei hervor. Zabitsanos verlangt, Mistriotes solle in Anklagezustand versetzt werden, weil er behauptet habe, die *μαλλιαροί*, unter ihnen eine Reihe von Abgeordneten, ständen in fremdem Sold; Kouloumbakes dagegen, der getreueste Schildknappe von Mistriotes, verlangt die Einsetzung einer parlamentarischen Kommission, die Mistriotes' Angaben prüfen solle. Das Ministerium hat bisher geschwiegen. Endlich um Mitternacht ergreift Benizelos das Wort. Er zeigt nach einem historischen Rückblick über die Entwicklung der Schriftsprache, wie aus der wissenschaftlichen Betrachtung der historischen Grammatik allmählich sich praktisch-politische Bestrebungen entwickelt hätten. Tatsächlich sei jetzt die Frage eine politische geworden, und wenn er auch noch vor kurzem, als Mistriotes ihn persönlich um Schutz der Schriftsprache gebeten, dies habe ablehnen müssen, so wolle er doch bei der Stimmung der Kammer jetzt nicht mehr dagegen sein. Damit ist der Sieg entschieden, die Hoffnungen der Vulgaristen sind vernichtet. Es wird auf Antrag des Abgeordneten Galanos zu § 1 der Verfassung der Zusatz beschlossen: »Offizielle Sprache des Reiches ist diejenige, in der die Verfassung und die Texte der griechischen Gesetzgebung abgefaßt werden. Jedes Einschreiten zu ihrer Verderbnis wird verboten.« Und zu § 2 wird beschlossen: »Der Text der hl. Schriften wird unverändert bewahrt. Die Übertragung desselben in eine andere sprachliche Form ohne die vorhergehende Genehmigung der großen Kirche in Konstantinopel wird strengstens untersagt.«

In der Frühe des 1. März um $3^1/_2$ Uhr endete diese denkwürdige Sitzung, die einen Abschnitt, in der Geschichte der griechischen Sprache bedeutet. Mistriotes telegraphierte an den Patriarchen in Konstantinopel: »Kirche und Staat haben im Parlament gesiegt«; in gleichem Sinne depeschierten die Studenten. In den Provinzen wurde überall der gleiche Sieg erfochten; in Volo kam es zu heftigen Straßenszenen. Die von der »Pädagogischen Gesellschaft« ins Leben gerufene Mädchenschule war in Gefahr, in Brand gesteckt zu werden; nur der rasche Beschluß des Stadtrates, der der Schule die Subvention entzog, stellte den Frieden wieder her. Interessant ist auch eine gleichzeitig gefaßte Resolution des Stadtrates von Athen. Er verwirft die Schulmeisterei des Duals, des Perfekts, Plusquamperfekts, Infinitivs und Optativs, verbietet aber weiterhin für seine Volksschulen aufs strengste die Vulgärsprache und setzt eine Kommission ein, die durch Visitationen sich von der richtigen Handhabung der Reinsprache im Unterricht zu überzeugen habe.

Man hätte glauben sollen, es wäre jetzt Ruhe eingetreten. Allein die bisherige Schwäche der Regierung sollte sich rächen, und Mistrotes' unruhiges Demagogenblut konnte sich nicht bescheiden. Er wiederholte seine Anklagen, daß unter den Vulgaristen viele sich hätten mit Geld vom Ausland bestechen lassen, und erreichte so auf Betreiben der Sozialisten, daß der Ministerpräsident den Staatsanwalt beauftragte, die Anklage zu untersuchen. Gleichzeitig wurde am 8. März die Einsetzung einer neungliedrigen parlamentarischen Kommission

beschlossen, die ebenfalls Mistriotes' Behauptungen untersuchen sollte, nachdem zuvor von Patsourakos u. a. die nichtswürdigſten persönlichen Angriffe gegen Polites und Lampros vorgebracht waren; die Kommission solle vor allem prüfen, woher die *μαλλιαροί* ihre Geldmittel nähmen. Zunächst kam bei der Untersuchung nichts heraus, es waren nur vage Vermutungen und leere Redensarten; aber Mistriotes brauchte die Aufregung des Volkes. So erschien denn am Morgen des 12. März in den Zeitungen ein Aufruf von ihm zu einer allgemeinen Volksversammlung auf dem Marsfeld. Allein diesmal hatte sich der gewalttätige Demagoge verrechnet. Die Mitglieder der im Januar eingesetzten Kommission zum Schutze der Sprache lehnten energisch ihre Teilnahme ab und informierten sogleich die Zeitungen, auch die Studenten ließen verſtändigerweise den Unruhestifter im Stich und erklärten, sie würden sich an keiner Volksversammlung beteiligen. Der Rektor der Universität richtete einen Brief an Mistriotes und bat ihn, da doch jetzt die Sprachfrage entschieden sei, den Frieden nicht länger zu ſtören. Vielleicht machten noch mehr Eindruck die umfassenden Vorkehrungen der Regierung. Sie verbot sofort die für den 13. geplante Versammlung und erhob gegen Mistriotes die Klage wegen Aufruhr. Gleichzeitig setzte sie die gesamte Garnison von Athen in Bereitschaft, jeder Mann erhielt 30 scharfe Patronen. Außerdem wurden zur Verſtärkung telegraphisch 800 Mann von Chalkis herbeigerufen. Sie trafen am frühen Morgen ein, aber ihre Anwesenheit war nicht mehr nötig. Mistriotes hatte sich vom Staatsanwalt, der ihm die Anklage zuſtellte, eine 48ſtündige Friſt zur Beantwortung erbeten, worauf er nach dem Gesetze Anspruch hatte, aber noch in später Abendſtunde antwortete er dem Rektor auf seinen Brief, er wolle aus Liebe und Achtung vor der Universität seiner Bitte folgen und ziehe seinen Aufruf zurück. Die Untersuchung gegen ihn bei Gericht und im Parlament iſt natürlich im Sand verlaufen. Aber als trotzdem einige Wochen später Miſtriotes bei einer Rundreise durch den Peloponnes den Mut hatte, in einer öffentlichen Versammlung zu behaupten, die Untersuchung sei auf Einschreiten der russischen Regierung abgebrochen worden, riß dem Miniſterium endlich die Geduld: Miſtriotes wurde für drei Monate vom Amte suspendiert.

Das iſt der Verlauf des Sprachenkampfes in der jüngſten Epoche. Vielleicht war die Streitfrage noch eine philologische, eine wissenschaftliche, als vor zehn Jahren Krumbacher in sie mit Begeiſterung eingriff; aber sie war es in kurzem nicht mehr und iſt jetzt längſt eine praktisch-politische Frage geworden. So erklärt sich auch die sonſt so schwer begreifliche Tatsache, daß die beſten Erforscher und Kenner der Sprache, daß Männer wie Lampros, Chatzidakis und Polites in diesem ganzen letzten Streit sich zurückgehalten und geschwiegen haben, so oft sie auch provoziert wurden, und so schwer man sie auch persönlich in der Kammer und in den Versammlungen angriff. Denn wer hätte in dieser leidenschaftlichen politischen Erregung auf die nüchternen Erwägungen der Gelehrten hören wollen? Und doch gehört die Zukunft nach meiner feſten Überzeugung ihren besonnenen Reformvorschlägen, die sich ebenso fern halten von der Archäomanie eines Kontos und Mistriotes wie von den radikalen, alle hiſtorischen Bedingungen außer Acht lassenden Neuerungen der Vulgariſten.

Um den Ausgang des Kampfes zu verſtehen, muß man auf die Anfänge des Königreichs Griechenland zurückgehen. Als das von den Türken geknechtete und entrechtete Volk sich endlich wieder mit wunderbarem Heldenmut befreite, da besaß es keine Bildung und keinen Staat, es hatte nichts als seinen Glauben und seine Sprache. Nun wurde ein freier Staat geschaffen; es machte sich die Forderung einer Schriftsprache geltend, deren sich der Staat bedienen könnte, um das Volk allmählich hineinwachsen zu lassen in den Staat und zu höherer Bildung zu führen. Frei war es geworden in erſter Linie durch die Kirche. Sie besaß eine Sprache, die seit Jahrhunderten gepflegte Sprache der kirchlichen Literatur, die im ganzen noch den Typus der hl. Schrift und der großen Literatur des 4. Jahrhunderts zeigte und im Verlaufe der byzantinischen Epoche sich so gut wie garnicht verändert hatte. Hier war eine fertige Schriftsprache, die nie erſtorben, die immer verſtanden und gebraucht war, wenn auch nur von den Gebildeten, und die auch die Umgangssprache der Gebildeten immer wieder beeinflußt hatte. Sie brauchte nur den Bedürfnissen des modernen weltlichen Staates angepaßt zu werden, und nichts schien leichter als das. Neophytos Doukas und Euthymios Boulgares waren die

großen und erfolgreichen Vertreter dieſer Richtung.

Der zweite Gedanke, der die griechiſche Nation befreite, war der neu erwachte Humanismus, der Philhellenismus, der in ihnen die echten Nachkommen der Alten ſah und ſich nicht durch Feß noch Fuſtanella beirren ließ. Die Sprache, die dieſe geiſtige Strömung dem jungen Staate brachte, war aber die Sprache des Demoſthenes, die Sprache der großen Ahnen, aus der heraus ſich erſt die Kirchenſprache entwickelt hatte. So kam man auch von dieſer Richtung her zu einer der alten Zeit entnommenen Schriftſprache; ihr Vorkämpfer, der indeſſen bald in Gegenſatz zur Kirchenſprache ſich ſtellte, war der große Korais. In echtem Philhellenismus, in dem frohen Glauben, die mutigen Klephten ſeien die unmittelbaren Nachkommen der Helden von Marathon, kämpfte er für eine Schriftſprache, die im Grunde die antike Sprache war, aber von der Volksſprache her allmählich umgeſtaltet und den Bedürfniſſen der neuen Zeit angepaßt werden ſollte.

Der dritte geiſtige Faktor iſt zwar von größter Bedeutung für die Organiſation des jungen Staates geworden: ich meine die Ideen der franzöſiſchen Enzyklopädiſten, die Ideen der Revolution. Sie haben einem Volke, das zu neun Zehnteln aus Analphabeten beſtand, in jahrhundertelanger Knechtſchaft jede Fähigkeit zur Selbſtregierung verloren hatte, die freieſte aller Verfaſſungen gegeben; aber hinſichtlich der Sprache hat die vom Ausland hineingetragene Aufklärung nichts geboten. Sie hätte es können: den Gedanken Rouſſeaus würde es entſprochen haben, wenn man verſucht hätte, die Volksſprache zur Schriftſprache zu erheben. Das war damals, wo Volk und Kabinette in aller Eile einen fertigen Staat wünſchten, unmöglich, im Ernſt hat es auch niemand verſucht. Jetzt, hundert Jahre ſpäter, wo eine von ähnlichen Grundgedanken getragene geiſtige Strömung es hat verſuchen wollen, iſt es zu ſpät geweſen, denn im Laufe des letzten Jahrhunderts iſt der wahre Charakter des griechiſchen Volkes immer deutlicher zutage getreten und zum Bewußtſein gekommen.

Der Staat des jungen Griechenland entſtand aus einer Reihe von Kompromiſſen und Konſtruktionen, die von gegebenen natürlichen und hiſtoriſchen Bedingungen nicht getragen waren. Man ignorierte die Tatſache, daß es die Reſte des tauſendjährigen orthodoxen byzantiniſchen Kaiſerreiches waren, die jetzt wieder zu einem politiſchen Gemeinweſen zuſammengeſchweißt wurden, daß der Befreiungskrieg von der Kirche ausgegangen und die geiſtlichen Führer des Volkes zuerſt den Märtyrertod für die Freiheit geſtorben waren. Rußland zwar verſtand das, aber die proteſtantiſchen Mächte des Weſtens ſahen verſtändnislos alles nur in der Beleuchtung des Philhellenismus. Aus dieſer Idee heraus ſchufen ſie ein Königtum; es war folgerichtig, daß der Sohn des begeiſtertſten Philhellenen den Thron beſtieg, wenngleich mit dieſer Verfaſſung einer faſt antiken Demokratie ein Thron überhaupt unvereinbar war.

Aber dieſes Königtum, das auf einer der Maſſe des Volkes im Grunde fremden Idee beruhte, ſchwebte in der Luft und hat nie Wurzel gefaßt; die Hoffnung, das Volk werde mit fortſchreitender Bildung in den Ideenkreis hineinwachſen, der das Königtum trug, hat ſich ebenfalls als trügeriſch erwieſen. König Otto ſcheiterte, aber auch im weiteren Verlaufe der Geſchichte iſt das Königtum keine byzantiniſch-orthodoxe Herrſchaft geworden, während der byzantiniſche Charakter der breiten Schichten des Volkes immer deutlicher wieder an die Oberfläche getreten iſt. Die glänzenden archäologiſchen Entdeckungen, dieſes Suchen nach dem alten Griechenland im neuen täuſcht manche Europäer und einzelne Griechen. Von den Hellenen ſpricht niemand mit ſolcher Emphaſe wie Miſtriotes, der doch in ſeinem innigen Bund mit dem Patriarchat und der Geiſtlichkeit, in ſeiner fanatiſchen Ablehnung des Abendlandes, aber auch in ſeiner geſamten wiſſenſchaftlichen Perſönlichkeit der echteſte Byzantiner iſt.[2]) Darum aber beherrſcht er die Maſſen des Volkes, darauf beruht ſeine immenſe Popularität bei der Menge, daß er das wahre Weſen dieſes Volkes in ſeiner Perſon auf das klarſte darſtellt und auf das entſchiedenſte zur Geltung gebracht hat. Alles politiſche und nationale Empfinden der Volksmaſſen — von den oberſten Klaſſen der europäiſch Gebildeten und der noch kleinen ſozialiſtiſchen Partei ſehe ich ab — gipfelt in Konſtantinopel und im Patriarchat. Im

---

[2]) Seine λόγοι ῥητορικοί z. B. leſen ſich vollkommen in der Sprache, im Stil und in den Gedanken wie die Werke eines Schriftſtellers des 12. oder 14. Jahrhunderts.

Namen des Oberhirten der orthodoxen Kirche führte Mistriotes den Kampf, ihn nannte ein Redner vor der Universität den »Grundpfeiler unseres Volkes«, und in der Kammer hieß es: »Die Sturmglocke wird geläutet vom ökumenischen Patriarchen, dem wirklichen Basileus aller Griechen«. Das ist die Grundstimmung des Volkes. Ja, so groß war auch in der Kammer der Eifer, die Oberhoheit des Patriarchen in Konstantinopel zu betonen, daß man einen Beschluß faßte, der gegen die Grundgesetze über das Verhältnis zwischen Staat und Kirche verstieß. Denn kaum war in der letzten Februarnacht jener denkwürdige Beschluß gefaßt, der jede Bibelübersetzung von der Zustimmung des Patriarchats abhängig machte, da mußten sich Ministerium und Kammer anderen Tages bereits vom athenischen Metropoliten und dann in zahlreichen Aufsätzen der Tagespresse von hervorragenden Kennern des Kirchenrechts belehren lassen, daß nach dem Konkordat von 1864 eine derartige Befugnis garnicht zur Kompetenz des Patriarchats gehöre, sondern dafür allein die heilige Synode des Königreiches zuständig sei. Der Paragraph schaffe die Möglichkeit schwerer künftiger Konflikte zwischen dem Patriarchat und der Regierung. Aber dem orthodoxen Volke wiegen diese Bedenken leicht. Die engste Beziehung zum Patriarchat in Konstantinopel ist ihm ein teures Erbe der Vergangenheit. Es irrt, wer glaubt, daß Byzanz gestorben sei; gerade in diesen Tagen hat es seine zähe Lebenskraft aufs deutlichste bewährt.

Auch das ist echt byzantinisch, die Ablehnung des Auslandes. Den Vulgaristen in Griechenland hätte man vieles verziehen, aber das Eingreifen von Krumbacher, Psychares und Palles — denn auch diese seit langem im Auslande lebenden Griechen galten als Fremde — war unverzeihlich. Die Behauptungen, daß diese Ausländer die Nation bedrohten, fand um so leichter Beifall, als sie ja in der Tat nicht nur für die Vulgärsprache, sondern auch für die Übersetzung der Bibel eintraten. Ein Angriff auf die Sprache der heiligen Bücher gilt aber als Angriff auf die Kirche selbst und damit auf die Nation. Für jeden Byzantiner ist seit dem 4. Jahrhundert der Text des Neuen Testamentes und der Septuaginta die letzte und absolute Quelle der religiösen Erkenntnis gewesen. Der Gedanke, auf den hebräischen Urtext zurückzugehen oder über die Sprache des geschichtlichen Christus nachzudenken, ist nie einem Byzantiner gekommen. Und heute ist es nicht anders. »Christus selbst hat diese Sprache auserwählt, um durch sie der Welt seine Heilswahrheiten zu verkündigen«, sagte einer der Redner. Wenn daneben in den Debatten zuweilen auch jener andere Ton erklang, das Griechische sei die Sprache der großen Ahnen, die Sprache, in der die Götter reden würden, wenn sie wieder zur Erde hinabstiegen, so wähne man nicht gleich die Kraft des modernen Philhellenismus zu verspüren. Genau so sprach bereits ein Psellos. Denn die Vereinigung beider Vorstellungskreise, einem modernen Abendländer so schwer zu fassen, ist seit den Tagen des Photios ein echtes Characteristicum der Byzantiner gewesen. Aus seinem Geiste heraus wollten die Byzantiner, da die Türken bereits vor Konstantinopel lagen, lieber in einer Moschee anbeten als in einer abendländischen Kirche, und jetzt konnte man es wieder lesen, daß »Mohamed der Eroberer sich als der Retter des griechischen Volkes bewährte«. Die Katastrophe von 1204, die Vernichtung des großen byzantinischen Reiches durch das Abendland, ist nie dem Gedächtnis des Volkes entschwunden.

So war die Unterstützung der Vulgaristen vom Abendlande her von vornherein ihren Bestrebungen mehr schädlich als wertvoll. Aber sie selbst hatten in der Tat mehr als genug Fehler und Irrtümer begangen. Das Schlimmste war, ihnen fehlte die Einheit. Beinahe jeder dieser Dichter und Prosaiker stellte eine Individualität dar, aber was in literarischer Beziehung wertvoll war, erwies sich in der Politik als verderblich. Es fehlte an der sicheren Führung. Die radikalen Reformvorschläge von Psychares wurden beinahe von niemandem verteidigt; die grundsätzliche Mißachtung aller historischen Orthographie machte seine Sprache dem Volke nur fremd, und das Bestreben, die Unmasse von türkischen und anderen Fremdwörtern als das echteste Sprachgut der Nation zur Anerkennung zu bringen, hätte auch bei jedem anderen selbstbewußten Volke auf Widerspruch stoßen müssen. Wohl versuchte man in der allerletzten Zeit von unten her das Volk zu gewinnen, durch Gründung von Schulen das Versäumte nachzuholen; aber diese neuen Volksschulen waren nicht nur in sprachlicher Beziehung reformatorisch, sondern befolgten

auch in bezug auf die religiösen Grundlagen neue Ziele und Methoden, die sich mit dem Empfinden des orthodoxen Volkes so wenig vertrugen wie die Überſetzung des Neuen Teſtamentes. Es war verhängnisvoll für die Bewegung, daß man zuerſt auf diesem Wege das Volk gewinnen wollte, also gerade da angriff, wo der Widerſtand naturgemäß am allerſtärkſten sein mußte. Aber dann läßt sich auch nicht verkennen, daß in dem letzten entscheidenden Kampfe der Widerſtand außerordentlich matt war; faſt schien es, als fehle der rechte Glaube. Nur Palamas, aufrecht und ſtolz wie immer, war tapfer auf dem Plan. Aber insbesondere in der Kammer beschränkte sich, wie oben schon angedeutet, die Partei der Vulgariſten durchaus auf die Verteidigung, von einem frischen, fröhlichen Angriff gegen die Hochsprache, die doch den Aufschwung der Kultur verhindere, wie man so oft gesagt hatte, war nichts zu spüren. Malliaros wollte keiner sein, kaum Vulgariſt (*χυδαϊστής*), höchſtens Volkssprachler (*δημοτικιστής*), und kaum etwas anderes hielt man den Gegnern entgegen, als daß die Volkssprache durchaus nicht die Nation entzweie, daß sie gar unschädlich sei und deshalb nicht durch Verfassungsparagraphen bekämpft zu werden brauche. Solche Mattherzigkeit führt nicht zum Siege, die Begeiſterung war beim Feinde.

Palamas selbſt iſt kein Politiker. Dieser feinſte und seelenvollſte Dichter, den das neue Griechenland hervorgebracht hat, schließt seinen ſtolzen Fehdebrief mit dem schönen Bekenntnis: »Diejenigen Völker leben und schreiten vorwärts, die zum Lehrer ihres Denkens den Dichter nehmen.« Das iſt der Glaube eines Poeten, die Politik verlangt ein anderes Programm.

Der Kampf iſt jetzt zu Ende, ich glaube für immer. Es wird der Volkssprache in Griechenland kein anderes Los beschieden sein als in allen indogermanischen Ländern; mit dem Wachsen der Bildung geht sie zurück und langsam zugrunde. Auch in Griechenland hat die Schriftsprache gewaltige Fortschritte gemacht. Völlig mit Recht konnte ein Redner darauf hinweisen, daß jetzt auch der gemeine Mann nicht mehr sagt *ἐβγήκανε τὰ ἀφεντικά*, sondern *ἐξῆλθαν οἱ κύριοι*. Es vollzieht sich unaufhaltsam derselbe Prozeß wie bei uns im plattdeutschen Sprachgebiet. Das braucht aber die griechische Nation nicht zu beunruhigen, wenn sie sich davon frei hält, die lebendige Sprache durch Archäomanie zu töten, und ihr nicht die Quellen verschüttet, die in der gesprochenen Sprache nie versiegen. Bis jetzt iſt die Schriftsprache in Griechenland so wenig eine tote Sprache wie irgend wo. Auch in der Schweiz z. B. herrscht die Volkssprache in weitem Umfange noch in der Familie und im Verkehr, und dabei glänzen in der Literatur der Schriftsprache Sterne wie Gottfried Keller, Conrad Ferdinand Meyer und viele andere. Aber eine heilige Pflicht erwächſt dem griechischen Volke gegenüber seiner dahinschwindenden Vulgärsprache: mit allen Kräften das große Werk zu fördern, an dessen Spitze Polites und Chatzidakis ſtehen, den ganzen Reichtum der heute noch beſtehenden Volkssprache zu durchforschen, ihn zu sammeln und aufzuzeichnen, damit wenigſtens wissenschaftlich erhalten bleibt, was durch den Gang der Zeit dem Untergang geweiht iſt.

Nachrichten und Mitteilungen.

Korrespondenz aus New York.

Amerikanische Universitätsfrequenz.

Der diesjährige Besuch (November 1910, einschließlich derjenigen Sommerſtudenten, die nicht im Herbſt zurückkehrten) einer Anzahl der wichtigſten Universitäten der Vereinigten Staaten von Amerika ergibt sich aus folgender Tabelle, in der auch die Frequenz des Vorjahres vergleichshalber angeführt iſt:

Universität	Inkl. Sommerſtudenten 1910-11	1909-10	Zu- oder Abnahme
Columbia	7411	6132	+ 1279
Chicago	5883	5487	+ 396
* Michigan	5339	5259	+ 80
Harvard	5329	5558	— 229
Pennsylvania	5187	4857	+ 330
Cornell	5169	5028	+ 141
* Minnesota	4972	4351	+ 621
* California	4758	4084	+ 674
* Wisconsin	4745	4245	+ 500
* Illinois	4659	4502	+ 157
New York	3947	3843	+ 104
* Nebraska	3661	3402	+ 259
Northweſtern	3543	3197	+ 346
Yale	3287	3276	+ 11
Syracuse	3248	3248	0

	Inkl. Sommerstudenten 1910-11	1909-10	Zu- oder Abnahme
* Ohio State	3181	3012	+ 169
* Missouri	2678	2589	+ 89
* Texas	2597	2492	+ 105
* Kansas	2246	2144	+ 102
* Indiana	2102	2231	— 129
Tulane	1985	1882	+ 103
* Iowa	1957	2246	— 289
Stanford	1648	1620	+ 28
Princeton	1451	1398	+ 53
Weſtern Reserve	1274	1083	+ 191
Johns Hopkins	784	710	+ 74
* Virginia	688	767	— 79

Aus der Tabelle ergibt sich, daß nur vier Anſtalten (Harvard, Iowa, Indiana und Virginia) gegen das Vorjahr eine Abnahme der Studentenzahl aufweisen, während mehrere eine erhebliche Zunahme zu verzeichnen haben, insbesondere Columbia, California, Minnesota und Wisconsin. Falls die Sommerſtudenten nicht mitgerechnet werden, ergibt sich die folgende Aufſtellung:

Universität	Exkl. Sommerstudenten 1910—11	1909—10	Zu- oder Abnahme
Columbia	5446	4650	+ 796
* Minnesota	4657	4036	+ 621
* Michigan	4651	4631	+ 20
Pennsylvania	4614	4608	+ 6
Harvard	4588	4518	+ 70
Cornell	4582	4514	+ 68
* Illinois	4329	4173	+ 156
* California	3950	3454	+ 496
* Wisconsin	3902	3495	+ 407
New York	3570	3424	+ 146
Northweſtern	3508	3129	+ 379
* Nebraska	3357	3121	+ 236
Yale	3287	3264	+ 23
Syracuse	3150	3138	+ 12
Chicago	3035	2804	+ 231
* Ohio State	2803	2644	+ 159
* Missouri	2269	2226	+ 43
* Kansas	2020	1922	+ 98
* Texas	1835	1795	+ 40
* Iowa	1754	2024	— 270
Stanford	1633	1604	+ 29
Princeton	1451	1398	+ 53
* Indiana	1299	1417	— 118
Weſtern Reserve	1274	1083	+ 191
Tulane	1238	1156	+ 82
Johns Hopkins	784	710	+ 74
* Virginia	688	767	— 79

Die größte Zunahme in der Winterfrequenz weisen also die Universitäten Columbia, Minnesota, California und Wisconsin auf, während Iowa, Indiana und Virginia dieses Jahr weniger Studenten haben als im Vorjahre. Zum erſten Male in der Geschichte des höheren Unterrichtswesens hat eine amerikanische Universität die Zahl 5000 in der Winterfrequenz überschritten, und zwar die Columbia-Universität, welche die größte Zunahme in der Winter- sowohl als in der Sommerfrequenz (+ 664) zu verzeichnen hat.

Den größten Zuwachs an Studenten weisen die landwirtschaftlichen Abteilungen auf, die in erſter Linie an den Staatsuniversitäten, besonders im Weſten, anzutreffen sind, und die sich seit einigen Jahren eines überaus schnellen Wachstums erfreuen. Auch bei den graduate schools, im allgemeinen der deutschen philosophischen Fakultät entsprechend, iſt eine erfreuliche Zunahme zu konſtatieren, während nicht weniger als dreizehn medizinische, zwölf rechtswissenschaftliche und dreizehn technische Abteilungen eine Abnahme zu verzeichnen haben, so daß es in diesen drei Fakultäten an den in der Liſte vertretenen Universitäten dieses Jahr weniger Studenten gibt als im Vorjahr — eine erfreuliche Tatsache, da die Abnahme in den meiſten Fällen einer Steigerung der Anforderungen zur Aufnahme zuzuschreiben iſt.

Die besuchteſte medizinische Schule besitzt die Staatsuniversität von Illinois, und dieser folgen New York, Northweſtern, Pennsylvania, Tulane, Johns Hopkins, Michigan, Columbia, Harvard, Indiana in der gegebenen Reihenfolge. In der rechtswissenschaftlichen Abteilung iſt die Reihenfolge (für die erſten zehn) folgende: Harvard, Michigan, New York, Minnesota, Columbia, Pennsylvania, Yale, Cornell, Texas, Northweſtern; in der graduate school: Columbia, Harvard, Chicago, Yale, Pennsylvania, California, New York, Cornell, Illinois, Wisconsin; in der technischen Abteilung: Cornell, Illinois, Michigan, Yale, Wisconsin, Pennsylvania, Ohio State, California, Columbia, Minnesota. Nur vier der in der Tabelle angeführten Anſtalten besitzen theologische Fakultäten, denn diese sind in den Vereinigten Staaten meiſtens von den Hochschulen getrennt, während andererseits an den meiſten amerikanischen Universitäten technische Schulen anzutreffen sind. Die Reihenfolge bei den theologischen Schulen iſt wie folgt: Northweſtern, Chicago, Yale, Harvard.

Die besuchteſte Abteilung für Architektur besitzt die Universität Illinois, welche von Pennsylvania, Columbia und Cornell gefolgt wird. Die größte Handelsschule besitzt die Universität New York, dann kommen Pennsylvania, Northweſtern und Wisconsin. Bei der Zahnheilkunde iſt die Reihenfolge Pennsylvania, Northweſtern, Michigan, Minnesota, bei der Pharmazie Columbia, Northweſtern, Illionis, Weſtern Reserve, bei der Tierheilkunde Ohio State, Pennsylvania, Cornell, New York. Selbſtverſtändlich besitzen nur einige der besprochenen Anſtalten, — nicht alle, — Abteilungen für die eben genannten Fächer, ebenso wie nur einige davon Abteilungen für Pädagogik oder getrennte Lehrerseminare (teachers college) unterhalten; von letzteren iſt bei weitem das größte an der Columbia Universität (1406) anzutreffen; dann kommen die Universitäten New York (345), Chicago (228) und Missouri (161).

Das größte Wachstum in Einzelabteilungen weisen auf: Western Reserve, California und Johns Hopkins in der medizinischen Fakultät; Stanford, Columbia und Harvard in der rechtswissenschaftlichen; Illinois, Yale und Columbia in der technischen und Columbia, Stanford und Illinois in der philosophischen (graduate school) Fakultät.

Die größten Sommerschulen haben Chicago, Columbia und Wisconsin und die größte Zunahme in der Sommerfrequenz (1910 gegen 1909) weisen Columbia, Pennsylvania und Wisconsin auf.

R. T., jun.

Die mit einem * bezeichneten Anstalten sind Staatsuniversitäten, die übrigen sind Privatanstalten.

Internationale Wochenschrift für Wissenschaft Kunst und Technik

herausgegeben von Prof. Dr. Paul Hinneberg, Berlin, Zimmerstr. 36

Verlag: August Scherl, Berlin SW, Zimmerstraße 36-41. — Druck: Bayerische Druckerei und Verlagsanstalt G. m. b. H. in München, Bayerstraße 57.

5. Jahrgang Nr. 23
10. Juni 1911

Inseraten-Annahme bei den Annoncen-Expeditionen von August Scherl G. m. b. H., Berlin und Daube & Co G. m. b. H., Berlin und deren sämtlichen Filialen

Für die Redaktion verantwortlich: Professor Dr. Wilhelm Paszkowski, Berlin-Gr. Lichterfelde.

Erscheint jeden Sonnabend. — Preis vierteljährlich für Deutschland und Oesterreich 3 Mark, für die übrigen Länder des Weltpostverkehrs 4 Mark 30 Pfg. bei direktem Bezug unter Kreuzband. — Einzelnummer 25 Pfg. — Inserate die dreigespaltene Nonpareillezeile 50 Pfg. — Abonnements nehmen alle Buchhandlungen und Postanstalten, sowie sämtliche Geschäftsstellen von August Scherl G. m. b. H. entgegen.

INHALT

Die Abhandlungen erscheinen in deutscher Sprache, englische und französische auf Wunsch der Autoren im Urtext

Abraham und die Könige des Ostens.
(1. Mose. 14)

Von Johannes Meinhold, Professor an der Universität Bonn.

Das 14. Kapitel der Genesis, das uns von dem Zuge des Elamiterkönigs Kedor-la'omer und seiner Genossen gegen Sodom und Gomorrha, von ihrem Zusammenstoß mit Abram und schließlich von der Begegnung Abrams mit Malkisedek erzählt, hat schon seit langem die Aufmerksamkeit der Forscher auf sich gezogen. Das ist kein Wunder. Hier allein erscheint die Patriarchengeschichte in engster Berührung mit der Weltgeschichte: Abram tritt als ein Gleicher den mächtigen Königen des Ostens gegenüber. Und die Namen der Könige des Ostens, die angegebene Lage (Elam Herr in Babylonien und Kanaan), das Auftreten eines kanaanäischen Priesterkönigs mit echt kanaanäischem Namen — alles das ist so auffallend, so einzigartig inmitten des gesamten Pentateuch, daß die besondere Stellung unseres Kapitels in der kritischen Behandlung des Pentateuch nur zu begreiflich erscheint. Dazu kommt vielfach noch ein vermeintliches Glaubensinteresse. Zwar ist die Frage nach dem historischen oder sagenhaften Charakter der Patriarchenfiguren rein wissenschaftlicher Natur, aber wegen der im Munde Jesu und der Apostel deutlich vorausgesetzten Annahme, daß wir es bei den Patriarchenerzählungen mit wirklicher Geschichte zu tun haben, meinte man, daß auch ein Interesse der Religion an dem Beweis der Geschichtlichkeit eines Abram vorliege. Mag das auch irrig sein, mag die Benutzung der neutestamentlichen Schriften zur Bezeugung geschichtlicher Ereignisse der Vergangenheit unzulässig sein, nur auf eine falsche Auffassung von Offenbarung zurückgehen: Tatsache ist, daß derartige Ideen in die kritische Behandlung von Genesis 14. nicht nur, sondern der Patriarchengeschichte überhaupt stark hineinspielen. Und weil nun Genesis 14 anscheinend eine nüchterne historische Erzählung ist, sich hier von dichtender, verklärender Sage auch nicht der geringste Hauch findet; weil der Bericht sich als uralt, ja am Ende als zeitgenössisch gibt und das durch die keilschriftlichen Nachrichten auf das überraschendste bestätigt wird, so ist uns damit der geschichtliche Charakter eines Abram durch Genesis 14 verbürgt und dann natürlich auch für die anderen Kapitel der Genesis (12—24) festgelegt. Es steht demnach, so sagt man, hier so wie in vielen anderen Fällen: die kritische Forschung des alten Testamentes war überstürzt und übereilt. Das Wort, das Jesus den Pharisäern entgegenhielt, daß »die Steine schreien würden, wenn seine Jünger schwiegen« (Lukas 19, 40) gilt auch hier. Die lebendigen Zeugen jener Begebenheiten sind längst dahin. Ihr Mund

ist geschlossen. Da fangen die Steine an zu reden. Da kommen von den Tontafeln des Zweistromgebietes Nachrichten und Angaben, die unsere biblischen Erzählungen auf das beste bestätigen.

Wie liegt denn nun die Angelegenheit? Zur Zeit des 'Amraphel von Schin'ar, des 'Arjoch von 'Ellasar, des Kedor-la'omer von Elam, des Tid'al von Gojim (?) machten, so hören wir, eben diese genannten Könige eine Expedition gegen das Ostjordangebiet, insbesondere gegen die Könige des »Siddim«-tales, eines Tales, das vor der Katastrophe von Sodom und Gomorrha dicht bewohnt und bevölkert war. Diese Könige, die ihre 12 Jahre getragene Abhängigkeit von den Ostländern gelöst hatten, sollen wieder in die alte Botmäßigkeit zurückgezwungen werden. Die Absicht gelingt. Im Fluge werden die Völker Ostjordaniens niedergeworfen: bis an den älanitischen Meerbusen, die Ostzunge des roten Meeres, dringen die Eroberer durch das vor den Edomiten von Choritern bewohnte unwegsame Gebirge Se'ir hindurch. Noch haben sie nicht die Klinge mit den gefährlichsten Gegnern, den Königen des Siddimtals, gekreuzt. Sie wenden sich auch von Elath zunächst nicht gegen sie, sondern nordwestwärts. Da werfen sie die Amalekiter nieder und berauben so die Feinde ihrer Rückendeckung. Danach kommt es zur Entscheidungsschlacht. Da stoßen 4 Könige (die Ostländer) mit den 5 Königen der Städte des Siddimtals zusammen. Die Kanaanäer verlieren. Der König von Sodom und von Gomorrha versinkt in den dort reichlich vorhandenen Asphaltgruben. Von dem weiteren Schicksal der anderen verlautet nichts. Die Städte werden geplündert, die Bewohner verschleppt. Nun tritt Abram auf die Bühne. Er hört von dem Mißgeschick seines Neffen Lot, der sich in Sodom niedergelassen hatte (Kap. 13) und nun das Loos der Sodomiten teilte. Sofort ist der Patriarch zur Hilfe bereit. Von Hebron, wo er wohnt, bricht er mit seinen waffengeübten 318 Hausskaven auf, unterstützt von seinen Bundesgenossen Mamre', 'Eschkol, 'Aner, um den Räubern die Beute abzujagen. Er erreicht sie in Dan, den israelitischen Lesern als nördlichste Stadt ihres Landes bekannten Orte, überfällt sie nachts, schlägt und verfolgt sie eine mehrtägige Strecke bis Choba, nördlich von Damaskus. Hier macht er Kehrt, nachdem er die Feinde völlig besiegt hat. Der König von Sodom zieht dem Sieger entgegen und trifft ihn am »Schavetal d. h. Königstal«, muß aber zunächst einem anderen den Vortritt überlassen. Malkiṣedeḳ, König von Schalem, Priester des 'El'eljon d. h. des höchsten Gottes, bringt dem Abram Brot und Wein heraus und spendet ihm den Segen seines Gottes, wofür Abram jenem den Zehnten von allem schenkt. Dem König von Sodom aber, der Abram nur um Rückgabe der Menschen, nicht der Beute angeht, stattet er all seine Habe zurück mit Ausnahme dessen, was als Mundvorrat hat dienen müssen und was den Bundesgenossen als Anteil zukommt.

Kein Zweifel: dieser Bericht will geschichtlich genommen, will alt sein. Alte, sonst vielfach überhaupt nicht oder nur für die vorisraelitische Zeit vorkommende Namen kanaanäischer Orte und Völker treten uns entgegen. So die Stämme der »Rephaiter« in Baschan, der »Zuziter« in Ammon, der »Emiter« in Moab, der »Choriter« in Edom; die Namen von Orten und Gegenden, wie »Siddimtal«, »'Adma und Sebo'im«, »Bela'«, »Ham«, »'En mischpat«, »Chaṣaṣon Tamar« sind sonst wenig oder garnicht bekannt. Darum ist die Hinzufügung der späteren Benennung nötig. Sie findet sich vielfach, wenn auch nicht überall. »Siddimtal das ist das Salzmeer«, »Bela' das ist Ṡo'ar«, »'En ha mischpat das ist das Kadesch«, so hören wir. Natürlich stammen diese Bemerkungen, meint man, von einem späteren Schriftsteller, der einen alten Bericht überarbeitet und den Israeliten verdeutlicht hat. Wenn wir nun aber Abram als »Hebräer« eingeführt finden, so will diese Bezeichnung, die wir mit Vorliebe in nichtisraelitischem Munde finden, andeuten, daß wir es hier mit einer nichtisraelitischen Quelle zu tun haben, die dann von einem israelitischen Verfasser übertragen und glossiert wurde. In Zusammenhalt nun mit den geschichtlichen Angaben V. 1, die in ihrer Art vereinzelt im Alten Testament dastehen und eine sonst nirgends entgegentretende Kenntnis von den geschichtlichen Verhältnissen um 2000 verraten, führen, wie viele meinen, diese Bemerkungen dazu, daß wir einen keilschriftlichen zeitgenössischen Bericht annehmen müssen. Er mag im Archiv von Jerusalem, dessen König Malkiṣedeḳ uns hier ja groß und breit entgegentritt, aufbewahrt



und dann hebraisiert worden sein. Denn die kanaanäisch-hebräische Buchstabenschrift gab es damals noch nicht. Die Elamiten aber, unter deren Herrschaft kanaanäisches Gebiet 12 Jahre lang gestanden, benutzten auch die babylonische Schrift und Sprache. Beides wird unter ihrer Herrschaft in Kanaan Eingang gefunden haben. Denkt man daran, daß nicht nur die kanaanäischen Fürsten um 1400 mit dem ägyptischen König, sondern auch mit einander babylonisch korrespondierten, ja daß man noch im 7. Jahrhundert dicht bei Jerusalem assyrisch schrieb und las, wie eine in Gezer aufgefundene Keilschriftlegende erweist, so hat es doch, sagt mancher, garnichts Unwahrscheinliches, wenn man hier einen alten babylonischen Bericht in späterer, hebräischer Überarbeitung findet. Ja, hier und da schimmert noch der babylonische Körper durch das leicht übergeworfene hebräische Sprachgewand hindurch. Der wiederholt auftretende Ausdruck »rekusch« für »Habe«, »Besitz« geht auf babylonisch »ruschu« zurück. Das merkwürdige »er entleerte seine Kriegsgeübten« (wie ein Schütze seinen Köcher) V. 14, das inmitten einer ganz nüchternen prosaischen Erzählung mindestens auffällig ist, erklärt sich einfach aus babylonischer Vorlage. Für »vajareḳ« ist zu lesen etwa »vajādeḳ« oder ähnlich, was denn nach dem Babylonischen »er musterte«, »bot auf« hieße und vortrefflich passen würde. Da das hebräische r: ר mit dem hebräischen d: ד gar leicht verwechselt werden konnte und verwechselt wurde, hat diese Annahme nicht die geringste Schwierigkeit. Der Ausdruck für »Kriegsgeübte« ḫanikajv, auffallend und alleinstehend im ganzen Alten Testament, ergibt sich angesichts des babylonischen ḫanaku leicht als Babylonismus. Das eigentümliche »er teilte sich gegen sie in der Nacht, er und seine Knechte« (V. 15) verliert sein befremdendes Aussehen, wenn man das hebräische Wort für »vajēchalēḳ« nicht nach dem hebräischen, sondern dem babylonischen Lexikon versteht und mit »er und seine Knechte schlugen sie nachts in die Flucht« übersetzt. Ebenso ist das »Schave-Tal« als »Schare-Tal« zu lesen und nach dem Babylonischen als »Fürstental« zu übersetzen, wie ja auch die Glosse das Wort richtig als »Königstal« deutet. Nimmt man hinzu, daß auch in der Malkiṣedeḳerzählung überall die babylonisch-kanaanäische Grundlage durchschimmert, daß vor allem der Name Schalem für Jerusalem sich auf die einfachste Weise daraus erklärt, daß der Übersetzer das »Ur« in Ursalimu (so heißt Jerusalem in der Keilschriftsprache) nicht als Namenbestandteil, sondern als Städtedeterminativ gefaßt hat, so scheint damit der schlagende Beweis für die Altertümlichkeit und Zuverlässigkeit unseres Berichtes gegeben. In diesem Sinne äußern sich, wenn im Einzelnen auch recht verschieden, Hommel, Die altisraelitische Überlieferung in inschriftlicher Beleuchtung, 1897; Winckler, Geschichte Israels II, 27 ff., 1900; Sellin, Neue kirchliche Zeitschrift XVI, S. 934 ff.; A. Jeremias, Das Alte Testament und der alte Orient, 2 A. z. d. St.

Wie liegt es denn nun in Wirklichkeit? Haben wir es tatsächlich mit einem uralten, am Ende zeitgenössischen Bericht zu tun, der aus dem Babylonischen ins Hebräische übertragen wurde? Oder verstand ein jüngerer Schriftsteller der jüdischen Gemeinde es so gut, einer späten jüdischen Sage oder Dichtung ein altes Gewand umzuwerfen, daß es bis auf den heutigen Tag die Forscher und Leser getäuscht hat? Das Material reicht aus, um diese Fragen zu beantworten.

Zunächst scheidet V. 18—20 (die Malkiṣedeḳepisode) als nicht zu dem eigentlichen Kapitel gehörig, als Einsatz aus. V. 17 hören wir, daß der König von Sodom dem siegreichen Abram bis zum Schavetal entgegenzieht. Aber nicht er verhandelt mit Abram, sondern der plötzlich und unvermutet auftretende Malkiṣedeḳ von Salem. Wo blieb dabei der König von Sodom? Ist er als stummer Zuschauer zu denken? Aber wenn Abram Malkiṣedeḳ den Zehnten gibt, so denkt man da doch am besten an den Zehnten der Beute, die er doch nach V. 22 als nicht ihm, sondern dem Sodomiten gehörig betrachtet. Er mußte sich denn doch zuvor mit dem König von Sodom über die Zehntenabgabe an Malkiṣedeḳ verständigen. Das geschieht nicht. V. 21—24 nimmt auf 18—20 nicht die geringste Rücksicht. V. 21 tut vielmehr so, als ob 18—20 gar nicht vorhanden wäre; er schließt unmittelbar an V. 17 an (da kam der König von Sodom V. 17 . . . und sagte zu Abram, V. 21). Und wenn Abram auch keinen Schuhriemen, keine Sandale der sodomitischen Beute behalten will, so hatte er ja doch nach V. 20 schon über ein Zehntel verfügt! Aber er sagt

nichts davon, während er doch vermerkt, daß seine Knechte etwas von der sodomitischen Fahrhabe gebraucht haben und nicht wieder erſtatten sollen. Es darf demnach als sicher gelten, daß V. 18—20 (Malkiṣedeḳ und Abram), nicht aber, wie ein unglücklicher Einfall Sellins will, V. 17, 21—24 (König von Sodom und Abram) spätere Zutat ist. Für die Ausscheidung von 18—20 spricht ja auch der vollkommen andere Ton, der andere Stil, in dem die Malkiṣedeḳerzählung gehalten iſt. Wie man sich nun auch zu der Entſtehung von 18—20 stellen mag, ob man die Verse für uralt, ja ursprünglich babylonisch hält — was gänzlich ohne Beweis iſt —, oder ob man annimmt, daß V. 18—20 als jüngeres Stück in das ältere Kap. 14 eingefügt sei: für die Kritik von Kap. 14 scheidet V. 18—20 zunächst aus. — Betreffs dieses aber ist nun vorab zu bemerken, daß mit dem Beweise der vollkommenen Genauigkeit und Zuverlässigkeit der geschichtlichen Notizen von V. 1 über Kedorla'omer und Genossen natürlich noch nicht das Geringſte über die Tatsächlichkeit der hier vorgeführten Begebnisse und der Geschichtlichkeit eines Abram ausgesagt iſt. Wenn es einen Friedrich den Großen gab, wenn er den siebenjährigen Krieg siegreich zu Ende führte, wenn die Zuſtände sich damals so geſtaltet hatten, wie sie in Lessings Minna von Barnhelm vorgeführt werden, so iſt damit natürlich ganz und garnicht gegeben, daß Tellheim, Minna von Barnhelm, Franziska usw. exiſtierten. So selbſtverſtändlich das scheint, es muß doch gegenüber mancherlei Unklarheiten betont werden. Nun aber läßt sich aus den Angaben in V. 1 selbſt entnehmen, daß in ihnen ganz und garnicht ein Zeitgenosse der babylonischen Könige zu Wort kommt. Es iſt wahr, Elamiten beherrschten um 2000 Babylonien. Kudurmabuk von Elam erscheint um diese Zeit als Herr des größten Teiles von Babylonien. Er nennt sich auch »adda mat Amuru«, d. h. Herr des Amoriterlandes. Das kann auf eine Unterwerfung von Paläſtina = Amoriterland gehen. Sicher iſt's aber nicht. Vielleicht bezieht es sich auch nur auf »die Abwehr und Besiegung der Amoriter von Babel« (vergleiche Eduard Meyer, Geschichte des Altertums I. 2 S. 550). »'Amraphel von Sin'ar« wird vielfach als Chammurabbi aufgefaßt d. h. als der durch die Keilinschriften, aber auch nur durch diese bekannt gemachte große König von Babel dieses Namens, der daselbſt etwa von 1958—1916 (vgl. Ed. Meyer) regiert haben mag. Sicher iſt diese Gleichung aber keineswegs. »'Amraphel« und »Chammurabbi« sehn doch recht verschieden aus. Besonders das schließende »l« in »'Amraphel« ſtört und iſt bisher nicht erklärt worden. Am eintachſten wäre hier noch eine Verwechlung des hebräischen »i« = י mit dem hebräischen »l« = ל anzunehmen. »Amraphi« wäre also in »Amraphel« verlesen worden. Iſt nun wirklich Ammurapi als spätere assyrische Schreibung des Namens Chammurabi nachgewiesen (vgl. Lehmann-Haupt, Israel, seine Entwicklung im Rahmen der Weltgeschichte 1911. S. 9), so ließe sich die Gleichsetzung wohl billigen — aber das böte uns dann den Namen in einer späten, doch schon recht veränderten Form! Wie die hebräischen Zeitgenossen des Nabû-kudûri-uṣurs, Jeremia und Ezechiel, den Namen dieses Erobererers von Jerusalem richtig Nebukadre'ṣar wiedergeben (die Vokale sind ja bekanntlich erſt später in das Konsonantengefüge hineingeschrieben und rechnen nicht mit), die Form »Nebukadne'ṣar« oder »Nebukadneṣṣar« im alten Teſtament einen späteren, nicht zeitgenössischen Schriftſteller verrät, so würde auch »'Amraphi« = Chammurabbi für einen späteren Autor sprechen, der den Namen des alten Königs in einer jüngeren durch das Assyrische hindurchgegangenen Form gebrauchte.[1]) »Amraphel« heißt hier König von Sinear (Schin'ar). Nehmen wir Sinear wie sonſt im alten Teſtament für Gesamtbabylonien oder setzen wir es, was wohl kaum zulässig iſt, dem babylonischen »Schumer« d. h. Südbabylonien gleich: für einen zeitgenössischen Bericht wäre beides wunderbar. Denn wenn Chamurabbi überhaupt im Gefolge des elamitischen Oberherrn gen Weſten gezogen iſt, so geschah das, als er eben noch nicht König von Sin'ear war, mag man diesen Namen nun im erſten oder zweiten Verſtande nehmen. Gerade im Kampfe gegen Elam und seine Vasallen hat er sich erſt zum Herrn von Babylonien gemacht.

[1]) Doch würde dieser Schluß hinfallen, wenn Ungrad recht hat (Zeitschrift für Assyriologie 1909, S. 7 ff.), mit seiner Behauptung, daß »Ammurapi« die altbabylonische Aussprache sei. So auch Lehmann-Haupt in den Nachträgen zu dem oben angezogenen Werk. S. 289.

Der Verfasser müßte also jedenfalls Chammu=rabbi schon als solchen gekannt und diesen Titel für eine frühere Zeit gebraucht haben, in der er noch nicht zutreffend war. Nun erscheint Amraphel als Zeitgenosse und Mit=kämpfer des 'Arjoch von Ellasar. Es ist ja möglich, daß Ellasar die südbabylonische Königftadt Larsa meint — aber doch mög=lich nur. Nehmen wir es einmal an. Da ift bemerkenswert, — und auch das wird für die Glaubwürdigkeit von Gen. 14 ins Feld geführt —, daß gerade in dieser ela=mitischen Periode Larsa bedeutsam hervor=tritt. Als Herrscher von Larsa werden für diese Zeit Arad-sin und Rim-sin genannt. Man glaubte früher an zwei Namen für ein und dieselbe Person. Das scheint irrig. Der kurzen Regierung seines Bruders Arad-sin folgte Rim-sin mit einer langen, erfolgreichen Re=gierung, (etwa 1970—28). Er scheint sich nach seines Vaters Kudur-Mabuk Tode selbftändig gemacht zu haben. Erft Chammurabbi hat ihm die Herrschaft über Sumer und Akkad, d. h. Süd= und Nordbabylonien entrissen. Ift demnach die noch von manchem feftgehaltene Gleichung Arad-Sin ='Arjoch zutreffend, dann ift die hier angenommene gleichzeitige Re=gierung Chammurabbis und 'Arjochs ein Fehler. So konnte ein Zeitgenosse nicht schreiben. Aber wenn auch der Name 'Arjoch als babylonisch durch Dan. 2, 14 ff. gesichert ift, wo der Oberfte der Leibwache des Nebucadneṣar also heißt, so ift seine Herkunft und Bedeutung noch gänzlich dunkel. Ob die Sumerer die Wortzeichen für den König von Ellasar, die »Diener des Mondgottes« bedeuten und im Semitischen durch »Arad (Diener) - Sin (Mondgott)« wiedergegeben werden, wirklich »Eri-Aku« lasen, muß als gänzlich unsicher bezeichnet werden. Der Versuch gar aus Rim-Sin = Ri-Sin = Ri-Aku ein »'Arjoch« herauszubekommen,[1]) ift erft recht unglücklich. Und was hülfe auch eine spätbabylonische Form »Ri« für »Rim«? Ein solcher auf Grund spätbaby=lonischer Lesung entftandener Name ift für die Verfechter zeitgenössischer Bericht=erftattung nur unangenehm. Wenn man nun für das »Gojim« (Tid'al von Gojim), das ja »Heiden« bedeutet und hier, wo man einen Ortsnamen erwartet, ganz und gar nicht paßt, Gutî lieft und an eine »nordöftlich von Babel, jenseits des Tigris gelegene Landschaft denkt, die gerade in jener uralten Zeit ein gesondertes Königstum bildete« (Lehmann=Haupt, a. a. O.), hätte man ja auch eine Erklärung für den »Tid'al König von Gojim«. Aber Gutî = Gojim ift und bleibt Konjektur. Diese drei Könige folgen der Leitung des Kedor=la'omer, sind also doch wohl als seine Vasallen gedacht. Hat es nun einen solchen Kedor=la'omer jemals gegeben? Kudur ift Beftandteil elamitischer Königs=namen (vgl. z. B. Kudur=nanchundi, Kudur=mabuk); ebenso ift la'omer als »Lagamara« (Name einer elamitischen Gottheit, 5. Rawl. 6, 33) bezeugt. Also ift der Name Kedor=la'omer gut elamitisch und kann kaum von einem späten jüdischen Verfasser erfunden sein! Aber belegt ift dieser Name bisher tatsächlich noch nicht. Gegenteilige Be=hauptungen haben sich bei näherem Lichte jedesmal als irreführend erwiesen.[1]) — Wo bringen wir aber denn einen solchen Kedor-la'omer, König von Elam unter? Die Ober=herrschaft von Kudurmabuk, seinem Vater, erkannte Rim-Sin noch an. Darnach aber scheint er sich vollkommen selbftändig ge=macht zu haben. Wenn er im Jahre 1962 die Königftadt und das Reich Isin erobert und sich damit zum Herrn von Sumer und Akkad macht, Chammurabbi von Babel aber 1952 eben diese Stadt für sich erobert, so müßte ein gemeinsamer Feldzug dieser zwei zwischen 1958 (Anfang des Chammurabbi) und 1952 ftattgefunden haben. Aber ob sie damals noch unter einem Oberkönig von Elam ftanden, ift mehr als zweifelhaft, und ob jener König Kudur-lagamara hieß, gänzlich ungewiß. Nun sollen ja die Namen dieser vier Könige in einem babylonischen Epos der Perserzeit vorkommen, in dem von der Niederrennung Babels und der Bedrohung Chammurabbis durch Kudur=lagamara von Elam und seine Helfer Eri=Aku von Lar=sam, Tudgulu von Gutî erzählt wird. [2]) Aber einmal ift die Lesung der Namen hierselbft noch vollkommen unsicher und dann be=wiese ihre gemeinsame Erwähnung in einer sagenhaften Dichtung so später Zeit doch nur, daß man diese Namen auch anderwärts durch

[1]) So Friedr. Delitzsch in Franz Delitzsch, Neuer Kommentar zur Genesis 1887. S. 544 f.

[1]) Jensen, Das Gilgameschepos in der Welt=literatur 1906. S. 326, vermutet, daß der Name durchaus künftlich ift.

[2]) Hommel, Altisraelit. Überlieferung. S. 180 ff.

die Sage verknüpft vorfand. Da wäre es ja für einen Juden jener Tage gar nicht fernliegend gewesen, sie für die Patriarchengeschichte zu verwerten. Tatsächlich erweckt auch die Scheindatierung V. 1 (zur Zeit jener Könige zogen ebendieselben Könige usw.), die im Grunde doch keine Datierung ist, kein günstiges Vorurteil.

Mit den angeblichen Babylonismen, die eine ursprünglich babylonische Grundlage verraten sollen, ist es nun aber garnichts. Eine Wurzel »daḳû« = aufbieten kennt das Hebräische überhaupt nicht. Kein Hebräer konnte darum das »jdḳ«, wie man statt »jrḳ« lesen möchte, in dem gewünschten Sinn verstehen. Da liegt es doch näher, es aus dem Hebräischen »jpḳd« zu erklären, also Ausfall des p und Verstellung des ḳ und d anzunehmen. Da hätten wir das eigentliche Wort für »prüfen«, »mustern«. Ein assyrisch-babylonisches »rukuschu« = r^{e}kusch (Fahrhabe) gibt es nicht und das »vajechaleḳ« (»er teilte sich gegen sie«) in ein »vajechalleḳ« («er jagte sie in die Flucht«) zu ändern, ist gleichfalls nicht ratsam. Der Hebräer kennt die Wurzel in dieser Bedeutung nicht. Sie paßt auch garnicht zu V. 15. »Er teilte seine Haufen nachts gegen sie und schlug sie« gibt Sinn. »Er schlug sie in die Flucht, er und seine Knechte und schlug sie« ist dagegen gewiß nicht das Richtige. Das »Scharetal« für »Schavetal« beweist natürlich garnichts, da hier nur eine — unnötige — Konjektur vorliegt. Mit dem babylonischen »chanaku« endlich, das nur einmal als Bezeichnung eines babylonischen Beamten belegt ist, läßt sich zur Erklärung der »chanikajv«, der »Kriegsgeübten« nichts anfangen.

Sieht man den Bericht genauer an, so führt die genauere Prüfung von Form und Inhalt zu dem Schluß, daß wir es mit einer von den vorgeführten »Ereignissen« zeitlich recht weit abstehenden Erzählung zu tun haben. Um 2000 dürfte es kaum »Hebräer« gegeben haben. Abram aber erscheint hier als der »Hebräer« (V. 13). Er erreicht die Feinde bei »Dan« (V. 14). Der Ort aber hieß bis zu seiner Überwältigung durch den Stamm Dan, also bis in die Richterzeit hinein, »Lajisch« (Richter 18, 29). Und ob »Damasḳ« (V. 15) damals schon existierte, kann jedenfalls gefragt werden. Das Siddimtal entspricht nach dem »Glossator« dem Toten Meer. Die Behauptung, hier liege ein Irrtum des Glossators vor, es handle sich nur um einen Teil des Toten Meeres, der durch eine schwere Katastrophe vernichtet ward und also zu dem schon vorhandenen Toten Meere hinzukam, ist gänzlich ohne Halt. Vielmehr haben wir hier wie sonst im Alten Testament die Auffassung, daß das ganze Gebiet, welches danach zum Toten Meer wurde, reich bewohnt, ein »Garten Gottes« war (Gen. 13, 10). Der Verfasser nennt als Städte dieses Gebietes neben Sodom, Gomorrha und So'ar, die uns auch Gen. 19 begegnen, noch 'Adma und Sebo'im.

Die nordisraelitische Sage gebraucht diese Namen wie die judäische Sodom und Gomorrha als Beispiel furchtbaren göttlichen Gerichtes (Hos. 11, 8). Ob sie aber in jener überhaupt mit dem Toten Meere in Beziehung gesetzt wurden, ist zweifelhaft. Erst Spätere scheinen sie neben Sodom und Gomorrha genannt zu haben, zu denen sie wohl eher als Parallele zu denken sind (vgl. Deut. 29, 22, Gen. 10, 19, Glosse). Hier liegt die spätere Zusammenstellung vor. Kanaan war nach Anschauung der israelitischen Sagen vordem von mächtigen Riesen bewohnt. Der hebräische Ausdruck für Riesen ist »Repha'im«. Spätere haben in irriger Auffassung dieses Wortes »Rephaiter«, also den Namen einer Bevölkerung, daraus gemacht. Und da man nun einen »Riesensarg« (wohl einen Dolmen) als Sarg des Og von Baschan bezeichnete, der zu den Repha'im gehörte, so sah man in ihm den König der »Repha'iter«, obwohl die Redensart »er war nur noch übrig von den Repha'im« deutlich genug besagen will, daß er zu dem Riesengeschlecht gehörte, wie ja eben die Berufung auf jene Riesenreliquie beweist (vgl. Deut. 3, 11 ff.). Unser Verfasser läßt wie die Glossatoren der exilischen Einleitung zum 5. Buch Mose in Baschan das Volk der »Repha'iter« wohnen! Weiter ist, worauf Nöldeke in seinem berühmten Aufsatz über diesen Gegenstand mit Recht den Ton legte,[1]) der ganze Zug vom Standpunkt der Geschichte unglaublich, vom Gesichtspunkt der Sage, die Abram als Kriegshelden verherrlichen will, leicht verständlich. Im Fluge ziehen die Eroberer durch das Ostjordanland am Siddimtal vorbei, marschieren durch das unwegsame Gebirge Edom bis zum älanitischen Meerbusen,

[1]) Alttestamentliche Untersuchungen 1869.

wenden sich dann nordwestlich gegen Amalek, und nun erst fallen sie über die Könige des Siddimtals her. Warum das? Sie wollten aufständische Wüstenstämme niederwerfen und den Zugang zum Roten Meere in der Hand haben, sagt man. Gut! Aber von aufrührerischen Wüstenstämmen verlautet nichts. Für die östlichen Eroberer hatte Palästina aber hauptsächlich Wert wegen des Zugangs zum Mittelmeer, wegen der Straße am Meer entlang nach Ägypten. So ist die Beschränkung dieses Eroberungszuges auf das Ostjordangebiet recht auffallend. Ängstlich vermeiden die Sieger es, den Fuß auf das Gebiet zu setzen, das nach der Anschauung des Judentums das eigentliche Heilige Land war, nämlich auf das Westjordangebiet von »Beerscheba bis Dan«. Kaum wagen sie im Norden nur eben die heilige Grenze zu überschreiten, da tritt ihnen Abram, dem dieses Land zum Besitz bestimmt ist, siegreich entgegen. Heißt »adda mat Amuru« wirklich Herr von Palästina, so haben die Elamiten natürlich auch und vor allem das Westjordanland besessen, dann war auch Abram in ihrer Botmäßigkeit. Daß nun aber das Siddimtal vorher unterworfen, jetzt abgefallen war, Westjordanland aber und mit ihm Abram in dem Vasallenverhältnis verharrt sei, ist ganz und gar nicht die Meinung unseres Kapitels. Vielmehr ist es ganz auf die Verherrlichung des freien, edlen, kriegsmächtigen Helden Abram angelegt. Mögen die Ostländer unwiderstehlich daherstürmen, ja in der Unterwerfung Amaleks ihm sehr nahe rücken: er verharrt in stolzer Ruhe. Erst als mit den Sodomiten sein Neffe Lot verschleppt werden soll, macht er sich sofort auf zum Kampf. Er kann ihn wohl wagen, denn er hat seine 318 »hausgeborenen« Sklaven wohl in das Kriegshandwerk eingeführt. Er versteht sich auch auf die »richtige« Taktik, über die das Judentum nicht recht hinaus kam; er teilt seinen Haufen wie einst auch Gideon (Richter 8,) und erringt durch nächtlichen Überfall einen glänzenden Sieg. Es handelt sich durchaus nicht nur um eine Überraschung der Nachhut — der Nachhut pflegt man nicht die gemachte reiche Beute anzuvertrauen — sondern, wie ausdrücklich gesagt wird, um einen Sieg über das feindliche Heer, über Kedor-laʿomer und die Könige mit ihm (V. 15. V. 17,). Diese werden geschlagen und noch Tage weit bis über Damaskus hinaus verfolgt. Gerade daß Abram mit diesen Königen siegreich abrechnet, darauf liegt der Ton. Und hier zeigt sich nun, wie dem Verfasser das historische Augenmaß vollkommen fehlt. Wie kann man nur den Herrschern vom Osten, die ihren Arm bis an das Mittelmeer hinausrecken, die kleinen Stadtkönige von Sodom, Gomorrha, ʿAdma, Seboʾim, Šoʿar als gleichwertig und gleichstehend gegenüberstellen, sie, die doch nicht mehr waren als Stadtbürgermeister! »Vier Könige gegen fünf« ruft er mit Betonung bei der Hauptschlacht im Siddimtal aus! Und was diese fünf Könige nicht vermocht, das bringt nun der eine Abram im Handumdrehen fertig; er jagt die Ostländer zurück. Aus der Absicht, Abram zu verherrlichen, erklärt sich der ganze Aufbau des Kapitels. Zuerst die Beschränkung der Eroberer auf Ostjordanien — das Westjordanland konnten und durften sie dem Patriarchen nicht streitig machen; ebenso das Aufmarschieren von fünf kanaanäischen Königen sowie das spurlose Verschwinden ihrer vier. Nachdem sie an der Königsschlacht teilgenommen, verschwinden sie ohne Sang und Klang. Nur der König von Sodom bleibt — natürlich, denn in Sodom wohnte Lot. Um seinetwillen und mit ihm wird auch Sodoms Beute befreit. Das Benehmen bei der Beuteverteilung soll nun Abrams Edelmut und Uneigennützigkeit in besonders hellem Lichte erstrahlen lassen. — Auch der unbegreifliche fluchtartige Rückzug der Eroberer wird so verständlich: es ist unmöglich, einem Abram zu entkommen. Muß er auch das Land in seiner ganzen Ausdehnung durchziehen: er erreicht die Feinde sofort, wo sie nur eben den Versuch machen, den heiligen Boden zu betreten. Da begreift man das Zusammentreffen in Dan, während man bei historischem Verständnis des Ganzen nicht recht einsieht, wie die Feinde nach Dan kommen, und wie Abram sie gerade da findet und schlägt. Auch die Nennung von Dan (nicht Lajisch) erklärt sich von hier aus recht einfach. Dan, aber nicht Lajisch, war jedem israelitischen Leser als der nördlichste Punkt seines Landes ganz bekannt (vgl. die Redensart »von Beerscheba bis Dan«).

Mit Recht hat man weiter darauf hingewiesen, daß Abram der Kriegsheld von Kap. 14 mit Abram dem Kleinnomaden in der übrigen Genesis nicht zu vereinigen ist.

Dieser erscheint als kluger, gewandter und reicher Besitzer von Groß- und Kleinvieh. Sein Reichtum ift nicht immer eiwandfrei erworben (vgl. Gen. 12, 13 ff., 20, 14 ff.), während er hier (Kap. 14) auch schon den Schein verabscheut, daß er sich an dem Sodomiten bereichert habe, da doch, wenn nicht die ganze, so doch ein beträchtlicher Anteil der Beute ihm von Rechts wegen gehörte. Durch seine Klugheit und Höflichkeit weiß sich der Nomade Abram in seinem neuen Heimatland einen Platz zu sichern und sein Ziel zu erreichen. Gewiß kommen hier und da Reibungen vor; es ift der bekannte Streit um die Brunnen, wie er in dem Leben der Kleinnomaden eine so große Rolle spielt (vgl. Gen. 21, 24 ff., 26, 17 ff. u. ö.). Um weitere Streitigkeiten zu vermeiden, schließt man da wohl Bündnisse ab (1. Mose 13, 21). Doch diese Reibereien, die dann gelegentlich auch einmal zu regelrechten Schlägereien der Hirten ausarten, sind doch etwas anderes als eine solche Schlacht mit 318 Knechten gegen ein großes Heer fremder Könige. Der Gedanke, daß ein Abram von Kap. 12, 18, 20 als ein gewaltiger Kriegsheld an der Spitze einer beträchtlichen Zahl Gewappneter hervorgetreten sei, ift gänzlich unvollziehbar. 318 reisige Knechte — gleichviel woher die Zahl ftammen mag — bedeuten für jene Zeit eine ganz gewaltige Kriegsmacht. 300 Mann nur hat Gideon bei der Bekämpfung Midians zur Hand (Richter 7). Mit 600 losen Leuten kann David, der Führer der Freibeuter, Hirt und Herden im südjudäischen Negeb vor Überfall und Raub schützen (1. Sam. 25, 13). Dadurch, daß Salomo die Leibwache seines Vaters, die Kreti und Pleti, für sich hat, gewinnt er gegen Adonija den Thron Davids. Man geht gewiß nicht irre, wenn man diese Wache nicht über 1000 Mann ftark denkt, eine beträchtliche Macht natürlich, wenn man bedenkt, daß Israel ja kein ftehendes Heer hatte. Nimmt man nun Abram mit 318 waffenfähigen Sklaven, nimmt dazu, daß er mit Mamre', 'Eschkol, 'Aner in Hebron ein Schutz- und Trutzbündnis abgeschlossen hatte und von ihnen auch im Kampfe unterftützt ward, daß also auch sie eine beträchtliche Kriegerzahl zur Verfügung hatten — sonft war ein Bündnis mit ihnen zwecklos — so bekommen wir für das einfache Hebron eine Truppenmacht von einer Größe, wie sie da gewiß niemals exiftiert hat.

Nebeneinander also ist das Bild Abrams des Kleinnomaden und des Kriegshelden nicht zu denken, so muß eins zeitlich hinter dem andern ftehen. Kein Zweifel, daß »Abram der Nomade« das ältere, ursprünglichere ift. Aus ihm konnte die vergrößernde Sage wohl allmählich einen vornehmen und gewaltigen Krieger machen, das Umgekehrte, daß dieser kriegerische Herr im Laufe der Zeit kleiner, daß er zu einem unterwürfigen, furchtsamen Nomaden geworden sei, ift schwer denkbar. —

Für die spätere Entftehung von Gen. 14 spricht ja nun auch die Tatsache, daß unser Kapitel vollkommen isoliert dafteht. Es kann nicht der jahwiftischen, den Namen »Jahwe« für die Gottheit Israels von Anfang an gebrauchenden Quelle angehören (um 800 v. Chr.). Sie kennt »'Adma« und »Sebo'im« nicht, hat für das »Siddimtal« ftets den Ausdruck »Jordansaue« und ift in der Auffassung und Darftellung der Patriarchenerzählung grundverschieden von dem, was wir Gen. 14 haben. Ebensowenig kann an die nordisraelitische Quelle des Elohiften, der bis 2. Mos., 3 den Namen Jahwe vermeidet und dafür bis dahin »Elohim« (d. h. Gott) sagt, gedacht werden (730 v. Chr. etwa). Ihr ift Beerscheba', nicht aber Hebron, wie hier, dauernder Sitz des Patriarchen. Der sog. Priefterkodex (um 500) kommt nun gar nicht in Betracht. Er sagt nicht »Siddimtal«, son- »die Aue«, kennt Abram nur als den furchtsamen »Pilgrim« (Gen. 23), wird nur dann ausführlich, wenn es sich um hiftorische Erklärung und Begründung der ihm wichtig erscheinenden Rechte und Zeremonien des Juden handelt. Wie sollte nun aber ein »uraltes Stück« israelitischer Geschichtserzählung gänzlich unbeachtet geblieben sein, bis man bei Zusammenarbeit des Pentateuch sich seiner erbarmte und es mithineinnahm! Da liegt doch die Annahme viel näher, daß es erft spät entftanden und in den schon fertigen Pentateuch eingefügt worden sei. Je kleiner die Verhältnisse des Judentums waren, um so größer malte es sich Vergangenheit und Zukunft aus. Je länger man der Könige entbehrte, defto höher schätzte man ihr Amt und ihren Namen. Daß auch Könige aus seinen Lenden, aus ihrem Schoß kommen sollten, ift doch das Höchfte, was Abram und der Sarah verheißen wird (Gen. 17, 6, 16). So wird auch hier (Kap. 14) so viel

von Königen geredet und »Abram« als ein königlicher Held ihnen zugesellt. Das Judentum liebt, seine Vertreter berühmten Heiden, sei es Fürsten sei es Weisen, an die Seite zu setzen und dabei die Überlegenheit der Israeliten in helles Licht zu stellen. David erscheint als Weltherrscher wie in der Vergangenheit so auch in der Zukunft (die Messiasherrschaft des zweiten Davids, des Davididen); Daniel und seine Genossen sind den heidnischen Zauberern und Traumdeutern des durch seine Weisheit und Zauberei berühmten Babyloniens weit überlegen (Dan. 1, 19 ff. 2, 14 ff. 4, 4 ff.). Was Wunder, daß es seinen Lieblingspatriarchen, den Abraham, als einen den Weltherrschern seiner Zeit überlegenen Kriegshelden faßte und schilderte. Sagenstoffe mancher Art, wie sie damals durch den ganzen Orient wanderten (man vergleiche den Achikarroman, Esther, Judith), boten Namen und Daten der Vergangenheit, an die man wohl anknüpfen konnte. Auf historische Genauigkeit kam es dabei nicht sehr an. Lesern, denen man Nebucadneṣar als König von Ninive, 'Arjoch den Elymäer (aus Gen. 14, 1) als seinen Zeitgenossen vorführen konnte, denen Holofernes, der Feldherr des Artaxerxes Ochus (358—38) als General Nebukadneṣars und Bagoas, des Ochus Zeitgenosse, als Eunuch des assyrischen Holofernes geboten wird (Buch Judith), oder denen vorerzählt wird, daß die Perser nur vier Könige hatten (Kyrus, Darius I., Artaxerxes, Xerxes, in dieser Reihenfolge!), und daß an des Xerxes Griechenzug sich der Alexanderzug anschloß u. a. m. (Daniel 11, 1 ff.), konnte man schon etwas zumuten.

Gen. 14 ist also ein jüdischer Midrasch, zu Ehren Abrahams entstanden und an passender Stelle in den Pentateuch eingefügt. Daran kann auch die Episode »Abram und Malkiṣedek« nichts ändern. Selbst wenn der Figur des Priesterkönigs von Salem (= Jerusalem) historischer Wert hinzukommen sollte, was ich allerdings für höchst unwahrscheinlich halte, so wäre damit für die Geschichtlichkeit Abrams noch gar nichts erwiesen. Denn auch hier könnte das Judentum seine Sage an einen alten historischen Namen (Malkiṣedek) angeknüpft haben. Jedenfalls setzt die Erzählung 14, 18—20 den Bericht von Kap. 14 voraus. Wenn Abraham von Malkiṣedek beglückwünscht wird, weil der »Höchste seine Feinde in seine Hand beschloß« und der Erzvater diesem zum Dank ein Zehntel seiner Habe (das ist in diesem Fall doch wohl die Kriegsbeute) darbringt — so wird damit Abram als Kriegsheld und, da er so nur in Kap. 14 gegeben wird, auch dieser Bericht über diesen Kriegshelden vom Verfasser der Verse 18—20 vorausgesetzt.

Daran, daß der Autor des 14. Kapitels seiner Erzählung eine möglichst alte Färbung zu geben bemüht war, wodurch es ihm gelang, auch noch moderne Forscher zu täuschen, brauchen wir uns nicht zu stoßen. Das ist auf dem Gebiet der alten, auch der israelitischen Literatur nicht unerhört. Das Buch Daniel, von einem Zeitgenossen des Antiochus Epiphanes geschrieben, gibt sich als ein Werk des weisen Daniel aus der Zeit Nebucadneṣars aus. Auf diese Weise glaubte man, den eignen Worten mehr Gehör verschaffen zu können. Darin haben sich die Verfasser denn auch nicht getäuscht. Die Mittel wurden auch hier durch den Zweck geheiligt. Die Alten waren in diesem Punkt wohl nicht so feinfühlig wie wir, daß sie eine solche literarische Fiktion als eine Art Betrug empfanden und bezeichnet hätten.

Die sprachliche Stellung der Germanen.

Von Friedrich Kluge, Professor an der Universität Freiburg i. B.

Als Caesar von seinen gallischen Feldzügen nach Italien zurückkehrte, beschäftigten ihn auf der Heimreise Sprachprobleme, die manchen seiner gelehrten Zeitgenossen bewegten. Er schrieb an einer Schrift, *de analogia*, von der nichts auf unsere Tage hinüber gerettet ist. Er behandelte darin sprachphilosophische Fragen, die in gräzisierenden Kreisen diskutiert wurden. Es waren nicht linguistische Erfahrungen seiner gallischen Feldzüge, nicht sollte das westliche Europa hier sprachlich zur Darstellung gelangen, und eine linguistische Ergänzungsschrift zu den sieben Büchern *de bello Gallico* lag ihm fern. Dem gelehrten

Staatsmann und Feldherrn ſtand die Bildung des Griechentums näher als die literarisch un≈disziplinierten Sprachen der weſteuropäiſchen Barbaren. So wenig wie 150 Jahre später Tacitus, konnte Caesar an eine Fixierung von sprachlichen Tatsachen denken, die ihm im mittelbaren oder unmittelbaren Verkehr mit Galliern und Germanen entgegengetreten und wohl auch aufgefallen sein mochten. Wie gerne wäre die moderne Kulturwelt den Römern für sprachliche Mitteilungen dankbar geworden! Dann sähen wir Germanen für die Geschichte der deutschen Sprache da helles Licht, wo jetzt völlige Dunkelheit herrscht.

Vierhundert Jahre später unternahm der Gotenapoſtel Ulfilas mit der gotischen Bibel≈übersetzung sein großes Lebenswerk, und damit führte er die germanische Welt in die Welt der Literatur und in die Weltliteratur ein. Es war immer noch nicht zu spät. Älter als unser Deutsch gibt das Gotische des Ulfilas Aufschlüsse, wie sie von keiner anderen germanischen Sprache so bequem und so überzeugend für ethnographische Zwecke geboten werden können. Das volle Licht einer reichen umfassenden Beglaubigung ſtrahlt von Ulfilas auf unsern ganzen Sprach≈ſtamm und auf alle germanischen Sprachen aus.

Aber die wichtige Tatsache, die den Ge≈schlechtern des 19. Jahrhunderts hauptsächlich durch die Vermittlung der gotischen Sprache geläufig geworden iſt, daß die Germanen mit den lateinischen und griechischen Stämmen in einem Verwandtschaftsverhältnis ſtehen, hätte Caesars Scharfblick und Aufmerksamkeit eigentlich nicht entgehen dürfen. Denn manche sprachliche Identitäten waren zwischen Latein und Germanisch damals so völlig, daß wir uns heute wirklich wundern müssen, daß Caesar daran nicht in dem Maße Anſtoß nahm, darüber ein paar allgemeine und vielleicht auch ein paar spezielle Punkte aufzuzeichnen. Wenn er die Barbaren höher eingeschätzt hätte, mußte er doch wohl beobachten, daß dem lateinischen *es* 'du biſt' — *est* 'er iſt' auch ein germanisches *es* 'du biſt' — *est* 'er iſt', dem lateinischen *in* oder dem griechischen *εν* auch ein germanisches *in* oder *en* als Prä≈position entsprach. Es muß intelligente Kaufleute unter den Römern gegeben haben, denen auffiel, daß dem lateinischen *sîs* 'du seieſt' auch eine germanische Konjunktivform *sîs* 'du seieſt', dem lateinischen *velîs* 'du willſt' im Konjunktiv auch ein germanisches *welîs* 'du willſt' entsprach. Noch heute drängen sich uns allen Wortgleichungen auf wie lateinisch *sex* = althochdeutsch *sehs*, lat. *nômen* = ahd. *namo*, lat. *sêmen*=ahd. *sâmo* (urdeutsch *sêmô*), lat. *longus* = ahd. *lang*, lat. *rectus* = ahd. mhd. *rëht*.

Eine solche Übereinſtimmung zwischen Latein und Germanisch erscheint jetzt den Sprachforschern so umfassend und schlagend, daß wir es heute nicht verſtehen, daß nichts davon den Römern klar geworden iſt. Man möchte heute Caesar und Tacitus der Kurz≈sichtigkeit oder Unachtsamkeit bezichtigen, wenn man es nicht mit der Vorherrschaft der beiden klassischen Literatursprachen und mit der Voreingenommenheit gegen alles Barbarische entschuldigen könnte.

Wenn wir für unser Deutsch den Ver≈wandtschaftsgrad innerhalb des großen indo≈germanischen Sprachſtammes näher beſtimmen wollen, nützen uns allerdings heute manche Wortgleichungen nicht, die einem intelligenten gebildeten Römer hätten auffallen können. Gleichungen wie lat. *sunt* = nhd. *sind*, lat. *octo* = nhd. *acht*, lat. *noctem* = nhd. *Nacht*, lat. *sal* = nhd. *Salz*, lat. *scabo* = nhd. *schabe* reichen über mehrere indogermanische Völker hin und sagen dem Sprachforscher nichts darüber aus, ob Römer und Germanen in einem näheren Zusammenhang ſtehen. Aber Wortzusammensetzungen wie lat. *commûnis* = nhd. *gemein* oder lat. *invidia* = angelsächs. *inwid* dringen in den intimeren Sprachbau ein, ohne daß andere indogermanische Sprachen dazu ſtimmten oder gleichwertige Parallelen aufwiesen.

Es gibt nicht leicht zwei Sprachen, deren Worte sich gegenseitig so leicht aufhellen lassen wie lateinische und germanische Worte. Nhd. *Hahn* gilt etymologisch als Ableitung eines Verbalſtammes, der in lat. *cano* 'singe' vorliegt, der Hahn wäre dann der 'Sänger'. — So erklärt sich unser nhd. *recht* als partizi≈piale Ableitung aus keinem germanischen Verbalſtamm, aber lat. *regere* 'richten, lenken' ersetzt für uns den Verluſt. — Lat. *plênus* 'voll' iſt lautlich dem nhd. *voll* ganz gleich; denn die indogermanische Sprachforschung führt beide auf eine gemeinsame Grundform *plnos* zurück. Nun beſteht im Latein ein Verbalſtamm *plê* neben *plênus* in *impleo*, *compleo*; ein solcher Verbalſtamm aber iſt dem Germanischen völlig fremd, muß jedoch vorausgesetzt werden, weil *plênus* wie *voll*

partizipiale Bildungen zu einem Verbalſtamm sein müssen. Es muß also eine vorgermanische Zeit gegeben haben, wo unsere Voreltern auch eine Verbalwurzel *plê* besaßen wie das Latein.

In derselben Weise können wir ein lateinisches Wort aus dem Germanischen aufhellen: lat. *sponte* 'Antrieb' iſt eine abſtrakte *t*-Ableitung zu einem verloren gegangenen Verbalſtamm *spon* 'antreiben', der nur im Germanischen lebendig iſt: altsächs. ahd. *spanan* 'antreiben'. Für beide Sprachſtämme war also eine Wurzel *spon* gemeinsam, und das Latein erhält hier Licht von dem Germanischen her. — Wir ſtellen heute lat. *vêrus* und nhd. *wahr* als identische Bildungen zur Verbalwurzel *wes* in ahd. altsächs. *wesan* 'sein'. Dem Latein fehlt dieser Verbalſtamm, aber die Grundsprache des Latein muß ihn ebenso besessen haben wie die Grundsprache des Germanischen. In ihrem gemeinsamen Urbeſtand war zwischen Latein und Germanisch eine sehr intime Berührung. Die Verluſte, die auf beiden Seiten im Verlauf einer tausendjährigen Vorgeschichte eingetreten sind, entfernen die beiden Sprachſtämme so sehr von einander, daß ihre Verschiedenheit ſtärker hervortritt als ihre Einheitlichkeit.

Aber eben diese Einheitlichkeit leuchtet doch in einigen wichtigen Zügen noch immer klar hervor. Wir alle kennen das Bildungsgesetz, wonach im Latein neben *annus* ein *triennium*, neben *nox* ein *aequinoctium*, neben *verbum* ein *proverbium* beſteht: die Regel lautet, daß Subſtantive aller drei Geschlechter in Zusammensetzungen neutrale *io*-Erweiterungen annehmen. Von dieser Bildungsregel hat keine indogermanische Sprache einen so ergiebigen Gebrauch gemacht wie das Latein und das Germanische. So ſtellt sich im Gotischen ein neutrales *andanahti* 'Abend' (eigentlich 'Vornacht') neben das weibliche *nahts* 'Nacht' und zugleich neben das lat. *aequinoctium* 'Tag- und Nachtgleiche'. Zu lat. *annus—triennium* gesellt sich got. *athns* 'Jahr' — *atathni* 'Jahr' und neben lat. *proverbium* das got. *andawaúrdi* 'Antwort' neben *waúrd* 'Wort'. Man sieht, die Bildungsidentität erſtreckt sich auf die etymologisch gleichen Grundworte für beide Sprachen zugleich. Keine der übrigen indogermanischen Sprachen liefert so völlige Identitäten in einem so speziellen Bereich.

Aus dem Gebiet der Wortbildungslehre läßt sich noch ein ähnlicher Fall von überzeugender Beweiskraft beibringen. Wir kennen alle den lateinischen Wortbildungstypus *virtûtem, senectûtem, juventûtem:* es sind Abſtrakta zu Subſtantiven, für die z. B. das Griechische und das Indische keine Parallelen liefern. Nur dem Gotischen iſt der Wortbildungstypus geläufig in den Adjektivabſtrakten *mikildûths* 'Größe', *gamaindûths* 'Gemeinschaft', *ajukdûths* 'Ewigkeit'. Die Bildungsgleichheit zwischen Gotisch und Latein wird in diesem Fall allgemein zugegeben. So dürfen wir sie hier dazu anwenden, die beiden Sprachſtämme in einen näheren Zusammenhang zu einander zu bringen.

Dann erhält es aber auch entschieden mehr Gewicht, daß der Wortschatz zwischen den beiden Sprachſtämmen eine Überfülle von Gleichungen aufweiſt, an denen die übrigen indogermanischen Sprachen keinen Anteil haben. Lat. *dûco* ſtimmt zu nhd. *ziehe*, und noch in unserm *Herzog*, das von Haus aus 'Heerführer' bedeutet, zeigt sich die Bedeutung 'führen' auch im Germanischen. — Lat. *dîco* ſtimmt zu unserm *zeihen* in *verzeihen*. — Lat. *capio* iſt unser *hebe* (got. *hafja*), und *sapio* 'schmecke' hat in ahd. *seffu* 'ich verſtehe' eine völlige Übereinſtimmung. — Mit lat. *taceo, sileo* 'schweige' ſtimmt got. *thahan* und *silan* lautlich und begrifflich völlig überein. — Mit lat. *errâre* 'irren' und *domâre* 'zähmen' haben unser *irren* und *zähmen* die allernächſte Berührung.

Natürlich lassen sich solche Übereinſtimmungen mit den Mitteln des Neuhochdeutschen nur unvollkommen veranschaulichen. Wenn ich hier in den Wortschatz der altgermanischen Sprachen übergreifen dürfte, ließen sich die Übereinstimmungen beträchtlich vermehren. Fälle wie lat. *homo* = got. *guma* 'Mann', lat. *mălus* (für **smalos*) = got. *smals* 'gering, schmal', lat. *hortus* 'Garten' = got. *gards* 'Haus' bieten sich von selbst dar. Für lat. *hostis* = nhd. *Gast* wird zwar gern ein slavisches Wort verglichen, aber dabei die Möglichkeit nicht recht gewürdigt, daß das slavische Wort wohl aus dem Germanischen ſtammen kann. Wiederum ist lat. *haedus* = nhd. *Geiß* nicht zu beanſtanden.

Dem Sprachforscher sind solche Gleichungen eigentlich nichts Neues, aber er unterschätzt im allgemeinen ihre Anzahl und Tragweite. Mit keiner der übrigen indogermanischen Sprachen zeigt das Germanische so intime

Übereinstimmungen. Vergleichen wir den Sprachschatz aller indogermanischen Sprachen miteinander, so werden wir oft auf Wurzelverwandtschaft stoßen, aber die Identität der Wortbildung ist weit seltener, wenn wir das Germanische mit einer andern indogermanischen Sprache konfrontieren. Es ist aber zuzugeben, daß Wortgleichungen, wie ich sie vorhin in reicherem Maße zusammengestellt habe, das Germanische auch mit andern indogermanischen Sprachen verbinden. Alle Sprachen unseres Sprachstammes ergänzen sich für denjenigen, der den gemeinsamen Urbestand des Wortschatzes feststellen will. Immer spielt der Zufall dabei eine Rolle, wenn eine sprachliche Tatsache ihr Licht aus dem weiteren Bereich des Indogermanischen erhält. Zudem ist es eine längst geläufige Anschauung, daß die europäischen Sprachen des indogermanischen Sprachstammes sich im Wortschatz vielfach berühren: zahlreiche Worte mit kulturellem Inhalt, in denen Fauna und Flora zum Ausdruck kommen, verbinden einzelne Zweige des Indogermanischen, ohne daß wir für die erreichbar älteste Stufe unserer Rekonstruktionen den Besitz der gleichen Kulturbegriffe annehmen können. Unter diesem Gesichtspunkt sind gewiß manche Übereinstimmungen von Latein und Germanisch zu verstehen.

Aber es gibt doch vielleicht einen Bereich, in dem sich die Übereinstimmung von Latein und Germanisch in sehr auffälliger Weise kund tut. Das ist der Bereich des Meeres. Dabei fällt die Gleichung lat. *mare* = nhd. *Meer* nicht so sehr ins Gewicht, wie die von lat. *lacus* = angelsächs. altsächs. *lagu* 'See, Meer', die von lat. *aqua* = got. *ahwa* 'Fluß' und die von lat. *piscis* = got. *fisks* 'Fisch'. Es ist doch wohl kein Spiel des Zufalls, daß lat. *portus* 'Hafen' = nhd. *Furt* ist. Und lat. *vadum* 'Furt' stimmt zu unserm *waten*. Dann fällt es auch nicht mehr auf, daß unserm *Mast* lat. *mâlus* (für **mâdos* — **masdos*) entspricht. Noch darf daran erinnert werden, daß sich unser *salzen*, Partizip *gesalzen* als starkes Primärverb mit dem gleichbedeutenden lat. *sallio*, Partizip *salsus* durch Wurzelgemeinschaft *sald* deckt.

Wenn es überhaupt gestattet ist, aus dem Wortschatz kulturelle Schlüsse für die Urgeschichte zu ziehen, drängen solche Gleichungen doch wohl zu der Annahme eines näheren Zusammenhanges des lateinischen und des germanischen Sprachstammes, und dieser Zusammenhang müßte sich im Bereich eines größeren Meeres abgespielt haben. Zwar beweist die Übereinstimmung von altindisch *naus* 'Schiff' mit griech. *naus* und lat. *nâvis* für die Schiffahrt ein hohes Alter bei den Indogermanen. Und doch fehlen zahlreiche Gleichungen von derselben Überzeugungskraft. Da muß es schwer ins Gewicht fallen, daß der germanische und der lateinische Sprachstamm zahlreichere Übereinstimmungen in diesem Bereich aufweisen. Der Zufall scheint hier ausgeschlossen. Auch in anderen Bereichen ist für den Zusammenhang von Latein und Germanisch die Wortübereinstimmung bedeutungsvoll. Man darf wohl Wert darauf legen, daß unsere beiden Sprachstämme für den Begriff 'Jahr' ein gemeinsames Wort haben: lat. *annus* = got. *athns*, daß lat. *ver* 'Frühling' an altnord. *vár* 'Frühling' die allernächste Lautentsprechung hat, daß beide Sprachstämme für den Begriff 'wahr' das gleiche Wort haben, lat. *vêrus* = ahd. mhd. *wâr*. Derartige Übereinstimmungen sind kulturell wohl ebenso hoch einzuschätzen wie formell die Übereinstimmung des Hilfsverbs nhd. *wollen* mit lat. *velle* und lexikalisch die Übereinstimmung von lat. *paucus* mit ahd. *fôh* 'wenig'.

Erschöpfen können wir das Problem der sprachlichen Stellung des Germanischen hier nicht. Aber die vorgetragenen Tatsachen geben uns wohl die Berechtigung zu dem Schluß, daß der lateinische Sprachstamm dem germanischen zunächst steht. Diese Anschauung widerstreitet der herrschenden Ansicht, die die Germanen mit den Kelten in ein nächstes Verwandschaftsverhältnis stellt. Man muß zugeben, daß einige wenige von den Wortgleichungen, die ich vorgeführt habe, auch im Keltischen Entsprechungen haben, ohne daß die übrigen indogermanischen Sprachen Vergleichungsmaterial böten. So gesellt sich zu der Gleichung lat. *ad* = got. *at* auch ein kelt. *ad* als Präposition; zu der Gleichung lat. *fio* = altsächs. *biu* ein altir. *biu*. Wir können die nahe Verwandtschaft zwischen Keltisch und Latein nicht in Frage ziehen und sind auch unserseits des Glaubens, daß die Italiker und die Kelten sprachlich in vielen Dingen zusammengehen. Aber für das Germanische lebe ich des Glaubens, daß es sich näher zum Latein als zum Keltischen stellt. Die in einzelnen Fällen zu Tage tretende

Wortverwandtschaft des Germanischen mit dem Keltischen erklärt sich daraus, daß das Keltische seinerseits sich nahe an das Italische heranſtellt.

Viele der Übereinſtimmungen, die tatsächlich zwischen Keltisch und Germanisch obwalten, tragen nämlich einen besonderen Stempel. Es handelt sich um Worte und Begriffe, bei denen der Verdacht der Entlehnung berechtigt iſt. Wissen wir doch mit Beſtimmtheit, daß im erſten vorchriſtlichen Jahrtausend, wo die Kelten die Nachbarn der Germanen waren, manches keltische Wort von den Germanen aufgenommen wurde. Und schon für das zweite vorchriſtliche Jahrtausend dürfen wir das gleiche vermuten. Die neuere Forschung hat mit Sicherheit feſtgeſtellt, daß die Germanen schon vor der erſten Lautverschiebung Lehnworte aus dem Besitz ihrer keltischen Nachbarn übernommen haben. In einigen Punkten iſt das mit Sicherheit zu beweisen, wenn z. B. germ. *rîk* 'König' als keltisches Lehnwort gilt, oder wenn die Bezeichnung der Kelten als *Walhen* auf keltisch *Volcae* zurückgeführt wird. Es gab bei den Germanen noch eine andere Bezeichnung für die Kelten, nämlich *Chorthoni* (ein einziges Mal bezeugt in einer alten Glosse *Chortonicum* = *Walho lant*), für das Vokalismus wie Konsonantismus germanischen Lautcharakter erweisen: die erſte Lautverschiebung verbindet das Wort mit der in den keltischen Sprachen verbreiteten Benennung *Prettani* bezw. *Qrettani* 'Brittannier'. So gilt es als eine ausgemachte Tatsache, daß ein altdeutsches *ambaht* 'Diener' dem aus Caesar bekannten altgallischen *ambactus* als sehr frühe Entlehnung entſtammt. Die neuere Sprachwissenschaft glaubt allgemein, daß die Germanen vor der Ausprägung ihrer sprachlichen Eigenart durch die erſte Lautverschiebung unter keltischen Einflüssen geſtanden haben.

Wenn es nun noch weitere spezielle Übereinſtimmungen im Wortschatz zwischen Kelten und Germanen gibt, darf man mit der Möglichkeit der Entlehnung auf der einen Seite rechnen. Den Kelten und den Germanen iſt ein Wort für 'Roß, Pferd' gemeinsam, das in unserem *Mähre, Marschall* und *Marstall* weiterlebt; die antike Überlieferung nennt ein gall. *marka* 'Pferd'. Da die Kunſt des Wagenfahrens bei den Kelten besonders im Schwange war und die Nachbarvölker manches davon lernten, wird das keltische Wort wohl eher bodenſtändig sein als das germanische, und so möchte man das altgermanische *marh* 'Pferd' für ein keltisches Lehnwort halten. — Gall. *rêda* 'Wagen' gehört einer echt keltischen Wortgruppe an. Finden wir nun in den germanischen Sprachen auch Anklänge an diese Wurzel, so liegt wieder der Verdacht nahe, daß wir den Wortſtamm von den Kelten erborgt haben. Die Nachbarschaft der Kelten ergab im erſten und zweiten vorchriſtlichen Jahrtausend für die Germanen derartige kulturelle Einflüsse. Sie müssen sich aber auch noch auf andere Faktoren des Völkerverkehrs bezogen haben. Wenn unser Wort *Eid* den übrigen indogermanischen Sprachen fehlt und nur den Kelten und Germanen eignet, dann glauben wir, daß nur eines dieser Völker den Ausdruck geschaffen, das andere ihn übernommen hat. In diesem Falle können wir getroſt annehmen, daß die Kelten die Präger, die Germanen die Entlehner des Wortes sind. Das Umgekehrte wäre auch möglich. Hier handelt es sich nicht um einen gemeinschaftlichen Sprachbesitz, sondern um sprachlichen Austausch, um Entlehnung von einem Volk zum andern. Solche Fälle spielen keine Rolle, wenn wir den Verwandtschaftsgrad von zwei Völkern beſtimmen wollen.

Nun handelt es sich bei den Wortübereinſtimmungen zwischen Kelten und Germanen zumeiſt um Begriffe, die unter den Verdacht der Kulturübertragung geſtellt werden können. Aber die große Masse aller Wortgleichungen, die Latein und Germanisch verbinden, gehören nicht unter denselben Verdacht. Man denke an Gleichungen wie lat. *dûco* = nhd. *ziehe*, lat. *dîco* = nhd. *zeihe*, lat. *paucus* = ahd. *fòh*, lat. *capio* = got. *hafja*, lat. *taceo* = got. *thaha* 'schweige'. Dutzende solcher Gleichungen hat unser Aufsatz zusammengeſtellt. In ihnen liegen keine kulturellen Werte, das eben verleiht den Übereinſtimmungen zwischen Latein und Germanisch ein besonderes Gewicht. Es iſt zumeiſt nicht nachbarliche Kulturübertragung in einer vorgeschichtlichen Urzeit, und der Verdacht der Entlehnung von einem Sprachſtamm auf den anderen hat in diesem Fall nicht den Schatten eines Beweises für sich. So rücken wir die Kelten etwas von den Germanen ab, wenn es sich um die Verwandtschaftsfrage handelt; aber den nachbarlichen Austausch in der Form der Entlehnung schlagen wir in der Tat sehr hoch an. Andererseits rückt der lateinische Sprach-

ſtamm dem germaniſchen zunächſt, denn Wortſchatz und Wortbau zeigen intimſte Übereinſtimmung. Inſofern nun die Kelten ihrerſeits dem lateiniſchen Sprachſtamm wieder ſehr nahe ſtehen, ſtehen ſie den Germanen nicht ſo fern wie etwa Griechen, Inder oder Slaven.

Iſt das Reſultat unſerer heutigen Betrachtung die Annahme oder der Beweis, daß Italiker und Germanen nächſtverwandte Sprachſtämme ſind, ſo haben wir nun noch die ſprachliche Stellung der Germanen dahin näher zu beſtimmen, daß wir die Ausbildung der germaniſchen Eigenart linguiſtiſch und ethnographiſch mit den Mitteln der Chronologie zu beſtimmen ſuchen. Das durchſchlagende Kennzeichen des Germanentums iſt die Regel der erſten Lautverſchiebung (lat. *pecu* = ahd. *vihu*, lat. *decem* = altſächs. *tehan*). Aber dieſe dialektiſche Ausprägung iſt doch ihrerſeits das definitive Reſultat einer vielhundertjährigen ethnographiſchen Sonderentwicklung. Unſere Voreltern werden ſich erſt in Religion und Sitte und dann erſt in der Sprache von den ſtammverwandten Völkern differenziert haben. Die Entſtehung einer urgermaniſchen Nationalität ſteigerte ſich allmählich, bis ſie ſchließlich in der erſten Lautverſchiebung ihren definitiven Ausdruck gefunden hat.

Über das Zeitalter, in welcher die erſte Lautverſchiebung durchdrang, beſteht keine Einmütigkeit in der neueren Forſchung. Nur zu gern neigt man dazu, dieſen großen Sprachprozeß nahe an die dokumentierte Geſchichte heranzurücken. Aber in dem vorgeſchichtlichen Dunkel fehlt es durchaus an ſchlagenden Beweiſen, und wenn nur Kombinationen helfen können, hat vielleicht auch der folgende Verſuch ein Recht darauf, gehört zu werden.

Das älteſte Literaturdenkmal der Indogermanen, der Rigveda der alten Inder, reicht mit vielen Hymnen ſicher in das zweite, vielleicht ſchon in das dritte vorchriſtliche Jahrtauſend. Die Ausprägung der indiſchen Sprache beanſprucht ein noch viel höheres Alter. Die ſprachliche Ausprägung der griechiſchen Eigenart, wie ſie uns zuerſt im homeriſchen Epos entgegentritt, reicht ſicher weit in das zweite, vielleicht ſchon in das dritte Jahrtauſend zurück. Wenn nun Inder und Griechen ſchon etwa im dritten Jahrtauſend ihre ſprachliche Eigenart beſeſſen haben, können wir es dann glauben, daß die Germanen erſt um 500 vor Chriſtus die erſte Lautverſchiebung und damit ihren ſprachlichen Nationalcharakter erhalten haben?

Nach den Anſchauungen der ſkandinaviſchen Archäologen war der Süden von Schweden und Norwegen ſicher ſchon im zweiten Jahrtauſend von Germanen beſetzt. Die Möglichkeit iſt immerhin zuzugeben, daß ein Lautprozeß, der um 500 vor Chr. beginnt, auch über das Meer hin ſkandinaviſche Stämme mit ergriffen haben kann. Aber andrerſeits liegt doch kein zwingender Grund vor, die ſprachliche Ausbildung des Germanentums ſo weit herunterzurücken gegenüber der Entſtehung des Griechiſchen oder des Indiſchen. Das einzig ſichere Reſultat, das wir für die Chronologie der erſten Lautverſchiebung aufſtellen können, beſagt, daß die Germanen ſchon lange die Nachbarn der Kelten waren, ehe ſie die erſte Lautverſchiebung durchführten. Aber dieſe Anſchauung verträgt ſich mit dem zweiten Jahrtauſend ſicher ſo gut wie mit dem erſten.

Wenn wir die Gebiete zwiſchen der Mittel- und Unterelbe und der Weichſel für die Urheimat der Germanen anſehen und des Glaubens leben, daß die ſüdlichen Provinzen Skandinaviens von hier aus über Jütland und Seeland okkupiert wurden, werden wir wohl die ſprachliche Ausbildung der germaniſchen Eigenart, wie ſie beſonders durch die erſte Lautverſchiebung definitiv wurde, in eben dieſe Urheimat verlegen, die wir doch wohl für das dritte Jahrtauſend annehmen dürfen. In den drei erſten vorchriſtlichen Jahrtauſenden waren im Weſten und Süden die Kelten immer die Nachbarn der Germanen. Aber die nahe Verwandtſchaft, in die wir die Italiker heute mit den Germanen gebracht haben, geht weiter zurück. Keine geſchichtliche Nachbarſchaft reicht aus, die unendliche Fülle von ſprachlichen Berührungen zwiſchen Italiſch und Germaniſch zu erklären; denn in den geſchichtlichen Zeiten ſind Germanen und Italiker immer durch die Kelten geographiſch von einander geſchieden. In weiter zurückliegenden Jahrtauſenden wurzelt die nahe Verwandtſchaft, für die ich hier eingetreten bin. Wer vermag zu ſagen, welche Gebiete wir dafür annehmen dürfen? Denn wir wiſſen nichts Sicheres darüber, wie die Germanen in die Urſitze zwiſchen Elbe und Weichſel gelangt ſind. Bei der ganzen Unſicherheit innerhalb der Frage der indoger-

manischen Urheimat bleibt auch jede weitere Frage unlösbar. Und seitdem das Tocharische entdeckt worden ist, sind die ethnographischen wie die geographischen Fragen der indogermanischen Sprachgemeinschaft noch komplizierter und vielleicht unlösbarer geworden, als sie schon früher schienen. Von der weiteren Forschung über das Tocharische erwarten wir neue Probleme zu der Frage nach dem Verwandtschaftsverhältnis der Germanen, Italiker und Kelten; denn wir wissen schon jetzt, daß das Tocharische nicht mit den östlichen Sprachen der indogermanischen Völkerfamilie nahe zusammenhängen kann. Möchte uns doch bald eine größere Zahl von tocharischen Texten beschert werden! Für die Kunde der indogermanischen Sprachen hängt sehr viel davon ab und vieles auch für die sprachliche Stellung der Germanen in der indogermanischen Völkerfamilie.

Nachrichten und Mitteilungen.

Korrespondenz aus London.

Die Ausgrabungen zu Abydos und die Frage der prädynastischen Gräber. – Neue Ausgrabungen in Kreta.

In dem kürzlich erschienenen Archaeological Report 1909–1910 des Egypt Exploration Fund behandelt Édouard Naville in seiner Schilderung der Ausgrabungen von Abydos die Frage der sogenannten prädynastischen Gräber, d. h. der Gräber, die vor die mit ungefähr 3600 v. Chr. beginnenden Königsdynastien gesetzt werden. Die Arbeiten der letzten Jahre waren zunächst noch auf die königlichen Gräber zu Omm el-Gaab in Abydos gerichtet, wo wenige, aber für die Rekonstruktion der Königsreihen der ersten Dynastien wichtige Funde gemacht worden sind. Bedeutsamer waren die Arbeiten an einem von Naville »gemischter Friedhof« genannten Begräbnisplatze. Dieser enthielt Gräber von rein ägyptischem Charakter, ferner aber eine größere Anzahl sogenannter prähistorischer oder prädynastischer Gräber und endlich solche, die gemischten Charakters waren. Das große Interesse dieses Friedhofes liegt darin, daß er wertvolle Daten zu der Lösung einer Frage gibt, deren Wichtigkeit wohl nicht geleugnet werden kann: Ist die Bezeichnung »prädynastisch« oder »prähistorisch«, die einer Anzahl in den letzten 20 Jahren gefundener Gräber gegeben worden ist, richtig? Oder gehören diese Gräber einer gleichzeitigen Volksschicht an, die von den wirklichen Ägyptern zu unterscheiden ist?

Der Name »prädynastisch« oder »prähistorisch« gilt jetzt als so feststehend, daß niemand daran denkt, ihn in Frage zu stellen. Wer ein ovales Grab findet, in dem ein Körper in Hockerstellung von Topfwaren umgeben liegt — welche Topfware einmal ganz grob, ein andermal aus besserem Material hergestellt ist, zuweilen aufgemalte Ornamente trägt, zumeist aber rot mit schwarzer Einritzung ist —; wer dabei weiter einige Schieferpaletten oder Feuerstein-Werkzeuge findet, der wird nicht zaudern, hier ein prähistorisches Grab zu sehen. Und wenn in einem an solchen Gräbern reichen Friedhof sich auch noch ägyptische Gräber finden, so wird die Ansicht ausgesprochen, daß es sich hier um eine prädynastische Stätte, die nachher von den Ägyptern besetzt und zerstört worden ist, handelt. Selbstverständlich ist die prädynastische Anlage älter als die ägyptische Kultur, als deren Kindheitsstadium sie anzusehen ist. Und die prädynastische Anlage verschwand mit dem Auftreten einer weiter vorgeschrittenen Zivilisation, die von der älteren verschiedene religiöse Ideen hatte.

Diese Lieblingstheorie von heute scheint Naville mit den aus den Ausgrabungen hervorgegangenen Tatsachen nicht zu stimmen, vielmehr von dem, was wir jetzt sehen, grundverschieden zu sein. Wir dürfen heutzutage nicht mehr annehmen, daß auch der primitive Mensch eine von unserer und unserer Zeitgenossen Natur so durchaus verschiedene Anlage gehabt hat; denn wir sehen heutzutage, daß, je rudimentärer eine Kultur ist, desto heftiger ihre Anhänger an ihr festhalten. Selbst in hochzivilisierten Ländern können wir in unserer Zeit der Schulen und der höheren Erziehung bemerken, wie tief eingewurzelt lokale altüberlieferte Sitten und Gebräuche sind; ja, daß selbst religiöse Ideen noch herrschen, welche auf eine vorchristliche Zeit zurückgehen. Wenn wir nun Ägypten betrachten, ein über 1500 Kilometer langes Tal, das kein Zentrum hat, von dem Einflüsse an seine Peripherie laufen, und wenn wir annehmen, daß dieses lange Tal von einer eingeborenen Bevölkerung afrikanischen Ursprungs bewohnt war, die auf der neolithischen Kulturstufe stand, so kann selbst diese Zivilisation den Nilstrom entlang nicht überall dieselbe sein. Da wird es Verschiedenheiten geben, die durch Jahrhunderte andauern. Wenn in einem Platz die Steinwerkzeuge und die Topfware besser gearbeitet oder letztere besser bemalt ist, so bedeutet dies noch lange nicht verschiedene Perioden in dieser neolithischen Kultur; vor allem kann man daraus noch keine chronologischen Schlüsse ableiten. Nun treten Eroberer aus einer Rasse, die den Eingeborenen verwandt ist, die aber eine höherstehende Zivilisation schon erreicht haben und die andere Ideen über Bestattung haben, in diesem Lande auf. Diese werden ihre Toten nach ihrem Brauch begraben, wahrscheinlich werden sie auch Friedhöfe der Eingeborenen okkupieren, aber die Besitzergreifung des Landes wird nicht auf einmal geschehen. Ihr Einfluß wird nicht ein über das ganze Land plötzlich und auf einmal gefühlter sein, und die Eingeborenen werden noch durch viele Gene-

rationen ihre Toten ganz auf die Weise begraben, wie es ihre Väter taten, wahrscheinlich auch in demselben Friedhof, auf dem die Eroberer ihre Toten nach ihrer Weise beisetzen.

Naville zieht daher den Schluß, daß jeder einigermaßen wichtige Begräbnisplatz seine eigene Geschichte hat, was Zivilisation und Kultur betrifft. Solange nicht das Gegenteil bewiesen ist, muß man sagen, daß ein zu Memphis gefundener Gegenstand aus der vierten Dynastie, wenn er in der gleichen Art auch in Assuan zum Vorschein gekommen ist, von ganz anderem Datum sein kann. Nie darf man glauben, daß die Modifikationen infolge eines Dynastiewechsels sich sofort durch das ganze langhingestreckte Land verbreiten konnten. Durch welchen Kanal erreichten denn viele Veränderungen die äußersten Enden und wie lange brauchten sie dazu? Weil eine andere Dynastie zu Memphis oder Theben auf den Thron gekommen ist, was soll da irgend eine Dorfbewohnerin für einen Grund haben, die Perlen ihres Halsschmuckes oder die Töpfe, in denen sie das Essen bereitet, in anderer Art herstellen zu lassen oder herzustellen?

Diese Fragen erklären den Wert und das Interesse dieses »gemischten Friedhofes«. Naville leugnet nicht, daß in dieser Abydos-Begräbnisstätte wirklich auch prädynastische Gräber vorhanden sein können; aber ein Beweis dafür ist nicht vorhanden. Denn das älteste Grab scheint nach Naville ein ägyptisches zu sein, das aus einem viereckigen Schacht von ungefähr 15 Fuß Tiefe besteht, an dessen Südostende eine durch eine wohlgebaute Ziegelmauer hermetisch verschlossene Kammer lag. Der Stil dieses Grabes ist der der zu Deir el-Bahari gefundenen Gräber der XI. Dynastie. In diesem Grab fanden sich jedoch bemalte Vasen der VI. Dynastie. Nahe bei diesem ägyptischen Grab fand man nun auch ein sogenanntes prädynastisches, das Naville nunmehr Eingeborenengrab nennt. Dieses Grab muß später sein als das der XI. Dynastie. Es wäre unmöglich gewesen, das große Grab in den Felsen einzugraben, ohne das sogenannte prädynastische zu zerstören. Und so hat Naville an dieser Begräbnisstelle noch mehrere sogenannte prädynastische Gräber identifizieren können, die über ägyptischen Schaftgräbern lagen.

Dieser gemischte Friedhof fordert daher auf, die Frage nach dem Anteil jeder der beiden Bevölkerungsschichten an der Kultur Ägyptens zu prüfen und zu scheiden. Die eine Bevölkerungsschicht, die Ureinwohner, sind afrikanischen Ursprungs; aber auch die ägyptische Schicht ist nach Naville hamitisch und gehört zu einer verwandten, von den Ureinwohnern nicht sehr verschiedenen Rasse.

Der Bericht über die letztjährigen Ausgrabungen in Kreta, der im Journal of Hellenic Studies erschienen ist, stellt Knosos wieder in das Zentrum des Interesses. Evans und Duncan Mac-Kenzie haben auch die letzte Saison ihrer Ausgrabungen an der Stätte des großen Palastes von Knosos mit ausgezeichnetem Resultate weitergeführt. Die Erforschung des tiefen Gewölbes, das man unter der südlichen Halle gefunden hatte, führt jetzt zu dem Schluß, daß es ein großes Reservoir von ca. 30 m Umfang und 20 m Tiefe war, um den darüberliegenden Palast mit Wasser zu versorgen. Diese Ansicht wird noch dadurch bestärkt, daß man eine Wendeltreppe gefunden hat, die gerade da endigt, wo man das Wasserniveau des Reservoirs annehmen darf. Am südöstlichen Ende des Palastes wurde eine ähnliche in den Felsen geschnittene Zisterne gefunden; diese gehört aber nicht, wie Evans annimmt, zu dem darüber liegenden Palast, sondern zu einem älteren Bau, von dem jede Spur geschwunden ist. — Auch in der Nachbarschaft des kleinen Palastes wurden Nachforschungen gemacht. Hier trat eine schöne, aus minoischer Zeit stammende Fassade zu Tage, die wahrscheinlich zu einem Palastanbau gehörte, der mit dem Hauptpalast durch eine Art Brücke verbunden war. An dieser Stelle fand man auch eine Votivstele mit einem schönen Relief eines Jünglings zu Pferde und eine dorische Metope, Herakles und den kalydonischen Eber darstellend; Herakles schreitet mit ihm auf Eurystheus zu, der mit geducktem Kopfe bis zum Kinn im Pithos steckt. Dies Werk ist wohl einem Kreter zuzuschreiben, der noch im 5. Jahrhundert in Athen gelernt hat. — Von größtem Interesse ist aber die Entdeckung von sechs Kammergräbern auf der Landspitze von Isopata, welche die alte Hafenstadt von Knosos überragt. Eines von diesen Gräbern ist architektonisch ganz singulär. Sowohl was die Größe dieser Gräber betrifft, wie durch das Interesse, das ihr Inhalt und ihre Anordnung bietet, übertreffen sie alle bis jetzt bekannten Gräber dieser Art. Man fand Stein- und Bronzegeräte, Kohlenpfannen mit Weihrauchspuren, Bronze, Waffen und eine ganze Anzahl gemalter Vasen im besten Palaststil, auch zwei Goldringe. Von Wichtigkeit ist, daß hier außerdem eine Gattung von gemalten Gefäßen auftaucht, die zweifellos nur für sepulkrale Zwecke gebraucht wurden. An Stelle des Firnisses und der üblichen Deckfarben ist ein mattes unfixiertes Schwarz, Rot und Blau verwendet. In dem größten der genannten sechs Gräber wurden zwei Doppeläxte und zwei Libationsgefäße gefunden. Das Arrangement des Grabes war sehr eigentümlich. Rechts vom Eingang erhob sich eine Steinplattform, in die die Grube, welche die Grabkiste bildete, eingeschnitten war. Um die Außenseite dieser Plattform und um die übrigen Seiten der Grabkammer liefen Bänke herum, und von der Rückmauer kam eine Art Pfeiler heraus, der an seiner Vorderseite mit einer Säule in niederem Relief geschmückt war. Man darf annehmen, daß diese Kammer wie eine förmliche Grabkapelle zum Totendienst benützt wurde. — Ein spät-minoischer Begräbnisplatz wurde dann auch von Mr. Seager und Miß Hall, die im Auftrage des Museums der Pennsylvania-Universität zu Gurnia gruben, auf einem »Sphungaras« genannten Hügel aufgedeckt. Es handelt sich um 150 Hockergräber. Die Unterschiede dieser Begräbnisart mit der in eine kaum spätere Periode zu setzenden Kammergräber von Knosos sind ganz bedeutend und schwer zu erklären. — Zu Vrokastra auf einem Hügel, ebenfalls in der Nähe von Gurnia, hat Miß Hall noch eine Stadt aufzudecken begonnen, die von der Bronzezeit bis in die Eisenzeit anhaltend bewohnt gewesen zu sein scheint. M.

Internationale Wochenschrift für Wissenschaft Kunst und Technik
herausgegeben von Prof. Dr. Paul Hinneberg, Berlin, Zimmerstr. 36

Verlag: August Scherl, Berlin SW, Zimmerstraße 36-41. — Druck: Bayerische Druckerei und Verlagsanstalt G. m. b. H. in München, Bayerstraße 57. | 5. Jahrgang Nr. 24 17. Juni 1911 | Inseraten-Annahme bei den Annoncen-Expeditionen von August Scherl G. m. b. H., Berlin und Daube & Co G. m. b. H., Berlin und deren sämtlichen Filialen

Für die Redaktion verantwortlich: Professor Dr. Wilhelm Paszkowski, Berlin-Gr. Lichterfelde.

Erscheint jeden Sonnabend. — Preis vierteljährlich für Deutschland und Oesterreich 3 Mark, für die übrigen Länder des Weltpostverkehrs 4 Mark 30 Pfg. bei direktem Bezug unter Kreuzband. — Einzelnummer 25 Pfg. — Inserate die dreigespaltene Nonpareillezeile 50 Pfg. — Abonnements nehmen alle Buchhandlungen und Postanstalten, sowie sämtliche Geschäftsstellen von August Scherl G. m. b. H. entgegen.

INHALT

Die Abhandlungen erscheinen in deutscher Sprache, englische und französische auf Wunsch der Autoren im Urtext

Byzantinische Legenden.

Von Paul Wendland, Professor an der Universität Göttingen.

Frühzeitig iſt neben die höhere, für Lehrentwicklung und Geschichte der Kirche bedeutende Literatur eine niedere, meiſt in volkstümlicher Sprache abgefaßte chriſtliche Unterhaltungsliteratur getreten, deren Erzeugnisse von sehr verschiedenem Werte sind. Der in den Evangelien frisch aufblühenden volkstümlichen Erzählungskunſt, die die alten Traditionen ausschmückte und immer neue wirkungsvolle Züge erfand, trat die Kanonbildung entgegen, die den jungen Wucherungen in der kirchlichen Anerkennung von nur vier Evangelien einen Damm entgegensetzte. Aber es blieb Raum genug für phantasiereiche Erfindungen und Befriedigung der Luſt am Fabulieren. Die Evangelien geben nichts weniger als ein vollſtändiges Lebensbild oder eine Biographie Jesu; und wie in den Evangelien nur drei Jünger Jesu selbſtändiger hervortreten, so gruppiert sich der Erzählungsſtoff der Apoſtelgeschichte um wenige Namen: Petrus, Johannes, Paulus. So entſtanden zahlreiche Schriften, die die Lücken der Tradition ausfüllen wollten. Sie erzählten die Kindheit Jesu oder seinen Kampf mit dem Teufel bei der Höllenfahrt, oder sie berichteten, nachdem die Welt unter die Apoſtel aufgeteilt war, von den Reisen, der Propaganda, den Wundertaten der einzelnen Apoſtel.

In dieser Literatur war ganz Neues aus dem Nichts zu schaffen. Die eigene Phantasie der Literaten, die diese romanartigen Kindheitsevangelien oder Apoſtelgeschichten geschrieben haben, iſt nicht sehr schöpferisch gewesen; vom antiken Reiseroman, der Noveliſtik, den heidnischen Sammlungen von Wundergeschichten oder Wundertaten, auch aus dem Alten Teſtament haben sie eine Fülle von Motiven entlehnt, chriſtliche Lehr- und Predigtſtücke eingelegt. Die ganze Anlage des chriſtlichen Romans, der die Schicksale des Clemens von Rom und seiner Familie behandelt, iſt dem Schema des griechischen Romans, in das chriſtliche Disputationen eingelegt sind, nachgebildet.

Seit dem zweiten Jahrhundert waren die Märtyrergeschichten ein weites Feld erbaulicher Unterhaltungslektüre, und die von Augenzeugen unter dem Eindrucke der Glaubensbewährung verfaßten wurden bald von der Masse der überarbeiteten und entſtellten oder fingierten überwuchert. Als die Chriſtenverfolgungen aufgehört hatten, war das Mönchtum schon auf dem Wege, eine Macht zu werden, und nun traten in die Rangſtufe der Märtyrer die chriſtlichen Asketen und »Athleten«. Die chriſtliche Gemeinde, die die Forderungen der niederen Sittlichkeit zu erfüllen sich begnügte, blickte mit Bewunderung auf ihre Heroen, die das Ideal der vollkommenen weltflüchtigen Sittlichkeit darſtellten. So verschieden die Lebensformen und Grundsätze des Mönchtums in den verschiedenen Landschaften waren, so mannigfaltig iſt die

mit ihnen ſich beſchäftigende Literatur: Berichte von Augenzeugen, die die Einſiedeleien bereiſt haben und treuherzig erzählen, was ſie geſehen und was ſie an Geſchichten aus dem Munde der Heiligen gehört haben; rhetoriſche Prunkſtücke, die in den Verſuchungsgeſchichten oft der Sinnlichkeit ebenſoviel Nahrung bieten wie der religiöſen Myſtik; Fiktionen und Fälſchungen, die beliebigen Mirakelſtoff auf Ortsheilige, von denen man nicht viel wußte, übertragen, ja gelegentlich einen Heiligen erfinden, der nie exiſtiert hat. Wir können noch in einzelnen Fällen erkennen, wie die Geſchichten beim Weitererzählen ausgeſchmückt, wie die Wunder geſteigert werden. Und wir haben noch Geſpräche frommer Männer, die zeigen, wie ſie ſich im Preiſe der Heiligen ihrer Heimat zu überbieten ſuchen. Die Verbreitung der Reliquienverehrung und die Konkurrenz der heiligen Stätten hat viel zur Bereicherung und Verfälſchung der Biographien der Heiligen beigetragen.

Die Lietzmannſche Sammlung*) iſt geeignet, für die unerſchöpfliche Fülle des alten Legendenſchatzes, der die Dichtung der modernen Völker viele Motive verdankt, das Intereſſe weiterer Kreiſe zu erwecken. Der Überſetzer, wie ſein Namensvetter, der Illuſtrator, haben die naive Einfalt der Erzählungen, auf denen ihr Reiz beruht, vortrefflich wiedergegeben. Zu höherer ſchriftſtelleriſcher Kunſt erhebt ſich freilich ein Stück, das am wenigſten Lokalkolorit hat und auf den Laien die ſtärkſte Wirkung üben wird, das Leben des hl. Martinian, das einſt in Rabbow einen feinſinnigen Interpreten gefunden (Wiener Studien XVII) und Uſener zu novelliſtiſcher Bearbeitung gereizt hat.

Auf einem Berge bei Cäſarea in Paläſtina führt ein jugendlicher, ungewöhnlich ſchöner Einſiedler in ſtrenger Askeſe das Leben der Engel auf Erden. Die Angriffe des Satans, der ihn aus ſeiner Zelle vertreiben möchte, prallen an ſeiner Tugend ab. Da greift der Böſe zu ſeiner alten Waffe, mit der er ſchon Adam aus dem Paradieſe trieb. In luſtiger Geſellſchaft zu Cäſarea kommt einſt die Rede auf den göttlichen Wandel und die Enthaltſamkeit des hl. Martinian. Eine loſe Dirne geht die Wette ein, daß ſie ihn verführen werde. »Da er kein Weib ſieht, hat er auch keine Leidenſchaft. Ihr wißt ja, wenn kein Feuer da iſt, brennt das Stroh nicht: ich lobe mir's, wenn es im Feuer unverbrannt bleibt!« In Lumpen gekleidet und vom Regen durchnäßt, klopft ſie zur Abendſtunde an die Klauſe und bittet flehentlich, ihr vor dem Unwetter und den Tieren der Wildnis ein Obdach zu gewähren. Der Heilige erkennt die ihm drohende Gefahr, aber auch die Unmöglichkeit, ſich der Chriſtenpflicht der Barmherzigkeit zu entziehen. Er bietet ihr Obdach und Nahrung, bringt ſelbſt die Nacht in ſeinem inneren Gelaß bei verſchloſſener Tür zu, zu den vorgeſchriebenen Stunden Pſalmen ſingend. Als er am frühen Morgen die Tür öffnet, das Weib zu entlaſſen, tritt ſie ihm in den prächtigen Gewändern, die ſie des Nachts angelegt hat, entgegen und verſtärkt die Wirkung ihrer Erſcheinung durch klug berechnete Rede: »Was ſoll dies euer unzeitiges Faſten? Weshalb verwüſtet ihr ohne Not ſolch marmorgleiche Schönheit durch Kaſteiungen? Wo ſteht in der Schrift, daß man nicht eſſen, nicht trinken, nicht heiraten ſoll?« Und ſie überſchüttet den Jüngling mit bibliſchen Beiſpielen heiliger Männer, die ohne Schaden ihrer Frömmigkeit gefreit haben. So beginnt ſie, ihn in den Abgrund der Sünde herabzuziehen; er will nur noch draußen die Wege überſchauen, ob ſchon die Leute kommen, die am Morgen ſeinen Segen zu begehren pflegten. Da aber gedachte der barmherzige Gott, der nicht will, daß jemand verloren gehe, ſeines Ringens von Jugend auf und weckte ihm, als er auf dem Felſen ſtand, das Gewiſſen. Er rafft ein Bündel Reiſig zuſammen, zündet es in der Zelle an und ſpringt in das Feuer. Als ihn ſeine Füße gräßlich ſchmerzen, ſchilt er ſich laut: »Was haſt du, Martinian? Hat dich das Feuer ſchön gepackt? Kannſt du die Qual dieſer Marter ertragen? Wenn du es kannſt, ſo umarme nur dies Weib; denn durch ſie beſchert dir der Teufel das ewige Feuer.« So treibt er's und betet, bis er von den Brandwunden zuſammenbricht. Aber durch den Ernſt ſeiner Buße bekehrt er die ſchöne Sünderin und ſchickt ſie nach Bethlehem ins Kloſter der hl. Paula, wo ſie nach zehn Jahren ihren Lauf in Chriſto endet.

Als der Heilige nach ſieben Monaten von den Wunden geneſen iſt, verläßt er die

*) Byzantiniſche Legenden, deutſch von Hans Lietzmann. Jena, Eugen Diederichs, 1911, broch. 5, geb. 6 Mark.

Stätte seiner Versuchung. Um sicher dem weiblichen Geschlecht zu entfliehen, läßt er sich von einem Schiffer auf einer verlassenen Insel aussetzen und erwirbt mit seiner Hände Arbeit den Lohn, für den der Schiffer ihm zwei= oder dreimal im Jahre Brot und Wasser bringt. Aber der Anschlag des Satans führt ihm durch Schiffbruch eine weibliche Genossin zu. Nun ist auch hier seines Bleibens nicht länger. »Feuer und Stroh paßt nicht zusammen.« Auch reicht die kärgliche Nahrung nicht für zweie aus. Er stürzt sich ins Meer, aber Delphine tragen ihn sicher ans Land, während das Mädchen ihm nachschaut. Nachdem er Gottes Barmherzigkeit gedankt hat, spricht er zu sich: »Was soll ich tun? In den Bergen hat mich der Satan nicht gelassen, noch auf dem Meere: nun weiß ich nicht, was ich machen soll. Das Beste ist, ich denke an das Wort des Evangeliums und tue so; denn es heißt: Wenn sie euch aus der einen Stadt vertreiben, flieht in eine andere; denn ihr werdet mit den Städten Israels nicht zu Ende kommen« (Matth. 10, 23). So hetzt er sich von einem Ort zum andern und betritt in zwei Jahren einhundertvierundsechzig Städte, bis er in Athen seinen schönen Lauf vollendet und ein seliges Ende findet.

Die geschichtlichen Beziehungen sind so locker, daß man ohne Einbuße die Erzählung, losgelöst von genaueren Bestimmungen des Ortes, der Zeit, der Personennamen, freischwebend vorstellen kann. Die Heldin hat nicht einmal einen Namen. Die Erwähnung der heiligen Paula († 404) verlegt sie zwar scheinbar gegen das Ende des 4. Jahrhunderts; aber Paula wird als Gründerin eines Christustempels genannt, von dem wir trotz des Reichtums unserer Quellen nichts wissen, und den Hieronymus in seiner Grabrede auf die Heilige nicht hätte übergehen können.

Der Verdacht, daß die Legende jeder historischen Grundlage entbehre, daß, falls nicht gar der Name Martinian erfunden ist, doch im besten Falle an einen leeren Namen eine schöne Geschichte geknüpft ist, wird durch die Tatsache verstärkt, daß die Motive sehr verbreitet und darum leicht übertragbar waren (s. Rabbow). Das Delphinen=Motiv ist in griechischen Mythen und Geschichten von dankbaren Tieren beliebt. Die bildliche Vergleichung der Anfechtungen mit einem verzehrenden Feuer ist auch sonst in den realen Vorgang einer drastischen Feuerkur umgesetzt. Das durch ein Bibelwort seltsam motivierte ruhelose Wandern ist von Rabbow als Nachklang antiker Reiseromane, aber auch als Verbildlichung innerer Unstetheit und Unrast manchen Asketenlebens auch sonst nachgewiesen worden.

Vor allem aber das Hauptmotiv des ersten Teiles! Antike Mythen, Märchen, Novellen, Schwänke, Übungsstücke der Rhetorenschulen variieren mit Vorliebe das Thema der Versuchung eines keuschen Jünglings durch das lüsterne Weib. Das ist auch ein Lieblingsthema der Mönchslegenden (vgl. Lietzmann S. 17. 18. 83, s. auch 68. 89). Und daß die Legende hier oft Motive profaner Novellistik absorbiert hat, läßt sich noch an der Übertragung alter fest geformter Motive erweisen[1]). Auch in unserem Falle ist noch dieser Beweis zu führen. Als ein Muster der Sittenstrenge und Reinheit wird Xenokrates, Platons zweiter Nachfolger in der Leitung der Akademie, dargestellt. Manche Geschichten kursierten von Versuchen, seine Tugend zu Falle zu bringen; die Fassung, in der die pseudacronischen Scholien zu Horaz Sat. II 3, 254 das Attentat berichten, trifft mit der Legende des hl. Martinian zusammen: Die Dirne Lais hatte einst gewettet, sie werde den sittenstrengen Xenokrates verführen. Des Nachts stellte sie sich nun erschreckt, floh zu ihm und zwang ihn, sie bei sich zu behalten. Aber er schlief, ohne ihrer zu achten. Als man später forderte, sie solle ihre Wette einlösen, sagte sie: »Meine Wette galt einem Menschen, nicht einem Stein«. Die Motivierung ist sehr dürftig und unklar, die Szene in Athen schwer vorzustellen; man fühlt sich fast versucht, die knappen Andeutungen dieses Textes über die Situation nach der meisterhaften christlichen Erzählung auszugestalten. Aber gerade die Unglaubhaftigkeit dieser Xenokrates=Geschichte beweist, daß wir es mit einem jener Novellenmotive zu tun haben, die wie Anekdoten und Witzworte bald an diesen, bald an jenen berühmten Namen geheftet werden. Wer ein Freund kühner Kombinationen ist, könnte darin, daß der Heilige in Athen stirbt, noch eine dunkle Reminiscenz finden, daß eine athenische Geschichte von Xenokrates benutzt ist.

Ganz anders geartet ist das Mönchtum

[1]) Beispiele bei Rabbow und in meiner Programmabhandlung De fabellis antiquis earumque ad Christianos propagatione, Göttingen 1911.

der anderen von Lietzmann übersetzten Stücke, in denen wir volkstümliche Traditionen, meist von Zeitgenossen aufgezeichnete und kulturgeschichtlich höchst wertvolle, kennen lernen. Die Art dieses Mönchtums wurzelt tief in syrischem Boden, und in Syrien hat das Mönchtum, weit mehr als in Ägypten, pathologische Formen angenommen. Hier finden wir die äußerste Steigerung der Askese, sinnloseste Kasteiung, andächtigste Bewunderung des heiligen Schmutzes. Johannes von Ephesos berichtet sehr hübsche Züge, wie der gesunde Menschenverstand öfter mit Erfolg gegen den Wahnwitz opponiert (vgl. Lietzmann S. 4). Die Laien unter den Lesern mögen sich klar sein, daß Lietzmanns Büchlein kein Gesamtbild des Mönchtums geben will. Und ich wünschte wohl, daß Lietzmann in einer zweiten Auflage, um das Bild zu vervollständigen, noch einige Geschichten eines tieferen sittlichen oder religiösen Gehaltes zufügte; mehrere sehr anmutende finden sich z. B. in Leontios' Leben Johannes des Barmherzigen. Gewiß wären dann auch die Leser dankbar für die dort überlieferte Urgestalt der Geschichte des schlimmheiligen Vitalis, deren Antlitz Gottfried Keller nach der anderen Seite gewandt hat.

Lietzmann beginnt mit der Biographie des Säulenheiligen Daniel (geb. 409, † 493), die er nach dem noch nicht veröffentlichten griechischen Texte übersetzt. Daniel stammte aus Samosata in Mesopotamien und war ursprünglich nur des Syrischen mächtig. Unauslöschliche Eindrücke hatte der Knabe auf einer Wallfahrt von dem palästinensischen Säulenheiligen Symeon empfangen, dessen Vorbild sein Lebensschicksal bestimmte. Ein in der Vision von Symeon empfangener Befehl veranlaßt ihn, nach Byzanz zu ziehen; in dessen Nähe zu Anaplus am Bosporus besteht er seine ersten Kämpfe mit den Dämonen. Das besondere Glück, daß ihm die Kutte des heiligen Symeon vermacht wird, und ein Traumgesicht bestimmen ihn, das Leben eines Säulenheiligen der Hauptstadt vor Augen zu stellen. Merkwürdigerweise hat er es 33 Jahre ertragen und ist vierundachtzigjährig verstorben,*) obgleich die Leistung im nördlichen Klima eine viel schwerere war und er sich erst spät zur Annahme eines Windschutzes überreden ließ.

*) Symeon starb siebzigjährig und hatte 37 Jahre auf Säulen gestanden.

Sogar in das Leben dieses Einsiedlers ragt ein Stück Welt, die große Politik des Kaisers Leon (457—474), der ihn als Ratgeber schätzt, die Insurrektion des Basiliskos (475—477), die leidenschaftlichen Kämpfe um die zwei Naturen Christi hinein. Die ganze Welt beugt sich in Ehrfurcht vor dem Muster der Heiligkeit wie früher vor Symeon, und die wenigen, die Daniel mit Spott und Zweifel begegnen, werden mit sehr drastischen Mitteln bekehrt. Kaiser Leon bittet ihn um die Gunst, seine Füße berühren zu dürfen, entsetzt sich aber vor der Anschwellung und der Fäulnis. Als Leon einst auf dem Rückweg von dem Heiligen mit dem Pferde stürzt, erkennt er sofort die Ursache: er hätte nicht vor seinen Augen zu Pferde steigen sollen, »und künftig stieg er vom Pferde, sobald er von ferne den Heiligen erblickte, und ebenso bestieg er beim Heimweg sein Pferd nicht, ehe jener den Blicken entschwunden war.« Die Spannungen zwischen Geistlichkeit und Asketen treten sehr charakteristisch hervor. Dafür bietet das Büchlein auch S. 88 (vgl. auch die voraufgehende Geschichte) eine allerliebste Probe. Ein großer Asket mahnt vergebens einen jüngeren Bruder zu sittsamem Leben. In der Entrückung sieht er den unbußfertig Verstorbenen im höllischen Feuer. Der dankt ihm, daß wenigstens sein Kopf von Qual befreit ist. »Deinem Gebet verdanke ich's, daß ich auf eines Bischofs Kopfe stehen darf.« Die Macht der Kirche im Staate tritt in Daniels Biographie deutlich hervor. Daß hohe Staatsmänner ein Bistum übernehmen, ist keine Seltenheit, und Daniel bekehrt ohne Skrupel einen Obersten des Kaisers, Titus, zum Mönchtum. Der Höhepunkt seines Lebens und auch der Biographie ist die mit Mirakeln reichlich ausgestattete Geschichte, wie er, als Retter der Kirche nach Konstantinopel eingeholt, dem Usurpator Basiliskos und der monophysitischen Partei ohne Menschenfurcht entgegentritt.

Sogar Jünger sammelt Daniel unter seiner Säule. Jener Titus fühlt sich, da er noch jung und gesunden Körpers ist, verpflichtet, die Askese seines Meisters zu überbieten. Er hängt sich in der Kapelle mit Stricken, die er unter den Achseln durchzieht, auf, so daß er mit den Füßen die Erde nicht berührt, und erbaut damit höchlich alle seine Besucher. Lange hielt er es nicht aus; aber noch »der hängende Leichnam dieses Kämpfers

legte Zeugnis ab für den gottsuchenden Eifer der emporgeschwebten Seele.« — Dieser Typus führt uns bereits hinüber zu der Klasse der Narren um Chrifti willen. Erwähnt wurde schon der schlimmheilige Vitalis, der sein ganzes Leben nach einem Grundsatz des hl. Daniel (S. 18) eingerichtet hat: »Wer seine Seele Gott geweiht hat, freut sich mehr über falsche Schmähungen, denn sie schaffen ihm Lohn, als über wahres Lob, denn es führt zur Überhebung.« Das grandiosefte Beispiel dieser Lebensführung gibt aber die von Lietzmann an dritter Stelle übersetzte Biographie Symeons des Narren. In Edessa zieht er zur Freude der Jugend ein, indem er einen toten Hund an seinem Leibgurt nachschleift. Am Sonntag befteigt er die Kanzel und wirft die Weiber mit Nüssen. Oft tanzt er mit Dirnen auf der Straße. So ift er in Narrenftreichen, Possen, Unanftändigkeiten unerschöpflich. Darum fand eine Kneipe, wo er eine Zeit lang als Aufwärter diente, vielen Zulauf. Wir verdanken sein Lebensbild dem schon erwähnten Leontios, dem Biographen des Johannes, des Patriarchen von Alexandria (610—619), der die meiften Schwänke von einem Augenzeugen vernommen haben will. Daß aber der Typus hiftorisch und gerade in Syrien verbreitet ift, ift schon mehrfach bemerkt worden.*) Leontios hat sich eine besondere Theorie gebildet, um den Symeon als großen Heiligen preisen zu können. Alle seine Possen hat er aus Verftellung geübt, um die Schmach Chrifti zu tragen. Wie bei Vitalis offenbart auch hier der Tod das wahre Wesen des Heiligen: das Grab wird leer gefunden, denn der Herr hatte ihn entrückt und verklärt. Wir werden den Zeitgenossen nicht ganz unrecht geben, die ihn für verrückt hielten; S. 71 werden offenbar epileptische Erscheinungen berichtet.

Der letzte Teil gibt in dem treuherzig naiven und anziehenden Tone des Originals einundzwanzig Erzählungen aus der geiftlichen Wiese des Johannes Moschos wieder. Mitunter, wie in der Geschichte vom bekehrten Leichenräuber, auch einem beliebten Romanmotiv, erhebt sich der Autor zu rhetorischem Schwunge. Dieser Johannes ftammt, wie Usener im Heiligen Tychon gezeigt hat, aus Syrien. Bei Lietzmann findet man Geschichten von drei Säulenheiligen, und der besondere Geschmack des syrischen Mönchtums ift auch sonft wahrnehmbar.

Die Versuche, das chriftliche Mönchtum aus Übertragung heidnischer Erscheinungen zu erklären, halte ich für mißlungen; es erklärt sich aus der innerkirchlichen Entwickelung und der im Urchriftentum wurzelnden und sich ftetig fteigernden Askese. Aber eine lohnende Aufgabe, auf die ich schon öfter hingewiesen habe, scheint mir zu sein, in den zuverlässigen und volkstümlichen Berichten die Rudimente des alten Heidentums und Volkstums für einzelne Landschaften aufzuweisen. Für Ägypten und Syrien sind Anfänge gemacht worden, hoffentlich helfen die Orientaliften weiter.

In diesem Zusammenhange sei noch ein Problem berührt, das Reitzenftein (Wundererzählungen S. 66 ff.) in verdienftlicher Weise aufgeworfen hat. Er weift auf eine Reihe das Schamgefühl brüskierender Mönchsgeschichten hin und findet sie der sonft bezeugten Steigerung des Schamgefühls im Mönchtum so widersprechend, daß er sie aus kynischen Einflüssen erklären möchte. In einzelnen Fällen sind ja Beziehungen von Chriftentum und kynischer Philosophie nachgewiesen. Im allgemeinen möchte ich in der Annahme kynischen Einflusses auf das Mönchtum zu großer Vorsicht mahnen. Der Kynismus des syrischen Mönchtums wurzelt, wie wir sahen, tief im orientalischen Volkstum. Die Serapiongeschichten, auf die Reitzenftein sich beruft, haben z. T. Parallelen im syrischen Mönchtum (s. z. B. Nöldeke S. 247. 248). Ich weiß nicht, was für ein Landsmann Serapion war, und ob ich in seinen Späßen syrischen Import oder die in ägyptischen Volksbüchern ftark hervortretende Frivolität erkennen darf. Aber eins sei noch hervorgehoben. Aus der im Mönchtum wie im Kynismus auftretenden Auflehnung gegen die konventionellen Werte konnten leicht gleichartige Erscheinungen hervorgehen. Syrische Mönche wie Kyniker predigen mit Vorliebe durch paradoxes Tun, nicht nur durch Worte. Diogenes will mit dem Gesichte nach unten beftattet sein, denn bald werde das Unterfte

*) Gelzer, Hift. Zeitschr. LXI S. 29; Nöldeke, Orient. Skizzen S. 221 ff. 9: »Wie der unzüchtige Dienft weiblicher Göttinnen unter den alten Semiten besonders blühte, so kommt es noch in arabischen Ländern vor, daß bei Leuten, die für ganz heilig und weltentfremdet gelten (oft geradezu Wahnsinnigen) die gröbften Ausschweifungen als heilige Handlungen angesehen werden.« Vergl. Wellhausen, Skizzen und Vorarbeiten III, 130[1].

zu oberſt gekehrt werden. Der hl. Orontes erſcheint in der Sinaikirche mit umgedrehtem Fellrock, so daß er die Zotten nach außen trägt, und sagt auf die erſtaunte Frage zu den Kloſtervorſtehern: Ihr habt das Unterſte zu oberſt verkehrt (Lietzmann S. 98). Diese Art iſt allgemein volkstümlich und darum von den Kynikern angenommen. Den Primitiven gilt die Geberdensprache reichlich so viel wie Wortsprache. Der Philosoph, der bei heftigem Sturme auf dem Schiff der erregten Menge gegenüber auf ein Schwein hinwies, wollte so ohne Worte am eindrücklichſten die Ataraxia predigen. Die Art iſt von den israelitischen Propheten jedermann bekannt. Der Prophet Agabos noch bindet Füße und Hände des Paulus, um ihm die Gefangenschaft zu weissagen (Apoſtelgesch. 21, 11). So schleppt ein Asket bei Johannes von Ephesos durchs Leben Ketten, um die Sündenknechtschaft der Menschen darzuſtellen. Die fromme Asketin soll aut den seltsamen Wunsch des hl. Serapion nackt durch Rom ziehen und damit die Adiaphorie predigen, wie es Symeon tun will, indem er lieber ins Frauenbad geht. — Solon hängt, um vor der sich erhebenden Tyrannis des Peisistratos zu warnen, die Rüſtung vor seine Haustür. Offenbar iſt die Art bei vielen Völkern verbreitet.

Die sehr viel höhere Zivilisation des weſtlichen Mönchtums iſt nur ein Symptom dafür, daß die Kultur des Okzidents den Orient ablöſt. Vom syrischen Mönchtum gilt das Wort des Dichters:

Opfer fallen hier,
Weder Lamm noch Stier,
Aber Menschenopfer unerhört.

Die Ausstellung in Castel S. Angelo.

Von Professor Arthur Haseloff, Sekretär am Königlich Preußischen Hiſtorischen Inſtitut in Rom.

In Caſtel S. Angelo herrscht neues Leben: in den Schießscharten der Türme Nikolaus' V. und der Baſtionen Alexanders VI., die so lange verödet ſtanden, zeigen sich von neuem grün patinierte Geschützrohre, von den Zinnen wehen mächtige Banner in den Farben Roms und Italiens, und Fanfarenklänge schmettern in den Höfen. Faſt möchte man glauben, der alte kriegerische Geiſt, der die Ruheſtätte Hadrians in eine Veſte verwandelt hat, sei wieder erwacht.

Aber dem iſt nicht so: die Fanfaren rufen zu den Feierlichkeiten, mit denen das Königreich Italien die Umwandlung der päpſtlichen Feſtung und Zwingburg in eine der Kunſt geweihte Stätte begeht. Caſtel S. Angelo iſt zum Museum ausersehen, aber ehe es seine neue Beſtimmung erhält, hat man ihm für das Feſtjahr das bunte Kleid einer retrospektiven Ausſtellung umgehängt. Das Programm dieser Ausſtellung iſt schier unendlich. Alles, was an künſtlerischen Erscheinungsformen in Rom seit dem Ausgang des Altertums bis zum Beginn des verflossenen Jahrhunderts zutage getreten iſt, soll hier zur Darſtellung kommen; von den Erzeugnissen des Kunſtgewerbes, von den Dingen des täglichen Hausgebrauchs bis hinauf zu den Schöpfungen der Größten, die in Rom gewirkt haben: alles findet hier seine Stätte.

Es liegt in der weiten Fassung dieses Programms begründet, daß von einer syſtematischen Ausſtellung keine Rede sein kann. Welche Räume sollten auch imſtande sein, eine solche erschöpfende Vorführung römischer Kunſtübung aus faſt fünfzehnhundert Jahren zu bergen? Die Ausſtellung hat mehr den Zweck, einem größeren Publikum den Umfang der Aufgabe, die hier noch zu leiſten iſt, vor Augen zu ſtellen, nahe zu legen, wie sehr Rom, dem an Kunſtschätzen so unendlich reichen, ein Museum mittelalterlicher und neuerer Kunſt fehlt.

Aber noch ein anderes wird hier vor Augen geführt: daß Caſtel S. Angelo selbſt der köſtlichſte Schrein iſt, der für ein solches Museum zu erdenken iſt. Seltsam, wie wenig Caſtel S. Angelo bekannt und gewürdigt iſt! Wer Gelegenheit gehabt hat, den Fremdenſtrom in Rom jahrelang aus der Nähe zu beobachten, wird mit Staunen bemerkt haben, wie wenig die Engelsburg besucht wird; aber wir dürfen hier, wie in so vielen anderen Fällen nicht übersehen, wieviel die Tradition

für die Wertſchätzung eines Kunſtwerkes bedeutet, mit wieviel Mühe und in wie langer Zeit erſt sich die glänzendſten Werke die ihnen gebührende Stellung erobern können, wenn sie durch die Ungunſt der Umſtände unbekannt oder doch schwer zugänglich gewesen sind. Ja, wenn ein Goethe Caſtel S. Angelo besucht und gerühmt hätte! Damals aber war es Feſtung und Strafanſtalt, und bis über die Begründung des Königreichs Italien hinaus hat dieser Schatten die glänzende Herrlichkeit der Engelsburg verdunkelt, so daß selbſt das Handbuch der gelehrten Kunſtwelt, Burckhardts Cicerone, bis zur neueſten Auflage kaum mit ein paar Zeilen seiner gedenkt!

Oberſt Mariano Borgatti, den hochverdienten Erforscher der Engelsburg, dem sie zugleich ihre heutige Geſtalt, die schonendſte und glücklichſte Wiederherſtellung dankt, darf es mit Stolz erfüllen, wie auf die breiten Kreise kunſt- und altertumsliebenden Publikums, Fremde oder Einheimische, Castel S. Angelo jetzt als eine Offenbarung wirkt. Und in der Tat, wo gäbe es sonſt einen solchen burgartigen Feſtungsbau mit all seiner geheimnisvoll die Phantasie packenden Romantik, der zugleich an Pracht und Formvollendung der Palaſtausſtattung alles böte, was kunſtliebende Päpſte des 16. Jahrhunderts sich wünschen durften? So aber iſt der koſtbare Rahmen, in den die Ausſtellung von 1911 hineingespannt iſt, und es bedarf kaum der Ausführung, daß sich hier Bilder von einer Intimität oder Großartigkeit ergeben mußten, wie sie an keiner anderen Stelle zu schaffen waren. In richtiger Erkenntnis der mächtigen Stimmungswerte, die hier gegeben sind, hat das Ausſtellungs- und Feſtcomité neulich die Engelsburg zu einem Nachtfeſte geöffnet: von dem zuckenden Lichte der Ölflammen gespenſtisch beleuchtet, zogen endlose Scharen von Gäſten durch die Höfe über die Zugbrücke in das Kastell, um durch die blendend hellen Prachtsäle bis zur Turmterrasse hinaufzuſteigen, wo der Bronzeengel Verschaffelts seine riesigen dunkeln Schwingen am Nachthimmel ausbreitete, während sich tief unten der Lichterglanz der ewigen Stadt in den glitzernden Wassermassen des Tibers wiederspiegelte.

Die Ausſtellung füllt die auf dem runden Kern des Mausoleums belegenen Gebäude, füllt die Baſtionen Sangallos und die auf und hinter den Baſtionen Pius' IV. gelegenen Kasernen Urbans VIII. Die »Piazza d'armi« iſt in einen Gartenplatz verwandelt, von dem aus sich das Kaſtell in einer neuen Ansicht von ungeahnter Großartigkeit darbietet. Über eine Zugbrücke gelangt man in den inneren Hof, der sich um den Kreisbau Hadrians zieht. Hier beginnt die Ausſtellung mit einer Sammlung mittelalterlicher Plaſtik: eine Fülle von Fragmenten sogenannter langobardischer Skulpturen, Pfeiler, Chorschranken iſt hier vermauert, darunter zahlreiche unbekannte Stücke, die für die Erkenntnis der Kunſt dieser Periode von erheblicher Bedeutung sind. Ihre Fortsetzung findet diese Abteilung in einem Saale, der für die Kunſt der Kosmaten beſtimmt iſt; neben zahlreichen farbigen Aufnahmen iſt hier eine Kopie des Lettners von Alba Fucense aufgeſtellt. Dahinter ſtehen mit täuschender Treue bemalte Gipsabgüsse der Grabdenkmäler Eduards des Bekenners und Heinrichs III. aus der Weſtminſter-Abtei, die beweisen, wie weit nach dem Norden Europas der Ruf der Kosmatenarbeiten schon im 13. Jahrhundert gedrungen war. Zur Ergänzung dieser mittelalterlichen Abteilung dient eine Auswahl von Photographien und farbigen Wiedergaben, die Mosaiken und Malereien Roms darſtellen. In den anſtoßenden Räumen hat eine reichhaltige Koſtümsammlung Platz gefunden, die in der »Bastione di S. Marco« durch eine Ausſtellung von Amtsroben ergänzt wird. Ebendort iſt ein Saal den Werken des größten Meiſters des Barocks, Bernini, gewidmet; aber wie viele mögen an dieser abgelegenen Stelle achtlos vorübergehen!

Bevor die Engelsburg für die Ausſtellung hergerichtet wurde, pflegte man die Besucher den Rundbau Hadrians durch den jetzt halb unterirdischen antiken Eingang betreten zu lassen und sie von dort aus auf der ursprünglichen Rampe, die einen Kreisbogen in dem gewaltigen Mauerklotz beschreibt, bis zur Grabcella Hadrians hinaufzuführen. Jetzt, wo für die Ausstellungszeit das Interesse an dem Archäologischen zurücktreten muß, benutzt man, vom äußeren Mauerring herkommend, die Zugbrücke, welche in halber Höhe in den Bau hineinführt, und ſteigt in gerader Linie, die Grabcella Hadrians auf einer Brücke überschreitend, zur Plattform hinauf.

Gleich jenseits der Zugbrücke liegt eine

kleine Wachtſtube, die man im alten Sinne wieder eingerichtet hat. Da sind die Waffen der Poſten, die schweren eisernen Helme, Hellebarden und Patronengürtel, Lampen und das Journal, in dem über die Ein= und Ausgehenden Buch geführt wird, fehlen nicht. Hier, wo das Kaſtell mit seiner großen Ge= schichte den Hintergrund bildet, nimmt man schon gern die ein wenig theatralische Auf= machung des kulturgeschichtlich so anziehen= den Milieus mit in Kauf. Derartige Versuche hat man oben auf der Plattform des Kaſtells in den kleinen Gebäuden des äußeren Mauer= rings verschiedentlich gemacht.

Vielleicht die reizvollſten Räume dieser Art liegen um den Ehrenhof oder den »Cor= tile delle palle«, wie er nach den Bergen von Steinkugeln, die dort heute noch auf= geschichtet liegen, benannt wird. Man be= tritt zunächſt eine Barbierſtube: auf einer Tafel iſt angeschrieben, zu welchen Dienſten sich der Herr Barbier empfiehlt: Haarschneiden und Rasieren spielen dabei keineswegs die Hauptrolle; er rühmt vielmehr seine Künſte als Chirurg und Zahnarzt, und auf sein Firmenschild iſt ein Aderlaß gemalt. Möbel des 17. Jahrhunderts dienen als Ausſtattung, ein großer Wandbrunnen neben dem Herd iſt im Hintergrund, anatomische Figuren mit Bezug auf Aderlaß und Schröpfen an der Wand.

Neben der Barbierſtube iſt die Apotheke oder zunächſt das Laboratorium, in dem alles vereint iſt, was dem Apotheker des 17. Jahr= hunderts zur Bereitung seiner Arzneien diente. Über dem glühenden Herdfeuer ſtehen geheimnisvolle Töpfe, ein antiker Sarkophag dient als Brunnen, zwischen grünen Deſtillierflaschen und gewaltigen Mörsern und Ölpressen ſtehen Schränke, in denen vielerlei Kräuter aufbewahrt werden. So unheimlich dieser Raum mit seinem Durch= einander von tausend befremdlichen Dingen wirken kann, so einladend und elegant iſt die anſtoßende Apotheke. Der große zwei= teilige Raum, in dem der Apotheker in der Tracht des 17. Jahrhunderts seines Amtes waltet und Schönheitsmittel und Parfums in altertümlicher Verpackung verkauft, iſt mit Bildern ausgemalt, die den Fang der Schlangen, das Sammeln der Kräuter und andere sich auf die Apothekerkunſt be= ziehende Gegenſtände darſtellen. Die Wände werden ganz von dunkelbraunen Schränken eingenommen, die in der Mitte eine Nische mit der Hippokrates=Statue unterbricht; in den Schränken ſtehen in langen Reihen blaue Apothekertöpfe, alle mit dem gleichen Wappen: es iſt die Einrichtung, die Kardinal Salviati 1627 in Faenza für die Apotheke des Ho= spitals S. Giacomo in Auguſta in Rom an= fertigen ließ. Die Pracht und Eleganz dieses Raumes und seiner Einrichtung, die doch so prosaischen Zwecken dient, wirkt überraschend, aber sie entspricht dem Charakter der Zeit und läßt uns die Zähigkeit der Überlieferung begreifen, die noch heute in Italien die Apotheke, und sei es in dem kleinſten und entlegenſten Neſte, zu einer Insel peinlich= schmucker Sauberkeit macht, während rings= um alle anderen Läden das Zeugnis der Armut und Beschränkung tragen. Und darum iſt in kleinen Orten noch heute die Apotheke nicht nur das Sprechzimmer des Arztes, sondern auch der Versammlungsort der Honoratioren, die dort ihr abendliches Plauderſtündchen verbringen. Doch zurück zur Apotheke des Kaſtells: an sie schließen sich einige Zimmer mit syſtematisch geord= neten Sammlungen an; da sind chirurgische Inſtrumente, medizinische Handschriften, Diplome, Porträte von Ärzten, Ex=votos und, was von größerem künſtlerischen Interesse iſt, Glasflaschen, Apothekergefäße in Majolika und einige große Bronzemörser, unter denen das Hauptſtück aus dem Besitz der vereinigten Hospitäler Roms genannt sei: ein prachtvoller wappengeschmückter Mörser, dem zwei Eber= köpfe als Henkel dienen.

Im Anschluß an diese medizinische Ab= teilung sei gleich der Ausſtellungen gedacht, die in den entsprechenden Räumen an der anderen Hälfte des Kreises, am Hofe Ale= xanders VI., untergebracht sind: vor allem sind da zwei kleine Räume zu nennen, die es in der malerischen Wirkung mit der Barbier= ſtube und dem Laboratorium aufnehmen können, eine Küche und ein Gesinderaum, in denen die schmiedeeisernen Geräte und die derb bemalten Majolikateller der Fabrik von Montelupo beachtenswert sind. In vielen weiteren kleinen Gemächern iſt eine Aus= ſtellung von Musikinſtrumenten, von vene= zianischen Gläsern und neapolitanischen Krippenfiguren, von Arbeiten Bartolomeo Pinellis, des fruchtbaren römischen Sitten= schilderers, u. v. a. untergebracht, dessen wir hier nicht näher gedenken können.

In der Mitte zwischen den beiden er=

wähnten Höfen erhebt sich das turmartige, im Laufe der Renaissance zum Palaft erweiterte Hauptgebäude, in dem die wertvollsten Teile der Ausstellung Platz gefunden haben. Wir gedenken nur kurz des Apollo-Saales mit den Majoliken, wo eine vorzügliche Auswahl von Erzeugnissen mittelitalienischer Fabriken vereinigt ift. Die beiden interessanteften Räume sind die Zimmer, deren Ausftattung Wappen und Namen Clemens' VII. (Medici) tragen. Das erfte ift als Gemach eines Kavaliers der Renaissancezeit eingerichtet: die getäfelte Decke ift die alte, die Wände haben eine golddurchwirkte rote Bespannung erhalten, ebensolche Kissen liegen auf den Fenfterplätzen, Möbel im Stile der Zeit, eine Truhe, ein Tisch, eine Wandbank und schwere Lehnftühle bilden die Einrichtung, die durch wenige Bilder, einen gewirkten Wandteppisch, einige Waffen und Bücher vervollftändigt wird. Ift hier der Zeitcharakter geschlossen zur Geltung gebracht, so ift das anftoßende Zimmer noch glücklicher in der Wirkung: ja, wir ftehen nicht an, es als das gelungenfte in der ganzen Folge der Ausftellungsräume zu bezeichnen. Hier hat man versucht, ein Schlafzimmer im Charakter der Zeit Clemens' VII. oder doch des 16. Jahrhunderts mit einer einheitlichen schmiedeeisernen Einrichtung zusammenzuftellen. Die Sammlung des Marchese Ridolfo Peruzzi de'Medici in Florenz hat die Hauptstücke geliefert: vor allem das gewaltige Bett mit seinem Baldachin und der üppigen schmiedeeisernen Blumendekoration über dem Kopfende und auf den Pfoften, die das Bett überragen. Nur einige wenige Möbel in dem Zimmer sind aus Holz, wie der Schreibtisch; aus Eisen dagegen die große Truhe, die vielen Leuchter für Kerzen, Wachsfäden, Öllampen, die teils große freiftehende Geräte, teils handliche Gebrauchsgegenftände sind; eisern ift die Kassette auf dem Schreibtisch, eisenbeschlagen die Schreibmappe u. s. f. So sorgfältig und überlegt die hier ausgeftellten Stücke zusammengeftellt sind, so ift doch der museumsartige Charakter geschickt vermieden; die dunkle, getäfelte Decke, mit dem prächtigen Puttenfries Giulio Romanos darunter, die roten Wände, der grüne Bettbezug, die dunklen Möbel und das viele Eisen schließen sich zu einem einheitlichen Bilde von einzigartiger Stimmung zusammen.

Im oberften Geschosse, wo die Renaissance-Dekoration ihre höchften Triumphe feiert, sind die koftbarften Ausftellungsgegenftände untergebracht. Der große Bibliotheksaal mit seiner reichen, aber etwas unruhigen Ausftattung mit Fresken und Stukkaturen (von Luzio Luzzi und Gerolamo da Sermoneta) ift für Michelangelo vorbehalten. Freilich wird es dem Besucher nicht ganz leicht gemacht, den einheitlichen Charakter dieser Ausftellung zu erfassen. Da ift zunächft die Gruppe der Werke Michelangelos, von denen allerdings nur eines im Original da ift (die Pietà aus dem Palazzo Rondanini), andere, wie die Sklaven des Louvre, der Kopf des Florentiner Davids, die Brügger Madonna in Gipsabgüssen, die man bisher in Rom an keiner Stelle ftudieren konnte. Am interessanteften wird den meiften Besuchern der Abguß der wenig bekannten, aus dem Felsen gehauenen Pietà in Palestrina sein, die trotz ihrer Schwächen das Titanenhafte michelangelesken Geiftes nicht verkennen läßt. Wenn diese Pietà auch keines der gesicherten Werke des Meifters ift, so verfuhr man mit ihr doch nicht so grausam kritisch wie mit dem armen Giovannino des Berliner Museums, der allein im Halbdunkel des benachbarten Archivsaals sein jugendfrisches Dasein vertrauern muß! Eine andere Gruppe bilden die Gemälde, unter denen sich zwar keine eigenhändigen Arbeiten Michelangelos befinden, wohl aber viele, die auf seine Kompositionen zurückgehen oder die bis in weite Ferne dringende Einwirkung seines Genius verraten, wie Werke des Jan van Schorel oder Hendrik Goltzius. Unter allen diesen Gemälden verdienen vielleicht der Prophet Elias von Daniele da Volterra (im Besitz des Grafen d'Elci in Siena) und das Bild des Andrea Doria als Neptun von Sebastiano del Piombo (im Besitz des Fürften Doria) hervorgehoben zu werden. Die in ihrem Gesamtcharakter mehr auf wissenschaftliche als künftlerische Wirkung hinzielende Ausftellung wird durch die von Professor Steinmann gesammelten Michelangelo-Porträte trefflich ergänzt.

Wir übergehen die in den Nebenräumen untergebrachte Stoffsammlung Giorgio Sangiorgis und die Peruginer Leinengewebe, die Mariano Rocchi in größter Vollftändigkeit ausgeftellt hat, um uns der Sala Paolina zuzuwenden. Hier und in den beiden anftoßenden Räumen, die nach den Freskenzyklen als Perseus-, bezw. Amor- und Psyche-

Saal bezeichnet werden, ist eine Anzahl hervorragender Gemälde, meist aus römischem Privatbesitz, vereinigt worden. Um den prachtvollen Eindruck der Sala Paolina mit ihrer Ausmalung aus der Raffaelschule nicht zu zerstören, sind hier die Gemälde auf niedrigen Staffeleien angebracht; in den beiden anderen Räumen ist wieder der Versuch gemacht, unter Verwendung prächtiger alter Möbel und kunstgewerblicher Arbeiten eine Zimmereinrichtung der Zeit zusammenzustellen; aber so glänzend der erste Eindruck ist, so wollen sich bei näherer Betrachtung die Objekte hier der Einheitlichkeit des Milieus nicht unterordnen. Der Beschauer wird das Bedauern nicht unterdrücken können, um dieser Gesamtwirkung der Räume willen Meisterwerke wie die Geburt Christi von Perugino aus der Villa Albani, oder das Reiterbild Alfonso d'Este's von Dosso Dossi (im Besitz des Fürsten Torlonia), oder die Verkündigung Fra Filippo Lippi's von Fräulein Hertz nicht in der richtigen Nähe und Isoliertheit sehen zu können. Immerhin wird man aufrichtig bewundern müssen, welche Fülle großer Kunst hier durch die Ausstellung so vieler glänzender Gemälde in Räumen, die an sich das Entzücken des Beschauers wachrufen, auf engem Raume vereinigt ist.

Wir haben nur einzelne der hier vereinigten Schätze hervorheben können und müssen über die Waffensammlung, die den oberften Stock des Kastells einnimmt, wie über so viele andere Abteilungen kurz hinweggehen; und wenn wir den Leser schon mit der Aufzählung so vieler Dinge ermüdet haben, so möge er nicht vergessen, daß außerhalb des Kastells in engerem Sinne in den Kasernen Urbans VIII. noch die topographische Ausstellung, die Ausstellung des Lebens der Fremden in Rom und das Militärmuseum Platz gefunden haben: genug, um begreiflich zu machen, daß in diesem Labyrinth von Ausstellungen jede Seite der Kultur- und Kunstgeschichte Roms irgendwie zur Darstellung kommt. Wenn Vollständigkeit und systematische Durcharbeitung weder erreicht noch angestrebt sind, so wird man daraus den Organisatoren der Ausstellung, Borgatti, Hermanin, und der Schar ihrer Mitarbeiter keinen Vorwurf machen dürfen. Die Ausstellung, wie sie sie geplant und in unermüdlicher Arbeit zustande gebracht haben, ist die glücklichste, die sich in der Engelsburg schaffen ließ, die einzige, bei der das Kastell mit allen seinen Prunksälen, Bastionen und Wirtschaftsräumen zur vollen Geltung kommen und doch für jede Abteilung der Ausstellung wieder den richtigen Hintergrund abgeben konnte.

Zur Schulreform.

Von Gerhard Budde, Professor am Lyzeum und Privatdozent an der Technischen Hochschule, Hannover.

Dem aufmerksamen Beobachter kann es nicht entgehen, daß das Charakteristische einer Übergangszeit — und in einer solchen befinden wir uns — neuerdings auch auf dem Gebiete der Erziehung und des Unterrichts immer ausgeprägter hervortritt. Das Charakteristische einer solchen Zeit besteht darin, daß die überkommenen Formen den Forderungen der fortgeschrittenen Menschheit nicht mehr genügen und noch keine neuen gefunden sind; und so verbindet sich mit einem leidenschaftlichen Kampf gegen die überlieferten Institutionen ein beharrliches Ringen um neue, zeitgemäße Organisationen.

Auf dem Gebiete der Pädagogik macht sich ein Widerstand gegen das Bestehende sowohl bei der Volksschule wie bei der höheren Schule geltend, wenngleich er bei letzterer mit ganz besonderer Wucht hervortritt. Man vermißt in beiden Schulen das Maß von Freiheit und Selbstbetätigung, das zu einer wesenhaften Jugendbildung erforderlich ist, man wehrt sich gegen die schematische Einengung und gegen die Überschätzung des bloßen Wissens, der Rezeptivität und verlangt mehr individuelle Bewegungsfreiheit und mehr Produktivität und Spontaneität. Das Bewußtsein der Notwendigkeit einer zeitgemäßen Weiterbildung der höheren Schule, besonders der höheren Knabenschule, beherrscht — nur Blinde oder durch Vorurteile Verblendete bemerken es nicht — fast ausnahmslos alle

Kreise, und hat sich auch offenbar der Regierenden bemächtigt. Man darf dies schließen aus einer Bemerkung, die Reichskanzler v. Bethmann-Hollweg in seiner großen Wahlrechtsrede machte, und die lautet: »Die Sorge darum, ob wir mit der jetzigen wissenschaftlichen Erziehung und Bildung unserer Jugend noch auf dem richtigen Wege sind, erfüllt weite Kreise unseres Volkes mit Besorgnis. Wir werden uns der Lösung dieses Erziehungsproblems auf die Dauer nicht entziehen können.« In München fand am 10. Dezember 1909 eine von mehr als 1000 Zuhörern besuchte Versammlung statt, die von ersten Männern Münchens einberufen war. In der »Vorbemerkung« zu den später veröffentlichten Vorträgen, die in dieser Versammlung gehalten, und den Leitsätzen, die darin aufgestellt wurden, wird die gegen die höheren Knabenschulen herrschende Stimmung mit folgenden Worten charakterisiert: »Deutschland hat zurzeit drei höhere Schulen, welche die Verbindung zwischen der Volksschule und den Hochschulen herstellen: das humanistische Gymnasium, das Realgymnasium, die Oberrealschule. Der Kampf um die Gleichberechtigung dieser Schulen ist in verschiedenen Staaten Deutschlands, vor allem im größten Staat, zur Zufriedenheit der Beteiligten ausgetragen. Aber gleichwohl geht der Kampf um die innere Ausgestaltung dieser Schulen immer noch weiter. Die mannigfaltigsten Vorschläge tauchen auf und bestimmen je nach dem Geschick und Temperament des Autors die öffentliche Meinung.« Vergangenen Winter erzählte mir ein Universitätsprofessor, daß er überrascht gewesen sei über den Applaus, den ein schriftstellerisch sehr tätiger Generalmajor geerntet hätte, als er in einem ich glaube die elsaßlothringische Frage behandelnden Vortrag mit einer scharfen Bemerkung den höheren Schulen einen Seitenhieb versetzt habe. Und welche stürmische Zustimmung Wilhelm Ostwald bei einer vieltausendköpfigen Zuhörerschaar mit seiner äußerst scharfen, oft ins Maßlose gehenden Kritik der höheren Schule in Berlin gefunden hat, ist in aller Erinnerung. Das sind ganz unverkennbare Symptome einer allgemeinen Unzufriedenheit mit der höheren Schule, die sich bis in die höchstgebildeten Kreise erstreckt. Es ist eine unbestreitbare Tatsache, daß führende Geister unserer Zeit die Überzeugung haben, daß diese Schule in ihrer Entwicklung hinter der allgemeinen Kulturentwicklung zurückgeblieben ist. Gegenüber dieser Tatsache alle Unzufriedenheit für unbegründet, alle Kritik für unberechtigt zu erklären, hört deshalb nicht auf eine Torheit zu sein, weil diese Praxis noch vielfach geübt wird. Man sollte sich vielmehr sagen, daß, wenn eine Strömung, wie die gegen die höhere Knabenschule, so breit und tief durch alle Kreise geht, daß sie immer mehr zu einer gewaltigen Kulturwelle anzuwachsen droht, irgendwo ein Schaden vorliegen und eine Rückständigkeit nachzuweisen sein muß.

Wenn man die Vorwürfe, die von den verschiedensten Seiten der Schule gemacht werden, vergleicht und sichtet, so ergibt sich als ihr wesentlichster Kern, daß die Schule zu sehr den Zwang und ein allgemeines Wissen betont und zu wenig den freien Gehorsam und die Individualität berücksichtigt, und daß sie dadurch nivellierend auf das allgemeine Geistesleben unseres Volkes wirkt. Das ist das eigentliche Leitmotiv aller Klagen. Warum hört man diese Klagen nicht so in den anderen Kulturländern? Weil sie uns — es muß leider zugestanden werden — in diesem Punkte überholt haben. Daß in den höheren Schulen Schwedens eine der individuellen Eigenart höchste Freiheit der Entfaltung gewährende Bewegungsfreiheit herrscht, ist wohl vielen bekannt. Weniger bekannt möchte sein, was für eine freie Ausgestaltung die höheren Knabenschulen durch die Reform von 1902 in Frankreich erhalten haben. Ich bin ganz überrascht gewesen, als ich darüber durch einen Aufsatz des Professors Dr. H. Schoen aus Cahors (Lot) in der »Zeitschrift für Philosophie und Pädagogik« näheres erfuhr. Zunächst sei erwähnt, wie diese Reform von der französischen Regierung vorbereitet wurde. Vor allem, sagt Schoen, wurden nicht bloß Professoren und Pädagogen zu Rate gezogen. »Es wurden vielmehr zahlreiche Familienväter, Ingenieure, Geschäftsleute, Gelehrte, Mediziner, Juristen, Fabrikdirektoren und andere hervorragende Männer aus allen möglichen Kreisen gehört; den beiden Parlamenten wurde die Frage vorgelegt. Eine riesige Enquête, wie man vielleicht niemals eine solche in Frankreich sehen konnte, wurde veranstaltet. Beinahe zwei Jahre dauerte die Untersuchung. Und erst als sich aus allen Kreisen der Gebildeten und führenden Geister ein fast einstimmiges Verlangen nach einer

tiefgreifenden Reform des ganzen höheren Schulwesens kundgegeben hatte, wurde das große Werk unternommen.« Es wurde also eine nationale Enquête veranstaltet, und das war nach Schoen ein außerordentlich richtiges Vorgehen. Denn wenn man Aufklärung über die Bedürfnisse der heutigen Generation haben wolle, müsse man nicht die Schulmänner, sondern die Eltern, die im Leben und Treiben der Nation tätigen Männer um Rat fragen und an sie folgende Fragen stellen: »Was habt Ihr von der Schule empfangen und behalten? Inwiefern hat Euch der Gymnasialunterricht im praktischen Leben genützt? Worüber habt Ihr Euch am meisten gefreut? Was hat Euch am meisten gefehlt? Welche Lücken, welche Schattenseiten sind Euch im höheren Unterricht aufgefallen? Hegt Ihr den Wunsch, daß Eure Kinder denselben Unterricht genießen, wie Ihr selbst, oder würdet Ihr einen andern vorziehen? Wie soll sich, im letzteren Falle, der neue Unterricht gestalten?«

Auf allen Stufen hat man durch die Reform von 1902 mit dem alten freudlosen Lernzwang und der 'educatio strenua' gebrochen. »In Deutschland«, sagt Schoen, »gilt noch das Prinzip von der 'educatio strenua'; es heißt, den Schülern sei es eben gesund, wenn man sie streng behandelt. In Frankreich herrscht die entgegengesetzte Anschauung. Man möchte vor allem das Interesse der Schüler erwecken und fesseln. Man hat sich bemüht, alles Zurückstoßende beiseite zu lassen.« Man ist sich bewußt, daß die Freude, die die Jugend an der Arbeit finden soll, die erste und wichtigste Bedingung des wahren Fortschritts ist, auf die nicht und nimmermehr verzichtet werden sollte. Darauf weist auch Ostwald sehr richtig mit den Worten hin: »Denn nur unter dieser Voraussetzung bringt die Anstrengung die erwünschte Frucht, daß sie nämlich den jungen Organismus stärkt und zur Überwindung noch größerer Beanspruchungen bereit macht. Erzwungene Anstrengung hat solche Erfolge nicht, und widerwillig ertragene Beanspruchung stärkt den Organismus nicht, sondern schwächt, ja zerbricht ihn.«

Als einen wesentlichen Vorzug der französischen Einrichtungen muß ich die Beschränkung des in den deutschen höheren Schulen viel zu ausgedehnten und viel zu einflußreichen Skriptionismus ansehen. »Die aufgegebenen Hausarbeiten (schriftliche) sind in Frankreich viel weniger zahlreich als in Deutschland .... Eigentliche Extemporalien sind in Frankreich geradezu unbekannt.« Wenn die Extemporalien, diese psychologisch höchst gefährlichen Stützen einer Wissenspädagogik mit ihrer Prüfungsmanie, bei uns abgeschafft würden, würde damit ohne Frage mit einem Schlage mehr Freiheit und mehr Freude in die Schule einziehen.

Am meisten hat mich aber die außerordentliche Bewegungsfreiheit in der Wahl der Lehrfächer überrascht, die durch die Reform von 1902 an den französischen Schulen eingeführt ist, und durch die eine freie Entfaltung der individuellen Eigenart gewährleistet werden soll. In Frankreich darf seit dem Jahre 1902 jeder Gymnasiast in den unteren Klassen zwischen zwei, in den oberen Klassen sogar zwischen vier verschiedenen Lehrplänen (A, B, C, D) wählen. Von der Sexta bis zur Tertia gibt es zwei Abteilungen. Die erste entspricht dem früheren »enseignement classique«; in ihr wird Lateinisch und Griechisch gelehrt, und sie ist für diejenigen Schüler bestimmt, die später philologische Studien machen wollen. Nur für diese ist auch das Griechische obligatorisch; im übrigen ist es fakultativ. In der zweiten Abteilung, die den früheren sogenannten modernen Unterricht (l'enseignement moderne) ersetzt hat, wird statt des Lateinischen mehr Französisch, mehr Mathematik und Physik getrieben. Dazu kommen von der Sexta an zwei Stunden Naturgeschichte, von der Quarta an etwas Chemie, in Quarta und Tertia Buchführungstheorie und in Tertia auch etwas Rechtskunde. Der zweite Zyklus (Sekunda und Prima) umfaßt sogar vier Abteilungen. »Die erste Abteilung (Sektion A, Grec—Latin) dieses Zyklus ist für diejenigen Schüler bestimmt, die in der Quarta und Tertia Griechisch gelernt haben. In Sekunda und Unterprima kommen wöchentlich fünf Stunden der griechischen und vier der lateinischen Sprache zu. In der Unterprima ist sogar letztere Sprache auf drei Stunden beschränkt worden; dafür aber werden ihr zwei Extrastunden für Exerzitien gewährt. In beiden Klassen sind Geschichte und Geographie (fünf Stunden) wie nie zuvor in Frankreich vertreten. Diese Sektion soll vorzugsweise Hellenisten und Latinisten bilden. Um nicht alle Schüler zu überlasten und

doch das Griechische in den französischen Gymnasien zu retten, hat man diese Sprache einer Elite vorbehalten. Tatsache ist aber, daß diese Abteilung mit jedem Jahre weniger Schüler zählt. — Wie in der griechisch-lateinischen Abteilung, so wird im zweiten Coetus (Sektion B, Latin — Langues vivantes) besonders Latein gepflegt. Statt des Griechischen müssen die Schüler eine zweite moderne Sprache lernen. Mathematik und Physik haben aber in diesen beiden Sektionen nur je eine Stunde in Sekunda und Unterprima (und drei Stunden in der philosophischen Oberprima) erhalten, so daß die Schüler nicht allzusehr angestrengt werden. — Die dritte Abteilung (Sektion C) ist unter dem Namen Latin — Sciences in Frankreich etwas ganz Neues. Bis 1902 hatte man nämlich entweder viel Altphilologie und nur sehr wenig Mathematik, oder im »Enseignement moderne« viel exakte Wissenschaften und gar kein Latein gelernt. Dieser neue Coetus ist ein Versuch, das Studium des Griechischen durch eine neuere Sprache zu ersetzen, ohne die Urquelle der Muttersprache zu vernachlässigen. Bei der unleugbaren Nützlichkeit des Lateins zum Verständnis des Französischen und bei dem Aufschwung der Naturwissenschaften in den letzten Jahrzehnten war es von vornherein zu erwarten, daß diese Abteilung den Wünschen vieler Familien entsprechen würde. Und tatsächlich hat sie einen bedeutenden Erfolg. Für zukünftige Mediziner, Physiker, Chemiker, Mathematiker und Naturforscher, die weder Griechisch, noch zwei fremde Sprachen brauchen werden, ist sie besonders zu empfehlen. Mit vier Stunden Latein und zehn Stunden für exakte Wissenschaften ist gar kein Zweifel, daß in dieser Abteilung eine genügende klassische und wissenschaftliche Bildung zu erzielen ist, besonders wenn die einzige lebende Sprache gründlich gelernt wird. — Denjenigen Schüler, der später Offizier, Baumeister, Industrieller, Post- oder Eisenbahndirektor, Bergrat, Oberförster oder Techniker werden will, wird hingegen die vierte Abteilung (Sektion D, Sciences — Langues vivantes) auf seinen zukünftigen Beruf besser vorbereiten. Da sind nämlich die alten Sprachen ganz geopfert worden, und dafür werden Neuphilologie (sieben Stunden) und Mathematik (gleichfalls sieben Stunden) gründlich studiert.«

Wenn man damit das bißchen Bewegungsfreiheit vergleicht, das wir in Deutschland auf der Oberstufe einiger ganz weniger höheren Schulen (so in Strasburg i. Westpr., Elbing, Hannover, Elberfeld) eingeführt haben, wo die Schüler in diesem oder jenem Fache teilweise entlastet werden, um dafür auf einem anderen Gebiete mehr zu leisten, dann leuchtet sofort ein, wie viel mehr die französische Organisation für eine größere Individualisierung des Unterrichts sorgt, als die deutsche, die, von den paar Anstalten abgesehen, auch auf der Oberstufe alle Schüler unbekümmert um ihre Neigungen und Begabung nach ein und demselben Lehrplan unterrichtet. Und da man in Frankreich die dringende Notwendigkeit einer solchen Individualisierung erkannt hat, so ist man dort mit der deutschen höheren Schule nur noch wenig zufrieden. Man erkennt aus dem Aufsatz von Schoen mit Bedauern, wie die frühere Hochschätzung dieser Schule in Frankreich einer immer schärferen Kritik zu weichen beginnt. Wie war es früher? »Als sich vor 39 Jahren«, schreibt Schoen, »die Franzosen nach der furchtbaren Niederlage zusammenrafften, um an dem großen Werk ihrer politischen, wirtschaftlichen, finanziellen Wiederherstellung zu arbeiten, da galt überhaupt in allen Teilen des Landes der Satz, das deutsche Schulwesen sei das relativ vollkommenste in Europa und vielleicht die einzige Einrichtung, in welcher der Deutsche allen anderen Kulturvölkern gegenüber den Vorrang habe. Germania docet war ein Satz, der von allen Gebildeten beinahe einstimmig anerkannt wurde. Hieß es nicht allgemein, der deutsche Schullehrer hätte im Jahre 1870 den Sieg errungen? Die Bildung der deutschen Soldaten hatte überall Bewunderung erregt, besonders wenn man sie mit derjenigen der französischen Kämpfer verglich, von denen viele weder lesen noch schreiben konnten. Kein Wunder, wenn nach 1871 viele französische Lehrer und Universitätsprofessoren danach trachteten, sich die deutschen Methoden anzueignen, und wenn alle Altphilologen deutsche Ausgaben und deutsche Kommentare gebrauchten.« Und wie ist es jetzt? »Von dieser Zeit (Ende des 19. Jahrhunderts) an nahm die Bewunderung der Franzosen für Deutschlands höheres Schulwesen allmählich ab. Bald ließen sich einzelne kritische Stimmen vernehmen, und nach und nach wurden diese immer zahlreicher, bis das frühere Prestige

des deutschen Schulwesens in Frankreich verschwand. So ist es gekommen, daß seit zwei bis drei Jahren eine scharfe, manchmal zwar einseitige und etwas chauvinistische, öfters aber sehr objektive und vernünftige Kritik die frühere Bewunderung ersetzt hat.« Solche Kritik kann man finden in der Revue universitaire, der Zeitschrift L'Éducation, der Revue de Paris, dem Mercure de France, der Zeitschrift Idées Modernes, der Revue (früher Revue des Revues), der Grande Revue, der Revue bleue, der Revue Pédagogique, der Revue internationale de l'Enseignement, den Cahiers de la Quinzaine u. a. Und was tadeln die französischen Kritiker? Zunächst die Unveränderlichkeit des deutschen Gymnasialwesens. Die Reform, die man mit den Gymnasien vorgenommen habe, sei nur eine ganz oberflächliche gewesen; im wesentlichen sei alles beim alten geblieben. »Wenn es auch gelungen ist, etwas Licht, Luft und Leben in das alte Gebäude hineindringen zu lassen, so wird sich kein Architekt finden lassen, der den Mut hätte, den alten Bau zu Boden zu werfen, um einen neuen zu errichten.« Aus einer sonderbaren, den modernen Franzosen unbegreiflichen Furcht, diese hehre, unantastbare Einrichtung durch unzeitgemäße Verbesserungsversuche von ihrer Höhe herabzustoßen, habe man auch im 20. Jahrhundert den Gymnasialunterricht des 19. in seinen Hauptzügen bestehen lassen, und so sei es gekommen, daß heutzutage zwischen Schule und Leben, zwischen Gymnasium und Berufstätigkeit eine immer tiefere Kluft entstanden sei. Die deutschen Schulen lassen nach der Ansicht der französischen Kritiker den Schülern zu wenig Freiheit in der Wahl der Lehrgegenstände. »Warum will man alle Gymnasiasten nötigen, sich ganz dieselben Stoffe anzueignen? Die Charaktere und Anlagen sind glücklicherweise verschieden genug, so daß nicht alle in derselben Richtung sich bewegen und sich auf mannigfaltige Weise entwickeln. ... Alle Knaben einer Anstalt oder einer Ortschaft nach derselben Methode zu behandeln, ist nicht vorteilhaft.« Dabei betone man in Deutschland zu sehr die Aneignung positiver Kenntnisse. Aber »die Hauptsache ist nicht vollzustopfen, sondern zu ernähren.« Diese Betonung des Wissens erzeuge bei den Schülern Überbürdung; sie haben viel zu viel Unterrichtsstunden. »Fünf verschiedene Stunden nacheinander,« bemerkt einer der Kritiker, »ist für Kinder zu viel. Die Aufmerksamkeit der Schüler, die zuerst mit einem lateinischen oder griechischen Exerzitium beschäftigt war, muß sich in der folgenden Stunde auf Geschichte oder Geographie richten, dann kommt vielleicht Deutsch, darauf wohl Französisch oder Englisch und, wer weiß, vielleicht zum Schluß noch Mathematik oder Naturgeschichte.... Cette succession de quatre ou cinq leçons différentes dans une même matinée ne peut lui être profitable. Il vaudrait peut-être mieux dire: elle ne peut que nuire.« Das Streben nach einem möglichst umfangreichen Wissen und der Mangel an Freiheit in der Wahl der Lehrgegenstände haben die Freudlosigkeit verursacht, mit der die meisten Schüler der deutschen höheren Schulen nach den Beobachtungen der Franzosen arbeiten. »Sei es Griechisch oder Latein, Mathematik oder moderne Sprachen, diese Schüler lernen, weil sie müssen. Wo aber ist die Freude an der Arbeit, die alles erleichtert und beflügelt? Verschwunden, geradezu verschwunden ist sie unter der Last der täglichen Überbürdung.« Wer auch nur einigermaßen die moderne deutsche pädagogische Literatur kennt, muß zugeben, daß diese Ausstellungen der französischen Kritiker an unseren höheren Knabenschulen sich im wesentlichen decken mit denjenigen fortschrittlich gesinnter deutscher Pädagogen. Auch sie verlangen mehr Weckung geistigen Lebens und weniger Kenntnisse, mehr Freiheit in der Wahl der Lehrgegenstände und damit mehr individuelle Bildung, eine Änderung des Extemporalesystems, weniger polizistische Zucht und mehr freien, auf Vertrauen sich gründenden Gehorsam und mit alledem mehr Freude an der Schule. Das gibt doch zu denken und läßt zugleich klar die Richtungslinien erkennen, nach denen unsere höheren Schulen sich weiter entwickeln müssen. Hier können wir von den französischen Pädagogen etwas lernen, und ich denke, wir werden auch gerne dazu bereit sein.

Allerdings muß den französischen Kritikern gegenüber darauf hingewiesen werden, daß auch in unserem höheren Schulwesen in den letzten Jahrzehnten ganz wesentliche Fortschritte gemacht worden sind. Vor allem hat die Schulreform vom Jahre 1900 durch die Aufhebung des Gymnasialmonopols und die Gleichstellung antiker und moderner Bildung gegenüber dem 19. Jahrhundert eine bedeut-

same Wendung vollzogen. Ja, sie hat erſt eine zeitgemäße Weiterentwicklung möglich gemacht und den Weg freigelegt, auf dem wir weiter gehen müssen, und so haben sich Männer wie Althoff und Adolf Matthias, die an dieser Reform so hervorragend mitgewirkt haben, um unser höheres Schulwesen nicht genug anzuerkennende Verdienſte erworben. Aber sie waren selbſt nicht der Meinung, daß diese Reform nun in jeder Beziehung einen definitiven Abschluß bedeute, sondern sie betrachteten sie als den Anfang einer neuen Entwicklung. So trat schon einige Jahre nach dieser Reform Matthias mit Entschiedenheit für die Bewegungsfreiheit auf der Oberſtufe ein und gab damit zu, daß die durch die Reform geschaffene Individualisierung der Bildung noch nicht ausreichend sei, sondern daß sie auch an jeder einzelnen Anſtalt durchgeführt werden müsse. Und so sind auch noch manche andere Probleme ungelöſt geblieben.

Von großer Wichtigkeit iſt es nun, daß die durchaus erforderliche Weiterentwickelung in den richtigen Bahnen verläuft. Das wird nur dann geschehen, wenn bei ihr auch die maßgebenden Faktoren richtig bewertet und die richtigen Persönlichkeiten zur Mitwirkung herangezogen werden. Die französischen Kritiker und auch Oſtwald behaupten, wir seien so wenig weitergekommen, weil die deutschen Schulverwaltungen bei den Schulreformen ſtets nur die Schulmänner um Rat gefragt hätten. Das iſt aber ein Irrtum. Besonders in der Junikonferenz 1900 waren nur sehr wenige Schulmänner anwesend, dagegen viele Universitätsprofessoren, auch Geiſtliche, Mediziner und hervorragende Vertreter technischer Berufe. Und es würde ja auch entschieden falsch sein, wenn über Schulreformen allein die Schulmänner entscheiden sollten. Sie sind im allgemeinen zu sehr mit dem Beſtehenden verwachsen und sehen auch meiſtens die pädagogischen Probleme von einem zu engen Gesichtswinkel aus, als daß sie allein den notwendigen Fortschritt herbeiführen könnten. Aber andrerseits können sie doch auch, wo es sich um Schulfragen handelt, nicht einfach ausgeschaltet werden. Der frühere Universitätsprofessor Oſtwald würde doch auch sicherlich dagegen proteſtieren, daß etwa bei einer Reform des Universitätsunterrichts die Universitätsprofessoren grundsätzlich nicht gefragt würden. Aber sicherlich müssen, da Erziehung und Unterricht nicht bloß Sache der Lehrer, sondern auch der Eltern iſt und gebildete Laien oft hervorragendes Interesse und Verſtändnis für pädagogische Fragen zeigen, auch diese mit herangezogen werden, und das iſt auch bei uns geschehen. Aber leider iſt bei allen Schulreformen eine Inſtanz nicht ihrer Bedeutung entsprechend zu Worte gekommen, und zwar eine Inſtanz, die naturgemäß in pädagogischen Dingen ein entscheidendes Wort mitreden sollte, nämlich die wissenschaftliche Pädagogik. Denn daß an der Dezemberkonferenz 1890 Friedrich Paulsen und an der Junikonferenz 1900 Wilhelm Münch teilnahm, kann wohl nicht als eine ausreichende Vertretung der wissenschaftlichen Pädagogik angesehen werden. Auch hier macht eine Schwalbe noch keinen Sommer. Wie iſt es möglich, daß bei Fragen der Schulreform die wissenschaftliche Pädagogik abseits ſtehen mußte, sie, die doch eigentlich naturgemäß die kompetenteſte Beurteilerin solcher Fragen iſt? Der Grund iſt darin zu suchen, daß es bei uns offiziell noch keine wissenschaftliche Pädagogik gibt. Die wird es offiziell erſt dann geben, wenn der Staat an unsern Universitäten ordentliche Professuren der Pädagogik errichtet und so die Pädagogik als Wissenschaft anerkennt. Die Professoren der Pädagogik müßten aber nicht bloß Vorlesungen und Übungen abhalten, sondern auch, um mit der Praxis Fühlung zu behalten, ab und zu an höheren und niederen Schulen ihrer Provinz dem Unterricht beiwohnen. Sie müßten ferner ihre Ansichten und Erfahrungen gelegentlich in gemeinschaftlichen Konferenzen austauschen und darüber der Schulverwaltung berichten. Sie könnten so eine unserer Zeit entsprechende Verwirklichung des Gedankens darſtellen, der W. v. Humboldt mit in der »wissenschaftlichen Deputation« vorschwebte, die u. a. den Zweck haben sollte, die amtliche Pädagogik fortgesetzt durch die wissenschaftliche Pädagogik zu befruchten. Und diese Deputation der wissenschaftlichen Vertreter der Pädagogik an den Hochschulen müßte dann auch zu den Konferenzen zugezogen werden, in denen über Schulreform beraten wird. Dann wäre der wissenschaftlichen Pädagogik der ihr gebührende Einfluß auf die Entwicklung des Schulwesens gesichert, und nur wenn dies geschieht, sind Garantien für eine wirklich pädagogische Weiterentwicklung gegeben.

Die Schulmänner sind zu sehr geneigt, an die Stelle pädagogischer Erwägungen fach- wissenschaftliche Gesichtspunkte zu stellen. Diese Gefahr droht nicht weniger von Seiten vieler Universitätsprofessoren, die an der Universitität ein bestimmtes Fach vertreten, das auch schon einen Lehrgegenstand der Schule bildet; die Männer des praktischen Lebens verfallen gar zu leicht utilitaristischen Erwägungen, und hierfür scheinen mir die neuen französischen Lehrpläne einen Beweis zu liefern, so sehr ich sonst ihre Vorzüge anerkenne. Erst die Vertreter der wissen- schaftlichen Pädagogik, die alle Einzelfragen im Zusammenhang des allgemeinen pädago- gischen Zieles zu betrachten gewohnt sind, können hier ausgleichend wirken und Ein- seitigkeiten verhüten. Sollten sie einmal über die theoretischen Forderungen die praktischen Hindernisse übersehen, so sind die anderen Stände da, um dies zu berichtigen. Jedenfalls erscheint uns als unumgängliche Vorbedingung einer gesunden Weiterentwicklung unseres gesamten Schulwesens die Errichtung päda- gogischer Professuren an den Universitäten und damit die Möglichkeit einer fortgesetzten Einwirkung der wissenschaftlichen Pädagogik auf die pädagogische Praxis.

Nachrichten und Mitteilungen.

Korrespondenz aus Berlin.

Verwahrloste Kinder.

In der 14. Versammlung der deutschen Landes- gruppe der Internationalen kriminalistischen Ver- einigung, die im letzten Drittel des Monats April hier abgehalten worden ist, wurde in erster Linie der Vorentwurf zu einem deutschen Strafgesetz- buch behandelt und dabei bemerkt, daß er manche der von der Vereinigung erhobenen Forderungen erfülle; genannt wurde u. a. die besondere Behand- lung der vermindert Zurechnungsfähigen und die Erziehungsmaßnahmen für Jugendliche. Auch die Frage des Strafvollzugs wurde eingehend erörtert. Zu dem schwierigen Problem der Kriminalität der Jugendlichen bietet der in dem soeben vollendeten »Enzyklopädischen Handbuch des Kinderschutzes und der Jugendfürsorge« erschienene Aufsatz über »Verwahrlosung« von Dr. Th. Heller, einen dankens- werten Beitrag. Von den inneren Ursachen der Ver- wahrlosung stehen die geistigen Minderwertigkeiten, der Schwachsinn, die Epilepsie, die Hysterie und die Geistesschwäche in erster Linie, und mindestens die Hälfte der Jugendlichen, die in Fürsorgeerziehung oder in das Gefängnis kommen, gehört zu den geistig Ab- normen. Bei ihnen wie auch bei nicht abnormen, aber schwer erziehbaren Kindern reicht die ge- wöhnliche Erziehung des Elternhauses nicht aus, sie bedürfen einer spezialistischen Pädagogik. Unter den äußeren Ursachen ist vor allem das Milieu, in dem das Kind aufwächst, hervorzuheben, die mangelnde Eignung und der mangelnde Wille der Eltern zur Erziehung, das Fehlen des guten Bei- spiels; hier tritt vor allem der Schaden des bösen Beispiels in den Trinkerfamilien zutage. Neben mangelnder Eignung und mangelndem Willen muß nun in den Arbeiterfamilien, besonders der Groß- städte, auch die mangelnde Zeit zur Erziehung be- rücksichtigt werden. Dazu kommen die ungünstigen Einflüsse der »geheimen Miterzieher«, unter denen vielleicht die ungeeignete Lektüre, das Verschlingen der Kriminal- und Detektivromane, mittelbar nicht wenig zur Verwahrlosung beitragen mag. Eine sehr große Rolle unter den äußeren Ursachen der Ver- wahrlosung spielen dann noch schlechte Wohnungs- verhältnisse, durch die bei dem Zusammenwohnen unverhältnismäßig vieler Personen in beschränkten Räumen Sexualvorstellungen und Sexualgefühle oft vorzeitig geweckt werden, und der Mangel an jeder Aufsicht. Und dieses Sichselbstüberlassensein der Kinder von früh an trägt dazu bei, daß sie schon ver- wahrlost in die Schule kommen, und deshalb der Ein- fluß der Schule, der Stätte, wo oft allein erzieherisch auf sie eingewirkt wird, wo sie freundlich behandelt werden und lernen oder lernen könnten, was Ord- nung und Sauberkeit ist, nicht mehr sich durchsetzen kann, sondern durch die übeln Gegenwirkungen des Elternhauses, der Straße usw. aufgehoben wird. Dazu kommt die Überfüllung der Schulklassen ge- rade in den Bezirken. in denen die Verwahrlosung die meisten Opfer fordert. — Nachdem Heller die Symtome der Verwahrlosung besprochen hat, geht er auf den Zusammenhang von Kriminalität und Verwahrlosung ein, weist die Betrachtung der Krimnalität der Jugendlichen als Maß der Verwahr- losung als falsch zurück und erklärt den Strafvollzug als eine der intensivsten Quellen der Verwahrlosung. Auch die Besserungsanstalten trügen vielfach noch den Charakter von Gefängnissen, in denen die besser Gearteten sicher von den schlechten Elementen verdorben würden; erst neuerdings seien sie vom Gefängnis- zum Erziehungsregime übergegangen. »Nicht Strafe, sondern Erziehung« müsse das Motto des Jugendstrafrechts sein, die kriminelle Behandlung jugendlicher Verwahrlosung führe zu keinem Ziel. Es fehlt uns an Raum, über die Anstalten zur Erziehung verwahrloster Kinder und über die Maß- nahmen, die in den meisten Kulturstaaten getroffen sind, um auf gesetzlicher Grundlage, wenn die Familienerziehung mangelt oder nicht genügt, eine Fürsorge- oder Ersatzerziehung eventuell aus öffent- lichen Mitteln eintreten zu lassen, näheres mitzuteilen. Jedenfalls ist die Verhütung der Verwahrlosung eine der wichtigsten Aufgaben der Jugendfürsorge und damit der Sozialpolitik.

Internationale Wochenschrift für Wissenschaft Kunst und Technik

herausgegeben von Prof. Dr. Paul Hinneberg, Berlin, Zimmerstr. 36

Verlag: August Scherl, Berlin SW, Zimmerstraße 36-41. — Druck: Bayerische Druckerei und Verlagsanstalt G. m. b. H. in München, Bayerstraße 57.

5. Jahrgang Nr. 25
24. Juni 1911

Inseraten-Annahme bei den Annoncen-Expeditionen von August Scherl G. m. b. H., Berlin und Daube & Co G. m. b. H., Berlin und deren sämtlichen Filialen

Für die Redaktion verantwortlich: Professor Dr. Wilhelm Paszkowski, Berlin-Gr. Lichterfelde.

Erscheint jeden Sonnabend. — Preis vierteljährlich für Deutschland und Oesterreich 3 Mark, für die übrigen Länder des Weltpostverkehrs 4 Mark 30 Pfg. bei direktem Bezug unter Kreuzband. — Einzelnummer 25 Pfg. — Inserate die dreigespaltene Nonpareillezeile 50 Pfg. — Abonnements nehmen alle Buchhandlungen und Postanstalten, sowie sämtliche Geschäftsstellen von August Scherl G. m. b. H. entgegen.

INHALT

Die Abhandlungen erscheinen in deutscher Sprache, englische und französische auf Wunsch der Autoren im Urtext

Der völkerrechtliche Charakter der Oftsee.

Studie von Oberstaatsanwalt Dr. Friedrich von Sicherer.

I.

Am 23. April 1908 wurde das Oftseeabkommen unterzeichnet, das die gegenseitige Anerkennung und Sicherftellung der Uferftaaten in bezug auf ihren Küftenbesitz enthält. Mag mancher beim Lesen des Abkommens an die Worte Friedrichs des Großen gedacht haben: »Alle Garantieverträge sind wie eine Filigranarbeit, sie erfreuen mehr das Auge, als daß sie von irgendwelchem Nutzen wären«, die Presse war in diesem Fall nicht dieser skeptischen Auffassung, sie begrüßte das Abkommen gleich seinem Zwillingsbruder, dem Nordseeabkommen, in seltener Einmütigkeit als ein Glied der Kette der allgemeinen Beftrebungen zur Sicherung des Friedens. Um so eifriger hatte sich die Presse über die Geftaltung des Oftseeabkommens den Kopf zerbrochen, solange dieses noch im Schoße der Diplomatie schlummerte. Bald las man von der beabsichtigten »Verwandlung der Oftsee in ein mare clausum« oder von der bevorftehenden »Neutralisierung der Oftsee«, dann hieß es wiederum, »die allgemeine Idee sei, den territorialen und maritimen status quo zu garantieren und zu erklären, daß die Oftsee ein mare liberum unter allen Umftänden sei«. Das Übereinkommen hat sich in meifterlicher Beschränkung mit dem maritimen status der Oftsee nicht befaßt. »Quieta non movere« gilt nicht nur für den Arzt, sondern auch für den Diplomaten. Ein Meerbecken von verhältnismäßig geringer Ausdehnung mit engen Zufahrtsftraßen, umwohnt von verschiedenen Rassen und Völkern, für manche der letzteren der einzige Verbindungsweg zum Ozean, diese eigenartige geographische und politische Lage der Oftsee hat es mit sich gebracht, daß auch die Wogen der Völkerkämpfe seit alters her ihre Ufer umtoften, daß die Uferftaaten sich Herrschaftsrechte über die Oftsee beizulegen und das Meer auswärtigen Staaten im Kriegsfalle zu verschließen trachteten. Von den auswärtigen Staaten nie in vollem Umfange anerkannt, in der Theorie beftritten, eigneten sich diese prätendierten Rechte nicht zum Gegenftand eines Übereinkommens, das zur Sicherung des Friedens dienen sollte. Um so interessanter ift es, vom rein völkerrechtlichen Standpunkte aus ihre geschichtliche Entwicklung zu verfolgen und sie zur Erkenntnis des völkerrechtlichen Charakters der Oftsee auf ihren Beftand zu prüfen.

Die völkerrechtliche Entwicklung des baltischen Meeres gliedert sich in drei Stufen:

1. die Zeit der dänischen Hegemonie,
2. die Periode der Beherrschung der Oftsee durch die drei nordischen Reiche Dänemark, Schweden und Rußland,
3. die Zeit seit dem Anfange des XIX. Jahrhunderts.

Von den älteften Zeiten an und in der Oftsee — um die vorvölkerrechtliche Periode

zu streifen — hat uns der berühmte dänische Geschichtsschreiber Saxo Grammaticus in der zweiten Hälfte des XII. Jahrhunderts in seiner Historia Danica ein Bild aus den Fäden der Sage, den alten Heldensängen und Runen zusammengewoben. Danach tobte in den Jahrhunderten vor Einführung des Christentums im codanischen Meerbusen — dem heutigen Sunde — und im baltischen Meere der Krieg aller gegen alle; Geltung hatte lediglich die Macht, das Recht des Stärkeren. Die Küsten der Ostsee bewohnten damals die Sklavi, sie hatten von nordischen Kleinkönigen ununterbrochen Angriffe zur See zu erleiden. Seeraub war zu jener Zeit der Fürsten Handwerk, und doch verdienten diese nach Saxo nicht den Namen von Seeräubern oder Piraten, weil sie nur taten, was weder durch Gesetz verboten noch den Sitten und Anschauungen entgegen war. Die Herrschaft zur See galt jener zu Land gleich; der Gaukönig Olaf teilte auf solche Weise seine Herrschaft unter seine beiden Söhne Frotho und Harald. Sie gehörten zum Stamme der Dänen, der von der Insel Seeland aus sich nach Westen und Osten verbreitete und bald das Übergewicht über alle anderen an der Ostsee seßhaften Völkerschaften gewann. Nach Unterwerfung der Kleinkönige unter Gorm dem Alten († 936) ein einziges Reich, brachte Dänemark durch die kalmarische Union (1397) vorübergehend auch die Kronen von Norwegen und Schweden in seinen Besitz. Aber auch nach der endgültigen Loslösung von Schweden (1523) blieb Dänemark das mächtigste Reich im Norden, es gebot von der Eider bis zum Südosten der skandinavischen Halbinsel; in seinem Bereich lagen die drei Zufahrtsstraßen zur Ostsee, der Sund, der große und der kleine Belt, in seiner Hand somit die Schlüssel zum baltischen Meere. Kein Wunder, daß es sich als Herrin der See fühlte, galt doch im Mittelalter die tatsächliche Herrschaft zur See als Titel für die Geltendmachung des dominium oder nach der staatsrechtlichen Seite des imperium am betreffenden Meere. So nahmen die Venetianer das adriatische Meer als ihr eigen in Anspruch, Genua legte sich die Hoheit über das ligurische bei. Während indessen diese südlichen Republiken ihre Machtstellung zur Monopolisierung des Handels auf den beherrschten Meergebieten ausbeuteten, wählte Dänemark den bei der geringen Entwicklung des eigenen Handels vorteilhafteren Weg, sich durch Besteuerung der Schiffahrt eine ergiebige Einnahmequelle zu verschaffen, indem es von allen den Sund und den großen Belt durchfahrenden Handelsschiffen eine nach dem Wert der Waren bemessene Abgabe, den sogenannten Sund- und Beltzoll erhob. Sein Ursprung verliert sich in das Dunkel der frühesten Geschichte. Vielleicht war es ein Lösegeld, das normannische Freibeuter von jedem durchfahrenden Schiffe erhoben, wahrscheinlicher aber ein Schutz- und Geleitgeld von den wehrlosen Schiffen für kriegerische Bedeckung, die sie gegen die normannischen Angriffe sichern sollte; so werden die Verse der Frithjofssage gedeutet:

»Wenn der Krämer sich naht, so beschütze sein
Schiff, doch den Zoll dir der Schwache bezahl',
Du bist der König der See; er ist Sklav' des Gewinns
und sein Geld ist nicht mehr als Dein Stahl«.

Mit der Entwicklung geordneter Rechtszustände — um die Geschichte des Zolls des Zusammenhangs wegen gleich hier zu skizzieren — kam dieser Grund der Zollerhebung in Wegfall, gleichwohl wurde der Zoll auch fernerhin gefordert, nunmehr auf Grund eines von Dänemark in bezug auf die Meerengen behaupteten Regals. Es fand aber damit nicht allseits Anerkennuug. Insbesondere wehrte sich der Hansabund gegen diese schwere Schädigung der Schiffahrt und des Handels. Zahlreich waren die dadurch hervorgerufenen Zwiste mit Dänemark, die gewöhnlich durch Waffengewalt entschieden wurden. Je nach ihrem Ausgange wurden beim Friedensschlusse mehr oder minder vorteilhafte Zollprivilegien eingeräumt. Um die Mitte des XVII. Jahrhunderts kam die Ostküste des Sunds an Schweden. Damit verlor Dänemark den wesentlichen Titel für das über den Sund geltend gemachte Hoheitsrecht. Der Zoll wurde aber in seinem Fortbestande nicht erschüttert; nur Schweden erlangte freie Fahrt für seine Schiffe — die im Jahre 1720 wieder aufgehoben wurde — und erhielt außerdem eine jährliche Entschädigung von 3500 Reichstalern für die Unterhaltung der Leuchtfeuer an der schwedischen Küste zugebilligt; dagegen verzichtete es in Artikel 4 des Vertrags von Hafnia vom 27. Mai 1660 ausdrücklich auf jede Zollerhebung im Sunde, da nach Karls X. Ausspruche die invidia größer wäre als der Profit.*) Die meisten Staaten er-

*) Schon bei den diplomatischen Verhandlungen

kannten zwar mit der Zeit das dänische Sundregal vertragsmäßig an, allein die fortgesetzte Überschreitung der vereinbarten Tarifsätze sowie im allgemeinen die durch die Zollerhebung hervorgerufene unerträgliche Belästigung der Schiffahrt und des Handels veranlaßte um die Mitte des vorigen Jahrhunderts den Protest der nordamerikanischen Regierung gegen die Erhebung des Zolles überhaupt. Dieser Schritt zeitigte den Kopenhagener Vertrag vom 4. März 1857, worin die das baltische Meer befahrenden Staaten den Zoll durch die Summe von 30,476,325 dänischen Reichstalern ablösten. Allerdings steht diese Entschädigung nicht im Einklange mit der heutigen völkerrechtlichen Auffassung, da diese prinzipiell die freie Benützung der Meerstraßen ohne Entgelt für die zur Sicherheit der Schiffahrt dienenden Anstalten fordert; immerhin aber bedeutet die tatsächliche Befreiung des Handels und Verkehrs von dem belästigenden Zolle, wenn sie auch aus dem Säckel der seefahrenden Staaten erfolgen mußte, gegenüber dem früheren Zustande einen wichtigen Fortschritt in der völkerrechtlichen Entwicklung der Ostsee.

Allein in der Finanzhoheit über die Zufahrtsstraßen erschöpfte sich die staatliche Beschlagnahme des baltischen Meeres nicht; man machte außerdem — und das ist das Kennzeichen der zweiten Epoche — eine Hoheit wie über ein Eigenmeer in der Weise geltend, daß man den Nichtuferstaaten verbot, mit einer Kriegsflotte, sei es überhaupt oder nur im Kriegsfalle die Ostsee zu betreten. Dänemark selbst übte ein derartiges Ausschließungsrecht weniger aus, solange es im Besitze der Vorherrschaft über die Ostsee war. Letztere währte bis um die Mitte des XVII. Jahrhunderts. Schweden, durch Gustav Adolf zur Großmacht erhoben, erwarb nach Karls X. kühnem Zuge über das Eis der Belte durch den Frieden zu Röskilde vom 26. Februar 1658

im Jahre 1645, die den Friedensschlüssen von Brömsebro und Christianopel vorausgingen, war die prinzipielle Frage der dänischen Zollberechtigung berührt worden; damals traten sowohl die niederländischen als die schwedischen Bevollmächtigten den von Dänemark erhobenen Ansprüchen auf die Herrschaft im Sunde scharf entgegen und verlangten für alle Nationen freie und ungehinderte Schiffahrt auf einem offenen Meere, solange man keine Landung an der dänischen Küste bezweckte. Dänemark schützte sein vermeintliches Hoheitsrecht vor und nannte den Sund einen »dänischen Kanal«.

von Dänemark die Provinzen Schonen, Halland und Blekingen und damit die Ostküste des Sunds dauernd zu eigen. Sofort griff es in die Regelung der Ostseeverhältnisse ein, indem es mit Dänemark im Artikel 3 des erwähnten Friedensvertrages übereinkam, »die Ostsee den fremden feindlichen Flotten gemeinsam zu verschließen.«*) Andere in das »Bündnis zur Verteidigung des baltischen Meeres« zu ziehen, erschien weder notwendig noch sicher und für jedes der beiden Königreiche nachteilig. Also Anmaßung der gemeinschaftlichen Hegemonie über die Ostsee und Sperrung derselben auf Grund der Beherrschung der Zufahrtsstraßen.**) Das darin

*) Diese Bestimmung war gegen die Generalstaaten gerichtet, von denen Karl X. mit Grund eine Unterstützung der Polen befürchtete. So mächtig war damals der Einfluß des um seinen Handel besorgten Holland auf die Angelegenheiten des Sunds, daß man sagen konnte, die Schlüssel des Sunds liegen auf der Börse zu Amsterdam.

Bei den Vorverhandlungen war die Meinung, daß die Ostsee allen fremden Flotten verschlossen sein sollte. Das Wort »feindlich« wurde erst durch den Einfluß des englischen Vermittlers hinzugefügt. Nach dem Vertragsentwurfe von 1655 wollten Schweden und Dänemark sogar keinem anderen Uferstaate das Halten einer Flotte erlauben. Karl X. von Schweden brachte diesen Standpunkt zur Geltung gegenüber dem Großen Kurfürsten, der als Herzog von Preußen Schwedens Vasall war. Wie Pufendorf, De rebus a Carolo Gustavo, Sueciae rege, gestis, lib. III. § 36, S. 169 berichtet, wollte der Kurfürst, daß ihm erlaubt würde, zwei oder drei Kriegsschiffe zum Schutze seiner Häfen auszurüsten. Aber dem Könige däuchte es besser, nicht darauf zu hören, und er wies seine Bevollmächtigten an, nötigenfalls darzulegen, daß der Kurfürst in Preußen Nachfolger der Könige von Polen sei, und daß diese nie das Recht gehabt hätten, im baltischen Meere eine Flotte zu halten und an der Ausrüstung von Kriegsschiffen von den borealischen Königen immer gehindert worden seien. Der Kurfürst mußte im Vertrage von Labiau vom 10. November 1656 zwar auf die Verwirklichung seiner maritimen Absichten verzichten, erlangte aber die Aufhebung des Lehensverhältnisses für Preußen und Ermeland; damit war der Grundstein zu einem Königreiche Preußen gelegt.

**) Karls X. Plan war dahin gegangen, das Herzogtum Preußen im Austausche gegen gewisse Teile des inneren Polen zu erlangen und so eine Verbindung mit den im deutschen Kriege eroberten Provinzen herzustellen, dann Dänemark zu erobern und solchermaßen die ganze Ostsee zu umfassen. Diese wäre dadurch in ein schwedisches Eigenmeer verwandelt worden und der Ostseehandel Deutschlands und Polens und damit das ganze industrielle Leben dieser Länder in die Abhängigkeit von Schweden geraten. Die Ausführung dieses kühnen Gedankens scheiterte an dem hartnäckigen Wider-

zum Ausdruck gelangte neue politische System mißfiel den Westmächten Frankreich, England und Holland, da es ihren Einfluß auf die Ostseeverhältnisse ausschaltete. Zur Bekämpfung dieses Systems sowie zur Eindämmung der schwedischen Übermacht vereinigten sie sich daher im Jahre 1659 während des zweiten schwedischen Krieges im sogenannten Haager Konzert und setzten über die Köpfe der Kriegsparteien Dänemark und Schweden hinweg den Friedensinhalt fest, vor allem Aufhebung des Artikels 3 des Röskilder Friedensvertrags. Karl X. sträubte sich gegen diese diktierten Friedensbedingungen; allein bald nach seinem Tode bequemten sich die kriegführenden Staaten zu deren Annahme im sogenannten Kopenhagener Frieden, der am 27. Mai 1660 im Lager von Hafnia unter holländischer und englischer Gevatterschaft geschlossen wurde.

Im Jahre 1675 — es sei gestattet, die allerdings mehr geschichtlich als völkerrechtlich interessante Episode zu berühren — nahm der lang gehegte Flottentraum des Großen Kurfürsten greifbare Gestalt an, nachdem »einige Liebhaber sich gemeldet hatten, so auf der Ostsee und sonsten auf Kaperei zu fahren sich anerbietig machten«. Ursprünglich bestand die Flotte aus vier Schiffen, die sich alsbald am Kriege gegen Schweden rühmlich beteiligten, im Jahre 1677 bereits aus 15 Fahrzeugen, von denen 7 der Kurfürst, 8 der Rheeder Benjamin Raule von Middelburg ausrüstete, ferner aus 474 Matrosen, 189 Soldaten und 119 Kanonen. Daneben schuf der Kurfürst noch eine Handelsflotte für die im Jahre 1680 von ihm gegründeten brandenburgisch-afrikanische Gesellschaft. Im Jahre 1682 flatterte der brandenburgische Aar von 30 Schiffen, die teils über den Ozean fuhren, um Handel zu treiben, teils in der Ostsee kreuzten oder auch lediglich als Kriegsschiffe dienten. Mit dem Tode des Großen Kurfürsten war auch der Untergang seines Doppelwerkes besiegelt. Sein Nachfolger Friedrich III. von Brandenburg hatte kein maritimes Interesse; er reduzierte den Marineetat, der beim Ableben Friedrich Wilhelms 60000 Taler betragen hatte, im 1692 auf 16464 Taler. Damit war der kurbrandenburgischen Marine das Todesurteil gesprochen.

stande, den der Kurfürst von Brandenburg in Erkenntnis des Wertes seiner Seeplätze dem Ansinnen des Schwedenkönigs entgegensetzte.

Um die Wende des XVII. Jahrhunderts erlangte Rußland einen Platz an der Ostsee und trat dank der Eroberungen Peters des Großen in das Konzert der baltischen Mächte ein, um allmählich die führende Stimme darin zu übernehmen. Es konnte sich nicht, wie Dänemark und Schweden, auf den Besitz der Zufahrtsstrassen berufen. Indessen bot die politische Lage mit der Zeit die erwünschte Handhabe in die Regelung der Ostseeverhältnisse einzugreifen. Infolge des Konfliktes wegen der Kolonien in Amerika und Indien war im Jahre 1755 zwischen England und Frankreich der Krieg ausgebrochen. Derselbe bedrohte den europäischen Kontinent zwar nicht direkt; aber die Gewalttaten, die sich England gegenüber dem Handel der Neutralen erlaubte, zwangen letztere, Anstalten zum Schutze ihres Handels zu treffen. Zu diesem Behufe schloß Rußland am 9. März 1759 mit Schweden einen das baltische Meer betreffenden Vertrag, dem im folgenden Jahre auch Dänemark beitrat. »Um die Freiheit des Handels und der Schiffahrt zu schützen und zu verhüten, daß das Feuer des Krieges sich auf die Ostsee erstrecke, wie es der Fall wäre, wenn eine fremde Macht ihre Kriegsschiffe oder Kaper gegen ein derartiges Unterfangen bereit zu halten«. Mit der fremden Macht war zweifellos England gemeint; man bezweckte durch jene Maßregel zugleich auch zu verhindern, daß England in dem gleichzeitig entbrannten siebenjährigen Kriege Friedrich dem Großen mit seiner Flotte zu Hilfe kam, um deren Absendung der König dringend gebeten hatte. Nun waren aber Rußland und Schweden in letzteren Krieg als Gegner Friedrichs des Großen verwickelt. Durch den Nebenzweck, dem Eingreifen der englischen Seemacht in den siebenjährigen Krieg vorzubeugen, war der neutrale Charakter des Übereinkommens getrübt.

Anders lagen die Verhältnisse im Jahre 1780, als Rußland mit Schweden und Dänemark das Bündnis der bewaffneten Neutralität einging. Damals erfreuten sich die Uferstaaten der Ostsee des tiefsten Friedens. Indessen hatte der im Jahre 1775 zwischen England und seinen aufständischen Kolonien entbrannte Seekrieg durch Frankreichs und Spaniens Parteinahme für die empörten Kolonien immer weitere Kreise gezogen und durch den Mißbrauch des Kriegsrechtes seitens der Kriegsparteien eine unerhörte Bedrückung des

Handels der neutralen Nationen hervorgerufen. Diesen Übergriffen der Kriegsparteien kräftig entgegenzutreten, war der Zweck des Bündnisses der bewaffneten Neutralität, das die tatendurstige Katharina II. zunächst unter den nordischen Seemächten unter Zugrundelegung des von dem dänischen Minister Bernstorff bereits im Jahre 1778 vorgeschlagenen Programms zustande brachte.*) Der große Gedanke der Gesetzgeberin der Meere war der, durch Rechtsmaximen die Stellung der Neutralen gegenüben den Kriegsparteien im Seekriege zu ordnen, durch ein allmählich alle Staaten umfasssendes Schutz- und Trutzbündnis die Kriegsparteien zur Anerkennung jener Rechtsmaximen zu veranlassen und so die Bildung eines Seekriegsrechtes anzubahnen; ein Ziel, das erst durch die Pariser Seerechtsdeklaration vom 16. April 1856 und durch die Beschlüsse der Haager Friedenskonferenzen seine dauernde Verwirklichung erfahren sollte.

Durch Deklaration vom 8. Mai 1780**), kurz vor Abschluß der Neutralitätskonventionen der drei Nordmächte, hatte Dänemark von sich aus mit Berufung auf die Zustimmung Schwedens und Rußlands die Neutralisation der Ostsee vorgenommen und zwar unter der Begründung, daß durch die Feindseligkeiten und Gewalttätigkeiten der Kriegsparteien der Handel zwischen den dänischen Provinzen gestört würde. Die Deklaration wurde den kriegführenden Mächten mitgeteilt. Lediglich Frankreich erwiderte darauf unter dem 25. Mai 1780 und zwar in zustimmender Weise, indem es die Ostsee als geschlossen erachtete »de l'aveu même de ses souverains«. Auch in den Neutralitätsverträgen selbst vergaß man über jenem weiteren Ziele nicht des traditionellen gemeinschaftlichen Amtes der Wacht über die Sicherheit und Ruhe des baltischen Meeres, »de veiller à la sûreté et à la tranquillité de la mer Baltique et à la mettre à l'abri des troubles de la guerre et des courses des armateurs«, wie es im Zusatzartikel I zu jenem Übereinkommen heißt.***) Deshalb habe man beschlossen, auch weiterhin an der Behauptung festzuhalten, daß die Ostsee ein »mer fermée« sei, »incontestablement telle par sa situation locale, où toutes les nations doivent et peuvent naviguer en paix*) et jouir de tous les avantages d'un calme parfait et de prendre pour cet effet (entre elles) des mesures capables de garantir cette mer et ses côtes de toutes hostilités, pirateries et violences«. — Mit der Anzeige über das Zustandekommen der »bewaffneten Neutralität« wurde auch der die Sperre der Ostsee verfügende Zusatzartikel I durch Rußland den Höfen von Paris, London und Madrid mitgeteilt. Wiederum erklärte nur Frankreich seine Zustimmung, die beiden anderen Mächte schwiegen aus Scheu, sich irgendwie völkerrechtlich zu verpflichten. Nur insofern gab die britische Regierung dem Drange der Verhältnisse nach, als sie ihren Kapern die geheimnisvolle Weisung erteilte, möglichst nach den Grundsätzen der bewaffneten Neutralität zu verfahren. Preußen schloß sich unter dem 8. Mai 1781 dem Bündnisse der Nordmächte und auch dem erwähnten Separatartikel I an**); in einer Politik, welche die Ostsee als Kriegsfeld den auswärtigen Mächten entzog, mußte es als Uferstaat zugleich einen Schutz seiner eigenen Schiffahrts- und Handelsinteressen erblicken. Eine maßgebende Stimme war Preußen damals im Rate der Ostseestaaten noch nicht eingeräumt; von Osten und Westen von mächtigen Gegnern fortgesetzt bedrängt, verwandte der preußische Staat im XVIII. Jahrhundert seine ganze Kraft auf die Schaffung und mustergültige Ausgestaltung seines Heeres, an die Bildung einer Seemacht war damals noch nicht zu denken.

---

*) Convention maritime pour le maintien de la liberté du commerce et de la navigation neutre entre la Russie et le Danemarck vom 9. Juli 1780 und entre la Russie et la Suède vom 21. Juli 1780, Martens et Cussy, Recueil I p. 214 und 220.

**) Martens et Cussy, Recueil I p. 204.

***) Martens et Cussy, Recueil I p. 280.

*) K. Bergbohm, »Die bewaffnete Neutralität 1780—1783« S. 171, Anm. 2 hält es für »in sich widersprechend, wenn einmal dieses Meer als „geschlossenes" bezeichnet, gleichzeitig aber bemerkt ward, daß jede Nation dasselbe ungehindert befahren dürfe, wodurch es eben im Gegensatz zum geschlossenen oder Eigentumsmeer für ein „offenes" Meer erklärt wurde«. Mir scheint dieser Widerspruch nicht vorzuliegen. Ein Eigengewässer verliert seinen Charakter nicht dadurch, daß es von den Verfügungsberechtigten mit gewissen Einschränkungen, wie hier, zum allgemeinen Gebrauche freigegeben wird. Die Eigenschaft als mer fermée begründet nur das Recht, nicht die Pflicht, das betreffende Meer der fremden Schiffahrt zu verschließen. Die nordischen Staaten machten von dieser Befugnis nur soweit Gebrauch, als sie es zum Schutze des friedlichen Handels- und Schiffahrtsverkehrs für geboten erachteten.

**) Convention maritime entre la Prusse et la Russie, Martens et Cussy, Recueil I p. 223.

Ohne dauernde Erfolge erzielt zu haben, löste sich der Bund der bewaffneten Neutralität nach kurzem Bestand mit dem Frieden zu Versailles am 20. Januar 1783 wieder auf. Den nächsten Anlaß zu einem völkerrechtlichen Akte in bezug auf die Ostsee bot die französische Revolution. Schweden und Dänemark gehörten zu den wenigen europäischen Staaten, welche sich am Koalitionskriege gegen Frankreich nicht beteiligten. Durch die Kopenhagener Sonderübereinkunft vom 27. März 1794 beschlossen sie zur gemeinschaftlichen Verteidigung der Freiheit und Sicherheit des Handels und der Schiffahrt Beobachtung strengster bewaffneter Neutralität und Aufrechterhaltung vollkommenster Ruhe in der Ostsee: »La Baltique devant toujours être regardée comme une Mer fermée et inaccessible à des Vaisseaux armés des Parties en guerre éloignées est encore declarée telle de nouveau par les Parties contractantes decidées à en préserver la tranquillité la plus parfaite.« (Artikel X.) Unter den damaligen Gegnern Frankreichs befanden sich die beiden anderen Uferstaaten Rußland und Preußen. Durch jenes Übereinkommen wurde nun Frankreich der Zugang zur Ostsee abgeschnitten und damit die Möglichkeit genommen, die Gegner von dieser Seite aus anzugreifen, also Beschränkung des Kriegsfeldes zu Gunsten der einen Kriegspartei. Mit dem Begriffe der »strengsten Neutralität« läßt sich dieses Verhalten nicht recht zusammenreimen. Trotz der Sperre der Ostsee gelang es damals Frankreich, vom Lande aus festen Fuß am Südrande der Ostsee zu fassen.

Das System der bewaffneten Neutralität erwies sich in der Folge als zweischneidige Waffe. Als es im Dezember 1800 von Kaiser Paul I. mit Schweden, Dänemark und Preußen zur Abwehr der britischen Übergriffe zur See vorübergehend erneuert wurde, faßte England diesen Akt als Kriegserklärung auf, Nelson erkämpfte den Durchgang durch den Sund, griff Kopenhagen an und drang in die Ostsee vor. Im Jahre 1806 dagegen bequemte England sich allerdings mehr aus politischen als aus völkerrechtlichen Gründen dazu, seinen Kriegsschiffen und Kapern jede Belästigung der neutralen Schiffahrt durch Anhalten oder Festnahme der Schiffe im Bereiche der Ostsee zu verbieten.*) Im Jahre 1807 erschien abermals eine englische Flotte im Sunde, bombardierte Kopenhagen und nahm die dänische Flotte weg. Als sich Rußland über diese Aktion beklagte, weil der Kaiser einer der Garanten der Ruhe des baltischen Meeres sei, protestierte das Londoner Kabinet lebhaft gegen diese Prätension: »et assurement l'on ne peut s'attendre à ce que Sa Majesté a une retenue après qu'on a permis à la France de s'établir en souveraine sur toute la côte de la mer Baltique depuis Dantzig jusqu'à Lubeck«.*) Der brutale Einfall Englands in die Ostsee hatte die Kriegserklärung Rußlands und Dänemarks zur Folge, beide Staaten traten der Kontinentalsperre gegen England bei. So hatten die im Jahre 1800 für die Ruhe des baltischen Meeres getroffenen Abmachungen den Kriegssturm herauf beschworen.

Seitdem — und wir kommen damit zur dritten Stufe der völkerrechtlichen Entwicklung der Ostsee — verlautete nichts mehr von einer Sperre der baltischen Meerengen, nichts mehr von einem mer fermée auf Grund der Deklaration der Uferstaaten. Gleichwohl störte kein Krieg auswärtiger Staaten die Ruhe der Ostsee. Die kriegerischen Verwickelungen, deren Schauplatz sie im weiteren Verlaufe des XIX. Jahrhunderts war, fanden zwischen den Uferstaaten unter einander oder zwischen Uferstaaten und fremden Mächten statt. Im Ostseefeldzuge des Jahres 1854 fuhren die englisch-französischen Kriegsschiffe durch den Sund und bemächtigten sich vorübergehend der in russischem Besitz befindlichen Alandinseln. Rußland erblickte hierin kein völkerrechtswidriges Vorgehen. Ebensowenig erhob der Norddeutsche Bund im Jahre 1870 einen Einwand gegen die seitens Frankreichs erfolgte Blokade seiner Ostseehäfen. Auch die Durchfahrt durch den Sund war in beiden Fällen den Kriegsschiffen der auswärtigen Mächte freigegeben worden. Durch den Vertrag vom 14. März 1857, betr. die Ablösung der Sundrechte, war, wie bereits erwähnt, die Schranke gefallen, welche die freie Entfaltung des Handels und der Schiffahrt auf den Zufahrtsstrassen zur Ostsee von Alters her gehemmt hatte. In Artikel I jenes Vertrages verpflichtete sich Dänemark: »à n'assujettir aucun navire quelconque, sous quelque

*) Ordre de Sa Majesté Britannique concernant la libre navigation sur la Baltique vom 21. Mai 1806, Martens Nouv. Rec. I. S. 438.

*) Vgl. Geffcken, La question des détroits in der Revue de droit internat. T. XVII. S. 362 ff.

prétexte que ce soit, au passage du Sund ou des Belts, à une détention ou entrave quelconques«. Geffcken*) vermeint, Dänemark dürfe auf Grund dieses Artikels überhaupt keinem Schiffe die Durchfahrt verweigern, also auch nicht in Kriegszeiten den Kriegsschiffen auswärtiger Staaten; er mißt damit dem Artikel wohl eine über den Zweck des Vertrages hinausgehende Tragweite bei. Denn in jenem Vertrage handelte es sich um die Ablösung der von Dänemark seit Jahrhunderten ausgeübten, von den anderen Staaten anerkannten Rechte finanzieller Natur; der Durchfahrt durch die Meerengen sollten künftighin keine finanziellen Hindernisse mehr bereitet werden. Das Verhalten Dänemarks als neutraler Staat im Falle eines Kriegs auswärtiger Staaten stand hierbei doch gar nicht zur Verhandlung, Dänemark dachte nicht im entferntesten daran, in jenem Artikel I den Kriegsschiffen auswärtiger Staaten für Kriegszeiten einen Passepartout zu erteilen.

Aus der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts bedürfen noch zwei weitere Ereignisse kurzer Erwähnung: der Erwerb Schleswig-Holsteins durch Preußen als Folge des deutsch-dänischen und bezw. des Krieges von 1866 und die Erbauung des im Jahre 1895 eröffneten Nordostseekanals. Das erstere Ereignis ist mehr von politischer und nationaler als von völkerrechtlicher Bedeutung. Mit Schleswig gelangte zwar ein Teil des kleinen Belts in den Besitz Preußens. Allein abgesehen davon, daß diese Meerenge wegen ihrer vielen Krümmungen und heftigen Strömungen für die Schiffahrt so gut wie nicht in Betracht kommt, ist an der Einfahrt das beiderseitige Ufer im Besitze Dänemarks verblieben, somit hat dieser Staat auch die Möglichkeit beibehalten, die Meerenge als Verbindungsweg zur Ostsee zu sperren. Was sodann den Nordostseekanal betrifft, so ist dieser eine aus strategischen Erwägungen geschaffene Anlage des Deutschen Reiches. Molkte wollte dadurch eine bessere Verbindung zwischen den beiden deutschen Kriegshäfen herstellen und den deutschen Kriegsschiffen im Falle eines Seekrieges den Umweg durch die von Dänemarks Kanonen beherrschten Meerengen ersparen. Der Kanal steht dem Handelsverkehr und in Friedenszeiten auch den fremden Kriegsschiffen zur Benützung offen. Dagegen ist er als deutsches Inlandgebiet den Kriegsschiffen von Kriegsparteien verschlossen. So wurde denn auch im letzten russisch-japanischen Kriege der russischen Ostseeflotte die Fahrt durch den Nordostseekanal verweigert.

*) A. a. O.

II.

Nach diesem geschichtlichen Überblicke wenden wir uns der Frage zu: Sind die von den Uferstaaten in bezug auf die Ostsee geltend gemachten Ansprüche nach der Theorie des Völkerrechts begründet?

Die dänische Deklaration vom 8. Mai 1780 sowie der Zusatzartikel I zum Abkommen der bewaffneten Neutralität bezeichnen die Ostsee als »mer fermée incontestablement telle par sa situation locale«. Geographisch gehört die Ostsee zu den »geschlossenen« oder »Binnenmeeren«, allerdings nur im weiteren Sinn, da sie nicht, wie z. B. das kaspische Meer, vom Weltmeer getrennt ist, sondern mit demselben in natürlicher Verbindung steht. Mit dem geographischen deckt sich aber nicht der völkerrechtliche Begriff des mer fermée oder mare clausum. Es ist daher letzterer etwas näher zu untersuchen. Den Begriff des »mare clausum« führte Selden in seinem gleichnamigen Buche (1635) in die Völkerrechtswissenschaft ein; er wollte damit gegenüber Grotius, dem Verfechter der Freiheit des Meeres, seine gegenteilige Ansicht zum Ausdruck bringen, daß das Meer nicht frei sei, sondern und zwar ausnahmslos Gegenstand des dominium privatum der Völker sein könne. Des baltischen Meeres erwähnt er an zwei Stellen: in lib. I cap. III zählt er es unter den maria interiora auf, welche sich vom Ozean, Oceanus apertus seu maria exteriora, nur wie gleichwertige Teile vom ganzen unterschieden; sodann leitet er in lib. I cap. XIX aus den Zöllen, die dem dänischen Könige auf dem baltischen Meere zukommen, das dänische Privateigentum über die Ostsee zum Beleg für seine Lehre von der Geschlossenheit der Meere ab. Diese Folgerung ist um deswillen nicht stichhaltig, weil die Zölle, wie bereits dargetan, nur für die Befahrung des Sundes und des großen Belts, nicht aber für die Befahrung des baltischen Meeres selbst erhoben wurden. Grotius befaßt sich weder in seiner Schrift »De mari libero« noch auch in seinem »ius belli ac pacis« speziell mit dem baltischen Meere.

Obgleich ein Verfechter der Freiheit des Meeres gibt er doch die Möglichkeit einer occupatio und eines imperium über Teile des Meeres zu ratione personarum, nämlich mittels einer im Meere stationierten Flotte. Wir sehen hierin den von der Macht zum Recht überleitenden Gedanken ausgedrückt, daß als Objekt der Herrschaft anerkannt wird, was durch Macht ergriffen ist und durch Macht geschützt werden kann. Hierauf fußt auch Cornelius van Bynkershoek in seinem 1737 erschienenen Werke »de dominio maris«. Er hält aber nicht nur, wie Grotius, Teile des Meeres, sondern die Meere selbst mit Ausnahme des Ozeans für okkupationsfähig; er gelangt so zu folgender Definition des mare clausum, soviel ich sehe, der einzigen in der Literatur vorhandenen: »Pronunciamus mare clausum quod post iustam occupationem navi una pluribusque olim possessum fuit et si est in fatis, possidebitur posthac.« Diese Voraussetzungen lagen bezüglich der Ostsee im Jahre 1759 vor. Denn die drei nordischen Mächte beherrschten damals mit ihren Flotten gemeinschaftlich — und das erklärt Bynkershoek in Kapitel IX für genügend — das baltische Meer. Desgleichen im Jahre 1780, also zur Zeit, da die Ostsee offiziell als mer fermée bezeichnet wurde. Allerdings machten die nordischen Staaten von ihren Machtbefugnissen in bezug auf die Ostsee nicht in vollem Umfange Gebrauch, sondern begnügten sich mit der temporären Sperre für auswärtige Kriegsparteien. Die Bynkershoeksche Theorie blieb noch in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts maßgebend; somit entbehrte die Erklärung der nordischen Mächte und die darauf fußende Absperrung der Ostsee nicht der rechtlichen Grundlage.

Allmählich vollzog sich aber in der Theorie eine Einengung des Begriffs mer fermée. Vattel erkannte in seinem 1758 erschienenen Droit des gens eine auf maritimer Macht beruhende occupatio und possessio maris nicht mehr an. Nur wenn ein Meer ganz von den Ländern eines Volkes umschlossen sei und eine Verbindung mit dem Ozean nur durch einen Kanal habe, dessen sich das betreffende Volk bemächtigen könne, erachtete er die Möglichkeit einer occupatio und eines Eigenbesitzes am Meere für gegeben. Dieser Standpunkt hat in der Wissenschaft nach und nach die Herrschaft erlangt. Im XIX. Jahrhundert finden wir noch bei zwei Schriftstellern die Auffassung vertreten, daß die Ostsee von Natur aus ein mer fermée sei, nämlich bei F. J. Jacobsen, Seerecht (1815) S. 581, der uns jedoch die Begründung seiner Ansicht vorenthält, und bei Robert Phillimore, Commentaries upon international laws, I. § 206; dieser stellt die »seas, which are landlocked though not entirely surrounded by land,« den geschlossenen Meeren gleich. Ihnen ist noch Hautefeuille*) anzureihen; er stellt den Satz auf, daß die Übereinstimmung der Uferstaaten den Mangel der Einheit des Uferbesitzes ersetze, das Meer also zu einem geschlossenen mache. Allein der Wille der gemeinschaftlichen Beherrschung des Meeres schafft meines Erachtens keine Gemeinschaft des Uferbesitzes und daher keine Grundlage für die Ausübung eines condominium oder eines imperium über die Ostsee. Vielmehr ist ein mer fermée nach jetziger völkerrechtlicher Anschauung nur dann gegeben, wenn die Ufer des Meeres und der zuführenden Meerengen ein und demselben Staate gehören und zugleich die Meerengen von den Ufern aus durch Kanonen beherrscht werden können, wenn also die Möglichkeit einer ständigen Ausübung der Herrschaft über das Meer vorliegt**); hiernach hat die Ostsee infolge der staatlichen Mehrheit des Uferbesitzes heutzutage als mare liberum an sich zu gelten.

Eine andere Frage ist die: Kann die Ostsee durch einen völkerrechtlichen oder staatlichen Akt in ein mare clausum verwandelt, kann sie neutralisiert werden?

Da die Ostsee als mare liberum dem freien Verkehr der Staaten offen steht, so ist zu einer Beschränkung dieses Verkehrs, wie sie eine dauernde Neutralisierung herbeiführen würde, an sich die Übereinstimmung aller seefahrenden Subjekte des sogenannten europäischen Völkerrechts erforderlich; man wird jedoch nach der für die Entscheidung wichtiger Fragen üblichen Praxis die Übereinstimmung der zunächst beteiligten Staaten, also der

*) Histoire des origines, des progrès et des variations du droit international maritime S. 22 und 23, sowie auch im Werke: Des droits et des devoirs des nations neutres en temps de guerre maritime, Band I., S. 95.

**) So Perels, Das internationale Seerecht der Gegenwart, S. 31 in Übereinstimmung mit fast allen Völkerrechtsschriftstellern. Die Beherrschung der Meerengen durch einen Staat genügt nicht, um dem dahinter liegenden Meere die Eigenschaft des geschlossenen zu verleihen.

Uferstaaten, und der Großmächte, soweit sie nicht schon bei den ersteren in betracht kommen, für hinreichend erachten dürfen. Und zwar könnte die völlige Neutralisation der Ostsee vollzogen werden, derart, daß sie für Kriegsschiffe überhaupt, also auch für jene der Uferstaaten in Friedenszeiten gesperrt würde, ein Zustand, wie ihn der Pariser Friedensvertrag vom 30. März 1856 für das Schwarze Meer vorübergehend schuf. Für die Ostsee hat dieser Fall nur theoretisches Interesse; denn weder das Deutsche Reich noch vor allem Rußland könnten sich jemals zu einer maritimen Abrüstung in bezug auf das baltische Meer verstehen. So hat man denn auch, wenn man von Neutralisierung der Ostsee spricht, regelmäßig nur ihre teilweise Neutralisierung im Auge, d. h. ihre Verschließung für die Kriegsflotten kriegführender Nichtuferstaaten.*) Selbst in diesem Umfange kam eine Neutralisierung nie dauernd zu stande, da die Außenstaaten nicht auf das Recht verzichten konnten, das Meer als Angriffsbasis für den Fall der Verwicklung in einen Krieg mit einem Uferstaate zu benützen.

Wie verhält es sich nun aber mit der Neutralisierung der Ostsee im einzelnen Falle? Die Neutralisation kann zunächst durch Übereinkommen der Kriegsparteien erfolgen, da es diesen freisteht, eine Beschränkung des Kriegsfeldes unter sich zu vereinbaren. Die Kriegsschiffe der Kriegsparteien haben solchen Falls die Befugnis, in die Ostsee einzulaufen, nicht aber dortselbst feindliche Handlungen vorzunehmen. Praktisch werden kriegführende Außenstaaten ein solches Abkommen schwerlich treffen, denn es würde dadurch für eine geschlagene Flotte eine Zufluchtsstätte geschaffen und somit dem Gegner ihre völlige Vernichtung unmöglich gemacht.

Des weiteren ist eine Neutralisierung auch auf dem Wege möglich, daß jede der Kriegsmächte einem Neutralisationsbeschlusse der Uferstaaten ausdrücklich oder durch Nichterhebung eines Protestes gegen das mitgeteilte Übereinkommen zustimmt. So erachtet Bergbohm**), der in Zusatzartikel 1 zur Konvention von 1780 nicht einen Verfügungsakt der Mächte in bezug auf ein mer fermée, sondern eine temporäre Neutralisierung der Ostsee erblickt, wozu die nordischen Staaten an sich nicht befugt gewesen seien, die Neutralisierung durch die Zustimmung Frankreichs (25. Mai 1780) später auch Englands (Kaperinstruktion vom 20. April 1781) und der Niederlande (Kaperinstruktion vom 14. Mai 1781) rechtskräftig festgestellt; er hätte von seinem Standpunkte aus auch noch die stillschweigende Zustimmung Spaniens erwähnen müssen.

Steht aber eine von den Uferstaaten über die Köpfe der Kriegsparteien hinweg beschlossene Neutralisierung auch ohne deren nachträgliche Zustimmung im Einklange mit den Normen des Völkerrechts?

Die Neutralisierung bedarf, falls sie von einzelnen Staaten ausgeht, als Rechtsakt eines Rechtstitels. Ein solcher ist für die neutralen Staaten unter normalen Verhältnissen nicht gegeben, da die im Kriege befindlichen Staaten ein Recht auf unbeschränkte Benützung des mare liberum als Kriegsfeld haben. Ein Recht auf Absperrung der Ostsee als Kriegsfeld kann nur infolge Verschiebung der an sich gegebenen Rechtslage erwachsen, also nur dann, wenn sich die Kriegsparteien ein rechtswidriges Verhalten zuschulden kommen lassen. Ein solcher Fall lag im nordamerikanischen Freiheitskriege vor, und darum erscheint die damalige Absperrung der Ostsee auch dann gerechtfertigt, falls man diese schon für jene Zeit als mare liberum ansieht. England maßte sich in dem erwähnten Kriege an, durch Kaper die Schiffe der Neutralen nach feindlichem Eigentum untersuchen und dieses wegnehmen zu lassen; Spanien dem Beispiel des Gegners folgend, erklärte gleichfalls das feindliche Gut an neutralem Bord nicht verschonen zu können, auch Frankreich machte Miene, die bis dahin nur wenig belästigte Schiffahrt der Neutralen zu beschränken. Diese sahen in der Nichtanerkennung des Satzes: »Frei Schiff, frei Gut« einen unerlaubten Angriff der Kriegsparteien auf ihren Seehandel. Außerdem lag zweifellos ein rechtswidriges Vorgehen der Kriegsparteien in dem ihnen zur Last fallenden Verhalten ihrer Kaper, das in wilden Seeraub ausartete und die Klagen der neutralen Schiffahrtsinteressenten aller Weltgegenden hervorrief. Die Pflicht der Selbsterhaltung gebot hiergegen Maßnahmen der Selbsthilfe

*) Sogenannte negative Neutralisierung im Gegensatze zur sogenannten positiven Neutralisierung oder Internationalisierung, bei welcher das neutralisierte Gebiet den Kriegsschiffen der Kriege führenden offen steht und nur die Vornahme kriegerischer Operationen dortselbst ihnen verwehrt ist; vergl. Liszt, Völkerrecht, § 40, S. 327.

**) A. a. O.

zu ergreifen, »de mettre la mer Baltique à l'abri des troubles de la guerre et des courses des armateurs«, »de garantir cette mer et ses côtes de toutes hostilités, pirateries et violences«. Ortolan*) billigt mit Rücksicht auf die örtliche Lage, die Gestalt und die geringe Ausdehnung der Ostsee die Kollektivmaßregel der nordischen Mächte als eine Einschränkung der Übel des Kriegs. Allein dieser Zweck wäre, falls man mit Ortolan der Ostsee schon für die Zeit des XVIII. Jahrhunderts die Eigenschaft des mer fermée abspricht, an sich nicht schon geeignet, zur Rechtfertigung des Schrittes der nordischen Staaten, da die Neutralen die Übel des Krieges zu ertragen haben, allerdings nur so lange, als die Kriegsparteien sich auf dem Boden des Kriegsrechts bewegen. Nur in dem damaligen rechtswidrigen Verhalten der Kriegsparteien gegenüber den neutralen Uferstaaten hätte Ortolan von seinem Standpunkt aus die Rechtfertigung für die Maßnahme der Uferstaaten ersehen sollen. Nach heutigem Völkerrecht ist die Ostsee zweifellos ein mare liberum und daher nur noch auf Grund eines Rechtstitels seitens der Uferstaaten sperrbar. Nachdem aber die Pariser Seerechtsdeklaration vom 16. März 1856 die Kaperei aufgehoben und die Unverletzlichkeit des feindlichen Eigentums unter neutraler Flagge proklamiert hat, nachdem auch Spanien und Nordamerika, obwohl sie der Seerechtsdeklaration nicht beitraten, die darin enthaltenen Grundsätze in einer Anzahl von Verträgen als maßgebend anerkannt haben, sohin die Seerechtsdeklaration als allgemein geltendes Recht zu erachten ist, werden die Ostseestaaten nicht mehr in die Lage kommen, die Sperre der Ostsee als Akt der Selbsthilfe gegen einen unberechtigten Angriff auswärtiger Kriegsparteien auf ihren Handel zu verfügen.

In der neueren Zeit hat sich F. Perels**) für die Berechtigung der Uferstaaten, die Ostsee Kriegsschiffen gegenüber für die Dauer des Krieges zu sperren, ausgesprochen. »Diese kann«, sagt er, »das Einvernehmen der neutralen Adjazenten vorausgesetzt, nicht mit Fug bestritten werden, wie sie denn auch die hervorragendsten Publizisten nicht im mindesten in Zweifel gestellt, beziehungsweise ausdrücklich anerkannt haben.« Ja, nach Perels' Meinung hatten die Ostseestaaten sogar das Recht, während des deutsch-französischen Krieges die Ostsee den Kriegsoperationen der französischen Flotte zu versperren; er erkennt also im Falle des Krieges eines Uferstaates mit einem auswärtigen Staate den übrigen Uferstaaten das Recht zu, die Ostsee gegen die Seemacht des auswärtigen Staates abzuschließen. Ein derartiger Schritt der neutralen Uferstaaten wäre indessen eine offensichtliche Begünstigung des im Kriege befindlichen Uferstaates und somit ein Verstoß gegen die Pflichten der Neutralität.

Kann schließlich durch gemeinschaftlichen Beschluß der beiden die Zufahrtsstraßen zur Ostsee beherrschenden Staaten, Dänemark und Schweden, mittels Sperre der Meerengen die Wirkung einer Neutralisierung der Ostsee nach außen auf Grund der Normen des Völkerrechts herbeigeführt werden? Bei Prüfung dieser Frage sind zunächst die rechtlichen Beziehungen dieser Staaten zu den Meerengen ins Auge zu fassen. Dänemark steht das imperium über die Einfahrt in den kleinen Belt zu, ferner über den großen Belt, sowie auch über die westliche Hälfte des Sunds, wogegen die östliche Hälfte des Sunds dem imperium Schwedens unterliegt. Manche Schriftsteller erklären zwar den Sund auch jetzt noch für einen dänischen Kanal, aber aus den Verhandlungen, die den Frieden von Röskilde sowie von Hafnia einleiteten, erhellt, daß mit dem Ufer auch die Herrschaft über die dazu gehörige Hälfte des Sunds an Schweden überging. Das imperium der genannten Staaten über die Meerengen beruht darauf, daß letztere vermöge ihrer geringen Breite unter den Begriff des Küstenmeeres fallen. Das Küstenmeer ist völkerrechtlich neutrales Gebiet. Es wird aber in bezug auf dasselbe das Recht der Kriegsschiffe der kriegführenden Staaten auf die passage inoffensif unter Kontrolle der Uferstaaten allgemein anerkannt. Dieses Recht muß umsomehr betont und festgehalten werden, wenn die Küstengewässer, wie hier, die Verbindungsstraßen zwischen zwei freien Meeren sind. Würde man diesen Grundsatz nicht anerkennen, so wäre die Freiheit der Meere selbst nur eine Chimäre (s. Ortolan, Règles internat., Bd. I, S. 160, und die Lehrbücher des Völkerrechts von Heffter-Geffcken, § 76, und von Rivier, § 14, S. 129). Auch Vattel, der hervorragendste Völkerrechtsschriftsteller des 18. Jahr-

*) Règles internationales Band II, S. 290 und 291.

**) Das internationale öffentliche Seerecht der Gegenwart (Berlin 1882) S. 176 und 177.

hunderts, hat in seinem Droit des gens*) bereits die passage inoffensif durch Meerengen, die zwei Meere verbinden, gefordert. Wann ist nun aber die passage der Kriegsschiffe der Kriegsparteien inoffensif? Dann, wenn aus der Durchfahrt keine Gefahr für das Wohl der Meerengenstaaten zu befürchten sei. Eine solche Befürchtung war im 17. und im 18. Jahrhundert schon durch die Art der Kriegführung gerechtfertigt. Man suchte im Seekriege den Gegner dadurch zu vernichten, daß man ihm die Zufuhr seitens der Neutralen abschnitt; zugleich verfolgte man unter dem Vorwande, die neutralen Fahrzeuge im offenen Meere nach feindlichem Eigentum zu durchsuchen, den Zweck, den neutralen Handel zugunsten des eigenen lahmzulegen und zu unterdrücken. Für seefahrende Völker wie Schweden und Dänemark bedeutete dieser Angriff auf den Handels- und Schiffahrtsverkehr die Unterbindung ihres Lebensnervs. Und diese Akte wurden von den Kriegsparteien nicht nur mit den eigenen Kriegsschiffen vorgenommen, sie bedienten sich sogar hierzu, wie bereits erwähnt, in ausgiebigster Weise auch der Kaperschiffe, die unter Mißachtung aller Regeln des Völkerrechts schonungslos gegen den neutralen Handel und die neutrale Schiffahrt verfuhren.

Die Passage der Kriegsschiffe und Kaper der Kriegsparteien durch die Meerengen wäre daher für die beiden Uferstaaten indirekt schädlich gewesen, da den Kriegsschiffen und Kapern damit der Weg geöffnet worden wäre, ihren Handel in der Ostsee zu zerstören. Im 19. Jahrhundert verlor der Seekrieg seine aggressive Tendenz auf den neutralen Handel. Die Kaperei wurde durch die Pariser Seerechtsdeklaration und das damit übereinstimmende Verhalten der Staaten beseitigt; die Beschränkung des neutralen Handels auf offener See erschöpft sich seitdem im Verbote der Kontrebande und in dem hiermit verbundenen völkerrechtlich geregelten Durchsuchungsrechte. Eine Gefährdung der neutralen Handelsinteressen wird dadurch nicht herbeigeführt. Die Passage der Kriegsschiffe auswärtiger Kriegsparteien durch die Zufahrtsstraßen der Ostsee ist daher ihres offensiven Charakters entkleidet. Damit stimmt auch der Grundsatz überein, den das Institut für internationales Recht in bezug auf die Meerengen aufgestellt hat: »Meerengen, welche die Verbindungsstraßen zwischen zwei offenen Meeren bilden, können niemals gesperrt werden. Konventionelles und Gewohnheitsrecht bleibt unberührt.« Entgegenstehendes konventionelles Recht ist bezüglich der Zufahrtsstraßen zur Ostsee nicht vorhanden, da die Abmachungen der nordischen Mächte von 1780 zwar durch ausdrückliche und stillschweigende Genehmigung der Kriegsparteien konventionellen Charakter erhalten haben, jene Vereinbarung aber nicht dauernd, sondern nur für den damaligen Kriegsfall getroffen worden war. Auch auf Gewohnheitsrecht kann die Absperrbarkeit der Zufahrtsstraßen zur Ostsee nicht gestützt werden, nachdem über ein Jahrhundert lang keine Sperre mehr vorgenommen wurde, mithin es an der zum Begriffe der Gewohnheit erforderlichen fortgesetzten Übung gebricht.

Bezüglich des bottnischen Meerbusens — um dies der Vollständigkeit halber zu erwähnen — nimmt Heffter-Geffcken, Völkerrecht § 76a, ein auf Observanz beruhendes gemeinsames Eigentum Schwedens und Rußlands an. Zur Zeit der Herrschaft Schwedens über Finnland bildete der bottnische Meerbusen allerdings ein Territorialmeer dieses Staates. Der Übergang dieser Sonderstellung auf die veränderten staatlichen Verhältnisse ist um so weniger zu vermuten, als selbst der Russe Friedrich von Martens*) in Übereinstimmung mit den übrigen Vertretern der Völkerrechtswissenschaft den bottnischen Meerbusen nunmehr für einen Teil des offenen Meeres erklärt hat.

So wird denn die Ostsee, einst die Unterlage für ein selbständiges Seekönigtum, dann jahrhundertelang von den Uferstaaten in Beschlag genommen, als mare liberum von der Praxis und der Theorie des Völkerrechtes allmählich mehr und mehr anerkannt.

Das Ostseeabkommen hat, wie bereits eingangs erwähnt, die Frage nach dem völkerrechtlichen Charakter der Ostsee nicht berührt, auch keine Abmachung getroffen, aus der ein Festhalten an den von den Uferstaaten früher behaupteten Sonderrechten zu folgern wäre; es handelte sich, wie Staatssekretär v. Schoen im Reichstage betonte, nicht darum, einen Zustand zu schaffen, den man als mare clausum

*) T. I, § 292. Er erklärt das Recht auf passage inoffensif als einen Rest der communion primitive.

*) Völkerrecht, deutsche Ausgabe von Bergbohm. Band I, S. 383.

bezeichnet. Das Abkommen enthält die gegenseitige Anerkennung und Sicherſtellung des Küſtenbesitzes seitens der Uferſtaaten zur Vermeidung von Reibereien zwischen den Großſtaaten und zum Schutze der kleineren Staaten Dänemark und Schweden. Der letztere Staat erfreute sich bereits einer derartigen Garantie durch den Traktat vom 21. November 1855, der über die Integrität der beiden skandinavischen Länder zwischen diesen und Frankreich und Großbritannien geschlossen war; mit dem Inkrafttreten des Oſtseeabkommens wurde dieser Traktat durch Deklaration der beteiligten Regierungen bezüglich Schwedens formell aufgehoben. Norwegen hatte nach seiner jüngſt erfolgten Lostrennung von Schweden einen Integritäts- und Garantievertrag mit Rußland, dem Deutschen Reich, Frankreich und England geschlossen, und diese Tatsache gab den Anſtoß zu dem Oſtseeabkommen. In analoger Weise, wie das Mittelmeerabkommen im Süden, so dient es gemeinschaftlich mit seinem Zwillingsbruder, dem Nordseeabkommen, zur Aufrechterhaltung des europäischen Gleichgewichts innerhalb der nordischen Interessensphäre. Kriegerischen Verwicklungen durch konservatives Zusammenwirken vorzubeugen, darin erblickt die neuzeitliche Diplomatie ihre vornehmſte und wichtigſte Aufgabe. Mehr und mehr bricht sich die Anschauung Bahn, daß der Krieg unter den sogenannten Kulturſtaaten nur noch als ultima ratio zum Austrage unversöhnlicher wirtschaftlicher Gegensätze der Völker berechtigt sei. Anderseits iſt die nachteilige Wirkung des Seekrieges auf den neutralen Handel heutzutage erheblich abgeschwächt, nachdem durch Abschaffung der Kaperei sowie durch die Beschlüsse der Haager Konferenzen von 1899 und 1907 und der Londoner Seerechtsdeklaration von 1909 die Schädigung des feindlichen und damit auch des neutralen Handels kein besonderes Ziel des Angriffs im Seekriege, das Seebeuterecht nicht mehr den Mittelpunkt des Seekrieges bildet. So erklärt sich der rein prophylaktische Charakter des Oſtseeabkommens.

Die Oſtsee scheidet durch das Abkommen als Kriegsfeld nicht aus. Jedem Anſturme gewachsen ſteht unsere Flotte bereit. Möge sie auf ferne Zeit nur ihrem idealen Zwecke, dem Schutze des Friedens, dienen!

Otto Ludwig.

Feſtrede, gehalten am Tage der Enthüllung des Dresdner Ludwigdenkmals (10. Mai 1911), von Oskar Walzel, Professor an der Technischen Hochschule in Dresden.

Eine Schuld, die lange auf Dresden gelaſtet hat, wurde heute beglichen. Das Werk Meiſter Kramers, das heute vormittag auf der Bürgerwiese enthüllt worden iſt, entzieht künftig unsere Stadt dem Vorwurfe, daß sie das Andenken eines der größten Künſtler, die jemals in ihren Mauern geweilt, eines der echteſten Poeten, die Deutschland je besessen, nicht genügend ehre. Dank sei darum allen ausgesprochen, die zur Verwirklichung eines Dresdner Otto Ludwigdenkmals beigetragen haben, Dank voran dem verewigten Adolf Stern, der in Wort und Tat, in Schrift und Rede für den ihm persönlich noch bekannten Dichter jederzeit eingetreten war und der mit seinen Genossen und Jüngern unermüdet auf die Notwendigkeit eines Dresdner Ludwigdenkmals hingewiesen hatte. Eine der Absichten freilich, mit denen Adolf Stern sich bei solchem Streben trug, konnte heute nicht mehr erfüllt werden. Die Ehrung Otto Ludwigs sollte seiner Tochter Cordelia, die mit liebevollem Eifer den Ruhm des Vaters hütete, eine langersehnte Freude, zugleich eine reiche Entschädigung für manche schwere Stunde und mehr als eine bittere Erfahrung bringen. Cordelia Ludwig iſt uns vor wenigen Jahren durch eine Krankheit entrissen worden, die an Tücke dem Leiden nichts nachgab, an dem ihr Vater zugrunde gegangen war.

Dank aber darf ich auch dem Vorſtand der Tiedgeſtiftung sagen, wenngleich ich selbſt ihm anzugehören die Ehre habe. Als ich von meinen verehrten Herren Kollegen zur Mitarbeit berufen wurde, war ja alles schon getan, was der Vertreter deutscher Literaturhiſtorik für das Werk hätte tun können. Dank endlich gilt besonders dem Künſtler, der all die Wünsche und Absichten in Wirk-

lichkeit umgesetzt und im Auftrage der Tiedgeſtiftung die Herme geschaffen hat, die fortan die Bürgerwiese zu schmücken berufen iſt.

Und so bleibſt du uns denn künftig, durch Künſtlerhand verewigt, dauernd gegenwärtig, du Großer, du Unglücklicher, du Dulder! Fernab vom Getöse der Geschäftsſtadt läßt du, wie du es immer liebteſt, die Blicke über grüne Wiesen schweifen. Nicht iſt's die thüringische Heimat, mit der du so eng verknüpft warſt und die du so gemütvoll verklärt haſt. Doch es iſt die Stadt, die dir den den größten äußeren Erfolg in der Uraufführung des »Erbförſters« brachte, die Stadt, in der du die Höhe deiner Kunſt erſtiegſt, die Stadt freilich auch, die dich so jammervoll zusammenbrechen sah.

Denken wir der langen Jahre grauenvollen Leidens, die Ludwig in Dresden zuletzt durchlebt hat, dieses Siechtums des Menschen und des Dichters, kaum möchte dann die Feſtesfreude aufkommen, die der heutige Tag fordert. Hebbel sagte einſt von Heinrich v. Kleiſt:

Er war ein Dichter und ein Mann wie Einer,
Er brauchte selbſt dem Höchſten nicht zu weichen,
An Kraft sind wenige ihm zu vergleichen,
An unerhörtem Unglück, glaub' ich, Keiner.

Einer gewiß: Otto Ludwig! Ja, mag es auch paradox klingen: Ludwig war noch unglücklicher als Kleiſt. Denn Kleiſts Lebenselend und Untergang barg etwas Heroisches in sich. Das war ein titanisches Ringen mit den ſtaatlichen Mißſtänden Deutschlands in napoleonischer Zeit, ein wilder Kampf mit dem größten politischen Genius der Epoche. Wohl ging Kleiſt zu früh dahin, um seinen heißeſten Wunsch, die Befreiung der Heimat erfüllt zu sehen. Doch wenige Jahre nach seinem Tode war alles erreicht, was er gewünscht und gehofft hatte. Und titanisch groß war auch Kleiſts Wettkampf mit dem größten künſtlerischen Genius seiner Zeit, mit Goethe, der in Kleiſt nur eine pathologische Erscheinung sehen wollte und auf der Weimarer Bühne Kleiſts Schöpfungen entweder gar keine Stätte finden ließ oder ihnen eine unglückliche, jede bessere Wirkung vernichtende Form lieh. Mit Napoleon oder mit Goethe sich messen, heißt seinem Leben einen ſtarken und reichbewegten Rhythmus leihen. Gab's da große Tiefen, so gab es doch auch mächtige Höhen. Wie eintönig, wie schwunglos verläuft dagegen Ludwigs Erdendasein. Eine mühselig dahinfließende Exiſtenz, der nur selten das Glück rascheres Tempo schenkte! Von Anfang an vergiftete obendrein ein schleichendes Übel Leben und Wirken Ludwigs, bis endlich die entsetzlich lähmende Krankheit allen Lebenskampf hemmte. Vielleicht war es Heroismus, daß Kleiſt sein Leben wegwarf; sicher war es Heroismus, daß Ludwig bis zum Ende ausharrte. Ein Kämpfer, ein ungeberdiger Titane der eine; der andere ein ſtiller Dulder, ein Märtyrer!

Auch bei der Nachwelt zog Kleiſt das günſtigere Los. Wohl hatte er zeitlebens faſt nur Widerſtand und Misverſtändnis kennen gelernt; allmählich jedoch kam die Erkenntnis zum Durchbruch, daß Deutschland in Kleiſt einen seiner machtvollſten Tragiker besitze. Ludwig fand zu seinen Lebzeiten allerdings mehr Anerkennung als Kleiſt. Dann wurde er mit anderen seiner beſten künſtlerischen Zeitgenossen von einem reichlich unkünſtlerischen Zeitalter vergessen. Er erwachte endlich zu neuem Leben und zwar zusammen mit Hebbel. Man gewöhnte sich daran, beide wie eine Doppelgröße immer zusammen zu nennen. Solche Nachbarschaft, die dem inneren Wesen Ludwigs durchaus widersprach, mußte ihm nachteilig werden. Hebbel gehört seit längerer Zeit das Interesse des Publikums und vielleicht noch mehr der Kritik. Seine Geſtalten auf der Bühne zu verkörpern, reizt den Schauspieler der Gegenwart. Die Tragik seiner Dichtung bewährt sich allenthalben mehr und mehr. Ob Ludwig gleichfalls ein großer Tragiker sei oder nicht, gilt manchem heute noch als offene Frage. Auch ehrliche und überzeugte Bewunderer seiner Kunſt nehmen an, daß er mindeſtens kein geborener Tragiker gewesen sei. Sicher liegt die Höhe seines Könnens in den beiden Romanen »Die Heiterethei« und »Zwischen Himmel und Erde«. Wer aber kümmert sich um Romane, die vor mehr als einem halben Jahrhundert erschienen sind und die zugleich an den Leser und an seine Aufmerksamkeit hohe Anforderungen ſtellen? Einem Dichter, der dauernd von der Bühne herab zu seinen Verehrern sprechen und neue Bewunderer gewinnen kann, wird Nachwirkung leichter und sicherer zuteil. Solches fiel Hebbel zu, nicht Ludwig.

Selbſtverſtändlich beschränkte sich Ludwigs eigentliche künſtlerische Leiſtung nicht auf zwei Romane. Seine hiſtorische Tat iſt, in einem

Zeitalter, das einer Wirklichkeitskunst zustrebte, neue Mittel zur Wiedergabe der Wirklichkeit gefunden zu haben.

Zunehmende Neigung zu realistischer Poesie war in Deutschland etwa seit Goethe zu beobachten. Nicht Scherz oder Ironie war's, wenn Goethe im »Vorspiel auf dem Theater« der komischen Person die Worte zuteilte:

»Greift nur hinein ins volle Menschenleben.
Ein jeder lebt's, nicht vielen ist's bekannt,
Und wo ihr's packt, da ist's interessant.«

Goethe war sich wohl bewußt, daß Poesie nicht nur aus Gedanken heraus keime und daß es nicht gut sei, die Welt der Wirklichkeit durch eine unübersteigliche Mauer von der Welt der Kunst zu trennen. Goethe dichtete, jeder doktrinären Einengung fremd, vielfach aus Gedanken heraus; und Hand in Hand mit Schiller wies er stets auf die Grenze hin, die Kunst und Wirklichkeit trennt. Allein er kannte die Poesie des Gegenständlichen, und er wußte, daß das Gedankliche die Poesie schädigen könne. In einem viel zu wenig beachteten Bekenntnis machte Goethe am 6. April 1801 dem Freunde Schiller einen Grundzug echter Poesie belehrend und berichtigend klar: »Die Dichtkunst«, so schrieb er, »verlangt ein Subjekt, das sie ausüben soll, eine gewisse gutmütige, ins Reale verliebte Beschränktheit . . . Die Forderungen von oben herein zerstören jenen unschuldigen poetischen Zustand und setzen . . . an die Stelle der Poesie etwas, das nun ein für allemal nicht Poesie ist.«

Goethes Gegenständlichkeit wirkte schon in späteren Romantikern nach, in Arnim, Uhland, Eichendorff, auch in Kleist. Doch die nächstfolgenden Jahrzehnte des neunzehnten Jahrhunderts zeitigten einen Rückschlag. Es war das Zeitalter Hegels. Höchste Ansprüche begann der Gedanke zu erheben; er maßte sich an, die Wirklichkeit bedingen, ja schaffen zu können. Mehr als ein Jünger Hegels rief mit Goethes Bakkalaureus:

»Erfahrungswesen! Schaum und Duft!
Und mit dem Geist nicht ebenbürtig.«

Mindestens, meinte die Zeit, sei Gedankenbau aller Erfahrung weit überlegen.

Aus Hegels Schule aber kamen die Vertreter des Jungen Deutschland, die Ludwig, als er in die Welt deutscher Dichtung eintrat, auf dem Herrschersitze vorfand. Trotz schöner Erfolge der gegenständlicheren Dorfgeschichte jener Tage schien deutsche Dichtung der Gedankenkunst allein zusteuern und Goethes »gutmütige, ins Reale verliebte Beschränktheit«, mit ihr aber die reinste Quelle der Poesie völlig vergessen zu wollen.

Auch Hebbel traf bei seinem ersten Auftreten auf diese Zustände; auch er mußte sie überwinden, und auch ihm ward, wie Ludwig, der Beiname eines realistischen Dichters zuteil. Dennoch spürt der aufmerksame Beobachter gerade an dieser Stelle den grundlegenden Unterschied zwischen den beiden. Niemals hätte Ludwig mit Hegels Waffen Hegel bekämpft. Hebbel hingegen hatte die Spitzfindigkeiten Hegelscher Dialektik sich zu eigen gemacht. Auch der Dichter Hebbel, nicht bloß der Kritiker dachte hegelisch. Ludwig schloß mit Goethe die »Forderungen von oben herein«, d. h. die philosophischen, aus. Er war sich mit Goethe bewußt, daß sie nur den »unschuldigen poetischen Zustand« zu zerstören taugen. In Ludwigs eigenen Worten heißt sein Glaubensbekenntnis: »Durch die philosophischen Schulsysteme wird das Naturtalent des Dichters beirrt, es hat keinen Nutzen von solcher Lektüre, es muß seine konkrete Richtung verlieren. Besser, man geht von der greifbaren Wirklichkeit aus. Ich gehe von keiner Philosophie aus . . . Ich gehe von der menschlichen Natur aus.« Wer es anders macht, dem prophezeit Ludwig, daß er sein Gedicht nicht als Dichter denken werde, sondern als Philosoph.

Nicht von dem Gegensatz bewußter und unbewußter Kunst ist hier die Rede. Ludwig meint vielmehr, daß der Künstler die Welt mit anderen Augen sehe als der Philosoph. Was Ludwig gegen Schiller einzuwenden hat, es läuft fast durchaus auf den Vorwurf hinaus, daß Schiller die Welt mit dem Auge des Denkers betrachte. Ludwig übersah das eigentlich Künstlerische in Schillers Schaffen: die Formung des sinnfälligen Materials dichterischer Kunst, der Sprache; von Schillers sicherer Schöpferhand wurde sie bemeistert, wie Marmor und Bronze von Michelangelo, wie Farbe und Leinwand von Raffael. Ludwig, der den Denker in dem Dichter Schiller allein fühlte, vermißte in ihm, was er selbst als das Poetische im strengsten Sinn des Wortes empfand.

Er selber entdeckte das Poetische im Einfachsten. Nicht eine schwungvoll geformte

Idee, sondern das Reale, in das er sich gut⸗mütig beschränkt verliebt hatte, war ihm der Prüfſtein echter Poesie. Daher bekämpfte er alle »Flucht vor dem Trivialen« und schuf in diesem Schlagwort eine neue Formel, deren Inhalt sich mit Goethes Bekenntnis vom 6. April 1801 deckt. Solche »Flucht vor dem Trivialen« fiel ihm an den Jungdeutschen und an Hebbel unangenehm auf; er verdachte ihnen, daß sie immer nur »frappieren« wollten. »Hebbel«, sagte er, »hat diese Flucht vor dem Trivialen am weiteſten getrieben, er sucht mit jedem Worte zu frappieren.«

Ludwig selbſt war das Seltene, Schwerdeutbare, in Worten kaum Erfaßliche, das wir »das Poetische« nennen, in höchſtem Maße gegeben. Er fühlte tief in sich »die formlose und bewußtlose Poesie, die sich in der Pflanze regt, im Lichte ſtrahlt, im Kinde lächelt, in der Blüte der Jugend schimmert, in der liebenden Bruſt der Frauen glüht«, wie ein feiner und kluger Beobachter einſt dies »Poetische« zagend zu umschreiben versucht hat. Aus solcher Quelle ſtrömten ihm die Bilder zu, die mit einem Zuge die Seele eines Menschen enthüllen: wenn die Erbförſterin auf Mariens Worte: »Mir iſt so schwer!« antwortet: »Freilich; wie dem Blümchen, an dem ein Tautropfen hängt. Es hängt den Kopf, und doch iſt der Tau ihm keine Laſt.« Oder wenn auf Nikanors Drohung: »Jetzt höhnſt du, doch du bebſt einſt, wenn wir kehren«, Judah ausruft: »Vor Luſt, ja, wie ein Baum im Regen bebt«. Darum konnten auch faſt alle, die mit Ludwig in persönliche Berührung traten, ſtets von neuem versichern, daß sie kaum in einem anderen das Wesen des Dichters ebenso greifbar verkörpert angetroffen hätten. Der junge E. J. Meier fühlte trotz der scheu⸗gebietenden hohen geiſtigen Überlegenheit Ludwigs die »schlichte Einfachheit« dieses »poetischen Genius«, der alle Dinge mit poetischem Auge anschaute und »als ein echter Dichter eine kindliche Natur« war. Und ebenso kann einer der neueſten und feinsinnigſten Biographen Ludwigs, Artur Eloesser, ihm zubilligen, daß er keine un⸗poetische Stunde gehabt habe und jeden Augenblick warm von der arbeitenden Phantasie gewesen sei.

Die Macht des Poetischen, die in Ludwig waltete, offenbart sich am ſtärkſten in dem oft angeführten Bericht des Dichters über das Entſtehen seiner dichterischen Geſtalten, vielleicht dem wertvollſten Zeugnis, das ein Künſtler jemals über das Wirken und Weben seiner Phantasie abgegeben hat. Wie da zuerſt eine musikalische Stimmung sich des Poeten bemächtigt, wie dann eine Farbe, Goldgelb oder Rot, vor seinem inneren Auge erscheint. Von solchem Hintergrunde hebt sich alsbald eine Geſtalt in pathetischer Stellung ab; immer neue plaſtischmimische Gruppen reihen sich ihr an, bis zuletzt ein ganzes Stück in allen seinen Szenen an ihm vorbei⸗geglitten iſt. Dabei verhält sich sein Be⸗wußtsein ganz leidend, eine Art körperlicher Beängſtigung umfängt ihn.

Gewiß braucht ein Künſtler, dem sich sein Werk mit solch elementarer Macht aufdrängt, keiner gedanklichen Konſtruktion, wenn er schaffen will. Er erlebt seine Dichtungen, er hat nicht nötig, sie aus Ideen aufzubauen. Dennoch wäre es falsch, Ludwigs Schöpfungen jeden gedanklichen Hintergrund abzusprechen. Der Gegensatz von Schein und Sein spielt in der Welt von Ludwigs Dichtung eine so wichtige Rolle, daß ich Eloessers Wort »ein Deutscher ohne allen metaphysischen Erkenntnisdrang« nicht ohne Einschränkung unterschreiben könnte.

Beſtechender Glanz des Äußeren auf einer Seite, unansehnliche Schlichtheit auf der anderen. Aber dort verbirgt sich unter blendender Schale nur innere Schwäche, hier regt sich unter bescheidener Hülle wahre innere Kraft. Durch solche Gegenüberſtellung führt Ludwigs Dichtung dauernd zu Ent⸗larvungen und Rettungen. Der Liebling der Menge entpuppt sich als haltloser Gesell; der Unbeachtete, ja Verfolgte enthüllt sich in seiner echten Größe.

In den »Makkabäern« verkörpern die Brüder Eleazar und Judah den Gegensatz von Schein und Sein. Eleazar, der Eitle, der »Gewinnende«, der »Glänzende« wird von seiner Mutter vergöttert; er langt nach dem Höchſten. Judah, der Verschlossene, drängt seine Wünsche und Hoffnungen in sein Inneres zurück; noch fühlt er sich nicht reif, eine große Tat zu leiſten. Doch Eleazars äußerer Glanz täuscht nicht dauernd über die Tatsache hinweg, daß seine Seele hohl und morsch iſt. Er bricht zusammen wie ein Götzenbild, während Judah immer ge⸗waltiger zum Befreier seiner Heimat empor⸗wächſt. An richtiger Stelle, schon am

Schlusse des ersten Akts, ruft Judah nach Eleazars Abgang ihm die entscheidenden Worte nach:

»Geh hin und sei der Sklav des Scheins, der Schatten
Des Syriers. Judah will sein. Ihn treibt
Ein anderer Ehrgeiz, der das Höchste nur
Sein wert hält; — einziger Gedanke du,
Der diesen Busen bis zum Springen schwellt,
Reif in des Schweigens Schatten. Nur die Tat
Soll deine Zunge sein.«

(Schluß folgt)

Nachrichten und Mitteilungen.

Korrespondenz aus Wien.

Rumänisches Bildungswesen.

Wir sind im allgemeinen dazu geneigt, die Balkanländer nach dem Stande ihrer Kultur eher Asien als Europa zuzuzählen. Daß wir wenigstens Rumänien anders einschätzen müssen, beweist die neuste Veröffentlichung des rumänischen Unterrichtsministeriums, die der Vorsteher des statistischen Amts G. Arghirescu veranstaltet hat: Recensement général des lettrés et des illettrés de Roumanie en l'année 1909. Bucarest, Charles Göbl, 1910. LV u. 83 S. 4⁰. Die umfangreiche, mit vielen Tabellen und Karten ausgestattete Schrift stellt das Ergebnis der ersten Zählung der Analpabeten Rumäniens dar. Als einzige Vorarbeit diente die Volkszählung von 1899. Daher ist nicht zu erwarten, daß die Statistik bei der ungeheuren Schwierigkeit einer solchen ersten Aufnahme in jeder einzelnen Ziffer unbedingt zuverlässig ist, doch gibt sie im ganzen ohne Zweifel eine richtige Vorstellung von dem heutigen Stande der Bildung des rumänischen Volkes in Stadt und Land.

Seit der Umwandlung der Moldaufürstentümer in das Königreich Rumänien, also seit 1864, besteht allgemeine Schulpflicht und unentgeltlicher Unterricht für die Kinder der Staatsangehörigen. Doch war beides infolge des Mangels an Schulen und Lehrern zunächst nur eine ideale Forderung. Erst seit 1876 zählt man mehr Lehrer als Schulen, d. h. die Schulen sind nicht nur Fiktionen. Mit dem Auftreten Spiridion C. Haret's, des heutigen Unterrichtsministers, beginnt dann tatsächlich der Volksunterricht im modernen Sinn. Lehrerseminare werden eingerichtet, Schulhäuser gebaut und vor allem die finanzielle Beisteuer des Staates und der Gemeinden geregelt und gesichert. Man erstrebt einen vierjährigen Kursus mit vier getrennten Klassen, aber noch heute haben viele Landschulen drei Klassen bei fünfjähriger Dauer des Unterrichts. Um einer tunlichst großen Anzahl von Kindern trotz der natürlich noch immer beschränkten Mittel den Schulunterricht zu ermöglichen, hat man Halbtagsschulen eingerichtet: eine Abteilung hat vormittags, die andere nachmittags Unterricht. Im allgemeinen fehlt es der Bevölkerung auch nicht an gutem Willen, ihre Kinder zur Schule zu schicken. Der Lehrplan für das ganze Reich ist einheitlich, nur nehmen die Landschulen in neuster Zeit, wo es sich irgend machen läßt, landwirtschaftliche Unterrichtsfächer auf. Dank ihrer besseren Ausbildung vermögen die Lehrer nicht nur die Kulturpioniere für die Kinder zu sein. Auf die Anreguug des Ministers hin haben sie z. B. als die ersten seit 1898 den Kampf mit dem Alkohol begonnen und schon viele Temperenzgesellschaften gestiftet. Ebenso sind sie die Begründer der Volksbanken, deren es jetzt 2543 mit etwa 43 Millionen Francs Kapital gibt Fast überall pflegen sie überdies die Musik durch die Bildung von Gesangsvereinen: das Ministerium läßt zur Zeit eine Sammlung der alten Volkslieder für diese Vereine veranstalten. An vielen Orten haben die Lehrerinnen Unterhaltungsabende für die Bäuerinnen eingerichtet; sie erteilen ihnen auch Unterricht in Handarbeiten. Ebenso bestehen Fortbildungsschulen, die 1908/9 von sechzigtausend Personen besucht wurden. Kurz, man muß zugeben, daß weder der Staat noch die Lehrerschaft es an fleißiger Arbeit und Opferwilligkeit in den letzten Jahrzehnten hat fehlen lassen. So ist denn der Erfolg auch nicht ausgeblieben. Die Zahl der Analphabeten hat von 1899—1909 um 17 % abgenommen. Immerhin sind auch heute noch rund 60 % der Bevölkerung des Lesens und Schreibens unkundig. Aus den Tabellen ergibt sich aber, daß weitaus die meisten dieser ganz Ungebildeten der älteren Generation angehören, so daß man bei stetigem Ausbau der Volksschule auf ein weiteres rasches Sinken dieses hohen Prozentsatzes mit Sicherheit rechnen kann. Erfreulich ist auch die Tatsache, daß die Analphabeten sich besonders auf dem Lande vermindert haben. H. M.

Mitteilungen.

Oberstabsarzt a. D. Berger, Berlin-Friedenau, hat im April d. J. die unter Mitleitung des Nervenarztes Dr. Foerster und des praktischen Arztes Dr. Plachte stehende »medizinisch-literarische Zentralstelle«, Charlottenburg, Kantstr. 19, ins Leben gerufen. Das Institut will in erster Linie den wissenschaftlich arbeitenden Ärzten zur Erreichung und Bemeisterung der medizinischen Literatur aller Sprachen und bei der Erledigung der literarischen Hilfsarbeiten behilflich sein, ferner auch allen sonstigen Stellen, welche für wissenschaftliche Zwecke literarisch geschulter Aerzte bedürfen, also den Fach- und Tageszeitungen, Bibliotheken, Verlagsanstalten usw. seine Kräfte zur Verfügung stellen. Die »med.-lit. Zentralstelle« hat sich das Ziel gesetzt, im Laufe der Zeit auf Grund ihrer speziellen Tätigkeit, ihres Archivs und ihrer direkten Beziehungen zu der Autorenwelt eine wissenschaftliche Bedeutung als Sammel- und Fundstelle auf dem Gebiete der medizinischen Literaturkenntnis zu erobern.

Internationale Wochenschrift für Wissenschaft Kunst und Technik

herausgegeben von Prof. Dr. Paul Hinneberg, Berlin, Zimmerstr. 36

Verlag: August Scherl, Berlin SW, Zimmerstraße 36-41. — Druck: Bayerische Druckerei und Verlagsanstalt G. m. b. H. in München, Bayerstraße 57.

5. Jahrgang Nr. 26
1. Juli 1911

Inseraten-Annahme bei den Annoncen-Expeditionen von August Scherl G. m. b. H., Berlin und Daube & Co. G. m. b. H., Berlin und deren sämtlichen Filialen.

Für die Redaktion verantwortlich: Professor Dr. Wilhelm Paszkowski, Berlin-Gr. Lichterfelde.

Erscheint jeden Sonnabend. — Preis vierteljährlich für Deutschland und Oesterreich 3 Mark, für die übrigen Länder des Weltpostverkehrs 4 Mark 30 Pfg. bei direktem Bezug unter Kreuzband. — Einzelnummer 25 Pfg. — Inserate die dreigespaltene Nonpareillezeile 50 Pfg. — Abonnements nehmen alle Buchhandlungen und Postanstalten, sowie sämtliche Geschäftsstellen von August Scherl G. m. b. H. entgegen.

INHALT

Die Abhandlungen erscheinen in deutscher Sprache, englische und französische auf Wunsch der Autoren im Urtext

Weihe des Grabmals für Friedrich Althoff.

Ansprachen des Wirklichen Geheimen Oberregierungsrates Dr. Friedrich Schmidt, Abteilungsdirigenten im Kultusminiſterium, und des Geheimen Regierungsrates Dr. Henry T. von Böttinger, Mitglieds des Herrenhauses.

I.

(Friedrich Schmidt)

Hochverehrte Anwesende!

Zu schmuckloser Feier haben wir Sie geladen. Friedrich Althoff, dem diese Stunde geweiht, ſteht noch lebendig vor uns als ein hochgemuter Recke fröhlichen Schaffens, als immer bereiter Kämpe für Billigkeit und Recht, und als ein allen, die ihm näher getreten sind, selten edler, liebenswerter und weicher Mensch. Sein Gedächtnis lebt in so vielen seiner Werke, und sein Vorbild heiliger Arbeit für große Ziele wirkt in allen fort, die mit ihm auf gleichem Felde zu arbeiten berufen sind. Die Gattin des Entschlafenen und der Grabmalsausschuß waren daher nicht der Ansicht, daß hier der Platz sei, seine Verdienſte um Wissenschaft und Unterricht, um Staat und Vaterland wie um das Wohl der Menschheit erneut zu würdigen. Nur ein Freundeswort soll an diesem aus den Gaben seiner Freunde hervorgegangenen Werke laut werden, und ich darf dem werten Manne, der dieses sprechen soll, nicht vorgreifen.

Ich habe aber einem Auftrag Ihrer Exzellenz der Frau Althoff zu genügen. Sie, die wir zu unserer Freude von schwerer Krankheit kaum genesen unter uns sehen, hat den Wunsch, dreifachen Dank auszusprechen. Erſtlich dem Herrn Kultusminiſter, der dem Heimgegangenen diesen wundervollen Ruheplatz an einer durch Althoffs Klugheit und Tatkraft der Wissenschaft errungenen Stätte gegönnt hat. Nicht minder den Künſtlern, die das wohlgeformte Grabmal mit hingebender Mühe geschaffen haben. Endlich besonders herzlich allen denen, die zu diesem Werke beigetragen und seinem Zuſtandekommen ihre Kräfte gewidmet haben.

Lassen Sie mich aber namens des Ausschusses noch ein Wort über das Grabmal ſelbſt und seine Entſtehung hinzufügen. Sie wissen, daß der im Januar 1909 erlassene Aufruf neben den Sammlungen für die dem Entschlafenen besonders am Herzen liegende Althoffſtiftung ein einfaches Denkmal an seiner Grabſtätte in Aussicht nahm. In einer Sitzung der Stifter wurde ein Kapital, das übrigens nicht in voller Höhe gebraucht werden wird, hierfür ausgeschieden und der Ausschuß mit der Ausführung betraut. Unter dem jederzeit gern gewährten Beirat des Herrn Professor Tuaillon wurde die künſtlerische Arbeit von den Herren Professor Seeck und Krückeberg übernommen. Wir danken es den Herren von Herzen, wie sie sich ihrer Aufgabe entledigt haben.

Die Geſtaltung des Denkmals, das Ihrer Exzellenz wie uns zunächſt etwas groß angelegt erschien, iſt nach künſtlerischem Urteil durch den hochgelegenen Platz vor dem Palmenhause des Botanischen Gartens bedingt. Das Grab selbſt mußte freibleiben, da Althoff unter dem Grün und den Blumen der Natur zu ruhen gewünscht hatte. So liegt der Sockel mit dem Medaillonbild hinter der eigentlichen Grabſtätte. Den Grabspruch »In omnibus caritas« hat sich Althoff selbſt gewählt. Die den Sockel krönende Figur endlich soll die trauernde Wissenschaft darſtellen, die ihm einen Lorbeerkranz aufs Grab legt.

Möge das edel geſtaltete Werk einen würdigen Schmuck dieses herrlichen Gartens bilden, möge es ein Merkſtein für die Verdienſte Althoffs um seine Gründung bleiben, und möge es vielen Besuchern in Gegenwart und Zukunft den Ruhm des seltenen und unvergeßlichen Mannes künden, der hier ausruht von irdischer Arbeit, Saat von Gott gesät, dem Tag der Garben zu reifen. Namens des Ausschusses übergebe ich das Althoffgrabmal in die Obhut und Verwaltung des Königlichen Botanischen Gartens.

II.

(Henry T. von Böttinger)

Meine liebe Exzellenz!
Hochverehrte Damen und Herren!

Es iſt für mich eine besondere Auszeichnung und köſtliche Freude, bei der Weihe des unserm hochverehrten und unvergeßlichen Althoff gesetzten Grabmals im Namen der vielen Freunde und Verehrer des Heimgegangenen nochmals dankerfüllt des teuren Freundes zu gedenken und der Freude Ausdruck zu geben, daß sein Wunsch in Erfüllung gegangen und er seine letzte Ruheſtätte gefunden hat hier im herrlichen Botanischen Garten, welcher, der Wissenschaft dienend, die erſte Etappe und Grundlage bildete zur Verwirklichung seines groß angelegten Planes, daß hier in Dahlem neben der Verlegung der mannigfachen Universitäts-Inſtitute, für die der Raum in der Großſtadt zu klein geworden, auch neue besondere Inſtitute für freie wissenschaftliche Forschung sich erheben sollten.

Und gerade diese letzteren lagen ihm am Herzen, sein scharfer Geiſt hatte schon längſt erkannt, was nötig sei jetzt und erſt recht für die Zukunft, wenn Deutschland weiter bahnbrechend in der Pflege der Wissenschaften bleiben und nicht hinter anderen Nationen zurückbleiben solle.

Noch an seinem Todestage sollte er Seiner Majeſtät dem Kaiser in dieser Frage wieder Vortrag halten.

Freiheit der Forschung, Freiheit der Wissenschaft waren Althoffs Ideale!!

Mit welcher Genugtuung und Freude würde Althoff die durch die tatkräftige Initiative des Kaisers erfolgte Bildung der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft begrüßt, und mit welcher Energie und Luſt würde er an derselben weiter mitgearbeitet haben; wir handeln deshalb in seinem Geiſte, wenn wir alle dazu beitragen, dieselbe zu fördern und produktiv zu geſtalten.

Die Wissenschaft und die Wohlfahrt waren die zwei Gebiete, denen er sein Leben widmete, denn er sah in der Wissenschaft das Hauptmoment zur Hebung der Menschheit in geiſtiger und sittlicher Beziehung, zur Förderung des Ansehens des Staates und zur Annäherung der Nationen. Hierfür gibt der Professoren-Austausch mit den verschiedenen Staaten beredtes Zeugnis.

Es iſt deshalb naheliegend, daß die Wissenschaft, die ihm so viel verdankt, und für die Althoff immer so tatkräftig eintrat, an der er mit allen Fasern seines großen Herzens hing, hier besonders zum Ausdruck und das Haupt-Sinnbild dieses seines Grabmals bildend, kommen mußte.

Neben der Wissenschaft war es dann die Wohlfahrt und die Sorge um seiner Mitmenschen Wohlergehen, die ihn von seiner Jugend an beherrschte. Schon als Kind gab er seine Ersparnisse den Armen und Notleidenden. Die jüngſt von seiner treuen Gattin veröffentlichten Aufzeichnungen und Erinnerungen an seine Jugend »Aus Friedrich Althoffs Jugendzeit« geben uns ein entzückendes Bild von der Fülle der Pietät, der Kindes- und Nächſtenliebe, die dem Manne eigen blieb bis zu seinem Ende, und die für sein Denken und Fühlen so bezeichnend waren. Noch auf seinem Sterbebette waren seine letzten Gedanken darauf gerichtet, Herzen und Hände für seine humanitären Wohl-

fahrtsbestrebungen zu gewinnen. In seinem Nachlaß fanden sich die weitestgehenden eigenhändigen Aufzeichnungen und Bitten an die Besserbemittelten, für die Armen einzuspringen und zu helfen.

Wie oft, wenn er auch, im Amte scheinbar hart, die Wünsche der Petenten im Bewußtsein seiner amtlichen Verantwortung nicht erfüllen konnte, ist er nachher für die Betreffenden privatim eingetreten und stand ihnen helfend zur Seite. Sein weiches Herz konnte keine Notlage sehen.

Es ist in den Ausführungen bei seinem Rücktritt aus dem Staatsdienste und in den Nekrologen bei seinem Ableben dieser große und edle Charakterzug Althoffs nicht oder nur wenig bemerkt worden; wir müssen ihn deshalb hier noch ganz besonders hervorheben und festhalten.

Er hat oft selbst geäußert, und ich habe es oft gehört, wie er sagte:

> »Worauf ich am meisten Wert in meinem Leben lege, ist, meinen Mitmenschen zu helfen und zur Seite zu stehen.«

Wir müssen für alles dem tiefen Dank Ausdruck geben, den wir ihm und seinem Andenken schulden für das, was er war und was er uns geblieben,

ein Vorbild zur Nachahmung.

Ich möchte hier der Worte des amerikanischen Dichters Longfellow besonders gedenken, und ich bitte, mir zu gestatten, sie in seiner eignen Sprache wiederzugeben. Keine deutsche Übersetzung kann die volle Kraft dieser gleichzeitig so schlichten Worte wiedergeben.

Lives of great men all remind us,
We can make our lives sublime
And departing leave behind us
Footprints on the sands of time,
Footprints that perhaps another,
Sailing o'er life's solemn main
A forlorn and shipwrecked brother,
Seeing may take heart again.

So hat auch Althoff Fußstapfen hinterlassen, die nicht nur Merkmale in der Geschichte, sondern die auch vorbildlich und aneifernd zur Arbeit und Pflicht für andere geworden sind. Sein Leben war nur der Pflicht geweiht, der Hebung der geistigen Kräfte der Menschheit.

Wenn er ein Motto gehabt, wäre es gewesen: »Selbstlos und treu!« So war er selbstlos bis zu seinem letzten Lebenstage, immer nur für andere denkend und sorgend, an sich selbst zuletzt; treu bis zum Ende! Diese Tugenden werden immer mit dem Namen Althoff verbunden bleiben.

Möge sein Vorbild leuchtend bleiben für uns, aber auch für die, welche nach uns kommen, denn seine Spuren werden nicht vergehen, er wird geistig weiter leben. Es wird für viele, vielleicht für manche erst in späteren Zeiten, wenn als Mensch er vergessen, sein Schaffen und Wirken noch mehr zur vollen Würdigung gelangen, erst recht das erkannt werden, was ihm eigen war, ein leuchtendes Bild der Treue, ein Bahnbrecher für die geistige Entwicklung und Hebung der Menschheit, ein Pfadfinder in den Anwendungswegen der Wissenschaft und ihrer Forschung.

Wir ehren daher sein Andenken am besten, wenn wir seine Losung auch zu der unsrigen machen, das veredelte »Excelsior«. Aufwärts! Vorwärts in Geist und Gesinnung!

Otto Ludwig.

Festrede, gehalten am Tage der Enthüllung des Dresdner Ludwigdenkmals (10. Mai 1911), von Oskar Walzel, Professor an der Technischen Hochschule in Dresden.

(Schluß)

Ein verwandter Gegensatz waltet zwischen den Brüdern Fritz und Apollonius in dem Roman »Zwischen Himmel und Erde«. Konflikte erwachsen auch sonst auf Schritt und Tritt in Ludwigs Dichtung aus der Erfahrung, daß wahres Sein nur mühsam zu würdigen ist und der Schein auch den Redlichsten und Ehrlichsten blendet. In der »Heiterethei« ebenso wie in der Novelle »Maria« wird das Thema abgewandelt. Die Tragik des »Erbförsters« wurzelt in der Möglichkeit, daß auch ein kernfester Seinsmensch vom Schein betört werden kann. Da herrscht ein dauerndes Verkennen und Verwechseln und treibt

die Menschen weiter zu unseliger Tat. Die Bedächtigen erliegen dem täuschenden Schein ebenso wie die Hitzköpfe.

Selbstverständlich bannt sich Ludwig, wo er Schein und Sein hereinspielen läßt, nicht an ein starres Schema. Auch bleibt er nicht bei der einen Enthüllung und Entlarvung stehen und begnügt sich keineswegs, die Tünche wegzuwaschen und hier in fleckenloser Reinheit einen Gott, dort in schauerlicher Entblößung einen Teufel erstehen zu lassen. Nicht allein verfällt bei Ludwig auch der echte Seinsmensch in Irrtum und Selbsttäuschung, nicht etwa wird dem Erbförster oder der Heiterethei kleistisch nur das Gefühl verwirrt, das sonst so klar und eindeutig spricht. Tiefer und tiefer versenkt sich Ludwig in die Seele, deren äußere Hülle er durchschaut hat. Und da kann es schließlich beinahe zu einer Umkehrung kommen. Eleazar steht am Ende des tragischen Ablaufs seinem Bruder Judah mindestens sittlich ebenbürtig gegenüber. Er ringt sich zu einer menschlichen Höhe empor, auf der auch er zum Überwinder und Sieger wird. Daß vollends Apollonius trotz seiner Heldentat und seiner heldenhaften Entsagung ein Opfer seiner eigenen Gewissenhaftigkeit, daß die Scheu vor Belastung seines zu zarten Gewissens zu verstandverdunkelnder Leidenschaft wird, sagte Ludwig deutend und erklärend selbst. Nicht ein fehlerloser Gott, sondern ein allzu gewissenhafter sittlicher Hypochonder ersteht aus dem Hin und Her von Schein und Sein, aus den Lebenskämpfen, die der grundlegende Konflikt in Apollonius' Seele auslöst. Gerade weil Ludwig vom Menschen ausging und menschliche Seelen in ihren heimlichsten Zügen erfassen konnte, gewann der Gegensatz in seinen Werken immer wieder ein neues lebendiges Abbild.

Von Sein und Schein wird sicher nur der so viel zu erzählen haben, der mindestens einmal das Widerspiel der beiden Begriffe stark in sich erlebt hat und dem in schwerprüfendem Vorgang klar geworden ist, wie gern die Welt sich über wahren Menschenwert täuschen läßt. In bitterer Klage durchzieht Ludwigs Dichten und Leben der Vorwurf, daß echtes Verdienst mißkannt werde. Er selbst hat es an sich erlebt; schon das erste große Ereignis, das bedingend und zerstörend zugleich am Eingang seiner Lebensbahn steht, wies ihn hin auf die Kurzsichtigkeit der Menschen, die unbelehrbar am falschen Eindruck haften bleibt.

Otto Lndwigs Vater Ernst war wohlhabender Patrizier von Eisfeld, von amtswegen Stadtsyndikus und herzoglicher Hofadvokat. Nach den Wirren der napoleonischen Zeit kam es zu Widerstreit zwischen Bürgerschaft und Magistrat. Ernst Ludwig wollte, treulich bemüht, die Verwaltung verbessern. Die Bürgerschaft bekämpfte diese Versuche. Dem ehrenfesten und einharten Mann war es nicht gegeben zu paktieren; sein Rechtsgefühl — es war ihm die sicherste Stütze in allen Lebenskonflikten — ließ ihn stolz und unzugänglich auf seinem Standpunkt beharren. Die Jahre 1816 und 1817 brachten Eisfeld einer Hungersnot nahe. Eine Revolution gegen den unbeliebten Mann drohte. Ungestüm wandte man sich mit einer Sturmpetition an den Herzog von Meiningen. Ein Regierungskommissar erhielt den Auftrag, nach dem Rechten zu sehen. Er konnte nur Ernst Ludwigs Unantastbarkeit bestätigen. Freilich geriet er selbst dadurch in Bedrängnis; so schlimm stand es mit Ernst Ludwigs Verhältnis zu seinen Eisfeldern. Wenige Jahre später brach in dem Städtchen ein furchtbarer Brand aus. Die Betörten erblickten in dem Ereignis nur die Strafe des Himmels für den Verhaßten. Sein Besitz ward ein Opfer der Flammen; denn ihm lag nicht daran, sein Eigentum zu retten, er wollte die Stadt vom Untergang bewahren, predigte aber nur tauben Ohren, da er die Bürger zu gemeinsamer Hilfeleistung aufrief. Otto Ludwigs Mutter rettete im allgemeinen Wirrwar zwar die Gerichtskasse. Doch diese Kasse wurde hinterdrein von unredlicher Hand erbrochen und bestohlen. Der Vater war viel zu stolz, als daß er nicht aus eigenen Mitteln der Stadt den Verlust ersetzt hätte. Der größere Rest seines Eigentums wurde damals den undankbaren Eisfeldern geopfert, die die Gabe wie etwas Selbstverständliches hinnahmen. Ernst Ludwig aber brach nach der gewaltigen Anspannung zusammen. Langsam starb er dahin und hinterließ seinem Sohne nur das stolze Bewußtsein, daß sein Vater ein Ehrenmann gewesen sei, zugleich aber das Opfer blinden Hasses der Menge, die das wahre Sein Ernst Ludwigs nie erfaßt und von falschem Schein getäuscht den besten der Mitbürger zum Märtyrer gemacht hatte.

Otto Ludwigs ganzes Leben war von vorn

herein durch das tieftraurige und unverdiente Geschick des Vaters in eine Bahn gedrängt, auf der Not, Hemmnis und bestenfalls nur mitleidige Hilfe seiner harrten. An ein freies Ausgestalten der Existenz war weiter nicht zu denken. Es ist nicht leicht von unten auf sich emporzuringen. Viel schwerer aber ist's, aus guten und behaglichen Verhältnissen in jungen Jahren sich vertrieben zu sehen. Nur selten erzieht solcher Umschlag willensstarke Lebenskämpfer, meist drängt er zu resignierter Betrachtung. Wer von Anfang an gewöhnt ist emporzuschauen und durch harte Not sich angetrieben fühlt, höhere Lebensziele zu suchen, taugt weit besser zum Lebenskämpfer.

Darum lehrt auch der stets wiederkehrende Gegensatz von Schein und Sein, daß Ludwig wohl ein scharfer Beobachter geworden ist, den Bestechendes nicht zu täuschen vermochte. Dem Vorkämpfer einer echten Wirklichkeitskunst ward da seine beste Waffe geschmiedet. Doch derselbe Gegensatz erzählt uns auch von dem leidenden Bewußtsein des Enterbten, der nicht die Mittel auf den Lebensweg mitbekommen hatte, sich geltend zu machen und darum sich meist unterschätzt sehen mußte. Darf ihm verdacht werden, daß er, der so gar nichts von einem Streber in sich trug, alles Strebertum verachtete und es an den Pranger stellte, wo immer er es antraf? Der Wirklichkeitsfrohe war doch zu empfindlich und weich, als daß ihm die Wirklichkeit nicht sehr oft bitter weh getan hätte.

Wir rühren da an den grundlegenden Gegensatz seiner Existenz; er bedingt die innere Tragik von Otto Ludwigs äußerlich schon so traurigem Leben und zugleich die Tragik seines künstlerischen Schaffens.

Ludwig warf seiner Zeit vor, daß sie die Wirklichkeit und deren Poesie nicht kenne. Auch gegen Schiller erhob er diesen Einwand. Im höchsten Sinne suchte er selbst die Wirklichkeit für seine Dichtung zu erobern. Dieselbe Wirklichkeit jedoch, die ihm künstlerisch unermeßlich wertvoll war, verletzte den Menschen Ludwig, trieb ihn in die einsame Denkerstube, ließ ihn den großen und starken Strom des öffentlichen Lebens fliehen. Ein Weltfremder, der sich mit den Realitäten des Daseins nicht aussöhnen kann, vertrat Ludwig die Lehre von der Schönheit der Welt gegen Dichter, die im Leben die Wirklichkeit wohl zu meistern verstanden.

Emil Zola, künstlerisch mit Ludwig mannigfach verwandt, von gleicher Freude erfüllt, den Reichtum des Lebens dichterich auszuschöpfen, bereit wie Ludwig, den Stab über alle Dichtung zu brechen, die mit dem Auge des Denkers gesehen ist, Emil Zola war zugleich eine Kämpfer- und Siegernatur, ein geborener »lutteur«. Ein Dichter zugleich und ein rastloser Streiter für seine künstlerischen Überzeugungen, ein ausgezeichneter Geschäftsmann ferner und endlich ein Politiker, der im Meinungskampf des Tages starke und schneidige Waffen zu führen verstand, der mit einem donnernden »J'accuse« sittlicher Verderbnis entgegentrat und solchen guten Kampf zu gutem Ende führte.

Verglichen mit Zola bleibt Ludwig der deutsche Poet, wie ihn Schiller gezeichnet hat, entpuppt der Wirklichkeitsdichter Ludwig sich als der Weltferne, der zu lange im Land der Träume weilte und, von Jovis Lichte berauscht, das Irdische verlor. Mit wie heißer Sehnsucht auch dieser Dichter des Diesseits hinüberblickte in ein lichtes Land, das Erdenschwere und Erdenstaub nicht kennt, bezeugen seine Verse »Zerknirschung«:

»Kann mich kein Flug zum lichten Land erheben?
Sprengt keine Kraft dies dumpfe Kerkerband?
Muß ewig ich an dieser Scholle kleben,
Das Lichte ahnend, doch in Nacht gebannt?
So nimm mir, Allmacht, dieses Sehnsuchtsbeben,
Mach mir zur Heimat dieses irdsche Land —
Laß mich, wie sonst ich Himmelslicht begehrte,
Mit Luft mich klammern — Erde an die Erde!«

Er ringt die Hände und fleht: »Laß schweigen jene wunderbaren Töne, Daß ich mit meinen Fesseln mich versöhne!« Erschütternd klingt es aus in die Klage des Künstlers, dem doch überreich der Sinn für das Poetische der Erde geschenkt war: »So gib mir Erdensinn für Erdennächte.«

Der so klagte, das war der Eisfelder Einsiedler, der, aus heimischer Garteneinsamkeit nach Leipzig verpflanzt, in der Stadt der Gelehrsamkeit, des Handels und der Musik keine Wurzel hatte treiben können. Daheim waren ihm, der anfangs auf musikalischem Felde seinem Drang nach künstlerischem Schaffen genügen wollte, endlich einige Erfolge zugefallen. Ein Stipendium seines Herzogs gestattete ihm, den Mittelpunkt deutschen musikalischen Lebens aufzusuchen; Leipzig spielte damals, im Jahre 1839, diese Rolle, dank Felix Mendelssohn-Bartholdy. Ein wärmeres Verhältnis zwischen der

glänzenden Persönlichkeit Mendelssohns und dem schlichten eckigen Jüngling kam nicht zustande. Mendelssohn hielt den neuen Schüler für eigensinnig zurückhaltend und stumm anspruchsvoll, Ludwig wiederum fand sich in das neue Evangelium der Tonkunst, das sein Lehrer ihm verkündete, nicht hinein. Er erschien sich selbst wie ein »Landjunkerlein, das nach alter Mode gekleidet nach Paris kommt«. »Er wundert sich über die Leute, die Leute über ihn.« Der herbe Stolz des Vaters meldete sich auch im Sohne an. Gerade weil, was er von Mendelssohn hätte erbitten können, auf äußere Vorteile hinauslief, schwieg er. Der ganze Otto Ludwig enthüllt sich in dem Bekenntnis, das er über seine Beziehungen und Nichtbeziehungen zu Mendelssohn einem Freunde ablegte: »Ich halte es für kleinlich, fast schmutzig, fremde Persönlichkeiten durch geflissentliches Anschmiegen nutzen zu wollen für meine eigene, es dünkt mich unwürdig, ihre Würdigung mit meinem Nutzen zu beflecken, sie zu streichen, wie die Magd das Kuheuter, damit man etwas herauspresse für sich. Ich achte Mendelssohn zu sehr und zu wahr, als daß ich in ein Nutzverhältnis mit ihm treten könnte, was er erwartet, weil leider in dieser Welt einer ein Verhältnis, in dem er Nutzen geben kann, nur gesucht glaubt um dieses Nutzens willen.« So denkt und fühlt ein junger Mensch, dessen Verhältnis zur Umwelt durch schlimme Erfahrung vom ersten Augenblick ab angekränkelt ist. Es ist der Frühverarmte, dem es versagt ist, zu bitten; er sehnt sich, mit seinen heimlichsten Wünschen erraten zu werden, denn selber weiß er sie nicht vorzubringen.

Die Welt aber, die ihm in Mendelssohn nahekam, erriet die Geheimnisse Ludwigs nicht. Noch weniger blickten in sein Inneres die fingerfertigen jungdeutschen Literaten, die er in Leipzig an der Arbeit beobachten konnte. Sie sprachen ihn nicht an, und er fühlte sich von ihnen abgestoßen. Drum wanderte er gern in die Eisfelder Einsamkeit zurück. Hier entspann sich für ihn eine Idylle, die Jean Paul nicht inniger hätte malen können. Ein bekannter Bericht Friedrich Kramers enthüllt sie in allen ihren geheimsten Zügen: ein Arbeitszimmer, ausgestattet mit einem Tisch, einigen gepolsterten Stühlen, einem alten Sofa, einem Spiegel und einem Flügel. Im Winter muß es mindestens auf 18 Grad Réaumur durchwärmt sein. Sobald Ludwig es betrat, zog er seine weit hinaufreichenden Troddelsocken und seinen unansehnlichen Schlafrock an. Waren dann die ersten Wölkchen seiner langen Tabakspfeife entstiegen, so schritt er neubelebt stundenlang sinnend im Zimmer auf und ab. Wollte er schreiben, so strich er die über die Schläfe herabfallenden weichen Haare zurück, knüpfte sich einen Bindfaden um Kinn und Hinterkopf, legte sich Papier zurecht und schrieb ohne Unterbrechung ganze Bogenseiten voll. In solch stiller Heimlichkeit hatte Kramer den bewunderten Freund schaffen und sinnen gesehen, hatte, wenn der Abend herandämmerte und Ludwig sein Abendessen verzehrte, von ihm Belehrung über Generalbaßaufgaben empfangen und dabei die zwei Krüge Bier mit ihm geteilt, die Ludwig, wenn er am Spätnachmittag wieder im Arbeitszimmer erschienen war, aus dem Hause seines Oheims Otto oder aus der Gaststube Recknagels unter dem Arm heimgebracht hatte. Die Abendstunden gehörten Shakespeare oder Goethe. Dann konnte Ludwig stundenlang lautlos sitzen, ohne zu bemerken, daß der Ofen kalt geworden war und seiner Pfeife kein Wölkchen mehr entstieg. Manchmal hielt er ein Vormitternachtschläfchen und nahm nach Mitternacht seine Beschäftigungen wieder auf.

In solcher Idylle sich zu verliegen, war Ludwig nicht bestimmt. Er löste sich los und ging ein zweites Mal nach Leipzig. Jetzt wirkten die Stadt und ihre Bewohner weit anregender auf ihn. Jetzt konnte er befriedigt ausrufen: »Welch interessante Menschen einem hier vorkommen!« Der Einsame, Weltfremde wurde mit einem Schlage geselliger, beweglicher, weltläufiger. Im Frühjahr 1843 wanderte er weiter nach Dresden. Mehr als jemals früher oder später lebte Ludwig zu dieser Zeit in vielfachem Verkehr. Dennoch lockte ihn auch damals die Idylle weg von solch regem geselligen Leben. Im Triebischtal bei Meißen fand der Sohn des Thüringerwaldes die Stimmungen der Heimat wieder. Hier keimte die Liebe zu seinem künftigen Weibe Emilie Winckler; und hier sang der echte Poet, der merkwürdig selten in Lyrik sich ausgab, seine »Buschlieder«.

Im Jahre 1843 wurde der Dramatiker Ludwig endlich von einem Meister der Bühne, von Eduard Devrient, entdeckt. Nun er-

öffnete sich ihm das Feld, auf dem zu wirken er berufen war. 1850 ging wie die Offenbarung einer neuen Kunst die »Waldtragödie«, der »Erbförster« über die Dresdner Bühne. Das Glück langersehnten, mühsam erkämpften Erfolges schmolz bald darauf mit dem Glück der jungen Ehe Ludwigs zu einem starken Gefühl in ihm zusammen. Doch nur wenige Jahre sollte es andauern. Schon 1860 lag Ludwig auf dem Schmerzenslager. Fünf Jahre später befreite ihn der Tod von einem qualvoll unerträglich gewordenen Leben.

Der Linie, die Ludwigs äußeres Leben durchläuft, entspricht durchaus die Bahn seines künstlerischen Werdens und Vergehens. Lange glaubte er zum Musiker berufen zu sein. Jugendliches Verkennen des eigentlichen Berufes ist eine so häufige Erscheinung gerade bei den Größten, daß es in Ludwigs Fall wenig frommt, bei der fast selbstverständlichen Tatsache stehen zu bleiben. Goethe und Gottfried Keller — um nur beliebig zwei ganz große aus der Menge herauszugreifen, — glaubten zu bildenden Künstlern berufen zu sein; wir aber können mit Händen greifen, was in ihrem dichterischen Schaffen auf die Anlage des bildenden Künstlers und auf dessen früh geübtes Handwerk weist. Ludwig, dem die Poesie der Wirklichkeit in ihren feinsten und heimlichsten Zügen und in ihrer reichen Gegenständlichkeit so machtvoll sich aufdrängte, mußte früher oder später zu dem nämlichen Abschluß kommen: »Mir genügt das Vage der Musik nicht mehr. Gestalten muß ich haben!« Auffällig wenig indes von dem Gewinn seiner musikalischen Lehrjahre scheint Ludwig für seine Dichtung zu verwerten; zunächst die Neigung, auch im Sprechdrama die Technik des Singspiels anzuwenden, dann den gern geübten Brauch an Themen anderer anzuknüpfen und sie zu variieren. In Variationen von Iffland, von E. T. A. Hoffmann und von manchem anderen hat Ludwig novellistisch und dramatisch sich versucht. Ihn lockte es, das Motiv, das ein anderer Künstler in seiner Weise verarbeitet hatte, in neuen Rhythmen und in neuer Instrumentierung zu höherer Wirkung zu bringen.

Doch noch fehlte dem Dramatiker eine engere Fühlung mit der Bühne. Dem bühnenfremden Autodidakten wies Eduard Devrient mit verständnisvoll feinem Takte den Weg, den jeder angehende Dramatiker zu gehen hat. Devrient wußte, was die Bretter dem Dichter nicht zu geben vermochten, er schätzte aufs höchste, was Ludwig aus Eigenem mitbrachte. Allein er war auch überzeugt, daß, was dem Theater wahrhaft nützen soll, aus dem Herzen der Schauspielkunst geschrieben sein muß. Dem Hinweis auf die lebendige Bühne folgte Ludwig gern. Er lernte unter Devrients Leitung ihre Anforderungen kennen. Das Bühnenwesen wurde ihm ein Stück jener Wirklichkeit, die zu schauen und zu begreifen er wie wenig andere berufen war. Seinem treu beobachtenden Auge offenbarte sich hinter dem Bühnenportal die hohe Bedeutung, die dem Schauspieler im Umkreis dramatischer Schöpfung zufällt und die ihn nicht so sehr zum Dolmetsch als vielmehr zum Ergänzer und Vollender des dramatischen Kunstwerks macht. Ludwig selbst lernte auf der Bühne die Bretterwelt weit besser beherrschen als die Mehrzahl seiner deutschen Vorläufer und Genossen. Hebbel scheint doch niemals die Kunst des Dramas so scharf und genau vom Standpunkt des Rahmens gesehen zu haben, in dem sie ihre eigentliche Verwirklichung findet; auf diesen Standpunkt stellten sich vor Ludwig in Deutschland von echten Dichtern wohl nur Lessing, Schiller und Grillparzer. Goethe kannte ihn zwar als Theaterleiter; als Dichter verzichtete er meist auf ihn.

Der »Erbförster« und die »Makkabäer« waren die starken Würfe, die Ludwig jetzt tun konnte, antäusgleich gestärkt von dem Boden der Bühne. Merkwürdigerweise jedoch schwenkte er gleich nach den ersten vielversprechenden Erfolgen vom dramatischen Felde ab ins Gebiet des Romans. Äußerliche Gründe waren die Ursache; Freund Berthold Auerbach legte nahe, daß mit Romanen rascher und leichter Geld zu verdienen sei. Geld aber benötigte der junge Ehemann für seine rasch anwachsende Familie. Heute wissen wir, daß der Schritt vom Wege Ludwig in sein »eigentliches Stammland« geführt hat. Ihm selbst leitete er nur eine Episode ein. Der bedeutsame Erfolg der beiden novellistischen Hauptwerke von 1855 und 1856 hinderte ihn nicht, raschestens zum Drama zurückzukehren, in dem er nach wie vor seinen Hauptberuf erkannte. Doch die Pause innerhalb seiner dramatischen Arbeit sollte, so meinte er, seinen künftigen

Tragödien zugute kommen. Er fühlte sich reifer und wollte, was sich ihm künstlerisch inzwischen ergeben hatte, nutzen, noch mehr: er wollte das ganze Gebäude seiner Dramaturgie auf neuem besseren Grunde neu errichten. Ein »Prozeß der Wiedergeburt« sollte sich vollziehen. Mit grüblerischer Lust vertiefte er sich in die Aufgabe. Dem hohen Vorbild Shakespeares, dem er sich ganz ergeben hatte, wollte er gerecht werden. Jeder Entwurf, der ihm glückte, wurde fortan sorglich an Shakespeare gemessen, verworfen und umgestaltet und abermals verworfen. Tag für Tag zerstörte, was der vorhergehende geboren hatte. In solchem Ringen erstand dem feiner und feiner sondernden, tiefer und tiefer grabenden Dichter überraschender Einblick in die Geheimnisse des künstlerischen Schaffens; die Theorie des Dramas vor allem beleuchtete er mit schärfstem und hellstem Lichte. Doch die schaffende Kraft erlahmte ihm. Auch der kranke Körper vertrug weniger und weniger die starken schöpferischen Zumutungen, die Ludwig ihm stellte. Endlich gestand er sich selbst: »Ich habe alles, ich hab's vor mir, deutlich, aber machen, der Sprung über den Graben vom Denken zum Festsetzen geht nicht; ich bin wie eine Kreißende, bei der die Wehen ausbleiben«.

Für eine Persönlichkeit von Ludwigs Eigenart konnte das zagende und verzagende Ausformen, dies stete Schweben zwischen Möglichkeiten des Schaffens nur verderblich werden. Mit großer Feinheit beobachtet A. Eloesser, daß dem Thüringer überhaupt schwer wird, die ihm eingeborne naturwüchsige Poesie zu einem Werk, zu einer einzelnen Leistung zu verdichten. In Thüringen gehöre die Poesie noch als Ganzes, Gemeinsames, Flüssiges, Werdendes dem Volke. Überall sei sie zu ahnen, nirgends zu greifen. »Und so dürfte auch den Dichtern ein Klima nicht günstig sein, das selbst Poesie ist, eine Dichtung, eine Musik, die beständig gehört sein will, die schon dem Genießenden, dem Hingebenden ein Traumschaffen vortäuscht«. In solchem Traumschaffen ging Ludwig mehr und mehr auf. Auch Ibsens Wort von des Ausformens rätselvoller Seligkeit deutet das Geheimnis von Ludwigs allmählichem Erlahmen. Diese rätselvolle Seligkeit wurde dem Kranken, dem Sterbenden endlich zur Unseligkeit.

Obendrein gelangte der Theoretiker und der Dramatiker Ludwig mehr und mehr zu einem technischen Glaubensbekenntnis, das seinem Schaffen die allerschwersten Bedingungen stellte. Er trat rückhaltlos auf die Seite der Charakterdramatik. Bei Shakespeare glaubte er nur Charakterdramatik zu entdecken; eben deshalb spielte er so Shakespeare wie seine eigene Lehre gegen die dramatische Kunst des reifen Schiller aus.

Zwei gegensätzliche Formen tragischer Kunst lassen sich theoretisch feststellen.

Ein Mensch tritt ins Leben hinein; ringsum sieht er alle Wege offen. Ein weites Feld liegt vor seinen tatendurstigen Augen; frei schweift der Blick ins Endlose. Nichts beschränkt die Entscheidung; die Wahl der Richtung ist ganz in des Menschen Hand gegeben, er kann jede gleich leicht einschlagen. Überall winkt reiche Hoffnung. Er beginnt die Wanderung. Doch seine eigene Anlage treibt ihn zu immer steileren und mühsameren Pfaden. Hemmnis auf Hemmnis schafft sie sich. Jeder Schritt bringt neue Gefahr, bis endlich ringsum steile Wände unwegsam emporstarren, den Verzagenden eng umschließen und ihm Tod und Untergang drohen. Müde bricht er zusammen.

Ein anderer ist von Anfang an in schlimmer Lage. Von vornherein sieht er sich in ungangbarer Wildnis. Jeder Blick weist ihm neue Gefahren. Doch einen Ausweg gibt es noch; wird er ihn finden, wird er ihn furchtlos beschreiten, wird ihm Rettung werden?

Die erste Form der Tragik stellt dem Dichter eine psychologische Aufgabe; die zweite ist im Wesentlichen ein technisches Problem. Dort muß der Charakter des Menschen so sicher und fest gezeichnet sein, daß wir ihm die Unglückswege zutrauen dürfen, die er einschlägt. Hier muß mit kräftiger Hand eine Zwangssituation geschaffen werden, die kaum besiegbare Gefahren in sich birgt.

Größere Spannung, strengere Folgerichtigkeit, eine stärkere Überzeugung von der Notwendigkeit der Tragik erreicht leichter der Situationstragiker. Die Charaktertragik stößt dauernd auf die zweifelnde Frage, ob es denn wirklich notwendig sei, daß aus glückverheißender Wahlfreiheit eine Katastrophe sich entwickle. Alles hängt vom Charakter ab, also von der seelenschaffenden und seelendeutenden Kunst des Dichters.

Der Anfang des »Erbförsters« versetzt uns in ein trauliches Heim. Behaglichste Feststimmung herrscht. Nur der Charakter des Erbförsters führt den Umschlag zum Tragischen herbei. Alle anderen hoffen bis zuletzt auf eine günstige Wendung und können noch am Ende an eine tragische Katastrophe kaum glauben. Der Bogen des dramatischen Verlaufs ist außerordentlich weit gespannt. Fast befremdend wirkt, daß auf das Sonnige des Eingangs so rasch das Düster der zweiten Hälfte folgt. Naive Zuschauer lassen sich gern von einzelnen heiteren Lichtern betören, die Ludwig noch ziemlich spät aufsetzt, und meinen, alles sei nur auf müßigen Schreck angelegt. Und dann verdenken sie es dem Dichter, daß er zuletzt doch bittersten Ernst macht.

Ludwig vernahm denn auch sehr früh den Vorwurf, daß er den Schluß zu düster gehalten, und daß der Ausgang keine innere Notwendigkeit habe. So wie Förster Ulrich handle man nicht. Seine Antwort lautete, er habe ein Charakterstück, nicht ein Situationsstück schreiben wollen. Der »Erbförster« sei eine Tragödie, in der »der Held eben nicht handle, wie jeder gehandelt haben würde, der auch einen anderen Charakter besessen. Denn deshalb ist es ja eben ein tragischer Charakter, ein Zuvielcharakter; das was er mehr davon hat als seine Zuschauer, das ists ja eben, was ihn zu der Tat treibt, die wir mit unserem weniger nicht getan hätten.«

Dem echten Poeten Ludwig war der menschliche Vorgang das wichtigste. Das Stück Wirklichkeit, das er in Menschenseelen erschaut hatte, wollte er auf die Bühne bringen. Er ging auch hier wie immer von der menschlichen Natur aus. Weit weniger lockte ihn das Problem des Situationsdramas, das nur ein Problem der Form, nur eine technische Aufgabe darstellt.

Den Menschen und immer nur den Menschen hat Ludwigs Dichterauge gesehen, Ludwigs Dichterhand zu zeichnen gestrebt. Seelen aber und ihre wechselnden Zustände zu zeichnen, taugt der Roman weit besser als das Drama.

Darum konnte Ludwig sein Bestes im Roman geben und zwar in Dichtungen, die frei und reich aus dem Vorrat der Jugenderinnerungen schöpften. Die Eisfelder Idylle und ihre Kleinwelt erwachten in dem Dichter, der von schwerem dramatischen Handwerk ausruhen wollte, wie etwas Selbstverständliches zu neuem Leben; liebevoll und humorvoll hat er ihre guten und ihre schwachen Seiten gesehen, festgehalten und wiedergegeben.

In der »Heiterethei« sind die »einfachen und doch so großen Motive des deutschen Hauses«, die schon der »Erbförster« ergriffen hatte, einer Erzählung dienstbar gemacht, die vom Komischen bis zum Tragischen alle Stimmungen anklingen läßt und zu harmonischer Lösung geleitet. Was Ludwig an Jeremias Gotthelf schätzte, hat er in seiner eigenen Weise zu leisten versucht. Die »Naturgeschichte der Leidenschaften« im »engen spezifisch bernischen Bauernhaus« hatte Gotthelf geschrieben. Die Naturgeschichte der Leidenschaften im engen spezifisch thüringischen Kleinstadthaus suchte Ludwig selbst zu schreiben und hat Ludwig geschrieben. Er wußte, daß auch Shakespeare nichts besseres habe geben können, als Naturgeschichte der Leidenschaften. Freilich bewegte sich die Kunst des Engländers im weiten Rahmen des englischen Staatslebens. Das war ja aber Ludwigs bester Gewinn, daß er die Poesie des »Trivialen« erfühlt und erkannt hatte.

Der Roman »Zwischen Himmel und Erde« baute mit den Mitteln, die sich in der »Heiterethei« ergeben hatten, mächtig höher empor. Es war dieselbe Schicht deutschen Familienlebens. Aus ihr erwuchs in dem zweiten Roman ein Meisterwerk psychologischer Erzählungskunst.

Als nach Jahrzehnten die seelendurchdringende und seelenspiegelnde Romandichtung der Russen und der roman analytique der Franzosen in Deutschland sich einbürgerten, klagte man, daß Deutschland gleiches nicht besitze. Der deutsche Dichter wurde in die Schule der Russen und Franzosen geschickt, um von ihnen da zu lernen, wo ein Deutscher längst zum Lehrer berufen war. Warum spielt der Deutsche so gern die Rolle des Emporkömmlings von gestern und heute, während er doch auf angestammten Reichtum hinweisen könnte? Sicher ist, daß Ludwig schon um die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts die künstlerische Aufgabe in Deutschland gelöst hat, die zu lösen am Ende des Jahrhunderts deutsche Dichter in die Schule des Auslands gingen.

Mehr noch als die Kunſt, geheimſte Seelenvorgänge bis in ihre letzten Verzweigungen zu verfolgen und in Dichtung umzusetzen, hat Ludwig den Russen und Franzosen und ihren deutschen Nachfolgern vorweggenommen. Der Tragiker, der in den »Makkabäern« nicht beim einzelnen Menschen ſtehen geblieben war, sondern Stimmungen und Willensäußerungen der Menge bühnengemäß zu verdeutlichen gelernt hatte, bezeugte in seinen Romanen eine auserlesene Kunſt, Massenszenen zu schaffen, in denen wir jeden Beteiligten plaſtisch vor uns zu sehen glauben. Da verschwindet jede ſtarre Linie der Zeichnung, und ein reichbewegtes Leben flutet auf und ab. Die Wirtshausszene der »Heiterethei«, vor allem aber der Turmbrand von Sankt Georg in der Geschichte von Apollonius offenbaren die epische Meiſterschaft, die die Menge bald in einzelne Individuen auflöſt, bald zu einem großen Ganzen zusammenballt, mit dem wir fühlen, mit dem wir uns freuen und leiden, mit dem wir Schwindel bis zur Herzbeklemmung empfinden und dann befreit aufatmen. Solche Meiſterschaft der künſtlerisch geschauten Massenpsychologie beſtand dank Ludwig in Deutschland vor Zola und vor Tolstoi. Heute iſt dieser Zusammenhang längſt erkannt. Dennoch klagt man noch immer über den peinvoll beengenden Zwang, den die Seelengeschichte von Apollonius und Fritz auf ihre Leser ausübt. Als ob Russen, Franzosen und ihre deutschen Nachfolger uns minder peinliches und beengendes vorgesetzt hätten! Mit der Form des psychologisch-analysierenden Romans scheinen solche Wirkungen untrennbar verschwiſtert zu sein. Seine künſterische Bedeutung dürften sie kaum beeinträchtigen. Denn wie »Heiteretheiׅ« und »Zwischen Himmel und Erde« für Ludwigs Künſtlerschaft sprechen, so zeugt für den psychologischen Roman, daß ein echter Poet wie Ludwig ihn sich zur Aufgabe ſtellen konnte.

Ein echter Poet iſt Ludwig. Darum ging er von der menschlichen Natur aus, und so wurden ihm Seelenvorgänge ein Lieblingsgegenſtand seiner Kunſt. Wie Goethe besaß auch er eine gutmütige ins Reale verliebte Beschränktheit, die keinerlei Flucht vor dem Trivialen zuließ. Weil das Poetische in seinem Bewußtsein so ſtark mitsprach, wußte er Scheinpoesie von echtem Sein der Kunſt zu trennen. Scheinpoesie aber war ihm, was wirklichkeitsfremd nur mit dem Auge des Denkers gesehen war. Dem Künſtler Ludwig war der Erdensinn für Erdenmächte gegeben, den der Mensch Ludwig vergeblich erfleht hat.

Die Entstehung des Getreidefeldes.

Von Dr. Eduard Hahn, Privatdozenten an der Universität Berlin.

Es iſt gewiß eine der auffallendſten Erscheinungen, daß die Geschichte der Landwirtschaft bis in unsere Tage, im Gegensatz zu anderen Wissenschaften, mit einer Reihe von Axiomen begann. Für sie sah man als charakteriſtisch an, daß das Feld bearbeitet wurde, mit dem Pfluge, der von einem Zugtiere gezogen wurde, und als Hauptfrucht der Landwirtschaft betrachtete man die Getreidekörner. Auf die Entſtehung des Pfluges, der Zugtiere und des Getreidebaues und damit natürlich auch des Getreidefeldes ging die Erörterung aber nicht weiter ein, sie wurden einfach als gegeben gesetzt. Höchſtens, daß hier und da einmal ein phantaſtischerer Geiſt die Entſtehung dieser Wirtschaftsform als Ganzes in eine ältere und bessere Zeit versetzte, ehe der Fall des Menschengeschlechtes Sünde und Tod über die Welt kommen ließ.

Und allerdings konnte diese Anschauung auf ein recht ehrwürdiges Alter zurückblicken, denn im Grunde ging sie ja auf die altklassische Vorſtellung zurück, die Schiller für uns so poetisch im eleusischen Feſt verherrlicht hat, die den Getreidebau, mit allem, was dazu gehört, als eine freie Gabe der Gottheit an die vorher in dumpfer Rohheit befangene Menschheit ansah.

Wir haben ohne Zweifel in dieser Auffassung, die wir aus griechischer Hand bekommen haben, die Erklärung für eine auffallende Tatsache, auf die ich später noch einmal zurückkomme, und für die wir wohl

erst jetzt die wirklich entscheidende Erklärung finden werden, eine Erklärung, die erst durch eine genauere Untersuchung der Verhältnisse des Bodenanbaues bei den Außenvölkern erschlossen werden konnte, wie sie die letzte Zeit gebracht hat. Unser Getreidebau ist nämlich auch bei uns keineswegs die einzige und ausschließliche Form des Bodenanbaues, auch dann nicht, wenn er durch Jahrhunderte und Jahrtausende hindurch die hauptsächliche Form der Wirtschaft geblieben war, weil von der Getreideernte, wie es auch unser christliches Gebet ausdrückt: »Unser täglich Brot gieb uns heute« die Ernährung des gesamten Volkes in allergrößtem Maße abhing.

Denn für unsere seit Jahrtausenden doch unter dem Einfluß der christlichen Anschauungen und des Alten Testaments befindliche Welt hätte sich aus unsern religiösen, für unsere Welt so lange allein gültigen Dokumenten eigentlich sehr wohl eine andere, ja eine durchaus entgegengesetzte Anschauung herauslesen lassen, wenn nicht die andere, die ich als die klassische bezeichnet habe, auch im jüdisch-christlichen Anschauungskreise derart vorgewaltet hätte, daß es gar nicht zu einer kritischen Betrachtung oder Erörterung, von der uns Kunde geblieben wäre, gekommen ist. In der Bibel ist ja gar nicht das Feld das älteste, es wird vielmehr zuerst ein Garten erwähnt, ein Garten, durch den entsprechend dem Charakter der geographischen Provinz, in den das Ursprungsgebiet der Menschheit gelegt wird, ein Wasser geht, in dem also Bewässerung vorhanden ist. Aber für unsere Weltanschauung ist diese Vorexistenz des Gartens, die hier ausdrücklich anerkannt wird, bisher ganz ohne Bedeutung geblieben.

Wir werden nachher noch sehen, daß es in einer anderen der Weltreligionen, dem Islam, zwar eigentlich nicht viel anders gewesen ist, was sich durch den Ursprung aus einer gemeinschaftlichen Wurzel erklärt, daß hier aber, dem Wesen des Islams entsprechend, im ganzen doch eine rationellere Auffasssung zutage tritt. Denn die biblische Urgeschichte setzt den Garten wohl an den Ursprung des Menschengeschlechts, sieht aber dann von einer Existenz völlig ab. Ja im Gegensatz zu der antiken Auffassung, die im ganzen Bereich der Getreidekultur, der ein außerordentlich großer ist, und auch in den Gebieten, die später dauernd durch das Christentum den Anschauungen der Geschichte, die aus dem Judentum hervorgegangen war, hätte unterliegen sollen, herrschend geblieben ist, wird unser Feld und das Getreide als ein Gottessegen, als das Geschenk gütiger für das Wohl der Menschheit wirkender Mächte angesehen, während dagegen unsere Bibel den Getreidebau ja ganz anders auffaßt.

Durch einen eigentümlichen, für die neue Theorie des Getreidebaues recht störenden Umstand, dessen Erklärung wohl im Mysteriencharakter der alten Ackerbaureligionen lag, sind wir nämlich immer noch ohne jede Andeutung, wie in der babylonischen Urreligion die Einsetzung des Getreidebaues als der von den Göttern gewollten Form der Ernährung der breiten Schichten des Kulturvolkes gedacht war.

Die Verfolgung dieser einzelnen Faktoren und der mit ihnen verwachsenen Dinge, zu denen scheinbar weit entlegene Sachen gehören, wie die Entstehung unserer Himmelseinteilung, die des Wagens als Zuggerät und anderes mehr, haben uns immer wieder auf Mesopotamien als das Ursprungsgebiet der Wirtschaftsform, die wir als Getreidebau bezeichnen, geführt. Von hier aus hat dann die Bewegung, die unter Verdrängung der alten Elemente zu der neuen Wirtschaftsform des Getreidebaues und des Getreidefeldes führte, ihren Ausgang genommen.

In Babylonien sehe ich aber nach dem Vorgange unseres großen Afrikaforschers Schweinfurth das Ursprungsgebiet der Pflugkultur in der Form, wie sie sich so ungeheuer weit in unserer östlichen Hemisphäre durch die subtropische, wie durch die gemäßigte Region verbreitet hat. Denn im Gegensatz zu der alten Anschauung, die den Getreidebau mit Pflug und Zugtier als etwas Gegebenes ansah, haben wir doch endlich dahin gelangen müssen, die einzelnen Faktoren aus dem historisch scheinbar fest verwachsenen Gewebe zu lösen. Wir sind dabei aber immer wieder auf das Zwischenstromland Mesopotamiens als das Ursprungsland oder doch das Vereinigungsgebiet der verschiedenen Bestandteile des Getreidebaues geführt worden.

In der ganzen europäisch-asiatischen Geschichte, die ja bis zur Zeit der großen Entdeckungen die bekannte Welt auf die Küsten des Mittelmeeres und auf Europa und Vorder-

asien mit Ausnahme der noch lange unbekannten Nordküsten beschränkte, gab es nur Kulturvölker, bei denen der Pflugbau in der uns bekannten Form verbreitet war. Mehr oder weniger klare Begriffe hatte man ja freilich auch noch über kulturlose Völker, wie die Ichthyophagen und Troglodyten an den Grenzen der Kulturwelt. Aber so weit gelegentliche Reisen die Kenntnis vermittelt hatten, bis nach Indien hinein z. B., reichte die Pflugkultur, und wäre auch die Verbindung mit dem fernen Seidenlande China besser und stärker gewesen und hätte sie zeitlich länger angedauert, so hätte sie doch über Ceylon und Java und über Hinterindien hinweg trotz aller Verschiedenheit des Bodens, des Klimas und des geschäftlichen Lebens den Reisenden fast nur Völker gezeigt, die ihre Existenz von irgend einer Form der Pflugkultur abhängig gemacht hatten.

Aber freilich, in einem großen Gegensatz befand sich die Auffassung aller dieser Völker zu der, wie sie eigentlich durch die jüdische Tradition bei den Anhängern des Christentums hätte herrschen sollen und ja gelegentlich von übereifrigen Zeloten auch vertreten ist. Sonst war Pflugkultur und Getreidebau eingesetzt als ein Geschenk einer gütigen Gottheit; nach der Auffassung, die vom Judentum angenommen war, hätte die Pflugkultur angesehen werden müssen als eine Strafe der durch einen schweren Vertrauensbruch aus reinerer Höhe herabgestürzten Menschheit.

Es ist noch nicht lange her, daß wir durch die bessere Kenntnis der Geschichte Babyloniens darüber unterrichtet sind, daß wir hier wohl einen Beweis dafür haben, wie stark das Judentum um die Zeit des Exils bereits auf das Stadtleben beschränkt und einem gesunden Zusammenhang mit dem Boden und seiner Bearbeitung schon damals entwachsen war.

Vielleicht empfiehlt es sich, zuerst die geographische Verbreitung der Pflugkultur zu behandeln, aus der wir ja auch, dem Prinzip der Entwicklung folgend, das jetzt alle Wissenschaften beherrscht, entsprechend wichtige Folgerungen werden ableiten können.

In Europa kennen wir, außer dem äußersten Norden, in dem wie in Island und am Nordkap unser Landbau eine Unmöglichkeit geworden ist, kein Gebiet, das nicht schon in vorgeschichtlicher Zeit die Pflugkultur erhalten und dann behalten hätte. Aber auch ganz Kleinafrika, wie ich nach Schweinfurths Vorgang das Küstenland Nordafrikas vom Atlantischen Ozean bis zur Cyrenaica nenne, hat zu allen historischen Zeiten die Pflugkultur gekannt. Ebenso der eigentümlich vorgeschobene Teil von Asien, den wir in einen gewissen Gegensatz zum übrigen Kontinent setzten, Kleinasien, aber auch Armenien und die Kaukasusgebiete, die nach unserer jetzigen Kenntnis vielleicht in prähistorischen Zeiten eine weit größere Rolle gespielt haben, als wir sie ihnen sonst jetzt zutrauen würden, hatten und übten die Pflugkultur. Endlich geht eine breite Kulturstraße, die der Pflugkultur gehört, über das Hochland von Eran bis in das Grenzgebiet, das durch seine Verbindung mit Indien und mit Zentralasien für die Geschichte dieser so bedutungsvollen Länder einst eine außerordentlich große Bedeutung gehabt hat. Denn einmal haben auch in Indien die Kulturelemente eigentlich zu allen historischen Zeiten Pflugkultur gekannt und geübt, und sie haben sie in einer, der geographischen Provinz entsprechend abgeänderten Form noch weit hinein in die von Indien so stark beeinflußten Gebiete von Indochina und Indonesien getragen. Dann hat aber andererseits auch Persien oder vielmehr das Persien durch Volkselemente und Geschichte so nahe verwandte Zweistromland der Steppen Turans noch eine außerordentlich große Bedeutung für das gewaltige Vorrücken nach Osten, das die Ausbreitung der Pflugkultur nach Nordchina darstellt. Denn selbst bis in den chinesichen Kulturkreis ist so unsere Pflugkultur vorgedrungen, und Nordchina, das einst unseren Getreidebau nach der Ansicht Ferd. v. Richthofens über die innerasiatische Oasenkette emfing, gewährt dem europäischen Beobachter dasselbe Bild, das ihm Marokko, Kleinasien oder Schweden gewähren; als langgedehnte Rechtecke liegen die wesentlich mit Getreide besäten Felder eines neben dem andern in der Landschaft, deren Kulturfläche sie wesentlich beherrschen.

So gewohnt uns nun dies Bild erscheint, so müssen wir doch stark betonen — um so stärker, weil in der für unsere heutigen Verhältnisse so wichtigen Kolonialgeographie diese Gegensätze bisher nicht so sehr zum Ausdruck gekommen sind —, daß in der Welt

außerhalb Asiens und Europas dies typische Bild des Getreidefeldes nicht wiederkehrt. Gewiß haben wir in Afrika Gebiete, in denen der Anbau von Getreidegräsern, freilich von echt afrikanischen — Durrha und Duchu (Sorghum und Pennisetum) — so stark vorwaltet, daß auf den oberflächlichen Beobachter die Erinnerung an unsere Getreidefelder stark einwirkt. Es wird sich aber wohl bei eingehenderer Beobachtung herausstellen, daß hier gelegentlich arabisches Vorbild nicht wenig auf das äußere Bild einwirkt. Ein so guter Beobachter wie Nachtigal aber vergißt nicht, immer und immer wieder hervorzuheben, daß im Sudan, im Süden der Sahara und in den Oasen Weizen und Gerste mit künstlicher Bewässerung in den Gärten gebaut werden, d. h. also nicht auf Feldern.

Gehen wir nun aber gar in den von unserer vorkolumbischen Kultur ja völlig unberührten Westen, nach Amerika, so finden wir jedenfalls nichts, was unserer Pflugkultur entspricht. Wir finden dort nichts, was unserer Getreidekultur an die Seite zu stellen wäre; denn der Mais, das wichtige amerikanische Mehlgetreide, gehört auch noch in unserer Wirtschaft, soweit er hier eingedrungen ist, immer noch zu den ausgeprägten Hackfrüchten, und er wird auch jetzt noch zumeist in einer der Herkunft aus dem Hackbau entsprechenden Art mit einer oder mehreren Unterfrüchten — vielfach sind es auch jetzt noch die amerikanischen Kürbisse und die gleichfalls amerikanische Bohne — in ausgesprochenem Gegensatz zu unserer Pflugkultur gebaut. Dies Beispiel zeigt uns im Gegensatz zu immer noch weit verbreiteten Anschauungen, daß die Pflugkultur doch nicht in dem Umfange, wie wir es immer noch oft meinen, als die alleinige Grundbedingung aller höheren Kultur anzusehen ist. Nach meiner Überzeugung sollten wir uns aber auch, namentlich in der jetzigen Periode unserer Kolonialpolitik, alle möglichen Folgen der Einführung der Pflugkultur beim Neger in Afrika recht eindringlich und recht gründlich überlegen, ehe wir die Opfer eines solchen Schrittes, die doch uns zufallen müssen, bringen.

Zu den Faktoren unseres Getreidebaues, der ja seinerseits den weitaus überwiegenden Teil der Pflugkultur bildet, gehört ja, wie ich im Anfang bemerkte, die Verwendung des Zuggeräts, des Pfluges, und die Verwendung eines tierischen Helfers oder des Ochsen, wie ich hier gleich für den Anfang sagen kann. Wie manches andere spricht auch das dafür, daß die biblische Legende diese Frage nur ungern berührt und möglichst schnell übergangen hat, daß davon bei der Einführung der Pflugkultur gar keine Rede ist. Es spricht aber auch dafür, daß in der Seitenüberlieferung wenigstens ausgeführtere Berichte vorlagen; daß Mohammed, von dem wir ja längst wissen, daß er mit jüdischer Tradition Zusammenhang hatte, eine ausführlichere Darstellung gibt. Bei ihm bringt Gabriel dem vertriebenen Adam den Pflug und den Ochsen und lehrt ihn Gerste pflanzen und Milch in der jetzt wieder so ungeheuer modernen Form des Jogurths bereiten und genießen. Das sah man eben im betreffenden Kulturkreis als notwendige wirtschaftliche Grundlagen an, und deshalb hat es auch Mohammed aufgenommen.

Schon diese Einsetzung der Rindermilch als eines Genußmittels des Kulturmenschen hätte uns längst von dem Gespenst des Übergangs der Menschheit vom rohen Jäger durch den sanfteren Hirten zum seßhaften Ackerbauer befreien können. Die Milch kommt mit dem Getreide zusammen auf, sie ist aber in den Gebieten der seßhaften Ackerbauer Rindermilch, und in Asien und Europa — in Afrika ist das teilweis anders — sind die Nomaden niemals Rinderhirten. Übrigens hätte der Widerspruch, den Humboldt auf Grund seiner amerikanischen Erfahrungen mit Energie und Zähigkeit immer wieder erhob, uns längst von der eigentlich doch wenig brauchbaren Theorie befreien sollen. Auch hier liegt nun merkwürdig genug die Sache so, daß diese langgültige Hypothese von der Drei-Stufen-Theorie der biblischen Tradition kraß widerspricht; denn hier tritt der Hirte als zweiter Sohn des ersten Ackerbauers auf, und wohl zu gunsten einer Stammestradition des Volkes Israel, die den Hirten gerne in einem recht guten Lichte dargestellt hätte, wird der gottgefällige sanfte Hirte vom gewalttätigen Ackerbauer als erstes Opfer der Menschheit erschlagen. Vielleicht handelt es sich hier sogar nur um eine direkte Umkehrung der richtigen historischen Tradition; jedenfalls hat die moderne Forschung auch für die allerälteste Zeit eine völlig andere Rolle des kriegerischen, durch seine Reittiere bald außerordentlich beweg-

lichen Wanderhirten gegenüber dem bodenständigen Ackerbauer festgestellt.

Der Wanderhirte gründet seine Existenz auf die Milch seiner Tiere mehr als auf das Fleisch, und da auch seine Herden sich in guten Zeiten sehr schnell vermehren, so kann er bald in großem Umfange mit ihnen Tauschhandel treiben und ist so durch die leichte Beweglichkeit seines Besitztumes bald Händler; ja man kann für die alte Geschichte mit gutem Rechte sagen, der Nomade ist der Begründer des ersten Welthandels geworden. Aber diese Abhängigkeit von seinen Haustieren datiert seine historische Stellung, wie jetzt allgemein zugegeben wird, nicht hinter den Jäger, sondern hinter die Anfänge der Bodenwirtschaft. Der Jäger hätte niemals die Ausdauer gehabt, sich zahme Tiere so lange zu halten, bis sie ihm in dem Überschuß ihrer Milch die Grundlage einer neuen, bis dahin ganz unbekannten, für die Menschheit im allgemeinen ja später allerdings sehr wichtigen Wirtschaftsform gewähren konnten.

(Schluß folgt)

Nachrichten und Mitteilungen.

Korrespondenz aus Christiania.

Norwegische Wirtschaftspolitik.

Von Zeit zu Zeit werden die im Handelsverkehr mit Norwegen stehenden Geschäftskreise durch die Nachricht beunruhigt, Norwegen plane wiederum eine wesentliche Erhöhung seiner Zollsätze. Solche Meldungen überraschen um so mehr, als Norwegen erst vor noch nicht zwei Jahren eine umfassende Revision seines Tarifes vorgenommen hat. Im übrigen erfährt der norwegische Tarif jährlich einige Änderungen, die teils auf die Initiative der norwegischen Regierung, teils auf Anträge, die von interessierten Kreisen bei der Regierung oder bei dem Storthing eingebracht werden, zurückzuführen sind. Wenn von einer bevorstehenden größeren Revision des Zolltarifs zurzeit auch hier nichts bekannt ist, so tauchen doch alljährlich private Anträge auf, die schließlich eine gesetzgeberische Gestalt annehmen können. Die letzten Anträge dieser Art bezogen sich auf die Erhöhung des Eingangszolles für deutsches Roggenmehl und auf die Einführung eines Ausfuhrzolles auf Erz.

Wie die schweizerische Mühlenindustrie die Einfuhr von deutschem Weizenmehl bekämpft, so macht sich auch in Norwegen eine Agitation gegen das deutsche Roggenmehl bemerkbar. Die Einfuhr von deutschem Roggenmehl, wird von den norwegischen Interessenten behauptet, wachse so sehr, daß dadurch der norwegische Mühlenbetrieb in eine schwierige Lage geraten sei; im westlichen Norwegen hätten einzelne große Mühlen schon stillstehen oder ihren Betrieb einstellen müssen. Eine Anzahl norwegischer Mühlenbesitzer verlangt deshalb schon seit einiger Zeit die Einführung eines Zollzuschlages von 1 Krone auf den Doppelzentner Roggenmehl, mit der Begründung, daß die deutsche Ausfuhrvergütung eine Prämie enthalte. Daß der zunehmende Verbrauch von deutschem Roggenmehl in Norwegen auf der größeren Leistungsfähigkeit der deutschen Mühlen und auf dem Rückgange der Roggenernte Rußlands beruht, wollen die norwegischen Mühlenbesitzer natürlich nicht zugestehen. Im Jahre 1909 sind aus Deutschland 404515 Doppelzentner Roggenmehl nach Norwegen ausgeführt worden — gegen 250449 Doppelzentner im Jahre 1908. Das ist zwar eine starke Zunahme, aber auch schon 1905 hat die Ausfuhr nach Norwegen 384360 Doppelzentner betragen. Übrigens sind in den letzten zwei Jahren auch gewaltige Mengen von unvermahlenem Roggen nach Norwegen gegangen, nämlich 1908 1177132 Doppelzentner und 1909 1033365 Doppelzentner. Bei einem Fehlschlagen der Ernte in Rußland ist Norwegen eben auf die Zufuhr aus Deutschland angewiesen, und diese Zufuhr hat bisher zum größeren Teile in Roggen und zum kleineren Teile in Roggenmehl bestanden. Neben Norwegen war in den letzten Jahren Finnland das bedeutendste ausländische Absatzgebiet für deutsches Mehl. Aber in beiden Ländern wird die Zufuhr aus Deutschland immer nachlassen, sobald die russische Getreideausfuhr wächst. Wenn sich auch die norwegische Mühlenindustrie tatsächlich in einer schwierigen Lage befindet, so kann doch für einen höheren Roggenmehlzoll in Hinblick auf die zu erwartende Verteuerung der Brotpreise wenig Anlaß und Aussicht vorhanden sein.

Das gleiche gilt von einem Ausfuhrzoll auf Erz. In dieser Hinsicht scheint Norwegen dem Beispiele Schwedens folgen zu wollen, wo sich im Zusammenhange mit der schwedischen Tarifrevision und den deutsch-schwedischen Handelsvertragsverhandlungen Bestrebungen geltend machen, einen Erzausfuhrzoll einzuführen. Diese Bestrebungen haben aber keine Aussicht auf Verwirklichung, solange die deutsch-schwedischen Erzlieferungsverträge laufen (zum Teil bis 1912, zum Teil bis 1917 und zum Teil sogar bis 1920). Inzwischen hat ja Schweden eine Beschränkung seiner Erzausfuhr nicht ohne Erfolg mit anderen Mitteln zu erreichen gesucht, besonders durch die Beschränkung der auf den schwedischen Bahnen zur Beförderung zugelassenen Erzmengen. Durch die vielseitigere Entwicklung der Nachfrage nach den eisenreichen schwedischen Erzen (von England, Belgien, Frankreich und neuerdings auch von den Vereinigten Staaten) ist die Lage des schwedischen Erzmarktes von dem Alleineinfluß des deutschen Marktes emanzipiert worden; es hat sich inzwischen ein Weltmarkt für Erze an Stelle der zahlreichen örtlichen Märkte zu bilden begonnen.

Aber die eisenarmen norwegischen Erze werden daraus kaum einen nennenswerten Vorteil ziehen können, weil ihre Beförderung nach Deutschland — bei der notwendigen kostspieligen Anreicherung — kaum lohnend erscheint. Die Herstellung von Eisen und Stahl durch elektrische Schmelzung befindet sich in Norwegen noch im Versuchsstadium. Dazu kommen die erschwerenden Konzessionsgesetze, die seit einigen Jahren in Norwegen in Kraft sind.

Diese Konzessionsgesetze bedürfen ebenso wie die deutschen Handelsbeziehungen zu Norwegen, nach Ansicht der beteiligten deutschen Handels- und Industriekreise, der sich auch die Reichsregierung mehr und mehr anschließen dürfte, dringend einer Revision und einer Neuregelung. Das handelspolitische Verhältnis zwischen Deutschland und Norwegen beruht — ebenso wie das zwischen Deutschland und Dänemark — auf alten Verträgen, die von einzelnen deutschen Bundesstaaten lange vor der Neubegründung des Deutschen Reiches abgeschlossen worden sind.

Im Außenhandel Norwegens nehmen Deutschland und England die erste Stelle ein; diese beiden Staaten sind die Hauptlieferanten mit zusammen rund 60 % der Gesamteinfuhr. In den letzten Jahren ist eine Verschiebung der bisherigen Position Deutschlands und Großbritanniens auf dem norwegischen Markte eingetreten. Während Großbritannien im Jahre 1907 den ersten Platz innehatte, hat es ihn durch eine Einbuße des Absatzes um 10,378 Millionen Kronen an Deutschland abgetreten. Dieses konnte im Gegensatz zu Großbritannien trotz des Rückganges der norwegischen Gesamteinfuhr im Jahre 1908 seinen Absatz nach Norwegen vermehren. Der Anteil Deutschlands an der norwegischen Einfuhr betrug 31 bis 32 %, der Anteil Englands nur 26 bis 27 %.

Der Gesamtwert des norwegischen Außenhandels belief sich im Jahre 1909 auf 909,2 Millionen Kronen gegen 573,8 Millionen Kronen im Jahre 1908. Davon entfielen auf die Einfuhr 1908 354,9 Millionen Kronen, 1909 365,7 Millionen Kronen, auf die Ausfuhr 1908 218,9 und 1909 243,5 Millionen Kronen. Der Einfuhrwert ist demnach um 10,8 Millionen Kronen und der Ausfuhrwert um 24,6 Millionen Kronen gegen das voraufgegangene Jahr gestiegen. In diesen Ziffern sind schwedische Transitwaren nicht mit einbegriffen. Die Ausfuhr schwedischer Eisenerze über Narvik betrug in den Jahren 1908/09 je 1½ Millionen t im Werte von etwa 15½ Millionen Kronen.

Der Anteil der wichtigsten Länder am Warenverkehr mit Norwegen war folgender:

	Einfuhr		Ausfuhr	
	1908	1909	1908	1909
	Wert in 1000 Kronen			
Deutschland	111 583	117 223	37 482	46 565
Großbritannien und Irland	94 800	89 322	91 730	85 145
Schweden	41 468	41 687	12 361	16 817
Rußland	26 674	27 804	6 510	8 857
Dänemark	27 324	19 739	9 606	5 980
Ver. Staaten von Amerika	18 104	28 306	6 162	18 986
Niederlande	16 690	12 878	21 477	8 390
Belgien	14 714	12 093	11 090	9 212

In weitem Abstande folgen Frankreich, Spanien und Kanarische Inseln, Italien, Island und Argentinien.

Bei dem Vergleiche der Entwicklung des Absatzes aus Deutschland und Großbritannien nach Norwegen fällt allerdings die Art der Ausfuhrgüter besonders in die Wagschale. Die Ausfuhr Großbritanniens nach Norwegen erstreckt sich durchweg auf Industrieerzeugnisse, deren Absatz in der Zeit des wirtschaftlichen Niederganges in der Regel beträchtlich abnimmt. Die deutsche Ausfuhr nach Norwegen umfaßt dagegen neben Erzeugnissen der Industrie auch noch Erzeugnisse der Landwirtschaft, die in Krisenjahren geringere Einbußen im internationalen Austausch zu erleiden pflegen, zumal wenn sie notwendige Lebensmittel darstellen. Das ist bei dem Absatz Deutschlands nach Norwegen zum Teil der Fall, da sich die deutsche Ausfuhr nach Norwegen zu ungefähr 20 % auf Roggen, Zucker und Roggenmehl erstreckt; Norwegen führte im Jahre 1909 aus Deutschland ein: für 13,57 Millionen Kronen Roggen, für 8,85 Millionen Kronen Zucker, für 7,91 Millionen Kronen Maschinen, elektrische Apparate usw., für 5,15 Millionen Kronen Wollwaren, für 3,72 Millionen Kronen Roggenmehl, für 3,29 Millionen Kronen Weizenmehl, für 1,83 Millionen Kronen Tabak, Zigarren und Zigaretten, für 2,70 Millionen Kronen rohe Felle, für 1,47 Millionen Kronen Leder und für je eine Million Kronen Weizen und Hafer.

Von der Ausfuhr Norwegens nimmt dagegen England etwa 42 %, Deutschland aber nur 17—18 % auf. Wie schon erwähnt, sind in den obigen Ausfuhrziffern schwedische Transitwaren nicht enthalten; außerdem umfaßt die nachgewiesene Ausfuhr nach Deutschland nicht die Sendungen, die nicht unmittelbar, sondern über andere Länder nach Deutschland gegangen sind. Wenn in der norwegischen Handelsstatistik die Ausfuhr nach Holland auf annähernd 35 Millionen Kronen angegeben wird, so sind darin zweifellos auch zahlreiche für Deutschland bestimmte Sendungen mit einbegriffen. Als Abnehmer norwegischer Waren steht daher Deutschland nicht so weit hinter England zurück, wie es nach der norwegischen Statistik den Anschein hat. Die Einfuhr Deutschlands aus Norwegen besteht hauptsächlich in Fischen, Tran, Kleie, Kalziumkarbid, chlorsaurem Natron, Hummer, Steinen, Häuten, Fellen, Holz und Zellulose.

Haben sich die deutsch-norwegischen Handelsbeziehungen schon unter den gegenwärtigen Verhältnissen im allgemeinen günstig entwickelt, so würden sie zweifellos bei Abschluß eines vorteilhafteren Handelsvertrages und bei Änderung der norwegischen Konzessionsgesetzgebung einen beträchtlichen Aufschwung erfahren können. Norwegen steht in einer Periode steigender Eisenerzgewinnung, und die Zeit wird nicht mehr allzu fern sein, wo das Land jährlich über 1 Million t Eisenerz fördern kann. Norwegens reichste Eisenerzlager befinden sich im Norden und im Trondhjemschen Distrikt. Die in den Südvaranger Gruben anstehenden Erzmengen werden auf 100 Millionen t berechnet. Man glaubt, die Jahresförderung dieser Gruben bis auf 600 000 t steigern zu können. Die bei Dunderland liegenden Eisenerzfelder enthalten etwa 110

bis 120 Millionen t Eisenerz. Ihr Betrieb ist eine Zeitlang eingestellt gewesen, er ist aber nach schwedischem Muster wieder aufgenommen worden; die Gruben sollen rund 200 000 t im Jahre liefern. Insgesamt dürften in den nördlichen Gruben 330 bis 365 Millionen t Roherz anstehen. Hierzu kommen die reichen Kirungruben, die über Narvik ausführen. Auch im Trondhjemschen Revier hat man ungeahnt große Erzvorkommen angetroffen. Das Land bietet also genug Erz für die Anlage von Eisenwerken in verschiedenen Teilen Norwegens und für die Ausfuhr. Nachdem in bezug auf die Erwerbung von Bergwerken, Wasserfällen, Wäldern einige Jahre hindurch provisorische Gesetze in Kraft waren, ist die Angelegenheit unter dem 18. September 1909 gesetzlich unter sehr erschwerenden Bedingungen geregelt. Das Gesetz trägt ein durchaus protektionistisches Gepräge; die Konzession, die für die Erwerbung und Ausnutzung der genannten Naturschätze erteilt wird, enthält eine Reihe von Bedingungen, die zum Teil geradezu abschreckend auf das ausländische Kapital wirken müssen. Das norwegische Kapital selbst hat sich bislang sehr zurückhaltend gezeigt, und die Wirkung der neuen norwegischen Konzessionsgesetzgebung besteht darin, daß sich auch das Ausland, insbesondere auch Deutschland, zurückhält, und daß die Norweger ohne Mitwirkung fremden Kapitals überhaupt nichts mehr unternehmen. Es ist vor allem deutsches und englisches Geld, das in nicht unerheblichem Maße bisher in Norwegen Anlage gesucht und gefunden hat, namentlich in der Bergwerksindustrie. Bekannt ist die im Jahre 1907 von der Oberschlesischen Eisenbahnbedarfs-A.-G. und der Donnersmarckhütte gebildete norwegische Gesellschaft Salangen, die Bergwerksgerechtigkeiten im Bezirk Salangen am Tromsoe erworben hat. Das Aktienkapital betrug ursprünglich 1½ Millionen Kr. und ist später auf das Doppelte erhöht worden. Weiter ist nicht unbedeutendes deutsches Kapital an der norwegischen Salpeter-Industrie in Verbindung mit der Ausnutzung der Wasserfälle zur Herstellung eines neuen Düngstoffes mit Hilfe des Stickstoffes der Luft beteiligt; u. a. ist die Badische Anilin- und Soda-Fabrik daran stark interessiert. Vor etlichen Jahren wurde die große englisch-norwegische Dunderlandsdal-Gesellschaft gegründet, die nördlich von Trondhjem am Ranenfjord arbeitet. Später wurde der Norsk-Malm-Export ins Leben gerufen zur Ausbeutung der Eisenerzfunde in Arendal und anderen Gebieten. An der Eisenerzgesellschaft in Südvaranger, wo sich eine Menge Eisenerzlager befinden, ist u. a. die Norddeutsche Bank mit 12 Millionen M. beteiligt.

Es ist eine bezeichnende Tatsache, daß bis jetzt kaum eine größere Grubengesellschaft Norwegens einen lohnenden Betrieb aufweisen kann. Diese Tatsache gilt auch von anderen Industriezweigen, und sie erklärt sich dadurch, daß das Land nicht die zur Leitung derartiger Unternehmungen geeigneten Männer besitzt, ferner auch dadurch, daß es bei seinem sehr ausgeprägten demokratischen Charakter dem Ingenieur- und Arbeiterstande an der erforderlichen Erziehung für industrielle Betätigung fehlt. Trotz dieser Tatsachen, die auch von einsichtigen Norwegern nicht bestritten werden, versucht man, die Ausländer auf alle mögliche Weise dem Lande fernzuhalten. So bestimmen z. B. die Konzessionsgesetze für die Ausnutzung von Wasserfällen und die Ausbeutung von Bergwerken, daß grundsätzlich alle Angestellten und Arbeiter Norweger sein müssen, und daß konzessionierte Wasserfälle oder Bergwerke nach einer gewissen Zeit an den Staat zurückfallen. Hiernach ist für die Bestellung eines Ausländers stets die Zustimmung der Regierung erforderlich — eine Vorschrift, die rücksichtslos gehandhabt wird, wie ein Fall beweist, in dem einer englischen Gesellschaft nicht einmal gestattet wurde, einen englischen Buchhalter anzustellen, um die Geschäftsführung zu überwachen. Handelt es sich darum, ausländisches Kapital nach Norwegen zu ziehen, so werden weitgehende Versprechungen gemacht; nachher treibt jedoch der norwegische Chauvinismus die seltsamsten Blüten, der sogar so weit geht, daß sich das Ministerium nicht scheut, Gesellschaften, die früher unter günstigeren Bedingungen Konzessionen erhalten haben, vorzuschlagen, diese abzuändern und zu erklären, daß weitere Zusatzkonzessionen nur unter Abänderung der früheren Bedingungen erteilt werden würden. Daraus entstehen naturgemäß fortgesetzt Schwierigkeiten.

Eine derartige Wirtschaftspolitik ist selbstverständlich nicht geeignet, die weitere Entwicklung des Wirtschaftslebens in Norwegen zu fördern; sie erklärt sich daraus, daß in diesem demokratischen Lande auch wirtschaftliche Fragen nicht nach ruhigen geschäftlichen Grundsätzen beurteilt werden, sondern nach politischen Zweckmäßigkeitserwägungen. Es ist zu wünschen und an der Zeit, daß die politischen Verhältnisse Norwegens bald eine Änderung der Wirtschaftspolitik ermöglichen möchten im Interesse des Allgemeinwohls des Landes und im Interesse der an der Entwicklung Norwegens beteiligten Auslandsstaaten, darunter auch Deutschlands. Auf die Dauer würde es sonst kaum ausbleiben können, daß Deutschland aus dem Verhalten Norwegens die Lehren und Konsequenzen zieht und die Norweger von seinen Bildungsstätten und den industriellen Betrieben ausschließt. Alljährlich kommt eine beträchtliche Anzahl Norweger nach Deutschland, die hier ihre Ausbildung empfangen oder auch Stellungen in gewerblichen Betrieben (in der chemischen Industrie, in der Elektrotechnik und im Wasserbau) finden. Die Statistik beweist, daß verhältnismäßig weit mehr Norweger in Deutschland leben als Deutsche in Norwegen (etwa 2000 zu 1000), und man sollte billigerweise erwarten können, daß das kleine Volk von noch nicht 2½ Millionen Menschen gegenüber einer Nation wie der deutschen keinen ungesunden und ungerechtfertigten Chauvinismus treibt. Der norwegische Ministerpräsident erklärte am 11. Februar v. J., die Regierung werde versuchen, eine gleichmäßige, den wirtschaftlichen Hilfsmitteln des Landes angepaßte Entwicklung zu fördern. Hoffentlich folgen diesen Worten auch bald die Taten.

Internationale Wochenschrift für Wissenschaft Kunst und Technik

herausgegeben von Prof. Dr. Paul Hinneberg, Berlin, Zimmerstr. 36

Verlag: August Scherl, Berlin SW, Zimmerstraße 36-41. — Druck: Bayerische Druckerei und Verlagsanstalt G. m. b. H. in München, Bayerstraße 57.

5. Jahrgang Nr. 27
8. Juli 1911

Inseraten-Annahme bei den Annoncen-Expeditionen von August Scherl G. m. b. H., Berlin und Daube & Co. G. m. b. H., Berlin und deren sämtlichen Filialen.

Für die Redaktion verantwortlich: Professor Dr. Wilhelm Paszkowski, Berlin-Gr. Lichterfelde.

Erscheint jeden Sonnabend. — Preis vierteljährlich für Deutschland und Oesterreich **3 Mark**, für die übrigen Länder des Weltpostverkehrs **4 Mark 30 Pfg.** bei direktem Bezug unter Kreuzband. — Einzelnummer **25 Pfg.** — Inserate die dreigespaltene Nonpareillezeile **50 Pfg.** — Abonnements nehmen alle Buchhandlungen und Postanstalten, sowie sämtliche Geschäftsstellen von August Scherl G. m. b. H. entgegen.

INHALT

Die Abhandlungen erscheinen in deutscher Sprache, englische und französische auf Wunsch der Autoren im Urtext

Reformbestrebungen im Rechtsleben und der Verein „Recht und Wirtschaft“.

Vortrag des Oberlandsgerichtspräsidenten Dr. V. Börngen in Jena, gehalten am 10. Juni 1911 in der Juriſtischen Gesellschaft zu Berlin.

Ich will zu Ihnen sprechen von den Reformbeſtrebungen im Rechtsleben und von dem jungen Verein »Recht und Wirtſchaft«, der sich zur Aufgabe geſtellt hat, Recht in Juſtiz und Verwaltung nach den besonderen Bedürfnissen der Gegenwart zu entwickeln.

Was soll das Recht?

Es soll die menschlichen Lebensverhältnisse ordnen. Es soll ordnen. Dazu bedarf es feſter, ſtarrer Regeln, Regeln, die feſtſtehen und sich nicht ändern; denn andernfalls kann sich der Verkehr nicht danach richten und iſt es im Streitfalle dem Richter schwer, nach ihnen zu entscheiden.

Es soll die menschlichen Verhältnisse ordnen. Diese sind mannigfaltiger Art, nur in dehnbare, elaſtische Regeln lassen sie sich einordnen, und die Lebensverhältnisse ändern sich von Tag zu Tag, das haben wir in dem letzten halben Jahrhundert alle genugsam erfahren.

Wie muß nun das Recht beschaffen sein? Starr und beſtändig oder elaſtisch und beweglich?

Sehen wir auf Rom, das klassische Land des Rechts.

Hier hatte das Volk der Ariſtokratie das Zwölftafelgesetz abgerungen. Eifersüchtig wachte man über diesem Palladium der Gerechtigkeit. Aber mit diesem alten jus civile konnte der Verkehr nicht gemeiſtert werden. Sollte fortgesetzt die Gesetzgebung in Tätigkeit treten? Das war zu schwerfällig. Das Volk betraute deshalb Gerichtsbeamte, die Prätoren, mit einem Verordnungsrecht, dem jus edicendi. Mit diesem brachten sie unter Beachtung des fortschreitenden Verkehrs, von mos und consuetudo das alte Gesetz zur vollen Durchführung, sie ergänzten es und änderten es. Das prätorische Recht war da, wie die Quellen sagen, adjuvandi, supplendi, corrigendi juris civilis causa. Man nannte es die viva vox juris civilis. Die Römer sahen also das Recht als etwas Lebendes an, das Lebendige wächſt aber, ändert sich, geſtaltet sich um. Die Republik fiel, das Kaiserreich trat an ihre Stelle. Nun kam das Recht vom Herrscher. Dieser behielt den beweglichen Faktor in der Rechtsbildung bei, er ersetzte das Edikt des Prätors durch die responsa jurisprudentium. Angesehene Juriſten patentierte er, gab ihnen die Macht, den Parteien Rechtsgutachten zu erſtatten, die den Richter banden. Auch das jus respondendi war wie das Prätorenrecht da adjuvandi, supplendi und corrigendi juris civilis gratia. Man nannte diese Tätigkeit der respondierenden Juriſten interpretatio

juris civilis, Auslegung des Rechts. Freilich war es andere Auslegung der Gesetze, als wir sie jetzt haben. Jetzt soll die Auslegung nur feststellen, was das Gesetz sagt, damals war sie Fortentwicklung, Fortdildung des Rechts nach den Bedürfnissen der vorwärts schreitenden Zeit. Man stellte sich die Sache so vor: Das geschriebene Recht ist der voll entfaltete Gesetzesbefehl, in diesem liegt aber auch, nicht entfaltet, keimartig verborgen, das jus non scriptum, die aequitas; diese Keime hat der Interpret zu entwickeln. Also auch unter den Kaisern war Leben und Fortschritt im Recht; das Recht des Tages kam, wie früher durch die Prätoren, jetzt durch die jurisprudentes zur Geltung.

Das römische Reich war schon im Sinken, da kam in Byzanz Justinian auf den Thron. Er kodifizierte das römische Recht und zerschnitt ihm zugleich den Lebensnerv. Jede Auslegung des Gesetzes verbot er, er behielt sie sich selbst vor. Der Fortschritt war damit auf die zwei Augen des Kaisers gestellt. Und das Kaisertum sank, im Westen war es schon unter den Tritten der Völkerwanderung zusammengebrochen. Damit schien das Schicksal des römischen Rechts besiegelt zu sein. Aber es kam anders. Nach Jahrhunderten fanden oberitalienische Gelehrte das corpus juris unter den Trümmern einer versunkenen Welt. Glossatoren werden sie genannt, weil sie das corpus juris glossiert haben. Aber sie glossierten es nicht nur, sie lehrten es, lehrten es als eine weltliche Offenbarung, als etwas fast Überirdisches, als das Recht και᾽ ἐξοχήν. Und Schüler strömten ihnen zu, aus allen Ländern kamen sie, auch über die Alpen aus Deutschland.

Hier in Deutschland war ein nationales Recht, aber es war kein einheitliches, und es genügte den Bedürfnissen des Verkehrs, der sich gegen Ende des Mittelalters mächtig entfaltete, nicht mehr. Eine Zentralgewalt, die es vermocht hätte, das Recht zur Einheit zusammenzufassen und fortzubilden, fehlte, eine Rechtswissenschaft gab es nicht. Da brachten die jungen doctores juris über die Alpen aus Oberitalien das römische Recht, in dem sie eine Offenbarung höchster juristischer Weisheit verehrten. Das war ein einheitliches, das war ein Recht, geeignet, allen Bedürfnissen der Zeit gerecht zu werden. Es war die Zeit der Renaissance, wo das Altertum zu neuem Leben erweckt wurde. Das Reich deutscher Nationen war stolz darauf, auf das römische Reich als seinen Ahnherrn verweisen zu können. Die Volksrichter konnten nicht Widerstand leisten. So hielt das römische Recht seinen Einzug in Deutschland. Die Reichskammergerichtsordnung von 1495 gab ihr Ja und Amen, das Kammergericht solle hinfüro nach des Reichs gemeinen Rechten entscheiden.

So ward das corpus juris in Deutschland »rezipiert«. Aber man hatte in dem corpus eine Leiche nach Deutschland gebracht. Für viele nur ein Beispiel: Das corpus juris erklärt die Erbverträge für ungültig, weil der Römer es für unsittlich hielt, sich in seinem letzten Willen zu binden. Der Deutsche dachte anders, ihm galt es für erlaubt, für durchaus dem Sittengesetz entsprechend, sich in der Verfügung über den Nachlaß vertraglich zu binden. Hätten nun der römische Kaiser, der respondierende Jurist oder der Praetor auch nur einen Tag in Deutschland einmal ihres Amtes walten können, sie hätten den Satz, daß Erbverträge ungültig seien, beseitigt. Aber das Gesetz war erstarrt. Und so kam es zu einem Kampf auf Leben und Tod zwischen dem Erbvertrag und dem römischen Recht. Jahrhunderte hat er gedauert. Und wenn das römische Recht hier einmal nicht den Sieg davongetragen hat, wenn es den deutschen Rechtsgedanken hier nicht hat erwürgen können, so ist das erfreulich, ändert aber nichts an dem trüben Bild; es hat so viele gesunde Blüten deutschen Rechtslebens geknickt!

Die Interpretation seines Gesetzgebungswerkes hatte Justinian bei Strafe verboten. Aber der Arm, der diesem Verbot Geltung verschaffen konnte, fehlte. Die Gelehrten machten sich an die Arbeit und interpretierten das corpus juris, wie man nur je ein Gesetzbuch interpretiert hat. Aber vor dem Kaiser, vor dem toten Kaiser machten sie halt. Es kam die grammatisch-logische Interpretation auf, die nicht erstrebte, das Alte der Gegenwart anzupassen, die sich damit genug tat, das Alte, das vollkommen sei und der Verbesserung nicht bedürfe, wissenschaftlich auszubauen. Die neue Methode hat ihren Begründer in Donellus, einem Gelehrten aus dem 16. Jahrhundert. Sie kann noch heute als herrschend bezeichnet werden. Sie geht davon aus: Maßgebend ist, was der Gesetzgeber Justinian sagt. Nun kann er mehr

geschrieben haben, als er gedacht hat, dann iſt reſtrictiv zu interpretieren, er kann auch weniger geschrieben haben, als er beabsichtigt hatte, dann iſt extensiv auszulegen; wegen Gleichheit des Grundes kann der einzelne Gesetzesbefehl auch auf rechtsähnliche Fälle erſtreckt werden (Gesetzesanalogie); Lücken im Rechtsganzen gibt es nicht, treten solche hervor, so iſt das nur Schein, sie sind auszufüllen durch den Geiſt des Rechtsganzen (Rechtsanalogie).

Diese Wissenschaft ſtarrte, wie wir sehen, nur auf Juſtinian, der das Recht für sein Reich geschrieben hatte, nicht aber achtete sie auf das Rechtsleben des Volkes, für das es jetzt beſtimmt war.

Es iſt die alte Geschichte: kann der Baum am Erdboden seine Äſte nicht ausbreiten, so wächst er in die Höhe.

Die Begriffe, die das römische Volk bis Juſtinian entwickelt hatte, paßte man nicht dem Rechtsleben des deutschen Volkes an, entwickelte man nicht ihm entsprechend fort, ohne Kritik wurden sie übernommen und mit eiserner Energie feſtgehalten. Geändert wurde nichts daran, nur verfeinert wurden sie, immer mehr verlor man sich in dem juriſtischen Begriffshimmel. — Von der Welt unten wußte man nichts, und wollte man nichts wissen, fiat justitia, pereat mundus! war das schreckliche Losungswort.

Sie sehen, man kann seine Freude haben an dem römischen Recht, als es gesund die Glieder ſtreckte, und kann sich abwenden von dem Bild, wo es als gemeines Recht leblos dahingeſtreckt lag, den Messern der Scholaſten preisgegeben.

Die Gelehrten des gemeinen Rechts, diese Knechte Justinians, saßen im Begriffshimmel, und doch lehrten sie die Männer, die dann dem Volke Recht sprachen. Vom Lehrer lernte der Schüler die Welt, in die er hinunterſteigen mußte, gründlich verachten. Der im reinen Äther des Begriffshimmels erzogene Richter mochte die Luft des Marktes, der Gasse nicht atmen. Was das Volk dachte, was es empfand, war ihm gleichgültig; dem Rechtsgefühl des Volkes, dem gesunden Menschenverſtand Beachtung zu schenken, war er nicht gewillt. So war es noch zu einer Zeit, die garnicht lange entschwunden iſt. Ein Fall aus meiner juriſtischen Jugend: Beim Landgericht hatte der Nachbar den Nachbar verklagt. Der Beklagte, vertreten durch einen romaniſtisch fein gebildeten Anwalt, führte aus, die Klage finde nach römischem Recht nicht ſtatt. Der Kläger suchte diese Ausführungen zu entkräften und sagte zum Schluß, daß ihm geholfen werden müsse, das sage doch der gesunde Menschenverſtand. Aber da kam er bei dem Beklagten schön an. Mit erregter Stimme rief dieser: Hier handelt es sich um das römische Recht, und das hat mit dem gesunden Menschenverſtand garnichts zu tun! Und nun geschah das Unglaubliche: kein Mensch im Gerichtssaal rührte sich, keiner legte Verwahrung ein gegen diese unerhörte Schändung des Tempels der Gerechtigkeit; selbſt der Kläger ward kleinlaut. Freilich die Heiligen, vor denen man damals auf den Knien lag, wußten nichts von dieser Quelle zu sagen, aus der der gute Richter doch täglich schöpfen muß.

Einzelne rüttelten ja an den Fesseln Justinians. Rudolf von Jhering wollte die Theorie zur Praxis führen und die Praxis von einer Theorie befreien, die nicht von dieser Welt war. Aber es iſt ein Traum gewesen, klagte er schließlich. Und das Volk? Es hielt ſtill; was die hohe Obrigkeit tat, erschien oft unbegreiflich, aber gemurrt wurde nur im ſtillen.

Waren doch damals auch die anderen Wissenschaften noch im Banne der Scholaſtik. Davon befreiten sie sich jetzt, das Recht folgte nach, freilich folgte es langsam nach.

Die Entwicklung wäre rascher gewesen, wenn nicht jetzt eine große Aufgabe alle Kräfte des Juriſtenſtandes in Anspruch genommen hätte. Das deutsche Volk sollte endlich ein gemeinsames nationales Recht erhalten.

Schon nach den Freiheitskriegen wurde das Verlangen nach einem einheitlichen Rechte laut. v. Savigny brachte diese Stimmen zum Schweigen. Er, der spätere preußische Gesetzgebungsminiſter, sprach dem Zeitalter den Beruf zur Gesetzgebung ab. Aber auch ein Savigny kann dem rollenden Rade der Zeit nicht in die Speichen fallen. Noch unter dem Bundestage bekamen wir die deutsche Wechselordnung, das deutsche Handelsgesetzbuch. Auf den Schlachtfeldern von Böhmen und Frankreich ward die deutsche Einheit gewonnen. Nun wurde der Ruf: *ein* Reich, *ein* Recht! unwiderſtehlich, jetzt mußte das Verlangen befriedigt werden.

In 40jähriger unermüdlicher, schwerer Ar-

beit hat der deutsche Juristenstand ein einheitliches Recht geschaffen und in die Praxis übergeführt. Fürwahr, eine große Leistung, eine Leistung, für die er Dank verdient hätte. Er hat ihn nicht gefunden, und hat — und das ist noch schlimmer — auch selbst die Befriedigung nicht empfunden, die man hat, wenn man eine große Aufgabe glücklich gelöst hat. Wie ist das gekommen? Man hatte zu viel alten Wein in die neuen Schläuche gegossen.

Das Strafgesetzbuch war halb veraltet schon, als es kam. Die Zivilprozeßordnung befreite von den schmachvollen Banden des gemeinen Prozesses, aber gefesselt blieb der Richter, jetzt warf man ihn in die Ketten der modernen Prozeßmaximen. Schon nach wenigen Jahren ward es klar, die Prozeßordnung ist in der Praxis nicht recht durchzuführen. Die Gerichte seufzen, daß durch den Parteibetrieb die rasche Erledigung des Prozesses ihnen erschwert werde, daß der Anwaltszwang dazu führe, daß die Parteien dem Gerichte nicht zu Gesichte kommen.

Die Strafprozeßordnung hat einer ihrer Väter, Rudolf v. Gneist, eine Zangengeburt genannt. Die Narben, die ihr die Zange bei der Geburt verursacht hat, sind jetzt noch zu sehen. Und sie ist ein Schmerzenskind Zeit ihres Lebens gewesen. Der Arzt ist nicht aus dem Hause gekommen, man lese nur die Protokolle über die Verhandlungen des Reichstages in den letzten Jahrzehnten nach.

Aber auf das deutsche Bürgerliche Gesetzbuch können wir doch stolz sein? Gewiß können und sollen wir uns freuen, daß wir endlich ein deutsches Gesetzbuch haben. Es ist dies ein wertvoller nationaler Besitz, auch in juristischer Beziehung kostbar, denn es enthält viele große Fortschritte. Aber die Romanisten sind die Väter des Gesetzes, und deshalb zeigt das Gesicht des Kindes viele scholastische Falten. Otto v. Gierke erhob gegen den ersten Entwurf den Vorwurf, er sei weder deutsch, noch sozial, noch volkstümlich. Er hatte nur zu recht. Das Verdienst dieses Mannes ist es, daß vom deutschen Recht so manches in das neue Recht hinübergerettet wurde, und daß auch der soziale Gedanke in ihm zum Ausdruck kam.

Zum Unglück für das Gesetz, zum Glück für die Rechtsentwickelung erblickte ein neues bürgerliches Recht das Licht der Welt in dem Jahre, in dem das deutsche Gesetzbuch in Kraft trat. Es ist das Schweizerische Zivilgesetzbuch. Sein Vater ist Eugen Huber, der frühere Journalist und jetzige Professor in Bern. Weit überragt dieses Werk den deutschen Vorgänger. Man hat gesagt, das sei natürlich, Huber hat ja auf den Schultern der deutschen Gesetzgebung gestanden. Ganz gewiß hat er es, nur schmälert das nicht Hubers Verdienst. Schon der Artikel 1 des Schweizerischen Gesetzbuchs, der den Richter im Lückenfall an die Stelle des Gesetzgebers setzt, ist eine gesetzgeberische Großtat ersten Ranges.

Mit deutschem Fleiß hatten die Juristen in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts die deutsche Rechtseinheit geschaffen und in die Praxis eingeführt. Während sie die Arbeit ganz gefangen nahm, hatte sich die Welt um sie herum verändert, gewaltig verändert. Die Zahl der Bevölkerung war beispielslos gewachsen, noch gewaltiger war der Reichtum gestiegen. Die entwickelte Technik, der Aufschwung des Handels und der Industrie hatten neue Rechtsgebiete erschlossen, ich erinnere an das Gebiet des geistigen Eigentums. Die patriarchalischen Verhältnisse, die bisher den Gegensatz zwischen Arm und Reich gemildert hatten, waren geschwunden, der soziale Gedanke hielt seinen Einzug in die Gesetzgebung und in die Rechtsprechung. Nicht mehr einzelne traten auf, überall ballten sich Interessengruppen zusammen und führten ihre Sache gemeinsam auch vor Gericht. Welch anderes Bild bietet der Gerichtssaal jetzt als vor einem halben Jahrhundert. Ein billig Denkender hätte sich gesagt: es ist der Gesetzgebung und der Rechtspflege Zeit zu lassen, sich in die neuen Verhältnisse hineinzufinden, sich darin einzuleben. Aber von einer Schonzeit wollte das Volk nichts wissen.

Es war mündig geworden, nicht wie ehedem sah es mit Scheu auf die Bureaukratie als auf die von Gott gesetzte Obrigkeit. Das allgemeine Wahlrecht hatte bei ihm das Verlangen wachgerufen, seine Geschicke überall selbst zu bestimmen. Es wollte beurteilt werden nach dem Rechte, das mit ihm geboren, nach seinem Rechtsgefühl. Entsprach das Urteil, wie so oft geschah, nicht diesem, so war der Richter schuld. Rechtsfremd wie es war, konnte es nicht er-

kennen, daß oft das Gesetz die Ursache war. Man wußte, der Richter ist gesetzeskundig, der Richter ist gewissenhaft, so blieb nur die Erklärung: der Richter versteht von der Sache, die zu entscheiden ist, nichts. Es wurde das Wort von der Rechtsfremdheit des Richters geprägt. Zunächst fand es keinen Glauben. Die Richter beachteten es in vornehmer Zurückhaltung nicht. Immer und immer wieder wurde es wiederholt, wiederholt von einer Presse, die oft schlecht unterrichtet war, zum Teil auch darauf ausging, das Ansehen des Gerichts zu untergraben. Wahrlich, Cato Censorius war ein großer Menschenkenner und Volkspsychologe, mit seinem fortgesetzten ceterum censeo hat er Karthago schließlich zu Falle gebracht. Der Schneeball am Gipfel des Berges ist im Tale die Lawine, die Häuser zerstört und Menschen vernichtet. Jetzt fand das Wort Glauben, und heute ist der brave Bürger nicht befriedigt, wenn er nicht wenigstens in der Woche einmal von der Weltfremdheit der Richter in seiner Zeitung liest, er sonnt sich dann so recht an der eigenen Klugheit. Nun ward die Sache ernsthaft, man verlangte stürmisch: Los von den Gerichten! Die Regierung gab nach. Es kamen die Gewerbegerichte, dann die Kaufmannsgerichte. Jetzt ist man dabei, einen dritten großen Ast von dem Baume der Rechtspflege abzuhauen, man fordert gewerbliche Sondergerichte. Nun ist jedem klar: videant consules, ne quid detrimenti res publica capiat!

Und ein Unheil kommt selten allein. Feinde ringsum, dazu offene Empörung im eigenen Lager. Bisher war die Juristengemeinde eine einige rechtgläubige Gemeinde gewesen. Zwar nach dem finstern Grundsatz: fiat justitia, pereat mundus! handelte man nicht mehr. Die Juristen waren doch moderne Menschen geworden, sie wollten die Welt nicht verderben, sie waren bestrebt, ernstlich bestrebt, Schaden zu verhüten und Segen zu stiften. Aber der Mantel einer veralteten Orthodoxie hing noch über den Schultern. Wie oft hinderte der die gute Tat. Da traten Neuerer auf und riefen: das Gesetz ist zum Nutzen des Volkes da; bringt seine Anwendung Schaden, dann entscheiden wir ohne das Gesetz, gegen das Gesetz! So wurden wenigstens ihre Worte verstanden. Das war offene Rebellion, das war Rechtsanarchie, das war Absolutismus des Richters, ein Absolutismus, den man beim Herrscher kaum erst gebrochen hatte. Und in das Volk hinaus um das Lager herum drang die Kunde von der neuen Lehre. Das Volk, das soeben erst geschrieen hatte: kreuzige den Richter, den weltfremden Richter, der, weil weltfremd, nicht Vollzieher des Gesetzes sein kann!, jetzt rief es: Hosianna dem Richter, der den hohen Stuhl des Gesetzgebers besteigen will! Wirklich, difficile est satiram non scribere.

Das war die Krisis. Jetzt kam die Gesundung. Man wandte das Augenmerk auf bisher vernachlässigte Fragen, man prüfte, ob wirklich das Gesetz lückenlos, man untersuchte, welcher Art die richterliche Tätigkeit sei.

Das Dogma von der Lückenlosigkeit der Gesetze ward überwunden. Beim Mosaikwerk des corpus juris mit seinen ungezählten Rechtssätzen, die bunt durcheinander gewürfelt sind, konnte der Glaube wohl aufkommen, es enthalte eine Entscheidung für jeden Fall. Die neuen Gesetze mit ihrer systematischen Ordnung und in ihrer größeren Durchsichtigkeit verrieten gar schnell die Blößen, die sie hatten. Dem römischen Recht, das wie Lohengrin aus dem Glanze des Grals geheimnisvoll durch die Lüfte zu uns gekommen war, konnte ein gläubiges Gemüt wohl überirdische Kräfte zutrauen; den modernen Gesetzgeber kannte man, er leistete oft Großes, aber das Seherauge, alle Fälle, die der Rechtsverkehr in Zukunft brachte, vorauszusehen, die Fähigkeit, auch nicht vorausgesehene Fälle im voraus richtig zu ordnen, hatte er nicht. Ja, als vernünftiger Mann konnte er den Willen, sie zu ordnen, garnicht haben. Es ward klarer und klarer: eine Grenze hat der Gesetzesbefehl. Selbstverständlich liegt sie nicht da, wo sein Buchstabe endet. Die Auslegung kann den Buchstaben des Gesetzesbefehls erweitern. Ihn aber darüber hinaus zu erstrecken und alle Fälle, die der Verkehr neu schafft, ihm zu unterstellen, nur um das alte Dogma von der Lückenlosigkeit des Gesetzes zu retten, ist unsinnig.

Durch Jahrhunderte hindurch hatte man die Richtertätigkeit als eine intellektualistisch-mechanische angesehen. Das Gesetz war der Automat, der die Entscheidung jedes einzelnen Falles in sich barg, es galt nur, sie mit den Zangen der Grammatik und Logik aus ihrem Versteck herauszuziehen. Der Jurist wurde

gelehrt, die richtige Münze zu finden und in den Apparat einzuwerfen: dann war die rechte Entscheidung da. Bei näherer Betrachtung fand man, daß auch hier die Sache anders sei, als man bisher geglaubt hatte. Das Gesetz enthielt die Entscheidung des einzelnen Falles nicht in sich, sie wollte geschaffen sein, mußte geschaffen werden durch die bildende Hand des Richters, das Rechtsprechen war nicht ausschließlich eine von den Regeln der Logik beherrschte Verstandestätigkeit, es war eine schaffende Tat des Künstlers, juris prudentia est ars boni et aequi hatten schon die feinsinnigen Römer gesagt. Auch innerhalb der Grenzen des Gesetzesbefehls schuf die Kunst des Richters die Entscheidung.

Wie nahe kam da der Gedanke, es müsse auch die schöpferische Hand des Richters sein, die die Lücken des Gesetzes auszufüllen habe. Und diesem Gedanken gab Ausdruck ein Gesetz, das im kommenden Jahr in Kraft treten soll. Das Schweizerische Gesetzbuch verordnet in Artikel 1:

»Das Gesetz findet auf alle Rechtsfragen Anwendung, für die es nach Wortlaut oder Auslegung eine Bestimmung enthält«.

»Kann dem Gesetz keine Vorschrift entnommen werden, so soll der Richter nach Gewohnheitsrecht und, wo auch ein solches fehlt, nach der Regel entscheiden, die er als Gesetzgeber aufstellen würde«.

Das war Freiheit des Richters, die Freiheit, die ihn rettete aus den Banden einer veralteten Lehre und Überlieferung, die ihn so oft gehindert hatten, das zu tun, was man von ihm verlangte, und was er so gern getan hätte.

Noch sahen aber nur einzelne die Ketten, in denen sie lagen. Es galt, alle zu befreien und darum allen die Augen zu öffnen. Es galt, gegen das Veraltete mobil zu machen und alle der Freiheit zuzuführen. Den Ruf: Los von der Scholastik! hat Ernst Fuchs erhoben. Der Name dieses Mannes erweckt bei Manchem Unbehagen. Auch ich verwerfe seinen Radikalismus und mißbillige die maßlose Heftigkeit, mit der er gegen uns werte Institutionen, gegen hochverdiente Männer vorgegangen ist. Aber das ändert nichts daran: er hat dem Vaterland einen großen Dienst geleitet. Er hat die Gestellungsorder gegen den gemeinsamen Feind bis ins letzte Dorf hinausgetragen. Er hat mit einer Stimme, die keiner überhören konnte, der sich der Welt nicht absichtlich verschließt, zu den Fahnen gerufen. Und weckt mich einer aus dem Schlaf und warnt mich vor einer Gefahr, so danke ich ihm. Ich danke ihm, auch wenn sich herausstellt, daß es nur Diebe waren, die mich bedrohten, während er »Mörder und Räuber« gerufen hat, und grolle nicht, wenn der Warnende Scheiben einschlug, die er hätte schonen können.

Fuchs hat gegen den Feind mobil gemacht; wie er zu bezwingen sei, das hat er nicht gezeigt. Man hat ihn gefragt, und er hat acht Paragraphen hingeworfen, mit denen uns zu helfen sei: an Stelle des Bürgerlichen Gesetzbuchs tritt das Schweizerische Zivilrecht, an Stelle der Zivilprozeßordnung die österreichische Zivilprozeßordnung, es werden die Landgerichte und Oberlandesgerichte aufgehoben, es bleiben nur Friedensrichter, Schöffengerichte und das Reichsgericht; alle Richter haben gleichen Rang und ein gleiches Gehalt von jährlich 30,000 Mark. Über den letzten Punkt hätten vielleicht die deutschen Richter, obwohl sie wahrlich gelernt haben, bescheiden zu sein, mit sich reden lassen; aber der ganze Vorschlag war doch nicht ernst zu nehmen. Fuchs hat ihn offenbar auch selbst nicht ernst gemeint. So mit ein paar Federstrichen läßt sich die Sache nicht machen. Von dem, was Fuchs den Scholastizismus im Rechtsleben genannt hat, und was man seitdem so bezeichnet, kommt man so leicht nicht los. Es bedarf längerer Arbeit, einer Arbeit, an der sich alle Kreise des Volkes beteiligen müssen. In modernem Sinne zu beeinflussen sind zunächst alle an der Rechtspflege und Staatsverwaltung Beteiligten, erst allmählich ist Klarheit zu schaffen, wie man gesetzgeberisch vorzugehen hat.

Alfred Bozi war es, der meines Wissens zuerst den Gedanken aussprach, man müsse zusammen — Juristen mit Laien — vorgehen. Bozi hat manchen Gegner. Seine Weltanschauung der Jurisprudenz hat freudige Zustimmung, aber auch Ablehnung erfahren. Ich habe mich hier nicht mit Bozi auseinanderzusetzen, aber das muß gesagt werden, wenn Bozi der Rechtswissenschaft Rückkehr zur Natur predigt, so muß ihm jeder zustimmen, das ist ein gesunder Gedanke. Sollte er jedoch meinen, die Rechtswissenschaft sei nach der Methode der Naturwissenschaft

zu betreiben, so wäre das nicht richtig. Gewiß können wir von den Erfahrungswissenschaften manches, viel lernen, aber die Rechtswissenschaft ift keine Naturwissenschaft und wird es niemals werden.

Bozi wandte sich im vorigen Sommer nach Jena, wo er freiheitliche Stimmen gehört hatte. Dort war man bereit, mit ihm zusammenzugehen und einen Aufruf zum Zusammenschluß zu erlassen, nur dürfe dieser nicht den Bozischen Standpunkt einseitig betonen. Bozi erklärte sein Einverftändnis, später trat er allein in die Tagespresse hinaus. Nun gab es auch für die Jenenser kein Zaudern mehr. Ich rede von Jenensern und habe nicht erwähnt, daß sie unterdeß in Berlin und Leipzig wertvolle Unterftützung gefunden hatten.

Es erschien der Aufsatz »Um das Recht der Gegenwart« in der Deutschen Juriften-Zeitung vom 1. Februar 1911. Darin wurde der Jenenser Aufruf im Auszug mitgeteilt und aufgefordert, es möchten sich alle modern Gerichteten vereinigen zu dem gemeinsamen Streben, die Klage über den Zwiespalt zwischen Rechtsleben und Volksempfinden zum Verftummen zu bringen.

Die Aufforderung wirkte. Schon am 19. Februar fanden sich im Esplanade-Hôtel in Berlin eine große Anzahl angesehener Männer aus Juftiz, Verwaltung und Laienwelt zusammen, es wurde die Gründung eines Vereins zur Förderung zeitgemäßer Rechtspflege und Verwaltung beschlossen. Die erfte Sorge war, den Zusammenschluß mit der Gruppe um Bozi — Bozi hatte eine Anzahl bewährter Männer um sich versammelt — zu erreichen. Man wollte dem Volk nicht das Schauspiel bieten, daß man sich nicht einigen könne, wo es sich zunächft darum handelte, die Wege zu erforschen, auf denen man das gemeinsame Ziel anzuftreben habe. Der Zusammenschluß gelang, und am 26. Februar 1911 wurde im Klubhaus Harmonie zu Leipzig der Verein »Recht und Wirtschaft« gegründet, als dessen Vertreter ich vor Ihnen ftehe.

Der juriftischen Gesellschaft in Berlin war die neue Bewegung und ihre Bedeutung nicht entgangen. Schon in der erften Hälfte des Februars 1911 frug sie bei mir an, ob ich bereit sei, über die Bewegung und ihre Ziele zu sprechen. Am 19. Februar konnte ich dem Schriftführer der Gesellschaft persönlich im Esplanade-Hôtel die Zusage geben.

Die Einladung kam unsern Wünschen entgegen, bot sich uns doch so eine gute Gelegenheit, zu sagen, was wir wollen, und Mißverftändnisse, die sich bei neuen Erscheinungen leicht einftellen, zu beseitigen. Erwünscht war es mir, in Berlin zu reden, denn zwar ift Berlin nicht Deutschland, aber wer Berlin für sich hat, kann getroft vorwärts gehen. Eine Ehre ift es mir, in der Berliner juriftischen Gesellschaft zu Worte zu kommen. Weiß ich doch: An der Spitze dieser Gesellschaft fteht Otto v. Gierke, dessen 70. Geburtstag kürzlich das ganze juriftische Deutschland in herzlicher Mitfreude und Dankbarkeit gefeiert hat, ihr gehören an die Männer, die Deutschlands Geschicke leiten, viele glänzende Leuchten der Wissenschaft und die Männer, die den Verkehr einer Millionenftadt zu ordnen verftehen.

Unser neuer Verein ift inzwischen in das Vereinsregifter von Berlin eingetragen worden und damit juriftisch geboren.

Bei einer natürlichen Geburt kommen Glückwünsche vorbehaltslos in Fülle. Anders bei der juriftischen. Auch wir wollen nicht klagen, auch uns hat man von allen Seiten herzlich beglückwünscht, aber es hat sich unter die Glückwünsche auch die Frage gemischt: Was wollt Ihr? Nehmt Ihr nicht andern, die vor Euch gekommen sind, Luft und Licht weg? Man hat auf hochangesehene Korporationen hingewiesen, zunächft auf den Deutschen Juriftentag.

Die Geschichte des Deutschen Juriftentages ift mir bekannt, ich weiß, daß im März 1860 hier in dieser Gesellschaft der Antrag geftellt wurde, ihn ins Leben zu rufen, daß die juriftische Gesellschaft, damals selbft erft $1^1/_2$ Jahre alt, den Juriftentag geboren hat. Die kräftige Konftitution der Mutter hat sich auf den Sohn vererbt, vor kuzem konnten sich Mutter und Sohn zum 50jährigen Jubiläum beglückwünschen. Mögen diesem erften Jubiläum noch viele andere folgen! Zwar ift die Rechtseinheit, — sie bildet die Aufgabe des Deutschen Juriftentages, — im wesentlichen erreicht, aber es ist das Erreichte zu sichern, es ift dafür zu sorgen, daß das Gewonnene ausgebaut und ausgeftaltet werde; daß des Juriftentags immer noch neue Aufgaben harren, hat sein Vorsitzender in der letzten Tagung zutreffend betont. Ich weiß

also, hier ist der Juristentag geboren. Man geht nun nicht in die Höhle der Löwin, wenn man ihr Junges angreift. Ich bin mit ruhigem Gewissen hierher gekommen, wir führen nichts Arges im Schilde gegen den Juristentag.

Der Juristentag hat andere Aufgaben als wir, zu ihrer Erreichung bedient er sich anderer Mittel, als wir sie brauchen. Der Juristentag hat sich, wie ich schon sagte, zur Aufgabe gestellt, die Einheit des deutschen Rechts zu schaffen und darüber zu wachen. Das Verlangen nach einem einheitlichen Recht steckt tief im Herzen des deutschen Volkes. Um ein einheitliches Recht zu erhalten, hat es sich in die Fesseln Justinians begeben. Die Grundlage zur Rechtseinheit legte schon der Deutsche Bund, der sonst nichts vermochte. Als Deutschland sich politisch geeint hatte, setzte sich das einheitliche Recht mit gerade-zu elementarer Gewalt durch. Wer in einer solchen Bewegung der Führer ist, der braucht nicht ständig anzufeuern, er geht ruhig voran, er weiß, alle folgen. So begnügt sich der Juristentag damit, in gemessenen Zwischenräumen seine gewichtige Stimme zu erheben, er spricht seine Überzeugung aus und erwartet das Übrige von der Autorität seines Namens und von der Macht der Wahrheit. Er bedient sich nicht der Presse, nicht wendet er sich an die Regierung, das Gewicht seiner Gutachten und seiner Beschlüsse genügt. Anders wir. Wir haben uns zur Aufgabe gestellt, darauf hinzuwirken, daß das Recht in Justiz und Verwaltung den Bedürfnissen der Gegenwart mehr entspreche als bisher. Das erstrebt schon jetzt die Juristenschaft, die Gesetzgebung setzt es sich zum Ziele, aber die Fesseln des Scholastizimus, in denen man Jahrhunderte lang gelegen hat, sind so leicht nicht abzustreifen. Überall noch sieht man sich gehemmt und beengt. Wir wollen volle Freiheit schaffen und darüber wachen, daß von der jungen Freiheit der rechte Gebrauch gemacht werde. Das Rechtsleben soll den alten Adam ausziehen und den neuen anlegen. Es gilt, eingewurzelte Untugenden abzulegen, andern Geistes zu werden. Will man das erreichen, so muß man täglich zur Stelle sein. Wir müssen jeden Tag uns selbst und den andern sagen: Heraus aus dem Begriffshimmel, hinunter auf die Erde, weg den Blick von dem Gesetzgeber, hinunter mit den Augen auf den Markt und die Gassen. Wollten wir in der stolzen Gelassenheit des Juristentages vorangehen, wir würden nichts erreichen. Gewiß haben wir Berührungspunkte mit dem Deutschen Juristentage; ich erinnere an die letzte Tagung, wo über die gewerblichen Sondergerichte verhandelt wurde; aber ineinander aufgehen können wir nicht. Halten wir gute Waffenbrüderschaft, marschieren wir getrennt und schlagen wir vereint, wo wir auf den gemeinsamen Feind stoßen. Und noch eins. Ich weiß nicht, ob der Juristentag, wenn er heute gegründet würde, Laien zuziehen würde. Ich wage nicht, diese Frage zu verneinen. Aber das betone ich, wir können die Laien nicht entbehren.

Vermochten wir uns nicht einer Körperschaft anzuschließen, die alle Juristen umfaßt, so konnte für uns nicht in Frage kommen, unsere Sache Vereinen anzuvertrauen, die nur Teile der Juristenschaft vereinigen.

Der Deutsche Anwaltsverein hat sich von Anfang an zu uns freundlich gestellt, er hat alsbald erkannt, daß wir Freunde und Bundesgenossen sind. Schon jetzt sind Verbindungen zu gemeinsamer Arbeit angeknüpft.

Auch der Deutsche Richterverein kommt uns entgegen. Er weiß, daß seine idealen Bestrebungen, den Richterstand zu fördern, sodaß er allen Anforderungen der Neuzeit entspreche, bei uns volles Verständnis findet. Vor mir liegt eine Werbeschrift des Preußischen Richtervereins vom Mai 1911; darin ist gesagt: »Nur ein Richterstand, der auf der Höhe seiner Zeit steht, vermag deren Anforderungen gerecht zu werden. Jede Mitwirkung, die uns in dieser Beziehung in Aussicht gestellt wird, wie jetzt durch die neue Vereinigung 'Recht und Wirtschaft', soll uns willkommen sein.« Auch wir hoffen auf die kräftige Mitwirkung aus Richterkreisen, auch aus denen des Richtervereins. Welch großen Wert wir darauf legen, daß der Richterverein bei unserer Arbeit nicht bei Seite stehe, beweist doch klar der Umstand, daß Mitglieder des Richtervereins in unserm Vorstand sitzen, und daß die Redakteure unserer Zeitschrift Mitglieder des Richtervereins sind.

In einem Punkte weiche ich freilich von dem Richterverein ab, in der Frage der Beteiligung der Laien an der Rechtsprechung. Ich bin früher Schöffenrichter gewesen, dann über zehn Jahre lang Vorsitzender eines auch

für preußische Verhältnisse großen Schwurgerichts; ich darf mir also eine gewisse Sachkenntnis zutrauen. Man hat in Richterkreisen die Beteiligung der Laien an der Rechtsprechung gemißbilligt, ja man hat, wenn ich nicht irre, von einer capitis deminutio des Richters gesprochen. Das verstehe ich nicht. Mich hat die Beteiligung der Laien an meiner Arbeit nie bedrückt, ich habe mich immer als Führer gefühlt. Dabei habe ich immer das erhebende Gefühl gehabt, dazu beitragen zu können, das Vertrauen des Volkes zur Rechtspflege zu stärken. Und ich habe weiter — auch das muß ich sagen — gar manches von den Laien gelernt. Nicht Dinge, die in Paragraphen wohlstilisiert zu lesen sind, aber die Wirkungen, die manche Gesetzesvorschriften, manche Maßnahmen des Gerichts auf urteilsfähige Laien machten, haben mich oft nachdenklich gestimmt und mich manches in einem neuen Lichte sehen lassen. Aber das ist meine persönliche Auffassung. Wie unser Verein über die Beteiligung von Laien an der Rechtsprechung denkt, das weiß ich noch nicht. Das ist auch gleichgültig. Der Verein hat selbstredend mit der Rechtsprechung selbst nichts zu tun; für die Aufgabe, die er sich gestellt hat, kann er keinesfalls die Mitwirkung von Laien entbehren. Der Reichskanzler hat jüngst in Heidelberg geäußert, es muß mehr kaufmännischer Geist in die Staatsverwaltung. Wir stimmen ihm zu, wir sagen: es muß mehr kaufmännischer, technischer, industrieller und landwirtschaftlicher Geist in unser Rechtsleben.

Und wenn wir Einfluß gewinnen wollen auf die Gesetzgebung, wenn wir sie in modernem Sinne beeinflussen wollen, wie könnten wir da die Laien entbehren? Heute werden die Gesetze von den Regierungen nur entworfen, entworfen unter fortgesetzter Kontrolle der Laien, die Entscheidung über das Schicksal der Entwürfe haben die Laien, hat das Parlament.

Und die nächste Aufgabe unseres Vereins wird es doch sein müssen, das Vertrauen zur Rechtspflege zu heben. Wie kann man das besser, als wenn man mit Laien zusammen arbeitet, mit ihnen untersucht, welche Vorwürfe berechtigt, welche unberechtigt sind, mit ihnen beratschlagt, wie den vorhandenen Mängeln abzuhelfen ist. Kommen dann diese Männer hinaus und verkünden, was sie mit uns gearbeitet und was sie dabei gesehen haben, dann finden sie mehr Glauben als eine Zeitungsnotiz, in der eine Mitteilung von der »Weltfremdheit« der Richter berichtigt wird. Diese kommt, wenn das Gift schon gewirkt hat, sie wird meist ungläubig aufgenommen, clericus clericum non decumat, denkt der Leser.

Ich glaube, was ich gesagt habe, genügt, um unsern Anspruch auf einen Platz an der Sonne zu begründen.

Nun könnte an uns die Frage gestellt werden: Was habt Ihr denn geleistet? Wir dürften darauf antworten: es ist unbillig, schon jetzt danach zu fragen, wo die Tinte, mit der wir unsere Satzungen geschrieben haben, noch nicht recht trocken geworden ist. Aber doch würde uns eine solche Frage nicht in Verlegenheit setzen. Wir könnten antworten: Gewiß haben wir schon etwas geleistet, geleistet nach zwei Richtungen.

Zum ersten haben wir im Lager der Juristen Ordnung geschaffen, wir haben eine Verständigung zwischen den streitenden Brüdern angebahnt.

Darüber ist man jetzt einig — auch die, die sonst von dem Neuen nichts wissen wollen, stimmen zu —, daß die Gesetze frei auszulegen sind, freier als bisher geschehen. Das Kleben am Buchstaben, das Hängen an den Motiven, Protokollen, das Starren auf den Gesetzgeber muß aufhören, der Blick ist dem Leben zuzuwenden. Der Grundsatz ist als richtig erkannt, es gilt nur, ihn wirklich auch durchzuführen. Sonst war aber keine Brücke zwischen den Alten und den Neuerern geschlagen. Der Verein hat die heikle Frage des Freirechts nicht umgangen, sondern sofort entschlossen zu ihr Stellung genommen. Sein Aufruf enthält den Satz: »Der Richter muß dem Gesetz unterstehen, das erfordert die Rechtssicherheit. Zu finden hat er das Recht, nicht zu erfinden.« Und siehe, alle kamen sie, die Häupter der Freirechtsschule, und unterzeichneten unseren Aufruf. Ja sind sie denn etwa als Wölfe in Schafspelzen zu Euch gekommen? fragt das Mißtrauen. Was sollten sie mit dieser List bezwecken? antworten wir, und weiter: Habt Ihr denn nicht gesehen, wie diese Männer mit Löwenmut gekämpft haben, allein gegen Legionen? Solche Männer bieten dem Feinde die Brust, nicht trachten sie, ihn von hinten zu erwürgen. Nein, so liegt die Sache nicht. Die Wahrheit ist: Gesetzestreue und

Freirecht schließen sich nicht aus wie Feuer und Wasser. Mißverständnisse hüben und drüben haben uns die Grenze zwischen Gesetzestreue und Freirecht zu einer überbrückbaren Kluft werden lassen.

Zunächst ist zu betonen: Auch der Freirechtler will nach objektiven Normen, nach Recht, nicht nach Gutdünken, nach Willkür entscheiden. Und auch die Freirechtler wollen den Gesetzesbefehlen nachkommen und freies Recht, soweit es ihnen das Gesetz nicht selbst vorschreibt, nur da zur Anwendung bringen, wo das Gesetz eine Lücke enthält; auch die Freirechtler haben den Eid geschworen, der sie an die Gesetze bindet, sie denken nicht daran, sich in die Gesellschaft derer zu begeben, die aus Mitleid das Gesetz nicht anwenden; auch für sie gilt der Satz: dura lex, sed ita scripta.

Nun ist richtig, beim Freirecht spielt die Individualität des Richters eine andere Rolle, als beim starren Recht. Einen Angeklagten, der des Mordes schuldig gesprochen ist, zum Tode zu verurteilen, ist — rein juristisch gesehen — eine so untergeordnete Tätigkeit, daß dabei die Persönlichkeit des Richters garnicht in Betracht kommt. Anders bei Anwendung des freien Rechts: Die Frage, was mildernde Umstände sind, sagt das Gesetz nicht, es verzichtet auf die Entscheidung und überträgt sie dem Richter, ohne ihm auch nur Direktiven zu geben, was bei ihrer Entscheidung zu beachten ist; bei der Frage, ob ein Tag oder fünf Jahre Gefängnis für einen Diebstahl angemessen sind, ist es ebenso; hier überall spielt die Persönlichkeit des Richters die entscheidende Rolle. Es ist nicht gleichgültig, wer auf der Richterbank sitzt, wenn die Frage der mildernden Umstände, die des Strafmaßes zur Erörterung kommt. Wir sehen, es ist garnichts Unerhörtes, wenn die Persönlichkeit des Richters in der Rechtsprechung in den Vordergrund tritt. Auf allen anderen Gebieten des menschlichen Lebens ist es doch ebenso.

In uralter Zeit wurde überhaupt nach freiem Recht geurteilt, nicht nach Gutdünken, nach Willkür, sondern nach objektiven Grundsätzen; der Römer sagt: nach mos und consuetudo. Die wachsende Kultur brachte das Gesetzesrecht. Nehmen wir nun zunächst einmal an, das Gesetz sei lückenlos, so ist damit das Freirecht nicht beseitigt. Alle unsere Gesetze und gerade die besten haben weite Strecken dem Freirecht vorbehalten. Ich habe schon einige Fälle aus dem Strafrecht erwähnt, auch das Zivilrecht hat viele, sehr viele Freirechtsgebiete; das Gesetz sagt nicht, was die wichtigen Gründe sind, die die Auflösung eines Dienstvertrages rechtfertigen, es sagt nicht, wann eine Vertragsstrafe unverhältnismäßig hoch ist und deshalb herabgesetzt werden kann, es überläßt dem Richter, im einzelnen Falle zu bestimmen, welcher Grund wichtig ist, wann die Höhe der Strafe eine unverhältnismäßige Höhe erreicht.

(Schluß folgt)

Die Entstehung des Getreidefeldes.

Von Dr. Eduard Hahn, Privatdozenten an der Universität Berlin.

(Schluß)

Es ist auch auffallend genug, daß man so wenig beachtete, daß gerade der typische asiatische Wanderhirte, der Beduine der arabischen Wüste, im Gegensatz zu dem weniger wanderlustigen Rinderhirten Afrikas sich in der **Nahrung** durchaus nicht so ausgesprochen, wie angenommen, auf die Milch seiner Herden beschränkt. Auch hier hätte die Bibel bei näherem Zusehen Material für die richtige Anschauung geben können. Der gefeierte Stammesheros Abraham bewirtet seine Gäste mit Gerstenbrot und Kalbsbraten, wie der moderne Beduinenscheich in denselben Gebieten sie mit Kaffee, Datteln und Reis bewirten würde. Da war es wohl ein kühner, aber doch richtiger Griff, die Nomadenwirtschaft, wie sie sich wesentlich auf Ziege und Schaf in Westasien gründet, als eine auf den wirtschaftlichen Zusammenhang mit dem Landbau zurückgehende und auf den Austausch der landwirtschaftlichen Produkte aufgebaute Wirtschaftsform zu erklären, die nicht als

eine selbſtändige Durchgangsſtufe für die Menschheit oder auch nur für die Kulturmenschheit angesehen werden darf.*)

Es hat sich nun aber in den letzten Jahrzehnten — meine neue Karte der Wirtschaftsform liegt bald zwei Jahrzehnte zurück — herausgeſtellt, daß dem Anfang der biblischen Erzählung eine außerordentlich richtige Anschauung zugrunde liegt, daß nicht etwa mit dem Getreidebau die Bodenkultur eingesetzt hat und ganz gewiß nicht in der Form, in der wir sie jetzt kennen und hier besprechen. Vielmehr hat bei außerordentlich verschiedenen Völkern und zu sehr verschiedenen Zeiten eine gewisse Bodenkultur beginnen können und wirklich begonnen, die aber durchaus nicht mit dem äußerſt komplizierten Apparat einsetzt, die der Getreidebau bedingt. Sie sieht vom Pflug als Gerät und vom Tier als Helfer des Menschen durchaus ab, sie kann sich ganz einfacher Geräte (z. B. nur des Pflanzſtocks) und wenig verwickelter Methoden bedienen, und kann doch durch weitgehende Ausbildung, durch erworbene Kenntnis und durch ſtetigen Fleiß dem Boden in intensiver Wirtschaft höhere Erträge abringen als der Getreidebau und namentlich außerordentlich verschiedenartige Bedürfnisse befriedigen, ganz anders, wie das jemals der Getreidebau kann.

Ich habe für diese bis dahin wenig beachtete Wirtschaftsform der Außenvölker einen neuen Namen schaffen müssen und nannte sie und nenne sie noch Hackbau, trotzdem ich in diesen Namen auch Formen einbeziehen muß, die noch bei dem primitiveren Grabſtock ſtehengeblieben und noch nicht einmal zur Hacke als Inſtrument vorgedrungen sind. Als Zeugnisse eines uralten Hackbaues auch in unseren Gebieten sehe ich alles das an, was heute noch bei uns im Garten von der Frau gezogen wird.

Baſtians Riesentätigkeit hat in Deutschland eine große Anzahl Völkermuseen hervorgerufen, und diese Sammlungen und andere ethnologische Arbeiten haben das Verständnis für die Bedeutung und den Umfang der Ethnologie, zunächst ja freilich nur in manchen Kreisen der deutschen Wissenschaft, außerordentlich vertieft und verbreitet. Ich halte das für einen der markanteſten Züge in der Entwicklungsgeschichte der deutschen Wissenschaft an der Wende des Jahrhunderts. Die Ethnologie wird aber zukünftig eine noch ganz andere Stellung beanspruchen müssen und können, auch im akademischen Leben. Jedenfalls haben wir ihr hier ein wichtiges Resultat zuzuschreiben! Vor zwanzig Jahren wollte man noch nichts davon wissen, daß die Religion eine Wirtschaftsform nicht nur begünſtigt, sondern direkt hervorgerufen haben könne. Jetzt bringen wir die Anfänge der Bodenkultur überhaupt mit den Anfängen der Religion beim Urmenschen zusammen, die wir freilich recht bescheiden in kindlichen, sogenannten animiſtischen Vorſtellungen und in Zauber-Riten zu suchen haben, durch die der Naturmensch eine Einwirkung auf die außenſtehenden übersinnlichen Mächte zu erzielen hoffte. Aber da, wo frühere Missionare nach ehrlicher Überzeugung nichts von höheren Vorſtellungen zu finden wußten, da entdeckt die moderne Wissenschaft, daß ein überwiegender Teil der ganzen Tätigkeit des Stammes religiöse Ziele verfolgt. Religiös freilich in der Art, wie der Naturmensch sie auffaßt.

So wird es auch mit den Anschauungen, die künftig die Wissenschaft beherrschen werden, übereinſtimmen, wenn wir für die Anfänge des Getreidebaues ein kräftiges Eingreifen religiöser Wurzeln annehmen. Sie werden uns ganz besonders auch die Ausgeſtaltung der religiösen Anfänge im Ursprungsgebiet des Getreidebaues als Aſtralreligion besser begreifen lehren.

Es hat zwei Länder auf der Welt gegeben, die selbſtändig einen Geſtirn-Dienſt ausgebildet und sich, jedesmal in Verbindung mit einer hochgetriebenen Bodenkultur, eine sehr fein ausgebildete Kalenderrechnung geschaffen haben. Das eine iſt das Hochland von Mexiko, in dem die blutigen Riten der alten Religion seit der Zeit der Entdeckung von der übrigen Welt mit Abscheu, aber auch ohne jedes Verſtändnis für ihre mögliche Entſtehung angesehen wurden, die wir aber jetzt in ganz anderem Lichte auffassen lernen. Und es iſt andererseits das Zwischenſtromland des Euphrat und Tigris, auf das bekanntlich die Anfänge von allem, was wir Aſtronomie und Mathematik nennen, zurückgehen. Aus Babylonien haben wir ja alles entlehnt, was zu unserer Jahres- und Tagesrechnung gehört,

*) Ed. Hahn, Die Haustiere und ihre Beziehungen zur Wirtschaft des Menschen. Leipzig 1896. S. 407f.

von der Einteilung des Himmelsgewölbes bis zur Sekundenrechnung auf der Uhr und am Winkelmaß.

Wenn ich Babylonien mit solchem Nachdruck als das Ursprungsland unserer Pflugkultur, unserer astronomischen Einteilung und auch unseres Getreidebaues in Anspruch nehme, so folge ich dem Vorbilde Georg Schweinfurths und stütze mich wesentlich darauf, daß Ägypten durch die neuen Ausgrabungen als ein Kolonialgebiet erwiesen ist, in dem babylonisches Lehngut auf dem Übergang über das einst so außerordentlich wichtige Land Punt, das wir uns zu beiden Seiten der Enge des roten Meeres denken müssen, zu eigenartiger Blüte in der Verschmelzung mit echt afrikanischen Elementen gedieh. Gerade diese Verbindung mit Yemen aber beweist klar, daß es sich hier um alte, weitreichende Verbindungen mit ursprünglich asiatischen Kulturen handelt: bezeichneten doch die Ägypter das Land Punt geradezu als die Heimat ihrer Götter.

Nach der neuen Anschauung, die sich ja immer weitere Kreise erobert, haben wir wie an vielen Stellen der ganzen Welt so auch in Westasien anzunehmen, daß ein gewisser Bodenbau schon lange an den Abhängen Armeniens und Persiens existierte. Hier haben wir ja für so außerordentlich viele Gewächse des Gartens die Heimat, für den Weinbau und die Obstzucht den Ursprung zu suchen. Die Alluvialebenen am Fuße des Gebirges waren von einer verlockenden Fruchtbarkeit; ihr Anbau aber hing ganz von klimatischen Bedingungen ab, die in weit entlegenen Gebieten sich bildeten; d. h. die Sommerwasser kamen, wenn in den Hochgebirgen der Schnee schmolz, und erst diese Wasser machten den Boden anbaufähig. So konnte sich die Vorstellung herausbilden, der Aufgang oder Niedergang des einen oder andern Gestirns veranlasse direkt die Erscheinung, die mit ihm zusammenfiel. Darin hätten wir dann ja die Grundursache einer Astralreligion zu suchen, die sich nicht auf Mond und Sonne beschränkt, sondern die gesamte Sternenwelt unter die Götter versetzt, die den Himmel als Aufenthalt der Götter ansieht und deshalb die Bewegungen, die sich an ihm vollziehen, mit ängstlicher Sorgfalt verfolgt.

Ähnlich wie wir es jetzt verstehen lernen, daß die blutigen Menschenopfer der Azteken keineswegs eine Ausgeburt teuflischer Grausamkeit waren, die Priester vielmehr durch das Blut der Opfer eine heilige Notwendigkeit erfüllten, indem sie der leidenden oder neugeborenen Gottheit durch diese Opfer neue Kräfte zuzuführen gedachten, so werden wir auch allmählich zu der Ansicht kommen, daß wirklich die Entstehung unserer wirtschaftlichen Haustiere, vor allem die des Rindes, durchaus mit Recht an die Astralreligion der Babylonier angeknüpft wird. So ist es auch wahrscheinlich, daß das einzige amerikanische Haustier von einiger wirtschaftlicher Bedeutung — das Lama — von den Peruanern doch durchaus nicht aus wirtschaftlichen Gründen gezähmt ist, sondern daß neben der gelegentlichen wirtschaftlichen Verwendung in der Hauptsache die Peruaner deshalb gezähmte Lamaherden hatten, um nicht etwa im Notfalle in Verlegenheit um Opfertiere zu sein. Das Vorhandensein des Lamas hat aber jedenfalls hier in Peru die blutigen Menschenopfer nicht zu der Ausbildung kommen lassen wie in Mexiko.

Wie ich schon vor langer Zeit ausgeführt habe, waren die Babylonier als Angehörige einer Religion, die die Erdmutter und Mondgöttin, wie das so häufig geschehen ist, in einem großen, wesentlich mit dem Gedeihen der Vegetation beschäftigten Prinzip vereinigten, der häufigen Wiederkehr der Mondfinsternisse und anderer atmosphärischer Erscheinungen wegen gezwungen, Opfer bereit zu halten. Sicher wird es auch nicht an Menschenopfern gefehlt haben, das würde jeder ethnologischen Erfahrung widersprechen. Im Gegenteil ist es eines der überzeugendsten Beispiele des Völkergedankens, daß bei den Babyloniern und in ihrem Kulturkreise und bei den Mexikanern sich ein Ritus fast genau wiederholt, bei dem es sich darum handelt, das Auferstehen des jungen Vegetationsdämons dadurch zu symbolisieren, daß man einen möglichst jungen, schönen und kräftigen Jüngling mit diesem Dämon identifiziert, ihn mit göttlichen und königlichen Ehren umgibt und ihm alle Freiheit der Genüsse gestattet, um ihn dann dem Prinzip, das er vertrat, als Opfer darzubringen, weil der Gott, der auferstehen soll, natürlich erst gestorben sein muß, zugleich aber sein Blut grade für die gewünschte und gehoffte Auferstehung des Gottes die Vorbedingung war.

Man hat mich nun manchmal zweifelnd gefragt, wie ich dazu gekommen wäre, anzunehmen, daß die alten Babylonier Mond und Rind miteinander in Verbindung gebracht und so die Mondgöttin zu einer Rindergöttin gemacht hätten. Darauf kann ich aber stets nur sagen: etwas, was archäologisch so außerordentlich stark belegt ist, was das ganze europäisch-asiatische Altertum als etwas Gegebenes gläubig hinnahm, was sich auch mythologisch so außerordentlich stark zur Geltung bringt, das darf niemand ableugnen wollen, auch wenn wir die richtige babylonische Urlegende noch nicht haben, vielleicht auch nie finden, und wir so den Zusammenhang nicht von Anfang an belegen können.

Daß von Irland bis Indien das Rind heilig war, weil der Ochse den Pflug zog und die Kuh die Milch gab, daß der Ochse im alten Rom wie im heutigen Cypern und im alten und heutigen China nicht gegessen werden darf, weil er dem Menschen in der heiligen Beschäftigung des Ackerbaues geholfen hat, das muß gerade die Kreise, die sich für die Geschichte der Landwirtschaft interessieren, davon überzeugen, daß die Zucht unserer Haustiere nicht etwa so zustande gekommen ist, daß Jäger, die des ewigen Schwankens zwischen Überfluß und Not endlich müde geworden waren, nun sich Rinderherden einhegten, um sich die nötige Zufuhr von Ochsenbraten zu sichern.

Babylonien ist jetzt bekanntlich eine der abstoßendsten Wüsten der Erde. Ungeheure Wälle ziehen sich als Reste der ehemaligen Dämme durch das Land, das zur Zeit des Hochwassers der Flüsse ein See ist, wenige Wochen nachher eine staubige, vielfach von Salzsümpfen unterbrochene Lehmwüste wird.

Das schreckliche Wüten der Mongolen hatte den schon längst schwer bedrängten Wasserhaushalt des damals gewiß schon stark eingeschränkten Kulturbodens Mesopotamiens für die Jahrhunderte bis auf unsere Zeit derart zerstört, und die türkische Verwaltung versagte in diesen schwierigen Gebieten so ganz, daß Babylonien, eines der ältesten und durch Jahrtausende auch eines der reichsten Kulturgebiete, jetzt erst von Grund auf für die Kultur wiedergewonnen werden muß, womit man ja hoffentlich gerade jetzt, in Verbindung mit der Bagdadbahn, wie es nach dem Ausspruch des genialen Ingenieurs Willcocks geschehen muß, einen Anfang macht.

Ehe aber die Deiche und Dämme das Alluvialgebiet gegen das Hochwasser sicherten, und ehe die Kanäle den so geschützten Feldern das für die regelmäßige Vegetation notwendige Wasser brachten, muß gerade das Alluvialgebiet der großen Ströme einen ähnlichen Anblick geboten haben wie heute. Da läßt sich denken, daß ein gläubiger Priester die mythische Vorstellung der Babylonier ausbildete von der harten und rauhen Erde, der Mutter, die nicht Mutter werden will, die sich widerwillig dem befruchtenden Einflusse des Wassergottes entzieht und erst zu seinem Willen gezwungen werden muß, um fruchtbar zu werden.

Unserer heutigen sentimentalen Zeit liegt ja dergleichen fern, aber bei uns haben wir auch nicht so ungeheure Arbeiten auszuführen, wie der Bodenanbau mit Bewässerung sie in Babylonien auszuführen forderte. Ganz ähnlich liegen aber die Verhältnisse im ältesten Gebiete der indischen Geschichte, im Pendschab, und hier haben wir noch dieselbe mythische Vorstellung im selben Bilde, während die entsprechende Legende in Babylon ganz wohl auf den fehlenden Tafeln des sogenannten Schöpfungsberichtes gestanden haben kann. In Indien entflieht Prithivi, das Prinzip des fruchtbaren Ackerbodens, als Kuh vor dem männlichen Prinzip Prithu bis ans Ende der Welt, um sich der von den Göttern gewollten Bestimmung zu entziehen, und wird dann, als er sie endlich erjagt, vom Rat der Götter verurteilt, sich dauernd von ihren Söhnen, den Ackerbauern durch Brennen (Brandkultur) mißhandeln zu lassen und ihren Leib willig den Wunden der Pflugschar darzubieten.

Diese Ideen treten stückweis auch an anderen Stellen in so vielen Fragmenten auf, daß der Ethnolog nicht darüber im unklaren bleiben kann, daß sie ein gemeinschaftliches Ursprungszentrum haben, und, wie oft gesagt, suche ich dies Ursprungszentrum aus einer Anzahl von Gründen, die anzuführen hier zu weit führen würde, in Babylonien. Und hier, denk ich, ist in Zusammenhang mit Deich und Kanal der Gedanke aufgekommen, den nackten Schoß der Mutter Erde durch den Pflug (mit dem Ochsen) aufreißen zu lassen und mit dem Getreidesamen zuerst das grüne Kleid, später die goldene Frucht zu schaffen. Als dann der Pflug gegeben war, behielt der Getreidebau,

auch ohne daß Deich und Kanal zu dieser Form drängten, das lang gestreckte Feld bei, und so ist es über das ganze, große Gebiet der Pflugkultur verbreitet worden.

In den religiösen Anschauungen dieser ältesten Kulturträger liegt dann aber auch die Notwendigkeit eines steten Kultus, der unsern ganzen Kalender, welcher ja eingestandenermaßen auf Babylonien zurückgeht, mit der Vegetation des Getreides verband. Zugleich wurden aber nicht nur blutige Opfer, d. h. in allererster Linie die des Ochsen, notwendig, sondern auch unblutige, was wir ja noch sehr leicht in der Bibel verfolgen können, und was ja auch in die Legende von Kain und Abel einschlägt, das heißt Opfer an Mehl, oder wie die ältere Zeit es hatte: Schrot und Brot. Diesen Opfern kommt eben die große rituelle Bedeutung zu, daß sie die Gottheit mit der neuen Vegetation verknüpfen und ihr Wohlwollen für die Fortdauer der Kultur sichern sollen. Diese Agrarriten haben bei all unsern Kulturvölkern das gesamte wirtschaftliche und das ältere religiöse Leben derart durchtränkt, daß der Kalender in katholischen ländlichen Gegenden nach einer feinsinnigen Bemerkung Richard Andrées*) auch heute noch rein agrarisch ist. Darauf beruht denn auch die volkskundlich so interessante Übereinstimmung, die wir über fast die ganzen Gebiete der Pflugkultur bei den Festen zur Jahreswende, Frühlingsanfang, Saat und Ernte bei so verschiedenen Völkern und unter so verschiedenen Himmelsstrichen finden.

Anfänglich aber ist also der Getreidebau — das erklärt ja schon der Mythus — Pflugkultur mit Bewässerung gewesen, und in außerordentlich ausgedehnten Gebieten ist er es noch heutzutage. Während der europäische Landmann ein Sprichwort kennt: »der Himmel (oder der Regen) ist der Landmann«, ist überall, wo der Pflugbau mit Bewässerung getrieben wird, d. h. also jetzt in sogenannten Trockenländern, wie der Aridregion Nordamerikas, der Landmann unabhängig von der Zufuhr des Regens, wie wir sie kennen, abhängig dagegen von der Zufuhr der Kanäle und dem Schutze der Deiche.

Wenn nun auch die langgestreckte Form unseres Getreidefeldes durch Damm und Kanal zu einem Teil erklärt und durch die Verwendung des Ochsen am heiligen Gerät, dem Pfluge, noch mehr hervorgehoben wird, so ist hier doch auch wohl ein gewisser Gegensatz zum alten Hackbau und zu seiner Ausgestaltung und Einteilung in Beete vorhanden gewesen. Auch heute noch ist im Orient, z. B. in der berühmten Guta bei Damaskus, der Boden, wo er unter dauernder Bewässerung gehalten werden kann, nicht in Getreidefelder geteilt, sondern als Garten ausgebildet, mit Obstbäumen und Obstgebüschen und Gemüsebeeten darunter, mit einem fortwährenden Fruchtwechsel, da hier ja keine Winterruhe die Vegetation stört.

Aber der starke Widerspruch gegen das Garten-System, der sich weiterhin noch derart geltend macht, daß die Griechen nicht einmal einen göttlichen Vorsteher für das Obst hatten, wie ihn doch die Römer sicher und die Germanen wahrscheinlich gehabt haben, das außerordentliche Zurücktreten aller übrigen Anbaugewächse im religiösen Kult — mit Ausnahme des Weins — gegen den Anbau der Brotfrüchte — des Getreides — läßt sich doch wohl nicht anders erklären als durch einen starken Gegensatz der Missionare des neuen Glaubens gegen die alten Verhältnisse. So erklärt sich, daß ganz im Gegensatz zu allen Hackbauvölkern, namentlich aber denen der niederen Stufen dieser Form, in der Pflugkultur die Frau rechtlich und rituell ganz verschwindet und statt dessen der Mann als der Ernährer der Familie auftritt.

So ist unser Getreidefeld in seiner eigenartigen Ausgestaltung zu erklären, und nun darf ich vielleicht zum Schluß noch darauf hinweisen, daß in unserer Zeit, unabhängig von diesen Theorien sich ein bedeutender Wechsel in der Behandlung gerade des Getreidefeldes vollzogen hat. Einmal überlassen wir, auch in unseren Gegenden ohne künstliche Bewässerung, nicht mehr dem Zufall so viel, wie wir das noch vor einem Menschenalter taten. Von den ältesten Zeiten bis in das letzte Jahrhundert hinein beschränkte ja der Landmann bei uns die Bestellung des Feldes auf Pflügen, Düngen und Säen. Was wuchs, das wuchs; nur in einzelnen Gebieten fing man auch schon in früherer Zeit an, das Getreide mehr gartenmäßig zu behandeln: so wurde der Hirse, den ich ja als eine Art Gartengetreide ansehe, wie es scheint, häufiger gejätet. Vielleicht hat sich von ihm aus in der Spatenkultur

*) Votive und Weihgaben des katholischen Volks in Oberbayern. Einleitung. Braunschweig 1908.

des Spreewaldes das Jäten auch auf andere Getreide übertragen. Jedenfalls hatte so schon an manchen Stellen der Gemüsebau auf das Getreidefeld fördernd eingewirkt, aber im ganzen wird man doch sagen müssen, daß, wenn man die zahlreichen Varietäten der Gerste, des Weizens, des Roggens, des Hafers gelten läßt, sie doch nichts bedeuten gegenüber den zahllosen klimatischen Farben- und Charaktervarietäten, wie sie die beiden hervorragendsten Hackbaugetreide Durrha und Mais durch den gartenmäßigen Anbau im Hackbau hervorgebracht haben. Hier hat der Garten jedenfalls eine ganz bedeutende wirtschaftliche Überlegenheit über das Feld bewiesen.

Wie und in welcher Form die geschichtliche Erkenntnis vom Verhältnis von Getreidefeld und Garten nun auf die Entwicklung des Feldes zurückwirken wird, das läßt sich ja noch nicht sagen. Auch die gartenmäßige Saatzucht hat sich ja selbständig entwickelt, und die Neuerungen, die von Rußland kommen, und auf eine Einzelpflege der Getreidepflanzen hinausgehen, sind wohl auch ohne Kenntnis der geschichtlichen Entwicklung entstanden. Eins ist aber sicher — diese Erkenntnis breitet sich in immer weiteren Kreisen aus —, daß die rein industrielle Entwicklung unserer Kulturvölker mit großen Gefahren für den Nachwuchs der Gesamtheit verbunden ist, daß die Nachteile, die ohne eine Systemänderung weiter anwachsen müssen, am besten vermieden werden, wenn wir einen möglichst großen Teil unserer Bevölkerung teilweise oder ganz aus der Industrie, die für den Export arbeitet, zurückziehen und in einen intensiven landwirtschaftlichen Kleinbesitz hineinbringen, der für den direkten Verbrauch arbeitet. Die Entwicklung des Getreidebaues hat im Westen Amerikas und in Argentinien gezeigt, daß der Boden, der Jahrtausende das Volk genährt hat, sogar eine landwirtschaftliche Exportindustrie hervorzubringen imstande ist. Es läßt sich aber ausrechnen, wann diese Zeiten für Nordamerika vorbei sein werden, und auch anderswo, in Ungarn, wird diese Art Getreidebau nur eine vorübergehende Epoche bedeuten. In gesunden und ruhigen Verhältnissen muß aber, allem menschlichen Ermessen nach, die Rolle des Getreidebaues, auch wenn er große Teile seines Gebietes an andere Formen des Bodenbaues abgeben wird, auf lange Zeit hinaus als gesichert gelten.

Nachrichten und Mitteilungen.

Korrespondenz aus Hamburg.

Die Smithsonian Institution in Washington.

Durch einen Gesetzgebungsakt vom 10. August 1846 begründet, in dem sie als ein Unternehmen zur Vermehrung und Verbreitung des Wissens unter den Menschen bezeichnet wurde, ist die Smithsonian Institution in diesen Tagen — das Geschäftsjahr beginnt mit dem 1. Juli — in ihr 66. Jahr eingetreten. Sie kann zu den bedeutendsten wissenschaftlichen Erscheinungen Amerikas wie auch zu den hervorragenden Organen des wissenschaftlichen Austausches in der Welt gerechnet werden. Zugleich ist darauf hinzuweisen, daß diese schon vor zwei Menschenaltern begründete Arbeitsstätte wissenschaftlicher Forschung amtlicher Natur ist, denn in ihrem Vorstand sitzen der Präsident der Vereinigten Staaten von Amts wegen, ferner der Vizepräsident, der Präsident des obersten Gerichtshofes und die Sekretäre (Minister) des Äußern, des Innern, des Krieges, der Marine, des Schatzamtes, der Landwirtschaft, des Handels, sowie der Generalstaatsanwalt und der Generalpostmeister. Über die Wirksamkeit der Institution haben über 30 Bände der »Contributions to Knowledge«, über 60 Bände der Jahresberichte, an 50 Bände der »Miscellanous Collections« und Berichte der einzelnen Abteilungen viel Wissenswertes mitgeteilt.

Der neue mir vorliegende Jahresbericht, ein stattlicher Band von 751 Seiten weist in den allgemeinen Bemerkungen des Berichtes des Sekretärs Charles D. Walcott darauf hin, daß der Rat der Institution in wissenschaftlichen Dingen täglich nicht nur von andern gelehrten Anstalten, sondern auch von einzelnen Personen des ganzen Landes gesucht werde, und daß ihr Nutzen sich nicht auf Amerika beschränke, sondern ihr Name auch draußen in der Welt bekannt und geachtet sei. Aber auch in diesen Bemerkungen wird geklagt, daß die zur Verfügung stehenden Mittel in ihrem Wachstum nicht Schritt gehalten hätten mit dem Wachstum der Bedürfnisse für die mannigfachen Aufgaben der Anstalt.

Und wie mannigfach diese sind, erhellt deutlich aus den zehn eingehenden Berichten, die wir diesmal erhalten über das National-Museum, über das Bureau für amerikanische Ethnologie, über internationalen Austausch, über den nationalen zoologischen Garten, über das astrophysikalische Observatorium, über die Bibliothek, über den internationalen Katalog der naturwissenschaftlichen Literatur,

über die Veröffentlichungen der Institution, über die Alaska-Yukon-Pazifische Ausstellung und über den panamerikanischen wissenschaftlichen Kongress.

Das Einkommen der Institution stammt vor allem aus Fonds, die im Staatsschatz niedergelegt sind und mit 6% verzinst werden. Diese Fonds betrugen zuletzt 944 918,69 Dollars. Das Vermächtnis Smithsons, mit dem die Institution im Jahre 1846 begründet worden war, hatte 515 169 Dollars betragen; die größte Stiftung, die sie seitdem erhalten hat, war die von Thomas G. Hodgkins im Betrage von 200 000 Dollars, die ihr im Jahre 1891 zufiel. Dazu kommen noch die Einnahmen aus dem Besitze von Obligationen der Westküstenbahn und aus verschiedenen Beiträgen für besondere Zwecke, so daß die Institution über 103 536 Dollars zu verfügen hatte. Ferner gibt der Kongreß der Institution bedeutende Zuschüsse. Die höchsten Summen nimmt, wie leicht begreiflich, das National-Museum in Anspruch: wir erwähnen von den einzelnen Posten nur 190 000 Dollars für die Erhaltung der Sammlungen und wollen nicht unterlassen, hinzuzufügen, daß die Gesamtkosten eines Neubaues, der für die Sammlungen genügenden Raum bietet und ihre systematischere Aufstellung ermöglicht, sich auf $3^1/_2$ Millionen Dollars belaufen. Dieser Neubau ist bestimmt für die ethnologischen, archäologischen, naturgeschichtlichen und geologischen Sammlungen, während die Kunst- und Kunstgewerbesammlungen ihren Platz in den älteren Gebäuden haben werden. Zum ersten Male wurde der noch nicht fertige Neubau für die Sitzungen und die Ausstellung des internationalen Tuberkulosekongresses benutzt. Die Kosten der hierzu erforderlichen Herrichtungen betrugen 40 000 Dollars. Weiterhin wurden verausgabt für den internationalen Austauschdienst 32 000, für die amerikanische Ethnologie 42 000, für das astrophysikalische Observatorium 13 000, für den nationalen zoologischen Garten 95 000, für den internationalen Katalog der naturwissenschaftlichen Literatur 5000 Dollars. Für das nächste Jahr haben sich die Aufwendungen schon um mehr als 200 000 Dollars vermehrt; so stehen z. B. den 190 000 Dollars für die Erhaltung der Sammlungen 250 000 Dollars gegenüber; die Kosten für Heizung und Beleuchtung haben sich von 22 000 auf 60 000 Dollars erhöht.

Es fehlt uns hier an Raum, auf die einzelnen wissenschaftlichen Unternehmungen einzugehen, die auf biologischem, physiologischen und astrophysikalischem Gebiete ausgeführt wurden. Wir erwähnen nur, daß die Institution an der Jagd- und Sammelexpedition nach Afrika unter Leitung von Theodore Roosevelt beteiligt war; hierdurch ist vor allem der Bestand des nationalen zoologischen Gartens an afrikanischen Tieren bereichert worden; auch eine große Sammlung von Säugetierfellen wurde in die Heimat mitgebracht. Ferner sind die Untersuchungen in kambrischer Geologie und Paläontologie in den Felsengebirgen Canadas und in Montana fortgesetzt, geologische Forschungen in Japan, Ostchina und auf Java unterstützt, auch das National-Herbarium durch kleinere Unterstützungen vermehrt, und wichtige und ergebnisreiche Forschungen über die atmosphärische Luft angestellt worden. Der Bericht erteilt ferner Auskunft über die Veröffentlichungen und die Bibliothek; der Zuwachs in dieser betrug 29,729 Bände und Teile von Bänden und 34,000 Hefte von Zeitschriften usw. Interessant sind schließlich die Mitteilungen über die Mitwirkung der Institution bei Kongressen, Festlichkeiten und Ausstellungen, unter denen z. B. der Orientalisten-Kongress, der Amerikanisten-Kongress, der Tuberkulose-Kongress, der panamerikanische wissenschaftliche Kongess, der internationale Archäologenkongress und der Kongress für Religionsgeschichte zu nennen sind.

Mitteilungen.

In Köln wird vom 9.—13. Oktober der VII. Internationale Kongreß für Kriminalanthropologie abgehalten. Mit dem Kongreß wird eine Ausstellung von kriminal-psychologisch wichtigen Gegenständen (Anstaltsmodelle und Pläne, Sicherungsmaßregeln, Apparate zur Untersuchung Kranker, literarische und sonstige Arbeiten Kranker, Waffen und Ausbruchsinstrumente und dergl.) sowie von Gegenständen aus dem Gebiet der Polizeiwissenschaft verbunden werden. Auf dem Programm des Kongresses stehen u. a. Berichte über die unbestimmte Verurteilung (Referenten: Dr. Thyrén, Professor des Strafrechts in Lund, Dr. Graf v. Gleispach, Professor des Strafrechts in Prag, Dr. Vambéry, Staatsanwalt und Privatdozent des Strafrechts in Budapest), den Einfluß von Anlage und Milieu auf das Verbrechen (Garofalo, Generalstaatsanwalt in Venedig), den gegenwärtigen Stand der Kriminalpsychologie (Dr. med. et. phil. Sommer, Professor der Psychiatrie in Gießen, Dr. Mittermaier, Professor des Strafrechts in Gießen), die Beurteilung der morphologischen Abnormitäten, besonders am Schädel, im Hinblick auf die gerichtliche Begutachtung (Prof. Carrara, Direktor des Instituts für gerichtliche Medizin in Turin), die Behandlung der sogenannten vermindert Zurechnungsfähigen (van Engelen, Landgerichtspräsident in Zutphen, Holland, Geh. Justizrat D. Dr. jur. et. med. Kahl, Professor der Rechte in Berlin), das Gefängniswesen (Gonne, Generaldirektor des Gefängniswesens in Brüssel, Julius Rickl von Bellye, Ministerialrat im königl. Justizministerium in Budapest). Vorträge werden halten: Dr. Reichardt (Würzburg), Prof. Angelo Zuccarelli, Direktor des Instituts für Kriminalanthropologie (Neapel), Kgl. Rat, Dr. med. Szana Sándor, Direktor des Kgl. Kinderasyls (Budapest), Dr. A. Marie, Direktor des Laboratoriums für Psychopathologie an der Hochschule (Paris) und Mac Anliffe (Paris), Dr. Hans Evensen, leitender Arzt des Kriminalasyls (Trondhjem), Prof. Salvatore Ottolenghi (Rom), Geh. Medizinalrat Cramer, Professor der Psychiatrie (Göttingen), Prof. Dr. med. Dannemann (Gießen), Dr. Rosenfeld, Professor des Strafrechts (Münster i. W.) und viele andere Gelehrte. Auskunft in Kongreßangelegenheiten erteilt Prof. Aschaffenburg, Köln-Lindenthal, Stadtwaldgürtel 30, in Ausstellungsangelegenheiten Stabsarzt Dr. Partenheimer, Köln, Psychiatrische Klinik. Anmeldungen zur Teilnahme sind zu richten an: Assistenzarzt Dr. Brüggelmann, Köln, Psychiatrische Klinik.

Internationale Wochenschrift für Wissenschaft Kunst und Technik
herausgegeben von Prof. Dr. Paul Hinneberg, Berlin, Zimmerstr. 36

Verlag: August Scherl, Berlin SW, Zimmerstraße 36-41. — Druck: Bayerische Druckerei und Verlags-anstalt G. m. b. H. in München, Bayerstraße 57.
5. Jahrgang Nr. 28
15. Juli 1911
Inseraten-Annahme bei den Annoncen-Expeditionen von August Scherl G. m. b. H., Berlin und Daube & Co. G. m. b. H., Berlin und deren sämtlichen Filialen.

Für die Redaktion verantwortlich: Professor Dr. Wilhelm Paszkowski, Berlin-Gr. Lichterfelde.

Erscheint jeden Sonnabend. — Preis vierteljährlich für Deutschland und Oesterreich 3 Mark, für die übrigen Länder des Weltpostverkehrs 4 Mark 30 Pfg. bei direktem Bezug unter Kreuzband. — Einzelnummer 25 Pfg. — Inserate die dreigespaltene Nonpareillezeile 50 Pfg. — Abonnements nehmen alle Buchhandlungen und Postanstalten, sowie sämtliche Geschäftsstellen von August Scherl G. m. b. H. entgegen.

INHALT

Die Abhandlungen erscheinen in deutscher Sprache, englische und französische auf Wunsch der Autoren im Urtext

Biologie und Unterricht.

Rektorrede,
gehalten zum Stiftungsfest der Universität München von Richard Hertwig.

Als ich am Anfang des verflossenen Winter-Semesters die Ehre hatte, von dieser Stelle aus die Gönner, Freunde und Mitglieder der Ludwig-Maximilians-Universität zu begrüßen, erlaubte ich mir, das Interesse der Anwesenden für die Umgestaltungen, welche die biologische Forschung im verflossenen Jahrhundert erfahren hat, in Anspruch zu nehmen. Ich suchte nachzuweisen, daß die gesamte Biologie und so auch die Wissenschaft, deren Vertretung an unserer Universität mir anvertraut ist, die Zoologie, die engen Schranken beschreibender Wissenschaft überschritten und die Bahnen kausaler Erklärung betreten hat. Mit dieser Umgestaltung der Forschungsmethoden brachte ich den gewaltigen Aufschwung in Zusammenhang, welchen die Biologie im Laufe der letzten 50 Jahre, ganz besonders seit dem Erscheinen von Darwins epochemachenden Werken, genommen hat, ein Aufschwung, der einerseits in der ganz außergewöhnlichen Steigerung der wissenschaftlichen Produktivität, andererseits in dem beständig wachsenden Interesse weitester Kreise für Zoologie und Botanik zum Ausdruck gelangt[1]).

Es ist begreiflich, daß der hier kurz noch einmal skizzierte Entwicklungsgang der Biologie allmählich dahin führte, ihre Bedeutung auch für die Fragen des allgemeinen Unterrichts zu erörtern. War doch schon im 18. Jahrhundert die durch Linné inaugurierte Blüteperiode der systematischen Zoologie und Botanik Ursache gewesen, daß von den verschiedensten Seiten die Notwendigkeit betont wurde, die beschreibenden Wissenschaften in den Lehrplan der Mittelschulen[2]) aufzunehmen. Als nach Beendigung des siebenjährigen Krieges der Minister von Zedlitz unter wärmster Anteilnahme Friedrichs des Großen sich der Reform des Schulwesens zuwandte, wurde festgestellt, daß Physik und Naturbeschreibung nirgends im Lehrplan fehlen, auch nicht einen zu spärlichen Raum einnehmen sollten[3]). In die gleiche Zeit fallen die Bemühungen des Freiherrn von Ickstadt[4]) und anderer, welche in Bayern für die erzieherische Bedeutung der Naturwissenschaften und realistischen Fächer eintraten und bemüht waren, neben den dem Latein und Griechisch gewidmeten Gelehrten-

[1]) R. Hertwig: Über kausale Erklärung der tierischen Organisation. Rede, gehalten beim Antritt des Rektorats. München 1910.

[2]) Es sei hier bemerkt, daß die Schulen, welche in Preußen höhere Schulen genannt werden, in Bayern Mittelschulen heißen.

[3]) Die Reform des höheren Schulwesens in Preußen, herausgegeben von W. Lexis, Halle a. S. 1902. Rethwisch: Geschichtlicher Rückblick. S. 3.

[4]) K. Küffner: Die bayerische Oberrealschule, Nürnberg 1908. S. 4.

schulen realistische Anstalten ins Leben zu rufen. Dem großen Einfluß des Pädagogen Niethammer[5]) gelang es sogar trotz leidenschaftlicher Anfeindungen, welche er als Nichtbayer erfuhr, es durchzusetzen, daß 1809 in Augsburg und Nürnberg Realinstitute gegründet wurden, in welchen neben Deutsch, Geschichte und Religion die neueren Sprachen, Mathematik und Naturwissenschaften die Hauptrolle spielten. Die beiden Schulen waren den humanistischen Gymnasien coordiniert und entsandten ihre Schüler zur Universität und zwar nicht nur zum Studium der Medizin und Naturwissenschaften, sondern auch der Jurisprudenz, der Forst- und Kameralwissenschaften.

Indessen diese ersten Versuche, der Naturgeschichte Einfluß auf den Unterrichtsgang der Mittelschulen zu verschaffen, hatten keinen nachhaltigen Erfolg, teils weil die Biologie infolge der an den Universitäten die Oberhand gewinnenden einseitig systematischen Richtung geistig verödete, teils weil sich das Interesse der leitenden Kreise unter dem Einfluß der Humanisten immer mehr der Pflege der alten Sprachen, besonders des Griechischen, zuwandte. Der auf preußischen Gymnasien eingeführte biologische Unterricht verkümmerte; die beiden bayerischen Realinstitute wurden schon 1815 wieder aufgehoben. Vorübergehend erwuchsen den beschreibenden Naturwissenschaften neue Hoffnungen, als in Preußen die Realgymnasien gegründet wurden und Zoologie und Botanik auf ihnen intensivere Pflege fanden; aber auch sie schwanden dahin, als Ende der 70er Jahre ein Aufsehen erregender Fall in Lippstadt in Westfalen die Befürchtung wachrief, es möchten durch Einführung der Deszendenztheorie materialistische Tendenzen in den Schulunterricht eindringen. Der bis dahin durch alle Klassen fortgeführte biologische Unterricht wurde auf die unteren Klassen beschränkt, ähnlich wie es bei den humanistischen Gymnasien schon der Fall war, sofern auf ihnen Zoologie und Botanik überhaupt gelehrt wurden.

Ich habe diesen Unterricht, wie er an einem kleineren preußischen Gymnasium betrieben wurde, an mir selber erfahren. Wenn man mir damals gesagt hätte, daß ich selbst einmal Zoologe werden würde, würde ich das für unmöglich erklärt haben; so langweilig und geistlos war das, was uns Schülern als Zoologie aufgetischt wurde. Es war nur geeignet, eine abschreckende Wirkung auszuüben. An manchen Orten mag es vielleicht nicht so schlimm gewesen sein wie in meiner Heimat; auch mag sich vielleicht einiges gebessert haben. Keinesfalls sind jedoch die Unterschiede erheblicher Natur.

Während sich zwischen dem kläglichen Zustand des biologischen Unterrichts an unseren Mittelschulen und der Rolle, welche die biologische Forschung im geistigen Leben der Neuzeit spielt, ein immer schärferer Kontrast entwickelte, herrschten ganz andere Verhältnisse bezüglich der humanistischen Studien. Sie waren aus dem Bildungsbedürfnis verflossener Jahrhunderte hervorgegangen und hatten sich eine das gesamte Bildungswesen beherrschende Stellung errungen. Als ihr Anteil an der allgemeinen Wissenschaftsentwicklung immer mehr an Bedeutung verlor, vermochten sie gleichwohl ihre Stellung nicht nur zu behaupten, sondern sogar noch weiterhin zu befestigen. Schon im Jahre 1808, also in einer Zeit, in welcher der Humanismus in hoher Blüte stand, äußerte sich Goethe, dessen Begeisterung für die Antike doch außer Frage steht, über den bildenden Wert der klassischen Sprachen in einer sehr charakteristischen Weise. »Schon fast seit einem Jahrhundert«, sagt er, »wirken Humaniora nicht mehr auf das Gemüt dessen, der sie treibt, und es ist ein rechtes Glück, daß die Natur dazwischen getreten ist, das Interesse auf sich gezogen und uns von ihrer Seite den Weg zur Humanität geöffnet hat. Daß die Humaniora nicht die Sitten bilden! Es ist keineswegs nötig, daß alle Menschen Humaniora treiben. Die Kenntnisse, historisch, antiquarisch, belletristisch und artistisch, die aus dem Altertum kommen und dazu gehören, sind schon so divulgiert, daß sie nicht unmittelbar an den Alten abstrahiert zu werden brauchen, es müßte denn einer sein Leben hinein stecken wollen. Dann aber wird diese Kultur doch nur wieder eine einseitige, die vor jeder anderen einseitigen nichts voraus hat, ja noch obenein nachsteht, indem sie nicht produktiv werden und sein kann.«[6]) Mir will es scheinen, als ob Goethe mit diesem seine eigene Stellung wiederspiegelnden Urteil dem Gang der Entwicklung vor-

[5]) Ebenda S. 26.

[6]) Goethes Gespräche. Gesamtausgabe, neu herausgegeben von Fl. Freiherrn von Biedermann. 2. Aufl., Leipzig 1909, Bd. II, S. 6.

ausgegriffen habe, soweit es sich um das Bildungsbedürfnis weitester Kreise handelt. Für die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts dagegen halte ich es für unanfechtbar; wie denn auch der hochverdiente Leiter des preußischen Mittelschulwesens Bonitz[7]) für diese Zeit, 80 Jahre später als Goethe, sich in ganz ähnlicher Weise ausgesprochen hat. Das Urteil lautet: »Die gleitende Bahn, auf welcher sich die beiden alten Sprachen befinden, ist nach meiner Überzeugung durch keine Maßregel der Unterrichtsverwaltung aufzuhalten, weil sie nur ein Ergebnis der ganzen Kulturentwicklung ist; auch möchte ich sie nicht für ein Hinabgleiten in die Barbarei, sondern für einen weiteren Schritt zum Selbständigwerden der modernen Kultur halten.«

Trotz dieser Sachlage haben die humanistischen Gymnasien im Laufe des 19. Jahrhunderts nicht nur nicht an Einfluß auf die Volkserziehung eingebüßt, sondern denselben in ganz bedeutsamer Weise weiter ausgedehnt. Ihre ursprüngliche Aufgabe war es, auf das Studium der Theologie und Jurisprudenz vorzubereiten. Allmählich gewannen sie das Monopol der Vorbildung für alle akademischen Berufe. Dasselbe ist relativ jungen Datums. Als der preußische Minister von Wöllner[8]) 1788 zum ersten Mal die Einführung des Abiturienten-Examens plante, heißt es in dem diesbezüglichen königlichen Reskript: »Es ist nicht unsere Absicht, die bürgerliche Freiheit insofern zu beschränken, daß es nicht ferner jedem Vater und Vormund freistehen solle, auch einen unreifen und unwissenden Jüngling zur Universität zu schicken«. Erst 50 Jahre[9]) später, im Jahre 1834, wagte das preußische Kultusministerium den uns jetzt ganz selbstverständlich erscheinenden Eingriff in die bürgerliche Freiheit, indem es als Vorbedingung für die Zulassung zur Universität das Zeugnis der Reife verlangte, auch damals freilich nur für Studierende der Theologie, Jurisprudenz und Kameralwissenschaften, der Medizin und Philologie.

Diese allmählich auf alle akademischen Berufe, mit Ausnahme der Pharmacie, ausgedehnte privilegierte Stellung der Gymnasien hat auf viele Jahrzehnte hinaus den Entwicklungsgang unserer Mittelschulen in ganz bestimmte Bahnen gelenkt und zwar in Bahnen, welche mit der geistigen Entwickelung, wie sie besonders die zweite Hälfte des verflossenen Jahrhunderts beherrschte, in keiner Weise konform waren. So wurden die heftigen Kämpfe ausgelöst, welche im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts auf dem Gebiet des Unterrichtswesens entbrannten, und die die älteren unter uns miterlebt haben. Die Naturwissenschaften, stolz auf ihre Erfolge, welche nicht nur den Wissensumfang der Menschen enorm erweitert hatten und fortgesetzt erweiterten, sondern auch auf Denkweise, ethische Auffassungen, vor allem auf die sozialen und wirtschaftlichen Zustände des Lebens einen umgestaltenden Einfluß ausübten, verlangten Eingang in die Mittelschulen und forderten demgemäß eine den Kulturbedingungen der Neuzeit entsprechende Reform unseres Schulwesens. An dieser reformatorischen, durch langjährige Unzufriedenheit mit den bestehenden Zuständen genährten Bewegung haben die Biologen in den letzten 10 Jahren besonders lebhaften Anteil genommen. Auf der Hamburger Naturforscher-Versammlung des Jahres 1901 vereinigten sich Botaniker und Zoologen, Anatomen und Physiologen, Lehrer der Mittelschulen und Hochschulen zu einer gemeinsamen Kundgebung, welche in einer Reihe von Thesen ihre Formulierung fand[10]). Diese Thesen befassen sich mit der pädagogischen Bedeutung und den Aufgaben des biologischen Unterrichts und den Reformen, welche der bestehende Lehrplan der Mittelschulen erleiden müsse, um dem Bildungsbedürfnis der Neuzeit zu entsprechen; sie erhoben die Anforderung, daß der biologische Unterricht an den Mittelschulen durch alle Klassen fortgeführt werde, wie es früher am preußischen Realgymnasium der Fall gewesen war.

Zu dieser Unterrichtsbewegung, welche ich von Anfang an mit lebhaften Interesse verfolgt habe, möchte ich heute Stellung nehmen und auseinandersetzen, welches Anrecht die biologischen Wissenschaften sich durch ihre neuzeitliche Entwickelung

[7]) Die Reform des höheren Schulwesens. Lexis: Die Berechtigung zum Universitätsstudium S. 70.

[8]) Die Reform des höheren Schulwesens. Cauer. Staatsfürsorge und Selbstverantwortung im Zutritt zur Universität. S. 52.

[9]) Ebenda. S. 57.

[10]) Gutzmer, Bericht der Unterrichtskommission der Gesellschaft deutscher Naturforscher und Ärzte. Leipzig 1905.

gewonnen haben, an der Vorbildung für unsere Hochschulen teilzunehmen.

Die Anforderungen, welche wir an unsere Schulen ſtellen müssen, wenn wir in ihnen nicht Vorbereitungs-Stätten für beſtimmte Fächer, sondern wahre Träger allgemeiner Bildung erblicken sollen, sind doppelter Natur. Erſtens: Die Schulen sollen unsere Jugend so erziehen, daß ihre geiſtigen und körperlichen Anlagen zu harmonischer Ausbildung gelangen. Es iſt dies das alte griechische Erziehungsideal, die Erziehung zum freien Menschen, dem ἄνθρωπος καλὸς κἀγαθός. Zweitens sollen aber auch unsere Schulen diejenigen Kenntnisse und Vorſtellungen vermitteln, welche der junge Mann nötig hat, um später einmal nicht verſtändnislos den geiſtigen Bewegungen seiner Zeit gegenüberzuſtehen.

Wir wollen zunächſt die erſte Anforderung, die formale Seite des Bildungsproblems betrachten. Wir dürfen dabei wohl die Meinung früherer Zeiten, daß nur der Unterrichtsgang der humaniſtischen Gymnasien eine freie Entfaltung der menschlichen Geiſtesfähigkeiten verbürge, als einen überwundenen Standpunkt ansehen. Die veränderte Auffassungsweise hat darin ihren Ausdruck gefunden, daß man drei so verschiedenartigen Lehranſtalten, wie das humaniſtische Gymnasium, das Realgymnasium und die Oberrealschule sind, gleiche Berechtigung zuerkannt hat. An den verschiedenſten Bildungsſtoffen iſt es möglich, die Grundlagen geiſtiger Tüchtigkeit zu entwickeln: gewissenhafte und methodische Arbeit, Klarheit des Urteilens und der Darſtellung, Beweglichkeit des Geiſtes, wie sie nötig iſt, um sich in neue Ideengänge hineinzufinden und neue Wege selbſt einzuschlagen, die Fähigkeit, sich für das Gute, Wahre und Schöne zu begeiſtern. Immerhin muß zugegeben werden, daß für die einzelnen Fähigkeiten des menschlichen Geiſtes der erzieherische Wert der dem Pädagogen zur Verfügung ſtehenden Unterrichtsſtoffe kein gleicher iſt. Das Ideal einer guten Erziehung wäre somit darin gegeben, den erzieherischen Wert der verschiedenen Bildungsſtoffe in der ihnen eigentümlichen Weise auf den Zögling einwirken zu lassen.

Ich halte es für unzweifelhaft, daß Biegsamkeit des Geiſtes, Feinfühligkeit und Vielgeſtaltigkeit des Denkens und des Ausdrucks durch die Beschäftigung mit Sprache und Kunſt, wie überhaupt durch Beschäftigung mit menschlichen Dingen, kurz das, was wir humaniſtische Studien zu nennen gewohnt sind, in ganz besonderer Weise gefördert werden. Für ſtreng logisches Denken gibt es keine bessere Lehrmeiſterin als die Mathematik, besonders für mathematisch nicht beanlagte Köpfe, welche durch methodisches Durchdenken des Lehrſtoffes sich mühsam erringen müssen, was andere vermöge einer mehr inſtinktiven Begabung sich spielend aneignen. Die Stärke der Naturwissenschaften endlich iſt darin gegeben, daß sie den Menschen lehrt, seine Sinne zu gebrauchen, gut zu beobachten und die Dinge objektiv zu beurteilen. (Schluß folgt)

Reformbestrebungen im Rechtsleben und der Verein „Recht und Wirtschaft".

Vortrag des Oberlandsgerichtspräsidenten Dr. V. Börngen in Jena, gehalten am 10. Juni 1911 in der Juriſtischen Gesellschaft zu Berlin.

(Schluß)

Aber, werden Sie sagen, von dem Freirecht reden wir nicht, das intra regem liegt, wir reden nicht von dem gesetzlich gebilligten Freirecht, sondern von dem Freirecht praeter legem, bei dem sich die Freirechtler anmaßen, unter Umſtänden auch contra legem zu entscheiden. Mit Verlaub, iſt es nicht zunächſt schon ein Widerspruch, wenn man glaubt, der außerhalb eines Gesetzesbefehls Entscheidende verſtoße gegen den Gesetzesbefehl; man kann doch gegen einen Befehl nicht handeln auf einem Gebiet, auf das er sich nicht erſtreckt? Aber einmal ganz abgesehen hiervon. Der Gesetzgeber muß in die Zukunft schauen, für sie gibt er seine Regeln. Nicht alle Fälle kann er übersehen, das iſt rein unmöglich. Manche Fälle, an die er nicht gedacht hat, wird man noch unter seinen Befehl ſtellen können, es iſt das die extensive Auslegung des Gesetzes. Aber es

gibt Fälle, wo jeder vernünftige Mensch sagt: Hier hat der Gesetzesbefehl sein Ende, hier liegt ein Fall vor, den das Gesetz nicht geregelt hat und vernünftigerweise nicht hat regeln wollen. Denken Sie an den Auswanderer, der sein Landgut zur Bewirtschaftung einem einfachen Landmann überträgt und dann ein industrielles Weltetablissement erbt, denken Sie an militärische Befehle, an diplomatische Aufträge. Jeder Befehl hat seine Grenzen, dem Ausführenden muß überlassen bleiben, zu finden, wo diese Grenze liegt, wo sie überschritten ist. Kommt er zu der Ueberzeugung, daß der Befehl den Fall nicht trifft, so hat er ihn nicht auszuführen. Er muß einen neuen Befehl vom Befehlshaber einholen. Dieser kann sich mit dem alten Befehl decken, er kann aber auch dem alten Befehl entgegengesetzt lauten. Weiter ist man aber doch auch darüber einig: Wenn es nicht möglich ist, einen neuen Befehl einzuholen, so handelt der, dem der Auftrag zuteil geworden, nicht nach dem Geiste des alten Befehls. Er arbeitet an dem alten Befehl nicht mit den Grundsätzen der Logik herum und konstruiert sich so den neuen Befehl, sondern er nimmt die Stellung des Befehlshabers selbst ein und fragt sich, wie würde der Befehlshaber in der neuen Situation gehandelt haben.

In dieser Lage befindet sich regelmäßig der Richter, der bei der Entscheidung des einzelnen Falles, auch wenn dieser noch so sehr von dem Tatbestand, den der Gesetzgeber geregelt hat, abweicht, die Entscheidung des Gesetzgebers nicht einholen kann. Dem Richter mutet aber die hergebrachte Theorie und Praxis zu, nach dem Geiste des alten Befehlsganzen und nach den Regeln der Logik aus dem alten Befehle heraus zu entscheiden. Wenn man einwendet, das ist doch unsinnig, zuckt man die Achseln und sagt: Wir bedauern, die Rechtssicherheit macht dies notwendig. Nun ist ja richtig, auch blühende Städte müssen einen Festungsgürtel um den Leib tragen und können sich nicht strecken und recken, wie sie möchten. Aber doch nur so lange, als die Sicherheit des Staates es erfordert. Man legt die Festungswerke, die sie umklammern, nieder, sobald man zu der Überzeugung kommt, daß sie der Sicherung des Staates nicht mehr dienen. Ich denke, es ist die höchste Zeit, daß auch wir die Wälle, die uns bei der Anwendung der Gesetze beengt haben, niederlegen, die Gräben ausfüllen, die Rechtssicherheit erfordert sie nicht. Was unter Geist des alten Gesetzes zu verstehen sei, hat bis heute noch niemand sagen, viel weniger so formulieren können, daß es bei der Entscheidung des einzelnen Falles zur Richtschnur dienen könnte. Es ist im Grunde wohl der Herren eigener Geist, in dem sich das Gesetz bespiegelt. Und die neueren Forschungen haben doch jedermann klar gemacht, daß die juristischen Streitfragen sich nicht mit den Regeln der Logik entscheiden lassen. Ob ich im einzelnen Falle ausdehnend oder einengend auslege, ob ich zur Gesetzesanalogie schreite oder nicht, ob ich den Umkehrsschluß mache oder nicht, alles das stellt mir die Logik völlig frei. Also fort mit dem veralteten Rüstzeug! Es wird ja tatsächlich auch nicht mehr benutzt, um die Entscheidung zu finden. Die Richter, die ihrer Aufgabe gewachsen sind, entscheiden schon lange nicht mehr nach den veralteten Regeln der Scholasten, sondern nach den Bedürfnissen des Lebens. Das alte Rüstzeug dient nur noch als Dekoration für die Begründung der Entscheidung, die mit andern Mitteln gefunden ward. Bekennen wir uns daher offen zu dem, was Eugen Huber sagt: Im Lückenfalle entscheidet der Richter nach der Regel, die er als Gesetzgeber aufstellen würde. In Wahrheit tun wir es ja schon, mehr oder weniger bewußt, alle. Ein deutsches Gesetz, das den deutschen Richter hinderte, auf dem Gebiete des bürgerlichen Rechts das zu tun, was das schweizerische Gesetz dem schweizerischen Richter vorschreibt, gibt es nicht. Befreien wir uns von den Fesseln einer veralteten und falschen Lehre! Die Gerichte bleiben nach wie vor dem Gesetz unterworfen, es gibt eben Lücken in jedem Gesetz, diese Lücken sind auszufüllen und können vernünftigerweise nur ausgefüllt werden durch den Richter, der den Gesetzgeber, den bonus pater patriae, hierbei vertritt.

Aber, hat man hier jüngst eingeworfen, lest doch den Artikel 1 des schweizerischen Gesetzbuches weiter, als dritter Absatz folgt: »Er (der Richter) folgt dabei bewährter Lehre und Überlieferung«. Da seht Ihr doch, daß der Richter nicht so frei gestellt sein soll, wie Ihr denkt!

Nun, daß die bewährte Lehre (Theorie) und Überlieferung (Praxis) nicht die alte

Theorie und Praxis sein kann, die die Lückenlosigkeit des Gesetzes behauptet, und auch da, wo Lücken sich sogar dem trübsten Auge darbieten, dem Richter die Selbständigkeit versagt, die ihm das schweizerische Gesetzbuch gibt, ist außer Zweifel. Der Absatz 3 des Artikels 1 bezieht sich auch nicht nur auf den Absatz 2 des Artikels, der von dem Freirecht des Richters handelt, sondern auf den ganzen Artikel und sagt nicht mehr und nicht weniger als: Neben den Rechtsquellen Gesetz und Gewohnheitsrecht sind auch Lehre und Überlieferung Rechtsquellen, aber die letzteren nur bedingt, und zwar bedingt dadurch, daß der Richter sie prüft und für bewährt befindet. Daß dies die Bedeutung des Absatz 3 ist, ergibt sich aus dem Gesetz; wer daran zweifelt, lese nach, was Huber in seiner Festschrift für Otto v. Gierke »Bewährte Überlieferung« sagt.

Also möge uns nicht eine veraltete Lehre und Überlieferung abhalten, den Schritt zu tun, den wir tun müssen. Es wird sich eine neue Lehre, eine neue Praxis herausbilden, die sich bewähren wird.

Und nun höre man auf zu sagen, die Freirechtler wüßten selbst nicht, was sie wollen; sie wissen sehr wohl, was sie wollen. Das ist richtig, die Theorie ist noch nicht einheitlich, man redet von Zweckjurisprudenz, von Interessenjurisprudenz, von soziologischer Jurisprudenz. Aber das beweist doch nur, daß jeder Theoretiker ein Stück der Sache besonders betont. Das ist nichts Auffälliges. Ist es denn bei den alten Streitfragen, mit denen wir uns nun schon Jahrhunderte hindurch herumschleppen, anders?

Noch in einer zweiten Beziehung hat die neue Bewegung Nutzen gebracht. Sobald sich der Juristenstand darüber klar geworden war, daß manches in Justiz und Verwaltung zu bessern sei, hat er nicht gesäumt, selbst Wandel zu schaffen. Hier ist vor allem die Tätigkeit des Deutschen Richtervereins zu loben. Hierbei haben wir tatkräftige Hilfe geleistet. Was sind denn die Mängel, auf deren Beseitigung wir sinnen müssen?

Zuerst das Juristendeutsch. Dem lateinisch-deutschen Kauderwelsch der Juristensprache, den entsetzlichen Schachtel- und Bandwurmsätzen, der gekünstelten und geschraubten Rederei sind wir gründlich zu Leibe gegangen. Schon hat man von dem sterbenden Juristendeutsch gesprochen, ich fürchte, das ist verfrüht. Aber gar kräftige Stöße sind ihm versetzt worden. Und wenn erst alle mit uns stoßen, dann wird das Juristendeutsch den Todesstoß erhalten, dann wird ihm das letzte Stündlein schlagen.

Dann die Langsamkeit der Justiz. Gewiß kann die Entscheidung eines Rechtsfalles nicht aus den Ärmeln geschüttelt werden, gewiß ist oft die Gesetzgebung, die einer gemächlicheren Zeit entstammt, der raschen Erledigung der Prozesse nicht günstig, sie haftet mitunter an zwecklosen Formen, die die rasche Tat des Richters hindern. Gewiß hat der Parteibetrieb dem Richter den entscheidenden Einfluß auf den Fortbetrieb der Prozesse genommen. Aber auch hier kann ein energischer Wille, die Sache rasch zu erledigen, viel erreichen. Denken wir nur immer daran, vor unseren Fenstern rumpelt nicht mehr die alte Postkutsche, es saust das Dampfroß, der Kraftwagen vorüber. Sagen wir nur uns alle, denen die Rechtspflege anvertraut ist, es handelt sich um wichtige Interessen anderer, vielleicht um solche, die ihre Schicksale entscheiden, vermeiden wir peinlichst jeden Verzug, dann wird gar manche Klage verstummen.

Und das Verfahren. Unser Prozeß ist formalistisch, seine großen Prinzipien werden rücksichtslos durchgeführt. Suchen wir aber nicht oft den Gesetzgeber in Formalismus noch zu übertreffen, sieht es nicht in manchen Gerichtssälen aus wie in einem Laboratorium, in dem Prozeßprinzipien in Reinkultur gezüchtet werden? In den Gerichtssälen ist wirtschaftlich Brauchbares zu leisten, nicht Rechtssport zu treiben. Und denken wir immer daran, der Prozeß ist nicht Selbstzweck, sondern Mittel zum Zweck? Er soll, wie Hellwig sagt, nicht das gute Recht zu Falle bringen, sondern will ein Verfahren regeln, dessen Endzweck die Erteilung des Rechtsschutzes ist. Hat nicht aber die Stärke so manches Richters darin gelegen, die Klagen abzuweisen? Und ist jedem bewußt: Neben der lex scripta des Prozeßgesetzes gelten fort die leges non scriptae, die jedem vernünftigen und anständigen Manne immer als Regel dienen? Die Verhandlungsmaxime will verhindern, daß der Partei etwas aufgezwungen wird, was sie nicht geltend machen will. Aber kann sie den Richter hindern, auf Punkte aufmerksam zu machen, die die Partei betonen würde, wenn sie ihr nicht entgangen wären? Und zwingen die

Prozeßgesetze das Gericht, wie eine Sphinx dazuliegen und ruhig mit anzusehen, wie die Parteien in der Irre gehen, um dann eine Entscheidung zu geben, die für alle eine unheilvolle Überraschung bedeutet?

Weiter sind wir kraftvoll eingetreten für die Tatsachenjurisprudenz und gegen die Begriffsjurisprudenz.

Die Feststellung der tatsächlichen Seite des Rechtsfalles ward bis vor kurzem gering eingeschätzt. Bezeichnete doch noch vor wenigen Jahren ein Rechtslehrer, der zugleich Richter war, die Zeugenvernehmung als eine minderwertige Beschäftigung. Von forensischer Psychologie redete man damals noch wenig. Uns ist aber der Mensch im Rechtsleben von besonderem Interesse. Und die Feststellung, wie der Hergang, der dem Streitfall zugrunde liegt, gewesen, ist uns eine wichtige und vornehme Aufgabe. Die Parteien richtig über den Sachverhalt zu befragen, die Zeugen ordentlich zu vernehmen, ist mindestens ebenso wichtig und jedenfalls ebenso interessant, wie eine juristische Streitfrage mit Scharfsinn zu entscheiden.

Und wissen wir, was vorgegangen ist, dann treten wir heran an die Frage, was haben die Parteien bei diesem Vorgange bezweckt? Hier kommt die Auslegung der Rechtsgeschäfte. Die Wissenschaft hat dieses Gebiet bisher arg vernachlässigt. Erich Danz hat es als Neuland entdeckt und auch hier scholastisches Gestrüpp in Hülle und Fülle gefunden. Wie bei der Auslegung der staatlichen lex, auch hier der Wahn, das Rechtsgeschäft, die lex contractus sei lückenlos; die klaffenden Risse füllte man mit einem inneren Willen und mit stillschweigenden Vereinbarungen aus, wo in der Tat gar kein Wille vorhanden war, wo beide Teile gar nichts gedacht und gewollt oder verschiedenes gedacht und gewollt hatten. Danz hat gezeigt, daß auch hier Lücken sind, und daß sie ausgefüllt werden müssen vom Richter, ausgefüllt nach objektiven Normen, nämlich nach dem, was vernünftige und anständige Männer getan hätten, wenn sie die Sache zu regeln gehabt hätten. Also auch hier eine freie, schöpferische, richterliche Tätigkeit, aber die Freiheit gebunden durch objektive Normen.

Und haben wir festgestellt, was die Parteien getan und was sie damit bezweckt haben, dann erst fragen wir: können wir ihre Interessen schützen oder müssen wir den Schutz versagen? Hier setzt die Konstruktion ein, und hier lasse man das Rechtsgefühl mitsprechen, befrage man sein rechtliches Gewissen, lasse man den gesunden Menschenverstand zu Worte kommen. Man vertraue: führt die Konstruktion zu einem ihm widersprechenden Ergebnis, in der überwiegenden Mehrzahl der Fälle wird man bei nochmaliger Prüfung finden, die Konstruktion war falsch. Fast schämt sich der Jurist seines Rechtsgefühls. Wie selten wird es erwähnt in der doch so peinlich gewissenhaften Begründung unserer Urteile! Das stammt noch aus der Zeit, wo man die Rechtsprechung nicht als eine Kunst erkannt hatte, sondern sie lediglich für eine verstandesmäßige Tätigkeit ansah. Der Sprachgelehrte schämt sich doch nicht seines Sprachgefühls! Hat man jemals gehört, daß der Kunstgelehrte sich nicht vornehmlich auf sein Schönheitsgefühl beriefe? Ja, sagt man, das Rechtsgefühl ist doch etwas Individuelles, bei jedermann ist es anders, es fehlt das Objektive, das im Rechtsleben herrschen muß. So liegt die Sache nicht. Das Rechtsgefühl ist uns nicht angeboren. Wären wir bei den Menschenfressern aufgewachsen, unser Rechtsgefühl würde sich nicht dagegen sträuben, noch heute einen Feind der neuen Bewegung zu verzehren, und wären wir in unserer Jugend unter die Eskimos geraten, unser Rechtsgefühl über die Ehe würde anders sein als es so ist. Das Rechtsgefühl wird gebildet und entwickelt durch unsere Umgebung. Was wir verständige Männer unter Billigung der Allgemeinheit täglich tun sehen, das entspricht unserem Rechtsgefühle. Sicherlich ist nun das Rechtsgefühl des Arbeitgebers unter Umständen anders als das des Arbeitnehmers. Solche Differenzen gibt es eben in allen menschlichen Dingen, auf dem Gebiete der Sorgfalt, mit der der Rechtsverkehr rechnen muß, ist es ebenso. Auch da hat der Richter das Normale, das im Verkehr Erforderliche zu finden. Der zivilistische Musterknabe, der bonus ac diligens pater familias sitzt auch nicht in voller Körperlichkeit vor dem Richter. Auch hier sieht er den leichtfertigen und den pedantischen Menschen vor sich, und doch legt er an den einzelnen Fall einen Maßstab an, den er aus der Unzahl der Fälle, die an seinem Auge vorübergehen, herausfindet. Es geht ganz ausgezeichnet mit dem bonus ac diligens pater familias, warum sollte es nicht ebenso mit dem bonus pater patriae sein!

Das Rechtsgefühl dieses mag den Richter leiten, wenn er die Lücken der ſtaatlichen lex ausfüllt, es mag ihn leiten, wenn er die Lücken der lex contractus schließt.

Und endlich glauben wir auch schon die Ausbildung des juriſtischen Nachwuchses günſtig beeinflußt zu haben. Ich rede hier weniger von den Universitäten. Da sind die Zeiten, wo der Lehrer dasselbe Heft 30, 40 Jahre lang unverändert las, glücklich überwunden. Da herrscht schon seit Jahren reges Leben. Man geſtaltet den Unterricht praktischer, man iſt beſtrebt, der Jugend nicht nur Rechtskenntnis zu übermitteln, sondern sie auch für die Rechtsanwendung vorzubereiten. Ich denke an die Praxis. Als noch die Scholaſten auf der Richterbank saßen, was war da die praktische Vorbereitung mehr als eine praktische Dressur? Jetzt, wo man erkannt hat, daß dem Richter größere und schönere Aufgaben zufallen, regt sich auch hier ein neuer Geiſt, man widmet sich mit Luſt und Freude der Heranbildung der Jugend in der Kunſt der Rechtsprechung. Dieser Geiſt hat in uns eine kräftige Stütze gefunden.

Aber mit alledem wollen wir uns nicht begnügen, wir erſtreben mehr. Wir wollen in modernem Geiſte beeinflussen die Gesetzgebung, die ganze Gesetzgebung namentlich auch die über die Ausbildung der Juriſten.

Iſt das richtig, hat man uns gesagt, nehmt Ihr damit nicht auf einmal zuviel in Angriff? Erſt verbessert doch die Ausbildung des Juriſtenſtandes, dann erſt sorgt für bessere Gesetze! Nein, sagen wir. Es iſt ein Unterschied, ob ich einen Bahnhof umbaue oder ob ich ihn von der alten Stelle fortverlege. Im zweiten Falle brauche ich nur nach den Regeln der Baukunſt zu verfahren, im erſten Falle muß ich Rücksicht nehmen auf den Betrieb, daß dieser nicht zum Stillſtand komme, und oft alles zu gleicher Zeit in Angriff nehmen. Die besser ausgebildeten Juriſten müssen auch eine bessere Gesetzgebung vorfinden. Und wollten wir nur das eine betreiben, wir würden die Gelegenheit versäumen, bei wichtigen Fragen der Gesetzgebung zu Worte zu kommen. Die Änderung unserer Zivilprozeßgesetzgebung ſteht vor der Tür, bei ihr möchten wir unsere Stimme hören lassen.

Aber, wer seid Ihr, hören wir fragen, daß Ihr so Gewaltiges zu unternehmen Euch unterfangt? Nun, unbescheiden sind wir nicht, wir kennen die Grenzen unseres Könnens. Die Ziele, die wir geſteckt haben, können nicht von heute auf morgen erreicht werden, viele Jahrzehnte gehören dazu. Der Einzelne, der Verein, und wenn seine Mitglieder nach Tausenden zählen, kann das nicht vollbringen, was wir vorhaben. Aber Anregungen können wir geben, Einfluß können wir gewinnen auf die Gesamtheit. Und hat erſt einmal ein Volk von 62 Millionen erkannt, was ihm frommt, dann wird es die Kraft finden, das zu vollenden, was wir anſtreben.

Iſt es nicht schon unmöglich, habe ich weiter sagen hören, die Gesetzgebungstechnik so zu geſtalten, wie Ihr wollt? Wir haben doch jetzt Parlamente, die auf das beſte Gesetz die häßlichſten Flicken und Flecken setzen! Nun, wir kennen die Schäden des Parlamentarismus für die Gesetzgebungstechnik, die Gerichte seufzen oft schwer darunter. Aber iſt das Unmögliche nicht jüngſt möglich geworden in der Schweiz, wo das Hubersche Kunſtwerk alle Klippen des Parlaments, ohne Schaden zu nehmen, umschifft hat?

Wir haben zu viel Gesetze, zu umfangreiche Gesetze, man beseitigt eine Streitfrage und schafft dafür zehn neue. Maßhalten in der Gesetzgebung iſt eine Forderung, die nicht nur wir erheben.

Und das äußere Gewand unserer Gesetze muß ein anderes, ein moderneres werden. »Einfach und verſtändlich, vorbildlich in Sprache und Ausdruck müssen die Gesetze, Anordnungen und Rechtssprüche sein, damit das Recht in das Volk eindringen kann und nicht schon wegen seiner Form als etwas Fremdartiges empfunden wird« sagt unser Programm. Das Reichsjuſtizamt iſt hier jüngſt vorangegangen, mögen die andern folgen! Die Zeiten, in denen der Richter meinte, auch die Rechtschreibung des Gesetzes habe Gesetzeskraft, in der er nicht wagte, **Z**ivilprozeßordnung zu schreiben, weil in dem Gesetzblatt **C**ivilprozeßordnung ſteht, sind vorüber. Aber reden wir nicht noch jetzt von einer »falschen Tatsache«, bloß weil es so im Strafgesetzbuch seit über 40 Jahren zu lesen iſt, während wir uns doch hüten, von einem schwarzen Schimmel zu sprechen? Und sind unsere Eröffnungsbeschlüsse nicht heute noch in einem Deutsch abgefaßt, das

zum Himmel schreit? Und warum dies? Bloß weil ein Formular, ein einfaches Formular, nicht einmal ein Gesetz, uns dazu verleitet.

Und auch innerlich ist unsere Gesetzgebung nach den Bedürfnissen der Gegenwart fortzubilden.

Hier gilt es, die richtige Grenzlinie zu finden zwischen Gesetzesbefehl auf der einen und Richtermacht, richterlichem Ermessen, Freirecht auf der andern Seite. Geschriebene Gesetze können das freie Recht nicht entbehren, wollen sie nicht hinter der Zeit zurückbleiben, namentlich nicht entbehren in der Gegenwart, wo die Lebensverhältnisse sich mit einer unheimlichen Schnelligkeit ändern. Die Entwicklung des Rechts nach der Richtung des Freirechts ist auch unbedenklich, wenn die Intelligenz des Volkes, das sich nach den Gesetzen zu richten hat, wächst, und die Fähigkeit des Richterstandes, das Freirecht anzuwenden, immer mehr gesteigert wird. Ganz freies Recht wird ein Kulturvolk nicht haben, das hat seinen Platz nur in einfachen Verhältnissen. Um nur ein Beispiel zu geben: ein Immobiliarrecht nach richterlichem Ermessen ist mir undenkbar; ebenso werden wir die feste Volljährigkeitsgrenze festhalten müssen, solange es keinen Apparat gibt, an dem man, wie die Wärme an einem Thermometer, die Geschäftsreife des Einzelnen ohne Mühe ablesen kann.

Sehen wir uns auf den einzelnen Rechtsgebieten um!

Das Strafrecht ist in der ältesten Zeit starres Recht: Auge um Auge, Zahn um Zahn. Es ist aber auch jetzt noch nicht fortgeschritten bis zum vollen Freirecht, wir haben auch jetzt noch nicht den Satz: Wer Unrecht tut, wird vom Richter in einer Weise bestraft, die ihm angemessen erscheint. Wir haben feste Tatbestände der einzelnen strafbaren Handlungen und werden sie behalten, und die Analogie ist auf dem Gebiete des Strafrechts seit der Aufklärungszeit ausgeschlossen. Indessen in den Tatbeständen selbst finden sich viele elastische Elemente, und bei der Strafzumessung herrscht im wesentlichen Freirecht. Noch weiter geht hier der Vorentwurf zu einem deutschen Strafgesetzbuch vom Jahre 1909; er gibt dem Richter das Recht, von der Strafe ganz abzusehen, wenn ihm nach den Umständen des Falles eine ganz besondere Milde geboten erscheint. Zurückhaltender ist der österreichische Vorentwurf von demselben Jahre. Er hat deshalb den Beifall der sogenannten klassischen Strafrechtsschule gefunden. Sie sehen, auf dem Gebiete des Strafrechts ist jetzt der Kampf wegen Abgrenzung von Gesetzesbefehl und richterlichem Ermessen auszufechten.

Auch im Zivilrecht sehen wir das Freirecht fortgesetzt vordringen.

Im alten Rom unterlag das starre jus civile dem freirechtlichen jus gentium. Auch das deutsche Zivilrecht entwickelt sich im Freirechtssinn, das BGB. hat eine ganze Menge neuer Freirechtsgebiete eröffnet. Um nur einige herauszugreifen:

§ 242: Der Schuldner ist verpflichtet, die Leistung so zu bewirken, wie Treu und Glauben mit Rücksicht auf die Verkehrssitte es erfordern.

§ 343: Ist eine verwirkte Strafe unverhältnismäßig hoch, so kann sie auf Antrag des Schuldners durch Urteil auf den angemessenen Betrag herabgesetzt werden.

Der § 829 gibt einen Schadenersatzanspruch, wenn die Billigkeit nach den Umständen, insbesondere nach den Verhältnissen der Beteiligten eine Schadloshaltung erfordert.

Wie freirechtlich ist die Vorschrift des § 1568, über die Scheidung der Ehe wegen Ehezerrüttung, gemessen an dem Tatbestand der Scheidung wegen Ehebruchs (§ 1565). Und doch enthält das BGB. noch eine ganze Anzahl von Vorschriften, durch die wir uns unnötig beengt fühlen, und wo eine freiere Gesetzgebung dem Richter zu Hilfe kommen muß, wenn es nicht der Rechtsprechung gelingt, die Freiheit zu schaffen, die der Verkehr erfordert.

Auf dem Gebiete des Zivilprozesses dasselbe Bild. Im alten Prozeß Bindung des Richters an starre Beweisregeln. Diese hat unsere Zivilprozeßordnung beseitigt; beibehalten hat sie nur das alte starre Eidesbeweisrecht. Von diesem Zwang hat den Richter die österreichische ZPO. befreit. Die deutsche Zivilprozeßgesetzgebung, die wir sehnlichst erwarten, wird dem deutschen Richter auch hier die Freiheit bringen. In Deutschland ist der Richter jetzt noch durch die mit rücksichtsloser Konseqnenz durchgeführten Prinzipien der Prozeßordnung gefesselt. Er sieht voll Neid nicht nur auf den österreichischen Richter, sondern auch auf den Verwaltungsrichter, auf den Gewerberichter und Kaufmannsrichter, die sich freier bewegen können.

Ja, seit dem 1. April 1910 sieht der Kollegialrichter auch neidvoll auf den Einzelrichter, der sich einer Freiheit erfreut, die man ihm noch versagt. In England werden die Prozeßordnungen vor den Gerichten gemacht, sie stehen nicht in dem Gesetzblatt, sie tragen mehr den Charakter einer Geschäftsordnung; vielleicht ist auch hierdurch ein Weg zu größerer Freiheit des deutschen Richters gezeigt.

Im Strafprozeß dieselbe Erscheinung: der Richter, der sich nach größerer Freiheit sehnt. Der Strafprozeß soll den Weg vorzeichnen, der den Richter zur Bestrafung des Schuldigen und zur Freisprechung des Unschuldigen führt. Mit wieviel Fallstricken — man fragt: warum? — ist dieser Weg belegt! Mir sagte einmal ein Verteidiger nach einer großen Verhandlung, an der ich übrigens nicht beteiligt war: jetzt lasse er sich eine Abschrift des Protokolles über die Verhandlung und des Urteils geben und mache sich dann auf die Flohjagd nach Revisionsgründen. Bald darauf hörte ich, daß der sonst gesunde Prozeßkörper an einem dieser Flohstiche verendet sei. Sonst pflegen Flohstiche doch nicht diese Wirkung zu haben. Und einzelne Partien der Strafprozeßordnung sind geradezu Brutnester für Revisionsgründe. Die schwurgerichtliche Fragestellung ist eine kleine Wissenschaft für sich, hier lauern heimtückisch der Rechtsbeständigkeit des Verfahrens die schwersten Gefahren. Nur dem Umstande, daß auch die Verteidiger sich auf diesem Gebiete sehr oft nicht auskennen — die anwesenden Herren Berliner Anwälte nehme ich natürlich aus — ist es zu danken, daß nicht viel öfter Schwurgerichtsurteile aufgehoben werden, als es geschieht. Und die Zeugenflucht bei den Strafgerichten und die Klagen, daß man nicht zu Ende kommen könne, Klagen, die dazu führen, daß die Richter sich dem Strafrecht fernzuhalten suchen, sie entspringen doch nur der mangelnden Freiheit des Richters im Beweisverfahren. Mancher mag das heute nicht gern hören, das ist jetzt nicht populär, aber richtig ist es: Größere Freiheit muß der Richter hier haben, und er wird sie erhalten, wenn auch nicht jetzt, so doch in nicht allzu ferner Zeit.

Weiter die Gestaltung des ganzen Verfahrens. Wir bauen auf die erste die zweite Instanz auf, auf diese wieder die dritte. Nur durch den Vorhof der beiden Vorinstanzen kann man in das Allerheiligste der Revisionsinstanz gelangen. Gibt es nun aber nicht viele Fragen, gibt es nicht auch manche Prozesse, bei denen es von vornherein ganz klar ist, daß die letzte Instanz entscheiden wird. Wäre es nicht angängig, in gewissen Fragen alsbald das Reichsgericht anzurufen — man denke an die Fragen, die man neuerdings vor einen Auslegungsgerichtshof bringen will —? Würde es in manchen Prozessen, mit einfachem oder unbestrittenem Tatbestand, solange wir drei Instanzen haben, nicht ein Fortschritt, ein Gewinn an Zeit und Geld sein, wenn die zweite Instanz einfach ausgeschaltet würde?

Und dann, wie besetzen wir unsere Gerichte! Der alte Einzelrichter ist in Mißkredit gekommen, obwohl das Einzelrichtertum die volle Ausbildung der Persönlichkeit des Richters — und auf diese kommt es doch so sehr an — ermöglicht. Wir schwören auf die Kollegien, bei denen sich die Schwachen hinter die Starken verstecken können und von ihnen beherrscht werden. Und wie besetzen wir die Kollegialgerichte? 3 Richter beim Landgericht, 5 beim Oberlandesgericht und 7 beim Reichsgericht. Und wenn die Zivilsenate oder die Strafsenate des Reichsgerichts unter einander uneinig werden, entscheiden ein halbes Hundert Richter, ja wenn ein Streit zwischen den Zivilsenaten und Strafsenaten entbrennt, hundert. Das ist doch nicht mehr Rechtsprechung, das ist ein Rechtsparlament.

In den achtziger Jahren hat mir einmal ein alter Verteidiger, der oft beim Reichsgericht tätig war, auf meine Frage, wie er mit dem Reichsgericht zufrieden sei, gesagt: ganz gut, nur weiß ich nicht, was die fünf andern, außer dem Vorsitzenden und dem Berichterstatter, dabei sollen. Das ist natürlich im Scherz übertrieben, aber es enthält doch eine Wahrheit. In einem normalen Zivilprozeß müssen mindestens 21 Juristen tätig sein (15 Richter und 6 Anwälte). Welche Verschwendung von Zeit und Kraft, sagt Düringer, ich füge hinzu, welche Vergeudung von Volksvermögen!

Und endlich die Zahl der Rechtsmittel. Andere Völker beschränken die Rechtsmittel, wir können uns in der Gewährung von Rechtsmitteln gar nicht genug tun. So erziehen wir das Volk geradezu zur Prozeßsucht. Was andere als Prozeßhanseltum mißbilligen,

erklären wir voll Anerkennung für Kampf ums Recht, für Durchsetzen der Persönlichkeit. Mehr kann doch wahrlich kein Mensch verlangen, als daß seine Streitsache zweimal von unparteiischen Männern geprüft werde. So ist es auch bei den amtsgerichtlichen Sachen. Auch die landgerichtlichen Sachen müßten in der Provinz enden. Speziell der Kaufmann will und kann seine Prozesse nicht jahrelang mit sich herumschleppen. Ein Kreis von Zementindustriellen hatte für die Streitigkeiten über seinen Vertrag ein Schiedsgericht eingesetzt; jetzt, wo man schlechte Erfahrungen mit den Schiedssprüchen gemacht hat, hat man sich darauf geeinigt, daß die Kammer für Handelssachen beim Landgericht in H. unter Ausschluß jedes Rechtsmittels zu entscheiden habe. Das spricht doch deutlich genug. Nun hat aber der Staat ein Interesse, daß das Recht nicht nach den Provinzen auseinanderfalle, wie es auf dem Gebiete des Strafrechts war, solange wir das Reichsgericht noch nicht hatten. Es ist also ein staatliches Interesse, kein Parteiinteresse, das die Zentralisation der Rechtspflege im Reichsgericht fordert. Aus dieser Erwägung ziehe man die Konsequenz und gebe nur dem Staat das Recht, zu entscheiden, ob im einzelnen Falle die Revision zuzulassen sei. Das Oberlandesgericht oder sonst eine unparteiische Stelle mag entscheiden, ob der Weg zum Reichsgericht zu öffnen sei. Dann brauchen wir nicht mehr auf den duae conformes zu bestehen, dann hört auch das unwürdige Feilschen bei Erhöhung der Revisionssumme auf. Bei der Heraufsetzung der Revisionssumme, die sich andernfalls immer wieder nötig machen wird, wird ja geklagt, als werde der arme Mann vergewaltigt, als ob es in Deutschland kein Armenrecht gebe. Die freie Schweiz freilich kennt es nicht. Und die duae conformes sind auch nicht der Weisheit letzter Schluß. Arbeitet das Landgericht schlecht, so kann das Oberlandesgericht mit Engelszungen reden, die Revision ist zulässig, arbeitet aber das Oberlandesgericht ebenso mangelhaft wie das Landgericht, so ist sie ausgeschlossen.

So etwa denken wir uns die Modernisierung der Gesetzgebung. Werden die Kollegien der Gerichte verkleinert, werden die Rechtsmittel beschränkt und wird weiter dem Richter abgenommen, was nicht Richteramts ist, so wird die Zahl der Richter zusammenschmelzen, und ihnen dann auch eine bessere finanzielle und soziale Stellung winken, der Weg bis zum englischen Richterkönig wird trotzdem noch ein weiter sein.

Aber auch die Verwaltung und namentlich die Justizverwaltung muß von modernem Geiste erfüllt sein. Hier ist anzuerkennen, daß die Verwaltung Preußens und auch der anderen Bundesstaaten ernstlich bestrebt ist, die Forderungen der Gegenwart zu erfüllen. Es ist eine Freude, die letzten Jahrgänge des Preußischen Justiz-Ministerialblattes zu durchblättern, überall Fortschritt, Anpassung an die besonderen Bedürfnisse der Gegenwart. Möge dieser Geist die Verwaltung auch ferner erfüllen! Und auch die Verwaltung, die den Gerichten überwiesen ist, kann Gutes stiften. Besetzen die Präsidien die Kammern, die Senate mit Umsicht, so kann das Verlangen nach gewerblichen Sondergerichten wohl bald zum Schweigen gebracht werden.

Das ist das Arbeitsfeld des Richters, das wir ihm wünschen, das ist der Richter, wie wir ihn bei der Arbeit sehen möchten. Der heutige Richter ist nicht mehr der alte Scholast mit dem finsteren: fiat justitia, pereat mundus, als moderner Mensch will er der Welt nützen. Kehrt er erst einmal entschlossen der veralteten Methode der Rechtsanwendung den Rücken, hat er nach modernen Gesetzen zu entscheiden, dann wird er auch da geben können, wo er jetzt noch versagen zu müssen glaubt und versagen muß.

Wir haben in unserem Aufruf von Gegenwartsjuristen gesprochen. »An Stelle einseitiger Nurjuristen müssen Gegenwartsjuristen treten, die mit offenem Blick für das Leben Grundlagen und Aufgaben der Zeit erkennen, ihnen gerecht werden wollen und können und neue Werte schaffen.« Nicht wir sind die Gegenwartsjuristen, die andern die Nurjuristen, nein, wir sind allzumal Sünder, wir wollen alle danach trachten, immer mehr der Gegenwart voll gerecht zu werden.

Der alte Scholast brauchte für sein Richteramt nichts als einen Denkapparat und das Gesetzbuch. Diese Vorstellung vom Juristen wurzelt noch tief im Volk, Scharfsinn und Dialektik erscheint dem Volk als sein einziges Rüstzeug. Von Gegenwartsjuristen erwarten wir mehr. Er muß Augen, zu sehen, und Ohren, zu hören, haben, sagt Ehrlich, und Hellwig fügt hinzu, er muß das Herz auf dem rechten Fleck haben.

Solche Juristen wollen wir erziehen.

Die Vorbildung liegt bei den höheren Schulen. Ob Gymnasium oder Realschule, darauf will ich nicht eingehen. Die meisten von uns sind aus dem Gymnasium hervorgegangen. Das wird immer die Augen seiner Schüler auf Hellas und Rom richten. Über der alten Kultur vergesse man nur nicht die Kultur der Gegenwart, und dem Recht als einem besonders wichtigen Stück dieser Kultur muß ein wenn auch bescheidener Platz im Unterricht eingeräumt werden. Und über der Pflege der alten Sprachen vernachlässige man die deutsche nicht, man hat die Blüte Deutschlands zu erziehen. Wenn ein Schüler ut mit dem Indikativ konstruiert, redet der Lehrer, wenigstens in den Fliegenden Blättern, von einer Verrohung der Jugend. Wenn Ciceros Schreibweise statt die von Goethe und Lessing in den deutschen Aufsatz einzieht, scheint man weniger empört zu sein. Denn wie ist es sonst zu erklären, daß jetzt noch die Hälfte der Jugend in den juristischen Prüfungen ein Deutsch schreibt, das wie eine schlechte Übersetzung aus dem Lateinischen anmutet.

Und vor allem müssen die höheren Schulen einen Damm bilden gegen die Überflutung der akademischen Berufe mit Elementen, die nicht dahin gehören. Nicht Vermehrung des Wissensstoffes bei der Abgangsprüfung ist zu fordern, sondern rechtzeitige Aussonderung der Spreu von dem Weizen. Der tüchtige Lehrer muß rechtzeitig merken, wo Unfähigkeit vorliegt, nicht mangelnder Fleiß oder Leichtsinn. Hier greife er rücksichtslos ein. Je früher das geschieht, desto besser. Ich bin nun 18 Jahre in der zweiten juristischen Prüfung tätig und oft schon in der traurigen Notwendigkeit gewesen, bei Leuten von 30 und mehr Jahren zum zweiten Male die Prüfung für nicht bestanden zu erklären. Meist hatten die Leute ihre Pflicht getan, sie waren aber einfach unfähig, das zu leisten, was man von ihnen verlangen muß. Wenn ich einmal gesagt habe, ich will lieber einen Menschen zu zehn Jahren Zuchthaus verurteilen, als zum zweiten Male durch die zweite Prüfung fallen lassen, werden Sie das sicher verstehen. Im ersten Falle ist eine schwere Schuld zu sühnen, hier wird ein Unschuldiger schwer getroffen, nur weil andere nicht den Mut hatten, ihn rechtzeitig aus einer Bahn zu weisen, auf der er schließlich scheitern mußte.

Die Fachausbildung erfolgt erst auf der Universität, dann im praktischen Vorbereitungsdienst. Man glaubt jetzt, beide Abschnitte ineinanderschieben zu können, die verschiedensten Vorschläge sind gemacht worden. Ich glaube, sie werden ohne Erfolg bleiben. Gewiß ist die Ausbildung eine Einheit, aber sie besteht aus zwei Teilen, die äußerlich von einander abgegrenzt bleiben sollen und sich nur aneinanderfügen müssen. Sorge man dafür, daß die innere Einheit gewahrt werde, die theoretische Ausbildung muß praktischer werden, die praktische Ausbildung darf des theoretischen Einschlags nicht entbehren.

Die theoretische Ausbildung liegt bei den Universitäten. Ohne die Hilfe der Universitäten wäre die neue Bewegung machtlos. Wir stellen mit Genugtuung fest, daß die Wurzeln der Bewegung auch im Universitätsboden liegen. Wir freuen uns, daß der Verein so kräftige Förderung aus Universitätskreisen gefunden hat, und wir wissen, auch die, die sich uns noch nicht angeschlossen haben, sie wünschen, daß die Ziele, die wir uns gesteckt, erreicht werden, und arbeiten selbstständig mit daran.

Wir haben Verständnis für das Wesen unserer Hochschulen. Sie sind keine Fachschulen, jede wissenschaftliche Arbeit, auch die weit vom Wege abliegende, die keine praktisch verwertbaren Früchte trägt, hat hier ihren Platz. Papyrusforschungen sind notwendig, so notwendig, wie alles andere. Aber solche Dinge sollen beim Unterricht nicht in den Vordergrund treten. Dieser hat doch zunächst den Zweck, Praktiker auszubilden, und auch die jungen Juristen, die sich später der Praxis nicht widmen wollen, müssen wie die Praktiker ausgebildet werden, denn die Rechtswissenschaft ist nun einmal eine praktische Wissenschaft. Der Unterricht muß deshalb an das praktische Leben anknüpfen, überall auf Zweck, wirtschaftliche und soziale Bedeutung unserer Rechtsgebilde hinweisen. Auch muß er den Sinn für Recht und Gerechtigkeit wecken. Geschichtlicher Betrieb der Rechtswissenschaft ist nicht zu entbehren. Nur ist die Geschichte nicht Selbstzweck, sondern Mittel zum Zweck, zu dem Zwecke, die Gegenwart zu verstehen und die Zukunft beurteilen zu können. Aber nicht allein oder vorzugsweise in den Zustand der

Vergangenheit soll der Rechtsunterricht einführen, sondern ebenso in das lebende Recht der Gegenwart, in seinen Zusammenhang mit der Vergangenheit und in die Aufgaben der Zukunft.

Das Recht iſt nicht im Himmel geboren, ſteigt nicht aus dem Begriffshimmel zu uns herab, es iſt von dieser Erde, von Menschen für Menschen gemacht. Fegen wir alle Rechtsbegriffe mit einem Mal von der Erde weg, morgen wird gekauft, geerbt, geſtohlen, wie heute. Deshalb weg mit der ausschließlichen deduktiven Methode, auch die induktive Methode muß im Rechtsunterricht zur Anwendung kommen. Stets muß nach neuer Lehrweise an das Lebende, Anschauliche, Nächſtliegende angeknüpft werden, seminariſtiſcher Betrieb des Unterrichts iſt unentbehrlich. Das Recht ordnet die Verhältnisse des Menschen, deshalb muß der Juriſt den Menschen kennen. Studium der Psychologie iſt unerläßlich. Eine Kriminalpsychologie haben wir, eine allgemeine forensische Psychologie fehlt uns noch, die Psychologie der Parteien, der Zeugen, des Richters iſt noch nicht geschrieben. Und das Recht ordnet die Lebensverhältnisse der Menschen. Deshalb muß der Juriſt diese Lebensverhältnisse kennen. Das Studium der Volkswirtschaft iſt ganz unbedingt nötig. Die Forderung, daß die Nationalökonomen mit den Juriſten in einer Fakultät vereinigt werden —, eine Forderung, die an manchen Universitäten bereits erfüllt iſt —, iſt dringend.

Wird nicht ein Nachſtudium eingeführt, so wird die Verlängerung der Universitätszeit ins Auge zu fassen sein. Dann sorge ein Zwischenexamen, aber ein solches, das die Freizügigkeit der Studierenden nicht hindert, dafür, daß die Zeit von allem Anfang an gehörig ausgenutzt werde.

Die Lehrer müssen in der Praxis geſtanden haben, müssen noch in ihr ſtehen, oder wenigſtens mit ihr Fühlung behalten. Als Vorbild darf ich hier wohl Jena nennen, wo zu beiderseitiger Befriedigung immer einige ordentliche Professoren des Rechts Mitglieder des Oberlandesgerichts sind.

Auf der Universität muß der junge Juriſt eine allgemeine juriſtische Bildung und eine gehörige theoretische Durchbildung erfahren. Darauf möge man im erſten Examen scharf achten. Sieht man beim Examen nicht ausschließlich auf examenmäßiges Wissen und ſtellt man mehr die Begabung, die Auffassung, das Verſtändnis des Prüflings in den Vordergrund, so wird man leicht minderwertigen Repetitoren das Handwerk legen.

Die geringe juriſtische Allgemeinbildung der jungen Juriſten iſt oft bedauerlich. Jüngſt frug ich im zweiten Examen nach v. Gneiſt — in Thüringen iſt man jetzt dabei, die Verwaltungsgerichtsbarkeit einzuführen, — und keiner der sechs Referendare wußte von diesem Mann auch nur eine Silbe.

Auf die Universitätszeit kommt der praktische Vorbereitungsdienſt. Dort Demonſtrieren am Phantom, hier klinische Behandlung des einzelnen Falles. Hat man dem Universitätslehrer zu sagen: hin zur Praxis, so iſt dem Erzieher in der praktischen Vorbereitungszeit zuzurufen: keine praktische Dressur, sondern Unterweisung von höheren Gesichtspunkten aus. Einen theoretischen Einschlag muß schon der Unterricht in der Rechtskunſt haben. Referier- und Dekretierkunſt ward früher auf den deutschen Hochschulen gelesen, jetzt wird sie in der Praxis gelehrt. Und weiter gilt es, das auf der Universität Gelernte auf den einzelnen Fall anzuwenden und da fortzuführen. Dort Psychologie des Menschen, hier psychologische Ergründung jeder einzelnen Person, die vor den Richterſtuhl tritt. Dort Studium der Wirtschaft des Volks, hier Studium der Wirtschaften der Einzelnen, die vor dem Richter erscheinen. Der junge Mann muß eintreten in die Werkſtätte des Handwerks, in die Schreibſtube des Kaufmanns, in den Fabriksaal, in das Gehöft des Landwirts, in die Sprechſtube des Arztes. Hier erwirbt er Kenntnis des praktischen Lebens, ohne die er später sein Amt nicht ausfüllen kann. Wie oft habe ich den Gedanken, wenn ich den Gerichtssaal betrete, wenn ich heute nicht mehr mitbrächte als meine Kenntnis vom Rechte, dann könnte ich nicht beſtehen. Nun hat man gesagt, auf diese Weise wird das Halbwissen großgezogen, das schädlich wirkt. Dem kann ich nicht zuſtimmen. Ich habe in langjähriger Praxis namentlich beim Schwurgericht manche medizinische Kenntnis erlangt, die der oder jener vielleicht nicht besitzt. Zuſtatten kommt sie mir bei Auswahl von Sachverſtändigen, bei ihrem Verhör, bei der Beurteilung des Gehörten; aber niemals bin ich auch nur in Versuchung gekommen, mich an Kranken zu versuchen.

Und endlich das Wichtigste: Erziehung der jungen Leute zur Tatsachenjurisprudenz, nicht zu Begriffsjuristen. Bis zum praktischen Vorbereitungsdienst hat der junge Mann noch nichts Praktisches getan, kein Wunder, wenn ihm die praktische Beurteilung der Dinge schwer fällt. Fast ohne Ausnahme kommen die jungen Herren zu uns mit einer ungeheuren Paragraphenbrille auf der Nase. Vor lauter Paragraphen sehen sie die reale Welt nicht mehr. Sie berauschen sich förmlich mit Paragraphen, die Fleißigen zudem noch mit Entscheidungen von Obergerichten. Mein erster Zuruf ist da immer gewesen: »Herunter mit der Paragraphenbrille, seht doch zunächst den Fall einmal mit den Augen an, die Euch der liebe Herrgott dazu gegeben hat.« Und dann ist meist die Sache viel einfacher, als sie dem bewaffneten Auge erscheinen wollte. Der alte joviale Herr, der im Kollegium beim Streite der anderen zu sagen pflegte: »Meine Herren, ich bin nicht genügend Jurist, um in dieser Frage unklar zu sehen«, hatte wirklich garnicht so ganz unrecht.

Als ich das zweite Examen bestanden hatte, gab mir ein witziger Freund den Rat, mich photographieren zu lassen. Auf meine erstaunte Frage, warum, meinte er, so gescheit wie heute würde ich im ganzen Leben nicht wieder. Gegen das Photographieren wird meist nichts einzuwenden sein, nur geschehe es in anderer Gesinnung. Der Jurist muß fortlernen jeden Tag und jede Stunde, er muß von sich sagen können: »senesco in diem plura addiscens«, denn jurisprudentia est notitia rerum humanarum.

Wer sich dem Staatsdienst widmen will, hat jetzt viele Jahre auf Anstellung zu warten. Diese Zeit verbringe er nicht in öder Müßiggängerei, er benutze sie zu seiner Fortbildung. Wie ich höre, wird geplant, dem jungen Manne ein Nachstudium vorzuschreiben. Sicherlich wäre das sehr zu begrüßen, selbstverständlich muß es auf einer andern Stufe stehen als der juristische Elementarunterricht. Aber mit dem Nachstudium ist es nicht getan. Es heißt vor allem: hinein in das praktische Leben, und zwar am besten nicht in unverantwortlicher Stellung als Volontär, sondern als Mitarbeiter mit allen Pflichten und Rechten der Mitarbeiterschaft. Vorbild sei der junge Hamburger Assessor, von dem uns Zacharias erzählt: er hat in den Reedereien in England und Spanien gearbeitet, er hat auf den Schiffen als Seemann gedient, um das Seerecht gründlich praktisch kennen zu lernen. Das Seerecht ist uns Binnenländern von geringerer Bedeutung, als denen an der Wasserkante, aber wir haben kaufmännische Geschäfte, industrielle, landwirtschaftliche Betriebe, Stadtverwaltungen und Rechtsanwaltsbureaux, in denen die juristische Jugend reiche Schätze der Erfahrung für das spätere Leben sammeln kann.

Und wer in staatliche Stellung gelangt ist, denke daran: Raste ich, so roste ich. Die Gerichtsferien dienen zur körperlichen Erholung. Wie manchem könnten sie auch zur geistigen Auffrischung werden! Mit Genugtuung las ich kürzlich, daß in Hannover und Göttingen während der Gerichtsferien naturwissenschaftliche und technische Kurse für Juristen stattfinden. Und auch außerhalb der Ferien ist für die Fortbildung des Juristenstandes zu sorgen, damit ihm der Zusammenhang mit der rasch eilenden Gegenwart nicht verloren gehe. Die staatswissenschaftlichen Fortbildungskurse in Berlin, Köln usw., die immer praktischer zu gestalten sind, werden der Natur der Sache nach nicht allen, sondern immer nur einzelnen offen stehen. Aber das Vortragswesen kann so ausgestaltet werden, daß über wichtigere Fragen alle Juristen dauernd auf dem Laufenden gehalten werden. Solche Vorträge bestehen schon jetzt in Berlin und in Dresden. Was den Berlinern, den Dresdenern recht ist, ist den andern billig.

Das war es, was ich Ihnen zu sagen hatte.

Sie werden finden, das Bild, das ich vor Ihnen entrollt habe, war oft nicht mehr als eine Skizze. Aber einmal durfte ich Ihre Geduld nicht über Gebühr in Anspruch nehmen, und dann verbot mir die Sache oft selbst, festere Striche zu machen. Nur die Ziele sind klar, die Richtung, in der wir marschieren, ist bestimmt, aber die Wege im einzelnen müssen erst festgelegt werden.

Mancher wird sagen, ich habe viel von der Justiz und da meist nur von dem Richter, nicht von dem Anwalt gesprochen, wenig von der Verwaltung. Das ist ganz richtig. Aber das Hemd liegt mir näher als der Rock, und der Kundige weiß, daß das, was ich von dem Richter gesagt habe, meist auch von dem Anwalt, oft auch von der Verwaltung gilt.

Ich muß Ihnen bekennen, ich habe mitunter den pluralis majestatis gebraucht. Würden

heute noch meine Vereinsgenossen, die hier sind, in demselben Maße zu Worte kommen, wie es mir Ihre Güte erlaubt hat, Sie würden hören, daß wir in gar manchen Dingen nicht einer Meinung sind.

Nun erwarte ich aber den Einwand, mit dem man uns von Anfang an zum so und sovielten Male totgeschlagen hat: Was Du sagſt, iſt nicht neu.

Ich gebe das zu, ja wir behaupten das ſelbſt, behaupten es zum Beweise unserer Exiſtenzberechtigung.

Wäre das, was ich sagte, neu, ganz neu, so ſtände ich nicht hier. Die Sache müßte zunächſt im Schrifttum, nicht einmal, sondern immer und immer wieder erörtert werden. Aber das iſt geschehen, es beſtand schon die Gefahr, daß sie im Schrifttum wie so manche andere ſtecken bliebe und schließlich im Sande verlaufe. Da war es an der Zeit, zu sagen: Der Worte sind genug gewechselt, jetzt laßt uns Taten sehen!

Und eine Tat haben wir vollbracht, nicht in dem Sinn einer Vollendung der Ausführung, vielleicht auch nicht einmal im Sinn eines Anfangs der Ausführung, aber auch die vorbereitende Handlung iſt hier schon eine Tat.

Wir haben einen Verein gegründet. Glänzende Namen ſtehen in seiner Mitgliederliſte, der Verein wächſt ſtändig von Tag zu Tag*). Im Herbſt soll eine Zeitschrift allmonatlich erscheinen, sie iſt für Juriſten und Laien beſtimmt und enthält neben dem juriſtischen einen allgemeinen Teil, in dem Fragen der Wirtschaft, der Technik, allgemeine Fragen behandelt werden sollen. Wir gedenken, durch die Presse und in Versammlungen Stimmung für unsere Beſtrebungen zu machen. Zur Bearbeitung wichtigerer Fragen haben wir Ausschüsse gebildet, ich nenne den Ausschuß für Vorbildung und Ausbildung von Juriſten, den Ausschuß für Fortbildung der Juriſten, den Ausschuß für Gesetzgebungsfragen, den Ausschuß für Rechtspflege, den Ausschuß für Verwaltung, den Ausschuß für Verbreitung von Rechtskenntnissen.

Die Ziele, die wir uns gesetzt, die Mittel, mit denen wir sie anſtreben wollen, sichern uns vor dem Verdacht der Nörgelei, die Männer, die an der Spitze ſtehen und in den Ausschüssen arbeiten, geben die Bürgschaft, daß wir nicht ins Extreme verfallen werden.

Die Allgemeinheit hat uns freundlich begrüßt. Die Presse war und iſt uns günſtig, gewichtige Stimmen erhoben sich alsbald für uns in den Parlamenten. Daß die oberſten Juſtizverwaltungsſtellen im Reich, in Preußen und in den andern Bundesſtaaten zu uns Vertrauen haben, zeigt die Tatsache, daß Mitglieder von ihnen in unseren Reihen sitzen, der Staatssekretär des Reichsjuſtizamts hat im Reichstag Gelegenheit gefunden, uns freundliche Worte zu widmen.

So gehen wir denn getroſt ans Werk. Nicht in übermütiger Gesinnung und nicht in dem Gedanken, es könne uns garnicht fehlen. Denn das Wort: Aller Anfang iſt schwer, sieht nur die eine Seite der Sache, viel richtiger liest man in Wilhelm Meiſters Wanderjahren: Aller Anfang iſt leicht, und die letzten und ſteilſten Stufen werden am seltenſten erſtiegen.

Aber uns erfüllt auch nicht der Pessimismus eines v. Jherings, als er sagte, die einzige Prophezeiung, die er wage, sei die, daß alles beim Alten bleiben werde.

Nein, deß sind wir gewiß, es bleibt nicht alles beim Alten, die Sache kommt jetzt ein Stück vorwärts. Sie sehen, wir bringen ein Stück Optimismus mit, und ein gesunder Optimismus darf einer großen und guten Sache nicht fehlen. Um eine solche handelt es sich aber. Wir wissen, unser Rechtsleben iſt gesund, wir können darauf ſtolz sein, andere Völker beneiden uns darum, aber wir verkennen auch nicht, ohne Tadel iſt nicht alles, es klafft ein Riß zwischen Volksempfinden und Rechtsleben. Den wollen wir schließen und dadurch wieder das Recht auf das Herz des Volkes gründen, es darin verankern. Dann wird die Säule des Staates, das fundamentum regnorum allen Stürmen der Zeiten trotzen können.

So machen wir uns auf den Weg. Gar viele ſtehen bei unseren Fahnen, manche vermissen wir noch, denen wir gern in kameradschaftlichem Geiſte die Hände drücken möchten. Wir öffnen unsere Reihen und ſtrecken die Hände allen entgegen. Möchten viele einschlagen! Aber auch die, die zurückbleiben, wir bitten sie, unsern Weg mit freundlichen Wünschen zu begleiten. Auf unserm Banner ſteht der Wahlspruch, der auch in ihrer aller Herzen zu lesen iſt, er lautet:

pro patria!

*) Anmeldungen — Jahresbeitrag 6 Mark — beim Schriftführer, Berlin W 15, Meinekeſtraße 7.

Nachrichten und Mitteilungen.

Korrespondenz aus München.

Die Arbeiten der amerikanischen Schule für amerikanische Archäologie.

Wie bekannt ist, besitzt das Archaeological Institute of America nicht allein tatkräftige und erfolgreiche archäologische Schulen in Athen, Rom und Jerusalem, sondern hat auch in Santa Fé einen Zentralpunkt für die archäologischen Arbeiten auf der westlichen Hemisphäre geschaffen. — Im letzten Jahr wurde, wie das soeben erschienene Bulletin of the Archaeological Institute of America (Vol. II Nr. 1.) berichtet, an drei Punkten gearbeitet: in Zentralamerika, in Mexiko und in den Vereinigten Staaten. — In Zentralamerika wurde das südliche Maya-Gebiet in Guatemala untersucht. Nach einer vorläufigen Rekognoszierung wurde die Stätte von Quirigua in dem Motaguatal, ungefähr 75 km von der Bai von Honduras entfernt, ausgewählt. Zunächst wurde die Tempelarea der alten Stadt aufgenommen und eine breite Fahrstraße um sie herum angelegt, welche auch bestimmt war, das Überspringen von Feuer in die Umgebung der Ruinen zu verhindern; denn es war nötig, gewaltige Massen von Unterholz und Gestrüpp aus den Ruinen mit Feuer auszurotten. Eine vollständige Untersuchung dieser Ruinen von Quirigua wird mehrere Jahre dauern. Vorerst wurden die Ruinen, Skulpturen und Inschriften photographiert und die zugänglichen Teile genau ausgemessen. Dabei konnte man auch die hieroglyphischen Inschriften aufnehmen und studieren. Die Stätte kann als ein Hauptplatz der südlichen Maya-Kultur angesehen werden.

Am 1. Januar 1911 hat die St. Louis Society eine neue Ausgrabungs- und Aufnahme-Campagne an der Quirigua-Stätte begonnen, die bis Ende April dauern sollte. — Außerdem wurde am Ende der letztjährigen Tätigkeit in Guatemala den Ruinen von Copan in Honduras ein Besuch abgestattet und die Kunst und die Inschriften der dort liegenden Denkmäler untersucht. Mit Bedauern konstatiert die Kommission den beklagenswerten Zustand dieser Ruinen an der größten alten Kunststätte Amerikas.

In Mexiko wurden die Ruinen in der Nähe von Tonala in Chiapas aufgenommen und photographiert, wobei die mexikanische Regierung die Amerikaner auf das freundlichste unterstützte. In den Vereinigten Staaten wurde zunächst in New Mexico gemeinschaftlich von der Archäologischen Schule und dem amerikanischen ethnologischen Bureau eine systematische ethnographische Untersuchung der ganzen Region der Rio-Grande-Kanäle ins Werk gesetzt. Die Photographien, Abklatsche, Einzelfunde usw. sollen zwischen dem Nationalmuseum in Washington und dem in Santa Fé eingerichteten und sich einer fortschreitenden Entwickelung erfreuenden Museum of Archaeology geteilt werden. Der Plan ist: die alten Kulturen der Gegend zu studieren; weiter die Ethnologie der gegenwärtig die Rio-Grande-Gebiete bewohnenden Stämme zu untersuchen; ethnohistorische, in der spanischen Überlieferung bewahrte Facta zu registrieren und endlich Klima, Vegetation, Fauna und alle physiographischen Bedingungen mit ihren Wirkungen auf Leben und Kultur der Urbewohner wie der neuen Ansiedler in Einzelabhandlungen darzulegen. Bis jetzt hat man das Ojo-Caliente-Tal archäologisch aufgenommen und Ausgrabungen bei dem Rito de Los Frioles und am Schlusse der Campagne in dem Jemez-Tal einige erfolgreiche Rekognoszierungen gemacht.

Hochinteressant ist die Art, wie die amerikanische archäologische Schule die Sprache des Pueblo-Gebietes in systematischer Weise untersucht hat. Dabei hat man neue interessante archäologische und ethnologische Resultate über den Südwesten durch fein verbesserte Methoden erlangt. Die graphische Methode wurde in vollendetster Weise angewandt; die Sprachen wurden mechanisch registriert und sind so mit unangreifbarer Korrektheit aufgenommen. Die Expedition war mit den Instrumenten des Wolcott Phonetic Laboratory ausgestattet und konnte einen Rousselot-Kymograph benützen, der die tiefen Töne und sogar die Athemimpulse beim Sprechen registriert. Eine ganze Reihe anderer höchst interessanter Instrumente, um die Sprache mechanisch aufzuzeichnen, wurden außerdem benützt, darunter auch solche, die die Nasallaute, die Bewegung der Lippen, das Verhalten der Zunge usw. registrieren. Für jede Silbe konnten die Dauer, die Stärke des Tones, der musikalische Wert und die vokalische Färbung inklusive laryngealer und nasaler Aktion durch die Instrumente aufgenommen werden. — In dem schon genannten Museum von Santa Fé wurden die Altertümer, die von dem Pajarito-Plateau bei Santa Fé herrühren, aufgestellt. Die lokalen Museen in Los Angeles, die Sammlungen der St. Louis Society im Museum von St. Louis, das Museum der Historischen Gesellschaft und die Sammlungen der Universitäten von Colorado und Utah, in Boulder und in der Salzseestadt, sind in Tauschverkehr mit diesem neuen Museum in Santa Fé getreten und unterstützen es weitgehend.

In dem Staate Colorado hat die amerikanische Schule die Ausgrabungen und Wiederherstellung des sogenannten Balkonhauses in dem Mesa-Verde National-Park vollendet. — Aus den Staaten Washington, Utah und Californien sind Vorlesungs-Zyklen, archäologische Aufnahmen und Museumszugänge aus dem Gebiet der amerikanischen Archäologie registriert und neue Arbeiten für das Jahr 1911 in Aussicht gestellt oder bereits begonnen. — Die amerikanische Schule verbindet bei der Erziehung junger Archäologen systematisch-wissenschaftliche Vortragszyklen mit der Arbeit im Feld. In diesem Jahre werden in dem Canyon von el Rito de Los Frioles regelmäßige Vorträge in amerikanischer Archäologie und Ethnologie abgehalten werden und zugleich die Schüler bei der Tätigkeit im Feld Gelegenheit zur praktischen Ausgrabungs- und Aufnahme-Arbeit finden. M.

Internationale Wochenschrift für Wissenschaft Kunst und Technik

herausgegeben von Prof. Dr. Paul Hinneberg, Berlin, Zimmerstr. 36

Verlag: August Scherl, Berlin SW, Zimmerstraße 36-41. — Druck: Bayerische Druckerei und Verlagsanstalt G. m. b. H. in München, Bayerstraße 57.

5. Jahrgang Nr. 29
22. Juli 1911

Inseraten-Annahme bei den Annoncen-Expeditionen von August Scherl G. m. b. H., Berlin und Daube & Co. G. m. b. H., Berlin und deren sämtlichen Filialen

Für die Redaktion verantwortlich: Professor Dr. Wilhelm Paszkowski, Berlin-Gr. Lichterfelde.

Erscheint jeden Sonnabend. — Preis vierteljährlich für Deutschland und Oesterreich **3 Mark**, für die übrigen Länder des Weltpostverkehrs **4 Mark 30 Pfg.** bei direktem Bezug unter Kreuzband. — Einzelnummer **25 Pfg.** — Inserate die dreigespaltene Nonpareillezeile **50 Pfg.** — Abonnements nehmen alle Buchhandlungen und Postanstalten, sowie sämtliche Geschäftsstellen von August Scherl G. m. b. H. entgegen.

INHALT

Die Abhandlungen erscheinen in deutscher Sprache, englische und französische auf Wunsch der Autoren im Urtext

Die Oden Salomos.

Von Hugo Greßmann, Professor an der Universität Berlin.

Im Märchenwalde des Orients ift auch die Wunderblume der Gnosis gewachsen, deren königliche Pracht sich erft in unseren Tagen wieder zu entfalten beginnt. Denn bisher kannte man faft nur das wirre Schlinggewächs theologischer »Syfteme«, das in den Schriften der Kirchenväter die Namen gnoftischer Ketzerfürften umrankte. Die Dogmatik war über Haide und Halde gefahren, und unter ihrem eisigen Hauch waren die zarten Blüten erfroren. Nur ganz vereinzelt hing noch ein Strahlenkelch und mutete seltsam an

wie eine große, fremde Dolde,
geformt aus feuerrotem Golde
und reichem, blitzendem Geftein.

Es war schwer, die unter der Hülle der Theologie verborgene Frömmigkeit zu empfinden und ihren Wert richtig einzuschätzen. Immerhin lehrten uns der Hymnus der Naassener, das Märchen von der Perle und das Brautlied der Himmelstochter das Wesen dieser orientalischen Religiosität kennen. Mit ihren Stimmungen und Motiven »überraschen und ergreifen sie uns immer wieder, wenn oft der troftlose Ballaft des mythischen und rituellen Apparates unsern äußerften Widerwillen erregt hat« (Wendland). Nun hat uns ein gütiges Schicksal, man weiß nicht woher, die 42 Oden Salomos beschert, aus denen uns zum erften Male die volle Glut gnoftischer Religion entgegenschlägt.

Mit dem Worte »Gnosis« bezeichnet man die Fortsetzung der synkretiftischen Bewegung auf chriftlichem Boden; denn ihre Anfänge lassen sich bis in das dritte vorchriftliche Jahrhundert zurückverfolgen. Der Synkretismus begann, als der Genius Alexanders des Großen die Schranken der Völker niederriß und den vorderen Orient mit griechischer Kultur durchtränkte. Die alten Volksreligionen wurden aufgelöft; sie verloren ihren einheitlichen, nationalen Charakter, näherten sich den Religionen fremder Völker an oder verschmolzen mit ihnen zu einem wenig organischen Ganzen. Gleichzeitig wurden Mythen und Riten durch spekulative Umdeutung vergeiftigt und durch die Mittel der Allegorese in tieferem, bildlichem Sinne verftanden. Der gefteigerte religiöse Individualismus suchte vor allem in den Schauern der Myfterien »Erlösung« von Leib, Not und Tod. Das Wesen des Synkretismus ift, kurz gesagt, die Vermischung der orientalischen Religionen untereinander und ihre Durchsetzung mit hellenischem Geifte.

Seit dem zweiten vorchriftlichen Jahrhundert griff dieser Prozeß nach Paläftina hinüber und riß auch die jüdische Religion in seinen alles verschlingenden Strudel. Die reiche Literatur der Pseudepigraphen und Apokryphen des Alten Teftamentes legt beredtes Zeugnis davon ab, wie auch das Judentum lange Zeit fremden Religionen und fremden Gedanken offen ftand. Für das Judentum bedeutete der Synkretismus zunächft keine Bereicherung, da es durch ihn im allgemeinen

auf ein tieferes Niveau herabgezogen wurde. Es war in Gefahr, durch ihn in Aberglauben, Dämonenfurcht, Mythologie und Polytheismus zu versinken und das köſtliche Erbe der Propheten zu verlieren. Die jüdische Religion wurde durch den politischen Zusammenbruch des Volkes zwar, äußerlich betrachtet, vor dem Untergange bewahrt; aber da sie die Kraft nicht mehr besaß, die Fremdkörper durch innere Aneignung zu überwinden, so begnügte sie sich mit ihrer Ausscheidung und verkapselte damit sich selbſt.

Dagegen ward der Synkretismus von großer Bedeutung für das Chriſtentum, das zum Teil in ihm wurzelte und sein Beſtes übernahm. Zum andern Teil freilich hing das Chriſtentum mit allen Fasern an der jüdischen Religion, deren edelſte Blüte es darſtellt. Es iſt darum ungenau, das Chriſtentum eine synkretiſtische Religion zu nennen, vielmehr sind Judentum und Synkretismus die beiden Stämme, die im Urchriſtentum zu einer organischen Einheit zusammengewachsen sind. Aber der synkretiſtische Strom, der rings im vorderen Orient flutete, kam immer aufs neue heran und suchte auch das Chriſtentum in den allgemeinen Auflösungs- und Verschmelzungsprozeß der Religionen hineinzuziehen. Schon bei Paulus und Johannes sind die erſten Spuren dieses Synkretismus nachweisbar; neue Gedanken und neue Stimmungen wurden dem Erbe der Väter hinzugefügt, ohne der inneren Geschlossenheit des Chriſtentums Abbruch zu tun. Gefährlich wurde die Gnosis erſt seit dem zweiten nachchriſtlichen Jahrhundert, als die fremden Elemente in immer größerer Zahl eindrangen, die Einheit des Chriſtentums zu zersetzen drohten und seine geiſtige und sittliche Klarheit trübten. Der Synkretismus, der außerhalb der Kirche blühte, ward in ihren Mauern zur Gnosis und mischte ägyptische Zauberei, babylonische Mythologie und persischen Dualismus unter die jüdischen und chriſtlichen Beſtandteile, die bereits vorhanden waren. In dem einen Hexenkessel überwog dies Gebräu, in dem anderen jenes. So entſtanden bunte, aber anorganische Gebilde der verschiedenſten Art; da gab es chriſtliche Stämme, von heidnischem Schlinggewächs malerisch umrankt, während anderswo das Chriſtliche nur wie ein aufgepfropftes Reis auf heidnischem Baum erschien. Hier gab es eine spekulative Oberschicht, die mit einem mehr oder minder großen Maß griechischer Popularphilosophie getränkt war, während krasse Zauberei und roher Aberglaube unter der Oberfläche verborgen lagen; dort wieder wucherten die polydämoniſtischen und polytheiſtischen Überbleibsel der vorderorientalischen Volksreligionen üppig empor und erſtickten alle höheren Spekulationen. In diese Gedankenwelt führen uns nun auch die neu entdeckten Oden Salomos.

Einzelne dieser Lieder waren schon vorher aus der koptisch-gnoſtischen Schrift der Pistis Sophia bekannt, hatten aber nicht sonderlich Beachtung gefunden. Jetzt sind sie uns vollſtändig in einer syrischen Übersetzung, die irgendwoher »aus der Nähe des Tigris« ſtammt, durch Rendel Harris zugänglich gemacht worden. In Deutschland hat Adolf Harnack die Aufmerksamkeit der Forscher auf die neue Veröffentlichung gelenkt und vor allem die Frage nach dem jüdischen oder chriſtlichen Ursprung der Oden in lebhaften Fluß gebracht. Das grundlegende Verſtändnis der Lieder verdanke ich Hermann Gunkel, mit dem ich gemeinsam weiter gearbeitet habe; was ich hier vorlege, iſt in gegenseitigem Austauch gereift.*)

Der syrische Text iſt aus dem Griechischen übersetzt, wie einzelne ungenaue oder gar falsche Wiedergaben zweifellos lehren. Und griechisch, nicht hebräisch, war auch die Originalsprache der Oden, wie sich von selbst verſteht, wenn man von der Einheitlichkeit und dem gnoſtischen Ursprunge der Lieder überzeugt iſt. Es kommen aber noch andere Gründe beſtätigend hinzu. Erſtens: während man durch Zurückgehen auf das Griechische manche Schwierigkeit des syrischen Textes beseitigen kann, iſt das Hebräische bisher nirgendwo durch Übersetzungsfehler als Urtext erwiesen worden. Zweitens: so verhältnismäßig leicht es iſt, die Oden ins Griechische zurückzuübersetzen,

*) Aus der Eülle der Literatur nenne ich nur Rendel Harris: The Odes and Psalms of Solomon. Cambridge[2] 1911; Adolf Harnack: Ein jüdisch-chriſtliches Psalmbuch aus dem erſten Jahrhundert. Aus dem Syrischen übersetzt von Johannes Flemming, Leipzig 1910; A. Ungnad und W. Staerk: Die Oden Salomos, Bonn 1910; P. Battiffol und M. F. Labourt: Les Odes de Salomon (Revue Biblique VII f.), Paris 1910 f.; Hermann Gunkel: Die Oden Salomos (Zeitschrift für Neuteſtamentliche Wissenschaft XI), Gießen 1910.

so schwierig dürfte es sein, sie in ein annehmbares Hebräisch zu übertragen; denn die erkennbaren termini technici sind griechisch, aber nicht hebräisch. Entscheidend ist endlich, daß der Verfasser von dem Alten Testament in griechischer Sprache beeinflußt worden ist.

Die syrische Übersetzung ist erstaunlich gut und gehört zu den besten Werken syrischer Übersetzungskunst; wenn sie dennoch dem Verständnis große Schwierigkeiten bereitet, so beruht dies zum Teil auf der schlechten Überlieferung oder Lesung des syrischen Textes, der durch mancherlei Fehler entstellt ist, zum größeren Teil aber auf der Fremdartigkeit des Stoffes.

Schon die Form der Oden ist äußerst lehrreich und offenbart ihren sozusagen synkretistischen Charakter; denn was hier vorliegt, ist semitische Poesie in griechischem Gewande. Diese Lieder gehören in dieselbe Reihe wie der Pagenstreit im III. Esra, der Hymnus Pauli auf die Liebe I. Kor. 13, die Himmelfahrt Jesajas und andere Schriften. Die Sprache ist griechisch, die Poesie aber hebräisch. Die quantitierende Metrik und das Versmaß der Griechen ist durch den akzentuierenden Rhythmus und parallelismus membrorum, die beiden Merkmale der hebräischen Poesie, ersetzt. Jeder Vers zerfällt in zwei (bisweilen auch drei) Zeilen, die meist denselben Gedanken in anderer Form wiederholen, ihn oft auch weiterführen, oder die im Gegensatz zu einander stehen. Die Zeile umfaßt gewöhnlich drei oder vier betonte Wörter, sodaß ihre Abgrenzung, die überdies durch den Sinn bestimmt wird, im allgemeinen sicher ist, wenngleich im einzelnen manche Schwierigkeiten vorhanden sind. Der Urtext war jedenfalls in Stichenform geschrieben, da noch die syrische Übersetzung die Zeilen an den meisten Stellen richtig interpungiert.

Sieht man genauer zu, so ist auch die Sprache nur der äußeren Form nach griechisch zu nennen; ihr Geist ist semitisch. Es ist freilich nicht unmöglich, daß die syrische Ubersetzung den semitischen Charakter der Oden noch verstärkt hat; aber daß dieser schon im Original vorhanden war, ist kaum zu leugnen. Die Gedankenwiederholung, die dem parallelismus membrorum eigentümlich ist, duldet eine Unterordnung der Sätze und Satzteile nur in geringem Umfang; sie zwingt geradezu zur Nebenordnung. Hebräischer Parallelismus und griechische Syntax schließen sich aus. Man darf daher hehaupten, daß der Syrer auch in dieser Beziehung den hebräischen Geist der griechischen Urform getreu wiederspiegelt. Schon aus diesem Grunde muß der Verfasser ein Jude, oder wenn er zugleich Christ war, ein Judenchrist gewesen sein. Auch der Überschwang der Bilder kennzeichnet ihn als Semiten. Dazu kommt speziell seine Belesenheit im Alten Testament, in dem er lebt, und an das er beständig anspielt, ohne es wörtlich zu zitieren. Am meisten Beweiskraft aber hat die Tatsache, daß er die Stilgattungen der Psalmen, besonders des Hymnus und des Dankliedes, beherrscht und folglich in der poetischen Tradition des jüdischen Volkes aufgewachsen sein muß. Das Griechische ist nach alledem den Oden nur wie ein loses Gewand übergeworfen.

Die Oden haben, soweit sich aus der Überlieferung erkennen läßt, im christlichen Kanon des alten Testamentes hinter den Psalmen Salomos gestanden, einer Schrift, die aus der Zeit des Pompejus stammt. Daher ist es wahrscheinlich, daß die Oden nach dem Jahre 50 v. Chr. verfaßt worden sind. Da sie auf der anderen Seite auch in die lateinische Bibel aufgenommen waren, wie aus einem Zitat bei Lactantius hervorgeht, so können sie schwerlich später als auf die Mitte des zweiten nachchristlichen Jahrhunderts angesetzt werden. Wenn sich der Autor den Namen Salomos zum Pseudonym wählte, so bewährte er auch hierin seine jüdische Herkunft; denn nur einem Juden der Spätzeit konnte Salomo das Ideal aller Psalmensänger sein, zumal ihn seine weltberühmte Weisheit einem Gnostiker besonders wertvoll machen mußte. Im übrigen haben die Oden nichts mit Salomo gemein. Man darf nicht einmal die Forderung stellen, daß der Inhalt der Lieder jüdisch sein müsse, hat doch auch ein christlicher Schriftsteller des zweiten nachchristlichen Jahrhunderts die Himmelfahrt Jesajas mit dessen eigenen Worten geschildert. Wie hier so kann auch dort eine jüdische Etikette auf christliche Ware geklebt sein. Aber der so heftig entbrannte Streit, ob jüdisch oder christlich, ist müßig; denn der Verfasser war beides, oder wenn man lieber will, keines von beiden, sondern Heide. Kurz gesagt, er war ein Gnostiker.

Das geht am deutlichſten aus Ode 33 hervor*).

1 Wiederum aber eilte die Gnade, 'zog fort' in die Vernichtung
und ſtieg hinab in sie, sie zu zerſtören,
2 'Sie' verderbte den Verderber vor 'ihrem' Angesicht
und 'vernichtete' sein ganzes Werk.
3 Der trat auf einen hohen Gipfel und ließ die Stimme erschallen
von einem Ende der Erde bis zum andern;
4 alle, die auf sie hörten, zog er zu sich
und ward nicht als der Böse erkannt.

5 Doch die reine Jungfrau trat auf,
die predigte, rief und sprach:
6 »Ihr Menſchenſöhne, wendet euch um,
und ihr Menſchentöchter, 'kommt her'!
7 Verlaßt die Wege dieser Vernichtung
und naht euch mir!
So will ich in euch eingehen
und euch fort von dem Verderben führen.
8 Euch will ich weise machen in den Wegen der Wahrheit,
daß ihr nicht vernichtet noch verderbt werdet.
9 Hört auf mich und laßt euch erlösen!
Denn Gottes Gnade verkünde ich unter euch.
Durch mich sollt ihr erlöſt werden und selig sein!
10 Ich bin euer Richter.
Die mich anziehen, werden keinen Schaden nehmen,
sondern die neue Welt gewinnen, die nicht vernichtet wird.
11 Meine Erwählten, wandelt in mir!
So will ich meine Wege kundtun denen, die nach mir verlangen,
und gebe ihnen Vertrauen auf meinen Namen.«
Hallelujah!

Der erſte Teil dieses Liedes (V. 1—4) schildert eine Episode aus dem beſtändigen Kampf, den die »Gnade« gegen die »Vernichtung« oder das »Verderben« führt. Bezeichnend für den Charakter dieser Ode iſt die ſtarke Vergeiſtigung mythologischer Geſtalten und Geschehnisse; denn hinter den abſtrakten Namen verbergen sich deutlich konkrete Wesen. In Ode 42 erzählt der Sohn Gottes, wie er selbſt in die Hölle hinabſtieg, den Tod zu besiegen. »Füße und Haupt wurden ihm schlaff, denn 'er' konnte mein Antlitz nicht ertragen.« So gelang es dem Gottessohn, die Gefangenen des Todes zu erlösen. Eine andere Szene malt Ode 24: Als der Chriſtus erscheint, von der Taube als Erſtling Gottes verkündet, erschrickt alle Welt, weil nun das Ende gekommen iſt. Selbſt die Vögel lassen die Schwingen hängen, und alles Gewürm ſtirbt in seiner Höhle. Da öffnen sich plötzlich die verschlossenen Abgründe und trachten, den Herrn zu verschlingen, wie sie ihren eigenen Kindern getan hatten. Aber er wird ihnen nicht zum Fraße gegeben, denn er gehört ihnen nicht an. Die Abgründe werden vielmehr versiegelt, und so müssen vergehen, die von Urzeit gewesen.

In der vorliegenden Ode wird wieder eine andere Situation des großen Weltendramas beschrieben, deren mythologischer Hintergrund sich trotz der verblaßten Abſtraktionen noch einigermaßen deutlich rekonſtruieren läßt: Die Gnade iſt schon mehrfach vom Himmel in die Tiefe hinabgeſtiegen, den Verderber zu verderben. Aufs neue eilt sie hinab, die Zerſtörung zu vollenden. Vor ihrem Angesicht entsetzt sich der Gegner, wie einſt Tiâmat nach dem babylonischen Schöpfungsmythus vor dem Schreckensantlitz des Gottes Marduk. Die Gnade trägt einen Sieg davon und vernichtet »das Werk«, d. h. wohl die Geschöpfe und die Einrichtungen der Tiefe, sodaß der Verderber sein eigenes Reich verlassen muß. Ähnliche Vorſtellungen begegnen uns Lukas 10, 18 und Apk. Joh. Kap. 12, wo ebenfalls von der Überwindung Satans und der Vertreibung aus seinem Reich erzählt wird, allerdings mit dem Unterschiede, daß er dort vom Himmel auf die Erde herabgeſtürzt wird, während er hier aus der Tiefe emporzuſteigen scheint; sicher iſt dies freilich nicht, da die »Tiefe« auch mit einem der unteren Himmel identisch sein kann. Der Verderber flüchtet auf einen hohen Gipfel und sucht unter den Menschen Bundesgenossen zum bevorſtehenden Entscheidungskampf zu gewinnen. Den Berg wählt er deshalb, weil von dort aus seine Stimme am weiteſten erschallt, wie Jotham zu den Bürgern von Sichem oder Jesus zu den Einwohnern Galiläas vom Berge herab redet. Doch kommen noch alte Traditionen hinzu, nach denen die letzte Schlacht zwischen den himmlischen und höllischen Mächten auf einem Berge ſtattfinden soll; so nennt das Buch Henoch Kap. 6 ff. den Hermon, Apk. Johannes 16, 16 den Armagedon, während die Mandäer (Brandt, Mandäische Religion S. 38) vom Karmel fabeln. Es gelingt dem Verderber, die Menschen, die seine Stimme hören, an sich zu locken; da er ihnen nicht

*) Die Häkchen bedeuten, daß der überlieferte Text korrigiert worden iſt. Die Rechtfertigung wird an anderer Stelle gegeben werden. Wer des Syrischen kundig iſt, weiß im allgemeinen, wie verbessert worden iſt; sonſt iſt auf den zugrunde liegenden griechischen Ausdruck zurückgegangen.

in seiner wahren Natur erscheint, so erkennen sie ihn nicht als das, was er in Wahrheit iſt, als die leibhaftige Verkörperung des Bösen. Auch in dem entsprechenden Urzeit-Mythus der Babylonier verſteht es Tiâmat, eine Reihe der oberen, himmlischen Götter zu sich hinüberzuziehen und mit ihnen ihr Heer zu füllen.

Als die Menschen in Gefahr sind, gänzlich dem Verderber zu verfallen, — so schildert der zweite Teil unserer Ode (V. 5—11), — da tritt die makellose Jungfrau, die Richterin, auf, öffnet ihnen die Augen über den, dem sie folgen, und ruft die unwissend Abtrünnigen zu sich. Sie verkündet ihnen Amneſtie, wenn sie »die Wege dieser Vernichtung« verlassend auf dem »Wege der Wahrheit« wandeln. Wer auf sie hört, den erlöſt sie, indem sie ihn weise macht und ihm ihren kraftvollen Namen gibt, den führt sie aus dem Verderben sicher in das ewige Leben der unvergänglichen Welt. Die in der Einleitung vorangeschickte mythologische Situation dient dem Dichter nur als Verumſtändung für die Missionsrede der Jungfrau, auf die er den Hauptnachdruck gelegt hat; schon die Länge beweiſt, auf welchem Teil das Schwergewicht der Ode ruht. Der Mythus iſt zur Allegorie geworden: Wie der himmlische Äon dem Verderber die Bundesgenossen entreißt, so erlöſt die Gnade Gottes die ins Verderben verſtrickten Menschen. Die Geſtalt der Jungfrau selbſt iſt ins Geiſtige umgedeutet und der Wahrheit gleichgesetzt; denn »meine Wege« V. 11 sind nach V. 8 die »Wege der Wahrheit«, und in Ode 38 spielt die Wahrheit dieselbe Rolle wie hier: sie entlarvt den Verderber und offenbart sein eigentliches Wesen. Die Worte, die der Wahrheit in den Mund gelegt sind, erinnern an Prov. 8 f., wo die Weisheit der Torheit gegenübergeſtellt wird, die Menschen ihr abspenſtig zu machen und für sich zu gewinnen sucht.

Ursprünglich aber ſteht, wie hinter der Gnade, so auch hinter der Wahrheit eine mythologische Geſtalt. Die »reine Jungfrau«, die zugleich Richterin iſt, kennen wir aus der koptisch-gnoſtischen Pistis Sophia. Dort heißt es z. B. in einem Gebete Jesu (C. Schmidt S. 311, 5 ff.): »Wohlan, erhöre mich, o Lichtjungfrau, o Richterin, vergib die Sünden meiner Jünger und reinige ihre Missetaten.« Diese Lichtjungfrau, die in dem »Ort der Mitte« wohnt, hat die Aufgabe, die aus der Gewalt des Drachen geraubten Seelen zu prüfen und zu richten. Eine bedeutsame, uns nicht genauer überlieferte Rolle muß die Lichtjungfrau ferner in dem Syſtem des Manichäismus gespielt haben (Bousset, Gnosis S. 77). War auch der Dichter der vorliegenden Ode ein Jude, der in den »Sprüchen Salomos« lebte, so iſt doch für seinen heidnischen Gnoſtizismus besonders charakteriſtisch, daß er die Erlösung der Menschheit der vollkommenen Jungfrau zuschreibt, während vom Chriſtus überhaupt nicht die Rede iſt. Wenn nun in den meiſten anderen Oden Chriſtus als Erlöser genannt wird, so iſt es darum nicht nötig, verschiedene Verfasser zu vermuten; denn für die Gnoſtiker war es nicht unmöglich, Chriſtus mit der Lichtjungfrau zu identifizieren, wie es in manichäischen Gebeten tatsächlich geschehen iſt. —

Griechische Philosophie bedeckt in den Oden meiſt nur gleich einem dünnen Firnis den gnoſtischen Goldgrund. Die Macht, die der Platonismus in gnoſtischen Kreisen besaß, erhellt deutlich nur aus Ode 34:

1 Es gibt keinen schwierigen Weg, wo ein einfältig Herz iſt,
2 auch keinen 'Sturz' bei graden Gedanken,
3 noch Sturmgewölk in der Tiefe eines heiteren Sinnes.
4 'Wer' rings von Schönem umgeben ist,
in dem gibt es keinen Zwiespalt.
Das Urbild des Unteren iſt das Obere;
5 denn alles iſt oben, unten iſt nichts,
sondern es scheint nur denen, die keine Erkenntnis besitzen.

6 Die Gnade iſt offenbart zu eurer Erlösung.
Glaubet, so werdet ihr leben und erlöſt werden!
Hallelujah!

Wer keine Gnosis besitzt, iſt Dualiſt; für ihn gibt es zwei Welten: die obere, unsichtbare und die untere, sichtbare Welt. Der Wissende aber iſt Moniſt. Ihm gilt die wahrnehmbare Sinnenwelt, die den Menschen in ihre Nöte verſtrickt, als bloßer Schein. Nur die Welt Gottes kann Sein beanspruchen; »alles iſt oben, unten iſt nichts«. Der Gnoſtiker Valentin sagt einmal (Clemens Alex. Strom. IV 13, 92): »Soviel das Bild dürftiger iſt als das lebendige Antlitz, soviel dürftiger iſt auch die Welt als der lebendige Äon«; denn dieser iſt das Urbild des unvollkommenen Kosmos. Diese Erkenntnis zu gewinnen, iſt die Erlösung (v. 5). Der

gläubige Philosoph flieht den wesenlosen Schein des Unteren und »trachtet nach dem, was droben ist« (Kol. 3. 1 f.), um ein Abglanz der ewigen Herrlichkeit zu werden. Seit Platon ist das Sein zugleich von vollendeter Schönheit, die uns unwiderstehlich lockt und überwältigt. Das Wesen der Schönheit aber ist die Einheit, das harmonische Zusammenklingen aller Töne. Weil uns die Sinne hienieden überall Zwiespältigkeiten und Gegensätze vorspiegeln, darum ist die untere Welt so häßlich (v. 4). Ihre Bürger hinken auf beiden Beinen; wer aber der oberen Welt angehört, wird nicht hierhin und dorthin gerissen, sondern lebt in voller ungestörter Hingabe dem Einen, was nottut. Dem Dualismus der Weltanschauung entspricht demnach das zweigeteilte Herz, dem Monismus dagegen der einheitliche Sinn. Das Untere ist zwiespältig, das Obere aber einfältig. Wer so schon hienieden als Abbild des Himmlischen wandelt, den bringt kein rauhes Schicksal und kein ungrader Gedanke zu Fall, dessen Seelenheiterkeit trübt kein Sturm (v. 1—3). Den Sänger däucht die Erkenntnis, die ihn beseligt, geoffenbarte Gnade, und darum fordert er im Abgesang (v. 6) dazu auf, sich von der unteren Welt des Scheines, des Zwiespalts und der Häßlichkeit im Glauben erlösen zu lassen und das wahre Leben der oberen Welt zu gewinnen. —

Christlicher gefärbt ist die Gnosis in Ode 7, die von der Menschwerdung Gottes singt:

1 Wie der Ansturm des Zornes gegen die Kränkung,
so ist der Ansturm der Freude gegen die 'Liebe',
und heimst von ihren Früchten ungehindert ein.
2 Meine Freude ist der Herr, mein Ansturm auf ihn!
3 Dieser mein Weg ist schön, denn er hilft mir zum Herrn.

Er offenbarte sich mir reichlich und unverfälscht,
4 Denn seine Freundlichkeit machte seine Größe klein.
5 Er ward mir gleich, daß ich ihn ergreife;
6 an Gestalt erschien er mir gleich, daß ich ihn anziehe.
7 Nicht erschrak ich, als ich ihn sah,
weil er sich mein erbarmt hat.
8 Wie meine Natur ward er, daß ich ihn begriffe,
und wie meine Gestalt, daß ich nicht vor ihm wiche.

9 Vater der Erkenntnis 'ist' der Logos der Erkenntnis;
10 der die Weisheit schuf, war weiser als seine Geschöpfe.
11 Der mich schuf, wußte, ehe ich ward,
was ich tun würde, wenn ich wäre.
12 Deshalb erbarmte er sich mein in reichem Erbarmen
und gewährte mir, ihn zu bitten
und aus seinem 'Wesen' zu empfangen.
13 Denn er ist unvergänglich,
die Fülle der Äonen und ihr Vater.
14 Er gab sich selbst dahin, sich den Seinen zu offenbaren,
15 daß sie ihn erkännten, der sie gemacht hat,
und nicht wähnten aus sich selber zu sein.

16 Denn er hat der Erkenntnis einen Weg gebahnt,
ihn verbreitert und erweitert und ganz zur Vollendung gebracht.
17 Er setzte die Spuren seines Lichtes darauf
und 'seine Stapfen' vom Anfang bis zum Ende.

18 Denn von ihm war (das Licht) bereitet
und zur Ruhe gebracht in dem Sohne,
'daß' es das All um dessen Erlösung willen durchdringe
19 und der Höchste kund werde in seinen Heiligen,
daß es den Psalmensängern die frohe Botschaft künde
von dem Kommen des Herrn,
20 damit sie ihm entgegengehen und ihm spielen
mit Freuden und auf vielstimmiger Harfe.

21 Sie sollen vor ihn treten, mit eignen Augen schauend,
und geschaut werden vor seinem Angesicht,
22 sollen preisen den Herrn ob seiner Liebe,
weil er nahe ist und sich schauen läßt.
23 Der Haß wird von der Erde vertilgt
und samt dem Neide versiegelt;
24 denn die Unwissenheit ist vernichtet,
weil das Wissen des Herrn gekommen ist.

25 Darum sollen die Sänger besingen
die Gnade des höchsten Herrn
26 und ihre Gesänge darbringen.
(Hell) wie der Tag sei ihr Herz
und wie die Herrlichkeit des Herrn 'ihre Seele'.
27 Nichts Lebendiges sei unwissend oder stumm,
28 denn er verlieh seinen Geschöpfen den Mund,
Stimme und Mund zu öffnen
vor ihm, um ihn zu preisen.

29 Bekennt 'seine' Macht, tut kund seine Gnade!
Hallelujah!

Der Aufgesang dieser Ode malt die inbrünstige Liebe des Sängers zum Herrn (V. 1—3a). Dasselbe Ungestüm, das in dem Zornigen aufwallt, beseelt den Menschen, wenn er in leidenschaftlicher Begierde von den »Früchten« der Liebe so viel als möglich einheimsen möchte. Das Früchtepflücken ist ein im antiken wie im modernen Orient bekanntes Bild für den Liebesgenuß; so heißt es z. B. im Hohen Liede 2, 3:

Wie der Apfelbaum unter den wilden Bäumen,
so ist mein Liebster unter den Burschen;
in seinem Schatten sitz ich gern,
und seine Frucht mundet meinem Gaumen.

So stürmt der Psalmist freudig zum Herrn, dessen Liebe zu empfangen, und frohlockt über den schönen »Weg«, der ihn dorthin bringt. (Schluß folgt)

[redacted]

Biologie und Unterricht.

Rektorrede,
gehalten zum Stiftungsfest der Universität München von Richard Hertwig.
(Schluß)

Indem unsere Gymnasien nur die humanistischen Fächer zur vollen Geltung bringen, daneben, wenn auch in einer nicht einwandfreien Weise, die Mathematik, sind sie nicht das, wofür sie so gern gehalten sein wollen, Schulen für wahre allgemeine Bildung, sondern Pflegestätten einseitigen abstrakten Denkens. Wie ein roter Faden zieht sich daher durch die Diskussion, welche die Unterrichtsfragen der letzten Jahrzehnte erfahren haben, der den humanistischen Gymnasien gemachte Vorwurf, daß sie die dem natürlichen Menschen innewohnende Beobachtungsgabe nicht nur nicht in ihrer Entwicklung fördern, sondern daß sie geradezu zu einer Verkümmerung derselben führen. Es sind nicht nur die Vertreter der Medizin und Naturwissenschaften, welche diese Klage erheben. Die älteren meiner Herren Kollegen kann ich an eine Rektorrede erinnern, in welcher der damalige Nestor der archäologischen Forschung, selbst ein Künstler des erkennenden Schauens, Heinrich von Brunn[11]), sich über die aus den Gymnasien hervorgegangenen Studierenden der Archäologie bitter beklagte, daß sie ihre Augen nicht zu gebrauchen, plastische Kunstwerke nach Beschreibungen nicht wiederzuerkennen oder gar selbst zu beschreiben vermöchten. »Die Häufigkeit derartiger Erfahrungen weit über den Kreis der Schwachen hinaus zwinge uns, auf einen allgemeinen Mangel in der Schulung und Übung unseres Geistes in unserer Vorbildung für wissenschaftliches Studium überhaupt zu schließen, einen Mangel, der sich nicht bloß in der Archäologie, sondern in den verschiedensten Beziehungen des Lebens fühlbar mache.«

Um dem Übelstand in der Gymnasialbildung abzuhelfen, fordert Brunn größere Berücksichtigung des durch die Archäologie gelieferten Bildungsmaterials, außerdem aber auch die Mitwirkung des mathematischen Anschauungsunterrichts, welcher an der Hand von Modellen gegeben, räumliche Vorstellungen vermitteln solle. Ungleich fruchtbringender würde nach meiner Ansicht der biologische Unterricht sein, wenn er in richtiger Weise gegeben wird.

Die Beobachtungsfähigkeit ist ein sehr kompliziertes Phänomen. Tausende von sinnlichen Eindrücken dringen auf den Menschen ein, erregen seine Sinnesorgane und werden nach dem Hirn fortgeleitet, wo sie Erregungszustände oder, wie man sich neuerdings mit Vorliebe ausdrückt, »Engramme« hinterlassen, welche sich mit Engrammen anderweitiger Herkunft zu Vorstellungen assoziieren. Die meisten dieser Engramme kommen dem Menschen nicht zum Bewußtsein, sondern verbleiben in dem dunklen Bereich der Erregungszustände, für welche Eduard v. Hartmann die treffliche Bezeichnung Unterbewußtsein geschaffen hat. Der Grad der Beobachtungsfähigkeit hängt davon ab, wieviel Engramme die Schwelle des Bewußtseins überschreiten und in das helle Licht bewußter Wahrnehmung gestellt werden.

Es ist nun ohne weiteres klar, daß es um so leichter sein wird, einen Komplex von Erscheinungen vollständig zu erfassen, je einfacher die Gesetzmäßigkeit ist, welche demselben zugrundeliegt, und je mehr die Aufmerksamkeit des Beobachters schon durch den Gang der Untersuchung in bestimmte Bahnen gelenkt wird. Am einfachsten liegen daher die Beobachtungsbedingungen bei allen Erscheinungen der Physik und Chemie. Beim Zustandekommen der physikalischen Erscheinungen ist in der Regel eine engbegrenzte Zahl von Faktoren wirksam. Durch das Experiment lassen sich weiter noch manche derselben modifizieren oder ganz ausschalten, so daß die Beobachtung von vornherein mit nicht allzuvielen Möglichkeiten zu rechnen hat. Der Biologe dagegen steht ungemein komplizierten Verhältnissen gegenüber. Die Gestalten und die Lebensvorgänge der Tiere und Pflanzen sind so verwickelter Natur, daß sie auf den Beschauer den Eindruck des Regellosen machen, vielfach sogar des Zufälligen, welches sich keinem Gesetz unterordnen läßt. Um auf dem Gebiet der Organismenwelt alle Er-

[11]) H. v. Brunn: Archäologie und Anschauung. Rede beim Antritt des Rektorats der Ludwig-Maximilians-Universität. München 1885.

scheinungen erschöpfend zu erfassen und als gesetzmäßig zu begreifen, bedarf es daher eines höheren Maßes von Beobachtungsfähigkeit, als es auf dem Gebiete der übrigen Naturwissenschaften der Fall ist. In dieser Eigentümlichkeit ihrer Objekte ist der Grund gegeben, weshalb Zoologie und Botanik in erster Linie berufen sind, die Lehrmeisterinnen in der Kunst der Beobachtung abzugeben.

Es gibt nun kein besseres Hilfsmittel, um die Menschen zur Beobachtung, wenigstens zu der wichtigsten Form der Beobachtung, der welche durch das Auge vermittelt wird, anzuleiten, als das Zeichnen. Auch Brunn mißt daher dem Zeichen-Unterricht große Bedeutung bei; er denkt dabei hauptsächlich an das mathematische konstruktive Zeichnen. Er geht so weit, daß er den Zeichenunterricht einem zu diesem Zweck besonders ausgebildeten Mathematiker anvertraut wissen möchte. Ich kann hierin meinem hochverehrten ehemaligen Kollegen nicht beistimmen. Ich halte es für viel wichtiger, daß die heranwachsende Jugend die Dinge der uns umgebenden Außenwelt mit allen ihren vielen individuellen Eigentümlichkeiten genau wiederzugeben lernt. Wollen wir durch den Zeichen-Unterricht Schüler zu tüchtigen Beobachtern erziehen, so ist die Wiedergabe pflanzlicher und tierischer Formen weitaus das beste Mittel.

Aus dem Gesagten ergeben sich gewichtige Konsequenzen für den Zeitpunkt, in welchem der biologische Unterricht einzusetzen hat, und für die Art, in welcher er gegeben werden sollte. Der Unterricht muß so früh wie möglich beginnen, in den untersten Klassen der Gymnasien, wie es ja auch der Fall ist, in einer Zeit, in welcher die dem jugendlichen Alter eigentümliche Freude am Schauen der Dinge noch keine Schädigung erfahren hat, in welcher es leichter als in späteren Jahren gelingt, Naturfreudigkeit und Naturliebe zu erwecken und groß zu ziehen. Der Unterricht muß ferner den Weg einschlagen, den alle empirischen Wissenschaften in ihren Anfängen gewandert sind, und von der Betrachtung bestimmter Objekte ausgehen. Besonders interessante Tier- und Pflanzenarten müssen mit Rücksicht auf ihren Bau und ihre Lebensverhältnisse besprochen werden. Dabei werden geographische und topographische Verbreitung der Organismen, Kolonie- und Staatenbildung, die Metamorphosenlehre und das unerschöpfliche Arsenal der Anpassungen der Tiere und Pflanzen an ihre Umgebung dem mit Zoologie und Botanik vertrauten Lehrer eine Fülle von Material liefern, um das Interesse des Schülers beständig wach zu halten. Durch richtige Auswahl der zur Betrachtung dienenden Arten und durch Exkurse auf verwandte Formen ist es möglich, eine lebhafte Vorstellung von der in der Natur herrschenden Formenmannigfaltigkeit zu erzeugen und weiterhin zu erläutern, wie Zoologie und Botanik dazu geführt wurden, diese Formenmannigfaltigkeit in übersichtlicher Weise zum System zu gruppieren. So ergibt sich die Gelegenheit zu einem Überblick über die wichtigsten systematischen Gruppen, ohne daß der Lehrer Veranlassung hätte, durch pedantisches Aufzählen der einzelnen Klassen und Ordnungen und ihrer unterscheidenden Merkmale seine Schüler mit langweiligem Gedächtnisstoff zu plagen. Vortrefflich hat Kerschensteiner[12]) dies die Systematik der Organismen aus der Erfahrung ableitende Vorgehen durch den Satz charakterisiert: Im System bleiben, aber doch nicht System treiben, das scheint mir das richtige.

Ich wende mich nunmehr zu der zweiten Anforderung, welche ich an einen guten Unterricht gestellt habe, daß derselbe den Schülern diejenigen Kenntnisse und Vorstellungen vermitteln soll, welche sie nötig haben, um nicht verständnislos den geistigen Bewegungen ihrer Zeit gegenüberzustehen. Ich möchte hierbei mit den Worten beginnen, mit welchen Paulsen[13]) die Stellung der Biologie im Geistesleben der Neuzeit charakterisiert. Die Stelle lautet: »Das Leben ist das Problem, das im Mittelpunkt aller wissenschaftlichen Forschung und alles philosophischen Nachdenkens steht; es ist das Problem der Probleme. Hier berühren sich Materie und Seele, Naturwissenschaften und Geisteswissenschaften. Die Konstruktion der Tatsachen des Lebens ist daher entscheidend für die Weltanschauung überhaupt.« Und weiter heißt es: »Die Schule, die auf den biologischen Unterricht verzichtet, verzichtet auf den interessantesten und wichtigsten Teil naturwissenschaftlicher Erkenntnis, den Teil,

[12]) Georg Kerschensteier: Der erste naturkundliche Unterricht. München 1901. S. 2.

[13]) Natur und Schule, Bd. I, S. 21.

an dem die Naturwissenschaften am unmittelbarsten mit den letzten und allgemeinsten Fragen menschlicher Erkenntnis sich berühren. Sie verzichtet damit zugleich auf den Teil der Naturwissenschaften, dem das lebendigste und spontanste Verlangen der zum Nachdenken erwachenden Jugend entgegenkommt.«

Das hier wiedergegebene Urteil Paulsens ist vielleicht etwas zu überschwänglich, jedenfalls überschwänglicher, als ein Vertreter der Naturwissenschaften es fassen würde, aber es bringt einen richtigen Grundgedanken zum Ausdruck; es gewinnt ferner dadurch an Wert, daß es von einem Manne stammt, welcher mit Fragen der Pädagogik sich ganz besonders intensiv beschäftigt hat.

Wollte ich nun den Beweis führen, daß die Biologie die hohe Wertschätzung verdient, welche die begeisterten Worte Paulsens ihr zusprechen, so würde mir die Aufgabe zufallen, Ihnen ein Bild vom geistigen Inhalt der biologischen Forschung zu entwerfen. Ich würde dabei gezwungen sein, zu wiederholen, was ich ausführlich in meiner Rektoratsrede am Anfang des Wintersemesters erörtert habe. Ich ziehe es daher vor, auf früher Besprochenes zu verweisen und dasselbe so weit zu ergänzen, als es die Nutzanwendung auf die Unterrichtsfragen erfordert. Was ich hierüber zu sagen habe, möchte ich der Kürze halber in eine Reihe knapp gehaltener Sätze zusammenfassen.

Ein Unterricht, welcher Verständnis für die Forschungsrichtung einer mächtig aufstrebenden Wissenschaft erwecken soll, setzt ein größeres Maß geistiger Reife seitens der Schüler voraus; er gehört daher in die Oberklassen der Mittelschulen, wenn er auch in den unteren Klassen durch mancherlei Kenntnisse vorbereitet werden kann.

Dieser abschließende biologische Unterricht muß einen ganz anderen Charakter tragen als der propaedeutische Unterricht in den unteren Klassen. Während bei diesem die Beschäftigung mit den einzelnen Objekten im Vordergrund stand, muß nunmehr der Lehrer in großen Zügen ein zusammenhängendes Bild von den wichtigsten Errungenschaften der Biologie entwerfen. Es darf der empirische Charakter der Naturwissenschaften auch hier nicht verleugnet werden. Die Schüler müssen die wichtigsten Tatsachen kennen lernen, auf welchen sich die allgemeinen biologischen Auffassungen aufbauen; aber die Demonstrationen am Objekt bilden nicht mehr den Ausgangspunkt für daran sich anschließende Betrachtungen, sondern sind Erläuterungen für Vorausgegangenes.

Der Unterricht muß ein einheitlicher für Zoologie und Botanik, ein wahrhaft biologischer sein; er muß von den fundamentalen Erscheinungen des Lebens, welche Tieren und Pflanzen gemeinsam sind und in dem Organisationsprinzip der Zelle gegeben sind, ausgehen und zeigen, wie von dieser gemeinsamen Grundlage aus, vermöge der Verschiedenartigkeit des Stoffwechsels, die Vervollkommnung nach divergierenden Richtungen fortschreitet, einerseits nach der pflanzlichen, andrerseits nach der tierischen Seite, wie auf dieser Divergenz der Vervollkommnung die wunderbare, einander ergänzende Wechselwirkung der beiden Reiche beruht.

Es wäre fehlerhaft, bei einer derartigen, in großen Zügen fortschreitenden Darstellung Bau und Funktion der Organe auseinanderzuhalten und Anatomie und Physiologie getrennt zu besprechen. Gerade die Erörterung der Art, in welcher Bau und Funktion der Organe einander bedingen, würde der Darstellung einen besonderen Reiz verleihen und die Möglichkeit geben, Betrachtungen über die Berechtigung der teleologischen Weltauffassung in den Unterricht einzuflechten.

Es würde sich empfehlen, bei der anatomisch-physiologischen Betrachtung der Organismen die Organe der Fortpflanzung zunächst auszuscheiden, um sie im Zusammenhang mit der Entwicklungsgeschichte der Pflanzen und Tiere abzuhandeln. Damit würde der Vorteil gewonnen, daß die Zeugungslehre, dieses interessanteste, bedeutungsvollste und schwierigste Kapitel der Biologie, auf das letzte Jahr des Mittelschulunterrichts verschoben werden könnte, also auf eine Zeit, in welcher der Lehrer bei seinen Schülern mit der für die schwierigen Probleme nötigen Reife des Urteils rechnen kann. Auf keinem Gebiet der biologischen Forschung ist in den letzten Jahrzehnten so großes geleistet worden, wie auf dem Gebiet der Zeugungs- und Vererbungslehre. Auf Grund eines fast unübersehbaren Materials von Beobachtungen und Experimenten wissen wir jetzt, daß eine fundamentale Übereinstimmung in den Erscheinungen der Befruchtung und Vererbung von den niedersten

einzelligen Tieren und Pflanzen an bis hinauf zu den höchst organisierten Säugetieren besteht. An diese Erkenntnis sollte die sexuelle Aufklärung anknüpfen, welche in der Neuzeit soviel in den Kreisen der Pädagogen erörtert worden ist und fast allgemein als dringendes Postulat für unsere Jugend angesehen wird, bevor sie den eng gezogenen Pflichtenkreis der Mittelschule verläßt. Es kann wohl keine objektivere Form der Darstellung gefunden werden, als wenn man die sexuellen Erscheinungen des Menschen auf dem Hintergrund betrachtet, welcher durch die analogen Vorgänge bei Pflanzen und Tieren gegeben ist, wenn man sie somit als die Konsequenz einer das ganze Organismenreich beherrschenden Gesetzmäßigkeit auffaßt.

In der Übertragung dieser objektivierenden kritischen Betrachtungsweise von den Erscheinungen der Natur auf den Menschen, wie sie die Frucht eines guten biologischen Unterrichts sein würde, erblicke ich einen pädagogischen Faktor von der allergrößten Bedeutung; sie lehrt den Menschen sich selbst sine ira et studio als Teil eines großen gesetzmäßigen Ganzen betrachten. Denn wie ich es für die Fortpflanzungslehre durchgeführt habe, so müssen alle anatomischen, physiologischen und entwicklungsgeschichtlichen Betrachtungen in ihrem Endziel darauf hinauslaufen, eine tiefer begründete und objektivierte Auffassung vom Wesen des Menschen zu vermitteln.

Hochansehnliche Versammlung! Ich habe die Gründe auseinandergesetzt, weshalb ich in Übereinstimmung mit weitesten Kreisen es für eine Notwendigkeit halte, den biologischen Unterricht durch alle Klassen der Mittelschulen fortzuführen. Die allgemeine Auffassung geht dahin, daß zwei Stunden in jeder Klasse billigen Anforderungen genügen würden. Dieses Maß ist dem biologischen Unterricht auch im Lehrplan unserer bayerischen Oberrealschulen annähernd eingeräumt worden und damit die Möglichkeit gegeben, den erzieherischen Wert der Naturwissenschaften zu erproben. Freilich werden noch Jahre vergehen, bis die Resultate dieser Probe vorliegen. Es muß sich erst der richtige Lehrplan aus der Praxis heraus entwickeln; auch müssen sich die Lehrer die freie Beherrschung des Stoffes erwerben, welche für einen Unterricht, der noch aufkeine Tradition zurückschaut, ganz besonders nötig ist.

Wie sieht es nun bei den übrigen Mittelschulen, den Realgymnasien und den humanistischen Gymnasien aus? Bei ihnen ist der biologische Unterricht auf je eine Stunde in den vier bis fünf untersten Klassen beschränkt; er wird nur ganz ausnahmsweise von einem Lehrer gegeben, welcher Naturwissenschaften studiert hat, oft von einem Mathematiker, am häufigsten von einem Philologen, welcher im besten Fall aus eigenem Interesse neben seinem Fachstudium etwas Zoologie und Botanik getrieben hat, meist aber nur nach dem Grundsatz: »Wem der Herr ein Amt gibt, dem gibt er auch den Verstand« sich einige kümmerliche biologische Kenntnisse angeeignet hat. Man kann billig fragen, was kann mit einem derartigen Unterricht genutzt werden. Ich glaube: nichts; ich bin sogar der Ansicht, in den meisten Fällen weniger als nichts. Es wird nur geschadet werden, wie es auf dem Gymnasium der Fall war, welches mir vor 50 Jahren die große Mißachtung vor Zoologie und Botanik beigebracht hat. Bezüglich der bayerischen Gymnasien kann ich mich auf einen Aufsatz der Allgemeinen Zeitung berufen, in welchem ein geistreicher, in Zoologie gut bewanderter Mediziner seine Erfahrungen mitteilt. Sein nicht unberechtigt scharfes Urteil lautet: »Der Erfolg war, daß mir und anderen auf Jahre hinaus schon das Wort Naturkunde widerlich war. Nach den ersten drei Jahren blieben wir übrigens von weiterer Behelligung mit Naturwissenschaft dauernd verschont.[14])

Ich glaube, hochansehnliche Versammlung, Sie werden begreifen, wenn der Zoologe unter diesen Verhältnissen die Ansicht gewinnt: hier muß in der einen oder der anderen Weise Wandel geschaffen werden, und wenn er den Wandel in der Richtung anstrebt, daß das Gymnasium seiner jüngeren Schwester, der Oberrealschule nacheifert und den biologischen Unterricht erweitert. Wenn ich hierfür mit aller Bestimmtheit eintrete, bin ich sicher, bei den meisten Vertretern der Gymnasialbildung dem schon traditionell gewordenen kategorischen »Unmöglich« zu begegnen. Indessen die letzten Jahrzehnte unserer Unterrichtsentwicklung haben schon öfter gelehrt, daß manches, was vor wenigen Jahren noch unmöglich erschien, bald darauf

[14]) W. Schallmayer: Zur Frage des naturwissenschaftlichen Unterrichts an unseren Mittelschulen. Beilage zur Allgemeinen Zeitung 1906, Nr. 217, 218.

seine Verwirklichung gefunden hat. Und so blicke ich auch in diesem Fall vertrauensvoll in die Zukunft, in der Überzeugung, daß alles, was in sich Lebenskraft birgt, sich schließlich doch durchsetzt, allen Hindernissen zum Trotz. Die Gründe für diese hoffnungsfrohe Auffassung sind folgende: Der wichtigste Einwand, welcher der von mir angestrebten Revision des Lehrplans der Gymnasien entgegengebracht werden kann, ist allgemein pädagogischer Natur. Es ist das Gespenst der Überbürdung unserer Schüler, welches von Hygienikern und Pädagogen gleichmäßig gefürchtet wird. Jene weisen auf die großen gesundheitlichen Gefahren für Körper und Geist hin, welche eine allzu große Belastung der Schule mit Bildungsstoff zur Folge haben würde; diese warnen davor, aus dem Intellekt unserer Schüler eine Rumpelkammer zu machen, in welcher ein buntes Vielerlei von Kenntnissen ohne inneren Zusammenhang neben einander hauft wie die Plakate auf einer Reklametafel.

Demgegenüber muß immer wieder aufs neue betont werden, daß bei dem biologischen Unterricht jede Belastung des Gedächtnisses mit weiterem Lehrstoff vermieden werden soll. Woran uns Biologen gelegen ist, ist nicht die Anhäufung mühsam erworbener Kenntnisse, sondern eine naturwissenschaftliche Schulung des Geistes und ein gewisses Mass von Verständnis für die großen Probleme der Naturwissenschaften. Es ist ja selbstverständlich, daß, wie jede Bildung, so auch die biologische ein Substrat von Kenntnissen erfordert. Aber diese Kenntnisse sollen nicht aus Büchern, sondern durch Anschauung und so weit als möglich durch eigene Beobachtung gewonnen werden. Ein solcher Unterricht führt nicht zu einer Ermüdung, sondern zu einer Erfrischung des Geistes. Daher haben auch die ersten Versuche, welche, wenn auch in sehr bescheidenem Umfang, mit dem biologischen Unterricht in den oberen Klassen einiger preussischer Gymnasien gemacht worden sind, zu sehr günstigen Resultaten geführt, indem sie auf die Lernfreudigkeit der Schüler einen fördernden Einfluß ausübten.

Wenn ich nun auch dem Gesagten zufolge die Überbürdungsfrage glaube ausschalten zu dürfen, so ergeben sich doch neue Schwierigkeiten aus der Notwendigkeit, innerhalb des geschlossenen Studienplans der Gymnasien die für die Ausgestaltung des biologischen Unterrichts nötigen Stunden zu gewinnen. Da es sich nicht empfiehlt, die Gesamtzahl der Unterrichtsstunden zu erhöhen, so bleibt nur die Möglichkeit gegeben, in gleichem Maße als der Biologie weitere Stunden eingeräumt werden, andere Fächer einzuschränken. Nach meiner Ansicht können hier nur die alten Sprachen in Frage kommen. Ich bin ferner der Überzeugung, daß es auch möglich sein wird, die wenigen Stunden, um die es sich handelt, am Lateinischen und Griechischen einzusparen, ohne deren hohen Bildungswert zu schmälern. Es gilt nur, den Unterrichtsgang den Bedürfnissen der Neuzeit anzupassen. Trotz aller Reformbewegungen befinden sich unsere Gymnasien noch zu sehr in dem Bann der alten Gelehrtenschulen, welche ein reiches Wissen als Ziel des Unterrichts betrachten, weil dieses Wissen die gelehrte Zunft von der gemeinen Masse unterscheidet. Im Jahre 1838 gab der berühmte Philologe Gottfried Hermann[15]) dieser Auffassung beredten Ausdruck, indem er den alten Sprachen zum Beweis ihrer Unentbehrlichkett zwei Vorzüge nachrühmte. »Der erste ist der, daß es zur Erlangung einer wahrhaft liberalen Bildung kein sichereres und besseres Mittel gibt; und ferner, dass dadurch der Geist für das Studium aller Wissenschaften geschärft und gestärkt wird. Denn die fremden und toten Sprachen können nur mit gespannter Aufmerksamkeit gelernt werden; werden wir von klein angehalten, ihnen Fleiss zu widmen, so lernen wir dabei, nichts ohne Nachdenken und Sorgfalt tun. Zugleich sind die Schriften der Griechen und Römer die ewigen und unveränderlichen Denkmäler und Muster des Rechten, Wahren und Schönen, wie sie sonst nirgends zu finden sind, sicherlich nicht unter den Schriften unserer Zeit, die, auch die vortrefflichsten, in kurzem veralten und aufhören für mustergültig gehalten zu werden. Der andere ist dieser: Da gegenwärtig durch Buchdruck und Schule eine nicht unerhebliche literarische Bildung durch die ganze Bevölkerung verbreitet ist, so ist die Kenntnis der griechischen und lateinischen Sprache fast das Einzige, woran man einen Gelehrten vom Volk unterscheiden kann. —

[15]) Zitiert nach Paulsen, Richtlinien der jüngsten Bewegung im höheren Schulwesen Deutschlands. Berlin 1909. S. 5. (Auch: Die Reform des höheren Schulwesens. S. 36.)

Es ist aber notwendig, daß die Gelehrten ihre eigene Sprache besitzen, damit nicht ihre Diskussionen der unwissenden Menge zu Gehör kommen, die Gemüter aufregen, mit falschen Ansichten erfüllen und zur Verachtung menschlicher und göttlicher Ordnungen verführen, wie wir vor kurzem trübselige Beispiele gehabt haben.«

Es wird wohl wenige Philologen geben, welche auch heute noch diese Sätze ihres berühmten Kollegen unterschreiben, von denen Paulsen mit Recht sagt, daß sie »wie eine Stimme aus einer anderen Welt« klingen. Immerhin unterliegt es für mich keinem Zweifel, daß die durch sie ausgedrückte geistige Stimmung immer noch nachwirkt, mehr als vielleicht den meisten zum Bewußtsein kommt. Es sei mir gestattet, zum Beweis für das Gesagte eine Erinnerung aus meiner Studienzeit anzuführen, den Ausspruch eines seiner Zeit viel gefeierten Philosophen, welcher Liebig für einen ungebildeten Mann erklärte, weil er sich das schwere Verbrechen hatte zuschulden kommen lassen, Hippokrates mit dem y zu schreiben. Wir müssen uns in Unterrichtsfragen von den letzten Spuren dieses mittelalterlichen Geistes emanzipieren, welcher den Bildungsgrad eines Menschen nach gewissen Kenntnissen bewertet, wie etwa der Rang eines Offiziers nach der Beschaffenheit seiner Achselstücke beurteilt wird. Wir müssen uns daran gewöhnen, bei der Einschätzung eines Menschen mehr nach dem zu fragen, was er geistig zu leisten vermag, als nach dem was er von Kenntnissen besitzt. Damit werden wir dem Bildungsideal der mit Recht so viel gerühmten Griechen jedenfalls näherkommen, als es mit der Bildung der humanistischen Gymnasien zutrifft, welche sich vom eigentlichen Wesen des Griechentums, dem autochthonen Charakter desselben, unendlich weit entfernt, indem sie das Wissen und die Denkweise eines fremden Volkes als Richtschnur und Maßstab der Erziehung betrachtet.

Es liegt mir fern, wie es von vielen Seiten geschieht, dafür einzutreten, daß wir mit dem aus früheren Jahrhunderten stammenden Bildungsgang vollkommen brechen sollen. Was ich befürworte, ist nur eine relativ geringfügige Beschränkung des Unterrichts, und zwar nur eine Beschränkung des grammatikalischen Teils. Was dem Studium der alten Sprachen auch heute noch große Bedeutung verleiht, ist ihr hoher ästhetischer Bildungswert, daß sie den Schlüssel zum Verständnis einer Literatur vermitteln, welche unerreicht in der Geschichte der Menschheit steht, deren Genuß leider nur allzu oft den Schülern durch grammatikalische Einseitigkeit des Unterrichts verleidet wird. Durch Beschränkung dieser Einseitigkeit wird, das ist meine feste Überzeugung, nicht nur für die Biologie die nötige Zeit gewonnen, sondern auch unserer heranwachsenden Jugend manch trübe Stunde erspart werden.

Zum Schluß muß ich mich noch mit Einwänden auseinandersetzen, welche besonders von einigen Vertretern der von Preußen ausgehenden Reform des Mittelschulwesens gegen die biologischen Anforderungen erhoben worden sind. Bekanntlich wurde auf die Initiative Kaiser Wilhelms II. vor zehn Jahren in Preußen verfügt, daß das humanistische Gymnasium, das Realgymnasium und die Oberrealschule in Zukunft gleiche Berechtigung für das Universitätsstudium besitzen sollten. Die meisten deutschen Regierungen haben sich diesem Vorgehen, wenn auch mit einigen Einschränkungen, angeschlossen.

Viele Anhänger dieser Unterrichtsreform[16]) erwarten nun alles Heil von der freien Konkurrenz der drei Mittelschulen und befürworten, an dem spezifischen Charakter jeder der drei Schulen festzuhalten und demgemäß auch keine Veränderung am Lehrplan des humanistischen Gymnasiums durch Einfügen neuer Bildungselemente vorzunehmen. Das hieße nach Maßgabe der jetzigen Verhältnisse $^3/_4$ der heranwachsenden Jugend weiterhin in der bisherigen Klausur gegen die Bildungsstoffe der Neuzeit erziehen; denn die humanistischen Gymnasien machen im Deutschen Reich $^2/_3$, in Bayern sogar $^3/_4$ sämtlicher Mittelschulen aus.[17]) Auch haben sich die Realgymnasien vom Lehrplan der humanistischen Gymnasien nicht allzu weit entfernt, indem wenigstens bei uns in Bayern Latein nahezu ein Viertel sämtlicher Unterrichtsstunden, die Sprachen in ihrer Gesamtheit sogar die Hälfte ausmachen, während sich die andere Hälfte auf Geschichte, Geographie, Mathematik und Naturwissenschaften

---

[16]) Vergl. Paulsen, Richtlinien usw.

[17]) K. Knabe, Das deutsche Unterrichtswesen der Gegenwart. Leipzig, 1910.

verteilt. Von einem realistischen Charakter der Anstalt, den der Name erwarten läßt, ist auch bei ihnen wenig zu verspüren.

Täuschen wir uns nicht über die Sachlage. Sollte die Gleichberechtigung der drei Mittelschulen in aller Konsequenz, wie es in Preußen der Fall ist, überall durchgeführt werden, so würde gleichwohl ein großer Teil der beabsichtigten Reform nur auf dem Papier stehen. Die Ungunst der Zahlenverhältnisse der Anstalten wird die Mehrzahl derer, welche sich akademischen Berufen zuwenden, zwingen, die humanistischen Gymnasien aufzusuchen, auch wenn es nicht ihrem Wunsche entspricht. Nach wie vor werden sich die Studierenden der Philologie, Geschichte, Jurisprudenz und Theologie aus den Schülern der humanistischen Gymnasien rekrutieren, während umgekehrt die Schüler der Realgymnasien und der Oberrealschule sich vorwiegend dem Studium der Medizin und Naturwissenschaften zuwenden werden.

Niemand, dem es mit der Erziehung zu einer modernen allgemeinen Bildung Ernst ist, wird in diesem Zustand eine glückliche Lösung des Unterrichtsproblems erblicken. Das wenige, was Oberrealschule und Realgymnasium an realistischer Bildung bieten, würde denjenigen Kreisen zugutekommen, welche durch ihren späteren Studiengang genugsam Gelegenheit haben werden, moderne Bildungselemente in sich aufzunehmen. Unsere Philologen, Juristen, Verwaltungsbeamten und Theologen dagegen werden auch in Zukunft in der traditionellen Einseitigkeit aufwachsen, wenn sie nicht bemüht sind, sich aus eigenem Interesse mit den Bildungselementen der Neuzeit bekannt zu machen. Dieser Zustand wird sich in gleichem Maße zu einer Gefahr für unsere zukünftige Entwicklung gestalten, je mehr unsere moderne, jetzt schon auf eigene Füße gestellte Kultur eigenartig fortschreitet, während die Kultur früherer Zeiten immer mehr zu dem herabsinkt, als was sie Goethe in den zitierten Worten schon vor 100 Jahren charakterisierte, als »eine Kultur, die vor jeder anderen einseitigen nichts voraus hat, ja noch obenein nachsteht, indem sie nicht produktiv werden und sein kann.«

Nachrichten und Mitteilungen.

Korrespondenz aus Philadelphia.

Das historische Studium der Religionen an Universitäten.

Die Einrichtung einer Fakultät resp. eines umfassenden Kursus für historisches Studium der Religionen an der Universität von Pennsylvania gibt dem ausgezeichneten Religionsforscher und Semitisten Professor Morris Jastrow jun. in Philadelphia Veranlassung, in dem Organ der Pennsylvania-Universität »Old Penn« die neue Institution selbst zu schildern und dabei einen Überblick über das bisher an anderen Universitäten für das Studium der Religionsgeschichte Gebotene anzuknüpfen. In seiner Adresse an den 3. Internationen Kongreß für die Geschichte der Religionen zu Oxford im September 1908 hatte Jastrow einen glänzenden Überblick über die neuesten Forschungen in der Religionsgeschichte gegeben. In seinem neuen Aufsatz in »Old Penn« sind weniger die Resultate als das System geschildert, um die wichtige Doktrin als Universitätslehrgegenstand auszubilden. — Das Studium der Religionen hat in der Vergangenheit darunter gelitten, daß auf unseren Universitäten in nicht genügender Weise dafür gesorgt war. Infolge davon war der Lehrgegenstand gar oft in die Hände von Dilettanti oder Nichtspezialisten geraten. Dieser Gefahr ist übrigens so mancher Universitätslehrgegenstand ausgesetzt, der durch seine Wichtigkeit und seine faszinierenden Eigenschaften die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zieht. Um diese Gefahr abzuwenden, gibt es nur den Weg, daß man denjenigen, welche aus dem oder jenem Grunde sich einem solchen Gegenstande hinzugeben wünschen, die Möglichkeit gibt, sich in systematischer und durchaus eindringlicher Weise für diese Aufgabe vorzubilden. Diese Aufgabe gehört allein den Universitäten. So wichtig der Gegenstand ist — und welche Probleme könnten wichtiger sein, als die, welche die religiöse Geschichte der Menschheit aufgeben? — so auffallend ist es auch, daß erst die jüngste Periode die Religionsgeschichte in das Curriculum der Universitäten eingeführt hat. Viele Gründe, und namentlich zwei, waren die Ursache dieser Zurückhaltung. Zunächst war, obwohl das menschliche Interesse an Religion so alt ist wie die Zivilisation selbst, erst das letzte Jahrhundert dasjenige, das eine wissenschaftliche Methode für das Studium religiöser Phänomene entwickelt hat. Die Erweiterung der Kenntnis von der Vergangenheit der Menschheit durch die Zugänglichmachung der literarischen Schätze Indiens, Persiens und Chinas und durch die wunderbaren Entdeckungen in Ägypten, Babylonien, Griechenland und Kleinasien hatten zum Resultat, daß man auf die Religionen der Vergangenheit doch mit einem anderen Auge zu blicken begann als früher, da man sie gewöhnlich als mentale Irrungen und Abwege zu betrachten

pflegte. Man kam endlich zur Erkenntnis, daß die Religion eines Volkes ein Ausdruck seines Geistes ist, und unlöslich verbunden mit der Kultur des Volkes, so daß sie in jeder Entwicklungsperiode den Geist und die geistigen Aspirationen des betreffenden Volkes widerspiegelt. Erst als diese neuen Gesichtspunkte den früheren ersetzt hatten, konnte das Studium der Religionen in unparteiischem und historischem Geiste vorwärts gehen, wobei alle strengen Methoden und hohen Anforderungen, die für andere Studien gelten, in Anwendung gebracht wurden. Der zweite Grund, wodurch das historische Studium der Religionen als die jüngste Wissenschaft zu betrachten ist, hängt eng mit dem ersten zusammen. Bis zuletzt herrschte die Furcht, daß das Studium der Religionen eine feindliche Stellung gegen die Religion überhaupt entwickeln oder den religiösen Glauben unterminieren könnte. So hatte man früher ja auch gefürchtet, daß Geologie oder Biologie oder Astronomie das religiöse Gefühl eines Volkes fatal beeinflussen könnten. Heftige Opposition wurde daher den Pionieren der Wissenschaft der Geschichte der Religionen, Max Müller, und Cornelius P. Thiele sowie Albert Réville, anfangs entgegengebracht, bis man endlich zu der Einsicht kam, daß alle solche Furcht töricht sei und nur auf dem Mißverständnis von Methoden und Zwecken der Religionsgeschichte beruhe. Die Resultate der lebhaften Tätigkeit, die in den letzten 50 Jahren eine Anzahl hervorragender Gelehrter in Europa und Nordamerika ausgeübt haben, haben gezeigt, daß die Religion von allen Faktoren der Geschichte der Zivilisation die permanenteste ist. Man ist endlich zu der Einsicht gekommen, daß das Studium der Religionen einen direkten Wert für das Verständnis der religiösen Bewegungen unserer Tage hat, und obwohl die historische Forschung mit diesen modernen religiösen Bewegungen nicht direkt verknüpft ist, so fordert die Religionsgeschichte als Wissenschaft dennoch mit vollem Recht, daß diejenigen, die sich für den Beruf als Religionslehrer vorbereiten, auch aus der Religionsgeschichte Wissen und Anregung schöpfen. —

Dem kleinen Holland gebührt die Auszeichnung, daß es zuerst für die Geschichte der Religionen gesorgt hat, indem an den vier holländischen Universitäten im Jahre 1876 Lehrstühle für Religionsgeschichte errichtet wurden. Dies geschah im Zusammenhang mit einer Erziehungsreform, die die theologischen Fakultäten der vier Universitäten auf rein wissenschaftliche Basis stellte. Alte und neue Testamentexegese, Kirchengeschichte und christliche Dogmas, religiöse Ethik und die Philosophie der Religion sind in Holland rein historische, unbeeinflußbare Forschungsgebiete, und die Geschichte anderer Religionen als der des Christentums wurde in die Universitätsstudien aufgenommen.

Frankreich folgte im Jahre 1880 Holland, indem an der führenden Pariser Universität, dem Collège de France, ein Lehrstuhl der Geschichte der Religionen errichtet wurde. Albert Réville, einer der Pioniere der Religionswissenschaft, hat ihn bis zu seinem Tode innegehabt; ihm folgte sein Sohn Jean Réville 1906; leider starb auch dieser 1909. Nunmehr lehrt der berühmte Abbé Loisy, der Führer der französischen Modernisten, auf diesem Katheder. Bald erkannte das französische Erziehungsministerium, daß ein einziger Lehrstuhl für die historische Erforschung der Religionen nicht ausreichte, und so wurde im Jahre 1886 in der École des hautes études eine Section des sciences religieuses eingerichtet, an der heute 22 verschiedene Lehrer ungefähr 40 Vorlesungen über das ganze Feld, von der primitivsten Religion an bis zu der entwickelsten, halten. Die Kurse sind zum größten Teil Spezialkurse: das Studium religiöser Texte wie des ägyptischen Totenbuches, des Koran, des Zendavesta, Brahamistischer Texte, die religiöse Geschichte des präcolumbischen Amerikas nach einheimischen Quellen, astrologische babylonische Texte, Paulusbriefe, rabbinische Schriften, Descarte's Meditationen, christliche Inschriften in Rom. Andere Kurse sind mehr allgemeinen Charakters, wie die jüdischen Kulte zu Beginn der christlichen Ära, die Kulte Griechenlands und Roms, Philonismus und Christentum, kirchliche Jurisdiktion vom 13. und 14. Jahrhundert in der griechisch-orientalischen Kirche. Endlich gehören auch reine archäologische Kurse dazu, wie das Studium der Monumente keltischer Religion und byzantinische Ikonographie. 10 Ergänzungskurse, die auf die Geschichte der Religionen Bezug haben, werden in diesem Jahre in einer anderen Abteilung der École des hautes études, die als die Section des sciences historiques et philologiques bezeichnet wird, gehalten über: religiöse Sanskrittexte, die Psalmen, Numeri, den griechischen Genesistext, jüdische Geschichte, jüdisch-alexandrinische Literatur, die Basilios- und Nilos-Briefe, Heiligenleben nach englischen Quellen und über die neuen manichäischen Texte, die man jüngst in Ost-Turkestan entdeckt hat. Abé Loisy liest im Collège de France dieses Jahr über »Opfer in den antiken Religionen« und an der Faculté des lettre der Universität Paris sind ebenfalls neun verschiedene Vorlesungen, die in das Bereich der Religionsgeschichte gehören, angekündigt. Paris darf man somit als das Zentrum der jungen Wissenschaft betrachten, wozu die Tätigkeit des Herrn Emile Guimet natürlich auch beiträgt, der einen Teil seines Reichtums angewandt hat, um das ausgedehnte Museum der Religionen mit dazugehöriger Bibliothek einzurichten, wofür die Regierung das Gebäude des Musée Guimet gestiftet hat. Die von Guimet gegründete »Revue de l'histoire des religions«, die bereits 42 Bände umfaßt und die 30 Bände der »Annales du musée Guimet«, bei denen die hervorragendsten französischen und ausländischen Gelehrten mitarbeiten, ferner die von dem Museum für zweimal die Woche eingerichteten populären Vorlesungen, die Resultate der Forschungen im Gebiet der Religionswissenschaft meist mit Lichtbildern vortragen, vermehren in Paris das Interesse für das Studium der Geschichte der Religionen in bedeutendem Maße. Gerade im letzten Winter wurde dort von den hervorragendsten Autoritäten in Vortragscyclen — wie Bacot »Tibetanische Kunst«, Capart »Tempel von Abydos«, Sylvain Levy »Orientalia«, Capitain »Die Totenstädte von Yucatan«, Moret »Ägyptische Mysterien«, Pelliot »Chinesische Archäologie« usw. — weiteren Kreisen Anregung geboten.

Was England betrifft, so ist das wichtigste Resultat von Max Müllers Tätigkeit in der glänzenden Serie der »Sacred Books of the East« zu sehen,

jenen 50 Bänden, welche Übersetzungen der wichtigsten religiösen Schriften des alten Ostens — inklusive Vedas die hauptsächlichsten buddhistischen und chinesischen religiösen Schriften Zend-Aävesta und Koran — durch die hervorragendsten Gelehrten Englands, Deutschlands, Frankreichs, Österreichs und der Vereinigten Staaten bieten. Ein anderes Resultat der wachsenden Wichtigkeit der jungen Wissenschaft war die Einrichtung verschiedener Lehrvorträge in England, wie die der Hibbert-, Gifford- und Burnett-Stiftungen, unter welchen Namen in regulären Zeitabschnitten Serienvorträge gehalten werden, welche die Geschichte der Religionen und dazugehörige Gebiete behandeln und die nachher auch durch die Publikation weit verbreitet werden. Die Trustees der Hibbert-Stiftung lassen jährlich in London oder Oxford Vorträge über die großen religiösen Systeme der Welt halten. Solche Namen wie Max Müller, Kuenen, Renan, Le Page Renouf, Rhys-Davis, Albert Réville, Pfleiderer, Sayce, Sir John Rhys, Claude Montefiore, Comte Goblet d'Alviella sind unter den Vortragenden zu nennen und illustrieren den hohen Charakter der bis jetzt erschienenen 13 Bände, welche die Religionen Indiens, Ägyptens, Babyloniens, der Hebräer, der Kelten, Mexikos und Perus, verschiedene Perioden des Christentums, aber auch allgemeine Themata decken, wie: Nationale Religionen, Universalreligion, die Entwicklung der Gottesidee usw. Seit neun Jahren läßt die Hibbert-Stiftung auch ein Journal »The Hibbert-Journal« erscheinen, das historische Forschungen und Tagesprobleme religiösen Charakters, von hervorragenden Gelehrten von verschiedenem Standpunkte aus behandelt, publiziert. — Die Gifford-Stiftung hat in gleicher Weise Bände mit historischen und allgemeinen religiösen Forschungen veröffentlicht, darunter: Elemente der Religionswissenschaft (Tiele); Physische Religion, Anthropologische Religion, natürliche nnd psychologische Religion (Max Müller); die Religion von Ägypten und Babylonien (Sayce). Die Vorträge der Gifford-Stiftung werden auf den schottischen Universitäten vor allgemeinem Publikum gehalten. — Der Burnett-Stiftung und ihrem Lehrstuhl verdankt die Welt das hervorragende Buch des verstorbenen Robertson Smith über die Religion der Semiten, welches eine Epoche in dem Studium der religiösen Altertümer der Semiten repräsentiert. In neuester Zeit ist ein permanenter Lehrstuhl über vergleichende Religionswissenschaft zu Oxford errichtet worden, den zurzeit der ausgezeichnete Verfasser der fünf Bände »Griechische Kulte in griechischen Staaten«, Professor L. R. Farnell, einnimmt.

In Deutschland existiert nunmehr seit 10 Jahren das »Archiv für Religionswissenschaft«, das unter dem so früh der Religionswissenschaft und der Folkloristik entrissenen Albrecht Dieterich einen so kolossalen Aufschwung genommen und so weithin gewirkt hat. Aber die Religionswissenschaft hat doch erst vor kaum einem Jahre formelle Anerkennung an der Universität Berlin erlangt, als Dr. Edvard Lehmann (Kopenhagen) für einen neu geschaffenen Lehrstuhl für die Geschichte der Religionen ernannt worden ist. Es ist kein Zweifel, daß über kurz und lang andere deutsche Universitäten folgen müssen. Inzwischen wird auch in Deutschland von den Inhabern der Lehrstühle für orientalische Sprachen oder auch in theologischen Fakultäten die Religionswissenschaft gepflogen. Als der Pionier der Wissenschaft in Deutschland ist der verstorbene Professor Roth in Tübingen zu betrachten, der viele Jahre über allgemeine und vergleichende religionswissenschaftliche Probleme als Inhaber des Lehrstuhls für Sanskrit las. — In Belgien hat Graf Goblet d'Alviella, der den Lehrstuhl für Geschichte der Religionen an der Universität Brüssel bekleidet, seit vielen Jahren seiner Wissenschaft bedeutende Dienste geleistet. Franz Cumont in Gent und Arnold van Gennep, der Herausgeber der »Revue des études ethnographiques et sociologiques« und Verfasser des ausgezeichneten Buches »Les Rites de Passage«, wirken gleichfalls in Belgien für die Religionswissenschaft. — Auch Schweden besitzt einen Lehrstuhl für Geschichte der Religionen an der Universität Upsala und in Professor Nathan Soederbloem einen ausgezeichneten Vertreter der Doktrin.

In Nordamerika hat zuerst der verstorbene Professor Charles C. Everett in Harvard Philosophie der Religionen und vergleichende Geschichte der Religionen vorgetragen. Neun Bände einer Vierteljahresschrift »The new World« (1892—1901) und das an Stelle dieser Zeitschrift getretene »American Journal of Theologie« der Universität Chicago, ferner die »Harvard Theological Review« sind zwar nicht rein religionshistorische Zeitschriften, aber sie schließen diese Wissenschaft doch nicht aus ihren Spalten aus. Lehrstühle für Religionswissenschaft errichtete zuerst die Cornell-Universität im Jahre 1890, dann die Universität Chicago im Jahre 1892 im Anschluß an Lehrstühle der Geschichte des alten Orient. Einen ganz unabhängigen Lehrstuhl für Geschichte der Religionen finden wir zuerst zu Harvard im Jahre 1904, neuerdings auch an der Yale-Universität und an der Universität von Columbia in Verbindung mit dem »Union Theological Seminary«. Dort ist den Studierenden bereits ein beträchtlicher Teil des weiten Feldes dieser Studien eröffnet. Absolute Freiheit ist den Professoren des Union Theological Seminary garantiert, so daß die Religionswissenschaft sich hier ohne dogmatischen Zwang entwickeln kann. Eine ganze Anzahl theologischer Seminarien haben auch Kurse über allgemeine Geschichte der Religionen in ihr Kurrikulum aufgenommen. — Seit 1893 sind weiter durch eine ganze Anzahl von Hochschulorganisationen und sonstige Institute eine Reihe von Vortragszyklen über Religionswissenschaft ins Leben gerufen, die nach der Reihe vor sieben oder acht Institutionen gehalten werden. Die bedeutendsten europäischen und amerikanischen Gelehrten sind dafür herangezogen worden wie: Rhys Davis (Manchester), Cheyne (Oxford), Budde (Marburg), Steindorff (Leipzig), de Groot (Leyden) und von Amerikanern Brinton, Bloomfield, der auch an den Sacred Books of the East mitgearbeitet hatte, Jastrow und andere. In diesem Jahre ist Franz Cumont hinüberberufen, um über »Astrologie und Religion« den verschiedenen daran interessierten Instituten Vorträge zu halten. — Eine große Anzahl Textausgaben für das Studium und allgemeine Darstellungen über die einzelnen Religionen sind Hand in Hand mit den geschilderten Bestrebungen in Amerika erschienen; und eine Sektion für d. .

historische Studium der Religionen, welche die amerikanische orientalische Gesellschaft gebildet hat, hält jährlich eine Sitzung, die allein der Religionswissenschaft gewidmet ist, ab. Harvard besitzt eine Gesellschaft für Geschichte der Religionen, und die orientalische Gesellschaft in Philadelphia hat gleiche Bestrebungen Die zahlreichen, an amerikanischen Universitäten gehaltenen Kurse in orientalischen Sprachen und Literatur berühren selbstverständlich auch häufig die Geschichte der Religionen. —

Diese interessante Übersicht Jastrows über das, was zurzeit an Universitäten und sonstigen Instituten des Auslandes in dem so wichtigen Gebiete der Religionswissenschaft gearbeitet und geleistet wird, möge bei uns in Deutschland den maßgebenden Kreisen Anregung geben, damit Deutschland durch Errichtung von weiteren Lehrstühlen für Geschichte der und für vergleichende Religionswissenschaft mit den anderen Nationen in dieser Wissenschaft gleichen Schritt halten kann. M.

Mitteilungen.

Der internationale Tuberkulosekongreß, der Ende September in Rom stattfinden sollte, ist auf Mitte April 1912 verschoben worden.

*

Die Gesellschaft für Verbreitung von Volksbildung, Berlin, hält ihre diesjährige Hauptversammlung vom 9. bis 11. September in Dresden ab. Die Gesellschaft feiert in diesem Jahre ihr 40 jähriges Bestehen. Der Vorsitzende, Heinrich Prinz zu Schoeneich-Carolath, wird aus diesem Anlaß einen Überblick über die 40jährige Tätigkeit der Gesellschaft geben. Die Verhandlungen betreffen die Zusammenfassung der freiwilligen Volksbildungsbestrebungen durch Zusammengehen der Vereine, durch die Tätigkeit der Gemeinden und die organisierende Arbeit zentraler Volksbildungsverbände und der staatlichen Organe.

*

Internationale Versicherungskongresse 1911 und 1912. Das Deutsche Komitee für internationale Sozialversicherung veranstaltet aus Anlaß der Internationalen Hygiene-Ausstellung am 15. und 16. September d. J. in Dresden eine besondere Konferenz. Das wissenschaftliche Programm umfaßt unter anderem: die staatliche Pensionsregelung, die Entwicklung der Sterblichkeit, die Kindersterblichkeitstabellen, den Einfluß des tropischen Klimas auf die Sterblichkeit und die Entwicklung der Gesetzgebung, des Versicherungsunterrichts und des Versicherungsvertrags.

*

Die Berliner Gesellschaft für Rassenhygiene veranstaltet ein Preisausschreiben über die Frage: Bringt materielles und soziales Aufsteigen den Familien Gefahren in rassenhygienischer Beziehung? Insbesondere ist zu ermitteln, inwieweit die wirtschaftliche und soziale Umwelt, die veränderte Lebenshaltung Bedingungen schafft, die unbewußt wirksam sind und die Fruchtbarkeit und Qualität der Familien beeinflussen. Es bleibt den Verfassern anheimgestellt, von physiologischen, genealogischen, statistischen oder sonstwelchen Gesichtspunkten aus an die Frage heranzutreten. Die Arbeit soll aber unbedingt neues, brauchbares Material beibringen, das der wissenschaftlichen Kritik standhält und allgemeinverständlich dargestellt ist. Sie soll ungefähr 3 Druckbogen im Format des »Archivs für Rassen- und Gesellschafts-Biologie« nicht übersteigen. Für die zwei besten Arbeiten werden Preise ausgesetzt zu 400 uud 200 Mark. Ist nur eine Arbeit von hervorragender Qualität, so können die Preise zu einem Preis von 600 Mark zusammengelegt werden. Dem Preisgericht bleibt aber auch eine andere Teilung der Preissumme vorbehalten. Die prämiierten Arbeiten gehen mit allen Rechten in den alleinigen Besitz der Gesellschaft über. Die Arbeiten sind unter den üblichen Förmlichkeiten spätestens bis zum 1. Oktober 1912 einzureichen an die Berliner Gesellschaft für Rassenhygiene zu Händen des Schriftführers Dr. R. Turnwald, Berlin W. 50, Fürther Straße 1. Das Preisgericht besteht aus Obermedizinalrat Prof. Dr. v. Gruber, Geheimrat Prof. Dr. Martius, Dr. Ploetz und dem Vorstand der Berliner Gesellschaft für Rassenhygiene.

*

Der 15. internationale Kongreß für Hygiene und Demographie wird im September 1912 in Washington abgehalten werden. Den Ehrenvorsitz hat der Präsident der Vereinigten Staaten übernommen, während die eigentliche Leitung in den Händen von Dr. Walcott liegen wird. 22 Staaten haben bereits die Einladung zur Teilnahme an dem Kongreß angenommen; außerdem wird sich jeder einzelne Staat der Union besonders beteiligen. An der Spitze der Verwaltung des Kongresses steht ein Ausschuß von 53 Mitgliedern, der sich aus hervorragenden Gelehrten und Beamten des Sanitätswesens zusammensetzt. Die Arbeiten des Kongresses, die in englischer, französischer und deutscher Sprache geführt werden, werden sich in zwei große Abteilungen gliedern. Die eine zielt auf die Veranstaltung einer großen Ausstellung ab, durch die der jüngste Fortschritt und der heutige Stand der Volksgesundheitspflege in allen beteiligten Staaten veranschaulicht werden soll. Die wissenschaftlichen Versammlungen des Kongresses werden in Sektionen vorgenommen werden, und zwar für folgende Gebiete: hygienische Mikrobiographie und Parasitenkunde; diätetische Hygiene und hygienische Physiologie; Hygiene des Kindesalters und Schulhygiene; industrielle und Berufshygiene; Beaufsichtigung der Infektionskrankheiten; staatliche und städtische Hygiene; militärische, Schiffs- und Tropenhygiene; Hygiene von Verkehr und Transport. — Anmeldungen und Mitteilungen für den Kongreß sind an die Adresse des Army Medical Museum in Washington zu richten.

Internationale Wochenschrift für Wissenschaft Kunst und Technik

herausgegeben von Prof. Dr. Paul Hinneberg, Berlin, Zimmerstr. 36

Verlag: August Scherl, Berlin SW, Zimmerstraße 36-41. — Druck: Bayerische Druckerei und Verlagsanstalt G. m. b. H. in München, Bayerstraße 57.

5. Jahrgang Nr. 30
29. Juli 1911

Inseraten-Annahme bei den Annoncen-Expeditionen von August Scherl G. m. b. H., Berlin und Daube & Co. G. m. b. H., Berlin und deren sämtlichen Filialen.

Für die Redaktion verantwortlich: Professor Dr. Wilhelm Paszkowski, Berlin-Gr. Lichterfelde.

Erscheint jeden Sonnabend. — Preis vierteljährlich für Deutschland und Oesterreich **3 Mark**, für die übrigen Länder des Weltpostverkehrs **4 Mark 30 Pfg.** bei direktem Bezug unter Kreuzband. — Einzelnummer **25 Pfg.** — Inserate die dreigespaltene Nonpareillezeile **50 Pfg.** — Abonnements nehmen alle Buchhandlungen und Postanstalten, sowie sämtliche Geschäftsstellen von August Scherl G. m. b. H. entgegen.

INHALT

Die Abhandlungen erscheinen in deutscher Sprache, englische und französische auf Wunsch der Autoren im Urtext

Some conditions of American education.

By Dr. William H. Carpenter, Professor in the Columbia University in New York.

The apparent lack of educational organization in America, the entire absence of what on the surface looks like solidarity or system, is always an anomaly and a matter of wonderment to the student of American education who in Germany compares perforce our conditions with his own. There is undoubtedly largely on the surface to one who only observes us at a distance a conspicuous lack of conscious and consistent educational purpose, of systematic coordination of means and methods of educational procedure and of a definite ideal of attainment in educational result that apparently often stamps our procedure along these lines as haphazard, improvident and insincere. In a country so large as ours, and under the conditions of its settlement and social and economic development, it has been possible, and it is still possible, to apply all of these terms — hard though they may be — to local conditions of education in America. There has undoubtedly been, and there is in parts of the country still, a singular absence of appreciation of what the particular form and content of education should be in order to serve the ends desired, or even what sort of ends it is really desired to attain by means of it. And there is notoriously, not only in its genesis, but even at the present day, a lack of cooperation and coordination between parts of the educational scheme in all parts of the country that is one of the formidable obstacles to educational progress. A great deal of this comes immediately to the eye of the casual observer, but in reality much of it is after all only superficial and neither ingrained nor ingrown. A system of education, purposeful and definite in its aims and ends, like many other problems in America that have had to be worked out to a conclusion from what are virtually new premises, has, nevertheless, gradually come about, at least in its essential beginnings, and in many ways has already established itself as a fundamental and appreciable basis upon which it is safe and desirable to build the future superstructure that shall serve the nation.

The unit of educational organization, however, in the United States at the present time is the State, and not the nation, and there is no national system of education. In point of fact the general government does not concern itself, nor has it at any time systematically concerned itself with the problem of constituting one. From time to time, beginning with the so-called Morrill Act of 1862, by which some thirteen millions of acres were appropriated for the establishment and promotion of higher education, public lands have been granted by the general government to the several States

whereby the higher education has been introduced into a number of them and educational facilities have been increased in all, but beyond this, except in the collection of national statistics and the issuance of reports on general educational conditions by the Commissioner of Education, the Federal Government has scarcely gone.

More potent, however, than any influence that has been exerted through the support and initiative of the general government in the development of a national syftem of education, and particularly in the development of a syftem of the higher education, has been the incentive that has come from entirely different sources, and it is the main purpose of these remarks briefly to review the causes that are at work in the United States to unify and coordinate into a system educational methods that at the beginning were, and in part still are, from many points of view widely divergent in purpose, organization and result.

Advanced education in the United States is conducted, as you doubtless well know, by the University, the College and the Secondary School.

It is an unfortunate thing in America, and a part of the educational confusion that still prevails among us, that the term University is wholly indeterminate and means widely different things. When we use the word in America, it is always with a question, not always expressed, but inevitably in mind, as to the specific »University« to which the reference has been made. There is, of course, no difficulty whatever with regard to the greater universities of the country wherever they may be — to Harvard, or Columbia, or Johns Hopkins, or Wisconsin, or California — for these, as we shall presently see, are not only on a similar, but virtually and fundamentally in educational organization are on a common basis. The same statement may, of course, be made as to the others of the twenty-two universities that make up the membership of the Association ot American Universities of which more anon. Besides these well-known and properly named universities, there are, however, in the United States nearly one hundred and fifty institutions of learning that call themselves, and by the complacent legislatures of the various States of the Union are permitted to call themselves, »Universities«. Most of these, from what I have said of the membership of the Association of American Universities, are not universities in any justifiable sense of the word, many of them are not good colleges, and some of them are not even respectable high schools. What a university is in America, accordingly, depends upon what specific »University« is meant — whether, but still in the American sense, it is a real one with a justification for its use of an important title. or whether as the result of an ill-regulated terminology it wears a title that may not in the light of present-day conditions belong to it at all. It is an indication of an awakening consciousness in America of the true significance of the name that several inftitutions that have borne the title of »University«, and by legislative enactment are legally permitted to bear it, have recently of their own volition changed their name to »College« to accord with the actual conditions of their educational scope.

If there are universities in America, and in accordance with my statement there are at least twenty-two which from our point of view are justly entitled to the name, the question may be asked: What is an American university? At the outset it should be stated that there is not at the present time in the United States a single university of the German type with its four traditional faculties, nor will there ever be. Let us bear in mind, however, that in Europe, too, the concept »University« is a shifting one, for it means one thing in Germany and quite another thing in England, and in its environment the one is as legitimately a »University« as the other and quite as entitled historically and genetically to bear the name. The »University« in America, however, conforms to neither of these types. As it is being evolved, or in some few cases, perhaps, has already been evolved, it is, in point of fact, an indigenous growth. It is not the English university, in that it is not the examining and degree conferring body that does not teach, on the one hand, nor is it the typical confederation of subordinate teaching bodies, the colleges, on the other. It is not the German »University« however closely in its organisation it may reflect, as in many respects it does, the German prototype that indibutably in part has prompted it. Up to 1908, when a new and more

specific definition was demanded of a »University« as a condition of membership in the Assocation of American Universities, the existence of a strong course of instruction subsequent to graduation from the »College« was demanded as the sole criterion by which the eligibility of an institution was determined. At the annual meeting of the Association in that year another definition was adopted which at the present time I think is the real determination of what an American »University« should be, in order to be a university in fact as well as in name. This new definition, while recognizing the inviolability of the previous requirement of a »strong graduate school«, as already stated, takes into consideration the necessity of scrutinizing henceforth the professional work of the university as well. In accordance with this new formulation, the American »University« is an institution of learning which has in the first place, and as a sine qua non, a strong graduate school and it may be that alone. In the case, however, of those universities which have, as do most of them, one or more professional schools and a graduate department of instruction, the further requirement is made that the liberal and technical work together prescribed for professional degrees in at least one professional school shall be not less than five years. I shall refer more in detail to the real meaning of this action when I come to a further consideration of the significance of the Association of American Universities in the evolution of a national system of the higher education. Suffice it here to say that this definition of an American University, as I have given it, is a valid one, since it was adopted by the most representative institutions of the country on their own initiative as intended to describe their purpose and their scope in a scheme of education.

Graduate instruction had existed in America in the Colleges and the so-called »Universities« and creditable work along both non-professional and professional lines had been done long before the actual establishment of a real university in the United States. It had been done, however, simply as an extension and a continuation of the work of the undergraduate college with no thought, or scarcely any thought, of segregation or of independent organization.

The first real »University« in America, the mother of the American University, was the Johns Hopkins University at Baltimore which began its activity in 1874. It was organized almost wholly upon German models, altshough it comprised at the outset only a single Faculty, which for the first time in America bore the title — as it actually had the character — of the Faculty of Philosophy of the German university. This was the direct translation of »philosophische Facultät«, and an entirely new and unfamiliar use of »philosophical« in the educational terminology of the United States. Following out still further the German model, it based admission to its courses and candidacy to its degrees on the possession of the bachelor's degrees of the college which corresponded in this function to the satisfaction of the Abiturientenexamen of the German Gymnasium. It adopted furthermore the terminology unknown until then in American usage of major and minor subjects, corresponding to the Haupt- and Nebenfächer of the German university. It fixed a definite minimum period of attendance upon courses of instruction and research as satisfying this particular requirement for candidacy for a degree, and it made the degree of Doctor of Philosophy the end of the educational goal and the doctoral dissertation a necessary part of the requirement.

The many universities that have since arisen, not necessarily on new foundations, but most often as superimposed upon the already existent college, have followed in the main this model of fundamental organization, although in many ways, as we shall see, they have frequently widely departed from it in ultimate conditions. Johns Hopkins itself, since its original foundation on the basis of a Philosophical Faculty, has organized a Medical Faculty, and in line with all the other American Universities subsequently added a College or school of undergraduate instruction.

We have not yet, however, from what I have said, a clear idea of what an American University actually is in its ultimate constitution. I have made the statement that there is not in America a single university on the German model and that is correct. Harvard University, for instance, has an apparent coincidence in the four traditional Faculties: Philosophy — called there, however, »the Graduate School« — Theology, Juris-

prudence and Medicine, but this is but a part of the whole, which includes, besides, the undergraduate college, a graduate school of technology — the Lawrence Scientific School — a dental school, and a school of agriculture — the so called Bussey Institution.

Columbia University in its constitution is even more complex. It has no Theological Faculty of its own, that function being supplied by two Theological Seminaries in New York, the Union and the General, both of which are closely affiliated with it by a system of exchange instruction whereby the students in one institution have under conditions the privileges of the other. Columbia has, however, the strictly graduate Faculties of Philosophy — which has under its charge instruction in philosophy, psychology and anthropology, Greek and Latin, English and comparative literature, and Germanic, Romance and Oriental languages and literatures; of Political Science — which gives instruction in history, politics, public law and comparative jurisprudence, economics and social science; and of Pure Science — which gives instruction in mathematics, the natural sciences, and research work in technology. All of these Faculties bestow the degree of Doctor of Philosophy for the completion of their requirements, and the work of all is open to women on the same terms as to men. Besides the three Graduate Faculties, so-called, there are the Faculty of Law and the Faculty of Medicine, which are both essentially graduate schools, the former of which bestows the degree of Bachelor of Laws and the latter the degree of Doctor of Medicine on men alone. It has, however, in addition to these an undergraduate college for men — Columbia College, and a corresponding college for women — Barnard College; a school of technology along extended lines — together the so-called Schools of Applied Science, namely of Mines, Engineering and Chemistry; a Faculty of Fine Arts — which has under its charge architecture, music and design; a College of Pharmacy; and a school of pedagogy, the so-called Teachers College, with its schools of observation and experiment — the Horace Mann School and the Speyer School, in which some 1300 pupils of kindergarten, elementary and secondary grade are taught under the eye of intending teachers. Other universities in America in a number of instances will exhibit conditions of organization almost as comprehensive. All, without exception, include under the general title of »University« the undergraduate college; many of them have the technical courses of instruction of the polytechnic school, although in America that school may exist independently of the university and the college; and in some cases dentistry, pharmacy and agriculture are subjects of instruction unter the charge of separate Faculties.

Our universities, accordingly, are typically at the same time Gymnasium, Real Schule, Polytechnicum and University united together under one general administration and intimately coordinated as parts of a single body, but which as institutions are independent of each other, each of which may, if it chooses, go its own way in its requirements for admission, its scheme of instruction and its standards of proficiency. It looks on the surface at first sight like a condition of hopeless confusion, particularly in these latter aspects, but it is not. We shall see, I think, further on, that it is all far more cohesive than it seems to be to the casual critic, and that there is in evolution, and along lines that are rational and sound, a national system of the higher education that is recognized, at least in standard, as quite as authoritative as if it had actually been the result of federal enactment and were under the charge of a national bureau of educational administration.

I am thus explicit in my description of the constitution of the American university, because I think that in Europe it is often ill-understood and that, as a consequence, our educational statements are often misleading. When we speak, for instance, of the number of students enrolled in our universities, it does not in any single case mean that these are university students in the German sense. Columbia, for instance, with a total enrollment in 1910 of 5117 has 1716 graduate students which correspond to the matriculated students of the German universities; and Harvard with a total enrollment of 5100 has 1694 students, i. e., students with a first degree.

So much, in its outline, of the use of the term »University« in America and the composite institution which it represents. It is typically an American evolution from the standpoint, as so many things in America

are, not of inherited historical tradition, but of the practical conditions of the particular case in hand. It is not the affiliated college of the English university, although it is made up of affiliated parts, which, however, are connected in a cohesive whole. It is not, on the other hand, the German university with its four graduate faculties, for in no single case is it a graduate institution at all, but inevitably includes in its organization undergraduate work and at times also the work of the schools of technology.

An essential part of the American university, as has already been stated, is the »College«, which approximately, from its place in the general scheme of instruction, corresponds to the German Gymnasium, although in reality in its curriculum it begins above it and in certain respects ends beyond it. The institution of the College is undoubtedly in its original form an inheritance from England, although as it is at present constituted it has but a remote resemblance to its original prototype. Typically it has a four years' course of study, a large part of which in the first two years is prescribed, but the greater part of which in the last two years, and under certain conditions so far as subjects are concerned, is elective. The college in its turn rests upon the work of the secondary school.

The college is preeminently the storm-centre in the American scheme of the higher education, and is undoubtedly the least satisfactory part of it, in that it is not sufficiently well connected, either with the high school, on the one hand, that precedes it, or with the professional and non-professional work of the university that follows it. It finds itself, at the present time, between two fires — that of the schoolmaster, on the one side, who complains of the attitude of the college in demanding of the schools standards of entrance requirements that it is impossible for their pupils satisfactorily to attain; and that of the professional schools and the graduate faculties of the university on the other, who find the graduate of the college too often ill prepared efficiently to pursue the work under their jurisdiction for which the college ostensibly has fitted him. It is an undoubted fact that both of these charges at the bottom are true and that the college has not yet succeeded in interrelating itself as an effective link in the educational chain. Like the Gymnasium its main purpose is, or should be, cultural and not vocational, and subjects that are essentially university subjects either in kind or amount should not belong to it, but to the graduate or professional schools beyond it. It is felt very widely in America that the college teaches too many subjects with the consequent result of diffuseness and lack of focus. It should have a greater concentration of purpose and should set out to accomplish the doing of relatively a few things well, instead of many things indifferently or even ill. It has undoubtedly a difficult part to play in the scheme of American education, since a large proportion of its graduates complete within it the whole of their formal education, so that it must teach at the same time those who are to go directly out into the vocational life of the community and those who are to pursue their studies further in the professional and non-professional schools of the university.

This briefly stated is the fundamental organization of the higher education in America and the typical constitution of the American University. The undergraduate »College«, to recapitulate, is based upon the secondary school. It is a constituent part of every university. Even those universities that began without it, namely, Johns Hopkins University and Clark University, subsequently added it to their organization as indispensable in the carrying out of their educational purpose. Characteristically and regularly the university in America, as a later growth, has been superimposed upon the already existent college which has been retained and become a part of the new combination. This is inevitably true of the privately endowed institutions of the Eastern States which, in the main, are from the nature of the case the oldest educational foundations of the land. It is less true of the newer tax-supported State institutions of the West, where in some cases the parts of the whole have been developed side by side from the beginning. By no means all Colleges, however, in America are constituent parts of a University. There are, in point of fact, more than 800 institutions that bear the name of »College« that are wholly independent of universities or of university control.

If there is confusion in America with re-

gard to the use of the name »University«, there is still greater confusion in the use of the term »College«. The name in reality is so widely misapplied that, again, as in the case of the universities, it is absolutely necessary to ask what college is meant. Some of the independent colleges of the country like, for instance, the old and well-known foundations of Amherst, and Williams, and Dartmouth, are institutions of their particular kind of the highest grade that amply fulfil in every way the true measure of their usefulness in the scheme of education. Others, however, that bear the name of »College«, although they may do so by legislative enactement in their various States, have no justification to the use of the title. Not infrequently they are poor in equipment and consequently in educational result. Sometimes they are not even good secondary schools. There is, nevertheless, in America the ideal of the College and what it should be to have the name by right and not by mere assumption. Brought face to face with this problem, the Carnegie Foundation for the Advancement of Teaching, of which more presently will be said, adopted in 1906 a definition of »College« which clearly states its place in the educational system and its proper organization to enable it satisfactorily to fill it. »An institution to be ranked as a college, must have at least six professors giving their entire time to college and university work, a course of four full years in liberal arts and sciences, and should require for admission, not less that the usual four years of academic or high school preparation, or its equivalent, in addition to the pre-academic or grammar school studies«.

It has been, and still to a large extent is the fault of the separate college to regard itself as an independent organism apart from any general system and chiefly concerned with its own individual development. This is, naturally, less true of the College in the University, but it is still true of it, as it is true, also of the University itself in America that it has been from its own point of view too apt to consider itself apart and individual, rather than as a correlated and coordinate part of a national system of education.

There are, nevertheless, in America causes at work along lines that are both rational and sound to bring order out of the confusion that I have attempted to describe in our educational conditions, and we have in reality gone a long way in the evolution of a system whereby each link in the chain of organization shall have its proper and recognized relationship to its fellows and all together shall form a flexible but unbroken continuity. We are still, it is true, far from this ideal condition in America in very many respects, but the last few decades in particular have been a period beyond anything that has gone before of educational enlightenment. Beyond all it is in American education an era of publicity. The separate institutions, due in great part to the peculiar nature of the foundation of many of them on the basis of private endowment, in time not so far back not infrequently held themselves aloof, as sufficient unto themselves to work out their own salvation. The attitude of the present time is in most cases quite the reverse of this, and almost all of the sound institutions of the country, Colleges and Universities alike, freely make public the statistics of their endowments which render possible the carrying out of their educational programmes, the conditions of admission to their courses of study, and the standard of proficiency of accomplishment upon which their degrees are based. All these things are hopeful signs of the times, and it will perhaps be interesting to discover how this new spirit has come into the higher education in the United States and to determine what in its essential features has prompted it.

The first beginnings of a movement of conscious interdependence of unrelated institutions as constituent parts, after all, of a national scheme of the higher education took place among the Colleges in the specific direction of an effort toward a uniform standard of admission requirements. To consider this matter a conference of New England Colleges was held at Trinity College in Connecticut in 1879. As a consequence of its findings, the New England Colleges with a single exception adopted a uniform requirement in English. In the next three years a similar uniform requirement for the classics and mathematics was adopted for the same body of colleges. The immediate success of this movement stimulated the formation of permanent organizations of both secondary schools and colleges. The first of these was the New England Associ-

ation of Colleges and Preparatory Schools, founded in 1884, the stated object of which was »the advancement of the cause of liberal education by the promotion of interests common to colleges and preparatory schools«. In 1887, a number of colleges in the State of Pennsylvania formed themselves into a similar organization which subsequently was extended and became the Association of Colleges and Preparatory Schools of the Middle States and Maryland. The North Central Association of Colleges and Secondary Schools was organized in 1892; the Association of Colleges and Preparatory Schools of the Southern States in 1895. This same year a Committee on College Entrance Requirements was appointed by the National Educational Association to investigate entrance conditions and to report upon ways and means of securing uniformity in them. This report, which was finally presented in 1899, was epoch making in that it »was the first step, national in character, toward bringing the high schools and colleges throughout the country into harmonious cooperation«.*) The most important, however, of all these agencies that have for their object the uniformity of entrance requirements to the »College« is the College Entrance Examination Board, which was organized in 1900 at columbia University by representatives of colleges and secondary schools. Its last annual report shows that at the identical examinations held in June, 1910, under its auspices at 158 places, which represent 39 states and territories of the Union and six other countries, admission was sought to 70 institutions by 3731 candidates who had last attended more than 1500 different preparatory schools. I give these figures to show how widespread the movement has become. There are still other organizations of similar kind that are exerting an active and important influence upon the unification throughout the nation of this phase of American education. In 1906, for instance, was formed the National Conference Committee on Standards of Colleges and Secondary Schools composed of delegates from a number of bodies whose particular object is to keep its members in touch with the problems that separately confront the various associations and the progress made toward their solution.

*) Third Annual Report, Carnegie Foundation, p. 102.

There are many more organizations in the various States that concern themselves with State conditions, and other bodies with particular purposes like the Association of Collegiate Alumnae, whose main effort is to keep the standards of colleges for women on the same plane as those of the colleges for men. Enough, however, has been said to show how active and general the movement is to bring about order and system in at least one aspect of American education where at first sight there appears to be almost a hopeless chaos of individual requirement even as to fundamental conditions of educational purpose.

Another great influence at work in America to bring about a national system of education, and whose impetus like the effort to establish a common basis for entrance upon the work of the college has also come entirely from within, is the Association of American Universities. This is a self-constituted body that was organized at Chicago in 1900 in response to a call issued by the Presidents of Harvard University, Columbia University, Johns Hopkins University, the University of Chicago, and the University of California for a conference whose object was stated in the following words: »There is reason to believe that among other things the deliberation of such a conference as has been proposed will (1) result in a greater uniformity of the conditions under which students may become candidates for higher degrees in different American Universities, thereby solving the question of migration, which has become an important issue; (2) raise the opinion entertained abroad of our own doctor's degree; (3) raise the standard of our own weaker institutions«. Representatives of fourteen institutions were present at the conference that ultimately took place, and after a careful discussion of the matter in hand a permanent organization was effected. The constitution that was adopted set forth the purposes of the Association and the qualifications for membership as follows:

»This organization is called The Association of American Universities.

»It is founded for the purporse of considering matters of common interest relating to graduate study.

It is composed of institutions on the North American continent engaged in giving advanced or graduate instruction.«

The Association since its organization has regularly held its annual meetings in rotation with the institutions composing its membership, which at the present time numbers twenty-two of the most important universities in the country.

The Association of American Universities in its turn has been one of the most potent factors at work in the unification of the higher education in the nation, for its membership, which is thoroughly representative, extends across the entire continent and includes most of the oldest of the institutions of the Eastern States as well as many of the newest of the West. With the growth of graduate study in the American University it was found necessary by the Association still further to define the term »University« as a condition of membership in the Association, and at the ninth annual conference, in 1908, the definition that I have already quoted was adopted and made the future criterion of eligibility.

It will readily be seen that the great majority of universities in America are not members of this Association, and it has been not infrequently pointed out with considerable asperity that the body is entirely a self-constituted one and exists only by its own enactment. It is a fact, however, that the Association does contain the great institutions of the country, and that no single university has been excluded from membership that has been felt reasonably to conform to the common requirement. At its meetings the Association has freely discussed the important problems of American education as they affect, in particular, the graduate work, professional and non-professional, of the University, properly so-called. And while no action taken by the body as a whole is officially binding on its individual members in the positive control of policy or line of action, the whole tendency of its activity has been along broad lines to draw the universities closer together upon a common basis and to harmonize, as no other part of the educational system is harmonized, the scope and character of the higher education. The degree of Doctor of Philosophy is at this time bestowed within the membership of the Association on almost identical requirements, and the doctoral dissertation, that outward and visible sign of inner efficiency, conforms, wherever it may have arisen, to an extraordinary extent to a common educational standard. One of the most significant incidents in the history of the Association, and one that in its effect of moral support and cooperation has been greatly valued, was the action taken in 1904 by the Faculty of Philosophy of the University of Berlin and communicated to the Association by myself as its secretary at the sixth annual conference, held with the Johns Hopkins University in 1905, as follows:

»1. Die Fakultät erkennt jeden an einer amerikanischen Universität erworbenen Bachelor-Grad (B. A., B. Sc., u. a.) als Äquivalent eines deutschen Maturitätszeugnisses an.

»2. Auf das vorgeschriebene Triennium wird die Fakultät bei der Befürwortung des erforderlichen Ministerialdispenses in der Regel nur diejenigen amerikanischen Studienjahre in Anrechnung bringen, welche nach Erwerb des Bachelor-Grades an einer derjenigen Universitäten zugebracht sind, die der Association of American Universities angehören. Mindestens drei Semester muß der Kandidat jedoch an einer deutschen Universität studiert haben.«

It has been felt by us in America that this action of recognition not only has integrated us with an older and more definitely determined system of education, but that it has expressed a confidence in so doing in the reality and integrity of our higher instruction as imparted by the better institutions of learning in the United States that has infinitely strengthened our own confidence and courage to persevere in the direction we have taken.

A third great unifying force in American education and in many ways, perhaps, in its actual and immediate effects, even the most important of all, is the Carnegie Foundation for the Advancement of Teaching. Unlike the other influences exerted toward this end, as they have been described, this one in particular has been exerted not from within, and subjectively, but quite objectively from without.

The Carnegie Foundation for the Advancement of Teaching owes its origin to the generosity and public spirit of Andrew Carnegie of New York City, who, in 1905, gave in trust to a board of trustees named in his letter of gift and subsequently made self-perpetuating, the great sum of $ 10,000,000, the revenue from which, to use the words

of the document itself, »is to provide retiring pensions for the teachers of Universities, Colleges and Technical Schools in our country, Canada and Newfoundland under such conditions as may be adopted by them from time to time«.

The terms of the gift excluded from the benefits of the Foundation all strictly sectarian institutions, viz., those under the control of a sect or whose officers, instructors or students are required to belong to a sect or impose a theological test, and also all State supported institutions. It was subsequently recognized that these latter, although they are supported by the State by taxation, are in reality on fundamentally no different basis from that of the privately endowed institutions, and in 1908 another $ 5,000,000 was added to the original endowment to include them.

The purpose in the mind of the founder of the benefaction, in accordance with the terms of the gift, was to provide a system of retiring pensions for teachers and thus to aid the whole cause of the higher education by their financial betterment. Up to the time of the organization of the Foundation but six of the higher institutions of learning in the whole United States had pension systems: Columbia, Harvard, Cornell, Yale and California Universities, and the Randolph-Macon Woman's College in Virginia. It is not my purpose here to go into the matter of the Carnegie Foundation from the point of view of a pension fund, per se, although much can be said not only of the deserved material benefits that have accrued to teachers by the use of the funds thus supplied, but also of the whole moral uplift that has been given in America to the profession of teaching by this generous recognition of its needs. What I particularly desire, however, to call attention to is the effect of the Carnegie Foundation upon the development of a system of the higher education -- an effect in its extent greater, I think, than its founder at the beginning could possibly have foreseen. At the very outset of the activity of the trustees of the Foundation it was found necessary before they could admit any institution to its benefits to agree upon an educational standard whereby to judge whether a »University« or »College«, so-called, was really what it should be to entitle it to consideration. A definition, accordingly, of the College, the crucial fact under the conditions of »College« and »University«, as I have described them, was adopted by the trustees of the Foundation in the form cited earlier in this address, and only those institutions of the country that on careful and individual investigation have been found to conform to it have been received upon its »accepted list«. This very fact of definition, not only for a locality or an institution, of what constitutes a »College«, determined from without and without bias or interest except in the cause of education, has been in itself one of the most effective causes that have worked toward a unification of educational conditions. The Carnegie trustees, with all necessary means at their command, have investigated these phases of education in all parts of the Union, as it has never been possible to investigate them before, and they have published impartially and fearlessly the results so that he who runs may read them. That this has been of incalcuable benefit to the cause of education it is scarcely necessary to state. It is naturally the desire of the colleges of the country to come under the pension provisions of the Foundation and the weaker ones which are excluded by their educational standards have in very many cases used every endeavor to strengthen themselves to meet the necessary requirements. The matter, however, has not ended with the colleges. A provision of the definition of »College« is that to be a »College« it »should require for admission not less than the usual four years of high school preparation or its equivalent, in addition to the grammar school studies«. This provision has necessitated in its turn the thorough investigation of secondary school instruction, with again the result of improving and above all of standardizing this most important phase of general education. The annual reports of the Carnegie Foundation, with their frank criticism of existing conditions throughout the country, have attracted an attention and have had an influence on the public mind incomparably greater than any educational documents that have preceded them and have contributed broadly, and more than any other single cause, to a true understanding of the deficiencies that still too frequently exist in our scheme of education in its lack of system and intelligent coordination. Some of the special reports on particular phases of education, like the report on Medical

Education in the United States and Canada will long stand as recognized landmarks in their especial fields to indicate more accurately and comprehensively than has ever been done before in America the actual conditions at hand and the proper direction to be taken for their regulation and their betterment. It is rather characteristically American that the means for accomplishing this great service to education, both immediate and prospective, should come from the far-sighted munificence of a private citizen, who in this case, however, builded even better than he knew for the whole future of education in his country along lines whose value it is scarcely possible to overestimate. The Carnegie Foundation has frequently been sharply criticized in America, in certain quarters, for its formulation of the regulations governing the award of pension allowances, which since their original promulgation have been changed in an important respect, and it has been censured, likewise, for its exclusion under the terms of gift of the sectarian institutions that are not permitted to share in its benefits. There can, however, be no sharp difference of opinion in America, or elsewhere, whith regard to the beneficent effect of the Foundation upon the cause of education, both in the furtherance of its usefulness and its evolution into a cohesive and harmonious whole.

Besides the Carnegie Foundation, there are a number of other benefactions established by the gifts of individuals that have for their purpose the support and extension of education in different parts of the country. The most important of these from a national point of view is the General Education Board, endowed by John D. Rockefeller, in 1902, for $ 32,000,000, the income of which under the terms of gift is to be »expended to promote education in the United States, without distinction of race, sex, or creed, and especially to promote, systematize, and make effective various forms of educational beneficence«.

These, then, as I have attempted to describe them in their fundamental aspects, are the main influences at work in America to bring about, in the face of considerable difficulties, what would seem in Germany to be a matter of course — a national system of the higher education. The obstacles that have stood, and still stand in the way, of such a homogeneity of organization are mainly the fact of the conception of the State as the educational unit, and the consequent dismemberment of the whole problem at the beginning, but above all of the strongly individual character under which most of the Colleges and Universities of the country have been developed. As the President of the Carnegie Foundation in one of his reports has happily put it, these have largely been conducted as if they were separate units and not factors in a general educational system, and devotion to education has generally meant devotion to the fortunes of a single institution. This has no doubt been from some points of view good for the individual growth of the institution in question, but it has inevitably acted toward making it a disjointed member of what should be a consistently organized system and of obscuring the supreme necessity, again to quote the President of the Carnegie Foundation, of viewing the problem of education as one problem and not as a series of problems in themselves isolated and unrelated. These barriers of individual interest, however, in recent years are being rapidly broken down in so far as they directly concern educational ideals and particularly where they have to do with standards of accomplishment. What a recent writer has called »the contagion of efficiency« is actively at work under these conditions in all of the better institutions of the land. This has spread from the stronger to the weaker institutions, and has done much not only to strenghten the latter, but to bring them at the same time into closer harmony with all the rest.

The most important and far reaching force in the evolution of a system of the higher education in the United States is, and will be, exerted from above downward — from the University upon the College, and from the College upon the Secondary Schools, and influences are at hand, as I have described them, to make these three phases of American education in the future, and to a greater extent than ever before, organized and interdependent. The University, in this way, with its work of specialization, will rest squarely upon the College, which is to provide the fundamentals of a liberal culture, free as may be from special and vocational instruction. The College, in its turn, will rest as squarely upon the Secondary School, with which it is to be brought more closely into harmony in

its demands, as is the Secondary School in its supply. I have been frank in stating all these matters, both because I believe in the beneficial effect upon our cause of absolute publicity, and because, too, that I have wished to point out, what is sometimes ill understood in Germany in the apparent confusion that prevails in American education, that at the bottom and inherently the organism is perfectly sound, that it is well rooted in fruitful soil, and that in due time it will develop from conditions at work without and within into a growth in complete harmony with the purpose for which it is intended. There is not in America a national system of education. There is, however, a common standard of efficiency that is real in its recognition by the greater institutions of the country. We have had many problems in America that have had to be worked out from new premises, and independent in detail of existing precedent, and among them is the important problem of education. But with characteristic vigor, and with all the means that can be brought to bear upon it, we are busy, in the light that has been lent us, in endeavoring to bring about what shall in the end prove to be — an adequate educational system for ninety millions of people that shall stand, not merely side by side, but hand in hand with the best in the older countries of the world!

Die Oden Salomos.

Von Hugo Greßmann, Professor an der Universität Berlin.

(Schluß)

Die groß angelegte Ode beschreibt in ihrem Hauptteil das göttliche Heilswerk, zunächst die Menschwerdung Gottes in Christo (V. 3b—8). In seiner Güte entäußert sich Gott seiner Größe und macht sich klein, damit ihn die Menschen in seiner unverfälschten Natur aufnehmen und begreifen könnten; denn hätte er sich uns nicht angepaßt, so würden wir vor seiner Majestät erschrecken. — Zu der Güte gesellt sich die Weisheit Gottes (V. 9—11). Er ist der »Logos der Gnosis« und darum der Vater aller Erkenntnis. Ehe die Erde ward samt ihren Geschöpfen, durchschaute er in seiner Allwissenheit des Menschen Gebrechen und Bedürfen und prädestinierte ihn im voraus zur Erlösung. — Die Erlösung besteht darin, daß er den vergänglichen und unwissenden Menschen seiner Unvergänglichkeit und seines Wesens teilhaftig machte (V. 12—15). Er gab ihm aus seinem unsterblichen Wesen und brachte sich selbst dar, sich denen zu offenbaren, die seit Ewigkeit sein Eigentum sind, damit sie ihn als den Schöpfer des Alls erkännten. — Und Gott hat dafür gesorgt, daß diese Erkenntnis nicht wieder verloren ging (V. 16—17). Denn der Weg, den er ihr gebahnt hat, ist nicht schmal wie der des Evangeliums, sondern weit und breit, daß viele darauf wandeln und ans Ziel gelangen. Gott hat selbst die Spuren und Stapfen seines Lichtes darauf gesetzt; sie leuchten und locken, hineinzutreten und dem Herrn vom Anfang bis zum Ende zu folgen.

Den Gnostiker beseligt das Hochgefühl, daß er den »Weg seiner Schritte« (17, 8) kennt. In wundervoller, märchenhafter Phantastik schildert Ode 39 den Zauberweg des Herrn, der durch gewaltige, brausende Ströme hindurchführt, durch die Wasser des Todes, die »schneller sind als der Blitz und geschwinder«. Der Herr überbrückte sie durch sein Wort; »seine Fußstapfen blieben im Wasser unzerstört und wurden wie fest eingerammte Pfähle.« Auch der heilige Hyacinth von Krakau (gest. 1257) überschritt einen Fluß und ließ Spuren zurück, die »bis heute« sichtbar im Wasser haften, so schreibt 1594 Severin Lumbolius (Acta Sanctorum der Bollandisten vom 16. Aug. III. 316). Der Weg, den der Herr gebahnt hat, ist nur seinen Anhängern bereitet; sie gehen ungefährdet hinüber, während hüben und drüben sich Wogen erheben. Die Verächter aber werden hinweggerafft, indem der Weg plötzlich verschwindet, ähnlich jener besten aller Brücken, die nach germanischem Glauben Himmel und Erde verbindet, die aber plötz-

lich bricht, wenn die Feinde erscheinen. Man wird auch an den Naassener-Hymnus erinnert, wo Jesus den Vater bittet:

Deshalb entsende mich, Vater!
Mit den Siegeln will ich hinabsteigen,
alle Äonen durchwandern,
alle Mysterien aufschließen,
die Gestalten der Götter offenbaren
und die Geheimnisse des heiligen Weges
als Gnosis kundtun.

Auch der Schluß der vorliegenden Ode ist für uns von besonderem Interesse, da er eschatologische Erwartungen ausspricht, die sonst im Gnostizismus, so weit wir wissen, keine Rolle mehr spielten, die uns vielmehr in die Stimmungen des Urchristentums hineinführen. Das Licht der Erkenntnis, so heißt es hier (V. 18—20), war von Uranfang bereitet und fand seine Ruhe im Herrn, um das All zu erlösen. Die Heiligen, in denen der Höchste kund geworden ist, die Psalmensänger, die diese gnostischen Lieder singen, frohlocken über die Frohbotschaft von der bevorstehenden Parusie, der zweiten Ankunft des Herrn; denn sie sind gerüstet, ihm jubelnd und musizierend entgegenzuziehen. — Und nun schildert der Dichter die herrliche Endzeit (V. 21—24), wo die Frommen den Herrn von Angesicht schauen und seine Gegenwart selig genießen, wo die Unwissenheit vertilgt und durch das Wissen ersetzt worden ist, wo der Haß mitsamt dem Neide, gleich den bösen Dämonen des Abgrunds, versiegelt und damit für immer vernichtet wird (vgl IV. Esra 8, 53). — Im Abgesang (V. 25—29) begegnet uns, wie öfter in den Oden, eine Hymnenintroduktion: Darum, ihr Sänger, lobsingt: jauchzend wie das Licht sei euer Herz und rein wie die Pracht des Herrn eure Seele! Gott selbst öffnet seinen Geschöpfen den Mund; er ist es, der sie inspiriert. Der Dichter wird nicht müde, hier und in anderen Psalmen durch immer neue Bilder die göttliche Eingebung zu preisen, die sein Hochgefühl schwellt. Es ist keine leere Formel, wenn alle Oden in jubelnder Begeisterung mit einem »Hallelujah« schließen. —

Die interessanteste Mischung von heidnischer Mythologie und christlichem Glauben enthält wohl Ode 23, deren Sinn in der Hauptsache durchsichtig ist, wenn auch einzelne Nebensachen durch schlechte Überlieferung entstellt sind:

1 Die Freude gehört den Heiligen,
wer zieht sie an, als sie allein?
2 Die Gnade gehört den Erwählten,
wer empfängt sie, als die darauf trauen von Uranfang?
3 Die Liebe gehört den Erwählten,
wer zieht sie an, als die sie besaßen von Uranfang,
4 'die' in dem reichen Wissen des Höchsten wandelten,
indem sie jauchzten über ihn
und vollkommen wurden in seiner Erkenntnis?
5 Sein Heilsplan ward wie ein Brief,
sein Wille kam herab von der Höhe
und ward entsandt wie ein Pfeil,
der gewaltig vom Bogen geschnellt wird.
6 Es stürzten auf den Brief viele Hände,
ihn zu erraffen, zu nehmen und zu lesen,
7 aber er wich vor ihren Fingern;
sie scheuten sich vor ihm und dem Siegel darauf,
8 weil sie keine Macht hatten, das Siegel zu lösen;
denn die Kraft auf dem Siegel war stärker als sie.
9 Es folgten aber dem Brief, die ihn gesehen,
zu erfahren, wo er sich niederlasse,
wer ihn verlese und wer ihn vernehme.
10 Ein Wirbel jedoch fing ihn auf und griff nach ihm,
11 so war nun in ihm das Zeichen des Reiches und der Herrschaft.
12 Und alles, was dem Wirbel hinderlich war,
das mähte er nieder und schnitt es ab.
13 In Fülle raffte er zusammen, was ihm entgegen stand,
schüttete die Ströme zu und zog hinüber.
Er entwurzelte viele Wälder
und brach eine breite Bahn.
14 Zur Ruhe kam er 'langsam' bei dem 'Betrüger';
denn bis zum 'Betrüger' war der Wirbel gestürmt.
15 Und was in ihm kam, war ein Brief der Regierung.
'Als' sich versammelten allzumal die Völker,
16 Da erschien ihm zuvor das offenbarte Haupt,
der echte Sohn vom höchsten Vater.
17 Der erbte alles und nahm es ein,
aber der Plan der Vielen ward vereitelt.
18 Sie griffen aber alle Abtrünnigen an, schlugen sie
und löschten zornig aus, die sie verfolgten.
19 Es war aber der Brief eine große Tafel,
vollständig vom Finger Gottes beschrieben;
20 darauf stand der Name des Vaters,
des Sohnes und des heiligen Geistes,
zu herrschen in alle Ewigkeit.
Hallelujah!

Die Einleitung (V. 1—4) bereitet das Folgende vor: Nur den seit Ewigkeit Erwählten gehören Freude, Gnade, Liebe. Dahinter liegt ein verschwiegener Gegensatz: Wer nicht prädestiniert ist, kann das Heil auf keine Weise gewinnen; denn es läßt sich nicht aus eigenen Stücken, auch nicht mit Gewalt,

aneignen. Damit iſt das Thema des Hauptteils gegeben, dessen Ausführung freilich im Tone sehr abſticht; das iſt begreiflich, weil jetzt die religiöse Erfahrung einem übernommenen, mythologischen Stoffe weicht.

Der Verfasser benutzt zunächſt das Motiv des Himmelsbriefes, das uns aus dem orientalischen und klassischen Altertum, aus dem Talmud, aus den Legenden des chriſtlichen Abendlandes und aus modernem Aberglauben hinreichend bekannt iſt.*) Grade in gnoſtischen Kreisen war es sehr beliebt, wie das Märchen von der Perle lehrt, das uns in den syrischen Thomasakten aufbewahrt worden iſt: Ein Königssohn soll nach Ägypten ziehen, die von einer Schlange im Meer bewachte Perle zu gewinnen. Aber als er dorthin gekommen iſt, koſtet er von der Speise der Ägypter und vergißt seinen Auftrag, bis ein Himmelsbrief gesandt wird und ihn daran erinnert. Die Himmelsbriefe können mannigfachen Inhalt haben und sehr verschiedene Zwecke verfolgen. So wurden sie z. B. von unseren Soldaten 1870/71 als Amulette getragen, um gegen Verwundung zu schützen (vgl. auch II. Makk. 12, 40), während sie nach klassischen Nachrichten vor allem Krankenheilungen vollbrachten.

In der vorliegenden Ode wird die Bedeutung des Himmelsbriefes erſt allmählich enthüllt. Der erſte Teil (V. 5—9) schildert zunächſt, wie der den Willen Gottes enthaltende Brief mit großer Schnelligkeit vom Himmel herabschwebt. Er fährt pfeilgeschwind dahin, sodaß ihn niemand ergreifen kann. Viele versuchen, ihn zu haschen, denn sein Besitz iſt koſtbar. Aber er entschlüpft ihren Fingern; überdies iſt er durch ein göttliches Siegel mit wunderbarer Zauberkraft geschützt, das niemand zu lösen vermag (vgl. Apk. Joh. 5, 3). So begnügen sich die Menschen, dem Brief zu folgen, da sie wissen, daß er sich irgendwo niederlassen muß, und daß ihn dann ein Auserwählter öffnen wird.

Im zweiten Teil (V. 10—15) wird nun erzählt, wie plötzlich ein Wirbelſturm den Brief auffängt und »das Zeichen des Reiches und der Herrschaft« mit sich führt. Daraus geht deutlich hervor, daß derjenige, der den Brief besitzt, auch die Herrschaft über die Welt innehat. Und in der Tat, mit unwiderſtehlicher Gewalt brauſt der Tornado, Wälder lichtend und Ströme durchschreitend, über die Erde hin, bis er langsam beim »Betrüger« zur Ruhe kommt. Aus dem Namen folgt, daß der göttliche Brief nicht für ihn beſtimmt sein kann. Da nachher (V. 16) der »echte Sohn« vom höchſten Vater auftritt, so iſt der Betrüger sozusagen der »falsche Sohn«, der Satan, der im Neuen Teſtament der »Fürſt dieser Welt« heißt. Nach unserer Ode hat er sich die Herrschaft über die Menschen zu Unrecht angemaßt. Von ihm ſtammt demnach der alles verwüſtende Wirbelwind, der ausgesandt war, den Himmelsbrief zu ſtehlen. So trifft man hier wieder ein weitverbreitetes mythologisches Motiv, den »Raub des Rangzeichens«, wie es Richard M. Meyer passend genannt hat (Archiv für Religionswissenschaft X. S. 97 ff.). Ähnlich iſt der Mythus von Thor, dem der Hammer genommen, oder das Märchen von den Schwanenjungfrauen, denen das Federkleid entrissen wird, am verwandteſten aber der babylonische Mythus von dem Diebſtahl der Schicksalstafeln, der wahrscheinlich in dem nicht erhaltenen erſten Teil des Weltschöpfungsmythus erzählt wurde: Überliefert iſt nur, daß Tiâmat die Schicksalstafeln ihrem Buhlen Kingu verleiht und daß die himmlischen Götter alle Kraft daran setzen, sie zu gewinnen. Vermutlich hatten Apsu und Mummu, die Genossen der bösen Tiâmat, die Schicksalstafeln geraubt, waren aber dabei ums Leben gekommen. Dasselbe Motiv begegnet uns noch einmal in dem Mythus vom Vogel Zû, der die Schicksalstafeln dem Gotte Enlil in einem unbewachten Augenblicke ſtiehlt. Die Schicksalstafeln haben dieselbe Zaubermacht wie der Himmelsbrief dieser Ode: ihr Besitzer iſt zugleich der Weltenherrscher. Von hier aus gewinnt der Schluß der Ode eine besondere Bedeutung; denn nach V. 19 war der Brief auf eine große Tafel geschrieben. Es war also ein Tontafelbrief, wie sie in Babylonien üblich waren. Die Parallele mit dem babylonischen Mythus wird vollends schlagend, wenn man bedenkt, daß der Vogel Zû als Sturmvogel aufgefaßt wurde und daß grade in Babylonien die Wirbelſtürme als böse Dämonen galten.

*) Eine Fülle von Literatur findet man bei Heinrich Günter: Die chriſtliche Legende des Abendlandes. 1910. S. 91 f. 209 Anm. 146; weitere Angaben bei Weinreich im Archiv für Religionswissenschaft X. (1907), S. 566 f. Dazu füge Brandt: Mandäische Religion, S. 54. Die Religion in Geschichte und Gegenwart: s. v. Himmelsbriefe.

Wenn die Winde von den Gnoſtikern und Manichäern als böses Prinzip betrachtet wurden, so wird man darin einen Nachklang babylonischer Vorſtellungen sehen dürfen.

Als der Himmelsbrief zu dem Betrüger gelangt war, so darf man wohl nach dem Vorhergehenden ergänzen, um von ihm erbrochen und verleſen zu werden, und als alle Völker versammelt waren, da erschien, wie der dritte Teil erzählt (V. 16 bis 18), ihm zuvorkommend, das offenbarte Haupt, der wahre Erbe, für den der Himmelsbrief und die Weltherrschaft beſtimmt war. Er griff den Betrüger und die Abtrünnigen an, die bisher die Gewalt mißbraucht und die Erwählten verfolgt hatten, schlug sie in die Flucht und löschte ihre Namen aus dem Buch des Lebens. So wurde der Plan der »Vielen«, Satans und seiner Bundesgenossen, vereitelt.

Erſt der Abgesang (v. 19—20) enthüllt das volle Geheimnis des Briefes. Zunächſt ein jüdischer Einschlag in den heidnischen Mythus: Die Tafel, auf welcher der Brief ſtand, war wie die ſteinernen Tafeln des Mose »vom Finger Gottes beschrieben« (Ex. 31, 18). Und zum Scluß, wie in der Einleitung, ein chriſtliches Motiv: Das Siegel trug den Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geiſtes. Als ihr Erbe regiert der Chriſtus in alle Ewigkeit über die seit Urzeit Erwählten, denen allein Freude, Gnade und Liebe gehört. —

So iſt jede Ode trotz ihrer Buntscheckigkeit eine dichterische Einheit, durch den Genius des Verfassers geschaffen. Freilich verſteht man die bisher gemachten Versuche, die wohl so bald nicht authören werden, einzelne Verse als spätere Zusätze auszuscheiden. Denn zunächſt bereiten die schlechten oder falschen Übersetzungen dem Nachempfinden unüberwindliche Schwierigkeiten. Ferner sind die Vorſtellungen und Motive verschiedenartiger Herkunft und lassen sich logisch bisweilen nur schwer miteinander vereinigen. Endlich kommt hinzu, daß sich der Impressionismus des Dichters begnügt, abgerissene Szenen aus einem größeren Mythendrama herauszugreifen und zu konkretem Leben zu geſtalten; so wird es der Kenntnis oder der Phantasie des Lesers überlassen, die vorhandenen Lücken zu ergänzen und einen organischen Zusammenhang herzuſtellen. Mag auch manches einſtweilen noch dunkel bleiben, so iſt doch jetzt schon soviel sicher, daß dieser neue Fund für die älteſte Geschichte des Chriſtentums größere Bedeutung hat als die vor Jahren entdeckte Didache, ja noch mehr, daß hier eine Bereicherung der religiösen Weltliteratur vorliegt. Wer diese wundervollen Lieder in ihrer ganzen Schönheit auf sich wirken läßt, mit ihren kühnen Bildern, mit ihrer Farbenpracht orientalischer Mythologie, mit ihren tiefen Ideen platonischer Spekulation, mit der überschwenglichen Begeiſterung frommen Empfindens, den muß ihre Zerſtückelung wie Barbarei anmuten.

Abfassungszeit und Ursprungsort der Oden lassen sich nur ungefähr beſtimmen. Die gnoſtischen Ideen, die uns hier entgegentreten, decken sich mit keinem der sonſt bekannten Syſteme. Man wird zwar versuchen, wie sich unschwer prophezeien läßt, die Lieder einer Sekte nach der anderen zuzuschreiben; Essener, Valentinianer und Montaniſten genießen schon gegenwärtig die Ehre, Verfasser zu sein. Auch Berührungspunkte mit den Kreisen derer, aus denen die Piſtis Sophia und der Manichäismus ſtammen, sind zahlreich vorhanden, und neue Parallelen werden neue Möglichkeiten zeitigen. Aber alle diese Versuche werden voraussichtlich scheitern, weil es an zwingenden Beweisen fehlt. Von einem »Syſtem« spürt man in den Oden überhaupt herzlich wenig. Diese Tatsache erklärt sich wohl nicht nur daraus, daß der Dichter das Religiöse und Impressioniſtische über die theologische Dogmatik ſtellt, sondern man darf auch vermuten, daß die ihm eigentümliche Gnosis noch nicht charakteriſtisch ausgeprägt war und wahrscheinlich noch gar kein Syſtem besaß. Die Piſtis Sophia beſtätigt diese Anschauung; denn die von ihr übernommenen Oden Salomos mußten erſt durch umdeutende Paraphrase den Gnoſtikern schmackhaft gemacht werden. Ferner kennen die Lieder zwar den Dualismus von dem Unterschied der oberen und der unteren Welt, von dem Kampf zwischen den himmlischen und dämonischen Mächten, aber behaupten anders als der landläufige Gnoſtizismus, daß diese Welt von Gott geschaffen worden sei (16, 11 ff.). Während endlich in der Gnosis die urschriftliche Eschatologie, die ein plötzliches Eingreifen Gottes in den Weltlauf erwartet, der Hoffnung auf ein allmähliches Verschwinden der Gegensätze

gewichen ist, halten die Oden Salomos an den eschatologischen Ideen fest. Aus allen diesen Gründen wird man sagen dürfen, daß die Lieder noch dem Urchristentum nahe stehen und aus dem Anfang der gnostischen Bewegung stammen, etwa um die Wende des ersten zum zweiten nachchristlichen Jahrhundert. Die juden-christlichen Kreise, denen sie angehören müssen, wird man am wahrscheinlichsten in Ägypten suchen dürfen.

Dort, in dem Zentrum hellenistischer Wissenschaft, strömten »die Gedanken der Völker« zusammen, die der Dichter mit seinem machtvollen Szepter bezwang (29, 7f.). Er schwelgt in dem seligen Hochgefühl, das Vollwissen seiner Zeit erworben und zugleich den erlösenden Glauben gewonnen zu haben. Was er seinen Lesern bietet, ist nicht krasser Aberglaube, wie er sonst vielfach den Gnostizismus kennzeichnet, sondern die Frucht reifster Bildung. Und zu dem Inhalt, der noch den modernen Menschen zu fesseln vermag, gesellt sich die faszinierende Form individueller gottbegnadeter Poesie. Denn

Auch die holden Phantasien
Blühen
Rings umher auf allen Zweigen,
Die sich balde,
Wie im holden Zauberwalde,
Voller goldner Früchte beugen.

Nachrichten und Mitteilungen.

Korrespondenz aus Kairo.

Die Kopten.

Soeben hat in Assiut ein Koptenkongress stattgefunden, dessen Verhandlungen auf die Nationalägypter großen Eindruck gemacht haben. Im großen und ganzen liefen die Forderungen der Kopten darauf hinaus, daß sie zu der zivilgesetzlichen und politischen Gleichstellung mit den Nationalägyptern gelangen wollen. Wer und was sind die Kopten? Diese Frage ist um so berechtigter, als von allen orientalischen Kirchen die koptische und die mit ihr vereinigte abessinische Kirche am wenigsten bekannt sind.

Von den eingeborenen ägyptischen Christen, den Syrern, Armeniern und den Kopten sind die letzteren die wichtigsten. Ihre Zahl beträgt in Ägypten ungefähr 600000.

Von der ehemaligen Blüte der koptischen Kirche, die in den zahlreichen, zum Teil in der Wüste begrabenen Resten von Klöstern und Kirchen zum Ausdruck kommt, kann heute keine Rede mehr sein. Aber charakteristisch für die koptische Kirche ist es, daß sie sich seit den ältesten Zeiten trotz der furchtbaren Unterdrückung, der sie in einem Zeitraum von über 1000 Jahren ausgesetzt war, bis auf die Gegenwart vollständig unverändert erhalten hat. Sehr verschieden lautet das Urteil über die moralischen Eigenschaften der Kopten. So sagt Lane über sie folgendes: »Einer der hervorragendsten Züge in dem Charakter der Kopten ist ihre Bigotterie. Sie tragen bitteren Hass gegen alle anderen Christen, der noch den der Moslems gegen einen Ungläubigen übertrifft. . . . Sie sind, im allgemeinen genommen, mürrisch, außerordentlich habgierig und greuliche Heuchler; kriechend oder herrschsüchtig, je nach den Umständen. Der achtbare Kopte, dem ich für die Mitteilung, die er mir bezüglich der Sitten seiner Nation gab, sehr verpflichtet bin, gibt mir eine sehr ungünstige Schilderung ihres Charakters. Er behauptet, daß sie meistens unwissend, betrügerisch, treulos, gewinnsüchtig und sinnlich sind.«. Dagegen fällt Sir John Bowring, der nach Lane die beste ältere Autorität auf dem Gebiete ägyptischer Nationaleigenschaften ist, ein freundlicheres Urteil über die Kopten. »Obgleich«, sagt er, »die Türken die Kopten immer als die Parias des ägyptischen Volkes angesehen haben, sind sie doch eine liebenswürdige, friedliebende und intelligente Rasse, deren schlimmste Laster daraus entsprangen, daß sie fortwährend vor Räuberei und Unrecht Schutz suchen mußten.«

Was die Verfassung der koptischen Kirche angeht, deren Christentum im großen und ganzen dasjenige der Monophysiten und Eutychianer, einer im fünften Jahrhundert entstandenen Sekte, ist, so steht an ihrer Spitze ein von 12 Bischöfen gewählter und vom Volke durch einfache Zustimmung ernannter Patriarch, der Batrak. Das Vorschlagsrecht haben die Mönche der Klöster. Für den Patriarchenstuhl kann nur ein Mönch (oder ein Abt) in Frage kommen — ein Bischof wird nie Patriarch. Wiederum aber kann nur ein Mönch der großen Klöster, die aus dem vierten oder fünften Jahrhundert stammen, in Vorschlag gebracht werden. Diese Klöster sind Mar Antun (Antonius) und Mar Bolus (Paulus) am Golf von Suez, Mar Makar und zwei andere Klöster bei den Natronseen im Wadi Natrum, westnordwestlich von Kairo, und Mar Maharag (Markos) bei Monfalut unterhalb von Siut. Von diesen aber kommen wiederum nach Gewohnheitsrecht eigentlich nur zwei in Betracht, aus deren Insassen das Kirchenhaupt genommen wird, das des hl. Maharag und das des hl. Antonios. Der Patriarch führt den Namen »hl. Vater und Batrak von Alexandrien und ganz Ägypten«. Er wohnt im Koptenviertel von Kairo in einem geräumigen Haus des Darb el Wassa, neben der koptischen Kathedralkirche. Übrigens muß hier bemerkt werden, daß in neuerer Zeit sich die Partei der Jung-Kopten oder die Reformpartei es ange-

legen sein läßt. größeren Einfluß auf die Wahl des Batrak zu gewinnen.

Dem Batrak zur Seite stehen zwölf Bischöfe, deren Einfluß indessen gering ist. Sie bilden auf Aufforderung des Batrak die hl. Synode, nur zwei von ihnen verwalten ein Diözesangebiet, nämlich der Metropolit von Alexandrien und der von Memphis. Außer ihnen ist noch der Erzbischof von el Kuds in Jerusalem zu nennen. Diese alle bilden die zölibatäre Geistlichkeit der Kopten.

Die Zahl der Priester, die in Oberpriester und Priester geteilt werden, ist Legion. Namentlich groß ist hier der Bettelpriesterstand. Alle sind ungebildete Leute, viele von ihnen im Nebenberuf Handwerker. Doch soll nicht verschwiegen werden, daß namentlich seitens der Jung-Kopten in neuerer Zeit Versuche zur Hebung der Bildung der Kleriker, wenn auch bisher erfolglos, gemacht worden sind.

In enger Verbindung mit den Kopten Ägyptens steht die abessinische Kirche, deren Abuna auf Lebenszeit von dem koptischen Patriarchen ernannt und aus Kairo gesendet wird. Doch führt der Abuna Abessiniens nur eine Schattenexistenz, denn der eigentliche Leiter der kirchlichen Verhältnisse dieses Landes ist der König von Abessinien, und gerade Menelik hat es sich angelegen sein lassen, das Verhältnis zu den Kopten etwas zu lockern. Bekannt sind auch die Bestrebungen Rußlands, mit der abessinischen koptischen Kirche Fühlung zu gewinnen. Nebenbei bemerkt, existiert in Ägypten auch eine koptisch-katholische Kirche, die indessen wegen der geringen Zahl ihrer Mitglieder kaum ins Gewicht fällt, wenngleich sie unter einem eigenen katholischen Patriarchen in Ägypten steht.

Gehen wir nunmehr kurz auf das kirchlich-religiöse Leben der Kopten ein, so ist das Kirchenjahr mit sieben Hauptfesten ungefähr identisch mit dem der griechischen Kirche. Eine schmuckvolle Ausstattung der Kirche kennt der Kopte nicht. Einen breiten Raum nimmt im Gottesdienste die Liturgie ein, mit der eine Art Messe verbunden ist (Verwandlung und Kommunion). Im Vordergrunde des Glaubensinhaltes steht die Taufe und die Eucharistie. Nach koptischem Glauben werden durch die Beichte, die der Mensch am Sonntagmorgen dem Priester ablegt, alle Sünden vergeben, wenn er das Abendmahl hernach nimmt. Die Taufe wird nach altem Herkommen bei Knaben am 40., bei Mädchen am 80. Tage nach der Geburt vorgenommen. Die noch vor wenigen Jahren übliche Beschneidung ist heute ziemlich ganz verschwunden. Der Akt der Ordination entbehrt der Würde gänzlich. Die alten Forderungen eines voraufgegangenen vierzigtägigen Fastens und der einige Tage vorher zu erteilenden Lektorweihe werden nicht mehr beobachtet. Wohl aber folgt der Weihe ein vierzigtägiges Fasten, während dessen der junge Kleriker die Kirche nicht verlassen und die notwendigsten Funktionen lernen soll. Mit welcher Geringschätzung die Träger des Amtes selbst dieses ansehen, zeigt sich darin, daß viele von den Ordinierten sich nach Ablauf der vierzig Tage ins Privatleben zurückziehen, daß die Priesterwürde vererbt werden kann und daß der Bischof sich die Weihung gut bezahlen läßt. Daß das Volk einen inneren Zug zum Geistlichen nicht voraussetzt und nicht einmal verstehen würde, bekunden Vorfälle, in denen die Leute eines Dorfes einen ihnen im übrigen angenehmen Mann zur Ordination **zwingen**.

So ist es begreiflich, daß unter der Herrschaft der rohen, ungebildeten und oft dem Trunke ergebenen Priester dem Volk jedes lebendige Christentum abhanden gekommen und daß das Tragen von Amuletten, Opfer und ein sehr ausgebildeter Marienkultus den Hauptinhalt des kirchlichen Lebens ausmacht. Besonders verrufen sind die Mönchsklöster, deren Insassen sich zum Teil vom Bettel ernähren und oft aus den Reihen der Landstreicher und Verbrecher rekrutieren. Die Mönche und die Nonnen — Nonnenklöster gibt es nur noch drei und zwar in Kairo selbst — rasieren sich den ganzen Kopf, tragen auf ihm ein schwarzes Tuch und auf dem Leibe ein rauhes Gewand. Sie sollen nur an zwei Tagen im Jahr, Weihnachten und Ostern, Fleisch essen. In vielen Klöstern sind die Insassen nicht Mönche, sondern Priester, die gleichfalls bettelnd durch das Land ziehen und oft zur Zeit der Ernte besonders reiche Ernte machen. Eine Eigentümlichkeit der Kopten sind die Fastengebote. In dieser Beziehung kommen sie den Moslems gleich. Sie haben drei Fastenzeiten, nämlich das vierzigtägige Fasten vor Ostern, dann die 44 Tage des Adventfastens und die 40 Tage des Apostelfastens, das am Pfingstmontag beginnt.

Die Jung-Kopten, um auf diese noch einmal zurückzukommen, sehen ein, daß ihr veraltetes, unchristliches System unhaltbar ist. Viele von ihnen haben eine vorzügliche Erziehung, besonders in den amerikanischen Missionarschulen erhalten. So hat sich eine Bewegung entwickelt, deren Zweck es ist, die koptischen religiösen Stiftungen zu nützlichen Zwecken zu verwenden; die Notwendigkeit zu bestreiten, daß die vom ganzen Volk aufgebrachten Fonds ausschließlich zur Erhaltung einer Anzahl Sinekuren für Priester verwendet werden; Seminare zu gründen, in denen diejenigen, die Geistliche werden wollen, etwas mehr lernen können als ein paar feststehende Gebetsformeln in einer veralteten Sprache, die schon seit zwei Jahrhunderten tot ist, herunterzuplappern; überschüssige Fonds für weltliche Erziehung zu verwenden und im allgemeinen einer Gemeinde Leben einzuflößen, die seit ihrer Gründung stagniert hat Diese Bewegung wird natürlich von der Hierarchie bekämpft. Es ist möglich, daß die Bewegung unter den Kopten mit der Zeit dahin führen wird, daß die koptische Gemeinde ihre zahlreichen Fehler ablegt und Eigenschaften entwickelt, die sie zu einem wertvollen Element der ägyptischen Bevölkerung machen werden. Dann dürfte das Wort Bowrings in Erfüllung gehen: »Die Kopten werden wahrscheinlich auf dem Schauplatz der künftigen Geschichte Ägyptens keine geringe Rolle spielen.«

Internationale Wochenschrift für Wissenschaft Kunst und Technik

herausgegeben von Prof. Dr. Paul Hinneberg, Berlin, Zimmerstr. 36

Verlag: August Scherl, Berlin SW, Zimmerstraße 36-41. — Druck: Bayerische Druckerei und Verlagsanstalt G. m. b. H. in München, Bayerstraße 57.

5. Jahrgang Nr. 31
5. August 1911

Inseraten-Annahme bei den Annoncen-Expeditionen von August Scherl G. m. b. H., Berlin und Daube & Co. G. m. b. H., Berlin und deren sämtlichen Filialen.

Für die Redaktion verantwortlich: Professor Dr. Wilhelm Paszkowski, Berlin-Gr. Lichterfelde.

Erscheint jeden Sonnabend. — Preis vierteljährlich für Deutschland und Oesterreich 3 Mark, für die übrigen Länder des Weltpostverkehrs 4 Mark 30 Pfg. bei direktem Bezug unter Kreuzband. — Einzelnummer 25 Pfg. — Inserate die dreigespaltene Nonpareillezeile 50 Pfg. — Abonnements nehmen alle Buchhandlungen und Postanstalten, sowie sämtliche Geschäftsstellen von August Scherl G. m. b. H. entgegen.

INHALT

Die Abhandlungen erscheinen in deutscher Sprache, englische und französische auf Wunsch der Autoren im Urtext

Die neuesten Arbeiten über Animismus und Totemismus.

Von Carl Clemen, Professor an der Universität Bonn.

Im April dieses Jahres haben wir den zweihundertsten Geburtstag des Mannes gefeiert, dem wir wie manchen Anstoß für die Entwicklung der Philosophie so auch den ersten Versuch einer geschichtlichen Auffassung der Anfänge der Religion verdanken — David Hume's. Bis auf ihn hatte man gemeint, die Gotteserkenntnis, die man selbst habe, sei schon von Anfang an vorhanden oder wenigstens möglich gewesen, sei es nun, daß man glaubte, sie sei den ersten Menschen geoffenbart oder angeboren gewesen, oder daß man annahm, diese hätten sie sich durch ihre Vernunft, ihren gesunden Menschenverstand wenigstens haben erwerben können. Ja, diese Anschauung verschwand natürlich auch nach dem Erscheinen von Hume's Natural History of Religion nicht sofort (sie findet sich in manchen Kreisen noch jetzt), und ebenso dauerte es erst noch einige Zeit, ehe die wissenschaftliche Erforschung der Anfänge der Religion zu einigermaßen sicheren und richtigen Resultaten gelangt war. Zunächst fehlte es vor allem noch allzu sehr an einer genaueren Kenntnis der sogenannten Naturvölker, die uns zwar gewiß nicht den Menschen in seinem wirklichen Urzustand kennen lehren, aber doch immerhin auf der frühesten Entwicklungsstufe (oder den frühesten Entwicklungsstufen), die wir bei jetzt noch lebenden oder uns durch geschichtliche Nachrichten genauer bekannten Menschen nachweisen können. So konnte vor etwas über hundertundfünfzig Jahren de Brosses (Du culte des dieux fétiches) den Fetischismus in dem Sinne, in dem er den Ausdruck verstand, d. h. die Verehrung von leblosen u. s. M. n. auch von den Primitiven als leblos aufgefaßten Gegenständen für die ursprünglichste Form der Religion erklären, und bekanntlich hat auch diese Anschauung jetzt noch ihre Vertreter. Wo man sich dagegen, eben weil man von den Naturvölkern noch zu wenig wußte, vielmehr an die Kulturvölker hielt, da mußte ganz von selbst die Meinung entstehen, daß die Verehrung der Natur in einem höheren Sinne des Wortes, d. h. der Naturerscheinungen und Himmelskörper, den Anfang der religiösen Entwicklung gebildet habe, und auch diese Theorie findet jetzt noch Beifall, selbst in der reinen Form, um die es sich hier zunächst handelt. Zumeist allerdings verbindet sie sich in der einen oder anderen Weise mit einer dritten Theorie, die gegenwärtig als die herrschende bezeichnet werden kann; das ist die Meinung, daß die eigentliche Wurzel der Religion der Animismus bildet, während für ihre spätere Entwicklung der Totemismus eine hervorragende Bedeutung gehabt haben soll. Aber schon mehren sich die Stimmen derer,

die auch das bestreiten, die vor dem Animismus noch eine frühere Entwicklungsstufe der Religion annehmen und den Totemismus nur eine viel weniger wichtige Rolle in diesem Prozeß spielen lassen. Es sei mir gestattet, über die neuen und neuesten Arbeiten über diese beiden Fragen kurz zu referieren und, soweit ich dazu überhaupt oder jetzt schon imstande bin, zu ihnen Stellung zu nehmen.

I.

Was bedeutet ursprünglich Animismus? Ich spreche hier natürlich nicht von dem Sinn, in dem das Wort in der Medizin gebraucht wurde, als Anfang des achtzehnten Jahrhunderts G. E. Stahl darunter die von ihm vertretene oder eigentlich nur erneute Lehre verstand, die vernünftige Seele sei zugleich das Prinzip des Lebens. In den religionsgeschichtlichen Sprachgebrauch wurde das Wort erst durch E. B. Tylor eingeführt, der (Primitive Culture[3] I, 425 ff.) als Animismus den Glauben an spiritual beings überhaupt bezeichnet, d. h. an Seelen, die im Menschen leben, ihn aber auch verlassen können, und an Geister, die in anderen Wesen oder Gegenständen ihren Sitz haben oder körperlos herumschweben. Genauer meint Tylor, die erste Vorstellung, der Glaube an Seelen, sei der zweiten, dem Glauben an Geister, tatsächlich vorangegangen, aber ausführlicher hat er sich darüber nicht ausgesprochen. Auch wie aus dem Animismus die anderen Formen der Religion entstanden seien, hat er nicht klargestellt; nur das ist deutlich, daß jener den Anfang der Entwicklung bezeichnen soll.

Nun wollte allerdings M. Müller (Natürliche Religion 152 ff.) den Ausdruck Animismus in einem engeren Sinne, von dem Glauben an Ahnengeister gebrauchen; er drang aber damit, da gerade auf diesen Sinn der Name durchaus nicht hindeutet, begreiflicherweise nicht durch. Um so berechtigter ist es, wenn jetzt W. Wundt (Völkerpsychologie II, 2, 144; [2] IV, 231 f.) unter Animismus nur den Seelenglauben verstehen will; ja, man möchte mit M. Rade (Art. Animismus in: Die Religion in Geschichte und Gegenwart I, 489) wünschen, daß sich dieser Begriff überall durchsetzt. Denn nur, wenn man mit klaren Begriffen arbeitet, kann man hier wie anderwärts etwas erreichen.

Aber Wundt faßt nicht nur den Begriff Animismus schärfer und richtiger, er versucht vor allem auch aus diesem so bestimmten Animismus oder dem Seelenglauben andere Formen der Religion völkerpsychologisch und damit einleuchtender und zuverlässiger abzuleiten, als dies Früheren gelungen war. Gewiß hatten auch diese bei ihren entsprechenden Versuchen mit psychologischen Begriffen gearbeitet, aber es waren entweder ihre eigenen Begriffe, die sie ohne weiteres auch dem Naturmenschen zuschrieben, oder, wenn andere, dann doch solche, die sie bei ihm voraussetzten, aber nicht im einzelnen nachwiesen. Wundt untersucht daher zunächst, wie der Seelenglaube des Primitiven beschaffen und entstanden sei, und unternimmt es dann, aus ihm andere Formen der Religion zu erklären. 'Andere Formen der Religion' muß ich auch hier wieder sagen; denn Wundt denkt nicht daran, die Religion überhaupt auf den Animismus in diesem engeren Sinn des Worts, auf den Seelenglauben zurückzuführen; neben ihm steht s. M. n. als zweite Quelle der Naturmythus. Ja, dieser soll — und in der zweiten Auflage wird das noch stärker betont als in der ersten — auch auf jene späteren, aus dem Animismus entstandenen Formen der Religion schon eingewirkt haben, aber die eine, ja die wichtigere Wurzel derselben bleibt doch der Animismus in dem angegebenen Sinn. Kann er das sein?

Aus dem Animismus soll zunächst der Fetischismus und dann auf der einen Seite der Animalismus und Monismus, auf der anderen der Dämonenglaube entstanden sein. Und zwar der Fetischismus dadurch, daß man annahm, die Zauberkraft, die man den Seelen zuschrieb, habe in einem bestimmten Objekt, dem Fetisch, Wohnung genommen. Weiterhin der Animalismus sei aus dem Glauben an Seelentiere (Tiere, in denen die Seele fortlebt) entstanden, die man zugleich als seine Vorfahren und Beschützer betrachtet habe; von diesen Seelentieren sei dieser Glaube dann auf andere Tiere, auch Pflanzen, Steine und sonstige leblose Objekte übergegangen. Aus diesem Glauben an nichtmenschliche Ahnen sei weiterhin die Verehrung der Manen, namentlich der Stammeshäuptlinge und Stammeshelden entstanden; auf der anderen Seite habe der Glaube an Schutzgeister zu dem an Dämonen geführt, unter denen Wundt ganz allgemein geistige Wesen versteht, die zu individuellen Seelen keinerlei

Beziehungen haben, aber durchaus wie diese vorgestellt werden.

Ich glaube nicht, daß sich diese gewiß ungemein scharfsinnige und geistvolle Deutung des von Wundt in erstaunlichem Umfange herangezogenen Materials als haltbar erweisen wird; namentlich die Erklärung des Fetischismus und dann des Animalismus dürfte kaum genügen. Auch seine Zurückführung des Naturmythus auf »die mythenbildende Phantasie« scheint mir schließlich das, was erklärt werden soll, schon vorauszusetzen. Aber Wundt hat nun selbst den Weg angedeutet, auf dem man m. M. n. jene anderen Formen der Religion befriedigender erklären kann, ja, er hat auch ausdrücklich die Theorie genannt, die das leistet — freilich nur, um sie abzulehnen. Im einzelnen unterscheidet sich hier wieder die erste und zweite Auflage der Völkerpsychologie etwas voneinander, indem in ihnen die betreffenden Erörterungen nicht nur unter verschiedenen Überschriften erscheinen, sondern auch verschieden lauten; aber ehe ich auf diese Beurteilung der in Rede stehenden Theorie durch Wundt eingehe, muß ich natürlich erst sie selbst besprechen.

Sie wurde zuerst von R. R. Marett aufgestellt in einem Pre-animistic Religion betitelten und 1900 in Folklore (162 ff.) veröffentlichten Artikel. In den folgenden Jahren fand sie in England manche andere Anhänger, die sich zumTeil auf dem dritten internationalen Kongreß für Religionsgeschichte, der 1908 in Oxford stattfand, zu ihr bekannten (vergl. Transactions I, 28. 33 ff.); so konnte Marett in seinem neuesten Buch (The Threshold of Religion) frohlocken: The flowing tide is with us. Bei uns machte K. Th. Preuß (Religionen der Naturvölker, Archiv für Religionswiss. 1910, 425 ff.) auf diesen Umschwung der Meinung in England aufmerksam und bekannte sich selbst zu der neuen Theorie, ebenso in Belgien Goblet d'Alviella (L'animisme et sa place dans évolution religieuse, Revue de l'hist. des rel. 1910, 61, 12 ff.) und in Schweden M. P. Nilsson (Primitive Religion, religionsgeschichtl. Volksbücher III, 13, 14).

Was ist nun unter dieser präanimistischen Religion zu verstehen? Der Name ist offenbar nicht glücklich gewählt; er ist undeutlich, weil rein formal. Es wird eine Stufe vor dem Animismus angenommen, aber worin besteht sie? Schon in seinem ersten programmatischen Artikel hatte Marett vielmehr von Animatismus gesprochen, und diesen Ausdruck sollte man künftig immer für die hier in Rede stehende Anschauung gebrauchen. Denn was schon vor dem Animismus vorhanden gewesen sein soll, das ist der Glaube an die Belebtheit (nicht die Beseelung) aller Dinge, auch der Naturgegenstände. Wenn Wundt also in der ersten Auflage seiner Völkerpsychologie sagte, die präanimistische Theorie nehme an, daß von Anfang an Leib und Seele unterschieden worden seien, so trifft das Gegenteil zu; das bestreitet sie gerade, und Wundt hat daher sehr recht daran getan, wenn er in der zweiten Auflage diese durchaus irrige Ansicht strich. Aber er behauptet auch jetzt noch, der primitive Mensch hielte die Naturobjekte nicht überhaupt für belebt, sondern dies geschehe im allgemeinen nur bei solchen Eindrücken, die Furcht oder Schrecken erregten, namentlich bei Tod und Krankheit — und sie seien untrennbar mit Seelen und Dämonenvorstellungen verwachsen. Das mag zutreffen; dagegen das erste ist gerade wieder eben das, was Marett behauptet. Eher könnte man daher gegen diesen einwenden, an jenen Glauben an Allbelebtheit habe man auch schon immer beim Animismus mitgedacht, und in der Tat wird der Ausdruck manchmal in diesem noch weiteren Sinne, als dem von Tylor angenommenen gebraucht. Aber dann wird er eben vollends zu einem Kautschukbegriff, mit mit dem sich nichts anfangen läßt. Mag Animatismus und Geisterglaube auch manchmal schwer voneinander zu unterscheiden sein oder ineinander übergehen, zunächst ist der Glaube an Belebtheit und Beseelung durchaus auseinander zu halten.

Und nun haben Marett u. a. zweifellos gezeigt, daß ein solcher Animatismus vor und neben dem Geisterglauben vorkommt und vorgekommen ist. Auch wenn unsere Kinder, die wir ja zwar gewiß nicht mit den Primitiven auf dieselbe Stufe stellen dürfen, — bald sind diese, bald jene weiter — aber doch mit ihnen vergleichen können — auch wenn unsere Kinder den Stuhl schlagen, an dem sie sich gestoßen haben, oder ihrer Puppe zurufen, sie sollte zu ihnen kommen, so setzen sie natürlich noch keine Seele in ihnen voraus, sondern halten diese Dinge nur für belebt. Ob man das freilich für die Naturvölker noch

auf diejenige Weise sicherftellen kann, auf die man jetzt besonderen Wert legt, das ift mir ebenso wie A. Lang (Pre-animistic Religion, Contemp. Rev., May 1909, 593) recht zweifelhaft. Schon vor Marett hatten verschiedene Forscher darauf hingewiesen, daß manche Völker mit demselben Ausdruck nicht nur göttliche Wesen, sondern auch Gegenftände bezeichnen, die sie nicht einmal als beseelt ansehen. Besonders bekannt ift unter diesen Ausdrücken das melanesische mana geworden (vergl. zuletzt Marett, The Conception of Mana, Transactions of the third Internat. Congress for the History of Rel. I, 46 ff., The Tabu-mana Formula as a Minimum Definition of Religion, Archiv für Religionswissenschaft 1909, 186 ff.; auch A. H. Keane, Art. Aborigines, Encycl. of Religion and Ethics I, 36); aber kann man aus diesem und entsprechenden Ausdrücken in anderen Sprachen wirklich entnehmen, daß die betreffenden Völker zwischen all den Wesen und Gegenftänden, die sie so nennen, keinen Unterschied machen? Kann es sich bei diesen Bezeichnungen nicht auch um Generalisationen handeln, über denen die Unterschiede nicht übersehen werden sollen? Wohl aber können wir nun aus gewissen Ausdrücken, Anschauungen, Gebräuchen auch noch der Kulturvölker beweisen, daß sie wenigstens ihre eigene Seele zunächft keineswegs vom Körper unterschieden haben. Ja diese Beweise hat gerade Wundt in solcher Fülle zusammengeftellt, daß man nicht recht begreift, weshalb er aus ihnen nicht noch weitergehende Schlüsse gezogen hat.

Wenn bei Homer ἦτορ, κῆρ, φρένες teils beftimmte Körperteile, teils gewisse an sie gebundene seelische Kräfte bezeichnen — bei φρένες ift allerdings die erfte Bedeutung schon faft hinter der zweiten verschwunden — so werden ursprünglich jene Körperteile selbft als belebt gegolten haben. Deutlicher noch ift das beim Herzen in andern Sprachen oder bei den Nieren im biblischen Sprachgebrauch (»Herz und Nieren prüfen«); beide werden daher von den Anthropophagen mit besonderer Vorliebe gegessen. Oder man opfert das Herz sowie das die Nieren umgebende Fett, salbt sich auch mit diesem — wieder um sich seine Kräfte anzueignen. Nur selten gilt das Hirn als Sitz solcher, eher der Schädel (daher die Schädeljagd auf Borneo) und das Haar (daher die Haaropfer, die Verwendung des Haares als Zaubermittel, Amulett, Schmuck). Ebenso werden die verschiedenen Ausscheidungen des Körpers als belebt angesehen, ganz besonders aber das Blut; daher wieder seine Verwendung beim Opfer (es wird vergossen, dargebracht, auf den Altar gesprengt, an das Götterbild geftrichen) und zu allerhand abergläubischen Zwecken. Auch in der Pflege und Sorgfalt, die man dem toten Körper noch zuteil werden läßt, in der Sitte, ihn zu begraben oder zu verbrennen, wirkt unbewußt noch die Anschauung mit, nicht nur die Seele, sondern er lebe fort und könne sonft wiederkommen, ebenso wie der Glaube an eine leibliche Auferftehung auf die Zeit zurückgeht, in der man Leib und Seele noch nicht völlig zu scheiden gelernt hatte.

Nun handelt es sich in all diesen Fällen ja nur um Animatismus mit Bezug auf unsern Leib bezw. seine einzelnen Teile. Aber wenn der Primitive die Außenwelt jedenfalls nach Analogie seines eigenen Ichs auffaßt, wenn er dieses in die Dinge um ihn herum hineinsieht, dann wird er sie eben auch zunächft nicht als beseelt, als in Leib und Seele zerfallend, sondern als beides in einem, als belebt aufgefaßt haben. Wir werden also den Animatismus in der Tat als die urfprünglichfte Auffassung des Menschen von der Außenwelt und, sofern diese Dinge über seine Kraft hinausliegen und für seinen Anspruch auf Leben, seinen Kampf ums Dasein Bedeutung haben, auch als die ältefte Form seiner Religion ansehen dürfen. Ja, damit haben wir zugleich, wenn schon natürlich nur ganz im allgemeinen, alle jene Formen der Religion erklärt, die sich auf den Animismus im ftrengen Sinne des Worts nicht zurückführen ließen. Und welche Bedeutung hat für diese Entwicklung die andere Anschauung, die in der Diskussion darüber jetzt eine solche Rolle spielt: der Totemismus?

II.

Der Ursprung des Ausdrucks ift ja bekannt. Es ift jetzt gerade hundertundzwanzig Jahre her, daß J. Long (Voyages and Travels of an Indian Interpreter) das Wort totam — so schrieb er es — zuerft in die Literatur einführte. Spätere schrieben es toodaim, dodaim, ododam oder beftritten auch, daß es ein solches Wort gäbe; der Stamm laute 'ote', mit Personalsuffix 'otem', daher heiße

'nind otem' 'mein Stamm' (denn das sei eigentlich die Bedeutung des Worts), 'kit otem' 'dein Stamm', aber eine Form 'totem' existiere garnicht. Trotzdem ist nicht nur sie üblich geworden oder geblieben, sondern man hat sich auch gewöhnt, darunter etwas anderes zu verstehen, nämlich ein Wesen oder einen Gegenstand, bezw. in der Regel eine Gruppe, Art, Klasse von Wesen oder Gegenständen, nach denen sich ein Einzelner oder zumeist ein Clan nennt und zu denen sie sich in einer besondern Beziehung stehend glauben. Totemismus ist dann natürlich der Glaube an solche Totems; wie angedeutet hat man ihn zuerst bei den Indianern Nordamerikas kennen gelernt.

Der erste, der in größerem Umfang ähnliche Anschauungen auch anderwärts nachwies und aus ihnen noch andere erklärte, war der Schotte J. F. MacLennan. Ihm folgte W. Robertson Smith, der den Totemismus auch bei den Semiten entdeckt zu haben glaubte. J. G. Frazer, gegenwärtig die erste Autorität auf diesem Gebiete, der zuerst 1887 für die 9. Auflage der Encyclopaedia Britannica den Artikel Totemism schrieb und dann in erweiterter Form herausgab, erklärte darin ebenfalls, der Totemismus habe bei den Ägyptern jedenfalls, bei den Semiten und Indogermanen wahrscheinlich geherrscht. Neue Beweise für diese letztere Behauptung glaubte dann F. B. Jevons (Introduction to the History of Religion) erbringen zu können; er schrieb dem Totemismus zugleich für die Entwicklung der Kultur eine Bedeutung zu, an die in dieser Weise noch niemand gedacht hatte.

In Frankreich vertritt dieselben Anschauungen seit Anfang dieses Jahrhunderts Sal. Reinach, zuerst in verschiedenen Zeitschriftenartikeln, die dann in den drei Bänden: Cultes, mythes et religions zusammengefaßt wurden, zuletzt in seiner allgemeinen Religionsgeschichte, die unter dem eigenartigen Titel Orpheus erschienen ist. Er meint auch im Christentum noch Spuren des Totemismus finden zu können.

Endlich bei uns glaubt neben C. Schaarschmidt (Die Religion 101 ff.) vor allem Wundt, daß der Totemismus früher allgemein verbreitet und von hervorragender Bedeutung nicht nur für die Entwicklung der Religion, sondern auch der Kultur gewesen sei. Doch denkt er bei der Bedeutung für diese wohl nur an die Gliederung der Gesellschaft, die der Totemismus herbeigeführt habe, und erklärt, die religiösen Anschauungen und Gebräuche bei Babyloniern, Ägyptern, Arabern, Israeliten, Indern, Griechen, Römern, Germanen, die man totemistisch deuten könnte, sollte man lieber dem Animalismus im allgemeinen zuzählen. So bezeichnet Wundt bereits den Übergang zu denen, die vor einer Überschätzung der Bedeutung des Totemismus warnen, ja, manche von ihnen haben sich in dieser Beziehung noch viel schärfer ausgesprochen.

So hat, um von gelegentlichen Bemerkungen, wie denen Nilssons oder auch E. Meyers (Geschichte des Altertums [2] I, 1103), L. Marillier (La place du totémisme dans l'évolution religieuse, Revue de l' hist. des rel. 1897, 36, 208 ff. 321 ff., 1898, 37, 204 ff. 345 ff.) Jevons' Aufstellungen eingehend zurückgewiesen, ebenso die Reinachs A. van Gennep. (Notes sur le totémisme, Revue des idées, 15. août 1905.)

Bouché-Leclerq (Comptes rendus de l'acad. des inscr. et des belles lettres 1900, 418 f. 425 ff.), A. Lang (Athenaeum 1905, I, 501 ff.), J. Toutain (L'histoire des religions et le totémisme, Transactions of the Third Internat. Congress for the Hist. of Rel. II, 121 ff., in erweiterter Form wiederholt in Revue de l'hist. des rel. 1908, 57, 333 ff.). Namentlich aber bezeichnet das voriges Jahr erschienene vierbändige Werk Frazers, des Klassikers des Totemismus, eine bei aller Zurückhaltung doch deutliche Absage an diejenigen, die den Totemismus in der vorhin kurz skizzierten Weise beurteilen.

Denn hier schränkt Frazer zunächst einmal den Geltungsbereich des Totemismus den Aufstellungen anderer und seinen eigenen früheren Äußerungen gegenüber ganz außerordentlich ein. Jene in seiner ersten und auch jetzt wieder abgedruckten Schrift über den Totemismus vorgebrachten Beweise für dessen Vorkommen bei Ägyptern, Semiten und Indogermanen werden in den Notes and Corrections zum Teil als nicht zwingend bezeichnet, und im allgemeinen wird geurteilt: Totemism has not been found as a living institution in any part of Northern Africa, Europe or Asia, with the single exception of India ... nor has it been demonstrated beyond the reach of reasonable doubt that

the institution ever obtained among any of the three great families of mankind which have played the most conspicuous parts in history — the Aryan, the Semitic, and the Turanian (IV, 12). Ob das wirklich zutrifft, hängt natürlich davon ab, ob gewisse Anschauungen und Gebräuche, die andere und früher Frazer selbſt mit dem Totemismus zusammenbrachten, so zu beurteilen sind; aber ehe ich das nachprüfe, will ich erſt die von manchen und in gewisser Weise auch von Frazer behauptete Bedeutung des Totemismus für die allgemeine Kulturentwicklung untersuchen.

Am Schluß seiner erſten kleinen Schrift über den Totemismus hatte Frazer die Frage aufgeworfen, ob das Verwandtschaftsverhältnis, in dem einzelne Stämme zu gewissen Pflanzen oder Tieren zu ſtehen glauben, nicht vielleicht zu deren Erhaltung beigetragen habe. Dieser Gedanke wurde von F. Galton (Inquiries into Human Faculty, 243 ff.), Jevons und Reinach in der Weise weitergebildet, daß sie die Domeſtikation der Haustiere aus dem Totemismus zu erklären suchten. Frazer hält das auch in seinem neueſten Werk noch für möglich, aber Beweise dafür hat er nicht beigebracht. Im Gegenteil: wenn die Auſtralier oder Irokesen den wilden Hund zähmten, so geschah das nicht, weil er bei ihnen Totemtier gewesen wäre; wenigſtens bei den Irokesen iſt er das gar nicht. Oder hat der Totemismus wenigſtens einen rationellen Feldbau hervorgerufen? Der Grassamenſtamm der Kaitischs in Auſtralien glaubt, wenn der Häuptling eine Portion Grassamen in den Mund nimmt und um sich herumbläſt, würde das Gras besser wachsen. Nun meint Frazer, man habe beobachtet, daß in diesem Fall der Zauber tatsächlich wirkte, und so allmählich eine rationelle Bodenbeſtellung eingerichtet; aber sollte man jene Erfahrung, daß das Gras aus Samen hervorgeht, wirklich nur und gerade bei einer Gelegenheit gemacht haben, bei der man eigentlich nichts derartiges erwartete? Daß die Erfindung der Metallbearbeitung nicht mit dem Totemismus zusammenhängen kann, hat Frazer selbſt widerlegt: Iron is the totem of a Bechuana tribe; but far from being smiths by profession the members of the tribe are actually forbidden to work the metal. In India iron is a totem of an Oraon clan, and members of the clan may never touch iron with their tongue or lips. Again, gold and silver are common totems in India; members of a Gold clan are sometimes forbidden to wear certain golden ornaments, and similarly members of a Silver clan are sometimes forbidden to wear certain silver ornaments (IV, 24). Ebenso zeigt Frazer an den Bagandaſtämmen, daß der Totemismus nicht zur Arbeitsteilung geführt haben kann: For example, the members of one clan have been from time immemorial hunters of elephants. But their totem is not the elephant, it is the reed-buck. The members of another clan have been, father and son, smiths and workers of iron for generations. But their totem is not iron, it is a tailless cow. The hereditary duty of another clan is to make bark-cloths for the king. But their totem is not bark-cloth, it is the otter (ib. 19). So hat der Totemismus nach Frazer nur für die Entwicklung der Kunſt eine gewisse Bedeutung; man zeichnete die Totemtiere ab oder bildete sie nach, nicht aus künſtlerischem Interesse, sondern um sie so zauberhaft zu vermehren. Aber dabei handelt es sich nicht um etwas spezifisch Totemiſtisches; solche und ähnliche Mittel gebraucht man auch sonſt, wo von Totemismus keine Rede sein kann; Nachahmung hat nach der Meinung des Primitiven überhaupt eine zauberhafte Wirkung. Und ebenso hängen einige andere Gebräuche und Anschauungen wohl nicht so eng mit dem Totemismus zusammen, wie manche und zum Teil auch noch Frazer glauben; ich ordne diese Gebräuche und Anschauungen so, daß ich von den mehr äußerlich mit dem Totemismus zusammenhängenden allmählich zu den für ihn scheinbar konſtitutiven übergehe.

(Schluß folgt)

Jakob Leisler. *)

Von Albert J. W. Kern, New York.

In einigen Wochen werden 220 Jahre verflossen sein, daß dort drüben am Oſtrand dieses schönen ſtädtischen Parkes, nicht weit von der Stelle, wo wir jetzt versammelt sind, sich eine der schimpflichſten Szenen abspielte, die die amerikanische Geschichte kennt. Jakob Leisler aus Frankfurt am Main, Governor der Kolonie New York während der Jahre 1689 bis 1691, einer der Großen aus unserem Volke, eine der malerischſten und kraftvollſten Geſtalten im kolonialen Amerika, ein Führer des Volkes, ein Mann, der seiner Zeit um ein Jahrhundert vorausgeeilt, erlag dort den tückischen Streichen eines übermächtigen Feindes. Ihn zu ehren, sind wir hierhergekommen, zwei Eichen, deutscher Erde entnommen, in amerikanischen Boden zu verpflanzen.

Eichen! Warum verewigen wir Leislers Namen nicht in Stein und Erz? Die Eiche iſt dem Deutschen das Sinnbild kerniger, trotziger Kraft, der heilige Baum, in dessen Krone unsere Väter den Odem der Götter gespürt, unter dessen Schatten sie Versammlungen abgehalten, um als freie Männer die Geschicke ihres Stammes zu beraten. Denn sie fühlten und glaubten:

»In dem frischen Eichenhain
Webt und rauscht der deutsche Gott.«

Tief eingewurzeltes echtes Gottvertrauen, Freiheitsdrang, kernige, knorrige Kraft sind die hervorſtechenden Züge, die Leislers Charakter sein besonderes Gepräge gaben. So versinnbildlicht die Eiche so recht sein Wesen, sein Wirken und Tun.

Jakob Leisler, ums Jahr 1640 in Frankfurt a. M. geboren, verlebte seine Kinderjahre noch im Elend des Dreißigjährigen Krieges. Wann er Frankfurt verließ, wissen wir nicht, wohl aber, daß er im Sommer 1660 nach Amerika kam. Seinen Namen finden wir nämlich unter dem 27. April 1660 in der Schiffsliſte der »Otter« verzeichnet, die von Amſterdam am 1. Mai nach »Neu-Niederland« absegelte.

*) Der obige Anfang bildet den Inhalt der Feſtrede, die bei der von den Vereinigten Deutschen Gesellschaften der Stadt New York am 23. April d. J. im City Hall Park daselbſt veranſtalteten Feier der Ehrenpräsident der V. D. G. gehalten hat.

Unser heutiges New York, Stadt und Staat, war damals noch eine holländische Kolonie. Die Stadt hieß »Neu-Amſterdam«, der Staat »Neu-Niederland«.

Vier Jahre später, 1664, wurde Neu-Niederland durch einen Handſtreich, dem der damalige holländische Governor Stuyvesant keinen Widerſtand entgegenzusetzen vermochte, zu einer englischen Provinz gemacht und dem Bruder des Königs, dem Herzog von York, zum Lehen geschenkt, der Staat und Stadt nach seinem Namen in New York umtaufte.

Etwa um diese Zeit verheiratete Leisler sich mit der Witwe des reichen Kaufmanns Van der Veen, Elsie, einer geborenen Tymen-Jansen, die den ariſtokratischen und regierenden Kreisen der Kolonie angehörte. Sie war verwandt mit den »Van Cortlands, Bayards«, den späteren Todfeinden Leislers.

Leisler, der als Soldat der holländisch-weſtindischen Kompanie nach Neu-Amſterdam gekommen war, scheint sich dem Handel und der Schiffahrt gewidmet zu haben und bald wohlhabend und einflußreich geworden zu sein. Schon aus dem Jahre 1674 wird berichtet, daß man sein Vermögen behufs Beſteuerung auf 15,000 Gulden einschätzte und er eine Steuer von 1060 Gulden zu bezahlen hatte.

1678 machte er eine Geschäftsreise nach Europa, fiel türkischen Seeräubern in die Hände, war aber imſtande, sich gegen ein hohes Lösegeld sofort freizukaufen. Zurückgekommen, ernannte ihn der damalige Governor Dongan im Jahre 1683 zum Mitglied des Admiralitätsrates. Seit langem war er Hauptmann einer der sechs Kompanien der Bürgergarde und Älteſter der reformierten Kirche.

Bezeichnend für seine religiöse Überzeugung und seine edle Gesinnung iſt die Tatsache, daß er den aus Frankreich vertrieben Hugenotten mit Rat und Tat zu Hilfe kam, einzelnen die Überfahrtsgelder bezahlte, anderen Land schenkte oder zu mäßigen Ansiedlungspreisen abtrat. Das Städtchen New Rochelle am Long Island Sund, im heutigen Westchester-Bezirk, einer der Sammelpunkte der Hugenotten in Amerika, verdankt ihm hauptsächlich seinen Aufschwung.

Um zu einem vollen Verſtändnis der Vor-

gänge im damaligen New York und der Tätigkeit Leislers vorzudringen, wäre es nötig, einen Rückblick auf die Kolonialgeschichte der englischen Siedlungen entlang dem Atlantischen Ozean und der französischen in Kanada zu werfen. Auch müßte man versuchen, die treibenden Kräfte kennen zu lernen, die zu jener Zeit in der Geschichte Englands, Frankreichs und Hollands am Werke waren. Es muß indes genügen, das Allerwesentlichste in wenigen Strichen anzudeuten.

Leislers Zeit litt noch unter den Nachwirkungen der Reformation und Gegenreformation, zeigte aber schon politische und wirtschaftliche Konflikte, wie sie erst später, zur Zeit der französischen Revolution, zum Austrag kamen. Religiöse Begeisterung entflammte die Gemüter New Yorks zum Widerstand; wirtschaftliche Klassenherrschaft zerrte Leisler aufs Schaffot. Die englische Revolution vom Jahre 1688 war nicht die Ursache selbst, sondern nur der zündende Funken, der ins Pulverfaß schlug.

Kurz vor Leislers öffentlichem Auftreten wurde New York mit den New-England-Kolonien zu einer Einheit verschmolzen. An der Spitze der so vereinigten Siedlungen stand unter dem Titel General-Governor der Landvogt Andros, der niemand Rechenschaft abzulegen verpflichtet war als dem König, seinem Herrn. Er schlug seinen Sitz in Boston auf. Zur Leitung der Geschäfte in New York ernannte er als Bevollmächtigten den Leutnant-Governor Nicholson. Ausgerüstet mit unumschränkter Gewalt, durfte dieser in New York wie jener in Boston Gesetze machen, Recht sprechen und Steuern erheben. Ausschreitungen von seiten verworfener Beamten war damit Tür und Tor geöffnet.

Aber schlimmer als die Bedrückungen und Gewalttätigkeiten der immer wechselnden »Governors« lasteten auf dem Volke die Anmaßungen einer kleinen Kafte von Großgrundbesitzern, der Ariftokraten New Yorks. Sie waren die Nachkommen jener feudalen holländischen »Patroons«, denen die holländisch-westindische Kompanie weite Länderstrecken vermachte, im Falle sie 50 oder mehr Personen zur Einwanderung in die Kolonie veranlaßten. Ein solcher Patroon, ein Freiherr im feudalen Sinn, war nicht nur Besitzer des Landes, sondern auch politischer Herrscher, Gesetzgeber und Richter über diejenigen, die er einführte, oder die sich in seiner Besitzung niederließen. Zu Leislers Zeiten war der Grundbesitz New Yorks in den Händen von nur wenigen Familien, den »Van Cortlands, Bayards, Philipses, Livingstons«. Einen Kleinbauernstand gab es nicht, wohl aber zeigten sich in New York Anfänge eines dritten Standes, des der Handwerker und kleinen Geschäftsleute.

Als dann die holländische Kolonie in englische Hände übergegangen, als kraft des gewährten Freibriefes ein Governor und ein Staatsrat die Geschäfte des Staates zu leiten hatten, wurden die Nachkommen eben jener Patroons auf Vorschlag des Governors vom König in den Staatsrat gewählt, behielten also im Grunde die Zügel der Verwaltung in ihrer Hand, da die herübergeschickten Governors sehr oft bankrotte englische Adelige waren, die sich hier so schnell als möglich bereichern wollten. Wie sich herausstellte, waren sie nur zu oft gefügige Werkzeuge für jene. Der Governor war dem Namen nach der Landvogt; diese kleine Kafte der Van Cortlands, Bayards usw. bildete die Macht hinter dem Thron.

Hinzugefügt muß werden, daß sich zur politischen Unterjochung eine religiöse gesellte. Die Bevölkerung setzte sich fast ausschließlich aus Protestanten zusammen, die ihres Glaubens halber Europa den Rücken gekehrt, um hier in der neuen Welt, frei von jeder Bevormundung, nur der Stimme ihres Gewissens folgend, leben zu können. Nicholson aber war katholisch. Die Zeichen der Zeit nicht erkennend, nahm er keine Rücksicht auf die Gefühle derer, über die er zu herrschen berufen war. Seine offenen und geheimen Pläne zielten auf die Wiedereinführung des Katholizismus ab. Die Errichtung einer Jesuiten-Hochschule (College) und die Anwesenheit mehrerer Jesuitenpriefter aus Montreal in New York beunruhigten das Volk nicht wenig. (Siehe: O'Callaghan, Documentary History II, p. 14 und 147 und III, p. 73.)

Frankreich und England rangen um die Weltherrschaft. Zu Leislers Zeit schien der Kampf zugunsten Frankreichs entschieden. Und doch bedeutet gerade das Jahr 1689 den großen Rückgang in Frankreichs Geschichte. Ludwig XIV. hatte in Amerika unermeßliche Gebiete an sich gerissen, die sich vom St. Lorenzstrom in weitem Bogen bis zum Mississippi und dem heutigen

Louisiana erstreckten und die englischen Kolonien von Norden und Westen her zu umklammern drohten.

Die religiösen Kämpfe waren noch nicht zur Ruhe gekommen; verstanden die Fürsten doch nicht, Religion von Politik zu scheiden. Die Gegenreformation hatte bereits eingesetzt. Dragonaden, Güterberaubungen, Feuer und Schwert waren die Mittel, die Reformation des vorausgegangenen Jahrhunderts zunichte zu machen. Der Neuausbruch der Protestantenverfolgungen in Frankreich und die Ankunft Tausender von Hugenotten gerade in jenen Tagen in New York ließen das Schlimmste fürchten, sollte es dem katholischen Ludwig gelingen, die Oberhand in Amerika zu erringen. Es waren bewegte Zeiten. Mit Bangen sah man der Zukunft entgegen.

Und wie auf der Erde, wiesen Zeichen am Himmel auf Sturm. Ein »fürchterlicher« Komet erschien mehrere Wochen lang allabendlich am westlichen Horizont!

Da starb Karl II. (1685). Sein Bruder, der Lehnsherr von New York, der jesuitisch-katholische Jakob II., bestieg der Thron. Er war ein gewalttätiger, bigotter Monarch, »hart und hartnäckig bis zum Unverstand«. Seine fanatischen Maßregeln, namentlich das Besetzen der höchsten Beamtenstellen mit Katholiken, beleidigte das protestantische England aufs tiefste. Man schritt zu bewaffnetem Widerstand. An allen Ecken und Enden brachen Aufstände los. Eine allgemeine Revolution zog sich über seinem Haupte zusammen. Das Schicksal seines Vaters, Karls I., stand ihm bevor. Um sein Leben fürchtend, floh er nach Frankreich in die Arme des Todfeindes des englischen Volkes, Ludwigs XIV., eben jenes Ludwig, der durch die Widerrufung des Ediktes von Nantes (1685) Hunderttausende der Hugenotten von Herd und Heimat trieb.

Bestürzung und Schrecken darob in den protestantischen Kolonien. Man sah im Geiste schon eine französische Flotte im Hafen von New York, sah auf dem Landwege die französischen Kanadier im Bunde mit den wilden Indianern gegen Staat und Stadt vorrücken. Plant Ludwig eine zweite »Bluthochzeit«? Ein Gerücht jagte das andere.

Jakob bewerkstelligte seine Flucht Ende des Jahres 1688. Aber erst gegen das Frühjahr drang die Kunde davon in die amerikanischen Kolonien. Fast zu gleicher Zeit kam die Nachricht, daß der Statthalter der Niederlande, der Neffe und Schwiegersohn Jakobs, Prinz Wilhelm von Oranien, mit einem holländischen Geschwader in England gelandet und vom Parlament zum König von England ausgerufen worden sei. Welcher Umschlag der Gefühle! Freude, grenzenlose Freude durchglühte die Gemüter des Volkes. Wilhelm war Protestant, war einer der Ihren. Drei Viertel der Bevölkerung New Yorks waren ja Nachkommen der Holländer. Wird aber Wilhelm und das englische Volk imstande sein, dem allmächtigen Ludwig auf die Dauer die Stange zu halten? Die Erregung stieg zur Fieberhitze.

Noch herrschten in den Kolonien die gewalttätigen Kreaturen Jakobs II. Noch wollten sie die Regierung in seinem Namen und in seinem Geiste weiterführen. Die Nachricht, daß Jakob vom Parlament der Krone für verlustig erklärt und Wilhelm erwählt sei, wurde von ihnen bestritten, und diejenigen, die dem neuen König zujubelten, mit Strafe bedroht. Diesem unerträglichen Zustand mußte ein Ende gemacht werden, koste es was es wolle. Boston ging voran. Wie ein Mann erhob sich dort das Volk gegen Andros. Man verhaftete ihn ohne weiteres, warf ihn ins Gefängnis und schob ihn später nach England ab. (April 1689.)

In New York zog die erregte Menge vor das Fort, wo Governor Nicholson herrschte. Aufs heftigste bedroht, verließ er in einem unbewachten Augenblick in Nacht und Nebel die Stadt. (3. Juni 1689.)

New York war jetzt ohne Regierung. Ohne Haupt aber, das fühlte ein jeder, konnte das junge Gemeinwesen in diesen verworrenen Zeiten nicht gedeihen. So trat die Bürgerschaft zu gemeinschaftlicher Beratung zusammen, erwählte in einer Massenversammlung einen Sicherheitsausschuß, dem sie die einstweilige Leitung der Regierungsgeschäfte übertrug. Wer aber sollte an die Spitze treten? Ein Mann nur vermochte Wandel zu schaffen, der die besten Eigenschaften in sich vereinigte: Charakter, Entschlossenheit und Tatkraft, ein Mann, der die Forderungen des Augenblicks verstand und die Liebe und das Vertrauen seiner Mitbürger in vollem Maße besaß. Instinktivmäßig erkannte das Volk in diesem kritischen Augenblick seinen Retter. Die Bevölke-

rung bestand aus Holländern, Engländern, französischen Hugenotten: Leisler, der Deutsche wurde zum Führer erkoren!

Zunächst ernannte man ihn zum Kommandanten des Forts; dann in einer späteren Versammlung zum Oberbefehlshaber der Truppen des Staats. Daß man ihn bald mit der zeitweiligen Verwaltung der ganzen Kolonie beauftragte, ergab sich von selbst.

Mit Widerstreben nur nahm Leisler an. Er war sich, das geht aus vielen seiner Aussprüche und amtlichen Handlungen hervor, der Schwierigkeiten seiner Aufgabe bewußt. Mit Glücksgütern reich gesegnet, hätte er sein Leben in Frieden mit der Welt und ohne Sorgen beschließen können. Doch die Pflicht rief. Er folgte.

Leisler und die Kolonisten waren überzeugungstreue Protestanten. Er betrachtete es darum als seine höchste Pflicht, nachdem der katholische Jakob gestürzt, dem neuen König, dem vom englischen Parlament als rechtmäßig anerkannten protestantischen Wilhelm III. von Oranien und seiner gleichberechtigten Gemahlin — der Kronerbtochter — die Treue zu schwören, das Fort zu halten, Stadt und Provinz in ihrem Namen so lange zu verwalten, bis die neue Regierung Zeit gefunden, einen Governor zu entsenden.

Dann galt es, der Kette von Mißbräuchen, die unter Jakobs absolutistischer Regierung in der Kolonie eingerissen, ein Ende zu machen; es galt die Vorrechte der privilegierten Klasse, der Großgrundbesitzer, einzuschränken und dagegen dem Stand der Handwerker, Kleinkaufleute, jenem Stand, den man später den »dritten« nannte, zu einem menschenwürdigen Dasein zu verhelfen und ihm die Türen zu öffnen zur Mitwirkung an der Regierung. Unter Jakob hatte diese Klasse nur Lasten, aber keine Rechte. Sie mußten Steuern zahlen, durften aber kein Wort mitreden, wie die Steuern aufzutreiben seien, noch wie sie verwendet werden sollten.

Da setzte Leisler ein. Nachdem er eine Ergebenheitsadresse an das neue Herrscherpaar abgesandt und eine öffentliche Huldigungsfeier für sie in New York und Albany veranstaltet, das Fort Jakob (James) in Fort Wilhelm (William) umgetauft und in guten Verteidigungszustand gesetzt hatte, ordnete er Neuwahlen für die erledigten Stellen des Bürgermeisters und des Stadtrats in New York und Albany an, berief den ersten Landtag, regelte das Steuerwesen, setzte nach und nach die von Jakobs Regierung her immer noch weiter wirtschaftenden Beamten ab, entriß den feudalen Herren das Gerichtswesen und gab dem Volke Rechte, die es vorhin nie besessen; kurz, Leisler steht in der Geschichte der Kolonie New York da als der erste, der der Volksvertretung ihren Anteil an der Gesetzgebung gesichert und der das Problem zu lösen gesucht, eine monarchische Gewalt, als deren Bevollmächtigter er sich fühlte, mit der politischen Freiheit des Volkes zu vereinen.

Das Wort »als deren Bevollmächtigter er sich fühlte«, muß betont werden, weil seine Gegner, die Van Cortlands, Bayards, Philipses die Rechtmäßigkeit seiner Amtshandlungen in Frage stellten, da er wohl vom Volke, oder wie sie sich verächtlich auszudrücken beliebten, vom »rabble« erwählt, nicht aber vom König bestätigt sei. Seiner und seiner Freunde Ansicht nach hatte er wirklich die Vollmacht erhalten, die Regierung im Namen des Königs weiterzuführen, den Oberbefehl über die Truppen der Provinz zu übernehmen und einen Rat von neun Mitgliedern zu ernennen. Zu Ende des Jahres 1689 war nämlich ein königliches Schreiben eingelaufen mit der Aufschrift: »An unseren Leutnant-Governor oder in seiner Abwesenheit an denjenigen, der zurzeit in der Provinz New York für die Aufrechterhaltung des Friedens und der Beobachtung des Gesetzes Sorge trägt.« Wer anders konnte damit gemeint sein als Leisler? Nicholson, dessen Namen übrigens in dem Dokument nicht genannt ist, war entflohen, Leisler war derjenige, der zurzeit für die Beobachtung der Gesetze Sorge trug. Es bestand so für ihn nicht der geringste Zweifel, daß er, der seit sieben Monaten der amtierende Governor de facto war, es nun auch rechtlich de jure sei. Unbeschadet der Verunglimpfungen und Verdächtigungen seiner Feinde fuhr er darum fort, die Regierungsgeschäfte in Übereinstimmung mit seinem Rat nach bestem Wissen und Können zu erledigen.

Und er beschränkte sich nicht nur auf die inneren Angelegenheiten der Provinz New York, seine Tätigkeit griff über die Grenzen des Staates hinaus. Wie erwartet, hatte Ludwig XIV. auf Anstiften Jakobs II. dem neuen

König Wilhelm III. von England den Krieg erklärt. Als er sofort darauf seine gierigen Hände auch nach den englischen Kolonien in Amerika ausstreckte und dem Grafen Frontenac, dem energischen Oberbefehlshaber der französischen Truppen in Kanada den Befehl erteilte, unverzüglich gegen New England und New York vorzugehen, da erkannte Leisler, daß die allen Kolonien drohende gemeinschaftliche Gefahr ein gemeinschaftliches und zielbewußtes Handeln gebieterisch fordere. So lud er die kolonialen Regierungen zu gemeinsamer Beratung in seine Hauptstadt ein. Die Governors nahmen an, und in der ersten Maiwoche des Jahres 1690 traten ihre Vertreter — Virginien und Maryland ließen sich vorläufig entschuldigen — zum ersten Kongreß der Kolonien in New York zusammen. Ein denkwürdiges Ereignis!

Die Lage war ernst. Frontenac hatte bereits an drei weit auseinander liegenden Stellen des englischen Gebietes Einfälle gemacht, ein Dorf in Maine, eines in New Hampshire geplündert, Schenectady in New York in Asche gelegt und die meisten Bewohner erschlagen. Wie konnte dem Andringen Frontenacs Einhalt geboten, wie die Macht Frankreichs in Amerika gebrochen werden? Die Plänklerverteidigungen entlang den Grenzsiedlungen, wie es bisher ausreichten, konnten gegenüber Angriffen wohlgeübter Soldaten zu keinem Erfolg führen. Wie, wenn man den Schauplatz des Kampfes in das Lager des Feindes verlegte? Frontenacs Stützpunkte waren vor allem die zwei befestigten kanadischen Städte Quebec und Montreal. Wie, wenn man versuchte, sich dieser zu bemächtigen? Ein kühner, verwegener Plan! Die Entfernungen waren weit, die Wege schlecht. Doch kaum war der Gedanke angeregt, schritt man zu Beschlüssen. Die puritanischen Heiligen Neu-Englands sahen in dem Plan Gottes Finger und erachteten es als eine Sünde, an dem Erfolge zu zweifeln. Montreal sollte zu Land auf dem Wege über Albany, dem See Champlain entlang, Quebec mit einer Flotte um Nova Scotia herum den Sankt Lawrence hinauf erreicht werden. William Phipps aus Massachusetts betraute man mit der Expedition zu Wasser, John Winthrop von Connecticut mit der zu Lande.

Beide Unternehmungen erwiesen sich als ein Fehlschlag. Phipps mit 32 Schiffen und 2200 Mann erreichte zwar Quebec, wurde aber schon beim ersten Angriff aufs entschiedenste zurückgeschlagen; Winthrop kam nur bis in die Nähe des Sees Champlain. Beide Führer, Dilettanten im Kriegshandwerk, überschätzten ihre Fähigkeiten. Mangel an Lebensmitteln, Uneinigkeit im eigenen Lager, Krankheit, Sturm und Wetter taten das übrige. Auf Leisler, den Urheber des Kongresses, fiel die Schuld des Mißlingens. Und doch war Leislers Plan der genialste der ganzen Kongreßzeit. Siebzig Jahre später, als ein anderer (Wolfe) Quebec genommen, fiel mit Quebec auch Kanada! »Wie anders säet der Mensch, und wie anders läßt das Schicksal ihn ernten!«

Dieser Ausgang des Zugs nach Kanada bildet den bedenklichen Wendepunkt im Leben Leislers. Beide Unternehmungen verschlangen ungeheure Geldsummen. Die Kolonisten hatten durch neue Steuerauflagen dafür aufzukommen. Wie verstanden seine Feinde diese Sachlage gegen ihn auszunutzen! Aufs neue richteten sie ihre vergifteten Pfeile gegen ihn. Diesmal mit anscheinendem Grund; diesmal nicht ohne Erfolg. Denn wer zahlt Kriegssteuern gern?

Freilich galten ihre Angriffe nicht dem Anreger des Planes, nicht dem Oberbefehlshaber Leisler, sie galten dem Manne Leisler, der sie, wie sie glaubten, in ihren angestammten Rechten beeinträchtigte. Mit Leisler vermochten die Van Cortlands, die Bayards, die Livingstons nichts auszurichten. Er war kein Strohmann in ihren Händen, keine Puppe. Er mußte beseitigt werden. Die Gelegenheit war günstig. Alles mußte in Hinsicht auf diesen Plan eingestellt werden. Vor nichts scheuten sie zurück. Die edelsten Beweggründe wurden verdächtigt, die patriotischsten Unternehmungen, die er zum Schutze des Volkes angeregt, zu Anklagepunkten gegen ihn umgeschmiedet.

Auf all dies näher einzugehen, muß ich mir hier versagen. Die Zeit ist kurz. Ich muß zum Schluß eilen. Das Schicksal schien ihr teuflisches Vorhaben begünstigen zu wollen. Im Januar 1691 erschien im Hafen von New York Richard Ingoldsby mit der Nachricht, daß König Wilhelm III. einen neuen Governor in der Person des Obersten Sloughter ernannt habe, daß dieser sich auf dem Wege nach New York befinde, er aber unterdessen als sein Stellvertreter die Zügel der Regierung in die Hand zu nehmen beauftragt sei. Wie

gelegen kam Leislers Feinden diese Kunde! Sofort suchten sie Ingoldsby an Bord seines Schiffes auf und unterließen nichts, Leisler in den schwärzesten Farben zu zeichnen. Die Kolonie stehe am Rande des Abgrundes, eine sofortige Übernahme des Forts und der Verwaltung nur könne das Gemeinwesen retten.

Leisler, der die Verwaltung bloß interimistisch übernommen, behandelte Ingoldsby freundlich, wünschte aber doch seine Vollmacht zu sehen, ehe er als treuer Diener seines Königs das Fort übergebe. Er wußte, daß die Van Cortlands, Bayards bereits Ingoldsbys Freundschaft gewonnen. Wer bürgte dafür, daß er nicht ein verkappter Spion Jakobs war? Ingoldsby vermochte indes keinerlei königliche Papiere vorzuweisen. Was konnte Leisler darum anderes tun, als ihm die Übergabe verweigern? Würde irgend jemand, der seine Pflicht ernst nimmt, anders gehandelt haben? In dem, was nun folgt, gehen die Berichte der Augenzeugen weit auseinander. Ingoldsby soll Gewalt gebraucht haben und zum Sturm auf das Fort vorgeschritten sein; Schüsse fielen! Ein Neger soll getötet worden sein!

Das genügte! Ob wahr oder nicht wahr, das war eine Handhabe für die Gegner. Leisler verweigerte, so sagten sie, einem königlichen Offizier den Gehorsam — das stempelten sie als Hochverrat! Ein Neger wurde erschossen — Leisler war ein Mörder!

Als Sloughter, der mit Vollmacht versehene neue Governor am 19. März endlich ankam, war Leislers Schicksal schon fast entschieden. Es bedurfte nur noch der Formalität eines Kriminalverfahrens und der Unterschrift des Governors. Sloughter, den übereinstimmenden Zeugnissen seiner Zeitgenossen nach ein liederlicher, herabgekommener Mensch, den Einflüssen des Geldes und des Weines zugänglich, war ein williges Werkzeug in ihren Händen. Was längst beschlossen, geschah. Leisler wurde verhaftet und vor ein zu diesem Zwecke zusammengesetztes außerordentliches Tribunal gestellt. Wer waren die Ankläger? Die Van Cortlands, Bayards, Philipses. Wer die Richter? Dieselben und ihre Freunde, die Sloughter nur des Scheins halber hinzugezogen. Und der Urteilsspruch? Todesstrafe wegen Hochverrats und Mords!

Noch zögerte der Governor, das Urteil zu unterzeichnen. Er wollte zuvor die Bestätigung des Königs einholen. Eine Verzögerung aber bedeutete für Leislers Feinde ein mögliches Durchkreuzen des Planes. Das mußte unter allen Umständen vereitelt werden, zumal das Volk anfing, unruhig zu werden; selbst die umwohnenden Indianer nahmen eine drohende Haltung an. Wenn ein neuer Führer hervorträte, die erregten Volksmassen zum bewaffneten Widerstand gegen Sloughter aufreizte! Sie kannten ihre Schwäche! In wenigen Stunden wäre Leisler ein freier Mann gewesen. Die Stunde drängte; rasch mußte hier gehandelt werden. Sie wußten auch wie Sloughter beizukommen, sie kannten seine Gier nach Geld, seine Schwäche für starke Getränke. Am 15. Mai veranstalteten sie ihm zu Ehren ein lukullisches Gelage — nach anderen war es ein Hochzeitsfest, zu dem er geladen. Frei floß der Wein, Sloughter soll ihm kräftig zugesprochen haben. Im Festestaumel dann, spät in der Nacht, bestimmten sie ihn, das Todesurteil gegen Leisler zu unterzeichnen.

Früh am folgenden Morgen, dem 16. Mai 1691, noch ehe Sloughter zu sich gekommen, wurde Leisler durch Strang und Schwert vom Leben zum Tode gebracht! Gehängt zuerst und dann geköpft!

Ein Märtyrer für die Sache des Volkes, ein Kämpfer für die unveräußerlichen Menschenrechte, ein treuer Untertan seines Königs, ein gläubiger Christ, ein Held, groß noch im Sterben, hauchte er seine Seele aus mit den Worten: »Vater, vergib ihnen, denn sie wissen nicht, was sie tun.«

Noch ein Schlußwort: Sieben Jahre später, 1698, stieß die englische Regierung, die auf Betreiben von Leislers stolzem und zielbewußtem Sohne eine Untersuchung über die Vorgänge in New York und seine Verwaltung angeordnet, das Urteil um, rechtfertigte jede seiner Amtshandlungen und verfügte die Herausgabe des beschlagnahmten Vermögens an seine Erben. Leislers Gebeine wurden daraufhin ausgegraben und zu mitternächtlicher Stunde, unter großer Beteiligung des Volkes, in geweihter Erde, in der reformierten Kirche bestattet. Englands Regierungsvertreter, der Governor Bellomont, nahm an der Spitze einer Abteilung Soldaten an der Feierlichkeit teil.

Fehlt so dem erschütternden Drama nicht der versöhnende Zug der endlich siegenden

Macht der Gerechtigkeit, so muß es befremdend erscheinen, daß das Bild des Mannes in so unglaublicher Verzerrung auf uns gekommen.

Und doch darf man den Grund auch dafür nicht weitab suchen. Ein Hausfreund der Ariſtokratensippe schrieb als der erſte — Leislers Geschichte in englischer Sprache! Es war dies der junge Rechtsbeflissenene William Smith, der Sohn eines antileislerischen Richters und Schwiegersohn eines Livingston!

Was Wunder, wenn die Geschichte Leislers zu einer Anklageschrift gegen ihn und zu einer Seligsprechung seiner Feinde wurde! Als Anwalt der feudalen Kaſte handelte es sich bei Smith nicht darum, Leislers Verwaltung vorurteilsfrei darzuſtellen, sondern den Beweis zu erbringen, daß seine ariſtokratischen Klienten durchaus gesetzlich vorgingen, wenn sie Verurteilung und Hinrichtung forderten, da Leisler, „ein fanatischer Katholikenhasser" und „ungebildeter Abenteurer", sich ohne Befugnis zum Verdränger der rechtmäßigen Staatsgewalt (Usurper) und zum allmächtigen Diktator aufgeworfen habe. Unter kecker Ausnützung aller anscheinend gegen Leisler sprechenden und mit gewissenloser Auslassung aller für ihn zeugenden Handlungen, stellt dieser Advocatus diaboli die Geschichte geradezu auf den Kopf!

Um seinem Machwerk den Schein der Wahrscheinlichkeit zu verleihen, ſtellt er sich als einen ehrlichen Sucher nach Wahrheit hin und erklärt, gleich in der Vorrede zu seiner Geschichte der Provinz New York, in der „Leislers Rebellion" zum Abdruck kam, daß, soweit er gefunden, die bisherige Geschichte der amerikanischen Kolonien, mit Ausnahme weniger Dokumente von Massachusetts und Virginia, nichts anderes als eine „Zusammentragung von Fälschungen und schlimmer als gar nichts" sei. Daß dies ganz besonders in der Provinz New York zutreffe, werde aus seiner Erzählung unwiderleglich hervorgehen. — Er meint hier in erſter Linie die Holländer, deren Sprache er übrigens gar nicht verstand; wie schon angeführt, iſt seine Schrift die erſte in englischer Sprache erschienene Geschichte der Provinz New York. — Bezeichnend für Smith! Er, der Erzgeschichtsverdreher, um Zeitgenossen und Nachwelt zu täuschen, um die wahren Beweggründe der Livingstons, Bayards, Van Cortlands zu verbergen, beschuldigt alle anderen amerikanischen Geschichtsschreiber der Fälschung!

Und diese Darstellung Smiths behauptete das Feld auf Generationen hinaus, ging von einem Werk kritiklos ins andere über und spukt heute noch in manchen Schulgeschichtsbüchern. Ja, sie fand neulich sogar ihren Weg bis in die Spalten einer hiesigen deutschen Zeitung!

Erſt die Neuzeit hat allmählich einer gerechten Beurteilung Leislers Platz gemacht. Erſt durch die verdienstvollen Arbeiten von Brodhead und O'Callaghan um die Mitte des letzten Jahrhunderts trat ein Umschwung zugunſten Leislers ein. Der Herausgeber der „Documentary History des Staates New York", O'Callaghan, dessen Sammlerfleiß es gelang, 250 Seiten Originaldokumente über die Leislersche Verwaltung zusammenzutragen, war es besonders, der Klarheit in diese erregte Zeit brachte.

Kein Monument, nicht einmal ein Straßenname gemahnt die New Yorker Bevölkerung an ihren einſtigen höchſten Staatsbeamten. Wir entledigen uns darum einer Ehrenpflicht, wenn wir ihm endlich unsere Anerkennung zollen und die beiden jungen Eichen, die Bürgermeiſter und Stadtrat von Frankfurt am Main, dem Geburtsort Leislers, uns, der Stadt New York und dem Volke der Vereinigten Staaten in so sinniger Weise zum Geschenk gemacht, als Leisler-Eichen in die amerikanische Erde pflanzen. Mögen sie tiefe Wurzeln schlagen, wachsen und gedeihen und unsere Enkel noch in den späteſten Jahrhunderten daran erinnern, daß einer der Ihren die Geschicke der Kolonie New York in einer der kritischſten Perioden ihres Beſtehens geleitet, daß, als unheilschwangere Gewitter das junge Gemeinwesen zu gefährden drohten, Leisler, einer Eiche gleich, den Stürmen entgegentrotzte und den Grund legte zu dem freiheitlichen Baue, der heute die Welt mit Staunen und Bewunderung erfüllt. Wohl der Nachkommenschaft, die sein Verdienſt zu werten weiß!

Nachrichten und Mitteilungen.

Korrespondenz aus Konstantinopel.

England in Mesopotamien.

In der Geschichte des Kolonialwesens wird die koloniale Tätigkeit der Engländer wohl für alle Zeiten als der Inbegriff der Vollkommenheit und Zweckmäßigkeit hingestellt werden. Seit anderthalb Jahrhunderten nimmt England die unbestrittene Führung im Kolonialleben der Gegenwart ein, und es wird diese Führung wohl auch noch lange nicht an eine andere Nation abgeben, im Gegenteil, es befestigt seine Stellung in der Welt mehr und mehr, wie so manches Vorkommnis der letzten Jahrzehnte hat erkennen lassen, und kein anderes Volk vermag den Briten im friedlich-politischen Wettkampf da draußen über See das Wasser zu reichen.

Seit kurzem nun hat England eine geniale neue Methode gefunden, um irgend ein wirtschaftlich wertvolles Land, das einer anderen Nation von nur geringer Eigenbedeutung gehört, von sich abhängig zu machen. Neben seinen eigenen tatsächlichen Kolonien schafft es sich neuerdings weitere, die zwar politisch nach wie vor dem Namen nach dem bisherigen Besitzer gehören, während in Wirklichkeit das Land in wirtschaftlicher Beziehung und finanzieller, ja, selbst in politischer Beziehung so abhängig von den Engländern ist, daß es faktisch von einer Kolonie, und zwar von einer Kolonie ohne Selbstverwaltung nicht mehr zu unterscheiden ist. — Das erste Land, das in dieser Weise von England abhängig geworden und gewissermaßen zu einer verkappten englischen Kolonie geworden ist, war Ägypten; der britische Vizekönig in einem zur Türkei gehörigen Lande repräsentiert gewissermaßen das System, worauf es dabei ankommt: der schöne Scheinbesitz bleibt dem Fremden unverkümmert erhalten, der tatsächliche Besitz geht in Englands Hände über! Auch anderswo gibt es auf Erden Länder genug, deren Herrscher mit dem Scheinbesitz vollauf zufrieden sind, wenn sie dafür wirtschaftliche Vorteile einernten. Mancher indische Staat ist den Engländern gegenüber in der gleichen Lage, daß nach außen hin ein Schattenherrscher über die englische Besitzergreifung hinwegzutäuschen hat. Nicht viel anders steht es ja auch mit den portugiesischen Kolonien in Afrika, die, mindestens in ihren wichtigsten Teilen, heut eigentlich nur noch dem Namen nach portugiesischer Besitz sind, während wirtschaftlich der Engländer fast unumschränkt das Heft in Händen hat. Am deutlichsten aber zeigt sich eine Ähnlichkeit mit der gegenwärtigen staatsrechtlichen Stellung Ägyptens in einem anderen türkischen Lande, dessen wirtschaftliche Potenz bis jetzt gar zu sehr mißachtet wurde, das aber noch eine unermeßlich bedeutsame Zukunft vor sich haben kann: in Mesopotamien.

Obwohl schon im 19. Jahrhundert von Zeit zu Zeit die Blicke unternehmender Gesellschaften und Kulturnationen auf das Zweistromland gerichtet waren, das schon einmal vor dritthalbtausend Jahren und dann nochmals vor etwa tausend Jahren, zur Khalifenzeit, im Wirtschaftsleben der damaligen Erde eine allererste Rolle gespielt hat, hat doch erst das 20. Jahrhundert eine ernstliche Inangriffnahme der Arbeiten gebracht, welche Mesopotamien aus seinem gegenwärtigen, im allgemeinen sehr trübseligen Zustand wieder zu einem hohen Kulturland zu machen berufen sind. Dabei haben es die Engländer verstanden — das kann man schon heut erklären, obwohl noch kaum der erste Anfang gemacht ist — sich das wirtschaftliche Übergewicht in Mesopotamien zu sichern, in einem Maße, daß die wirtschaftliche Zukunft des Landes nahezu ganz in ihre Hand gegeben zu sein scheint.

Friedrich List hat einmal gesagt: »Wer die Verkehrsmittel eines Landes in seiner Gewalt hat, hat auch, falls Recht und Vernunft ihm zur Seite stehen, das Land selbst in seiner Gewalt.« Von diesem Gesichtspunkt ausgehend haben die Engländer vorgesorgt, daß sie dereinst Mesopotamien in der Gewalt haben, wenn es aus seinem langen Dornröschenschlummer erweckt wird durch den erweckenden Kuß des Prinzen, der da Verkehr heißt. Schon seit 80 Jahren beherrscht eine englische Gesellschaft, die sogenannte Lynch Company den einzigen Verkehrsweg, der das Zweistromland zur Zeit mit der übrigen Welt verbindet, den Wasserweg auf dem Euphrat und Tigris. Ohne ein Schiffahrtsmonopol zu besitzen, hat die Lynch-Gesellschaft es verstanden, den Verkehr auf beiden Strömen so gut wie ausschließlich an sich zu reißen, und zwar lediglich durch ihre vorzügliche Organisation und die Güte ihrer Dampfer, denen an Schnelligkeit und Bequemlichkeit keine anderen auf den Flüssen verkehrenden Fahrzeuge auch nur entfernt gewachsen waren. Mehrfach sind Versuche gemacht worden, türkische Konkurrenzgesellschaften zu gründen, aber obwohl die einflußreichsten Leute, ja, der Sultan Abdul Hamid selbst den konkurrierenden Unternehmungen alle nur denkbaren Erleichterungen und Vergünstigungen gewährten, so war es doch unmöglich, längere Zeit gegen die Lynch-Dampfer zu konkurrieren; meist gelang es den englischen Unternehmern schon nach kurzer Zeit, durch Ankauf des konkurrierenden Betriebsmaterials den Wettbewerb aus dem Felde zu schlagen. Abdul Hamid sah ein, daß die Türken aus eigener Kraft nicht imstande sein würden, gegen das englische Schiffahrtsmonopol anzukämpfen, und er suchte deshalb eine deutsche Konkurrenzgesellschaft zu gründen, doch scheiterten die Verhandlungen schließlich, nachdem sie schon recht weit gediehen waren. — Beim Regierungswechsel im April 1909 wollte die Lynch-Gesellschaft die Situation benutzen, um das Schiffahrtsmonopol auf dem Euphrat und Tigris, das sie de facto längst besaß, auch de jure ein für alle Male sich zu sichern; es gab hitzige Kämpfe im türkischen Parlament, über denen das damalige Ministerium zu Fall kam; in Bagdad kam es sogar zu einer englandfeindlichen Volksdemonstration, aber das Eingreifen der britischen Regierung zu gunsten der Lynch-Gesellschaft wußte dieser schließlich das angestrebte Monopol in der Hauptsache zu verschaffen, wenn auch mit gewissen Einschränkungen (Beteiligung türkischen Kapitals, Führung der türkischen Flagge usw.), welche wieder den Schein der fremden Herrschaft wahren und die bittere Pille verzuckerten, während die tatsächliche Beherrschung der vorhandenen Verkehrswege

um so sicherer von den Engländern annektiert worden ist.

Dieses Streben, die mesopotamischen Verkehrswege zum Ausland unter britische Kontrolle zu bringen, war auch der Hauptanlaß zu der ganz unverhüllten, bitteren Feindschaft der Engländer gegen das deutsche Bagdadbahnprojekt, dessen bis heut nicht sehr erfreuliche Geschichte den denkbar deutlichsten Beweis an die Hand gab, mit welcher fabelhaften, unnachahmlichen Geschicklichkeit England es versteht, einem bedeutsamen, nicht-britischen Verkehrsprojekt, das wirtschaftlich eine Spitze gegen Englands Interessen kehrt, so lange Knüppel in den Weg zu werfen, bis schließlich das Unternehmen seinen Charakter verändert und nützlich für Englands Wirtschaftspolitik geworden oder aber eines sanften Todes entschlummert ist. Es ist ja fast unglaublich, daß ein auf deutsche Initiative ins Leben gerufenes, großzügiges Verkehrsprojekt, über dessen enorme Bedeutung in Deutschland bei allen Sachkennern nur eine Stimme herrschte, jetzt, fast 12 Jahre nach Abschluß der betreffenden Verhandlungen, noch ziemlich auf demselben Fleck verharrt, wie in den Tagen, da der Vater der Bagdadbahn, Georg von Siemens, wegen seiner Verdienste um den Abschluß der Verhandlungen vom deutschen Kaiser geadelt wurde, und daß erst jetzt, wie neulich hier erörtert wurde, ein erfreulicher Fortschritt sich bemerkbar macht. Wenn die Engländer der Bagdadbahn eine so scharfe und nicht immer vornchme Opposition gemacht haben, so war nicht etwa eine Abneigung gegen eine aus dem Zweistromland zum Mittelmeer führende Bahn überhaupt, als vielmehr die Gegnerschaft gegen die deutschen Pläne zur wirtschaftlichen Eroberung Mesopotamiens speziell daran schuld. Daß Mesopotamien unbedingt einer Bahn nach Westen, zum Mittelmeer, bedarf, ist einfach nicht zu bestreiten, und die an Mesopotamiens wirtschaftlicher Zukunft so innig interessierten Engländer werden die letzten sein, die grundsätzlich einen derartigen Plan bekämpfen. Hat doch der Engländer Willcocks, von dessen Wirken in Mesopotamien sogleich noch die Rede sein wird, erst vor einigen Monaten, im November 1909, vorgeschlagen, eine Bahn von Bagdad nach Damaskus zu bauen, um dem Lande einen Ausweg nach Westen zu schaffen, der von der deutschen Bahn unabhängig ist. Der Plan ist zwar nicht technisch, aber politisch und wirtschaftlich geradezu unsinnig, denn die Türkei würde sich, wenn sie ihm zustimmte, Mesopotamiens freiwillig zugunsten Englands entäußern, und im übrigen würde die Wilcocks'sche Bahn im größten Teil ihres Verlaufs durch eine kaum erforschte Wüste laufen müssen. Hätte von vornherein Deutschland nicht mehr geplant, als eine Bahn aus Kleinasien nach Bagdad zu bauen, so hätten sich die Engländer vielleicht zur Not darein gefunden; aber die deutschen Unternehmer erklärten von vornherein, es käme ihnen auf eine vom Bosporus bis nach dem Persischen Golf laufende Bahn, einen »trocknen Weg nach Indien«, an, und deshalb schlug England mit der Keule drein. Der Fortbau der Bahn bis zum Persischen Golf ist jetzt so gut wie gesichert, aber eine »deutsche« Bahn wird jenseits von Bagdad nicht zu finden sein. England hat bereits in sein vielgenanntes asiatisches Abkommen mit Rußland vom 31. August 1906 eine Abmachung aufgenommen, wonach der südliche Teil der Bagdadbahn von Bagdad bis ans Meer unter internationale Kontrolle gestellt werde, die neuerdings von Deutschland auch tatsächlich zugestanden worden ist. Ja, neuerdings genügt anscheinend selbst diese Bestimmung nicht mehr, und englische Zeitungen fordern, daß das genannte Stück der Bahn nur als rein englisches Unternehmen gebaut werden dürfe — so sehr fühlt England sich schon heut in dem Zweistromland heimisch, daß es über fremdes Territorium fast wie über eigenes verfügt!

Wenn das Bewußtsein davon, daß England in Mesopotamien schalten und walten kann, wie es ihm beliebt, neuerdings immer bestimmtere Gestalt gewinnt, so ist nicht zum wenigsten die Gewißheit daran schuld, daß die Zukunft des Landes jetzt gänzlich in englischen Händen liegt, daß alle die hochfliegenden Hoffnungen, die an das künftige Mesopotamien wie an ein neues Eden anknüpfen, durch englische Unternehmer der Verwirklichung entgegengeführt werden sollen. Ein ausgezeichneter englischer Wasserbauingenieur, Sir William Willcocks, der schon beim Bau der großen Nilsperre von Assuan an hervorragender Stelle mitgewirkt hat, ist von der türkischen Regierung beauftragt worden, die Frage der Bewässerung des Zweistromlandes, mit deren erfolgreicher Lösung die wirtschaftliche Zukunft steht und fällt, zu studieren und entsprechende Vorschläge zu machen.

Willcocks beabsichtigt vorläufig ein Gebiet von 55 000 qkm, das gegenwärtig wüst liegt, durch Zuführung ausreichender, aus dem Euphrat gewonnener Wassermengen der Fruchtbarkeit aufs neue zu gewinnen. Rascher, als man hätte erwarten können, hat auch die türkische Regierung Maßnahmen zur Verwirklichung der Willcocksschen Ideen getroffen. Naradunghian, der sehr tüchtige und energische türkische Minister der öffentlichen Arbeiten, erließ bereits Ende 1909 ein öffentliches Ausschreiben, worin er ankündigte, daß die Anlage von Staudämmen an verschiedenen Stellen des Euphrat auf dem Submissionswege vergeben werden würde, zunächst für Anlagen bei Hindije und bei Kalaat Feludja am Euphrat. Der theoretischen Erörterung folgt also die praktische Durchführung auf dem Fuße. Ernste Schwierigkeiten technischer oder finanzieller Natur sind kaum zu befürchten. Zwar hieß es im Juni 1910 in der deutschen Tagespresse, Willcocks habe die Aussichtslosigkeit seiner nun bereits jahrelangen Bemühungen eingesehen und deshalb Mesopotamien den Rücken gekehrt. Zu welchem Zweck diese Meldung in die Zeitungen lanciert wurde, ist unerfindlich; die Unsinnigkeit der Nachricht lag für jeden Sachkenner von vornherein klar auf der Hand, und Willcocks selbst hat denn auch nicht gezaudert, sie sehr deutlich und nachdrücklich zu dementieren und zugleich mitzuteilen, daß er noch auf etwa ein Jahr allein mit den Vorarbeiten zu tun haben werde. Die maßgebenden Kreise in der Türkei, vor allem die Regierung und das Parlament, sind vollauf von der Bedeutung des Unternehmens durchdrungen und sind damit einverstanden, daß der Staat je eher je lieber an diese volkswirtschaftliche Aufgabe allerersten Ranges sich heranmacht.

Eine soeben neu auftauchende Meldung, daß

Willcocks sein Entlassungsgesuch eingereicht habe, ist schwerlich zuverlässiger, als die Nachricht vom vorjährigen Sommer.

Die Bewässerungspläne Willcocks' im ganzen Umfange würden eine jahrzehntelange Arbeit voraussetzen und eine Summe von nicht weniger als 10 Milliarden Mark beanspruchen. Immerhin werden die tatsächlichen Anlagekosten nicht entfernt eine solche Höhe erreichen; vielmehr wird man Schritt für Schritt vorgehen und für die ersten Arbeiten nur eine verhältnismäßig kleine Summe benötigen. Aus den Erträgnissen der ersten Bewässerungsarbeiten wird man dann weitere Summen zur Verfügung stellen, um neue Gebiete in Angriff zu nehmen; der dort erzielte Gewinn liefert dann abermals Mittel zu neuen Kultivierungsarbeiten, und somit ist zu hoffen, daß das große Werk, wenn es nur erst einmal begonnen ist, sich von selbst weiter abrollen wird, wie der Stein von selbst zu Tale rollt, sobald er nur erst einmal einen Anstoß erhalten hat. Voraussetzung dafür ist freilich, daß nicht politische Hindernisse irgendwelcher Art, die natürlich jederzeit möglich sind, die glatte Durchführung der Pläne erschweren und hinausschieben.

Was man von der Willcocksschen Kulturarbeit erhofft, ist mit wenigen Worten nicht wohl zu sagen. Es genüge die Angabe, daß das Zweistromland, wenn sein enorm fruchtbarer Boden durch ausgiebige Bewässerung wieder seiner jahrhundertelangen Vernachlässigung entrissen wird, einer ungefähren Schätzung nach etwa 30 Millionen Menschen gut und reichlich wird ernähren können, während heute die Wüste Mesopotamien, die eigentlich nur in wenigen Städten ein regeres Leben pulsieren sieht, knapp 4 Millionen Menschen beherbergt, die obendrein zumeist eine mehr als bescheidene Lebenshaltung führen.

Das Wasser ist es gewesen, das diesem heut so wüsten Lande dereinst, zur Zeit der Assyrer und Babylonier, jene fast sagenhafte Blüte geschenkt hat, die es zeitweilig zum bedeutendsten und mächtigsten Reiche der ganzen bewohnten Erde machte. Wir wissen, daß die Assyrer und Babylonier es verstanden, durch ein wunderbar ausgedehntes, in der Kulturgeschichte geradezu beispiellos vollkommenes Netz von Bewässerungskanälen dem Lande seinen damaligen Reichtum zu verleihen; wir wissen auch heut mit aller Bestimmtheit — gerade Willcocks hat die letzten Beweise dafür erbracht, daß die gleiche unerhörte Fruchtbarkeit des Landes in noch älterer Zeit Veranlassung gegeben hat zur Sage vom Paradies. Wenn dieses Paradies, das die Menschen überall auf Erden vergeblich suchten, verschollen geblieben und verloren gegangen ist, so war nicht ein göttlicher Zorn daran schuld, sondern die Unvernunft der Menschen selbst, die nach den fürchterlichen Mongolenstürmen des 13. Jahrhunderts, denen auch die Könige in Bagdad im Jahre 1258 zum Opfer fiel, das verwüstete Land seinem Schicksal überließen und nicht Sorge trugen, daß neues Leben aus den Ruinen blühe. Der Verfall der Bewässerungsvorrichtungen hatte zur Folge, daß die gerade in Asien allenthalben im Vorrücken begriffene Wüste auch vom Zweistromland Besitz ergriff, und sie hat ihre Herrschaft behauptet, bis jetzt englische Tatkraft sich anschickt, ihr ihren Raub zu entreißen. — Obwohl Mesopotamien und seine Städte, allen voran Bagdad, heut nur noch ein Schatten der einstigen Herrlichkeit vor 1000 Jahren sind — Bagdad soll in seiner Blütezeit eine Zweimillionenstadt gewesen sein! — so haben sich doch Spuren der alten Bedeutung bis auf die Gegenwart erhalten: noch immer, wie in der Khalifenzeit, ziehen die Kamel- und Pferdekarawanen zwischen dem oberen Tigris und der Küste des Mittelmeers hin und her, und der übliche Euphratübergang von Biredjik — nicht weit davon liegt das Schlachtfeld von Nisib, das man aus Moltkes Biographie kennen wird — sieht tagaus tagein unzählige Karawanen auf acht verschiedenen Fähren von einem Ufer zum andern übersetzen. Nicht weit von hier soll auch die deutsche Bagdadbahn über den Euphrat hinwegsetzen, was aller Voraussetzung nach nun nicht lange mehr auf sich warten lassen wird.

Wie die Dinge heut liegen, haben sich die Engländer mit dem Fortschreiten der deutschen Bagdadbahn, ebenso wie die Russen, ausgesöhnt. Der faktische Besitz der Euphrat-Tigris-Mündung entscheidet den alten Kampf um den Persischen Golf, in dem besonders Rußland ein erbitterter Gegner Albions war, endgültig zu ihren Gunsten, und von dort aus können sie auch der Entwickelung der Dinge in Persien und Arabien leichten Herzens zusehen, denn es erscheint ausgeschlossen, daß die dortigen Zustände sich alsdann noch gegen Englands Wunsch und Willen gestalten. Das alte imperialistische Ideal der Engländer, in der mohammedanischen Welt die Hegemonie zu erringen, ist dann sogleich in greifbare Nähe gerückt.

Offiziell besitzt England zwar am Persischen Golf noch keine Station, und auf die Vorherrschaft im Gebiet von Koweit, das zeitweilig schon wie ein britisches Schutzgebiet anmutete und als wahrscheinlicher Endpunkt der Bagdadbahn von besonderer Bedeutung ist, hat es kürzlich sogar ausdrücklich verzichtet. Aber durch solche formelle Anerkennung der türkischen Oberhoheit werden die tatsächlichen Machtverhältnisse schwerlich irgend eine merkliche Verschiebung erleiden. Die Engländer sind gegenwärtig in Mesopotamien wie in Koweit, ebenso wie in Ägypten und wie im südlichen Persien, die wahren Herren und Besitzer und für den britischen Imperialismus ist heut das vom früheren indischen Vizekönig in einem unvorsichtigen Augenblick geprägte Wort eine zwar nicht öffentlich aber stillschweigend anerkannte Wahrheit: »Der Persische Meerbusen ist ein Teil der maritimen Grenze Indiens«.

Mag Deutschland darauf bedacht sein, sich in Mesopotamien und am Persischen Golf wenigstens wirtschaftlich noch eine einigermaßen gebührende Position zu sichern. Die Bagdadbahn ist ja hierfür ein gutes Mittel!

Internationale Wochenschrift für Wissenschaft Kunst und Technik

herausgegeben von Prof. Dr. Paul Hinneberg, Berlin, Zimmerstr. 36

Verlag: August Scherl, Berlin SW, Zimmerstraße 36-41. — Druck: Bayerische Druckerei und Verlagsanstalt G. m. b. H. in München, Bayerstraße 57.

5. Jahrgang Nr. 32
12. August 1911

Inseraten-Annahme bei den Annoncen-Expeditionen von August Scherl G. m. b. H., Berlin und Daube & Co. G. m. b. H., Berlin und deren sämtlichen Filialen.

Für die Redaktion verantwortlich: Professor Dr. Wilhelm Paszkowski, Berlin-Gr. Lichterfelde.

Erscheint jeden Sonnabend. — Preis vierteljährlich für Deutschland und Oesterreich 3 Mark, für die übrigen Länder des Weltpostverkehrs 4 Mark 30 Pfg. bei direktem Bezug unter Kreuzband. — Einzelnummer 25 Pfg. — Inserate die dreigespaltene Nonpareillezeile 50 Pfg. — Abonnements nehmen alle Buchhandlungen und Postanstalten, sowie sämtliche Geschäftsstellen von August Scherl G. m. b. H. entgegen.

INHALT

Die Abhandlungen erscheinen in deutscher Sprache, englische und französische auf Wunsch der Autoren im Urtext

Mephistopheles und das Problem des Bösen in Goethes Faust.

Von Julius Goebel, Professor an der Staatsuniversität von Illinois.

I.

Müssen wir die tieferen Gründe für die Umgestaltung des überlieferten Faustcharakters, wie die Hinzudichtung der Gretchentragödie, im innersten Leben des Dichters aufsuchen, dann liegt die Entstehung der eigentümlichen Teufelsgestalt im Geiste Goethes viel weniger klar zutage.)* Man will, wie bekannt, die Figur des Mephistopheles gewöhnlich aus gewissen Persönlichkeiten, die dem jungen Dichter im Leben begegnet waren, herleiten, und es scheint auch in der Tat, daß ihm das Verneinende, Stachelichte und Beißende in Mercks Wesen manche Züge lieferten. Allein man vergißt darüber nur zu oft, daß Goethe bei seiner tiefdenkenden Art sich von vornherein mit dem Begriff des Bösen auseinandersetzen mußte. Daß er den Teufel der Puppenspiele nicht mit Haut und Haaren herübernehmen konnte, liegt auf der Hand. Denn trotz der komischen Züge, die ihm der Volksglaube andichtete, hatte dieser Teufel doch theologische Vorstellungen zur Voraussetzung, die Goethe zur Zeit der ersten Konzeption des Dramas längst nicht mehr teilte.

Bei der Besprechung seiner Prometheusdichtung in Wahrheit und Dichtung bemerkt Goethe: „Die Titanen sind die Folie des Polytheismus, sowie man als Folie des Monotheismus den Teufel betrachten kann; doch ist dieser, sowie der einzige Gott, dem er entgegensteht, keine poetische Figur."

Schon zur Zeit der Konzeption seiner Fausttragödie mag der Dichter ähnliche Gedanken, wenn auch weniger klar, gehegt haben. Dazu kam, daß die Magia naturalis und ihre Fortsetzung, die protestantische Theosophie des 17. Jahrhunderts, so wenig wie der Neuplatonismus, aus denen Goethe so tief getrunken hatte, einen Begriff des Bösen besaßen, der dem der Kirche entsprach. Dem offenen oder versteckten Pantheismus dieser Denkweise gemäß, ist das Böse sowohl wie das Gute von Gott geschaffen. Ja, bei Val. Weigel, Jakob Boehme und anderen Theosophen, die dem jungen Dichter aus G. Arnolds Kirchen- und Ketzergeschichte wohlbekannt waren, stand zu lesen, daß der Teufel selbst in seinem Wesen eigentlich gut sei, und am Ende des Weltprozesses sei anstatt der Hölle und ewiger Verdammnis, die »Wiederbringung aller Dinge« zu erwarten.

Auch der junge Goethe tröstet sich in dem Brief des Pastors etc. (1773) heimlich an dem Gedenken der »Wiederbringung«,

*) Dieser Aufsatz deckt sich im wesentlichen mit den Ausführungen in meiner kommentierten Faustausgabe, die demnächst in zweiter Auflage bei Henry Holl & Co. in New York erscheint.

und wie sehr er sich die neuplatonischen Anschauungen vom Bösen angeeignet hatte, geht deutlich aus der Darstellung seiner jugendlich theosopischen Weltansicht hervor, die er uns nachträglich aus treuer Erinnerung in seiner Lebensbeschreibung gibt. Hiernach iſt Lucifer, ähnlich wie bei den Theosophen, der ursprünglich gottgleiche Schöpfer der Welt, der, seinen Ursprung undankbar verkennend, von Gott abfällt, keineswegs aber die gottfeindliche Verkörperung des Bösen wie im Kirchenglauben. Auch der Abfall des später von Gott nach seinem Ebenbilde geschaffenen Menschen iſt nur undankbare Absonderung von Gott, ja, »die ganze Schöpfung iſt und war nichts als ein Abfallen und Zurückkehren zum Ursprünglichen«.

Der Teufel des Kirchenglaubens, der schließlich auch hinter dem Mephistopheles der Puppenspiele ſteckte, war für den Dichter also außer Frage. Wie hätte er in herkömmlicher Weise den Magus Fauſt, der sich »weder vor Hölle noch Teufel fürchtet«, diesen beschwören lassen können, wo er so wenig wie sein Held an ihn glaubte und er ihn zudem für keine poetische Figur hielt? Ja, ich wage zu behaupten, daß gerade die Lösung dieser Frage aus den angegebenen Gründen das Hindernis war, warum sich die Vollendung des Dramas so lange verzögerte.

Aber ein Ausweg aus der Verlegenheit muß Goethe auch schon im »Urfauſt«, wo Mephiſto doch schon auftritt, vorgeschwebt haben. Hier nun iſt die Szene: »Trüber Tag, Feld«, in der sich Fauſt im Ausbruch wütender Leidenschaft mit Mephistopheles auseinandersetzt, von größter Bedeutung.

Im Augenblick, wo Fauſt das gräßliche Unheil in seinem ganzen Umfange erkennt, das er über Gretchen gebracht hat, wendet er sich fluchend gegen den »verräterischen, nichtswürdigen Geiſt«, der ihm die Wahrheit verheimlichte und gelassen über das Schicksal von Tausenden hingrinse. Wie ihm dieser nun kaltblütig die Frage entgegenhält: »Eh! Drangen wir uns dir auf oder du uns?«, da bricht aus Fauſts zornerregter Seele der schmerzliche Vorwurf gegen den Erdgeiſt: »Großer, herrlicher Geiſt, der du mir zu erscheinen würdigteſt, der du mein Herz kennſt und meine Seele, warum mußteſt du mich an den Schandgesell schmieden?«

Daß Fauſt hier den Erdgeiſt meint, wird kein Kunſtſtück der Hermeneutik hinwegdeuten können. Noch weniger wird es nach dem, was ich in den Anmerkungen zu meiner Fauſtausgabe über den Ursprung des Erdgeiſtes vorgebracht habe, gelingen, diesen mit dem »Herrn« im »Prolog im Himmel« zu identifizieren. Es muß also, wie zuerſt C. F. Weisse und nach ihm Kuno Fischer hervorhoben, eine Verbindung zwischen dem Erdgeiſt und Mephiſtopheles im ursprünglichen Plane der Dichtung beſtanden haben. Wie der Dichter diese Verbindung darzuſtellen gedachte, darüber läßt der »Urfauſt« freilich keine Vermutungen zu. Allein in der Schrift »De mysteriis« von Jamblichos*), die Goethe, wie die Erdgeiſtbeschwörung beweiſt, sicher kannte und wohl in seiner theosophischen Periode nach Thomas Gales' (1618) lateinischer Übersetzung ſtudierte, mochte er vielleicht durch folgende Stelle eine Anregung finden: »Es gibt (unter den Dämonen) einen Führer, welcher der Fürſt der Schöpfung und der Welt iſt; dieser sendet jedem Menschen seinen besonderen Dämon zu«.

Dieser »eine Führer und Weltfürſt«, den Jamblichos auch den »Herrn der Dämonen« nennt, iſt, wie ich glaube, niemand anders als der Goethesche Erdgeiſt, den der Dichter selbſt als »Welt- und Totengenius« definiert hat. Der Dämon aber, den er dem einzelnen zuerteilt, kann sowohl ein guter wie ein böser sein; er begleitet nach Jamblichos den Menschen durchs Leben und teilt diesem seinen Namen mit ebenso die Art, wie er zu beschwören sei.

Trifft nun, wie ich überzeugt bin, meine Vermutung das Richtige, dann erklärt sich auch, warum der Erdgeiſt Fauſt mit den Worten zurückweiſt: »Du gleichſt dem Geiſt, den du begreifſt, nicht mir«. Der Anweisung des Jamblichos folgend, mag Goethe hierauf vielleicht eine Szene geplant haben, worin Fauſt vom Erdgeiſt offenbart werden sollte, wer in Zukunft sein Gefährte sei.

*) Jamblichos war ein Neuplatoniker, der ca. 330 ſtarb. Seine Schrift »Über die ägyptischen Myſterien«, die eine ausführliche Schilderung der Dämonen und ihrer Erscheinungsweise enthält, darf als die Quelle der Zauberliteratur des 15. und 16. Jahrhunderts angesehen werden. Über Goethes Bekanntschaft mit Jamblichos vergl. meinen Aufsatz: »Goethes Quelle für die Erdgeiſtszene im Fauſt«, Journal of English and Germ. Philology VIII, 1 ff.

»Der Herr der Dämonen«, sagt Jamblichos, »bestimmt von Anfang an jedem einzelnen seinen Dämon und zeigt ihm denselben nach seinem Willen«. Erst im Lichte dieser Stelle hat Fausts Vorwurf einen Sinn, daß ihn der Erdgeist an den Schandgesellen Mephistopheles schmiedete.

Freilich wird gegen diese Ansicht, daß Mephisto ursprünglich ein Sendling des Erdgeistes sei, geltend gemacht, der Goethesche Erdgeist sei nicht bloß Geist der Natur, sondern auch Geist der Geschichte und könne darum keinen bösen Geist abschicken. Leider wird uns jedoch dabei nicht gesagt, wo denn das sittliche Wohlwollen des Erdgeistes, wie ihn Goethe zeichnete, zu entdecken sei. In dem rast- und ziellosen Kreislauf des gewaltigen Lebens, das er verwaltet und hegt, haben sittliche Begriffe keinen Raum, er schaltet in der Sphäre »jenseits von Gut und Böse«:

Denn unfühlend
Ist die Natur,
Es leuchtet die Sonne
Über Bös' und Gute,
Und dem Verbrecher
Glänzen, wie dem Besten,
Der Mond und die Sterne.

Warum sollte dies Wesen, das von Gut und Böse nichts weiß, den »Schandgesellen« ihm nicht ebensowohl senden können wie die »herrlichen Gaben«, für die Faust in der Szene »Wald und Höhle« so brünstig dankt? Und sind die menschlichen Leidenschaften, die zerstörenden Kräfte im Leben des einzelnen wie ganzer Völker nicht auch Manifestationen jener geheimnisvollen Macht, die von Gut und Böse nichts weiß und blind in der Menschennatur wirkt?

Wie der Erdgeist aber selbst eine der »Mittelfiguren« zwischen Gott und den Menschen ist, die nach Goethes Wort der Poesie besonders zusagen, so auch Mephistopheles, in dem wir ursprünglich den bösen Genius Fausts zu sehen haben. Wie sehr dieser Gedanke bei dem Dichter einschlagen mußte gerade in der Zeit, wo der Glaube an den Genius in ihm lebendig wurde, läßt sich leicht einsehen. So redet er damals in dithyrambischem Rausch seinen Genius in »Wanderers Sturmlied« als gegenwärtig und ihn umschwebend an. In einem Briefe an Herder sagt er: ich streichelte meinen »Genius mütterlich mit Trost und Hoffnung«. In dem Aufsatze »Von deutscher Baukunst« hören wir, daß es der böse Genius war, der Winckelmann im Vorhof der Geheimnisse ermordete. Ja, er selbst hatte Augenblicke, wo es ihm scheinen mochte, als sei sein eigener Genius einer jener Dämonen, der ihn der Hölle und dem Untergang zutreibe, wie der Schluß des Gedichtes »Schwager Kronos« zeigt:

Trunkner vom letzten Strahl
Reiß mich, ein Feuermeer
Mir im schäumenden Aug,
Mich geblendeten Taumelnden
In der Hölle nächtliches Tor.

Töne, Schwager, ins Horn,
Raßle den schallenden Trab,
Daß der Orkus vernehme, wir kommen,
Daß gleich an der Türe
Der Wirt (der Teufel?) uns freundlich empfange.

Nur unter der Voraussetzung, daß Mephistopheles ursprünglich ein böser Genius ist, in dem sich freilich, wie im Denken der Geniezeit so häufig, antike und christliche Vorstellungen gar bald wunderbar vermischen, läßt sich die Szene »Trüber Tag, Fels« verstehen. Wie hätte auch Faust, falls er sich bewußt, wie in der Sage, dem wirklichen Teufel verschrieben hatte, diesen für Gretchens Geschick verantwortlich machen oder gar dem Erdgeist Vorwürfe machen können, daß er ihn an den Schandgesellen schmiedete? Ich mag mich mal mit einem betrügerischen und verlogenen Gefährten oder Teilhaber, der mich ruinierte, zanken, nicht aber mit dem Teufel, nachdem ich ihm vertragsmäßig die Seele verkaufte. Verglichen mit dem Ausbruch äußerer Verzweiflung und trostloser Reue in der Sage, klingt der Versuch in Goethes Faust, die Schuld an Gretchens Verderben auf den Genossen zu wälzen, bombastisch feige, falls er eben an den wirklichen Teufel gerichtet ist. Und welchen Sinn hätte im Munde des letzteren die Frage: »Wer wars, der sie ins Verderben stürzte? Ich oder du?«

Es kann kein Zweifel sein: der Mephistopheles dieser Szene, wie im Urfaust überhaupt, ist der Schandgeselle, der böse Genius Fausts oder, wie Goethe ihn später in dem Gedichte »Abschied« selbst charakterisiert:

Und hinterwärts mit allen guten Schatten,
Sei auch hinfort der böse Geist gebannt,
Mit dem so gern sich Jugendträume gatten,
Den ich so früh als Freund und Feind
gekannt.

Mephiſtopheles, Fauſts Freund und Feind, der Gefährte, den ihm der Erdgeiſt zugesellte: besser läßt sich das Verhältnis gar nicht ausdrücken. Und es ſtimmt völlig zu der Lehre des Jamblichus: est unus quidem dux, qui generationis et mundi princeps est, isque ad unumquemque daemonem suum dimittit.

II.

Jahrelang ließ Goethe seine Dichtung liegen, bis er sie während seines italienischen Aufenthaltes wieder hervorholte, um sie, wie andere angefangene Arbeiten, für die erſte Gesamtausgabe seiner Werke, eine Art Abschluß seines Schaffens bis dahin, fertigzumachen. Aber das Werk, so eng mit seinem Innerſten verwachsen, war ihm inzwischen fremd geworden, vor ihm kommt er sich zum erſten Male hiſtorisch vor. In einem Briefe an Herder aus Rom berichtet er, daß er einen Plan zu Fauſt gemacht und glaube, den Faden wiedergefunden zu haben. Aber wie er damals, als er den Fauſt zuerſt so ohne Konzept hingeschrieben, sich in eine frühere Welt mit Sinnen und Ahnen versetzt habe, so müsse er sich jetzt in eine selbstgelebte Vorzeit versetzen.

Ich glaube mit O. Harnack, daß der Plan, von dem er hier spricht, mit dem sogenannten erſten Paralipomenon identisch iſt: »Ideales Streben nach Einwirken und Einfühlen in die ganze Natur. Erscheinung des Geiſtes als Welt und Thaten Genius. Streit zwischen Form und Formlosem. Vorzug dem formlosen Gehalt. Vor der leeren Form. Gehalt bringt die Form mit. Form iſt nie ohne Gehalt. Diese Widersprüche, ſtatt sie zu vereinigen, disparater zu machen. Helles, kaltes, wissenschaftliches Streben. Wagner. Dumpfes, warmes, wissenschaftliches Streben. Schüler. Lebensgenuß der Person von außen gesehen. In der Dumpfheit Leidenschaft. Erſter Theil. Zweiter Theil. Thaten. Genuß nach außen und Genuß mit Bewußtsein. Schönheit. Schöpfungs-Genuß von innen. Epilog im Chaos auf dem Weg zur Hölle«.

Auf die Diskussion über die Datierung dieses Planes genauer einzugehen, iſt hier nicht der Ort. Nur bemerken möchte ich, daß ich meine Vermutung wesentlich auf den Nachdruck gründe, den Goethe auf Fauſts Stellung zum »Genuß« als der Hauptidee des Ganzen legt. Dieser Gedanke scheint Goethe erſt in Rom aufgegangen zu sein, wo sich ja in seiner eigenen Anschauung über die Genußfrage ein so tiefer Wandel vollzog, denn erſt im »Fragment« und zumal in dem sicher in Italien gedichteten Gebet an den Erdgeiſt finden wir den Gedanken in voller Klarheit herausgearbeitet. Ja, die Verse:

So tauml' ich von Begierde zu Genuß,
Und im Genuß verschmacht ich nach Begierde

scheinen mir geradezu die poetische Fassung der Worte: »Lebensgenuß der Person (Fauſts) von außen gesehen«.

Zugleich wirft der Zusammenhang, in dem diese Verse erscheinen, ein weiteres Licht auf das Verhältnis Mephiſtos zum Erdgeiſt. Deutlich beweiſt er, daß Goethe auch in Italien noch sich von dem ursprünglichen Plane nicht getrennt hatte, Mephiſtopheles als Sendling des Erdgeiſtes darzuſtellen. Und wie ich schon oben aussprach, lag gerade hier die Schwierigkeit, warum er mit der Vollendung des Dramas in Italien nicht zuſtande kam.

In der Gegenwart des erhabenen Geiſtes, der ihm alles gab, worum er bat, empfindet Fauſt die unlösbare Gemeinschaft mit Mephiſtopheles doppelt erniedrigend, und so bricht er in die schmerzliche Klage aus:

O, daß dem Menschen nichts Vollkommnes wird,
Empfind' ich nun. Du gabſt zu dieser Wonne,
Die mich den Göttern nah und näher bringt,
Mir den Gefährten, den ich schon nicht mehr
Entbehren kann, wenn er gleich, kalt und frech,
Mich vor mir selbst erniedrigt und zu Nichts
Mit einem Worthauch deine Gaben wandelt.

Klar geht aus diesen Versen hervor, daß Goethe damals schon sich des Problems bewußt war, das Schiller später in die Worte faßt: »Die Duplizität der menschlichen Natur und das verunglückte Beſtreben, das Göttliche und Physische im Menschen zu vereinen, verliert man nicht aus den Augen«. Aber nicht weniger klar zeigen sie auch, wie Goethe damals noch Ursprung und wohl auch Lösung des Problems in die Geſtalt des Erdgeiſtes verlegen wollte. Es iſt darum kein müßiges Beginnen, sich vorzuſtellen, daß Goethe eine Szene plante, worin Fauſt den Erdgeiſt um Einsicht ins Innerſte der Natur bittet — die erſte Erscheinung des Geiſtes iſt ja das Resultat ganz zufälliger Beschwörung und, von jener »Bitte« iſt dar-

in so wenig eine Rede wie von den Gaben, die Fauſt in seinem Gebete rühmt — daß ihm diese Bitte gewährt, ja die ersehnte höchſte Vereinigung mit der Gottheit, die Deification der Theosophie, in Aussicht geſtellt (diese Wonne, die mich den Göttern nah und näher bringt), zugleich aber auch der Gefährte zuerteilt wird. Hatte sich Goethe den Erdgeiſt ursprünglich doch als sittliches Wesen und nicht nur als bloßen Elementargeiſt, wie er jetzt in der Beschwörungsszene erscheint, gedacht? Und war die Vereinigung mit der Gottheit, von der Fauſt im Gebet an den Erdgeiſt einen Vorschmack fühlt, an die Bedingung geknüpft, daß er sich innerlich von dem bösen Dämon Mephiſto befreie (den Gefährten, den ich schon nicht mehr entbehren kann, d. h. wie ich bei seiner gemeinen Natur doch sollte) und ganz der Führung des Erdgeiſtes überlasse?

Ich weiß recht wohl, dies sind gewagte Vermutungen, und doch hätte durch diesen Gedanken die Einführung des Erdgeiſtes erſt einen eigentlich tieferen Sinn im Plane des Ganzen erhalten. Wie freilich Goethe den Gedanken, falls er ihn hegte, ausführen, wie er damit die Geſtalt des Mephiſtopheles, die in seiner Phantasie, unter dem Zwange der Sagenüberlieferung immer mehr die deutsch volkstümlichen Züge des Teufels annahm, vereinigen wollte, darüber möchte ich nicht einmal Vermutungen wagen.

III.

Vielleicht, daß er noch mit der Schwierigkeit der Ausführung seines ursprünglichen Planes rang, als er in seinem Briefe vom 23. Juni 1797 Schiller den Entschluß mitteilte, an seinen Fauſt zu gehen, und ihn bat, ihm die Forderungen, die er an das Ganze mache, vorzulegen und ihm so seine eigenen Träume, als ein wahrer Prophet zu erzählen und zu deuten. Schiller, von der Nachricht freudig überrascht, antwortet gleich am nächſten Tage, daß er, so viel er könne, den Faden für Goethe aufzufinden suchen und wenn auch das nicht gehe, sich einbilden wolle, als ob er die Fragmente von Fauſt zufällig fände und solche auszuführen hätte. Mit feinem philosophischem Inſtinkte findet er das eigentliche Problem, wie ich schon oben bemerkte, in der Duplizität der menschlichen Natur, in dem verunglückten Streben, das Göttliche und Physische im Menschen zu vereinigen, und bemerkt, daß darum das Stück bei aller seiner dichterischen Individualität die Forderung an eine gewisse symbolische Bedeutsamkeit nicht ganz von sich weisen könne. Die Forderungen an den Fauſt seien zugleich philosophisch und poetisch, und Goethe möge sich wenden an wen er wolle, so werde ihm die Natur des Gegenſtandes eine philosophische Behandlung auferlegen, und die Einbildungskraft werde sich zum Dienſt einer Vernunftidee bequemen müssen.

Goethes Antwort auf diese schnell hingeworfenen Bemerkungen iſt, wenn auch zuſtimmend, doch ziemlich allgemein gehalten: »Dank«, schreibt er, »für Ihre erſten Worte über den wiederauflebenden Fauſt. Wir werden wohl in der Ansicht dieses Werkes nicht variieren, doch gibt's gleich ganz anderen Mut zur Arbeit, wenn man seine Gedanken und Vorsätze auch von außen bezeichnet sieht.«

Nach einigen Tagen kommt Schiller, der das Fragment inzwischen wieder gelesen hatte, auf Fauſt zurück. Er hatte wohl erwartet, daß Goethe ihm nach dem erſten Brief etwas von seinen eigenen Plänen und Absichten mitteilen würde. Darum sagt er gleich zu Anfang seines Briefes faſt klagend: »Die Sache beruht auf einer Anschauung (d. h. einem dichterisch geschauten Bilde), und so lang man die nicht hat, muß ein selbſt so reicher Stoff den Verſtand in Verlegenheit setzen«. Nach einigen trefflichen Bemerkungen über die Größe des Stoffes. die, ihr entsprechend, eine große Breite der Behandlung nötig mache, so daß z. B. Fauſt ins handelnde Leben eingeführt werden müsse, nimmt Schiller dann die Hauptfrage wieder auf.

»In Rücksicht auf die Behandlung finde ich die große Schwierigkeit, zwischen dem Spaß und dem Ernſt glücklich durchzukommen; Verſtand und Vernunft scheinen mir in diesem Stoff auf Tod und Leben miteinander zu ringen. Bei der jetzigen fragmentarischen Geſtalt des Fauſt fühlt man dieses sehr, aber man verweiſt die Erwartung auf das entwickelte Ganze. Der Teufel behält durch seinen Realismus vor dem Verſtand und der Fauſt vor dem Herzen recht. Zuweilen aber scheinen sie die Rollen zu tauschen, und der Teufel nimmt die Vernunft gegen den Fauſt in Schutz.

»Eine Schwierigkeit finde ich auch darin, daß der Teufel durch seinen Charakter, der realistisch ist, seine Existenz, die idealistisch ist, aufhebt. Die Vernunft nur kann ihn glauben und der Verstand nur kann ihn so, wie er da ist, gelten lassen und begreifen.

»Ich bin überhaupt sehr erwartend, wie die Volksfabel sich dem philosophischen Teil des Ganzen anschmiegen wird.«

Entkleiden wir Schillers Sprache ihres Kantischen Gewandes, so treffen seine Ausführungen gerade das Problem, mit dem Goethe, wie wir sahen, zu ringen hatte. Es ist die Gestalt des Mephistopheles oder, philosophisch gesprochen, der Begriff und die Bedeutung des Bösen, was Schiller die größte Schwierigkeit scheint. Deutlich fühlt er, daß im Fragment diese Schwierigkeit, die gerade ihm nicht bloß »Spaß«, sondern tiefen Ernst verbirgt, nicht gelöst ward. Und er ist begierig zu sehen, wie Goethe sich besonders in diesem Punkte mit der Volksfabel auseinandersetzen werde.

Auch Goethes Antwort auf diesen Brief Schillers ist fast kühl allgemein gehalten. »Ihre Bemerkungen zu Faust«, schreibt er, »waren mir sehr erfreulich. Sie treffen, wie es natürlich war, mit meinen Vorsätzen und Plänen gut zusammen, nur daß ich mir's bei dieser barbarischen Komposition bequemer mache und die höchsten Forderungen mehr zu berühren als zu erfüllen denke«.

Schillers Anregungen und Anforderungen sollten jedoch nicht ganz ohne Wirkung bleiben. Denn wie um ihnen zu genügen, mag dem Dichter damals in glücklicher Stunde plötzlich der geniale Gedanke aufgeleuchtet sein, die Geschichte von der Wette zwischen Gott und dem Teufel im Buche Hiob zu benutzen. Hier hatte ein großer Dichter, der mit ähnlichen Problemen gerungen, die Lösung in dem erhabenen Bilde von der Wette zwischen Satan und dem Herrn gefunden. Großartigeres hätte auch Goethes Genius nicht erfinden können. Und um so tiefer mußte das Bild bei ihm einschlagen, je mehr dessen innerster Sinn: der endliche Sieg des Guten über das Böse, mit den Gedanken zusammentraf, die Goethe beim Studium von Herders »Ideen zur Philosophie der Geschichte« aufgegangen waren. Mit einem Schlage schienen die Schwierigkeiten, die der Vollendung des Werkes bisher entgegenstanden, zu schwinden. »Es käme jetzt nur auf einen ruhigen Monat an«, schreibt er am 1. Juli 1797 an Schiller, «so sollte das Werk zu männiglicher Verwunderung und Entsetzen wie eine große Schwammfamilie aus der Erde wachsen«.

Erst mit der biblischen Idee des »Prologs im Himmel« war eine Höhe und Weite des Ausblicks gewonnen, die ihn die Weltanschauung, aus der der Erdgeist ursprünglich geboren war, nie hätte erreichen lassen, selbst wenn es dem Dichter gelungen wäre, eine tiefere Verbindung zwischen Mephisto und dem Erdgeist poetisch zur Darstellung zu bringen. Denn erst mit der Einführung des Herrn erhielt der Kampf zwischen Gut und Böse seinen tieferen Sinn, indem er im Weltprozeß mitbedingt erscheint. Das Böse ist nicht mehr, wie bei den Theosophen, ein im Grunde Nichtexistierendes, sondern eine wirkliche Macht, die aber gegen ihren Willen gezwungen ist, Gutes zu schaffen. Diese Auffassung des Bösen war Herders befreiende Gedankentat. Kein schöneres Denkmal hätte Goethe seinem großen Freunde setzen können, als daß er den »Prolog im Himmel« in Herders Gedanken gipfeln läßt.

Dadurch, daß Mephistopheles nun vom Herrn selbst die Erlaubnis erhält, Faust zu versuchen, war es dem Dichter möglich gemacht, sich, wie Schiller es ausdrückt, der Volksfabel wieder näher anzuschmiegen. Denn nur dem Herrn und nicht dem Erdgeist gegenüber »kann die Vernunft einen Teufel glauben.« Jetzt erst war es dem Dichter möglich, zwischen Faust und Mephisto einen Pakt abschließen zu lassen, ganz wie in der Sage, doch ohne daß Faust dadurch von vornherein der Hölle verfallen wäre. Freilich war es nun nötig, die Rolle, die dem Erdgeist ursprünglich zugedacht war, zu beschränken. Und dies geschah denn auch bis auf die Stellen in »Wald und Höhle« und »Trüber Tag, Feld«, die nicht mehr zu tilgen waren.

Und nicht zum wenigsten wird durch den »Prolog im Himmel« Charakter und Schicksal des Helden unter den höchsten Gesichtspunkt gestellt. Der titanenhafte Magus, der im Verkehr mit den Geistern darnach strebt, Gott gleich zu werden und frevelhaft zugleich Schuld auf Schuld häuft, erscheint von jenem Gesichtspunkte aus als strebender und darum irrender Mensch, der

in seinem dunklen Drange des rechten Weges sich doch bewußt ist. Trotz aller individuellen Beschränktheit gewinnt das Schicksal dieses außerordentlichen Menschen nun an symbolischer Bedeutsamkeit. Wie Goethe selbst immer mehr gelernt hatte, sein eigenes Leben symbolisch anzusehen, so wird ihm das Schicksal dieses seines Doppelgängers immer mehr zum typisch allgemeinen Menschenschicksal.

Und wie auf den Anfang, so fällt nun auch auf das Ende der Laufbahn dieses außerordentlichen Menschen neues Licht. Damals, als Goethe auf der Höhe seiner Geisteskraft stand, hat er, wie er selbst bezeugt, auch den Schluß des zweiten Teils gedichtet, der uns die schließliche Rettung Fausts zeigt.

Man hat versucht, die Idee der Rettung Fausts und die dadurch bedingte Umdichtung der Sage auf Lessing zurückzuführen. Es ist mir unverständlich, wie man dies auf Grund der ziemlich vagen Andeutungen schließen konnte, die uns zwei Freunde Lessings in dessen »Theatralischem Nachlaß« machen. In Lessings kurzer Skizze seines Faust heißt es nämlich: »zu viel Wißbegierde ist ein Fehler.« Soweit wir sehen können, war es Lessings Absicht, die Wahrheit dieses Satzes durch das Faustdrama zu beweisen, indem Faust nur im Traum erleben sollte, was die Sage und die Volksschauspiele vom wirklichen Faust berichten. Die Hölle sollte nur einen scheinbaren Sieg erleben, denn der aus dem Traume erwachende Faust sollte von nun an gewarnt und belehrt sein.

Von einer Rettung Fausts im Sinne des »Prologs im Himmel«, die im letzten Grunde aus der erhabenen Anschauung fließt, daß auch das Böse schließlich dem Herrn dienen muß, kann daher bei Lessing keine Rede sein. Diese Anschauung aber sowie der göttliche Optimismus und der Glaube an die Güte der Menschennatur, der im »Prolog« weht und in seiner Wurzel schon bei Luther auftritt, ist recht eigentlich die Geistestat Herders. Ihr dürfen wir daher wohl im letzten Grunde Fausts Rettung zuschreiben. Aus dem Kantischen Begriffe des »radikalen Bösen« hätte sich die Idee der Rettung nie ergeben, und es ist darum doppelt bedeutsam, daß Goethe sich zur philosophischen Behandlung, die Schiller mit Recht forderte, den Rat bei Herder und nicht bei Kant holte.

Verschiedene Stellen im »Urfaust« und selbst noch im »Fragment« (1790) scheinen mir darauf hinzudeuten, daß der Gedanke der Rettung Fausts ursprünglich nicht in Goethes Plan lag, daß er ihn vielmehr erst mit der Konzeption des »Prologs im Himmel« faßte. Damals auch war es, wo er zu den triumphierenden Worten Mephistos am Schlusse: »Sie ist gerichtet« die himmlische Stimme von oben: »Sie ist gerettet« hinzufügte.

Zum Schlusse dieser Ausführungen ist vielleicht noch ein Wort über Fausts Rettung selbst am Platze. Daß Faust ins handelnde Leben geführt werden müsse, war dem Dichter schon früh klar. Wie er selbst einst in der Geniezeit aus den Dichterträumen zur Tat sich sehnte, so sollte, nachdem er den Gedanken der Rettung gefaßt hatte, die Selbstbefreiung Fausts von Mephistopheles durch seine Tätigkeit, sein rastloses Streben erfolgen.

Man mag mit dem Dichter rechten, ob der Kolonisationsversuch am Ende des zweiten Teils die höchste Form menschlicher Tätigkeit ist, die sich finden ließ. Nehmen wir jedoch dankbar entgegen, was der Dichter geben konnte, ehe der Begriff der Nationalität und der daraus entpringende Gedanke höchster menschlicher Betätigung dem deutschen Volke wieder entdeckt wurde.

In titanischem Kampfe mit dem Meere entringt Faust diesem eine neue Strecke Landes, damit er »Räume schaffe für Millionen«. Ein geistig wie sittlich freies Volk, auf freiem Grunde wohnend, das ist es, was ihm als letztes Ziel seines Wirkens vor Augen schwebt, die Schöpfung einer Art idealer Republik, wie Goethe sich die amerikanische gern dachte.

Die Deification, von der der Magus Faust einst träumte, ehe er den Erdgeist beschwor, mag er nicht erreicht haben. Dafür ist es ihm aber vergönnt worden, am Ende seiner Laufbahn in eigener Tätigkeit die Schöpfung Gottes fortzusetzen und mitzuhelfen, das letzte Ziel menschlicher Kultur zu verwirklichen. Es ist das Bild höchster deutscher Menschenkultur, wie Goethe es auch in dem Gedichte »Erwiderung zur Feier meines siebzigsten Geburtstages« als Frucht seiner Dichtermission gezeichnet hat, indem er im Geiste schaut, wie er als sittlicher Führer

seines Volkes alle, die ihm gefolgt sind, als sittlich vollendete Menschen vor Gottes Thron führt:

Sieht der Dichter nah und ferne
Söhn' und Töchter, lichte Sterne,
Sieht sie alle wohlgeraten,
Tüchtig von geprüften Taten,
Freigesinnt, sich selbſt beschränkend,
Immerfort das Nächſte denkend,
Tätig treu in jedem Kreise,
Still beharrlich jeder Weise;
Nicht vom Weg, dem graden, weichend,
Und zuletzt das Ziel erreichend,
Bring er Töchter nun und Söhne,
Sittenreich in holder Schöne,
Vor den Vater alles Guten,
In die reinen Himmelsgluten,
Mitgenossen ew'ger Freuden!
Das erwarten wir bescheiden.

Im Genusse der Seligkeit, die ihm das Gesicht einer sittlich freien, zukünftigen Menschheit bereitet, ſtirbt Fauſt. Und siegreich dürfen die Engel, die seine unſterbliche Seele emportragen, singen:

Wer immer ſtrebend sich bemüht,
Den dürfen wir erlösen.

Den letzten und tiefſten Sinn des ganzen Dramas, die Summe seines eigenen Lebens, wie das Endziel alles Lebens überhaupt, läßt der Dichter schließlich in den Worten des »Chorus Mysticus« erklingen, jenen wundersamen, aus den Tiefen des Jenseits herübertönenden Worten, wo das Unvergängliche thront und Ideal und Wirklichkeit im Ewig-Einen aufgehoben sind:

Alles Vergängliche
Iſt nur ein Gleichnis;
Das Unzulängliche
Hier wird's Ereignis;
Das Unbeschreibliche
Hier iſt's getan:
Das Ewig-Weibliche
Zieht uns hinan.

Die neueſten Arbeiten über Animismus und Totemismus.

Von Carl Clemen, Professor an der Universität Bonn.

(Schluß)

1. MacLennan und Robertson Smith entwickelten ihre Ideen über den Totemismus zuerſt in Schriften, die es scheinbar mit ganz anderen Dingen zu tun hatten: MacLennan in einem Buch über Primitive Marriage, Robertson Smith in Vorlesungen über Kinship and Marriage in Early Arabia. Sie meinten nämlich (ebenso wie manche spätere), der Totemismus habe zugleich eine eigentümliche Heiratssitte hervorgebracht, darin beſtehend, daß man sich immer nur aus einem anderen Clan ein Weib genommen habe, und daher Exogamie genannt, bezw., wo sich diese Sitte finde, sei auf zugrunde liegenden Totemismus zu schließen. Frazer nennt sein neues Werk, dessen Titel ich absichtlich bisher noch nicht angeführt habe, zwar auch Totemism and Exogamy, aber im Unterschied von seiner früheren Stellungnahme erklärt er jetzt Totemismus und Exogamie für ganz verschiedene Dinge. Und so revolutionär das auch klingt, er hat wohl Recht damit. Es gibt nämlich totemiſtische Stämme, die nicht exogam sind, und ebenso umgekehrt exogame, die nicht totemiſtisch sind, ja, auch dort, wo sich beides neben einander findet, iſt es doch verschiedenen Ursprungs. Man darf also die Exogamie wohl nicht mehr als Folge des Totemismus bezeichnen; wie sie in Wahrheit entſtanden iſt, kann hier nicht untersucht werden.

2. Frazer hatte in seiner erſten Schrift über den Totemismus gelegentlich davon gesprochen, daß man das Totemtier, wenn man es auch zumeiſt schone, doch manchmal esse. Robertson Smith meinte dann bei den Arabern der Sinaiwüſte im vierten Jahrhundert n. Chr. ein solches feierliches Totemopfer nachweisen zu können, setzte aber diesen Charakter der Mahlzeit nur voraus. Denn daraus, daß das Kamel, um das es sich hier handelt, von einem ganzen Stamm dargebracht wird, folgt noch nicht, daß es dessen Totem iſt. So schien das sogenannte totemiſtische Sakrament zunächſt noch nicht bewiesen zu sein. Aber ein Jahr nachdem sich Tylor (Journ. of the Anthropol. Institute 1898, 136 ff.) in diesem Sinne ausgesprochen hatte, wurden durch das ausgezeichnete Buch von L. Spencer und F. J. Gillen, The Native

Tribes of Central Australia, die sogenannten Intichiuma-Zeremonien bekannt, und in ihnen kommt auch ein feierliches Essen des Totemtieres oder der Totempflanze, bzw. von Teilen dieser vor. Ja, jetzt ſtellte Frazer in einem auch in seinem neueſten Werk wieder abgedruckten Artikel über The Origin of Totemism (Fortn. Rev. 1899) die Theorie auf, an der er auch gegenwärtig noch feſthält und zu der sich ebenso Wundt bekennt, ursprünglich habe man das Totemtier oder die Totempflanze überhaupt gegessen und erſt später sei an die Stelle dieses sogenannten genießenden Totemismus der sich sonſt zumeiſt findende entsagende getreten. Aber wenn man sich zum Beweise dafür auf die Tradition der Aruntas beruft, ihre Vorfahren hätten das Totemtier und die Totempflanze anſtandslos gegessen, so kann diese Tradition doch wohl selbſt für diesen Stamm nicht viel beweisen. Und sonſt läßt sich ein genießender Totemismus oder ein totemiſtisches Opfer und Sakrament kaum irgendwo nachweisen, — daß daran überhaupt nur zu denken iſt, wo das Totem etwas Eßbares iſt, kein lebloser Gegenſtand oder Himmelskörper, keine Naturerscheinung oder Farbe, das verſteht sich ja von selbſt und braucht also nicht erſt erwähnt zu werden. Wo dagegen ein Totemtier oder eine Totempflanze wirklich einmal genossen wird, da handelt es sich um nichts spezifisch Totemiſtisches, sondern um eine auch sonſt nachweisbare Sitte, der der vorhin schon geſtreifte Glaube zugrunde liegt, man könne sich die Kräfte eines anderen Wesens oder Gegenſtandes aneignen, wenn man es ißt. Denselben Zweck hat es, wenn man sich in die Haut eines Tieres oder nur ähnlich wie dieses kleidet und frisiert, wenn man sich mit seinem Bilde tätowiert oder es auf seine Hütte, sein Kanu malt usw.; aber etwas spezifisch Totemiſtisches iſt auch das wieder nicht. Und noch weniger kann man den hier und da nachweisbaren Brauch, den Gott selbſt — vielleicht in Geſtalt eines Menschen — zu opfern und zu verzehren, und so schließlich auch das chriſtliche Abendmahl ohne weiteres auf den Totemismus zurückführen. Wenn Reinach zu dem allen in der Tat geneigt scheint, so iſt man ihm mit Recht wohl allgemein entgegengetreten.

3. Sagt er außerdem: Entre le tabou et le totem, il existe des liens; le passage est facile de l'un à l'autre. En effet, le tabou primitif, germe de tout pacte social, protège le totem, qui est l'animal ou le végétal tabou. On ne peut concevoir le totem sans un tabou et le tabou élargi paraît avoir pour conséquence logique le totem (Cultes I, IV) — so meint er das doch nicht so, daß erſt und nur der Totemismus den Tabuismus hervorgerufen habe. Wir sahen ja auch soeben, wie manchmal das Totem doch genossen wird; vor allem aber findet sich der Tabuismus auch dort, wo von Totemismus keine sichere Spuren zu entdecken sind. Man darf also z. B. auch die altteſtamentlichen Speiseverbote nicht ohne weiteres totemiſtisch erklären, und dies umsoweniger, als sie doch dem ganzen Volke, nicht nur je einem Clan gelten.

4. Selbſt der Glaube, von seinem Totem abzuſtammen, den man in der Regel als für den Totemismus vor allem charakteriſtisch bezeichnet, iſt für ihn nicht konſtitutiv. Wie E. Lehmann (Kultur der Gegenwart I, 3,1 20) mit Recht hervorhebt, gibt es auch Fälle von Totemismus, in denen dieser Glaube sich nicht findet, ebenso wie umgekehrt häufig Abſtammung von einem Tier, einer Pflanze, einem leblosen Gegenſtand angenommen wird, ohne daß an Totemismus zu denken wäre. Man kann diesen also in der Tat nur so definieren, wie es oben — im Anschluß an Frazer — geschehen iſt.

Mag also der Totemismus in concreto ein verwirrend mannigfaltiges Bild darbieten, so daß man mit A. van Gennep (Totémisme et culte des enseignes à Rome, Revue des traditions populaires 1904, 323) sagen möchte: il n'y a pas un totémisme, mais des totémismes — in abstracto läßt er sich doch auf eine ziemlich einfache und kurze Formel bringen. Auch seine Bedeutung für die Religionsgeschichte iſt unendlich viel geringer, als man vielfach meint, ja, wie schon A. Lang (The Secret of the Totem 136), so erklärt jetzt auch Frazer, der reine Totemismus sei überhaupt noch keine Religion. A man no more worships his totem and regards it as his god, so sagt er, than he worships his father or mother, his brother or his sister, and regards them as gods. He certainly respects his totem and treats it with consideration, but the respect and consideration which he pays to it are the same that he pays to his friends and relations . . . The system is thoroughly democratic; it is simply an

imaginary brotherhood established on a footing of perfect equality between a group of people on the one side and a group of things (generally a species of animals and plants) on the other side (IV, 5). Aber bei der Art, wie der Naturmensch seine Umgebung, namentlich eben Tiere und Pflanzen, beurteilt, mußte dieses demokratische, brüderliche Verhältnis doch sofort zu einem religiösen werden — religiös natürlich nur in dem elementaren Sinn des Worts, in dem hier davon allein die Rede sein kann. Und wie erklärt sich jene Annahme einer Zusammengehörigkeit selbft, die, wenn sie auch nicht so kompliziert und wichtig ift, wie man vielfach meint, doch immer noch sehr merkwürdig bleibt?

Hier ift eine kurze Bemerkung einzuschalten. Es wurde eben angenommen, daß im Totemismus eine Gruppe von Menschen sich mit einer Klasse von andern Wesen oder Gegenftänden (vielleicht auch einem einzelnen) zusammengehörig fühlt; früher dagegen war die Rede davon, daß auch Individuen ein besonderes Totem haben könnten. Das bleibt richtig, ift aber nicht das primäre. Und zwar ergibt sich das schon daraus, daß der einzelne sich sein Totem sucht oder daß es für ihn gesucht wird, mehr noch aus der Art, wie das geschieht. Fragen wir also nach dem letzten Ursprung des Totemismus, so müssen wir von diesen individuellen Totems absehen und uns nur an die Stammtotems halten.

Dann aber scheidet wohl ohne weiteres eine Reihe von Erklärungen des Totemismus aus, die teils Frazer in seinen verschiedenen Veröffentlichungen, teils andere gegeben haben.

1. Verschiedene amerikanische Anthropologen (F. Boas, A. C. Fletcher, C. Hill-Tout, A. G. Morice u. a., deren Werke Lenz und Frazer aufführen) meinen, der Totemismus komme daher, daß der Stammvater des betreffenden Clans in der Pubertätszeit von einem Tier oder einer Pflanze geträumt habe. In der Tat erhalten die jungen Indianer auf diese Weise ihre Schutzgeifter, aber anderwärts ift ein solcher Gebrauch kaum nachweisbar. Und auch für Amerika erklärt er nicht das, was er erklären soll — schon deshalb nicht, weil sich das Totem dort in der Regel nicht vom Vater, sondern von der Mutter auf die Nachkommen vererbt.

2. Frazer hatte zuerft (in seinem andern Hauptwerk, »The Golden Bough« II, 332 ff.) den Totemismus daraus erklärt, daß — denn so muß man sich die Sache wohl vorftellen — der Stammvater eines Clans seine Seele in einem andern Wesen oder Gegenftand deponiert, dann aber, um sicher zu gehen, die ganze Art von Wesen oder Gegenftänden verschont habe. In der Tat findet sich der Glaube, man könne seine Seele so sicherftellen, bei verschiedenen Völkern; aber daß er mit dem Totemismus zusammenhängt, läßt sich nicht erweisen.

3. Frazer trägt daher in einem Artikel über The Beginnings of Religion and Totemism among the Australian Aborigines (Fortn. Rev. 1905) und in seinem abschließenden Werk über den Totemismus, das auch jenen noch einmal wiedergibt, vielmehr die Theorie vor, er erkläre sich daraus, daß man die Entftehung des Stammvaters des betreffenden Clans auf das Wesen oder den Gegenftand zurückgeführt habe, den seine Mutter in dem Augenblick sah, in dem sie sich zuerft Mutter fühlte. Aber daß man so über die Entftehung eines Menschen gedacht habe, läßt sich, wie Lang (Man 1906, Nr. 82, 112; 1907 Nr. 55; Anthropos 1910, 1092 ff.) zeigt, wohl nicht sicher nachweisen. Außerdem hätte nach einer richtigen Bemerkung von Leonhardis (Der totemiftische Kult der Aranta- und Loritja-Stämme I, Veröffentlichungen aus dem ftädtischen Völkermuseum Frankfurt a. M. I, 3, 1, XI) aus jenem Glauben, wenn er sich nachweisen ließe, Totemismus wohl nur entftehen können, wenn er schon vorher vorhanden war, ja, das gibt auch Frazer selbft unwillkürlich zu, wenn er, nachdem er von den Phantasien schwangerer Frauen gesprochen hat, wenigftens am Rande fortfährt: Such maternal fancies might among a totemic people determine a child's totem (IV, 65 f.). Wollte man aber selbft annehmen, daß auch der Totemismus selbft erft so entftanden sei, so würde doch dagegen wieder der Umftand bedenklich machen müssen, daß nie ein Weib und faft nie ein Mann Totem ift, obwohl diese eine Frau in dem Augenblick, in dem sie sich zuerft Mutter fühlt, doch auch einmal hätte sehen können oder müssen. Und endlich ift gegen diese wie die beiden vorher erwähnten Theorien der Einwand zu erheben, daß wahrscheinlich zuerft nicht ein einzelner ein Totem gehabt hat,

sondern der Stamm — wie ist das also zu erklären?

Auch das ist bisher auf drei verschiedene Weisen erklärt worden, teils von Frazer, teils von andern.

1. Vor der zuletzt und nach der vorher besprochenen Theorie hatte Frazer, ebenso wie Spencer und Gillen (Some Remarks on Totemism as applied to Australian Tribes, Journ. of the Anthropolog. Institut. 1899, 275 ff.) eine Hypothese über den Totemismus vorgetragen, die an die oben gelegentlich erwähnten Intichiuma-Zeremonien anknüpfte. Weil nämlich in diesen jeder Stamm durch Zaubermittel, die hier nicht genauer geschildert zu werden brauchen, sein Totemtier oder seine Totempflanze zu vermehren sucht, erklärten die genannten den Totemismus für a system of magic designed to supply a community with all the necessaries of life and especially with the chief necessary of all, with food (Tot. IV, 56). Aber Frazer selbst hat längst eingesehen, daß diese Erklärung unhaltbar ist. Ein Naturvolk kann nicht die verschiedenen Gebiete der Natur so unter sich verteilt haben; wo das der Fall zu sein scheint, da ist es eher eine Folge des Totemismus, aber nicht seine Wurzel. Wo ist diese zu suchen?

2. Der Holländer G. A. Wilken (Het Animisme bij den Volken van den Indischen Archipel, De Ind. Gids 1884, 997 ff.), Tylor (Remarks on Totemism, Journ. of the Anthropolog. Instit. 1899, 146 ff.) und Wundt glauben, die Totemtiere seien Seelentiere, d. h. man fühle sich zu den Totemtieren in jenem besondern Verhältnis stehend, weil man annehme, daß in ihnen die Seelen der Verstorbenen weiterleben. Gegen diese Erklärung ist eine ähnliche Einwendung zu machen wie bei früheren Gelegenheiten: dieser Glaube an das Fortleben der Seele in bestimmten Tieren findet sich auch dort, wo diese nicht als Totems gelten, und (wenn das noch nicht als entscheidend gelten sollte, und es ist nicht entscheidend) der Totemismus ist vielfach, ja gewöhnlich nicht mit diesem Glauben an Seelenwanderung verbunden. Außerdem handelt es sich beim Totemismus doch nicht nur um Seelentiere, ja nicht einmal nur um Tiere überhaupt, und wenn auch vielfach die Seele ebenso in Pflanzen fortleben oder in leblosen Gegenständen wohnen soll, wenn also schließlich die ganze Religion auf Manismus zurückgeführt wird, so ist das doch immer erst eine spätere Entwicklung. Der Totemismus aber ist älter und läßt sich also nicht so erklären.

3. Die letzte bisher (und am häufigsten) vertretene Theorie erscheint wieder in verschiedenen Formen. Zuerst findet sie sich bei J. Lubbock (jetzt Lord Avebury) (Prehistoric Times [5] 610, The Origin of Civilisation [6] 217, 275 ff.) und lautet hier so: Man habe zuerst einzelne Individuen, dann ganze Familien nach Tieren usw. genannt, denen sie irgendwie ähnelten; das sei später dahin mißverstanden worden, daß man sie zu diesen Tieren usw. in jener besonderen Beziehung stehen ließ. Etwas anders dachte sich H. Spencer (The Origin of Animal Worship, Fortn. Rev. 1870, May 535 ff. = Essays [3] III, 101 ff., Principles of Sociology [3] I, 331 ff. 354 ff.) die Sache: Jene Namen seien zuerst den Stammvätern beigelegt worden, und da diese göttlich verehrt wurden — der Manismus ist ja nach Spencer die Urform der Religion — so auch ihre Totems. Das scheint eine Verbesserung der Lubbock'schen Theorie zu sein, und ist es doch nicht; denn wie wir vorhin sahen, der Manismus kann nicht den Anfang der religiösen Entwicklung gebildet haben. Aber auch abgesehen davon, ist diese und die Lubbock'sche Erklärung ungenügend; denn ein Spitzname kann nicht in dieser eigentümlichen Weise von seinem Träger mißverstanden worden sein, oder das Mißverständnis eines Namens kann, auch wenn er zum Ehrennamen geworden war, nicht jene ganz merkwürdige Vorstellung des Totemismus hervorgerufen haben. Lang und ebenso bei uns J. Pikler und F. Somló (der Ursprung des Totemismus) weisen zwar sehr mit Recht darauf hin, daß der Name für den Primitiven nicht Rauch und leerer Schall, sondern ein Teil des Wesens der Dinge ist; indes auch das genügt noch nicht, um jene höchst eigentümliche Meinung, man gehöre mit einer Gruppe von Tieren usw. zusammen, befriedigend zu erklären. Besser ist da schon die Theorie von A. C. Haddon (Address to the Anthropol. Section, Report of the Brit. Assoc. 1902), die totemistischen Stämme hießen nach den Tieren und Pflanzen, von denen sie vor allem gelebt, die sie daher besonders genau kennen gelernt und als sich verwandt angesehen hätten; nur ist das

auch unwahrscheinlich, da diese Stämme nicht ursprünglich im Unterschied von anderen von diesen überall vorkommenden Tieren oder Pflanzen — auf andere Totems paßt die Erklärung überhaupt nicht — leben konnten, auch jetzt nicht in erster Linie von ihnen leben, ja, sie vielmehr in der Regel als tabu betrachten! Am befriedigendsten scheint mir daher von den bisher gegebenen noch die Erklärung zu sein, die neuestens E. Reuterskiöld (Till frågan om uppkomsten af sakramentala måltider) und Nilsson vertreten, nach der der Totemismus in der Abhängigkeit des Primitiven von gewissen Tieren wurzelt; man müßte sie nur so ummodeln, daß sie auch auf die andern Gegenstände paßt, die als Totems dienen.

Aber vielleicht kann man den Totemismus im einzelnen überhaupt nicht erklären. Im allgemeinen hängt er ja natürlich mit jenem (in letzter Linie im Animatismus wurzelnden) Glauben an die Verwandtschaft des Menschen mit seiner Umgebung zusammen, der sich auch in manchen anderen Anschauungen ausprägt: der Mensch ist aus einem Tier, einer Pflanze usw. entstanden, kann sich in sie verwandeln, mit ihnen verbinden usw. Als noch der einzelne nur als Glied seines Stammes in Betracht kam, mußte jene Verwandtschaft natürlich zwischen dem Stamm auf der einen Seite und einem Wesen oder Gegenstande bezw. einer Gruppe von solchen auf der andern Seite angenommen werden, und das ist ja eben das Eigentümliche des Totemismus. Aber warum im einzelnen Fall nun gerade das betreffende Wesen oder der betreffende Gegenstand zum Totem ward — das können wir nach meinem bescheidenen Dafürhalten ebensowenig erklären, wie wir überall sagen können, warum hier diese, dort jenige Fetische, Pflanzen, Tiere, Naturerscheinungen, Himmelskörper usw. verehrt werden. Selbstverständlich mußten sie dem betreffenden Stamm bekannt sein und für ihn eine gewisse Bedeutung haben; aber welche das nun im einzelnen war, das können wir wohl in vielen Fällen nicht mehr entscheiden. Häufig wird hier wie sonst, der Zufall eine Rolle gespielt haben, und im übrigen werden auch hier verschiedenere Gründe maßgebend gewesen sein, als man in der Regel anzunehmen geneigt ist.

Das mag manchen ein unbefriedigendes Ergebnis zu sein scheinen, ebenso wie es vielleicht einzelnen unbequem ist, nicht mehr alle möglichen Erscheinungen ohne weiteres auf den Totemismus zurückführen und den Animismus im einen oder anderen Sinne als die Grundform der Religion betrachten zu sollen. Aber schließlich muß man eben auch solche weitverbreitete Theorien oder bequeme Denkgewohnheiten aufgeben, wenn sie sich als unbegründet erweisen, und unter Umständen muß man selbst da, wo sich schon die vorzüglichsten Gelehrten um ein Problem bemüht haben, eingestehen, daß es vielleicht überhaupt unlösbar ist. Im übrigen werden ja künftige Forschungen uns gewiß auch hier noch manches, was wir jetzt nicht verstehen, besser begreifen lehren; möchten sich nur an dieser Arbeit die deutschen Gelehrten und namentlich die deutschen Universitäten, die sich mindestens in dieser Beziehnng in sehr bedenklicher und bedauerlicher Weise vom Ausland haben überflügeln lassen, mehr beteiligen, als das im allgemeinen bisher der Fall gewesen ist.

Nachrichten und Mitteilungen.

Korrespondenz aus Kapstadt.

Südafrikanische Kulturprobleme.

Im Jahre 1909 vollzog sich bekanntlich nach der Sanktion von Seiten der Krone und des englischen Parlaments der Zusammenschluß der vier südafrikanischen Staaten, die bisher als Kapkolonie, Natal, Transvaal und Oranjefreistaat ein politisches Sonderleben geführt hatten. Die Gründe für diesen Zusammenschluß waren politische und wirtschaftliche, wobei die wirtschaftlichen wohl ausschlaggebend waren. Die Zusammenfügung vier so heterogener Staatengebilde zu einem großen Ganzen, zu dem sie nur in der Beziehung von Provinzen stehen, konnte naturgemäß nicht ohne Aufrollen wichtiger Fragen geschehen, die im ersten Eifer der Arbeit des Zusammenschlusses kaum beachtet wurden, deren Wichtigkeit aber nun, wo das Gefüge des jungen Gesamtstaates sich konsolidiert hat, in sehr bedeutsamer Weise zu Tage tritt, so daß eine baldige Regelung dieser Fragen, die weniger politischer als kultureller Natur sind, zur unaufschiebbaren Notwendigkeit wird.

Bevor dieses Thema jedoch erörtert wird, ist es angezeigt, mit einigen Hinweisen die wirtschaftliche



Stellung des jungen Gesamtstaates zu kennzeichnen, die in mancher Beziehung für Deutschland ein spezielles Interesse besitzt.

Die südafrikanische Union umfaßt mit ihren 420000 englischen Quadratmeilen ein Gebiet, das ungefähr doppelt so groß wie Frankreich ist und das nach dem letzten Zensus vom Jahre 1904 von einer Gesamtbevölkerung von rund $5^1/_4$ Millionen Menschen bewohnt wird, wovon 1 120 000 Europäer, 500 000 Mischlinge und etwa $3^1/_2$ Millionen rein Eingeborene sind.

Durch den Witwatersranddistrikt in Transvaal ist Südafrika bekanntlich der größte Goldproduzent der Erde geworden, in dem seit dem Jahre 1887, wo die ersten Grabungen geschahen, bis zum Jahre 1909 nicht weniger als $5^1/_5$ Milliarden Mark des edlen Metalles gefördert wurden. Daß das Geschäft rentiert, geht aus der Dividendenhöhe hervor, die im Jahre 1910 (Gesamtbetrag der von den Transvaaler Goldminen-Gesellschaften gezahlten Dividenden) nicht weniger als Mark 180 237 718 betrugen. Die goldene Ernte reiht sich als fast gleichwertiger Reichtum der Diamantenernte in Transvaal und im Oranjefreistaat an, die seit 1870, dem ersten Diamantenfund, eine Ausbeute im Betrage von $2^2/_3$ Milliarden Mark ergab. Sie wäre größer, wenn man die Ausbeute nicht künstlich beschränkt hätte, um den Markt nicht zu überfüllen und damit eine Entwertung des kostbaren Produktes herbeizuführen. — Kohle in für die eigenen Bedürfnisse hinreichender Menge, Kupfer in Namaqualand und am Limpopo, Eisen in Transvaal werden abgebaut und sollen in nächster Zukunft verhüttet werden und verheißen glänzende Perspektiven für die Zukunft.

Diesem reichen Segen an Mineralprodukten steht ein für das Land als Wirtschaftsgebiet nicht minder bedeutsamer Gewinn aus Agrikulturprodukten zur Seite. Da ist vor allem die Wolle zu nennen, deren Export im letzten Jahre einen Wert von über 62 Millionen Mark hatte und der infolge der steigenden Nachfrage nach der von den Angora-Ziegen der Kapkolonie gewonnenen Mohairwolle in künftigen Jahren einen beträchtlichen Aufschwung erfahren wird. Die Straußenfarmen exportierten in demselben Jahre Federn im Werte von $50^1/_2$ Millionen Mark, die Obstfarmen liefern dem Londoner und Hamburger Markt Weintrauben, Pflaumen, Pfirsiche, Aprikosen, Birnen, Mandarinen, Orangen, und diese Exporte werden größer werden, sobald man bessere Verpackungs- und Verladungsmethoden gefunden hat, zu welchem Zwecke jetzt von der Regierung ziemlich kostspielige Experimente vorgenommen werden.

Alle diese Exporte werden jedoch weit übertroffen von den Hauptprodukten der Landwirtschaft, den Cerealien. Der Aufschwung Südafrikas als Getreideland ist in den letzten Jahren ein so rapider gewesen, daß die Weltwirtschaft mit diesem Umstande in Zukunft zu rechnen haben wird. So betrug die Maisernte im Jahre 1907 nur 41 400 Tonnen im Werte von 3 680 000 Mark, im Jahre 1910 aber schon 166 000 Tonnen im Werte von 14 Millionen Mark, von denen etwa ein Viertel nach Deutschland ging. Der südafrikanische Mais ist infolge der ausgezeichnet zuträglichen klimatischen Verhältnisse von vorzüglichster Qualität und in nicht ferner Zeit wird Südafrika, dessen Maisproduktion sich fast ins Ungemessene steigern läßt, wohl einen großen Teil des gegenwärtig 90 Millionen Tonnen betragenden Gesamtbedarfes der Erde liefern; auch der Hafer, dessen Anbau sich beständig erweitert und reiche Erträge liefert, wird eine Rolle in dem Zukunftsbudget Südafrikas spielen. Diesen Cerealien reihen sich Baumwolle, Zuckerrohr, Wein und nicht als letztes Produkt Tabak an; und wenn auch gelegentliche Trockenheit, Viehkrankheiten usw. dem Farmer heute noch manche trübe Stunde bereiten, so sind es doch Dinge, die sich mit der Zeit (Bohrung artesischer Brunnen usw.) bessern werden und die in keinem Verhältnisse stehen zu den gewaltigen Vorteilen, die Ackerbau und Viehzucht in Südafrika zu ihren Gunsten verzeichnen können.

Unter diesen Umständen kann es nicht Wunder nehmen, daß die Gesamtsumme der bisher von den vier Unionstaaten für Eisenbahnen und Hafenanlagen verausgabten Gelder sich auf etwa zwei Milliarden Mark beläuft, von welcher Riesensumme etwa ein Achtel aus den Einnahmen schon abbezahlt, der Rest mit $3^1/_2$ % verzinst wird und einen Teil die Unionsstaatsschuld bildet, die sich insgesamt auf 2,23 Milliarden Mark beläuft, also zum überwiegenden Teile, ja fast völlig, durch diese produktiven Anlagen gedeckt ist (die Brutto-Einnahme der Eisenbahnen und Häfen der Union belief sich im Jahre 1910 auf 20 Millionen Mark pro Monat).

Die wirtschaftliche Lage des jungen Staatswesens ist, wie sich aus dieser kurzen Darlegung schließen läßt, eine glänzende; die Frage entsteht, ob die kulturelle Entwickelung, die durch das gedeihliche Zusammenwirken der wirtschaftlichen Faktoren bedingt ist und mit der wirtschaftlichen Schritt hält und wie der Zusammenschluß, der für die wirtschaftliche Expansion von sichtbarem Segen war, auf diese kulturelle Entwicklung wirkt.

Der junge Staat ist insofern von Glück begünstigt, als alle konstitutionellen Streitigkeiten, die jetzt im Mutterlande so viel Staub aufwirbeln, wie die Abgrenzung der Gerechtsame zwischen Oberhaus und Unterhaus, Bewertung der Wahlstimme, Wahlkreiseinteilung, gerechte Verteilung der Sitze usw. hier von vornherein durch einige weise Maßregeln sind, abgeschnitten durch welche der Grundsatz: Ein Mann, eine Stimme festgestellt, wo durch automatische Regelung der Gewählten nach der Anzahl der Wähler jede Ungleichheit in der Behandlung der Wählerschaft verhindert wird. Konflikte zwischen Oberhaus (dessen Mitglieder zu einem Fünftel vom Gouverneur ernannt, zu vier Fünftel von den Parlamenten der früheren Kolonien, der jetzigen Provinzen erwählt werden) und Unterhaus sind ausgeschlossen, da solche durch eine gemeinsame Sitzung mit durch absolute Majorität entscheidender Abstimmung im Keim erstickt werden und so kann die gesetzgebende Maschinerie ohne Hindernis ihren Weg gehen.

Aber wenn auf diese Weise auch politische Konflikte vermieden werden, so drohen dafür dem jungen Staatswesen solche kultureller Art, deren Lösung nicht so einfach sein wird und die in ihrer Rückwirkung weit über die Grenzen der südafrikanischen Union hinaus fühlbar sein werden. Da

handelt es sich vor allem um das große Kulturproblem der politischen Gleichstellung oder dauernde gesetzliche Minderstellung der eingeborenen schwarzen Bevölkerung. In Transvaal, dem Oranjefreistaat und Natal hat der Schwarze kein Stimmrecht, in der Kapkolonie hingegen hat in bezug auf politische Rechte niemals ein Unterschied zwischen Europäern und Farbigen bestanden. Eine bestimmte Qualifikation im Gesetze vorgeschrieben befähigt hier den Europäer und den Farbigen in vollkommen gleicher Weise zur Ausübung der bürgerlichen Rechte. Die neue Konstitution der südafrikanischen Union bestätigt nicht nur dieses Recht, sondern sie bestimmt sogar, daß unbeschadet des Rechtes des Unionsparlamentes von nun an alle für den Wähler erforderlichen Qualifikationen festzusetzen, kein vom Unionsparlament geschlossenes Gesetz die bisherigen Wahlrechte der bürgenden Kapkolonie verringern dürfe, wenn nicht beide gesetzgebenden Häuser bei einer gemeinsamen Sitzung eine solche Abänderung mit zwei Drittel Majorität beschließen würden. Nun ist es als völlig ausgeschlossen zu betrachten, daß die Capkolonie ihre farbigen Wähler, die sich bisher ihres Wahlrechtes im besten Verständnis für die allgemeinen Interessen bedient haben, entrechten lassen wird, andererseits geht es aber nicht an, daß in den vier Provinzen der Union verschiedene Wahlgesetze herrschen, die in der einen Provinz den Farbigen zum politisch vollgültigen Bürger, in der anderen oder, besser gesagt, in den drei anderen zum entrechteten Bürger zweiter Klasse machen. Andererseits muß man zugeben, daß die europäische bezw. weiße Bevölkerung der drei Staaten mit Recht zögert, bevor sie ihre Farbigen politisch mit sich gleichstellt. Hier sind die Farbigen, denen man auch bei Feststellung eines Zensus das Wahlrecht geben müßte, ungleich zahlreicher als die Weißen, während die Capkolonie, bei der von jeher die Wahl an an einen gewissen Besitz gebunden war, verhältnismäßig wenig schwarze Wähler hat. — So ist jetzt in Transvaal und im Oranje-Freistaat jeder volljährige Europäer wahlberechtigt, in Natal ist jeder Europäer, der über einen gewissen Besitz verfügt, wahlberechtigt und in der Capkolonie jeder volljährige männliche Eingeborene ohne Rücksicht auf die Farbe, der über ein bestimmtes Einkommen verfügt. Wie wird man diese vier verschiedenen Wählerqualifikationen vereinbaren, welche Stellung wird die farbige Bevölkerung in Zukunft in Südafrika einnehmen und wie wird diese politische Standesversöhnung, die ohne Zweifel stattfinden wird, auf die Negerbevölkerung der anderen südafrikanischen Kolonien einwirken? Diese Fragen sind deshalb von großer politischer und kultureller Tragweite, weil der Farbige der Unionsstaaten sich unter der vielfachen Anregung zu gutem und verhältnismäßig leichtem Verdienst, wie ihn der Minenbetrieb liefert, zu industrialisieren d. h. zu einem die Industrien nutzenden und für sie nutzbaren Faktor umzuwandeln beginnt. Der Kafferneger ist heute nur noch selten mehr der Faulenzer, der seine Frauen für sich arbeiten läßt und sich damit begnügt, ab und zu ein Wild zu erlegen. Einige Ziffern werden dies dartun: Die Goldminen in Witwatersrand allein zahlten im Jahre 1909 mehr als 270 Millionen Mark an Löhnen und Gehältern, und 100 Millionen dieser Summe dürften Löhne sein, die in die Taschen — soweit sie solche hatten — der farbigen Minenarbeiter wanderten. Diese Ziffern sind nicht übertrieben, sondern sind den buchmäßigen Eintragungen entnommen und zeigen, in welchem Maße heute die farbige Bevölkerung durch den Minenbetrieb als kaufkräftiger Abnehmer der Industrieprodukte zu betrachten ist. Vor dreißig Jahren noch brachte die überwiegende Mehrzahl der Negerbevölkerung ihr Dasein in absolutem Nichtstun zu, heute sind die Mehrzahl der Männer zwischen 20 und 40 Jahren in den Minen beschäftigt, allerdings nicht beständig, sondern intermittierend, je nach dem periodischen Bedarf, aber der Verdienst lockt sie und trägt allgemach den Sieg über die angeborene Trägheit davon. Daß die Farbigen in den letzten Jahren so eifrig zu den Minen kamen, ist zum großen Teil auch dem Umstande zuzuschreiben, daß die Leute sehen, daß man ihnen eine gewisse Sorgfalt angedeihen läßt; früher war infolge der unsanitären Verhältnisse im Betrieb und Quartier die Sterblichkeit unter den Minenarbeitern eine sehr große, jetzt sind Sanitätsinspektoren angestellt, gesunde Wohnhäuser errichtet, die Kost ist verbessert, und der Schwarze kann sich auch als Minenarbeiter seines Daseins freuen. Diese Tatsachen sprechen sich schnell herum, und die jungen Leute, die früher ein Grauen vor der Minenarbeit empfanden, drängen sich jetzt hinzu.

Diese reguläre und gewinnbringende Beschäftigung bringt naturgemäß eine Transformation in dem Farbigen hervor; aus dem früheren indolenten Naturkind wird ein kleiner Besitzer, der seine Wichtigkeit innerhalb der gesellschaftlichen Organisation zu fühlen beginnt, und der daher nicht abstehen wird, mit Nachdruck die politischen Rechte zu fordern, die man seinem Bruder in der Capkolonie seit langem gewährt. Welche Konsequenzen ergeben sich nun aus dieser Situation? (Wie schon oben angeführt, ist die Gesamtanzahl der weißen Bevölkerung Südafrikas etwa $1^1/_4$ Million, die der eingeborenen farbigen Bevölkerung mehr als vier Millionen, wovon $3^1/_2$ Millionen reinrassige Urbevölkerung, die weit zerstreut zwischen der weißen Bevölkerung wohnt, verschiedenen Stämmen und verschiedenen Zivilisationsstufen angehört, unter denen sich aber eine große Anzahl von zivilisierten Männern und Frauen befindet, die nach Bildungsmitteln für sich und ihre Kinder verlangen, wofür die Tatsache spricht, daß im Jahre 1894 die Anzahl der Schulunterricht genießenden Farbigen rund 80,000 betrug, heute aber auf über 170,000 angewachsen ist. Zu dieser Urbevölkerung sind dann die 300,000 bis 400,000 Farbigen hinzuzufügen, denen europäisches Blut beigemischt ist und die vollkommen nach Art der Europäer leben. Endlich gehören zu dieser Gruppe noch etwa 150,000 Asiaten, meist englische Untertanen, deren Anwesenheit den Anstoß zu den bekannten delikaten Streitfragen gab, die noch nicht gelöst sind und deren Schlichtung die Regierung jetzt mit möglichster Schonung der Interessen der Weißen und des Rassenstolzes der Asiaten zu schlichten sucht. Diese große Masse afrikanischer Urbevölkerung, Mischbevölkerung und asiatischer Einwanderer, die auf ihren Titel als

englische Untertanen pochen, bilden das Fundament der industriellen und agrikulturellen Arbeit der Union, sie liefert Lehrer, Prediger, Missionare, die das Gefühl haben, daß sie ihre Sache ebenso gut oder, infolge des engeren Kontaktes mit dem Objekt, besser machen können, als der von England herüberkommende Einwanderer, der den Farbigen natürlich nicht als seinesgleichen anerkennen will. Der gebildete Farbige will sich diese Anerkennung nicht vorenthalten lassen, und er empfindet es mit Groll, wie die Regierungen der vier Provinzen, wenn ihnen auch das Gesetz direkt keine Handhabe dazu bietet, mit zweierlei Maß messen, ein Umstand, der sich in der Bestimmungen der Eisenbahn-Reglements, den städtischen Verwaltungen, im Unterrichtswesen, in der täglichen administrativen Routine der Regierungsorgane nur zu deutlich zeigt. Dabei wird die Anzahl der qualifizierten farbigen Arbeiter, der Lehrer, Bureaubeamten usw. von Tag zu Tag größer, die Konkurrenz, die sie den Weißen machen, von Tag zu Tag heftiger. Hier bietet sich der Regierung des Landes ein Kulturproblem, dessen Lösung äußerst schwierig ist, aber nicht mehr länger hinausgeschoben werden kann. Verschiedene Methoden der Lösung werden vorgeschlagen, aber niemand kann heute voraussagen, wie denn diese Lösung vonstatten gehen wird. Eine Ausgleichung der Gegensätze muß jedenfalls erfolgen, und es wird Sache der Unionsregierung sein, diesen Ausgleich herbeizuführen.

Von minderer Wichtigkeit ist eine andere Frage, der aber deshalb doch keine geringe kulturelle Bedeutung zugemessen werden darf, weil sie sich unter den weißen Rassen abwickelt. Es ist das die Sprachenfrage, der Kampf zwischen Englisch und Holländisch als Unterrichtssprache in den beiden neuerworbenen Provinzen. Die Union hat sich des Rechtes der Erstellung der Unterrichtsgesetzgebung zugunsten der Provinzialparlamente begeben und hat sich damit begnügt, in der Konstitution den Grundsatz festzulegen, daß beide Sprachen dieselben Rechte haben sollen. In der Capkolonie, in Natal und Transvaal haben die Provinzialregierungen Schulordnungen erlassen, die sowohl den Beifall der englischen als auch der holländischen Bevölkerung fanden, nur im Oranje-Freistaat erklärte die englische Bevölkerung, daß die dortige Schulordnung ungerecht gegenüber der englischen Bevölkerung sei, weil sie die englische Sprache zurücksetze. Man verlangt dort getrennte Schulen für die holländischen und für die englischen Schüler. Nun aber hat sich gezeigt, was ja auch auf der Hand liegt, daß gemeinsamer Schulunterricht das beste Mittel zur Verschmelzung der beiden Rassen ist, man will daher nicht davon abgehen, und da die Oranje-Engländer auf ihrem Standpunkt beharren, hat sich jetzt der Streit verschärft, hat auch auf die anderen Provinzen übergegriffen.

Doch diese Frage wird geschlichtet werden, wenn die Unionsregierung auch gegenwärtig hierin nicht kompetent ist, wird ihr schließlich, wenn sonst keine Einigung zu erzielen ist, die Pflicht der Schlichtung des Konfliktes doch zufallen und sie wird sie erfüllen; ob ihr dies aber mit den Fragen, die mit dem Emporstreben der farbigen Bevölkerung zusammenhängen, ebenso leicht gelingen wird, ist eine andere Sache. Hier sind Komplikationen möglich, die heute noch niemand voraussehen kann.

A. B.

Mitteilungen.

Die Fürstlich Jablonowskische Gesellschaft in Leipzig stellt für die Jahre 1911—13 die folgenden Preisaufgaben: Die Sprachwiss.-philol. Sektion verlangt: 1. eine vergleichende Darstellung der Brautwerbungs- und Hochzeitsgebräuche bei den slawischen Völkern und bei den baltischen Stämmen (Litauern und Letten). Einlieferung bis zum 30. November 1911. Durch Vergleichung dieser Gebräuche bei den slawischen Völkern soll festgestellt werden, was allen gemeinsam ist und als alt angesehen werden kann, ferner, wie sich die Gebräuche bei den einzelnen Völkern weiter entwickelt haben, ob und wie fremder Einfluß verändernd gewirkt hat. Die Vergleichung mit den Gebräuchen der Litauer und Letten soll untersuchen, ob und wie alte Übereinstimmung mit denen der Slawen vorliegt, wie weit etwa Entlehnung von diesen. 2. Fordert sie eine Untersuchung des Ursprungs und der Bedeutungsgeschichte derjenigen Wörter der indogermanischen Sprachen, die ethische Begriffe bezeichnen. (Einlieferung bis zum 30. November 1912.) Dabei ist einerseits ins Auge zu fassen, was sich für die von der Indogermanistik ältesterreichbare Zeit, die Periode der Urgemeinschaft der indogermanischen Völker, feststellen läßt, andrerseits aber und ganz besonders zuzusehen, wie in den einzelsprachlichen Entwicklungsperioden altüberkommene Wörter ethischen Gehaltes ihren Sinn verändert haben und wie Wörter mit nichtmoralischer Bedeutung eine moralische Bedeutung übernommen haben. In den letzteren Beziehungen kann es nicht auf eine erschöpfende, die Geschichte jedes Wortes, jeder Sprache bis auf die Gegenwart verfolgende Darstellung ankommen. Es genügt vielmehr eine Auswahl besonders interessanter und klarer Einzelfälle, eine Auswahl jedoch, bei der womöglich jede Klasse der Moralbegriffe vertreten ist. 3. Wünscht sie eine Geschichte der griechischen Staatenvereine und ihrer Verfassungen in den letzten Jahrhunderten vor der Kaiserzeit. (Einlieferung bis zum 31. Oktober 1913.)

Die Naturwiss.-mathem. Sektion stellt 1. die Aufgabe: Es soll die Theorie des Regenbogens gefördert und insbesondere der Verteilungszustand des Lichtes mit anzugebender Genauigkeit für eine Kugel mit beliebigem Durchmesser bestimmt werden, der aber so klein sei, daß er nur wenige oder gar keine Beugungsstreifen ermöglicht, und zugleich so groß, daß er nicht gegenüber der Lichtwellenlänge vernachlässigt werden darf. (Einlieferung bis zum 30. November 1911.) 2. Wünscht sie eine Aufklärung der näheren und ferneren Faktoren, durch welche das Winden der Schlingpflanzen erzielt wird. (Einlieferung bis zum 30. November 1912.) 3. Stellt sie die Frage: Wie lautet, in der Theorie des Newtonschen Potentials, für das durch die Methode der reziproken Radien aus dem Ellipsoid entstehende Ovaloid derjenige Satz, der dem C. Neumannschen Satze analog ist? Die Gesellschaft

wünscht, daß diese Frage, wenn auch nicht im allgemeinen, so doch für irgendeinen speziellen Fall beantwortet werden möchte, so z. B. für den Fall, daß das gegebene Ellipsoid ein Rotationsellipsoid ist, und überdies das Zentrum der (nach der Methode der reziproken Radien auszuführenden) Transformation im Mittelpunkt des Ellipsoides liegt. (Einlieferung bis zum 31. Oktober 1913.)

Die geschichtl.-ökonom. Sektion verlangt 1. eine kritische Übersetzung des unter dem Namen Taiho-ryo bekannten, ursprünglich im Jahre 701 n. Chr. verfaßten, heute nur noch in der Redaktion des Jahres 718 vorliegenden japanischen Rechtskodex. Der Übersetzung sind sprachliche und sachliche Erklärungen mindestens in dem Umfange beizugeben, daß auch dem des Chinesischen und Japanischen nicht kundigen Forscher eine Ausnutzung des übersetzten Textes möglich ist; erwünscht ist dabei, daß die sachlichen Erläuterungen durch Zitate aus den amtlichen japanischen Kommentaren des Kodex, nämlich dem Ryo no gige vom Jahre 833 und dem Ryo-shuge aus dem 10. Jahrhundert, belegt werden. (Einlieferung in zwei Exemplaren bis zum 30. November 1911.) 2. Wünscht sie eine Untersuchung über die Neuen Zeitungen in Deutschland bis zum Erscheinen der ersten gedruckten Wochenzeitungen. Die Untersuchung würde vorzugsweise die Technik der Herstellung und des Vertriebs der Neuen Zeitungen ins Auge zu fassen haben. Es erscheint möglich, schon aus ihrem Inhalt die Quellen ihrer Nachrichten, die Art ihrer Sammlung und Bearbeitung, die Orte ihres Erscheinens, die Art ihrer Verbreitung, ihren Zusammenhang mit den gleichzeitigen geschriebenen Zeitungen Deutschlands und den gedruckten Neuen Zeitungen anderer Länder, die Leserkreise, auf die sie zu rechnen hatten, festzustellen. Weiteres Material dürften die Quellen zur Geschichte des Buchgewerbes (Buchdruckerei, Buchhandel, Buchbinderei) bieten. Außerdeutsche Neue Zeitungen wären nur so weit zu berücksichtigen, als sie deutschen als Vorlage gedient oder aus ihnen geschöpft haben. Dagegen sind die sog. historischen Volkslieder, sowie die religiösen und politischen Flug- und Streitschriften, soweit sie den Charakter der Neuen Zeitung tragen, in die Untersuchung einzubeziehen. Letztere würde zeitlich das Ende des 15. und das ganze 16. Jahrhundert umfassen; doch soll es den Bearbeitern unbenommen sein, falls sie sich für die Erkenntnis und historische Würdigung der ganzen Verkehrserscheinung davon einen Nutzen versprechen, sie auch noch auf das erste Viertel des 17. Jahrhunderts auszudehnen, in dem neben ihnen bereits regelmäßig gedruckte Wochenzeitungen erscheinen. (Einlieferung bis zum 30. November 1912.) 3. Verlangt sie die Beantwortung folgender Frage: Hat der Deutsche Zolltarif vom 25. Dezember 1902 die Kauf- und die Pachtpreise des landwirtschaftlich genutzten Bodens im Deutschen Reiche in besonderem Grade beeinflußt? Sie setzt dabei voraus, daß die tatsächliche Preisgestaltung für den landwirtschaftlichen Grundbesitz in verschiedenen Teilen Deutschlands so umfassend wie möglich festgestellt, kritisch beleuchtet und auf ihre Ursachen im einzelnen untersucht wird. (Einlieferung bis zum 31. Oktober 1913.)

Die unter den üblichen Förmlichkeiten einzureichenden Bewerbungsschriften sind in deutscher, lateinischer oder französischer Sprache zu verfassen. Die Preise betragen je 1500 Mark. Die Einsendungen sind an den derz. Sekretär der Gesellschaft (für 1911 Geh. Hofrat Prof. Dr. Bücher, Auenstraße 2 II) zu richten.

*

Der dritte internationale Laryngo-Rhinologen-Kongreß wird vom 30. August bis 2. September in Berlin abgehalten werden. Der Eröffnungssitzung im Sitzungssaal des Herrenhauses wird Prinz August Wilhelm von Preußen beiwohnen, der auch das Protektorat über den Kongreß übernommen hat. Die gleichzeitig stattfindende wissenschaftliche Ausstellung ist aus allen Ländern reichlich beschickt worden. Die Zahl der angemeldeten Vorträge übersteigt bereits bei weitem das erste Hundert. Anmeldungen und Nachfragen sind an den Sekretär des Kongresses Prof. Dr. A. Rosenberg-Berlin NW 6, Schiffbauerdamm 26, zu richten.

*

Ein Bildhauer-Ferienkurs an der Weimarer Kunsthochschule. In der Bildhauerabteilung der großherzoglich sächsichen Hochschule für bildende Kunst in Weimar ist soeben von ihrem Leiter Prof. Gottlieb Elster ein Bildhauer-Ferienkurs für Künstler und Künstlerinnen eingerichtet.

*

Die Verwaltung des bei Gelegenheit des 400. Geburtstages des Reformators gegründeten Calvinfonds zur Förderung der Calvinstudien in Deutschland versendet soeben ihre Statuten. Zweck des Fonds ist darnach die Förderung der Calvinstudien in Deutschland. Und zwar sollen einerseits literarische Arbeiten, welche, sei's in wissenschaftlicher oder populärer Form, der Erforschung und Schilderung der Geschichte, Gedanken und Ziele Calvins und des Calvinismus oder der Veröffentlichung von Werken Calvins und seiner Geistesgenossen gewidmet sind, andererseits Studienanstalten, welche sich die Förderung der Calvinstudien und der reformierten Theologie satzungsgemäß angelegen sein lassen, aus den Erträgnissen des Fonds unterstützt werden. Die näheren Bestimmungen zur Ausführung des Zweckes der Stiftung setzt der Vorstand nach dem jeweiligen Bedürfnis fest. Da vorläufig keine literarischen Aufgaben vorliegen, welche einer stärkeren Unterstützung durch den Fonds bedürften, so wird fürs erste ein Preis von M. 500 festgesetzt, welcher am 1. Januar 1913 ganz oder geteilt dem oder den Verfassern der besten unter den Arbeiten verliehen werden soll, die in den Jahren 1910, 1911 und 1912 auf dem obengenannten Gebiete in Deutschland hervortreten. Falls keine wirklich förderlichen Arbeiten, die des Preises wert sind, erscheinen, so kann auch, eventuell unter Erhöhung der Prämie, ein bestimmtes Thema aus der Calvinforschung zur Bearbeitung und Prämiierung ausgeschrieben werden. Das nach Abzug der Kosten der Geschäftsführung übrig bleibende Zinserträgnis soll vorläufig so lange kapitalisiert werden, bis außer jener Prämie noch M. 1000 jährlich verfügbar sind.

Internationale Wochenschrift
für Wissenschaft Kunst und Technik
herausgegeben von Prof. Dr. Paul Hinneberg, Berlin, Zimmerstr. 36

Verlag: August Scherl, Berlin SW, Zimmerstraße 36-41. — Druck: Bayerische Druckerei und Verlagsanstalt G. m. b. H. in München, Bayerstraße 57.

5. Jahrgang Nr. 33
19. August 1911

Inseraten-Annahme bei den Annoncen-Expeditionen von August Scherl G. m. b. H., Berlin und Daube & Co. G. m. b. H., Berlin und deren sämtlichen Filialen.

Für die Redaktion verantwortlich: Professor Dr. Wilhelm Paszkowski, Berlin-Gr. Lichterfelde.

Erscheint jeden Sonnabend. — Preis vierteljährlich für Deutschland und Oesterreich 3 Mark, für die übrigen Länder des Weltpostverkehrs 4 Mark 30 Pfg. bei direktem Bezug unter Kreuzband. — Einzelnummer 25 Pfg. — Inserate die dreigespaltene Nonpareillezeile 50 Pfg. — Abonnements nehmen alle Buchhandlungen und Postanstalten, sowie sämtliche Geschäftsstellen von August Scherl G. m. b. H. entgegen.

INHALT

Die Abhandlungen erscheinen in deutscher Sprache, englische und französische auf Wunsch der Autoren im Urtext

Friedrich Paulsens pädagogisches Vermächtnis.

Von Wirkl. Geheimem Oberregierungsrat Dr. Adolf Matthias in Berlin.

Vor einigen Wochen ist aus Friedrich Paulsens Nachlaß eine Pädagogik*) erschienen, die in allen fachmännischen Kreisen und darüber hinaus in den Kreisen aller Gebildeten, die sich für deutsche Erziehung interessieren, reichen Anklang finden muß. Als Paulsen allzufrüh seinem Wirkungskreise an der Berliner Universität entrissen wurde, ging tiefer Schmerz durch die Welt der Schulmänner, und dem Schmerze folgt die tätige Dankbarkeit. In Oberlehrerkreisen arbeitete man an der Gründung einer Paulsenstiftung, die immer weitere Formen annimmt und die einen Beweis liefern soll, wie viel Achtung und wie viel Liebe dieser Hochschullehrer bei allen Schulmännern hinterlassen hat. Es kommen viele Gründe zusammen, welche jene Pietät und Liebe rechtfertigen. Wer die Pädagogik Paulsens liest, wird sich dieser Gründe von neuem bewußt werden und wird es verstehen, wenn in allen fachmännischen Kreisen der Gedanke noch heute lebhaft ist, daß Paulsens zu früher Heimgang einen geradezu unersetzlichen Verlust bedeutet, weil der Lehrstuhl, den Paulsen einnahm, wiewohl er wieder besetzt ist, dennoch verwaist erscheint, soweit die Pädagogik dabei in Frage kommt.

*) Friedrich Paulsen, Pädagogik. Stuttgart und Berlin 1911. J. G. Cottasche Buchhandlung Nachfolger. VIII u. 430 S. Geh. M. 6.50. In Lbd. M. 7.50.

Es ist ja seit Jahren die Frage vielfach erörtert, ob es nicht endlich an der Zeit sei, besondere Lehrstühle für Pädagogik an den Universitäten zu errichten. Bisher ist es in Deutschland üblich gewesen, die Pädagogik an den Universitäten bei einem anderen Fache, so gut es ging oder nicht ging, »unterzubringen«, bei der Philologie, welche ja den Beruf hat, Lehrer auszubilden, bei der Theologie, die auch erziehenden Beruf hat, oder aber bei der Philosophie, zu welcher die Pädagogik wegen ihrer Grundlagen in naher Beziehung steht. Die letztere Verbindung ist die am meisten gegebene, und Paulsen und viele Schulmänner mit ihm halten dafür, daß man an den Universitäten zu den üblichen zwei Lehrstühlen für Philosophie, die in der Hauptsache der eine den theoretischen Disziplinen der Psychologie und Logik, der andere der Geschichte der Philosophie zu gehören pflegen, ein dritter Lehrstuhl errichtet werde für praktische Philosophie mit besonderer Verpflichtung auf Pädagogik. Das ist ein Ideal, dessen Verwirklichung angestrebt werden muß im Interesse gesunder deutscher Erziehung und wegen der Bedeutung, welche die Pädagogik als Wissenschaft und seine Kunst beanspruchen darf und zu beanspruchen ernstlich verpflichtet ist. Täuschen wir uns doch ja nicht; in den beständigen, immerfort sich wiederholenden, gar nicht zur Ruhe

kommenden Rufen nach Schulreform spielt auch diese Frage eine wichtige Rolle. Es fehlen an unseren Universitäten Lehrstühle, von denen eine klärende, belehrende und beruhigende Einwirkung ausgehen könnte auf diese Reformrufe; es fehlt an Lehrern der Pädagogik, welche die Jünger dieser Kunst mit der nötigen wissenschaftlichen Ausrüstung ins Leben der Schule zu schicken imstande wären. Wenn es an der Universität an Vertretern praktischer Medizin fehlte und infolgedessen die praktischen Ärzte als eine Art von Kurpfuschern aufs Publikum losgelassen würden, was würde die Welt dazu sagen? Was die Wissenschaft der Medizin sich niemals würde gefallen lassen können, muß sich die Pädagogik seit langem bieten lassen. Glücklicherweise hat nun die Unterrichtsverwaltung dafür gesorgt, daß planlose pädagogische Pfuscherei nicht in unseren Schulen um sich greife; sie hat durch Begründung von pädagogischen Seminaren an den höheren Lehranstalten, deren Zahl von Jahr zu Jahr wächst, und deren Tätigkeit ungemein segensreich wirkt, sich ein hohes Verdienst erworben und ist dem Mißstand, der durch jene Lücke an den Universitäten noch schlimmer hätte werden müssen, erfolgreich entgegengetreten. Aber jene beklagenswerte Lücke bleibt; was zu ihrer Beseitigung bisher geschehen ist, ist Flickwerk. An den pädagogischen Fortschritten unserer höheren Schulen haben unsere Universitäten daher wenig oder gar kein Verdienst.

Nun aber zu Paulsen! Sein Verdienst — und dieses tritt uns in seiner Pädagogik klar und kräftig vor Augen — ist es gewesen, ein Vorbild abzugeben, wie der zukünftige Professor der praktischen Philosophie beschaffen sein muß, der die Pädagogik an der Universität in Ehren und mit Erfolg zu vertreten berufen sein würde.

Die Loslösung der Pädagogik von der Philosophie ist schlechthin unmöglich. Das müssen wir festhalten; ohne Psychologie und Ethik wäre die Pädagogik wurzellos; und diese lassen sich wiederum nicht trennen von der Metaphysik und Erkenntnistheorie — also von allseitiger und gründlicher philosophischer Bildung. Paulsen entsprach diesen Forderungen; das zeigen seine philosophischen Werke, seine »Einleitung in die Philosophie« und sein »System der Ethik«, deren zahlreiche Auflagen beweisen, wie viele Schüler Paulsen gehabt und wie er weithin segensreich gewirkt hat. Diese philosophische Durchbildung zeigt auch seine nachgelassene Pädagogik auf jeder Seite.

Aber noch mehr. Ein Universitätslehrer der Pädagogik muß auch selbstverständlich eingeweiht sein in die Lehre von der Erziehung und auch in ihre Geschichte mit Einschluß der unentbehrlichen Geschichte der äußeren Gestaltung des Erziehungs- und Bildungswesens. Wie Paulsen auf diesem Gebiete beschlagen war, und was er geschafft hat, das beweisen seine Werke: die große nun auch verwaist dastehende »Geschichte des gelehrten Unterrichts« und sein musterhaftes kurzes Büchlein »Das deutsche Bildungswesen in seiner geschichtlichen Entwicklung«.

Und dann: ein Meister der Pädagogik muß nicht nur ein Gelehrter, sondern auch ein Mann von Bildung sein; er muß weit hinaus in die Vergangenheit und in die Weltanschauung seines Volkes geblickt und in Fleisch und Blut aufgenommen haben, was an dieser Weltanschauung, was in Dichtung und Kunst in seinem Volke zur Erscheinung gekommen ist. Und nicht in seines Volkes Leben allein muß er sich umgeschaut haben. Was an wertvollen humanistischen Elementen in der Weite des Kulturlebens aller gebildeten Völker lebendig gewesen und lebendig geblieben ist, muß er kennen und nachempfinden. Auch hier steht Paulsen in feiner Menschlichkeit seinen Mann; seine Pädagogik ist von schätzbaren Gedanken durchzogen, wie sie dem Geiste des klassischen Altertums, dem Geiste Shakespeares und dem Geiste Goethes und anderer Großen der Wissenschaft und Kunst entstammen.

Und die feine Menschlichkeit Paulsens offenbart sich auch der Gegenwart gegenüber. Paulsen hat es — im Unterschied zu vielen seiner Universitätskollegen — verstanden, nicht nur in Büchern zu studieren, sondern auch unmittelbar im Buche der Welt zu lesen, wie es die lebendige Gegenwart vor ihm aufschlug. Zu allen Tagesfragen, die, im weitesten Sinne gesprochen, in das Gebiet der Pädagogik schlagen, hat er stets mit tapferer Offenheit Stellung genommen und manches Gemüt, das zweifelnden Denkens den Tagesfragen gegenüber stand, aufgeklärt und gestärkt. Auch diese Wirksamkeit zeigt seine Pädagogik an vielen Stellen. Dieses Buch steht mitten inne im erziehenden Leben nicht nur der

Schule, sondern auch des Elternhauses und des Volkes. Ich weiß es aus ganz be- ſtimmten Aeußerungen von Gelehrten, daß man Paulsen diese umfassende publiziſtische Tätigkeit verdacht hat als nicht mit dem Be- rufe eines wahrhaften Gelehrten vereinbar. Andre Leute, die doch auch ein Urteil haben dürften, denken aber anders über diesen Punkt. Ebenso wie sie es für einen Unsegen für das politische Leben unseres Volkes halten, daß der grüne Tisch und sein vielfach geheimnis- volles Leben gemeiniglich so weitab vom Volke ſteht, sehen sie es für unser geiſtiges Leben als bedauerlich und als einen Unsegen an, daß der Studiertisch des Gelehrten meiſt in so abgeschlossener Höhe vom Volke und vor allem der Schule ſteht. Die akademischen Lehrſtühle, besonders die, die der Erziehung der Jugend nahe ſtehen sollten, sind vielfach in solche Höhe gerückt, daß man von unten nur die hohe Nase des oben thronenden Vertreters wissenschaftlicher Offenbarung er- blickt. Paulsen dagegen konnte man ins volle Menschenantlitz sehen. Weshalb hat der Herausgeber des nachgelassenen Werkes nicht ein Bild des heimgegangenen Mannes dem Buche zugefügt? Es wäre vielen eine Freude gewesen, das pädagogische Vorbild auch in persona vor sich zu sehen, bevor sie die erquickliche Wanderung durch das Buch be- gönnen.

Außer dieser frischen Berührung mit der gegenwärtigen Umwelt hatte Paulsen noch einen anderen Zug in seinem Wesen, der ihn so verdienſtvoll erscheinen läßt für die Wissenschaft der Pädagogik. Das vor uns liegende Buch legt Zeugnis davon ab.

Es iſt eine nicht wegzuleugnende Tatsache, daß zwischen den Theoretikern und Praktikern der Erziehung seit langer Zeit her und auch heute noch nicht selten eine gewisse Spannung, hie und da geradezu eine gegenseitige Ver- achtung beſteht.

Die Praktiker blicken auf die nie endenden, keine recht beſtimmte und faßbare Ergebnisse erzielenden Verhandlungen der Theoretiker mit einer gewissen Geringschätzung, wohl auch mit Mißmut und Unbehagen, wenn diese theoretischen Erörterungen ermüdend durch ihre Langeweile oder hart durch ihre ſtrenge Kritik erscheinen. Sie glauben auch die Beobachtung gemacht zu haben, daß diejenigen, die am meiſten theoretisieren, in der Praxis sehr wenig leisten. Sie glauben die Folgerung ziehen zu dürfen, daß Theorie für die Praxis keine Bedeutung habe, da es hier vor allem auf raschen Blick und feinen Takt ankomme, die Sache der Begabung und der Übung seien. Die Theorie ſtöre zu leicht die Unbefangenheit und Unmittelbar- keit. Sie werde geradezu unerträglich, wenn pedantische Methodenkrämer ihre Weise auch anderen aufzuzwingen suchten, wenn jeder so etwas wie Formalſtufen heranklimmen müsse, um in die reinen und wahren Sphären echter Pädagogik zu gelangen.

Die Theoretiker haben diese Mißachtung vielfach vergolten mit der Geringschätzung jener rohen Empirie; ohne Wissenschaft, so sagen sie, sinkt Unterricht und Erziehung zu einem gedankenlosen Betrieb, zu handwerks- mäßiger Routine herab, die sich wie alle Gewohnheit krankhaft von Geschlecht zu Geschlecht in erblicher Belaſtung fortpflanze. Sie weisen darauf hin, daß alle Verbesserungen, alle großen Reformen auf dem Gebiete der Pädagogik von Theoretikern ausgegangen seien. Männer wie Peſtalozzi und Herbart hätten die pädagogische Wissenschaft und pädagogische Praxis freigemacht von Willkür und bloßer Routine und auf den Boden feſter theoretischer Einsicht geſtellt.

Zwischen diesen beiden ſtreitenden Parteien hat Paulsen fein vermittelt und in seiner Pädagogik das Seinige getan, die Annäherung und Ausgleichung zu fördern. Paulsen er- kennt an, daß ohne Zweifel jemand ein guter Erzieher und Lehrer, ja ein hervorragender Menschenbildner sein könne, ohne jemals um Pädagogik und Didaktik, um Theorie und Methode sich bekümmert zu haben. »Der Erzieher und Lehrer wird, wie der Herrscher, mit dem er verwandt iſt, geboren. Menschen- bildung gehört nicht zu den mechanisierbaren Künsten, wie Eisen gießen oder Ziegel formen. Wo es sich um die Bildung von Personen handelt, da iſt nur die Persönlichkeit wirk- sam. Erziehung und Unterricht gehören zu den freien Künsten, nicht zu den fabrik- mäßigen Betrieben; hier setzt der Verſtand eines theoretisch gebildeten Technikers tausend Hände in Bewegung, ihre Leiſtung iſt ganz durch seine Einsicht beſtimmt. Nicht so beim Lehrer und Erzieher: ein Lehrer, der nichts wäre als eine Hand, die nach Vorschrift einer Theorie unter Aufsicht eines Schulinspektors arbeitete, wäre ein kümmerliches Wesen; hier handelt es sich um Einsetzung höchst persön-

licher Kräfte, wer die nicht hat, bleibt, so schön er von Methode zu reden weiß, ein tönendes Erz und eine klingende Schelle. Wo es sich um geistig-sittliche Bildung handelt, ist das Mechanisieren am Ende. Versucht man es hier, wird der sprachlich-literarische, der geschichtliche oder naturwissenschaftliche, der religiöse oder philosophische Unterricht durch die Regeln einer unfehlbaren Methode gebunden, wird der Lehrer genötigt, ihn über ein bestimmtes Schema, der vier Formalstufen etwa, zu spannen, dann lähmt man die persönliche Kraft, tötet die Freude und vernichtet die Frucht.«

Das sind goldene Worte gegen alle Überschätzung der Methodik und Didaktik. Ebenso beherzigenswert aber ist, was Paulsen zu gunsten gesunder Pädagogik und Didaktik sagt.

Für den denkenden Menschen ist es nicht Sache der Willkür, sich über sein Tun Gedanken zu machen oder nicht. Es liegt im Gegensatz zum Tier im Wesen des Menschen, über seine Tätigkeit zu reflektieren, zu reflektieren über seine Ziele und die Mittel, sie zu erreichen, über das Wozu und Warum und über seine Mißerfolge und Erfolge. Er kann, wenn er ein würdiger Vertreter seines Berufes ist, nicht bloß als blindes Werkzeug einer Institution sein ganzes Leben lang gedankenlos vorgeschriebene Pensen erledigen. Seine Aufgabe, als Persönlichkeit zu wirken und Persönlichkeiten zu bilden, zwingt ihn zu Fragen, wie die: Worin besteht persönliche, geistig-sittliche Bildung? Ist es gut, ist es notwendig, daß der Knabe, das Mädchen diese oder jene Dinge lernt? Und wie soll man sie lehren, um sie fruchtbar zu machen für jene Bildung? Das sind Fragen, die sich aufdrängen, besonders bei Hemmungen und Mißerfolgen, bei Störungen, bei Schwierigkeiten. So entsteht die Pädagogik und die Didaktik und sie bildet sich allmählich zur Wissenschaft, indem sich der denkende Lehrer vor sich und der Öffentlichkeit über seine Gedanken und Erfahrungen Rechenschaft zu geben versucht. Aus der Summe dieser Gedanken und Erfahrungen der Denker und Meister pädagogischer Kunst sucht man schließlich die Einheit zu bilden zu einem System, und wenn möglich, die Praxis aus Prinzipien abzuleiten. So entsteht, wie alle Philosophie, die sich klar zu werden sucht, über das, was man als Praktiker übt, die Philosophie der Erziehung und des Unterrichts.

Der Empiriker ist ja vielfach ein guter Lehrer, aber derjenige, der seine Praxis auf kluger Theorie aufbaut, der bessere. Unsere Bildung vertrauen wir letzterem lieber an als dem ersteren, wie wir unsere Gesundheit lieber einem wissenschaftlich gebildeten Arzte anvertrauen als einem bloßen Empiriker; denn dieser bewegt sich auf gebundener Marschroute; der wissenschaftlich gebildete Arzt hat die Fähigkeit freier Anpassung an die unendliche Mannigfaltigkeit der Wirklichkeit vor ihm voraus; er kann durch eine wirkliche, auf die Ursachen gerichtete Untersuchung die Besonderheit des Falles erkennen und dementsprechend seine Vorkehrungen treffen.

Eben dasselbe gilt nach Paulsens Meinung für den Erzieher. »Theorie lehrt sehen; sie kann nicht Rezepte geben, die, unterschiedslos auf alle Fälle angewendet, unfehlbaren Erfolg versprechen. Das ist vielmehr die Sache der bloßen blinden Empirie: der Junge ist unaufmerksam, recipe Schläge; er kann sein Pensum nicht aufsagen, recipe Nachsitzen. Das half von jeher, oder vielleicht half es auch nicht; auf jeden Fall half es dem Empiriker über die Notwendigkeit des Nachdenkens hinweg, und der Junge mochte dann sehen, wo er blieb.«

Ganz andere Mittel stehen dem durch das Studium der Physiologie und Philosophie geschulten Lehrer zu Gebote. Er kennt die Bedingungen des inneren Zustandes der Aufmerksamkeit, die Momente, die sie beeinflussen, ihre Hemmungen und Störungen, die Wirkungen der Ermüdung, die Gründe des Mangels an Interesse. Er paßt seine Vorkehrungen jedem einzelnen, immer wieder anders gearteten Falle an und richtet seine verschiedenen Rezepte weise nach jedem Falle ein.

Mit Energie wendet sich Paulsen gegen die hochmütige Ignorierung oder Ablehnung der Theorie, der man namentlich bei Philologen so oft begegnet. Für Weisheit hält er solche Gesinnung nicht, besonders auch deshalb nicht, weil denen, die von der Natur nicht mit hervorragender Begabung für das Schulamt ausgestattet sind, die Theorie, im besonderen die in Gestalt ausgearbeiteter Methoden befestigte Theorie, in einigem Maße die Fähigkeit wird ersetzen müssen und können, selbst den Weg zu suchen und zu finden.

Diesen Weg zeigt Paulsens Pädagogik in

meisterhafter Weise. Auf Einzelheiten einzugehen kann ich mir ersparen, nachdem ich die großen Grundsätze gezeigt, von denen Paulsen ausgeht, und dargelegt habe, welchen Befähigungsnachweis Paulsen für eine solche Pädagogik mitbrachte.

Doch eins muß ich noch als charakteristisches Merkmal gerade dieser Pädagogik hervorheben. Paulsen handelt an erster Stelle in umfangreichen Kapiteln von der Willensbildung, weil sie das große Hauptstück aller Erziehung sei. Dieses Hauptkapitel scheint ihm aber in der deutschen Erziehung allezeit zu sehr hinter dem Kapitel vom Unterricht zurückgetreten zu sein, weil die in Deutschland herrschende intellektualistische Psychologie dem Wesen der deutschen Schule, die zunächst Unterrichtsanstalt, nicht Erziehungsanstalt sei, allzusehr entgegenkomme. Er erinnert an das beherzigenswerte Wort Roosevelts: »Charakter ist für die Rasse wie für das Individuum weit wichtiger als Intellekt. Wir brauchen Intellekt, und nichts spricht dagegen, daß Intellekt und Charakter verbunden sein können; müßten wir aber zwischen beiden wählen, so wählen wir, ohne einen Augenblick zu schwanken, den Charakter«. Wenn nun auch Paulsen nicht will, daß wir unser Wesen aufgeben, da dem deutschen Volke stets Wissenschaft und Gelehrsamkeit ans Herz gewachsen sei wie keinem andern, so betont er doch, daß wir auch der anderen Seite verstärkte Aufmerksamkeit zuzuwenden haben, daß die Lehrer und Erzieher auch Willensbildner sein müssen, zumal andere Faktoren: Kirche und Familie an ihrem Einfluß auf die Willensbildung mehr und mehr verlieren. Es sind kluge und zugleich liberale Gedanken, die sich hier bei Paulsen finden; und es ist ein Glück, daß Paulsen in seinen letzten Lebensmonaten dieses Hauptkapitel noch selber hat fertigstellen können, während den großen Abschnitt vom Unterricht sein Schwiegersohn Kabitz, Privatdozent an der Breslauer Universität, nach dem Vorlesungskonzept Paulsens und nach einigen Kollegnachschriften hat fertigstellen müssen.

Doch auch dieser Abschnitt ist wohl gelungen; er atmet nicht nur überall den Geist Paulsens, er gleicht sich auch in der Form ungemein geschickt an Paulsens Formen und an Paulsens Stil und Ton an.

Die letzten Worte, die von Paulsen selbst herstammen, mit denen er, wie es scheint, seine Reinschrift abgeschlossen hat, beziehen sich auf Jesu Leben. Sie lauten: »Ein Leben, das ganz aufgeht in dem Dienst an andern, das nichts für sich hat und nichts begehrt, für das das eigene Glück völlig aus dem Gesichtskreis verschwunden ist, das endlich mit klarem und sicherem Bewußtsein den Tod wählt, um nicht sich selbst untreu zu werden: es gibt die erhabenste Anschauung von Seelengröße, und niemand wird sich dem Eindruck entziehen können: das heißt wahrhaft leben. Wer sein Leben so hingibt, der hat es wahrlich gewonnen.«

Hat Paulsen mit diesen Worten an sein eigenes Wirken und Schaffen gedacht, das unter Leiden und Qualen im Dienste der Erziehung geendet? Hat er mit diesen Worten sagen wollen, daß jeder Erzieher, der wahrhaft wirken will, sein Leben gleichsam hingeben muß im Dienste der Erziehung, um es wiederzugewinnen in dem Leben der heranwachsenden Jugend, das sich seines Vorbildes wert und würdig erweist?

Zur Vorgeschichte des Hexameters und des Pentameters.

Vortrag gehalten am 28. Januar 1911 vor Dozenten und Studenten der philosophischen Fakultät Straßburg, von Ernst Leumann, Professor an der Universität Straßburg.

Meine Herren! Manche von Ihnen werden das berühmte Werk von Sven Hedin »Durch Asiens Wüsten«, das im Jahre 1899 erschien, in der Hand gehabt haben. In diesem Werke schildert der berühmte Forschungsreisende seinen Zug durch die Wüste Taklamakan in Ostturkestan. Er erzählt dabei von Ruinen, die vom Sande fast verdeckt waren, und aus denen er einige Buddha-Figuren und Handschriftblätter ans Tageslicht förderte. So erfuhr durch ihn die größere Öffentlichkeit zum erstenmal von den Spuren einer verschollenen Wüsten-Kultur. Im Herbst des gleichen Jahres gab auf dem Orientalisten-Kongreß

zu Rom der Petersburger Turkologe Radloff die Anregung, daß seitens der einzelnen Staaten archäologische Expeditionen nach den vielversprechenden Ruinen-Gegenden ausgesandt werden möchten. Und es sind denn seither mehrere Expeditionen — von England-Indien aus, von Petersburg aus, von Berlin aus, von Paris aus, von Japan aus — nach Ostturkestan gezogen, Expeditionen, die eine überraschende Fülle von Kunstgegenständen aller Art und von Handschriften heimbrachten. Dabei zeigten sich in den Handschriften und Handschriftresten im Ganzen zehn oder mehr verschiedene Sprachen, erstens bekannte wie Sanskrit, Tibetisch, Chinesisch, Türkisch, Persisch, Syrisch, und sodann auch zwei unbekannte Sprachen. Die überraschendsten Entdeckungen aber, die nun zunächst gemacht wurden, waren drei. Um 1904 erkannte F. W. K. Müller Spuren der Manichäer-Literatur, die in mittelpersischer Sprache geschrieben sind. 1907 gelang es mir, eine der beiden unbekannten Sprachen als indogermanisch, und zwar als mit dem Indischen und Persischen verwandt, also als arisch, zu erweisen.*) Ein Jahr später wurde von Berlin aus durch Sieg und Siegling gezeigt, daß auch die zweite unbekannte Sprache indogermanisch sei, aber nicht etwa ebenfalls zur arischen (südasiatischen) Gruppe der indogermanischen Sprachen gehöre, sondern mehr der süd- und westeuropäischen Gruppe zuneige. Die unbekannten Sprachen waren damit zugleich als die beiden Landessprachen, die eine dem Süden, die andere dem Norden von Ostturkestan angehörig, erkannt.

Wir haben also da auf einmal zwei neue indogermanische Literaturen vor uns. Es sind beides in der Hauptsache Übersetzungsliteraturen, beide buddhistischen Inhalts. Seit dem Anfang unserer Zeitrechnung hat sich der Buddhismus von Indien aus, wie nach China und später nach Tibet, so nach Ostturkestan verbreitet und ist da in den beiden Landessprachen literarisch tätig gewesen. Und zwar haben sich die beiden buddhistischen Kulturen, die so entstanden, verschieden lang erhalten: die südliche ist durch Versandung der Gegend größtenteils schon um 800 untergegangen; die nördliche, die der Wüstenzone mehr entrückt war, hat anscheinend einige Jahrhunderte länger geblüht.

Ist es nun nicht etwas gewagt, meine Herren, wenn ich Ihnen in einer dieser frühmittelalterlichen Literaturen von durchaus buddhistischem Gepräge Parallelmetren zum Hexameter und zum Pentameter nachweisen will, Versmaße, die zusammen mit dem Hexameter und dem Pentameter auf indogermanische Grundmetren zurückleiten müßten? Wie soll man in Ostturkestan in verhältnismäßig so später Zeit und in einem religiös so spezialisierten Milieu noch uralte Versmaße antreffen, Versmaße, die doch weder in dem gegen 2000 Jahre älteren Veda der Inder, noch in dem ebenfalls viel älteren Awesta der Perser, noch irgendwo sonst außerhalb des griechischen Altertums gefunden worden sind? Wenn ich dieses große Bedenken, das gewiß manche von Ihnen selber seit der Ankündigung meines Vortrages gehegt haben, hier ausspreche, so beabsichtige ich damit nicht etwa, mir selber einen Knüppel zwischen die Beine zu werfen, um allenfalls trotzdem die Balance zu behalten. Nein, ich will nur Ihnen und mir erklärlich machen, warum ich meine schon im vergangenen Mai gewonnene Einsicht in den recht verborgenen Bau der ostturkestanischen Metren, von denen zu reden sein wird, mehrere Monate mit mir herumtragen konnte, ehe mir der Gedanke kam, diese Metren mit solchen der Griechen zu vergleichen.

Jene asiatischen Versmaße nun, die uns beschäftigen sollen, sind diejenigen der südlichen, der arischen Sprache von Ostturkestan. Wir mögen sie kurzweg die nordarischen Versmaße heißen, weil sich die Arier von Ostturkestan als Nordarier bezeichnen lassen im Gegensatz zu den Indern als den Südariern und den Persern als den Westariern. Ich habe vorhin den Bau dieser nordarischen Metren deswegen verborgen genannt, weil die Orthographie der Nordarier in gewissen Fällen Längen und Kürzen nicht unterscheidet, Halbvokale für Vokale, Doppelkonsonanten für einfache Konsonanten und umgekehrt auch einfache Konsonanten für Doppelkonsonanten setzt, beispielsweise *hajvattete* 'der Weisheit' für *hajuatēde* schreibt. Es werden

*) Die erste Mitteilung hierüber erschien in dieser Zeitschrift Band 1907 Sp. 671—676 und 703—710. [Weiteres dann in der Zeitschrift der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft 1907 S. 648—658 und 1908 S. 83—110. Neueres folgt in Nr. 10 der Schriften der Wissenschaftlichen Gesellschaft zu Straßburg.]

so die wahren Quantitätsverhältnisse durch das Schriftbild für das Auge außerordentlich verschoben oder verschleiert, und die Versmaße konnten daher zunächst längere Zeit nicht als rein moren-zählende, was sie tatsächlich sind, erkannt werden. Erst im vergangenen Mai gelang es mir — auf Grund einer gegen 2000 Strophen enthaltenden Handschrift fragmentarischer Art, die ich dem Asiatischen Museum von St. Petersburg verdanke — das metrische System zu entdecken, und indem dieses dann dem oft unbestimmten und irreführenden Schriftbilde zum Trotz alle Quantitäten und viele Lautwerte festzulegen gestattete, förderte es die Erkenntnis der Sprachformen in außerordentlichem Maße. Diese Förderung war eine derartige, daß mir alsbald die nordarischen Versmaße als die sprachgeschichtlich wertvollsten von ganz Asien erschienen, noch ehe ich eine Ahnung hatte, daß sie im Hinblick auf unsere griechischen Versmaße noch eine interkontinentale Bedeutung erlangen würden.

Das metrische System der Nordarier ist in Kürze folgendes. Sie haben drei Strophen — A, B und C —, deren jede aus zwei genau gleichen Hälften $\left(\frac{A}{2}, \frac{B}{2}, \frac{C}{2}\right)$ besteht. Eine solche Hälfte oder Halbstrophe umschließt 3 oder 4 rhythmische Einheiten von 5 bis 7 Moren. So enthält

die Halbstrophe $\frac{A}{2}$ 5 + 7 | 5 + 7 = 24 Moren,
» » $\frac{B}{2}$ 5 + 6 | 7 = 18 Moren,
» » $\frac{C}{2}$ 7 | 5 + 6 = 18 Moren.

Dabei bilden die Moren-Heptaden den kürzeren Hexameterschluß (–́⏑⏑|–́⏑) oder ein unter Beibehaltung des schließenden Trochäus [der nur ganz ausnahmsweise durch einen Tribrachys, nie durch einen Iambus ersetzt wird] entstehendes Äquivalent (⏑́⏑⏑⏑|–́⏑ oder –́–|–́⏑ oder ⏑–́⏑|–́⏑ oder ⏑́⏑–|–́⏑). Die Moren-Hexade zeigt in $\frac{B}{2}$ vorwiegend den Rhythmus –́⏑⏑⏓́, in $\frac{C}{2}$, wo sie endständig ist, meist die katalektische Verkürzung dieses Rhythmus (–́⏑⏑⏑́), seltener dessen Vollform, weshalb $\frac{C}{2}$ in Wahrheit viel häufiger bloß 17 statt 18 Moren umfaßt. Was endlich die Moren-Pentaden anbelangt, so ist deren Variabilität wenig beschränkt, so daß wir alle acht Formen, die möglich sind, antreffen, immerhin ⏑–́– und ⏑–́⏑⏑ etwas weniger häufig als die übrigen. — Beigefügt sei, daß $\frac{A}{2}$ und $\frac{C}{2}$ gewisse Moren-Umlagerungen gestatten, wodurch ein paar Ausnahme-Skandierungen entstehen, die hier übergangen werden mögen.

Aus dem Gesagten ergibt sich, daß die Moren-Hexaden nichts weiter als katalektische Kürzungen der Moren-Heptaden sind. Wir haben also im Ganzen nur zwei Rhythmen anzusetzen:

1. einen fallenden Rhythmus, dessen akatalektische Form (= 'R') im Normalfall aus 'Daktylus + Trochäus' besteht, und dessen katalektische Form (= '*R*') im Innern der Zeile als 'Daktylus + Länge oder Doppelkürze', am Schluß der Zeile gewöhnlich als 'Daktylus + Kürze' erscheint;

2. einen freien Rhythmus (= 'r') von fünf sich beliebig gruppierenden Moren (⏖⏖⏑).

Nunmehr läßt sich der Charakter unserer nordarischen Vermaße und deren Zusammenhang mit der griechischen und der germanischen Metrik durch folgende Gleichungen zum Ausdruck bringen:

I. $\frac{A}{2}$ = r + R | r + R = Hexameter mit weiblicher Cäsur.
II. $\frac{B}{2}$ = r + *R* | R
III. $\frac{C}{2}$ = R | r + *R*
IV. r + *R* | r + *R* = Pentameter.
V. r + *R* | + r + R = Hexameter mit männlicher Hauptcäsur.
VI. r + R | r + *R* = Nibelungenzeile.

Diese Gleichungen besagen, daß unsere beiden Rhythmen sich zu sechs Kombinationen verbunden haben, von denen wir eine sowohl bei den Nordariern wie bei den Griechen, die übrigen teils bloß bei den Nordariern und teils bloß in Europa antreffen. Bei jeder Kombination ist nicht nur auf die Rhythmen-Formen zu achten, sondern auch auf die Art, wie diese Rhythmen-Formen aneinander gefügt oder voneinander geschieden sind. Immer liegt hinter r eine Rhythmen-Fuge (durch ein Plus-Zeichen angedeutet) vor; denn als eine labile Quantitätenfolge ohne festgelegten Iktus schließt sich r proklitisch an den nachfolgenden Rhythmus an. Dagegen scheiden sich R und *R* durch ihren bestimmt ausgeprägten Tonfall vom Nachfolgenden ab: es entsteht da eine Rhythmen-Scheide (die wir durch einen Vertikalstrich kennzeichnen). Die Rhythmen-Scheide verlangt notwendig einen Wortschluß; die

Rhythmen⸗Fuge liebt den Wortſchluß, ohne ihn unbedingt zu fordern.

Zu Gleichung I übergehend ſetze ich zunächſt vier nordariſche A⸗Strophen und ſechs Hexameter (letztere dem Anfang der Odyſſee entnommen) her. Für die A⸗Strophen wähle ich, damit die Quantitäten deutlich erkennbar werden, ſtatt der Zeichen⸗Umſchrift eine phonetiſche Umſchrift unter beſonderer Hervorhebung einiger Kürzen; man beachte dabei, daß im Nordariſchen anlautende Doppelkonſonanz niemals Poſition bildet, und daß ſelbſt inlautende Doppelkonſonanz **vor dem Iktus** eine Silbe nicht notwendig längt.

II 75. cĕ myánā indria hvándi ti mâmi gradi Iñi prazaindi,
tṛṣṇa indräu-ja udára parvachani bvámada ṛisca.
76. dādu gambhīru pyuvárĕ huvadu kiḍĕ raṣṭu agañju,
tānu vara hīmidĕ prazádu balzánu śážanu vīri.
77. Badri kiḍĕ indria tṛṣṇa trāmu bisi ṣâvā ṛazgu
biśpadia ṛijidĕ īmu khŏ ju bārji pádī hvándu.
78. bisi ṣâmana hālstŏ (h)āṃgrídĕ Aniruddhi, balzi pruhauṣṭĕ
saṃkhālu pātiru nādĕ paḍá pastádi bīlsáṅgi.

α 16-21. *ἀλλ' ὅτε δὴ ἔτος ἦλθε περιπλομένων ἐνιαυτῶν,*
τῷ οἱ ἐπεκλώσαντο θεοὶ οἶκόνδε νέεσθαι
εἰς Ἰθάκην, οὐδ' ἔνθα πεφυγμένος ἦεν ἀέθλων
καὶ μετὰ οἷσι φίλοισι. θεοὶ δ' ἐλέαιρον ἅπαντες
νόσφι Ποσειδάωνος. ὁ δ' ἀσπερχὲς μενέαινεν
ἀντιθέῳ Ὀδυσῆϊ πάρος ἣν γαῖαν ἱκέσθαι.

Die Metrik der beiden Textſtücke weiſt folgende Unterſchiede auf:

1. Im nordariſchen Stück iſt die Rhythmen⸗Scheide ſtreng gewahrt und auch die Rhythmen⸗Fuge meiſt angedeutet (von den acht Zeilen haben nämlich fünf **beidemal** Wortſchluß in der Fuge, die übrigen wenigſtens **einmal**). Homer beobachtet die Rhythmen⸗Scheide (bei ihm heißt man ſie »die weibliche Cäſur«, auf griechiſch die *τομὴ κατὰ τρίτον τροχαῖον*) noch etwa in zwei Dritteln aller Zeilen: unter den erſten 100 Hexametern der Odyſſee findet man 65 mit dem bezüglichen Wortſchluß (die vorſtehenden ſechs Hexameter haben ihn alle). Im gleichen Maße treten bei Homer auch die Rhythmen⸗Fugen zurück, die nach der griechiſchen Skandierung als Diäreſen erſcheinen; unter den genannten 100 Hexametern finden ſich noch 18, die beide Diäreſen aufweiſen. Gleich der erſte Hexameter der Odyſſee zeigt in höchſt archaiſcher Weiſe ſowohl die Rhythmen⸗Scheide wie die beiden Rhythmen⸗Fugen:

r + R | r + R
ἄνδρα μοι ¦ ἔννεπε Μοῦσα ¦ πολύτροπον ¦ ὃς μάλα πολλὰ

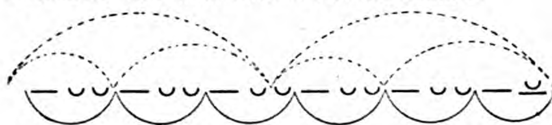
Werfen wir einen Blick auf den lateiniſchen Hexameter, ſo zeigt ſich, daß da die Rhythmen⸗Scheide gänzlich verſchwunden iſt, und daß auch die Rhythmen⸗Fugen kaum noch kenntlich ſind. Es würde deshalb der Beweis, daß unſere nordariſche Halbſtrophe $\frac{A}{2}$ mit dem Hexameter identiſch iſt, von der lateiniſchen Poeſie aus ſchwerlich geführt werden können. Ja, es ergibt ſich die überraſchende Tatſache, daß in der eigentlichen **Rhythmiſierung** — nicht im übrigen — der homeriſche Hexameter unſerm aſiatiſchen Versmaß weit näher ſteht als ſeinem römiſchen Nachbild. Immerhin iſt auch der Unterſchied zwiſchen den nordariſchen und den homeriſchen Rhythmen⸗Folgen bereits ziemlich groß: die nordariſche Halbſtrophe hat ſich auf einer primitiveren Stufe erhalten; ſie nimmt ſich beim Leſen in ihrer Vierteiligkeit etwas ſtockend oder ſtückig aus, während bei Homer die vier Beſtandteile zu einer ſchönen Einheit verbunden ſind, die in leichtem und vielfach wechſelndem Schritte dahinſchwebt.

2. In den nordariſchen Zeilen bilden ſich bereits mehrfach daktyliſch⸗ſpondeiſche Moren⸗Folgen. Nicht bloß beginnt durchſchnittlich R mit — ⏖, ſondern ſtets, wenn r mit einer Kürze anhebt, kann ein weiterer Daktylus oder Spondeus entſtehen. Bei Homer nun iſt die daktyliſch⸗ſpondeiſche Taktierung ſyſtematiſch durchgeführt, derart, daß am Anfang der Zeile eine More wegfallen und am Schluß die Möglichkeit einer More hinzukommen mußte. Mit einem Wort: aus dem alten Rhythmen⸗Metrum, das nur Anſätze zur Taktierung zeigte, iſt bei Homer ein eigentliches Takt⸗Metrum geworden, das die Rhythmen nur noch verſchleiert mitführt. Bei den Römern ſodann iſt bloß noch der Takt übriggeblieben, die Rhythmen ſind verſchwunden. Dieſer ganze Übergang aber von Rhythmus zu Takt iſt analog jenem Übergang von Rhythmus zu Takt, wie er ſich in der **Muſik** vollzogen hat, wo uns die auf alter Stufe ſtehengebliebene Technik der Aſiaten auch bloß Rhythmen vorführt, während unſerer eigenen Muſik die Taktierung zugrunde liegt.

So läßt ſich denn die Geſchichte des Hexameters graphiſch in folgender Weiſe veranſchaulichen.



Hexameter mit weiblicher Cäsur bei Homer:



Hexameter bei den Römern:



Es sind hier die rhythmischen Teile (d. h. die Einzelrhythmen und die Rhythmen-Paare) bei $\frac{A}{2}$, weil da bestimmt ausgeprägt, durch vollausgezogene Oberbögen dargestellt, dagegen beim homerischen Hexameter, wo sie bloß durchschimmern, durch punktierte Oberbögen. Dementsprechend erscheinen die daktylisch-spondeischen Takte da, wo sie sich mit Entschiedenheit kundgeben, als volle Unterbögen und da, wo sie mehr oder weniger aus Zufall zustande kommen, als punktierte Unterbögen.

Hiermit habe ich Ihnen, meine Herren, gezeigt, was in unserer ersten Gleichung verborgen liegt. Daß von dem Standpunkt aus, den wir gewonnen haben, nunmehr die Interpretation der übrigen Gleichungen sich sozusagen aus dem Ärmel schütteln läßt, wird sofort deutlich werden.

Die Gleichungen II und III bieten uns das Rhythmen-Paar r + *R*. Auch dieses wird, so gut wie r + R, einst in doppelter Setzung eine Verszeile gebildet haben. Und diese Verszeile (r + *R* | r + *R*) wird noch eher als die vorhin behandelte bei den Griechen einer daktylischen Taktierung unterworfen worden sein, weil der Rhythmus *R* sowohl in seiner Innenform ⏔ ⏑ ⏑ ⏔ wie in seiner Außenform ⏔ ⏑ ⏑ ⏔ den Daktylus viel entschiedener markiert als R. Dabei mußte dann nicht bloß, wie beim geschilderten Hexameter, die Anfangs-More wegfallen, sondern auch in der Rhythmen-Scheide eine More entweder wegfallen oder hinzukommen. So hat das alte Rhythmen-Metrum



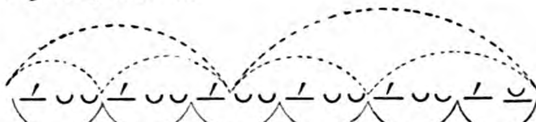
auf griechischem Boden theoretisch die Takt-Metren



und



ergeben müssen. Die erste dieser postulierten Zeilen ist der Pentameter. Die zweite hat sich nur in einer Umformung erhalten, die den Schluß dem beschriebenen Hexameter anpaßte, also zu



wurde. Es entstand hier, wie man sieht, eine zweite Hexameter-Form, die nicht wie die früher behandelte die weibliche Cäsur, sondern infolge des pentametrischen Einganges die männliche Hauptcäsur zeigt. Von hoher Bedeutung ist nun, daß Homer nur diese beiden Hexameter-Formen kennt, d. h. daß bei ihm immer noch in Form einer Cäsur ausnahmslos entweder die Rhythmen-Scheide der Zeile r + R | r + R oder die der Zeile r + *R* | r + *R* erkennbar ist: von den 100 ersten Hexametern der Odyssee zeigen 65 die eine Cäsur (wie wir schon oben feststellten) und 35 die andere. Wer wollte diese Tatsache, daß bei Homer im dritten Daktylus entweder (mit $^1/_3$ Häufigkeit) nach der Länge oder (mit $^2/_3$ Häufigkeit) nach der ersten Kürze ein Wort schließen muß, irgend anders erklären als unter Zuhülfenahme der nordarischen Versmaße? Für die zweite Hexameter-Form — die wir wegen des pentametrischen Eingangs mit dem Namen »Penthexameter« belegen mögen — werden wir nach allem Gesagten das Schema

r + *R* | + r + R

ansetzen müssen, wobei das Pluszeichen hinter der Rythmen-Scheide andeuten soll, daß trotz dieser Scheide wegen der eingefügten More eine Rythmen-Anknüpfung vorliegt.

Endlich Gleichung VI: die Nibelungen-Zeile! Die erste Strophe des Nibelungen-Liedes lautet:

r	R	r	*R*
Uns ist in	alten mæren	wunders	vil geseit
von heleden	lobebæren,	von grôzer	arebeit,
von fröuden	hôchgezîten,	von weinen	und von klâgen,

		r	r	*R*
von küener	recken strîten	muget ir	nu wunder	hœren sâgen.

Die Rhythmen-Scheide und die Rhythmen-Fuge sind ziemlich genau so gewahrt wie im

nordarischen Metrum: jene macht sich stets bemerkbar, diese meist. Im übrigen zeigen sich folgende Besonderheiten:

1. Im zweiten Rhythmen-Paar tritt *R* statt R auf.
2. Die zweimorige Senkung im Innern von R und *R* ist zu einer einsilbigen zusammengeschrumpft.
3. Es verbinden sich je zwei Zeilen durch den Reim zu einem Zeilenpaar und weiterhin zwei Zeilenpaare zu einer Strophe. Im Gegensatz zu der zweizeiligen Strophe A der Nordarier und zum Distichon der Griechen haben wir hier also eine vierzeilige Strophe.
4. In der letzten (achten) Halbzeile der Strophe wird r verdoppelt.

So wird das Schema der Nibelungen-Strophe, wenn wir den Reim durch einen Seitenbogen andeuten, folgendes:

r + R | r + *R*)
r + R | r + *R*/
r + R | r + *R*)
r + R | r + r + *R*/

Meine Herren! Wir haben früher von Katalexe und Akatalexe gesprochen, und auch von Rhythmus und Takt war die Rede. Vorhin unterschieden wir Zeilen und Strophen, und in letzteren fand sich der Reim und eine Schwellung des Schlußgliedes, vergleichbar der Fermate oder dem Schnörkel. All diese Dinge variieren die metrische Gestaltung der Rede; sie treten da und dort auf und ändern oft sehr die ererbten Gefüge. Doch beschränkt sich die volkstümliche Dichtung darauf, einige einfachere Variationen mit Beharrlichkeit zu pflegen, während die Kunstpoesie (man denke an diejenige der Griechen oder der Inder, auch an unsern Schiller) eine Fülle von komplizierten Strophenformen hervorbringt, von denen manche nur in wenigen Gedichten sich wiederholen.

Zunächst können metrische Elemente zu freien Reihen (aaaa...) oder zu gleichmäßigen Paaren (aa|aa|aa|....) zusammentreten. Innerhalb der Paare sodann mögen neben den vollen Erst-Formen kürzere (katalektische) Zweit-Formen entstehen, insofern deren Endständigkeit ein Verklingen begünstigt: es bilden sich die ungleichmäßigen und als solche akustisch geschlossener ins Ohr fallenden Paare (ab|ab|ab|...). Überall ferner sind Verdoppelungen und sonstige Gruppierungen mit weiteren Katalexen denkbar. Schon die bloßen Verdoppelungen mit den Katalexen erster und zweiter Ordnung (b und *β*) ergeben sechs Strophen-Formen:

1. aaaa	3. abab	5. aabb
2. aaab	4. aba*β*	6. aab*β*

Von der ersten Art ist unsere nordarische Strophe A. Der dritten (abab) entspricht die durch den Reim verbundene Doppelzeile Firdousis, in der das Stück a (⏑–́–|⏑–́–) möglicherweise eine taktmäßige Fixierung von r+r und das Stück b (⏑–́–|⏑–́) eine solche von r + *r* ist. Nach der fünften und sechsten Art ist das archaisch-gegliederte Distichon gebaut:

a a
τίς δὲ βίος, τί δὲ τερπνὸν ἄτερ χρυσῆς Ἀφροδίτης
b b
τεθναίην ὅτε μοι μηκέτι ταῦτα μέλοι.
a a
δῆμος δ' ὧδ' ἂν ἄριστα σὺν ἡγεμόνεσσιν ἕποιτο
b β
μήτε λίην ἀνεθεὶς μήτε πιεζόμενος.

Das Distichon entspricht also, sobald es, wie in den vorgeführten Beispielen, im Hexameter die alte Rhythmenscheide bewahrt, seiner Anlage nach ziemlich genau unsern kurzen Vierzeilern vom Typus

Mit Mädchen sich vertragen, a)
mit Männern 'rumgeschlagen, a/
und mehr Kredit als Geld: b)
so kommt man durch die Welt. b/

Der Unterschied besteht nur darin, daß hier der Reim und statt der daktylischen Taktierung die trochäische mit Auftakt vorliegt (in der deutschen Metrik ist der Takt im Lauf des Mittelalters aufgekommen).

Künstlichere Kombinationen häufen die Elemente und lassen gelegentlich die katalektischen den akatalektischen vorangehen, verzichten auch zuweilen auf die Paarigkeit. So finden wir bei Schiller Strophen-Schemata wie die folgenden:

aabaab | abab	in Hero und Leander,
aba*β* ‖ babababb	in der Erwartung,
bbaa | bbaa | baba	im Kampf mit dem Drachen,
abbaabb	in der Bürgschaft.

Eine gewisse Künstlichkeit zeigen auch die nordarischen Strophen B und C, ebenso die Nibelungen-Strophe wegen der Schwellung ihres Schlußgliedes. Was diese Schwellung

betrifft, so findet sich eine ähnliche in der aus 13+13+13+13+21 Silben bestehenden Strophe der nördlichen Literatur von Ostturkestan. (Näheres über diese Strophe in meiner Abhandlung »Über eine von den unbekannten Sprachen Mittelasiens«, Mémoires de l'Ac. Imp. de St.-Pétersbourg, 1900).

Meine Herren! Es wäre noch manches beizufügen. Meine phonetische Transcription verlangt eine Rechtfertigung.*) Ich sollte erörtern, warum unsere Versmaße in Indien und Persien fehlen; sollte auch zeigen, wie jene Ausnahme-Skandierungen der Metren A und C, die ich (Sp. 1038) flüchtig erwähnte, eine Möglichkeit schaffen, vielleicht sogar den lateinischen Saturnier in den Kreis unserer Versmaße hereinzuziehen. Doch ich muß abbrechen.

Nur Eines möchte ich noch aussprechen: wir sehen eine neue Wissenschaft vor uns, die indogermanische Metrik, die der Metrik der einzelnen Indogermanen-Völker den Mutterboden schaffen soll, — eine Wissenschaft, die eine ihrer wesentlichsten Aufgaben darin erblicken wird, zu zeigen, wo und wie bei den Indogermanen in Ost und West, in Süd und Nord uralte Rhythmen-Metren sich in Takt-Metren umgewandelt haben, — eine Wissenschaft, die auf der Basis dieses Übergangs von Rhythmus zu Takt wertvolle Berührungen mit der allgemeinen Musikgeschichte gewinnen wird.

*) Diese Rechtfertigung findet man in der oben am Fuße der Spalte 1035 angekündigten Schrift, deren Titel sein wird: »Vier Aufsätze zur nordarischen Sprache und Literatur«.

Das Carnegie-Institut in Pittsburg.

Von Dr. Rudolf Tombo sr., New York.

Überall stoßen wir auf Vorurteil gegen Pittsburg, die rauchige Stadt. Indes auch die rauchigste Stadt hat zuweilen rauchlose Tage, und sind diese dann zufällig Tage im Mai und befinden wir uns auf der Höhe im Osten der Stadt, wo die wohlhabenden Klassen ihre Wohnung aufgeschlagen, da schmilzt unser Vorurteil gegen Pittsburg wie der Schnee vor der Sonne. Über uns den blauen Himmel, um uns das saftigste Grün, sehen wir durch die klare Luft in das tiefe Tal, wo der Allegheny und der Monongahela zum stattlichen Ohio zusammenströmen. Und sehen wir über das Tal hinweg auf die Schluchten und Höhen, die das Tal auf beiden Seiten umschließen, dann können wir sogar heute noch begreifen, daß George Washington, von der Schönheit dieser Landschaft hingerissen, dem Gouverneur von Virginien schrieb, er habe die schönste Gegend des Landes entdeckt. Heute ist freilich nicht mehr viel von den alten Naturschönheiten der Gegend übrig geblieben, dafür hat ein gütiges Geschick der Stadt eine ideelle Schönheit beschieden — oben auf der Höhe das Carnegie-Institut. Amerika ist das Land der Gegensätze. Aber ein Kontrast, wie er sich hier dem Beobachter offenbart, ist wohl nicht leicht wieder zu finden: im Tal die rauchenden Schornsteine und die pochenden Hämmer, auf dem Berg die reine Luft und die himmlische Ruhe; unten die Stätte der Volksarbeit und Volksplage, oben die Stätte der Volksbelehrung und Volksbeglückung, wie sie idealer nicht gedacht werden kann.

Das Pittsburger Institut ist eine Lieblingsschöpfung Carnegies, der er bereits über 22 Millionen Dollar zugewendet hat, und auf deren fortwährende Vervollkommnung er stets bedacht ist. Ist ja doch Pittsburg die Stätte, wo er sein Vermögen erworben, und der er in erster Linie Dank schuldet. Vor allem aber hängt sein Herz an dem mit dem Institut verbundenen Polytechnikum, aus vier selbständigen technischen Schulen bestehend.*)

Als die Stadt Pittsburg im Jahre 1900 eine technische Schule zu begründen wünschte, bot Carnegie der Stadt die Mittel zur Gründung und Erhaltung einer solchen Schule unter der Bedingung an, daß die Stadt das erforderliche Grundstück dazu hergebe, und zwar ein solches, das eine große Ausdehnung der Schule in der Zukunft ermögliche. Die Stadt stellte im Jahre 1903 ein entsprechend großes Terrain, das an den Schenley-Park

*) S. Carnegies Geburtstagsstiftung. Internationale Wochenschrift vom 11. Februar 1911.

angrenzt, zur Verfügung; im April 1905 wurde der erste Spatenstich getan, und im Oktober desselben Jahres wurden die Schulen eröffnet. Sie bestehen aus vier teilweise in Verbindung stehenden stattlichen Gebäuden, in denen die vier einzelnen Schulen untergebracht sind, nämlich die Ingenieurschule (School of Applied Science), die Gewerbeschule (School of Applied Industries), die Kunstschule (School of Applied Design) und die Margaret Morrison Carnegie School für Mädchen. Die Schulen bestehen noch nicht volle sechs Jahre, aber wer den gegenwärtigen Betrieb der Schulen studiert, muß geradezu staunen über das, was in dieser kurzen Zeit geschaffen worden ist. Das macht, weil ein Mann an der Spitze steht, der nicht nur ein Fachgelehrter, sondern auch ein weitsichtiger Organisator ersten Ranges ist. Carnegie besitzt die gleiche Gabe, die dem alten Kaiser Wilhelm zu eigen war: er weiß den rechten Mann zu finden und an den rechten Platz zu stellen. Dr. A. A. Hamerschlag, der Direktor der technischen Schulen, hat sich als den berufensten Mann bewährt, die Schulen nicht nur in ihrem augenblicklichen Bestand aufs erfolgreichste zu leiten, sondern auch entsprechend den fortwährend an sie gestellten neuen Anforderungen und den Fortschritten der Wissenschaft und Technik für ihre Weiterentwicklung zu immer größerer Ausdehnung und Vervollkommnung zu sorgen. Die Schulen sind gegenwärtig von ca. 1300 Abendschülern und über 1000 Tagesschülern und etwa 300 Mädchen besucht.

Auf die Lehrpläne der Schulen im einzelnen näher einzugehen, würde zu weit führen. Daß die Ausstattung derselben eine über alle Maßen vorzügliche ist, bedarf kaum der Erwähnung. Einzelne Abteilungen mögen vielleicht in dieser Beziehung noch nicht an deutsche Vorbilder wie etwa die Technische Hochschule zu Charlottenburg heranreichen, aber im großen und ganzen sind die Schulen, was die Anlage der Arbeitsräume und Werkstätten, die Ausstattung der Laboratorien usw. betrifft, mustergültig zu nennen. So dürfte das chemische Laboratorium in der Ingenieurschule eines der größten chemischen Laboratorien der Welt sein. Die räumliche Verbindung der vier Schulen ist von allergrößtem Nutzen. Die Ingenieurschule die Gewerbeschule und die Kunstschule haben vollständig getrennte Verwaltung und Lehrpläne, aber sie ergänzen sich zum Teil in ihren Kursen: der Student der Gewerbeschule nimmt seinen chemischen Kursus in der Ingenieurschule, die Mädchen der Margaret Morrison Carnegie-Schule nehmen ihre Zeichen- und Malkurse in der Kunstschule usw. usw. Die Aufnahmebedingungen entsprechen im allgemeinen den Anforderungen zur Aufnahme in ein College. Das vorgeschriebene Alter bei der Aufnahme ist für Tagesschüler mindesten 16 Jahre — tatsächlich beträgt das Durchschnittsalter bei der Aufnahme 19 Jahre — und für Abendschüler 18 Jahre. Bei der Aufnahme eines Schülers ist indeß nicht nur der Ausfall der Prüfung entscheidend; in erster Linie entscheidet die Persönlichkeit des Kandidaten. Der Zweck der Carnegieschulen ist nicht nur, Kenntnisse und Fertigkeiten zu vermitteln, sondern vor allem, gute Menschen und gute Bürger zu bilden. Daher mag es vorkommen, daß auch ein solcher Kandidat bedingungsweise in der Ingenieurschule Aufnahme findet, der die Aufnahmeprüfung nicht in allen Fächern bestanden hat, dessen Persönlichkeit aber eine Gewähr dafür zu bieten scheint, daß er sich nicht nur zu einem tüchtigen Techniker, sondern auch zu einem tüchtigen Menschen entwickeln wird, der auf das Wohl seiner Mitmenschen bedacht ist. Ein solcher Kandidat hat sich jedoch im Lauf des ersten Jahres des vierjährigen Kursus einer Nachprüfung in den Fächern zu unterziehen, in denen er bei der Aufnahmeprüfung nicht bestanden hat. Das Schulgeld ist nur ein nominelles. Es beträgt für die in der Stadt wohnenden Schüler 20 Dollar, für die auswärtigen 30 Dollar jährlich. Die Abendschüler zahlen nur 5 und 7 Dollar jährlich. Der Kurs der Ingenieurschule ist, wie eben beiläufig bemerkt, vierjährig, doch ist besonders begabten und fleißigen Studenten Gelegenheit gegeben, das Diplom der Schule in kürzerer Zeit, aber auf keinen Fall früher als nach dreijährigem Studium zu erwerben. Die Abiturienten der Ingenieurschule wie der anderen technischen Carnegieschulen sind im ganzen Lande gesucht. Daß Pittsburg selbst mit seinen Hunderten von Fabriken und industriellen Etablissements eine große Zahl derselben beschäftigt, liegt auf der Hand. Auf der Ingenieurschule gehört übrigens das Deutsche zu den obligatorischen Fächern während des ganzen Kursus. In

den beiden oberen Klassen werden unter anderen folgende Werke gelesen: Kayser »Die Elektronentheorie«; Lassar-Cohn »Die Chemie im täglichen Leben«; Wagner »Entwicklungslehre«; Walther »Allgemeine Meereskunde«; Dubois-Reymond »Wissenschaftliche Vorträge«; Helmholtz »Populäre Vorträge«; Müller »Die elektrischen Maschinen unter Berücksichtigung ihrer geschichtlichen Entwicklung«; Cohn »Über Bakterien«; Helmholtz »Über Goethes naturwissenschaftliche Arbeiten«. Der mündliche Gebrauch der Sprache wird gleichfalls eifrig gepflegt, und die mündliche Unterhaltung über den Inhalt der Lektüre bildet ein Hauptziel des Unterrichts. Wie sehr Carnegie selbſt das Deutsche schätzt, iſt allgemein bekannt. Hat er doch erſt vor ganz kurzem bei Gelegenheit der Annahme der Prachtadresse, welche die Deutsch-Amerikaner dem Stifter des deutschen Heldenfonds überreichten, dankerfüllt erwähnt, daß es ein Deutscher war, namens Klausmann, der ihm half, den Grundſtein zum Gebäude seines Reichtums zu legen, und daß es Deutsche waren, die sein Unternehmen durch ihre Arbeit und Mithilfe zu einem prosperienden machten.

Daß die technischen Schulen ganz besonders den Abendschülern zugute kommen, geht aus den oben mitgeteilten Frequenzziffern hervor. Die Verleihung des Ingenieur-Diploms an Abendschüler setzt einen fünfjährigen Kursus mit wöchentlich 12 Stunden voraus. Außer den fünfjährigen Kursen, die zu dem Diplom führen, werden aber auch spezielle Abendkurse für Leute abgehalten, die als Techniker in den verschiedenen induſtriellen Etablissements in der Nähe von Pittsburg beschäftigt sind und das Bedürfnis nach Unterweisung in einem beſtimmten Gegenſtand oder einer Gruppe von Gegenſtänden empfinden, die in enger Beziehung zu ihrer Berufsarbeit ſtehen, aber weder das Bedürfnis noch die Zeit für einen vollſtändigen Kursus haben.

Die Gewerbeschule (School of Applied Induſtries) bietet außer ihren regelmäßigen Kursen, einem dreijährigen Tageskursus für allgemeine gewerbliche Ausbildung, einem kurzen einjährigen Kursus zur Ausbildung in einem beſtimmten Gewerbe und einem Kursus für Abendschüler, auch solche Tageskurse, welche die Ausbildung von Lehrern des Handfertigkeitsunterrichts bezwecken. Auch in den Kursen der Gewerbeschule iſt das Hauptziel des Unterrichts die allgemeine Ausbildung des Menschen. Nicht die Hand allein soll geschult werden, die Beobachtung soll geschärft, Selbſtändigkeit und Gründlichkeit erworben werden, kurz das Augenmerk iſt immer darauf gerichtet, daß der Schüler einmal ein guter Bürger wird, ein Mann, der in den Induſtrieverhältnissen des Landes Bescheid weiß, und dem die Wohlfahrt der Gemeinde und des Landes am Herzen liegt. Die Schule iſt gegenwärtig von 780 Studenten besucht, von denen zwei Drittel Abendschüler sind.

Die Kunſtschule gibt Kurse in Architektur, Zeichnen, Malen usw., ohne daß eine beſtimmte Dauer der Kurse vorgeschrieben iſt. Die zum Empfang eines Diploms erforderlichen Kenntnisse und Fertigkeiten können jedoch in drei oder vier Jahren erworben werden. Bei der Aufnahme spielt wiederum die Persönlichkeit eine große Rolle. Vor allem wird darauf gesehen, ob der Kandidat auch zum Studium der Kunſt tauglich iſt. Die glänzende Sammlung von Fachwerken, Modellen und Gemälden, die in der ganz nahe bei den Schulen gelegenen Bibliothek und in der Kunſtabteilung des Carnegie-Inſtituts im engeren Sinn (siehe weiter unten) enthalten sind, bieten den Schülern der Kunſtschule unschätzbare Gelegenheiten zum Anschauungsunterricht, und die alljährlich in Pittsburg ſtattfindende internationale Gemäldeausſtellung sowie die vom Pittsburger Architektenklub veranſtaltete Bauzeichen-Ausſtellung machen sie mit den beſten modernen Muſtern bekannt.

Die vierte der technischen Schulen iſt die Margaret Morrison Carnegie-Schule, eine Schule für Mädchen. Sie iſt Carnegies Augapfel. Hier weilt er am liebſten, wenn er von New York nach Pittsburg kommt. Iſt die Schule doch dem Andenken seiner Mutter gewidmet, deren lebensgroßes Bild, aus dem unschwer die Züge des Sohnes zu erkennen sind, einen schönen Schmuck des Hauses bildet. Die vorerwähnten drei Schulen sind weit davon entfernt, Schulpaläſte zu sein. Ihr Äußeres iſt so einfach wie möglich, das Prinzip der Nützlichkeit herrscht da überall, die Gebäude sehen wie große Kaſten aus, und jedes hat einen eigenen großen Flügel, der den Werkſtätten und Laboratorien von drei Seiten reiches Licht

spendet. Wie anders die Margaret Morrison Carnegie-Schule! Schon die Architektur des Gebäudes, zu dem ein runder säulengetragener Ehrenhof führt, scheint anzudeuten, daß hier die Schönheit eine Stätte haben soll. Hier sollen Mädchen so erzogen werden, daß sie befähigt sind, ihr künftiges Heim zu verschönern, die Umwelt ihres Wirkungskreises zu veredeln und zu beglücken. Im Einklang mit dem Motto, das den Eingang schmückt:

To make and inspire the home;
To lessen suffering and increase happiness;
To aid mankind in its upward struggles;
To ennoble and adorn life's work, however humble —
These are woman's high prerogatives.

Der Hauptkursus der Schule ist dreijährig und umfaßt zunächst in den ersten beiden Jahren allgemeine Studien, im dritten einen der Spezialkurse, deren gegenwärtig vier abgehalten werden, unter welchen die Schülerinnen wählen können: ein Haushaltskursus, ein Geschäftskursus (Secretarial Course), ein Putz- und Kleidermacherkursus und ein Musterzeichenkursus. Um zu einem dieser Spezialkurse zugelassen zu werden, muß die Schülerin jedoch ihre besondere Tauglichkeit zu dem Kursus zur Genüge dargetan haben. Die Mädchen müssen bei der Aufnahme mindestens 16 Jahre alt sein, und es wird nicht nur auf den Ausfall der Aufnahmeprüfung, sondern auch auf die Persönlichkeit gebührend Rücksicht genommen. Es schwebt bei der gesamten Ausbildung der Mädchen stets das Ideal-Weibliche vor, wie es in dem oben angeführten Motto zum Ausdruck kommt. Solchen Abiturientinnen des dreijährigen Kursus, die sich insbesondere im Englischen ausgezeichnet und im Spezialfach des dritten Jahres genügend bewährt haben, steht im vierten Jahre der Kursus zur Ausbildung von Lehrerinnen offen; die Fakultät muß jedoch die Überzeugung gewonnen haben, daß ein Mädchen sich in hohem Grade zum Lehrerinnenberuf eignet, ehe sie die Erlaubnis zum Belegen dieses Kursus erteilt. Außer dem dreijährigen Tageskursus und dem Lehrerinnenkursus unterhält die Mädchenschule auch Abendkurse.

Was die Spezialkurse im einzelnen betrifft, so verdient der Haushaltungskursus besonders hervorgehoben zu werden. Er schließt alles ein, was mit der Führung eines Hauses nur irgend in Zusammenhang steht, von der Auswahl eines Hauses mit Rücksicht auf seine gesundheitliche Lage bis zum Bettmachen und den besten Methoden, den Staub zu entfernen. Den Mittelpunkt der Haushaltungsschule bildet das sogenannte Haus, ein Haus im Hause, aus Wohnzimmer, Eßzimmer, zwei Schlafzimmern, Arbeitsstube, Korridoren, Speisekammer, Badezimmer und Küche bestehend. In Gruppen von sechs nehmen die Studentinnen des Kursus auf mehrere Wochen von diesen Räumen Besitz und haben alle Arbeiten des Haushalts zu tun, indem sie abwechselnd als Wirtin, Hausmädchen, Köchin, Kellnerin, Wäscherin oder Näherin beschäftigt werden. Es werden ihnen allerhand Aufgaben gestellt, die zur Voraussetzung haben, daß sie den Nährwert der Speisen kennen, daß sie gelernt haben, selbst auf den Markt zu gehen und einzukaufen, daß sie imstande sind, ein Essen, sagen wir für 10 oder 20 Personen, aufs billigste und beste herzurichten, daß sie mit den gesellschaftlichen Pflichten der Wirtin gegen die Gäste vertraut sind usw. Die Mädchen in diesem Haus, besonders in der Küche walten zu sehen, die ein wahres Muster von Sauberkeit und, wie alle Räume des Hauses, aufs großartigste und modernste und doch aufs einfachste ausgestattet ist, ist wie der Anblick eines schönen Bildes, dessen sich der Besucher oft noch mit Vergnügen erinnert, wenn das Bild auch längst seinen Augen entschwunden ist.

Was den Geschäftskursus betrifft, so beschränkt sich derselbe keineswegs auf Buchhalten, Maschineschreiben, Stenographieren und die sonstigen allgemeinen Fächer, die in den sogenannten Geschäfts- oder Handelsschulen dieses Landes gelehrt zu werden pflegen; er bezweckt vielmehr auch die Ausbildung zu höheren Berufen, zu Privatsekretär-, Registrarstellen usw., die eine über das Gewöhnliche weit hinausgehende, spezielle Geschäftskenntnis erfordern. Die zahlreichen großen Geschäftsgesellschaften Pittsburgs gestatten den Studentinnen nicht nur in zuvorkommendster Weise Einsicht in ihre Organisation und Geschäftsmethoden, sondern lassen ihnen auch durch ihre Angestellten von Zeit zu Zeit kurze Vorträge über finanzielle, industrielle und ökonomische Fragen halten.

(Schluß folgt)

Nachrichten und Mitteilungen.

Korrespondenz aus München.

Die englischen Ausgrabungen von Karchemisch.

In der englischen Society of Biblical Archaeology sprach Professor Sayce am 14. Juni über seine Reisen durch den Diftrikt zwischen dem Euphrat und Aleppo, welcher teilweise noch unerforscht ift. Die Hauptroute nach Birejik ift zwar wohlbekannt; aber mit Ausnahme von zweien im Jahre 1879 von Professor Sachau bereiften Routen ift das Gebiet auf den letzten Karten noch vielfach weiß eingezeichnet. Auf dieser Reise kam Sayce von Holman aus nach Jerablus, dem alten bibelbekannten Karchemisch am Euphrat, von dem Hogarth nachgewiesen hat, daß die Identifizierung dieser Stätte mit dem aus klassischen Autoren (Polyb. 5, 48; Appian. Syr. c. 57) bekannten Europus unhaltbar ift, da dieses weiter südlich liegt. Die Stätte des alten Karchemisch bedeckt eine weite Fläche. Der große Tel nimmt nur den nordöftlichen Teil der Stätte des Gebietes von Karchemisch ein. Südlich davon ift die Ebene, in der die Entscheidungsschlacht zwischen Nebukadnezar und Necho ausgefochten wurde (605/4 v. Chr., Jer. 46, 2; 2. Chr. 35, 20).

In Karchemisch haben nun die Engländer unter der Leitung von D. G. Hogarth in diesem Jahre sehr erfolgreiche Ausgrabungen gemacht, worüber dieser englische Archäologe selbft in »The Times« berichtet. Das British Museum hat diese Ausgrabungen unternommen mit der Absicht, die Hettiter-Kultur zu ftudieren und das Problem der Entzifferung der hettitischen Hieroglyphen zu fördern. Bereits vor 35 Jahren hatte das British Museum in Jerablus am rechten Ufer des mittleren Euphrat Ausgrabungen machen lassen. Die Akropolis der antiken Stätte erhob sich, wie leicht erkenntlich war, ungefähr 30 Meter über dem Strom, und schon Moundrell hat im Jahre 1699 auf einer Reise nach Birejik die Wichtigkeit der Stätte erkannt, die man früher für das syrische Hierapolis gehalten hat. Bei den Ausgrabungen in den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts hat man schon bemerkenswerte Denkmäler, darunter einige Platten mit hettitischen piktographischen Inschriften gefunden, von denen mehrere in das Britische Museum gekommen sind. Wincklers glänzende Entdeckungen zu Boghazköi haben dann die Behörden des Britischen Museums veranlaßt, Hogarth nach Jerablus zu senden; doch konnte man wegen der Unruhen infolge der Revolution erft im Jahre 1910 die definitive Erlaubnis erhalten und erft im März 1911 die Arbeiten beginnen, bei denen neben Hogarth Campbell Thompson, früherer Kuftos der ägyptischen und assyrischen Altertümer im Britischen Museum, ein junger Oxforder Archäologe T. E. Lawrence und ein zyprischer bewährter Vorarbeiter von Hogarth, Gregorios Antoniou, tätig waren.

Die Resultate einer siebenwöchigen Arbeit sind folgende: Zuerft öffnete man die Hauptgräben am Fuß der Akropolis wieder, die vor 30 Jahren geöffnet worden waren. Dann wurde die Treppenanlage, die damals entdeckt worden ift, vollftändiger ausgeräumt und endlich am Fuße und auf der Höhe der Akropolis neue Gräben geöffnet. Es wurde herausgefunden, daß die mächtige untere Treppenflucht, die vier Meter breit ift, zwischen kleinen Kammern (Türhüter-Zimmern) von einem offenen mit Euphratkieseln gepflafterten Raum auffteig, der jedenfalls auf der linken Seite von einer gut ausgeführten Mauer begrenzt war. Dieser Mauer entlang in beträchtlicher Länge lagen in allen möglichen Positionen, wie wenn ein Erdbeben sie zusammengewürfelt hätte, eine ganze Reihe mit Skulpturen bedeckter Basalt- und Kalkftein-Platten, von denen jede in ihrer Vollftändigkeit mehrere Tonnen gewogen haben mag. In den sechs Wochen der Anwesenheit von Hogarth wurden elf solche Skulpturenplatten aufgedeckt, später kamen noch zwei weitere zutage. Auf deren fünf sieht man Paare bärtiger Krieger, welche von Kriegswagen herunter kämpfen, während ein Besiegter unter jedem der Rosse liegt; dieses konventionelle hettitische Monumentalschema kennt man bereits aus Sendschirli als rohe Nachahmung assyrischer Reliefs. Auf zwei weiteren Platten ftehen Krieger in mit Helmbüschen versehenen Helmen mit Rundschildern, Schwertern und Speeren, die sie nach knieenden Gefangenen zücken, Szenen, die in ihrer Konzeption mehr ägyptisch sind. Zwei andere Platten zeigen Götter und Dämonen in hieratischen Stellungen, und ein faft drei Meter langer und nicht ganz zwei Meter breiter Block ift faft durchaus mit einer Reliefinschrift in hettitischen Hieroglyphen bedeckt, unter der noch sechszehn offene ausgeftreckte Hände und drei bärtige Köpfe im Profil zu sehen sind. Hiermit ift sowohl der längfte, als auch der befterhaltene hettitische Text entdeckt worden. Es kann kein Zweifel sein, daß er die Ereignisse beschreibt, welche die Reliefs der Schlachtszenen illuftrieren. Hier haben wir also zum erftenmal eine lange Reihe hettitischer erzählender Skulpturen vor uns. Ein weiteres entdecktes Relief gehört sicherlich auch in die Reihe. Es zeigt einen König mit der Rundkappe der kappadozischen Fürften, der in Staatstracht vor der nackten syrischen Gottheit sitzt, die ihre Brüfte faßt. Vor und hinter seinem Kopf läuft eine hettitische Legende in vier Zeilen Relief. Wahrscheinlich ift dies der König, welcher die durch die Schlachtenreliefs illuftrierten Siege gewonnen hat und von dessen Größe die lange Inschrift spricht.

Von früher her ftehen noch zwei schon publizierte Reliefs auf ihren Sockeln. An den Seiten der Treppe und in dem offenen Raum zu ihren Füßen wurden noch eine ganze Anzahl Reliefs und hettitischer Inschriften (reliefierte und eingegrabene) gefunden, wodurch mehr als 50 neue hettitische Texte gewonnen sind. Ein halbes Dutzend Keilschriftinschriften von minimalfter Größe kamen ebenfalls zutage, die die Hoffnungen vernichteten, daß man einen bilinguen Text finden würde, worauf man bei den Ausgrabungen in Jerablus große Hoffnungen gerichtet hatte. Denn an diesen Ufern des Euphrat liegt die Grenze dieser beiden Schriften, der hettitischen Bilderschrift und der Keilschrift.

Töpfereien wurden in ganz geringer Menge gefunden, sodaß man annehmen muß, daß die Stätte

durch und durch ausgeplündert und alles, was nicht niet- und nagelfest war, davongetragen worden ist.

Ruinen eines Palastes scheinen zur Linken der Treppenanlage, welche im Süden des großen Akropolistels läuft, vorhanden zu sein; doch wurde das Gebäude, zu dem die Treppe hinaufführt, bis jetzt noch nicht gefunden. Die Arbeit an der südlichen Akropolisfront ist durch einen ganzen Katarakt von gewaltigen Blöcken, die von einem späteren Tempel herrühren, sehr erschwert. Dieser Tempel muß von gewaltiger Größe und einigem Glanz gewesen sein; seine Existenz, sowie die einer wichtigen Stadt aus der gleichen Epoche, deren Niveau ungefähr vier Meter über dem der Hettiterschicht liegt, tragen wahrscheinlich die Hauptschuld an der starken Beraubung der hettitischen Bauten. Vielleicht war die spätere Stadt die von Ammianus Marcellinus (18, 7. 23, 6) genannte Stadt »Alt-Ninus«, da einmal die Hypothese, daß hier das syrische Europus oder Oropus vorliegt, zurückzuweisen ist (Tacitus Ann. 12, 13 Ninus castellum insigne fama?). Die in den großen Akropolis-Tel geführten Schächte lassen noch nicht erkennen, ob Ruinen des hettitischen Palastes darunter liegen. — Die Urbevölkerung, welche die Stätte bewohnte, hat Steinwerkzeuge aus Feuerstein und blassem kaukasischen Obsidian benützt, schwarze Töpfereien mit weißen Einkratzungen hergestellt und später rote Ware mit geometrischen Ornamenten. Die Urbevölkerung begrub ihre Toten in Steinkisten. Die hettitischen Eroberer bemächtigten sich wohl im 14. Jahrhundert v. Chr. der Stätte und bauten da eine Art Festung, die von den Assyrern wegrasiert wurde. Letztere bauten am Ende des 8. Jahrhunderts nach der Eroberung durch Sargon ein Kastell aus rohen Ziegeln, das die Erbauer des Tempels dann wieder niederrissen. Die Fundamente des Tempels gehen bis auf das prähistorische Stratum zurück.

Karchemisch war, bis die Hettiter die Stätte besetzten, kein bedeutender Platz. Ob die Mauer, welche die Unterstadt umfaßt, von den Hettitern oder den erobernden Assyrern herrührt, ist nicht zu bestimmen. Gestempelte Ziegel fanden sich nur von Sargon III., dem König von Ninive, der im Jahre 717 v. Chr. Pisiris von Karchemisch des Thrones beraubte (Jes. 10, 9). Die mit Skulpturen geschmückte Zugangsstraße und die Treppe am Fuß der Akropolis rühren sicherlich von den Hettitern her, deren Kunst zweifellos von Assyrien beeinflußt war. Im ganzen lassen die Funde nicht auf eine Großstadt und gewiß nicht auf einen internationalen Handelsplatz schließen, worauf die Bezeichnung eines Gewichtes »Maneh von Karchemisch« hinweisen könnte. Man versucht zur Zeit im Westen der Unterstätte und am südlichen Fuße der Akropolis Schächte in den Tel zu treiben, die vielleicht günstigere Resultate bringen werden. Neuerdings ist noch eine große Nekropolis mit hettitischen und späteren Gräbern gesichtet worden, die vielleicht mehr von dem sozialen Leben der Stadt erzählen wird als diese selbst. Tontafeln mit Keilschrift oder hettitischer Schrift sind bis jetzt überhaupt noch nicht gefunden worden, aber die gewaltige Fülle der hettitischen Reliefs beweist doch, wie richtig es war, daß das Britische Museum diese Stätte ins Auge gefaßt hat. M.

Mitteilungen.

Der Gesamtverein der deutschen Geschichts- und Altertumsvereine hält seine Generalversammlung in üblicher Verbindung mit dem (XI.) Deutschen Archivtage vom 4.–8. September in Graz ab. In den allgemeinen Versammlungen werden sprechen: Am 5. Sept. Hofrat Prof. Dr. Losert-Graz über »Die Anfänge der österreichischen Gesamtstaatsidee« und kaiserl. Rat Dr. Kapper-Graz über »Alt-Graz«; am 6. Generalkonservator Dr. Hager-München über »Die Denkmalspflege, eine Hauptaufgabe im Leben der Gegenwart« und Dr. H. Friedjung-Wien über »Die deutsche Politik des Fürsten Felix Schwarzenberg«. Für die Abteilungssitzungen sind folgende Vorträge vorgesehen: für die vereinigten Abteilungen Prof. Dr. Pirchegger-Graz über den historischen Atlas der österreichischen Alpenländer und Geh. Rat Dr. v. Ubisch-Berlin »Das Sammeln von Kriegsbriefen«. Für die erste und zweite Abteilung (Prähistorie und Römerzeit): Dr. W. Schmidt-Laibach: »Die neuesten Ausgrabungen in Emona (Laibach)«; Prof. Dr. O. Cuntz-Graz: »Inschriftliche Funde in Emona«; Prof. Dr. E. Nowotny-Wien: »Die neuesten Ausgrabungen in Carnuntum«; Professor Dr. G. Wolff-Frankfurt a. M.: »Nidda-Heddernheim als Beispiel einer befestigten Civitashauptstadt im obergermanischen Grenzgebiet«; für die dritte Abteilung (Neuere Geschichte): Prof. Dr. Hoeniger-Berlin: »Die Legende von der kulturzerstörenden Wirkung des 30jährigen Krieges«; Oberstudienrat Prof. Dr. Egelhaaf-Stuttgart: »Aus den letzten Tagen der Kaiserin Maria Theresia«; Geh. Archivrat Dr. Bailleu-Berlin: »Die politische Stellung des Prinzen Wilhelm von Preußen im Jahre 1850«. Für die vierte Abteilung (Historische Hilfswissenschaften) Prof. Dr. Luschin v. Ebengreuth-Graz: »Das mittelalterliche Münzwesen der Steiermark«; Sektionsrat A. v. Siegenfeld: »Die Heraldik in der steirischen Poesie des Mittelalters«; Regierungsrat Ritter Höfken v. Hattingsheim-Wien: »Styria sacra in nummis«; Prof. Dr. R. v. Bauer-Wien: »Die Frage der Anlegung staatlicher Adelsbücher«. Fünfte Abteilung (Volkskunde): Dr. Ritter v. Geramb-Graz: »Erzherzog Johanns Bedeutung für die Volkskunde«; Prof. Dr. Meringer-Graz: »Die Geschichte des Kachelofens und der Ursprung des oberdeutschen Hauses«; Prof. Dr. Lauffer-Hamburg: »Deutsche Bauordnungen«; Prof. Murko-Graz: »Derzeitiger Stand der Volkskunde bei den Südslaven«; Dr. Bein-Graz: »Die Bauern- und Mandl-Kalender«. — Der 7. September ist einer Fahrt nach Pettau (mit Besichtigung der dortigen neuen Ausgrabungen), der 8. einer Fahrt nach Klagenfurt vorbehalten.

*

Antituberkulose-Kongreß und Ausstellung für soziale Hygiene in Rom. Das Komitee der internationalen Ausstellung für soziale Hygiene teilt auf verschiedene Anfragen mit, daß kein Wechsel in der Organisation dieser Ausstellung eintritt, und daß alle Abteilungen, auch die für Tuberkulose, am 1. November eröffnet werden. Die Ausstellung wird bis zum April 1912 geöffnet bleiben und so mit dem Antituberkulose-Kongreß zusammenfallen, der auf dieselbe Zeit verschoben wird.

Internationale Wochenschrift für Wissenschaft Kunst und Technik

herausgegeben von Prof. Dr. Paul Hinneberg, Berlin, Zimmerstr. 36

Verlag: August Scherl, Berlin SW, Zimmerstraße 36-41. — Druck: Bayerische Druckerei und Verlagsanstalt G. m. b. H. in München, Bayerstraße 57.

5. Jahrgang Nr. 34
26. August 1911

Inseraten-Annahme bei den Annoncen-Expeditionen von August Scherl G. m. b. H., Berlin und Daube & Co. G. m. b. H., Berlin und deren sämtlichen Filialen.

Für die Redaktion verantwortlich: Professor Dr. Wilhelm Paszkowski, Berlin-Gr. Lichterfelde.

Erscheint jeden Sonnabend. — Preis vierteljährlich für Deutschland und Oesterreich 3 Mark, für die übrigen Länder des Weltpostverkehrs 4 Mark 30 Pfg. bei direktem Bezug unter Kreuzband. — Einzelnummer 25 Pfg. — Inserate die dreigespaltene Nonpareillezeile 50 Pfg. — Abonnements nehmen alle Buchhandlungen und Postanstalten, sowie sämtliche Geschäftsstellen von August Scherl G. m. b. H. entgegen.

INHALT

Die Abhandlungen erscheinen in deutscher Sprache, englische und französische auf Wunsch der Autoren im Urtext

Miltons Heilige Nacht.*)

Von Ernst Maaß, Professor an der Universität Marburg i. H.

I.

»Es ist heilige Nacht, Friede, ahnungsreiche Stille herrscht auf Erden. Die Natur ruht. Da plötzlich Musik der Sphären, ein Licht fließt wunderbar vom Himmel nieder, es jubeln die Engel: Christ ist geboren. Die alten Götter entweichen, während die Natur, die alle ihre Geschöpfe liebt, in Klagen ausbricht.« So Miltons Jugendhymnus aus dem Jahre 1619. Nur der Fanatiker des Glaubens kann das Alte, das Erbe der Eltern und des Volkes, von sich stoßen ohne Gefühl. Wie etwa der Hellene, willig zum Christentum, aber Hellene trotzdem, empfand gegenüber der Tatsache, daß die Religion der Väter nun in Trümmer ging und eine im Diesseits anscheinend freudenlose Tugend, die völlige Verödung des Erdendaseins zum Vorteil eines unbekannten Himmels dagegen gesetzt ward: das lehrt Milton verstehen, wie es Schiller lehrt:

Ausgestorben trauert das Gefilde;
Keine Gottheit zeigt sich meinem Blick;
Ach von jenem lebenswarmen Bilde
Blieb der Schatten nur zurück.

Alle jene Blüten sind gefallen
Von des Nordens schauerlichem Weh'n,
Einen zu bereichern unter allen,
Mußte diese Götterwelt vergehn.
Traurig such' ich an dem Sternenbogen,
Dich, Selene, find' ich dort nicht mehr;
Durch die Wälder ruf' ich, durch die Wogen,
Ach, sie widerhallen leer!

Noch näher in der später verworfenen Strophe:

Freundlos, ohne Bruder, ohne Gleichen,
Keiner Göttin, keiner Ird'schen Sohn,
Herrscht ein andrer in des Äthers Reichen,
Auf Saturnus' umgestürztem Thron.

Milton schildert so: Die Natur hat aus Ehrfurcht ihre himmlische Herrlichkeit abgelegt, um mit Christi Dürftigkeit übereinzustimmen. Mit ihrem rüstigen Liebhaber, dem Sonnengott, war für sie jetzt nicht die Zeit zu kosen. Mit weißem unschuldigen Schnee verbirgt sie ihre schuldige Stirn, sie wirft den weißen Jungfrauenschleier über den sündenbedeckten entblößten Leib aus Angst vor Gottes Blick. Er aber sendet den olivengekränzten Friedensengel mit dem Myrtenstab herab, langsam zu beruhigen Land und Meer. Nun ist kein Kriegslärm mehr in der Welt. Still saßen, Schrecken im Antlitz, die Könige, als ahnten sie etwas. Die Winde bewegten leise rauschend die Wasser des Ozeans: er vergaß zu stürmen, während auf seinen Wogen brütende Möven ruhten. Unbeweglich standen in ihrer Bahn, alle ihre köstliche Kraft auf einen Weg aussendend, die Gestirne; sie wollten auch vor dem Morgenlicht nicht weichen, bis ihr Führer, der Morgenstern, sie bat. Auf der geweihten Erde und auf ihrem heiligen Herde jammern Laren und Lemuren um Mitternacht. In Urnen und auf Altären

*) Vergl. Intern. Wochenschrift 28. Mai 1910: »Heilige Nacht«.

erschreckt die Prieſter bei ihrem seltsamen Götzendienſt ein troſtlos erſterbender Ton. Der kalte Marmor scheint sich aufzulösen, und jedes der Gottwesen verzichtet auf den gewohnten Platz, um zu fliehen, während die Stätte in Flammen aufgeht oder sonſt vernichtet wird. (Folgt ein Verzeichnis orientalischer Götzen, dasselbe, das erweitert im erſten Buch des »Verlornen Paradieses« ſteht.) Umkommen können sie ja nicht, sondern nur in tiefſter Hölle begraben werden. Selbſt Osiris iſt wehrlos; wohl tragen im Wechselgesang seine schwarzgekleideten Zauberprieſter die angebetete Lade, aber des gefürchteten Kindes Hand fühlt der Götze von Juda her, die Strahlen von Bethlehem blenden sein düſteres Auge. Keiner der Götter, nicht einmal Typhon, wagt zu verweilen. Es iſt wie beim Morgengrauen, wenn aus dem mondbeschienenen Garten die Feen hinter dem Wagen der Nacht herschweben, die blassen Schatten zu den höllischen Gefängnissen ziehn und jeder gefesselte Geiſt zu seinem Grabe eilt. Die junge Mutter aber hat ihr Kind zur Ruhe gebracht, und rings um den Stall halten die geharnischten Glanzgeſtalten der Engel die Wacht. Die Sonne hielt an vor Scham, daß sie vor dem neuen der Welt erschienenen, sie blendenden Glanze nicht mehr nötig sei. Bei ihren Herden saßen die Hirten und dachten noch wenig daran, daß, um mit ihnen zu leben, der große Pan (gemeint iſt Chriſtus) herabgekommen sei. Engelsmusik, schön wie die Harmonie der Sphären, ertönt. Die Natur war, dies hörend, gesonnen zu denken, aus sei es mit ihrer Herrschaft. Das Gericht ward in dem mittleren Luftkreis von Gott gegen Satan eingeleitet. Stumm bleiben die Orakel; kein Laut der Freude oder des Schreckens dringt durch die gewölbten Tempeldächer. Apollon kann von seiner Stätte nicht mehr die Zukunft künden; dumpf schreiend verläßt er Delphi; keine nächtliche Verzückung erleuchtet die blassen Prieſtergesichter der prophetischen Halle:

Das Schweigen der einsamen Lande,
Das Wellengeflüſter am Strande
Durchdringt ein lauter langer Klageton;
Von den Hügeln und aus den Quellen,
Aus den Büschen, die fröhlich schwellen,
Sind weinend die schützenden Geiſter entflohn.
Im Waldesschatten trauert der Nymphen Schar,
Zerreißt die Blumenkronen, zerwühlt das lockige Haar.

Milton ſtellt auch im erſten Buche seines »Wiedergewonnenen Paradieses« die Abhängigkeit der Hölle von Gott dar. Chriſtus und Satan haben ein ernſtes Gespräch in der Wüſte. »Ich bin aus der Seligkeit in die Hölle geſtürzt als Rebell gegen Gott, doch oft verlasse ich ungehindert den grausen Ort, kreise frei um dieses Erdenrund, schweife in der milden mittleren Luft unter den dort gern weilenden Genossen (39), und von des höchſten Himmels Grenzen bin ich für immer auch nicht ausgeschlossen, so wenig wie die Meinen«. Zu ihnen gehören nach dem »Verlorenen Paradies« I vor allem auch die griechischen Götter. »Was Gott gebietet«, heißt es im 'Wiedergewonnenen Paradies' I 376 ff. »vollziehe ich; auch schwand mir niemals aller Sinn zum Guten und zum Schönen. Ich bin nicht der Menschen Feind, den sie in mir sehn. Ich wohne mit ihnen, helfe ihnen durch Tat und Rat, durch Träume und Orakel und Zukunftszeichen«. Darauf Chriſtus 429 ff.:

Du, der von Lügen sich erhält und nährt,
Behaupteſt, Wahrheit durch Orakelsprüche
Den Völkern kund zu tun? . . .
Gott, der Gerechte, überließ die Völker,
Seit sie vor Götzen sich erniedrigten,
Zwar Deinem Truge. Doch wenn er beschließt,
Der Zukunft Schleier ihrem Aug' zu lüften,
Woher dann haſt Du Wahrheit als von ihm,
Von seinen Engeln, seinen Statthaltern
Auf Erden, die zwar Deinen Tempeln nicht
Sich nahn, doch Dir befehlen Wort für Wort,
Was Deinen Gläubigen Du sagen sollſt.
Du, sei's aus Furcht, sei's aus verächtlicher,
Aus schmeichlerischer Kriecherei, gehorchſt,
Und schreibſt dann Dir die Offenbarung zu.
Nicht lange mehr sollſt Du Dich dieses Ruhms
Erfreun, nicht mehr das Volk durch Lüge täuschen.
Der Glaube an Orakel iſt dahin.
Nicht fernerhin wirſt Du mit Opferpomp
Zu Delphi oder andern Orts befragt.
Wollt' einer fragen noch, er fänd' dich ſtumm.
Gott sandte nun sein lebendes Orakel
Als Lehrer seines Willens in die Welt.
In der Gerechten Herzen lebt fortan
Der Wahrheit Geiſt: ein inneres Orakel
Für alle Wahrheit, die dem Menschen frommt*).

*) Miltons Satan hat also eine Beziehung zum griechischen Olymp: sind doch seine Orakel in Delphi usw. verſtummt. Die grandiose Konzeption des blutschänderischen Paares, Satans und seiner Tochter »Sünde«, iſt aus dem Shakespearischen »Perikles von Tyrus« unmittelbar, mittelbar aus dem lateinischen Apolloniusroman erfolgt. Antiochus und seine von ihm selbſt entehrte schöne Tochter, die viel umfreite, dazu das Schloß des Vaters, dessen Pforten mit den abgeschlagenen Köpfen der Freier behängt sind, waren das Muſter. Juppiter schleudert gegen das Paar den Blitz, wie Gott gegen Satan

Und weiter, als Satan den hungernden Christus versuchen will, schafft er zauberisch in der Wüste ein Reich hellenischer Schönheit mit Nymphen und Najaden und Hesperiden (II 350 ff.): wie ihm denn alle Fabelgeister aller Elemente untertänig sind. Als Hauptverführungsmittel aber läßt der Versucher die Gegensätze Parthien und Rom und schließlich Athen vor Christi Augen erstehen, damit er die Herrschaft des Arms oder der Weisheit selbst erwähle. Das Heidentum, gerade auch das klassische, ist hier das Reich Satans, Miltons Satan ein Pandaemonium.

II.

Der große protestantische Dichter und Denker hat die volle Wirkung seines Weihnachtshymnus durch Verwendung einer berühmten antiken Erzählung aus der Zeit des Tiberius erreicht, durch die Geschichte vom Sterben des großen Pan. Milton überträgt sie frei, wie Dichter dürfen, auf Christi Geburt. Wie David Massons Noten zum dritten Bande der 'Poetical Works of John Milton' (London 1874) S. 355 feststellten, schöpfte Milton seine Kenntnis der Legende vom Tode des großen Pan aus Lewis Lavater von Zürich (1536—1586) 'De spectris et lemuribus', Genf 1570, S. 94 ff., dem Kapitel 'Obitum daemonum praelia et insignes mutationes praecedunt aliqua ostenta et praesagia, audiuntur subiti fragores aut alia id genus'. Lavater hatte die Erzählung in Eusebius' »Praeparatio evangelica« gelesen, Eusebius aber nichts getan als einen Plutarchbericht zu wiederholen. Plutarchs Schrift »Über das Aufhören der Orakel« war für das erste Buch des »Wiedergewonnenen Paradieses« wie für sein Erstlingsgedicht auf den Christmorgen Miltons Quelle. Plutarch hat diese Vorstellung von den Dämonen: Als Mittler auf dem Grenzgebiet zwischen Himmel und Erde, in dem um die Erde gelegten Luftkreise, sind am Ewigen noch teilnehmend gewisse Wesen, die sogenannten Dämonen, gegeben den Menschen, zum Guten wie zum Bösen; denn sie sind auch schlecht und schadenfroh und trügerisch, können es jedenfalls sein. Diesen überliefert, will der Mensch sie auf alle Weise, besonders durch Opfergaben, sich günstig stimmen. Die Orakelstätten gelten ihnen; wenn die Orakel schweigen, so ist das der Beweis, daß die Dämonen die betreffenden Plätze verlassen haben, freiwillig oder durch höhere Macht gezwungen (15). Sie können sogar sterben, weil ihr Wesen Endliches und Unendliches vereinigt. In diesem Glauben liegt Unfrommes nicht. Es folgt diesem Religionsphilosophen die Sterblichkeit der Dämonen aus ihrem Begriffe (16). Miltons Abhängigkeit von der Plutarchschrift »Über das Aufhören der Orakel« steht auch für die Dichtung vom »Wiedergewonnenen Paradiese« vollkommen fest.

Wir stehen auf heiligem Boden in Delphi. Es gab nicht bloß ein delphisches Heiligtum, es gab auch eine delphische Hierarchie; und es sind dieselben zwei Eigenschaften, die an dieser wie an andern Hierarchien hervortreten: erstens die Neigung, die Einzelheiten des überlieferten Glaubens wissenschaftlich zu stützen, sei es abstrakt philosophisch, sei es durch die Naturbeobachtung; und zweitens der Wille zur Macht. Wirklich war die delphische Hierarchie eine Art antiker Vatikan. Und so ist sie oft bezeichnet worden. Die Szenerie des plutarchischen Dialogs, der an den Pythien spielt, ist mit besonderer Feierlichkeit angelegt. Religiöse Stimmung, stiller Friede lagert über den Versammelten. Uns ist zumute, als lauschte die Natur selbst den Worten dieser Auserwählten. Denn es sind in ihrer Weise bedeutende Personen, die am Gespräche teilnehmen. Plutarch hatte seine Philosophie allmählich in den Dienst der Religion gestellt, insbesondere der delphischen; der Hochbetagte ist von Amts wegen delphischer Theologe geworden und auch von Herzen. In seiner, dem Apollon seiner griechischen Heimat gewidmeten Theologie hat sich die Lehre Platons wiedererkannt, genauer die des Platonikers Xenokrates. Jemand bittet den delphischen Apollon um Lebensworte, und Delphi erläßt, vom Gotte begeistert, die vornehmsten Gebote der griechischen und aller Ethik. Plutarch nimmt sich des delphischen Orakels an im Namen Platons. Früher waren die sieben Weisheitsideale der Hellenen die Adoptivkinder Apollons, nun ist die Akademie des Gottes Auserwählte: sie, soweit

---

und seine Tochter. Der Apolloniusroman hat Vergils Unterwelt (Aeneis VI 623) benutzt. In Miltons »Wiedergewonnenem Paradiese« hat der Unterteufel Belial II 182 ff. Daphne, Semele, Antiope, Kallisto, Syrinx, Klymene vergewaltigt »und dann verehrte Namen« sagt Satan »seiner Frevel geziehn, Apollo, Juppiter, Neptun und Pan, Satyr, Silvan und Faun«. Satan wird — nach Milton — angebetet von Luft-, Feuer-, Wassergeistern.

ſie theologiſch war, voll des Autoritätsglaubens und bei beſter Abſicht und anmutigſter Begeiſterung voll eigenwilliger Exegeſe. Wie Platon hält Plutarch ſeine Perſon hinter der Szene, die er doch geſchaffen und mit ſeinem Willen und ſeinem Glauben, ſeinem ganzen Platonismus erfüllt. Denn was über das Verhältnis der überirdiſchen Mächte zu den Menſchen, was über Orakel unter lauter oder ſtummer Zuſtimmung der Anweſenden durch ſeinen Bruder Lamprias — der nach der Rahmenerzählung an einen Freund Terentius Priscus berichtet — feſtgeſtellt wird, das haben wir als Plutarchs Meinung anzuſehen, zumal das gleiche auch in andern Schriften Plutarchs eingeſchärft wird. Plutarch läßt den Sprecher zu Anfang dieſer Wiedererzählung der auf angeblich geheimem Wege gewonnenen Lehren ſelber ſagen: das Geſpräch ſei ein Gemiſch von Dichtung und Wahrheit (*ἐπεὶ δὲ μύθων καὶ λόγων ἀναμεμιγμένων κρατὴρ ἐν μέσωι πρόκριται* Kap. 21). So wenig dieſes delphiſche Geſpräch als ein geſchichtliches Ereignis anzuſehen iſt, ſo wenig haben die unterredenden Perſonen ihr Wiſſen und ihre Mitteilungen notwendig daher, von wo ſie es z. T. phantaſtiſch und romanhaft herleiten. So ſoll die pythiſche Schlange nach Plutarch nicht Schlange, ſondern ein ſchlimmer Menſch geweſen ſein: ihn habe Apollon getötet. Das will die plutarchiſche Dialogperſon von einem Wundermenſchen in Arabien gehört haben — der Fiktion nach: es ſtand aber längſt bei dem viel geleſenen Hiſtoriker Ephorus. Demetrius von Tarſus ſoll ſeine Erkundung über die ſterblichen Dämonen auf den britiſchen Inſeln ſelbſt an Ort und Stelle eingezogen haben (18): das gleiche und mehr ſteht ſchon in der Schrift über das »Mondgeſicht« (26), hier nach Mitteilung eines ungenannten Fremden an den Mitunterredner Sulla aus Karthago. Es iſt das Recht der Dialogſchreiber, durch Stilmittel ſolcher Art ihren Erdichtungen den Schimmer der Glaubwürdigkeit zu verleihen. Plutarch konnte das von Platon lernen. Hat doch Platon ſogar ſein »Gaſtmahl« in die Form einer Wiedererzählung an ſeinen Bruder Glaukon gekleidet, um für das zu faſſende Wundergebilde der ewigen Liebe ſeines eigenen Herzens den Rahmen zu haben. Plutarch gelang es, ſehr hübſch und ſehr paſſend bei dieſer Gelegenheit von ſeiner eigenen Schrift den Ausdruck zu prägen: *μῦθοι καὶ λόγοι* »Dichtung und Wahrheit« (in dieſer Aufeinanderfolge der beiden Worte). Das wurde eine weltgeſchichtliche Prägung, da Goethe ſie, wenn auch in etwas anderem Sinne*), aufnahm, »innigſt überzeugt, daß der Menſch . . . in der Erinnerung die Außenwelt nach ſeinen Eigenheiten bildend modele« (Jahreshefte 1811). Kurz vor der Beendigung des erſten Teiles von »Dichtung und Wahrheit« (Ende 1811) ſchrieb Goethe an Wolf, 28. September 1811: »Die kleinen Schriften des Plutarch waren grade recht am Ort (in Karlsbad); ſie unterhielten uns mehrere Wochen faſt ganz allein, und ich habe mich ſo drein verliebt, daß Sie dieſe Überſetzung wol ſchwerlich wiederſehen werden. Denn was ſollte ſie Ihnen auch, da das mir zugeſchloſſene Original Ihnen frei und offen ſteht?«

Wir werden dann durch die Straßen Delphis vom Tempel des Apollon, an welchem das Geſpräch beginnt, geführt in das berühmte Verſammlungshaus der Knidier, wo neue Teilnehmer zum Geſpräche hinzutreten. Die Örtlichkeit wird zu einem ſehr wirkſamen Stimmungselement der Dichtung: wir ſollen auch die Heiligkeit der Stätte empfinden. Platons »Phaedrus« iſt für alle ſolche Szenerie das unerreichte Muſter geworden und geblieben. Von den Enden der bewohnten Welt ſind ſie gekommen, zwei »heilige« Männer, der Philologe Demetrius von Tarſus auf der Rückreiſe von Britannien, und der gelehrte, vielgereiſte Theologe Kleombrotus aus Sparta, aus Arabien und Libyen eben angelangt, »wie in der Legende der Delphier von den äußerſten Grenzen der Erde zu gleicher Zeit aufgelaſſen zwei Adler einſt ſich auf den Omphalos in Delphi niederließen zu gleicher Zeit«. Wir heute lächeln, wenn wir vernehmen, wie in der Regel jedes große Volk des Altertums und des Mittelalters ſeine heiligſte Stätte als Mittelpunkt der bewohnten Erde betrachtete, wie das Herz im Menſchenkörper: Mekka und Jeruſalem nicht anders als Delphi. Als eine geſchichtliche Tatſache wird die Einrahmung des Plutarchdialoges ſchon darum wohl niemand ausgeben wollen. Die Dichtung iſt hier aus der

*) Wie der »freilich paradoxe Titel der Vertraulichkeiten aus ſeinem Leben« (an Zelter, 15. Februar 1830) griechiſch iſt, ſo ſteht vor ſeiner Biographie ja auch ein Vers des Menander als Motto: *ὁ μὴ δαρεὶς ἄνθρωπος οὐ παιδεύεται.*

Volksstimmung abgeleitet*). Die Epiphanien der Götter an ihren Orakelstätten hatten, so schien es für die Gläubigen, und so war es auch, in besorgniserregendem Grade nachgelassen, so daß es sich lohnte, beim pythischen Apollon die Ursachen zu untersuchen. Und nun läßt Plutarch in diesem Dialoge einen der Mitunterredner als historisches Erlebnis (p. 412 D) die folgende Geschichte erzählen. Der Grieche Epitherses, ein Philologe, machte unter der Regierung des Kaisers Tiberius aus seiner näher nicht bezeichneten Heimat eine Reise nach Italien. Das Schiff, mit Passagieren besetzt, befand sich abends in der Gegend der Echinaden an der akarnanischen Küste, als der Wind sich legte und das Meer eine spiegelglatte Fläche ward. Nichtsdestoweniger aber trieb das Schiff ununterbrochen seine Bahn: ein Wunder also, die Auswirkung göttlicher Kraft. Als das Fahrzeug an Leukas vorbei auf die Paxosinseln zusteuerte, erscholl allen vernehmlich, die auf dem Schiffe fuhren, aus der Richtung eben jener Inseln eine Stimme, welche den Namen des Steuermanns (Thamus, nach der alten Abschrift des Eusebius Thamnus) deutlich dreimal rief. Dieser, ein Ägypter, den Reisenden namentlich kaum bekannt, meldete sich zunächst nicht — es ist unter Umständen ja sehr gefährlich, einem Geisterruf sogleich zu antworten —, erst beim dritten Anruf antwortete er mit seinem Namen und erhielt von der Geisterstimme den Auftrag: »wenn du in die Gegend von Palodes gekommen bist, so melde, daß der große Pan gestorben ist«. Alle erschraken**). Als sie besprachen, ob der Befehl auszuführen oder lieber zu unterlassen wäre, entschied Thamus, er würde abwarten, ob Wind aufkäme, und in diesem Falle ruhig vorbeifahren; hielte aber die Wind- und Meeresstille an auch dann noch, so würde er das hinrufen, was er gehört. Das Schiff kam in die Gewässer von Palodes; unbeweglich lag das Meer. Da trat Thamus hinten an das Schiff und sprach zum Lande hin, wie er gehört: »Der große Pan ist tot«. Kaum hatte er geendet, erhob sich vom Lande her ein vielstimmiges Seufzen, mit Ausrufen des Erstaunens gemischt. Nun aber waren zahlreiche Menschen auf dem Schiffe, und so verbreitete sich die Geschichte vom Tode des großen Pan schnell auch in der Reichshauptstadt. Der Kaiser Tiberius ließ Thamus zu sich kommen. Er schenkte der Erzählung vollen Glauben und ließ sich eingehend über diesen Pan unterrichten. Am Hofe lebten viele Philologen, sie erklärten, es wäre mit dem eben gestorbenen Pan der — auch sonst in unserer Überlieferung erwähnte — Sohn des Hermes und der Penelope gemeint.

III.

»Ich hatte gewähnt, daß alle Orakel verstummt seien«, schrieb mit erkennbarem Bezuge auf Milton, aber mit eigener Wendung des Gedankens Emerson, »da die Natur ihre Glut und ihr Feuer vergeben, und siehe: die ganze Nacht hindurch ist aus jeder Pore das zarte Morgenrot entströmt, das den Dichter ankündigt. Er ist die Sonne der Welt, die uns wärmt und freudig macht.« Für Emerson ist ja die Geburt eines Dichters das vornehmste Ereignis in der Zeitgeschichte, die Heilung der Seelen. Goethe kannte schon zu der Zeit, wo er den »Wilhelm Meister« schrieb, die Erzählung vom großen Pan: Mignon gibt auf die Frage nach ihren Schicksalen nur die andeutende Antwort: »der große Teufel ist tot«; sie meint ihren Entführer, den Italiener, jubelt still über die Beseitigung des Quälers. »Den großen Pan« aber führt der Dichter mit diesen Worten, die unmittelbar auf Plutarch verweisen, im Mummenschanz des zweiten Teiles des »Faust« auf die Bühne, von Nymphen umspielt und umsungen:

Auch kommt er an! —
Das All der Welt
Wird vorgestellt
Im großen Pan.

Und zum Kaiser, der in der Panmaske steckt, spricht, in dem einmal gewählten Bilde bleibend, Mephisto weiter, als wenn er nicht die Erde bloß, sondern die vier Elemente regierte: ganz die Vorstellung, welche gewisse antike Quellen (z. B. der XI. orphische Hymnus) auf den großen Pan anwenden. Die Schmeichelei ist ja unmäßig, aber in ihrer Art durch die Panmaske vorbestimmt. Goethes Einwirkung macht das von ihm an häufige Vorkommen des großen Pan auch in der neuesten deutschen Literatur verständ-

*) Ein Crescens und ein Leontius, »der eine aus West, der andere aus Ost« stiften in Rom gemeinsam einen Kult der Göttermutter (in Kaibels Steinepigrammen Nr. 823).

**) Solche Aufträge von Geisterstimmen begegnen viel, z. B. Pausanias IV 9,3.

lich. So schwört beim großen Pan der Chronist in Raabes »Sperlingsgasse« S. 108.

Doch kaum, daß dieser Flammenblicke Glühn
Erloschen war, so ging ein tief Erschüttern
Rings durch die Welt, als sei sie selbst bedroht
Von Todesnacht, und durch die Lüfte zittern
Hört man den Klageruf: der große Pan ist tot

Paul Heyse auf Goethes Tod (Goethe-Jahrbuch 1888 S. 1 ff.); er trifft hier wohl nicht zufällig mit Caroline Herder zusammen, die in einem ihrer Briefe an ihren Gemahl nach Italien von Goethe als dem großen Pan spricht. Bei dieser Sachlage wird es eine Pflicht auch gegen unsere Literatur, die alte Legende vom Tode des großen Pan endlich zu begreifen. Begriffen ist sie nämlich nicht, am wenigsten in den letzten Versuchen, welche von deutschen und französischen Forschern unternommen worden sind. Diese Versuche dürfen füglich übergangen werden. »Du sollst einen Mythus nicht anfassen wie einen sinnlichen Gegenstand aus der Wirklichkeit« warnt Plutarch zu Anfang jener Schrift. Die Warnung haben jene Erklärer nicht beachtet. Welckers schöne Sätze aber werden wir, trotz der starken Beimischung des Falschen, so leicht nicht vergessen. Tief empfunden, aber nicht richtig und nicht scharf, läßt der gefeierte Forscher sich in seiner »Griechischen Götterlehre« II, S. 670 so vernehmen: »Die Geschichte bei Plutarch ist so künstlich ausgebildet und auf den Effekt eingerichtet, wodurch sie ja auch bis an den Kaiserhof vorgedrungen ist, daß sich dadurch bestätigt, was man ohnehin vermuten müßte. Das Wort nämlich ist so sinnschwer, daß die Anekdote dagegen erscheint wie eine kunstreiche Einfassung, die um einen Edelstein gelegt wird, um sein Farbenspiel zu heben. Der Pantheismus, der um die Zeit des Tiberius die Stelle der alten Götter großenteils eingenommen hatte, mag für die meisten ein inhaltsleerer Hylozoismus gewesen sein, gar sehr verschieden von der begeisterten Vorstellung des Apostels, wenn er Gott den Allgegenwärtigen nennt, aus und in welchem die Welt ist, oder von dem neueren Pantheismus (oder Theismus), der Gott und Welt so wenig als Seele und Leib, Geist und Materie zu unterscheiden aufhört: immerhin war er wohl noch die Hauptstütze des sinkenden Heidentums gegenüber den Christen. 'Der große Pan ist tot' aber konnte um diese Zeiten ebenso gut ein Christ aussprechen als ein tiefer blickender Heide, welcher ahnte, daß der neuen Bewegung der Geister weder die orphische gelehrte und schwärmende, noch die vulgäre und flache Auffassung der hellenischen Theologie und Mythologie in die Länge werde widerstehen können. Die philologischen Freunde des Tiberius aber faßten entweder das Omen nicht oder glaubten es abzuwenden, indem sie es auf den arkadischen Bockspringer bezogen, der aber niemals der große Pan genannt worden ist.« Das letztere ist richtig, beweiskräftig aber nicht. Das Beiwort »groß« führen in antiker Zeit manche Götter, die Göttermutter schon früh (Pindar Fr. 72, 73), in der Kaiserzeit einmal Juno (IOM Junoni Magnae Hercoli Genio loci: Ch. Robert »Epigraphie de la Moselle« I, p. 41) und der Deus Pantheus auf der Inschrift CIL V 5523 u. a. m.

Der Gedanke an den Allpan ist auch in Preller-Roberts »Griechischer Mythologie« S. 745 herangezogen: »Das seltsame Märchen vom Tode des großen Pan bei Plutarch erklärt sich vielleicht dadurch, daß man in dieser Zeit den älteren Berg- und Waldpan des arkadischen Volksglaubens neben dem jüngeren Allpan der Philosophie für einen sterblichen Daemon nach Art der Nymphen und der Satyrn zu halten geneigt war.« Wohl begegnet ein Allpan in der Spätzeit, als Silvanus Pantheus auch bei den Römern — z. B. auf dem Mannheimer Stein, auf welchem er von Eros die Flügel hat —, begegnen die dei Panthei überhaupt, universale Gestalten, von welchen jedes die göttlichen Einzelwesen in größerer Zahl umspannt. Allein der Allpan der Philosophen (auch der Astrologen) und der große Pan sind nicht dasselbe; wer sie gleich setzt, setzt sein eigenes Meinen gegen den Wortlaut des Berichtes.

Verbreitet scheint immer noch die Vorstellung, gemeint sei mit dem Sterben des großen Pan das Aufhören der Heidenreligion. *Ταῦτ' ἀντίφωνα τῶν γιγνομένων* sagt einmal der fromme Herodot. Gewiß: Große Begebenheiten werfen ihre Schatten voraus. Der Elbe in W. Hertz's Klostermärchen, gefragt, auf welche Weise er in die Felsengruft gekommen, antwortet (Gesammelte Dichtungen S. 388 f.):

Wohl lebt' ich einst in freier Luft,
Den Frauen lieb, den Helden wert,
Von allem Volke hochgeehrt,

Bis mit des fremden Gottes Namen
Die schwarzen Kuttenmänner kamen,
Gebete murmelnd auf Latein.
Ihr Beil erknirscht im heil'gen Hain.
Singhäuser bau'n sie allerorten,
Beschimpfen uns mit wilden Worten,
Und machen uns die Ohren gellen
Mit ihren großen welschen Schellen.
Da scharten sich die Meinen
Mit Wehmut und mit Weinen
Und fuhren aus, ein stilles Heer,
Bei Nacht stromabwärts übers Meer.
Ich dacht' erst mit den andern
Auch fernerhin zu wandern.
Da fand ich jenes Mauerloch,
Wo ich im Unmut mich verkroch.

Und S. 411 heißt es von Christus:

Ich kenn' den todeswunden Mann,
Der uns das Leben abgewann.

Beziehung der Legende auf die kommende Herrschaft des Christentums ließe sich, wie Roscher das richtig formuliert, höchstens dann hören, wenn die Erzählung vom Tode des großen Pan in erheblich späterer Zeit spielte, wo durch die Erfolge der Christen die heidnischen Tempel zu veröden begannen. In den »Tischgesprächen« IV, 5 untersucht Plutarch wohl einmal die jüdische Enthaltung vom Schweinefleisch auf die Gründe. Das war ihm eine Merkwürdigkeit der Sitte: Christliches aber hat er in seinen Schriften nicht. Er mochte das Christentum, das er bei seiner Vorliebe für Religion gewiß kannte, für nichts als eine der zahllosen orientalischen Sekten halten. Seine Erklärungen des Aufhörens der Orakel sind sozialen, wirtschaftlichen und allgemein philosophischen Gedanken entnommen. Die Landschaften verödeten. Und dann lieben nach ihm die Daemonen, zeitweise ein Leben in andern Welten als der unsrigen zu führen. Damit richtet sich auch Miltons eigene Auffassung der Legende: wie oben mitgeteilt, scheint er Christus im großen Pan gesehen zu haben. Die Legende bedeute, was sie wolle: durch die größte aller Weltbegebenheiten im Vordergrunde wird sie nicht gehoben. Vielmehr gehört sie in die beschränktere Sphäre der antiken Dinge. Hier aber berührt sie das Tiefste.

IV.

Es kann begegnen, daß bei allzu langem Hinblicken auf einen Gegenstand Licht und Dunkel ihre Stellen zu tauschen scheinen. Wir müssen, um der Gefahr zu entgehen, die Legende auf ihre Herkunft prüfen, sie verstehen und sie vergleichen. Bei diesem Geschäft aber, verlangte einmal Uhland, müsste die Forschung »auf eine dem dichterischen Schaffen verwandte Weise in Wirksamkeit treten«, alles Mechanische also lassen. Plutarchs nächste Quelle kennen wir nicht. Wenn für wahrscheinlich gilt, daß die Legende schon bei Platons Schüler Xenokrates stand, so hat zu dieser Annahme wohl die Einheitlichkeit der plutarchischen Erörterung geführt. Aber dies Lob gebührt dem Dialogschöpfer; der Dialog ist nun einmal auch bei Plutarch immer ein Kunstwerk*). In den »Tischgesprächen« (VII 7) ist es wie in unserm Dialog der Stoiker Philippos von Prusa, der bei einem Gastmahl in Plutarchs Hause zu Chaeronea gegen die griesgrämige stoische Observanz die leichten Genüsse der geselligen Unterhaltung vertritt. Er sagt nichts Tiefes, aber was er von Platons »Gastmahl« und wie er es sagt, ist liebenswürdig und ein Beweis, daß er die wunderbare, jene Dichtung umschwebende Anmut empfunden hat: »Ja, Ihr Chariten, und wäre Apollon während der Lobrede des Sokrates auf den Eros mit der Leier in der Gesellschaft erschienen, die Anwesenden hätten den Gott angefleht zu verziehn, bis die Rede fertig und zu Ende wäre. Und jene Männer, über ein solches Maß von hinreißender Anmut bei der Unterhaltung gebietend, sie unterließen nie, mit harmlosen Scherzen und Einlagen ihre Gastmähler zu würzen. Sollten wir es lassen, die wir so unvergleichlich viel tiefer stehn?« Den Mann muß man liebgewinnen. Philippus redet und denkt und empfindet wie Plutarch selbst. Ich denke also, das Nächstliegende wird das Richtige sein, und Plutarch hat die Summe seiner Daemonenlehre, nachdem das Theoretische durch den vielgereisten und gelehrten Kleombrotus aus Sparta besorgt war, dem Freunde in den Mund gelegt; denn dabei muß es verbleiben, der Gipfel der Lehre ist nicht das Erlebnis des Epitherses, die Geschichte vom sterbenden Pan, sondern die durch Philippus vertretene Auffassung von jenem Erlebnis. Mit andern Worten: eben diese Auffassung von jenem Erlebnis zu begründen soll von allem Anfang der philosophische Vortrag über die Daemonen dienen. Sie ist das Kernstück, letzter Grund und

*) Heinze »Xenokrates« S. 83.

Anlaß dieses Tempeldialogs. Das Erlebnis aber des Epitherses hat Plutarch für historisch genommen.

Dem Kleombrotus übergibt Plutarch die philosophische, aus Xenokrates u. a. entnommene Gedankenreihe, die er zur Erklärung des sterbenden Pan für erforderlich erachtet; außerdem einen — aber nachdrücklich erst an dritter Stelle vorgebrachten — Mythus (21). Er will die Besonderheit des Erlebnisses aus einem fertigen System verständlich machen. Dies Verfahren erklärt nichts, umgeht das Wesentliche und hält sich an eine Frage, die gar nicht aufgeworfen ist. Plutarch steht offensichtlich der merkwürdigen Erzählung vom Tode des großen Pan einigermaßen hilflos gegenüber, er hat sie also fertig vorgefunden. Kunstform will diese Anordnung, das Ganze will eine Dichtung sein. Ihr in die Mitte genommener Edelstein, gehoben durch die Gegenfarben der Einfassung, wie die Frührotfrische durch die Dämmerung, das ist die Legende. *μῦθοι καὶ λόγοι* nennt Plutarch seinen Dialog, aber *μῦθοι* steht zuerst.

Sodann die Örtlichkeit. Die rufende Stimme ist in der Legende jedenfalls nicht die des Pan selber. Wohl sagen im Glauben der Völker Sterbende entfernten Freunden oder Verwandten ihren Tod an: aber hier ist der Tod des Pan erfolgt und Tatsache. Die südlich von Korfù gelegenen Paxosinseln sollen die Richtung angeben, woher die Stimme dem nordwärts steuernden Schiffe zukam. Weder daß sie gebirgig sind, noch daß dort Schafe und Schäfer hausen, ist an sich etwas besonderes: welche Insel dort ist nicht gebirgig, und auf welcher fehlen Schäfer! Von einem Pankult auf Paxos wissen wir zwar nichts, aber gewiß ist er möglich. Wenn die Geisterstimme von den Paxosinseln her dem von Leukas kommenden Fahrzeuge gebietet, in den Gewässern bei Palodes den Tod des Pan zu melden, so muß Palodes auf dem Schiffswege an der Westküste der Balkanhalbinsel zwischen Paxos und Italien gelegen sein: in Epirus also. Und dort liegt Pēlodes, »der lehmige Hafen«, an der Mündung auf einer Landzunge das Städtchen Buthrotum, das damals mit Römern neu besiedelt war, früher wohl den Kerkyräern gehörte (die notwendig *παλός* für ionisch *πηλός* sagten).*) Der Ort war auch für das etwa vier Tagereisen entfernt belegene Dodona der Hafen. Gemeldet wird Pans Tod auch dem Tiberius nach Rom. Der Kaiser ist betroffen; die Hofgelehrten sprechen ihm die Vermutung aus, es handle sich hier um Pan, den Sohn der Penelope und des Hermes: man darf annehmen, daß die örtliche Nähe Ithakas zu dieser Entscheidung mitgewirkt hat.

Auf diese Örtlichkeit Epirus und die Inseln kommt nun alles an. Das Land trauert um einen Gott, um seinen Gott, um den Gott des epirotischen Bergwaldes. Wo Wald und Berg, Wild und Weide ist, wo Holzfäller und Waldleute und Jäger sind, da gab es während der Antike einen entsprechenden Gott dieser Landschaft. Wie auf älteren Erdkarten die Wüste durch eingezeichnete Löwen veranschaulicht wurde, so könnten wir da, wo Städte und Fruchtebenen und Ströme fehlen, einen Pan einzeichnen, den großen Gott der Bergwildnis auch in den nicht eigentlich griechischen Gegenden der antiken Welt. Städte lagen in Epirus, Illyrikum, Mazedonien wenig, eine frische, nach Wald und Bergwiesen und Natureinsamkeit duftende Freiheit herrschte. Fast alles war Landschaft, freier Bergwald und also Pans Revier, der denn als Gott solcher Landschaft auf dem östlichen Balkan auch seinen großen Tag in der Schlacht von Lysimacheia gehabt hat. Pan hat den außergriechischen, ihm wesensgleichen Berg- und Wald- und Herdengöttern seinen Namen und seine Gestalt geliehen. Die Römer nennen ihn gern Silvanus in Italien und auch außerhalb. A. von Domaszewski hat den Umformungsprozeß schön erläutert (Philologus 1902 S. 1 ff.) Die Formen der Kulte sind alle römisch-griechisch, so etwa schließt er, aber der Geist ist es nicht: als die Dynastie der Severe in bewußter Absicht die vorhandenen römisch-griechischen Formen zerstörte, da hat der entfesselte Geist der Provinzialen das Reich der Imperatoren spielend in Trümmer geschlagen. Und S. 19: Die Griechen, an den Küsten Dalmatiens seßhaft, schufen den Landbewohnern das Bild ihres Gottes in der Gestalt des Pan und der Nymphen. Die Römer haben diesen Pan zum Silvanus umgetauft. Dieser Gott Pan-Silvanus war der allgemeine Landesgott

*) Strabon VII, p. 324. In der Schrift »Über das Mondgesicht« (26) nennt Plutarch selbst das Meer bei Britannien *βραδύπορον καὶ πηλῶδες ὑπὸ πλήθους ῥευμάτων*. Über Buthrotum: Dionys von Halikarnass, I, 51.

in den Waldgebirgen Illyrikums. Die Lokalnamen für den Gott scheinen unbekannt. Conze berichtet aus Dalmatien »Heroen- und Göttergestalten der griechischen Kunst« S. 40 f.: »Einen merkwürdigen Beleg für die Dauerhaftigkeit der bäurischen Tradition bietet Dalmatien, so recht ein Land des Pankultes, jedenfalls in römischer Zeit. Es fehlt dort nicht an Resten seiner Darstellung, und leibhaftig, wie aus Herodots Zeit, steht er noch am Portal der christlichen Kirche zu Trau vom Jahre 1240, in dessen Ornamentik auch sonst allerlei antike Anklänge sich mischen, mit seinen Bocksbeinen, mit den zwei großen Hörnern, langbärtig, zottlich von den Hüften herab, nur nicht mehr ithyphallisch, und in der Hand einen Busch haltend, ein wahrer Waldgott, der als einer der zu allerletzt noch festgehaltenen Götzen der Landleute zum Diabolus der Christen gewisse Züge hergegeben haben mag.«

Wie das freie Meer, so hat Religion und Poesie, diese Bewahrerin echter Volksempfindung, den freien Wald heilig genannt. Nirgends aber wirkt diese Heiligkeit der unberührten Natur ergreifender, als wo der Wald unmittelbar dem Meere entsteigt. Die brandende Woge zusammenbrausend mit dem Rauschen der Baumwipfel, die Kirchenstille, das Mittagsschweigen in der menschenleeren Bergwildnis, wo der Mensch nur den Schlag des eigenen Herzens vernimmt, — da erzeugt sich der Schauer echtester Religion. Der große Gott wird dann voll empfunden. Und welchen Namen könnte der Gott der Wildnis bei Griechen führen als den des Pan? So wird dieser Pan zum großen Pan lange vor dem Allpan der philosophischen Abstraktion. Die literarische Ausgestaltung bezeichnet für die echte Sage das Ende lebendigen Wachstums. Um das Wesen des schaffenden und bildenden Volksgeistes zu erfassen, müssen wir den Sagengehalt in sein bewegliches, freies Element wieder eingestellt denken. Nichts hilft besser dazu als treffende Analogien. Zum Beispiel des ägyptischen Mendes (mit »Pan« übersetzten ihn die Griechen). Diesen Mendes dachten sich die Leute des mendesischen Gaus als Bock. Er stirbt und wird dort betrauert, und ein neuer Bock wird Symbol des immer wieder neubelebten Gottes. Sterben und Auferstehen — wie bei Adonis. Das ist völlig anders in der Geschichte vom Tode des Pan, der nicht auflebt, sondern tot bleibt. Der ägyptische Steuermann Thamus oder Thamnus kann das an sich Unmögliche erst gar nicht möglich machen. Ob der den Auftrag erhält, Ägypter oder Portugiese war, was tut's? Wie jeder Herold führt er das Äußerliche des Auftrags aus.

Eine treffende Analogie hat Plutarch selbst mitgeteilt. Einer der Mitunterredner in diesem Dialog bringt aus Britannien die Kunde mit, daß auf einer der Inseln dort nach dem Glauben der Insulaner gewisse Daemonen unter merklicher Beunruhigung der Natur, unter Donner und Blitz, absterben — wie der große Pan nach der Erzählung. Wie die Todesansage bei Plutarch geschildert wird, so findet sie sich innerhalb des mitteleuropäischen Heidentums trotz des Christenglaubens von Tirol bis Schleswig: ein Kapitel, über welches das unausgeschöpfte Buch von Mannhardt (II, 133, 148 f.) gesammelt hat. In Tirol erzählt man: Jemand ging über Land; da ruft ihm eine unsichtbare Stimme zu, er solle den Tod der Waldfrau (Fangge, Zaubrerin oder ähnliches Wesen) an einer bestimmt angegebenen Stelle melden. Es geschieht, und laute vielstimmige Klagetöne werden gehört: die Natur, der Wald, der Berg trauern. Richtig bemerkt Mannhardt S. 150: »Es kann nicht daran gedacht werden, daß diese Sage von der Todankündigung aus Plutarch in die deutsche Volksüberlieferung gekommen sein sollte. Denn erstens würde sie, aus gelehrter Quelle stammend, nicht eine so einfache, naive und vielfach eigentümliche Gestalt aufweisen, zweitens nicht so weit verbreitet und jedesmal an elbische Wesen und nur solche geknüpft sein; noch würde sie drittens in einem und demselben Zusammenhange (von den Wildleuten) beisammen gefunden werden.« Somit müssen wir annehmen, daß diese Geschichten sich entweder auf mündlichem Wege seit den Zeiten des Altertums fortgepflanzt haben oder aus gemeinsamer Wurzel beliebig aufschossen. Die zweite Möglichkeit trifft die Sache. Nymphen heißen »langlebig« bei den Griechen, sind also unter Umständen nicht ewiglebend. Rhesos, der Lokalgott vom Berge Pangaion in Südthrakien, heißt geradezu »Gottmensch« (ἀνθρωποδαίμων) in der griechischen, nach ihm benannten Tragödie (V. 971). Nach einer anderen Überlieferung betrauerte seinen Tod die Landschaft Ar-

ganthone auf dem gleichbenannten Berge in Bithynien: Arganthone, die Nymphe, ruft ihn, die Grabesehren zu empfangen. Sterbliche Gottheiten also sind, so widersprechend sie auch unsern Begriffen sein mögen, bei Griechen wie Nichtgriechen eine Tatsache.*) Der Sinn der Geschichte vom Tode des großen Gottes der Epiroten und der ähnlichen ist, daß die Natur, wenn einer dieser Daemonen stirbt, in Trauer versetzt wird, in Klagen ausbricht, wie im Neuen Testament beim Tode Jesu sich die Sonne verfinstert. Die Natur hält ihren Atem an, die Daemonen, alle Wesen sind in Spannung. Wenn Windstille während des Sterbens des Pan empfunden wird, so soll das gewiß nicht das Verlöschen des Gottes sein, der kein Windgott ist. Die Natur als solche hält den Atem an. Das sagt alles.

Im vorigen Jahrgang dieser Zeitschrift (28. Mai) ist von mir gezeigt worden, wie antiker Glaube und Religion der mitteleuropäischen Völker ohne unmittelbare Wechselwirkung sich nicht etwa berührend treffen, sondern geradezu decken. Hier ein neues schönes Beispiel dafür, wie der Glaube vom Sterben gewisser Gottheiten in diesen Völkergruppen gemeinsam Wurzel schlug. Leise wie aus weiter Ferne vernehmen wir in solchen Erzählungen die frommen Stimmen unserer heidnischen Vorfahren, vernehmbar jedem still Empfänglichen. Das Volk erzählt von wiederversunkenen Städten, daß ihre Glocken bei ruhigem Wetter dem andächtig Lauschenden aus der Tiefe heraufklingen.*)

Milton hat für den Pan der antiken Legende Christus handelnd eingesetzt, aber den neugeborenen Christus, und daraufhin alles gründlich umgebildet. Nicht Christus' Tod, der Tod der Heidenreligion wurde jetzt von der Natur beklagt, der gesamten Natur. Farbentöne der Legende aber behielt er bei. So war es denn die Wechselwirkung zwischen der Genialität des jungen Milton und dem weltspiegelnden Krystall antiker Poesie, es war antike und Miltonsche Frömmigkeit, welche seinem Hymnus auf die heilige Nacht den Goldglanz verlieh. »Es wird immer schöner und vorzüglicher, je länger man es betrachtet«, sprach Goethe von einem Gemälde Claude Lorrains (an die Großherzogin Luise, 8. August 1829).

*) Vgl. Neue Jahrb. für Philologie 1911 S. 31 f.

*) Christliches Dichten läßt den Gott Christus verwundet und geheilt werden (wie z. B. Aphrodite in der 'Ilias'): Himmeroder Zauberspruch in Trier aus dem achten Jahrhundert 'Zeitschrift für deutsches Altertum' 1910, S. 178 ff.

Das Carnegie-Institut in Pittsburg.

Von Dr. Rudolf Tombo sr., New York.

(Schluß)

Eine kurze Strecke Wegs führt von den Schulen zu einem hohen dreistöckigen, palastartigen Riesengebäude, 600 Fuß lang und 400 Fuß breit, einem Meisterwerk der Architektur, aus hellgrauem Ohiosandstein in italienischem Renaissancestil errichtet. Hier befindet sich die Carnegie-Bibliothek, ein prachtvoller Musik- und Versammlungssaal, das Museum und die Kunstabteilung. Die beiden letzteren bilden, wie schon bemerkt, das Carnegie-Institut im engeren Sinn, das ebenso wie die Schulen durch die Stiftung Carnegies erhalten wird, während die Bibliothek, die die Front des Palastes einnimmt, ausschließlich von der Stadt Pittsburg unterhalten wird. Das Gebäude ist eine Schenkung Carnegies, und zwar seine erste Schenkung an die Stadt im Betrag von sechs Millionen, die er im Jahre 1895 der Stadt behufs Errichtung einer Hauptbibliothek und einer Anzahl Zweigbibliotheken überwies. Es dürfte sich in der ganzen Welt kaum eine zweite Bücherei finden, die der gesamten Bevölkerung einer Großstadt in gleichem Maße zugute kommt wie die Carnegie-Bibliothek.

Die Bibliothek enthält in vier Abteilungen Nachschlagewerke, Werke über Technologie, Bücher für Erwachsene und Bücher für Kinder. Die 80000 Nachschlagewerke finden sich in einem der großen Säle des Hauptgebäudes. Fünf Assistenten, studierte Herren, sind den Lesern beim Aufsuchen der be-

nötigten Nachschlagewerke behilflich. Sie beantworten auch die telephonischen oder brieflichen Anfragen solcher Leser, die zu beschäftigt sind, die Bibliothek selbst zu besuchen, und stellen für die literarischen Vereine der Stadt und Umgegend, deren es etwa 25 gibt, Listen von Nachschlagewerken zusammen und liefern Bibliographien, die in einem Jahr ungefähr 750 verschiedene Themata betreffen. Zu den Schätzen dieser Abteilung gehört auch die im Jahre 1907 bei Gelegenheit der feierlichen Eröffnung des Neubaues vom Deutschen Kaiser geschenkte wertvolle Sammlung von Denkschriften, Karten, Photographien, Arbeiten aus dem Denkmälerarchiv, Kunstblättern aller Art usw. Ein besonderer Saal der Hauptbibliothek für weit über 100 Leser enthält ausschließlich Zeitungen und Zeitschriften aus aller Herren Ländern, mehr als 1000 an der Zahl.

Daß die technische Abteilung der Bibliothek ganz besonders glänzend vertreten ist, ist in einer Industriestadt wie Pittsburg selbstverständlich. Das schwierigste Problem, die Arbeiter und ihre Kinder zu erreichen, führte zur Organisierung der letzten zwei Abteilungen. Die Erwachsenen, zum großen Teil fremdgeboren, werden hauptsächlich durch die Zweigstellen, deren jede große Lesezimmer für Erwachsene und Kinder enthält, mit Büchern versehen. Die Bedürfnisse der einzelnen Zweiganstalten sind je nach den verschiedenen Nationalitäten und der Beschäftigung der Bevölkerung des betreffenden Distrikts sehr verschieden. In einer Zweigstelle sind z. B. hauptsächlich Fabrikarbeiter, und zwar Amerikaner, Irländer, Deutsche, Polen, Italiener, Kroaten und Slawen vertreten, in einer anderen Fabrikarbeiter, kleine Handwerker, Hausierer usw., und zwar neben Amerikanern besonders deutsche und russische Juden, Neger, Deutsche, Italiener, Rumänen, Ungarn und Franzosen; in einer dritten eine bessere Klasse von Amerikanern, Deutschen, Irländern, Schotten, Italienern, Franzosen usw. Da die fremdgeborenen Elemente selten englische Bücher lesen, so ist die Bibliothek auf Sammlung fremdsprachlicher Bücher bedacht, wie aus der folgenden Zusammenstellung hervorgeht: Vom 1. Februar 1908 bis zum 1. Februar 1909 waren 31514 fremdsprachliche Bücher in Umlauf, und zwar 12974 deutsche, 3742 italienische, 374 schwedische, 1387 russische, 13 rumänische, 3 dänische, 1401 hebräische, 2525 französische, 205 spanische, 5409 polnische, 7 ungarische, 3470 yiddische, 3 norwegische und 1 griechisches (neugriechisch).

Fabrikarbeiter haben in guten Zeiten mit voller Beschäftigung natürlich wenig Zeit zum Lesen. Sie werden aber gelegentlich durch die Kinder erreicht. Die Kinder kommen dann zu den Bibliothekaren mit der Bitte: »a good book for pap.« Aber manche strebsame Arbeiter kommen auch selbst in die Bibliothek und nehmen dann außer den eigenen noch zwei oder drei Bücher mit, welche »the other fellows may like«, und leihen sie diesen ihren Kameraden persönlich. Geht auf solche Weise gelegentlich ein Buch verloren, so sorgt die Bibliothek selbst für den Ersatz, ohne vom Entleiher eine Entschädigung zu verlangen.

Die letzte, aber keineswegs unwichtigste Abteilung der Bibliothek ist die für Kinder. Sie wurde bereits im Jahre 1898 organisiert. Das alte Wort Goethes »Wenn ihr etwas erreichen wollt, so fangt bei den Kindern an, und es wird gehen«, hier wird es zur Wahrheit: Die Kinder, deren Sinn und Verständnis für gute Bücher geweckt ist, werden als Erwachsene die liebgewordene Gewohnheit des Lesens weiter pflegen. Von diesem Gedanken ausgehend, hat die Leitung der Bibliothek die Kinderabteilung geradezu zur Vollkommenheit ausgebildet. Die Bücher werden aufs allersorgfältigste ausgewählt und die Lektüre der Kinder von besonders geschulten Bibliothekslehrerinnen geleitet. Diese Lehrerinnen werden in der Bibliothek selbst, wo ihnen ein besonderes Studierzimmer eingeräumt ist, von berufenen Kräften ausgebildet und nicht nur auf ihre allgemeine Bildung und technische Fertigkeiten hin, sondern auch nach ihrer besonderen Tauglichkeit, mit Kindern zu arbeiten, ausgewählt. Die Kinder kommen und gehen nach Belieben. Sie lesen zu ihrem Vergnügen oder nehmen Bücher zum Lesen nach Haus oder zur Vorbereitung ihrer Schulaufgaben. Eine beliebte Methode, das Verlangen der Kinder nach guten Büchern zu wecken, ist die des Erzählens. Im Winter kommen die Kinder oft zu 500 oder 600 in den Lesezimmern zusammen. Sie werden in Gruppen von je 30 eingeteilt, und die Lehrerinnen erzählen nun den Kleineren Legenden und Märchen, den Größeren Geschichten von Shakespeare, aus der Ilias und

Odyssee, aus der nordischen Mythologie, dem Nibelungenlied, von König Artus und seiner Tafelrunde, von Karl dem Großen und seinen Paladinen usw., und die Geschichten, die sie gehört, lesen die Kinder eifrig in ihren Büchern nach, und es ist fast unmöglich, die genügende Anzahl Exemplare anzuschaffen. Die Bibliothekarinnen werden auch in die Schulen geschickt, in die öffentlichen wie in Privat- und Kirchenschulen, um dort den Kindern Geschichten zu erzählen; sie besuchen die Kinder der Armen in ihren Wohnungen und wirken dabei zugleich als soziale Helferinnen.

Von Zeit zu Zeit läßt die Bibliothek Bücherlisten drucken, die die Eltern bei Ankauf von Geschenken für ihre Kinder leiten sollen; die Mütter werden wohl auch zu dem Zweck in die Bibliothek eingeladen, wo regelmäßig Ausstellungen von Weihnachtsbüchern abgehalten werden. Mit den Schulen steht die Bibliothek in enger Fühlung. Jeden Herbst wird eine Sammlung von 23000 Bänden in Form von kleinen Bibliotheken den Schulen zugestellt, die sie zum Unterricht benutzen und auch den Schülern und Schülerinnen ausleihen. Jede Schule sendet der Bibliothek einen monatlichen Bericht über die Benutzung der Bücher und behält diese bis zum Schluß des Schuljahrs. Während des verflossenen Jahres wurden auf diese Weise 103 Schulen mit kleinen Bibliotheken versehen, und 101000 Bücher waren in Umlauf.

Für die Kinder, die zu weit wohnen, um die Lesezimmer der Bibliotheken zu besuchen, wird in eigentümlicher Weise gesorgt: eine kleine Bibliothek wird in eine Wohnung gebracht, und hier versammeln sich wöchentlich einmal zu bestimmten Stunden zehn oder zwölf Kinder der Nachbarschaft. Zur selben Zeit kommt eine der Bibliothekslehrerinnen, gibt die Bücher aus und liest den Kindern vor oder erzählt ihnen Geschichten und sorgt, daß die Kinder bei der Belehrung sich auch vergnügen. Solche Hausbibliotheken stehen unter der Aufsicht einer besonderen Aufseherin der Bibliothek. Wo sich eine Hausbibliothek nicht einrichten läßt, da sucht sie Leseklubs zu gründen, die in Schulen, Badeanstalten, im Kindergericht, in einer Synagoge und selbst in einem Fabrikraum getagt haben. Im Sommer erreichen die Bibliotheken die Kinder auf den Spielplätzen. Die Verbreitung ansteckender Krankheiten durch Bücher wird auf das sorgfältigste vermieden. Die Kinderbücher werden beständig erneuert, alte entweder abgelegt oder von neuem gebunden. Viele Tausende von Büchern werden jährlich Seite für Seite mit einer Ammoniaklösung gewaschen. Der Gesundheitsrat der Stadt sendet der Bibliothek täglich Bericht und bezeichnet die Häuser, in denen ansteckende Krankheiten herrschen. Diese werden von einem eigens zu diesem Zweck angestellten Beamten der Bibliothek besucht und die Bücher aus den betreffenden Häusern gesammelt und verbrannt.

Wie die Benutzung der Bibliothek von Jahr zu Jahr gestiegen ist, zeigen die folgenden Zahlen: Im Jahre 1895, dem Eröffnungsjahr, wurden an Erwachsene und Kinder 23 197 Bücher ausgeliehen, im Jahre 1896 115 394, 1897 119 962, 1898 175 931, 1899 345 590, 1900 428 686 usw., 1908 999 337, 1909 1 156 000 Bücher.

Die Zahl der eingetragenen Leser, die regelmäßig Bücher entleihen, beträgt heute 109 229. Die Hausbibliotheken, Leseklubs, Schulen, denen die Bibliothek Bücher sendet, sind in dieser Zahl nicht eingeschlossen, auch nicht solche Leser, die die Werke der Nachschlage- und technischen Abteilung benutzen.

Die Carnegie-Bibliothek ist dadurch, daß sie ihre Schätze arm und reich und jung und alt in gleicher Weise leicht und bequem zugänglich macht, für die Stadt Pittsburg zu einem sozialen Faktor ersten Ranges geworden. Sie würde nicht so Großes leisten können, wenn nicht ihr Leiter Herr Harrison W. Craver nicht nur selbst ein ausgezeichneter Fachmann wäre, sondern es auch verstanden hätte, zahlreiche tüchtige Hilfskräfte heranzubilden, die dazu beitragen, die Organisation so musterhaft zu gestalten.

Wenn die Pittsburger vom Carnegie-Institut sprechen, verstehen sie darunter das Institut im engeren Sinn, d. h. das Museum und die Kunstabteilung, die, wie oben erwähnt, mit der Bibliothek vereinigt sind. Das Museum und die Kunstabteilung wurden im Jahre 1896 ins Leben gerufen. Als die Sammlungen des Museums einen ungeheuren Umfang annahmen und in dem alten Gebäude nicht mehr untergebracht werden konnten, gab Carnegie weitere sechs Millionen zum Zweck der Erweiterung des Ge-

bäudes, und das neue Gebäude, wie es gegenwärtig in gigantischer Pracht erscheint, konnte am 13. April 1907 feierlich eröffnet werden.

Im Jahre 1902 war Herrn Carnegie ein Artikel in einer New Yorker Zeitung in die Augen gefallen, der die Auffindung eines fossilen Reptils in Wyoming beschrieb, das so groß sein sollte, daß es, auf den Hinterfüßen stehend, bequem in das zehnte Stockwerk eines Wolkenkratzers sehen konnte. Carnegie schrieb mit Bleistift auf den Rand der Zeitung: Buy this for Pittsburg, und sandte das Blatt an Dr. Holland, den Direktor des Museums. Seitdem hat das Museum durch seine großartige Sammlung fossiler Skelette einen Weltruf gewonnen. Die Ausbeute aus dem Staat Nebraska ist besonders reich, und der Diplodocus Carnegiei hat die ganze Welt in Erstaunen gesetzt. Der eben genannte verdiente Direktor des Museums, Dr. W. J. Holland, ist selbst wiederholt in Europa gewesen, um die Aufstellung der den Souveränen Europas von Carnegie geschenkten Dupliken des Riesenskelettes in dortigen Museen zu leiten. Man ist gegenwärtig beschäftigt, das jüngste Riesenreptil, das in Utah gefunden wurde, aufzustellen. Es ist die Arbeit fachmäßig geschulter Monteure, die von Dr. Holland selbst ausgebildet sind. Nicht minder geschickt sind die im Museum beschäftigten Ausstopfer. Einige Exemplare ausgestopfter Tiere daselbst gelten für die besten Arbeiten auf diesem Gebiete.

Abgesehen von den regelmäßigen Jahresberichten hat das Museum bis jetzt fünf Bände Annalen veröffentlicht, die wissenschaftliche Beiträge ersten Ranges enthalten, insbesondere auf dem Gebiet der Paläontologie, und fünf Bände »Memoirs« mit zahlreichen wertvollen Monographien, die die Paläontologie und Zoologie Süd- und Nordamerikas behandeln usw. Obgleich die naturwissenschaftlichen Sammlungen sich erst über zehn Jahre erstrecken, weisen sie doch dank den Schenkungen Carnegies und infolge Ankaufs durch das Museum das reichste Material auf, darunter Unika, wie sie in keinem anderen Museum der Welt zu sehen sind. Die ethnologischen, mineralogischen, zoologischen Sammlungen zählen zu den besten des Landes. Die Schmetterlingssammlung allein zählt 25000 Arten, die Sammlung von Vögeln über 40000 Exemplare, das Herbarium über 100000 Arten von Pflanzen usw. Von den zahlreichen Raritäten des Museums sei hier nur eine hervorgehoben, ein Mikroskop, das Carl von Linné im Jahre 1738 Bernard Jussieu geschenkt hat.

Die äußerst interessante Geschichte dieses Mikroskops ist in einer Denkschrift zu lesen, die das Museum im Jahre 1907 der New Yorker Akademie der Wissenschaften bei Gelegenheit der Feier des 200. Geburtstages Linnés gewidmet hat.

Von demselben Grundsatz, der die Verwaltung der Bibliothek beseelt, nämlich die gesammelten Schätze dem Volk leicht zugänglich zu machen und insbesondere das Interesse der Jugend zu wecken, geht auch das Museum aus. Es hat Schülerklubs ins Leben gerufen, deren Mitglieder jetzt nach Hunderten zählen und die vom Frühling bis zum Herbst kleinere oder größere Ausflüge unternehmen, um Mineralien, Pflanzen, Insekten, Muscheln usw. zu sammeln. Für die besten Sammlungen sind ebenso wie für die besten Aufsätze über Einzelsammlungen des Museums zahlreiche Geldpreise ausgesetzt. Die Klubs versammeln sich außerdem an zwei Sonnabenden eines jeden Monats im Museum, wo sie über ihre Funde Bericht erstatten, wo ihnen der nötige Platz für ihre Sammlungen eingeräumt ist, und wo sie von Mitgliedern des Beamtenstabs Belehrung und Ermunterung erhalten. Der Besuch des Museums wächst von Jahr zu Jahr und ist besonders stark an Sonntagen. Während der Jahresbericht für 1900 an einem Sonntag 10000 Besucher registrierte, wurden an einem Sonntag im Mai dieses Jahres 18000 Personen gezählt.

Die Freigebigkeit Carnegies hat die Stadt Pittsburg, eine der größten Industriestädte der Vereinigten Staaten, zu einem der größten Kunstzentren des Landes erhoben. Pittsburg ist die erste unter den amerikanischen Städten, die eine internationale Gemäldeausstellung gehabt haben, und die einzige, die eine solche Ausstellung alljährlich veranstaltet. Alljährlich wird zur Erinnerung an die Gründung des Instituts, die im Jahre 1896 erfolgte, »founder's day« gefeiert. Mit dieser Feier wird die internationale Ausstellung eröffnet und die Preisverteilung vorgenommen. Bei der vorjährigen Feier am 2. Mai 1910 waren von Vertretern des Auslands der

deutsche Botſchafter Graf von Bernſtorff und der belgiſche Geſandte Graf Buiſſeret erſchienen, der die Feſtrede über die Kunſt in der belgiſchen Geſchichte hielt. Der Präſident der Vereinigten Staaten, Herr Taft, war gleichfalls anweſend und wies in ſeiner Anſprache darauf hin, daß die Feier mit Recht einen internationalen Charakter trage, denn die neue Welt müſſe von der alten die Pflege und Liebe zur Kunſt lernen. In dieſem Jahr wurde der Gründungstag am 27. April gefeiert. Herr Carnegie war ſelbſt aus New York gekommen, um der Preisverteilung beizuwohnen, und Präſident Lowell von der Harvard-Univerſität hielt die Haupt-Feſtrede. Es waren 343 Bilder eingeſandt worden, 39 mehr als im Vorjahr. Eine Sonderausſtellung des bekannten New Yorker Malers J. Alden Weir, die eine Gruppe von 37 Bildern umfaßt, erregte große Aufmerkſamkeit bei Eröffnung der Ausſtellung. Das internationale Preisrichterkollegium verlieh folgende Medaillen und Preiſe: 1. die goldene Medaille und $ 1 500 an John W. Alexander, New York, für ſein Gemälde »Sunlight«. (Alexander iſt aus Pittsburg gebürtig und der Schöpfer der titaniſchen Wandgemälde, die Krönung der Arbeit darſtellend, die die marmornen Wandpaneele des erſten Stocks des Inſtitutgebäudes ſchmücken); 2. die ſilberne Medaille und einen Preis von $ 1 000 an Frank Craig, Bramshot, England, für das Porträt von Sir John Jardine, M. P.; 3. die bronzene Medaille und $ 500 erhielt ebenfalls ein Engländer, Algernon Talmadge aus London.

Die permanente Gemäldeſammlung der Kunſtabteilung des Inſtituts zählt höchſtens hundert Bilder, aber ſie hat einen Vorzug: ſie enthält nur die beſten Werke moderner Künſtler (zumeiſt Landſchaften), kein Mittelgut. Das Beſte iſt gut genug für das Volk, und das Volk zu veredeln, ſeinen Sinn für das Schöne zu wecken, das iſt der Grundſatz, dem die Leitung der Kunſtabteilung unter Direktor John W. Beatty huldigt, und der in erſter Linie namentlich in der Auswahl und Aufſtellung der Skulptur- und Architekturwerke maßgebend geweſen iſt. Bei der Gruppierung ſind indeß ſoviel wie möglich auch die Bedürfniſſe der Kunſtſchüler berückſichtigt worden. Wahrhaft impoſant ſind die rieſigen Rundhallen, von Säulen von penteliſchem Marmor getragen, welche die Modelle der Bau- und Bildhauerkunſt aller Zeiten einſchließen, wenige Meiſterwerke, aber dieſe von überwältigender Pracht und Größe, eines nicht weniger als 86 Fuß lang und 36 Fuß hoch, nämlich die Faſſade der romaniſchen Kirche von St. Gilles im franzöſiſchen Departement Gard.

Wenn die üblichen Reiſehandbücher dem Fremden, der die Vereinigten Staaten bereiſt, den Beſuch der großen Stahlwerke von Pittsburg dringend empfehlen, ſo ſollten ſie ihm nicht weniger dringend einen Beſuch des Carnegie-Inſtituts ans Herz legen. Das Carnegie-Inſtitut von Pittsburg iſt ohne Zweifel eine der erſten Kulturſtätten dieſes Landes und berufen, in der Geſchichte der Bildung und Erziehung Amerikas eine große Rolle zu ſpielen.

Nachrichten und Mitteilungen.

Korreſpondenz aus Turin.

Die Turiner Ausſtellung.

Fünfzig Jahre nach ſeiner politiſchen Wiedergeburt hat Italien ſeine erſte Internationale Induſtrie- und Gewerbeausſtellung veranſtaltet, die eine wirkliche Bedeutung hat und das Intereſſe auch des Auslandes, das ſich ſtark beteiligt hat, in hohem Maße verdient. Zwar hatte Mailand bereits im Jahre 1906 eine ſogenannte »Weltausſtellung« veranſtaltet, aber dies Unternehmen hatte an vielen Fehlern gelitten, die man in Turin glücklicherweiſe vermieden hat. Den Turinern kam es zuſtatten, daß ſie ſchon durch einige wohlgelungene frühere kleinere Ausſtellungen wertvolle Erfahrungen im Ausſtellungsweſen hatten ſammeln können. Ferner hat es ſich als ein großer Vorteil herausgeſtellt, daß gleichzeitig in Rom eine Kunſt- und hiſtoriſche Ausſtellung ſtattfindet, wodurch die Uferloſigkeit anderer Ausſtellungs-Unternehmungen in Turin vermieden werden und ein rein techniſch-induſtrieller Charakter gewahrt bleiben konnte. Wenn man die heurige Turiner Ausſtellung mit der in Mailand vor fünf Jahren ſtattgehabten vergleicht, ſo fällt es zunächſt angenehm auf, daß die Turiner die für ihren Betrieb nötige Dampfkraft und Elektrizität in mehreren eigenen Zentralen ſelbſt erzeugt, während die Mailänder ihren Strom von einem außerhalb gelegenen und allgemeinen Zwecken dienenden Elektrizitätswerke bezog. Nun iſt es klar, daß gerade die Krafterzeugung eine der intereſſanteſten und wichtigſten

Abteilungen einer Gewerbeausstellung bildet. Weiter war in Mailand ein Überwiegen von jahrmarktähnlichen kleinen Betrieben festzustellen gewesen, unter dem der Ernst des Unternehmens sehr gelitten hatte. Diese Klippe hat man in Turin glücklich vermieden, wie auch der Vergnügungspark, der leicht zu einem kirmesähnlichen Treiben Veranlassung gibt, in Turin sich in mäßigen Grenzen hält.

Die Ausstellung liegt im Südwesten der Stadt in ganz hervorragend schöner landschaftlicher Lage. Auf dem einen Ufer nimmt sie den Valentinopark ein, eine mehrere Kilometer lang sich erstreckende Anlage, wie sie nur alte Residenzen aufzuweisen haben; auf der anderen Seite des Flusses läuft sie am Fuße der lieblichen villenbesetzten sogenannten Po-Hügel hin. Da der Po bei Turin breit und seicht ist, so hat man ihn etwas unterhalb der Ausstellung gestaut, wodurch man auch einen ästhetischen Gewinn erzielt hat, indem der vollere Wasserlauf in der Mitte viel zur Verschönerung des Landschaftsbildes beigetragen hat. Die Schönheit des Ausstellungsbildes hat ferner dadurch gewonnen, daß man fast alle Gebäude in dem für die Monumentalbauten der Stadt charakteristischen Baustile des Meisters Juvara, des Erbauers der Monumentalhäuser der Residenzstadt aus dem achtzehnten Jahrhundert, gehalten hat. Zur Belebung des Ausstellungsbildes ist endlich noch ein Wasserschloß, dessen Krone sich 80 Meter über dem Po erhebt, errichtet worden.

Ursprünglich in bescheidenem Rahmen gedacht, hat die Turiner Ausstellung allmählich eine große Ausdehnung angenommen. Ihre Bauten bedecken 350 000 qm auf einer gesamten Bodenfläche von 1 850 000 qm, das ist etwa ein Drittel mehr als die der vorjährigen Ausstellung in Brüssel. Was Deutschland anbetrifft, so ist es auf der Ausstellung trotz bestimmter Schwierigkeiten, auf die wir noch eingehen, groß und würdig vertreten. Die deutsche Beteiligung in Turin geht nicht von der unter dem Drucke der Finanznot leidenden Reichsregierung, sondern von der Ständigen Ausstellungskommission für die deutsche Industrie aus. Das Reich hat nur einen kleinen Zuschuß von 120 000 M. bewilligt, während z. B. ein Land wie Brasilien zwei Millionen Francs aufgewandt hat. Ferner durften die Vorbereitungen für Turin erst gefördert werden, nachdem die Brüsseler Ausstellung, auf der das Reich offiziell vertreten war, ihre Tore geschlossen hatte. Es hat also unverhältnismäßig großer Mühen und bedeutender finanzieller Aufwendungen der privaten Industrie bedurft, um eine würdige Vertretung Deutschlands zustande zu bringen. Wenn man die deutsche Abteilung in Turin mit der vorjährigen in Brüssel vergleicht, so muß man feststellen, daß die Brüsseler geschickter angeordnet war, weil sie länger und sorgfältiger vorbereitet werden konnte. Vor allem bildete damals die deutsche Abteilung eine vollständig in sich geschlossene Gruppe mit einer eigenen Kraftstation, während sie sich in Turin auf sieben verschiedene Gebäude verteilt. Wie schade, wenn man bedenkt, daß kaum je im Ausland eine so große Zahl deutscher Aussteller versammelt war (620 gegen 430 in Brüssel)! Einen sehr großen Raum nimmt Deutschland zunächst in der Maschinenhalle ein, wo namentlich die sächsische Industrie in den Vordergrund tritt, während Rheinland-Westfalen sich weniger stark beteiligt als in dem ihm benachbarten Brüssel. Im Mittelpunkt der Elektrizitätshalle steht die Riesengruppe der Siemens-Schuckertwerke, die die Verwendung der Elektrizität auf den mannigfachsten Gebieten, in der eigentlichen Industrie, im Bahnwesen sowie in der Landwirtschaft glänzend illustriert. Weiter ist in der Verkehrshalle, die ihrer Anlage nach einem Riesenbahnhofe gleicht, kein Land so gut und reichlich vertreten wie Deutschland. Diese Abteilung wurde von der Vereinigung Deutscher Fahrzeugbauanstalten eingerichtet, wodurch ermüdende Wiederholungen vermieden und anregende Vielseitigkeit gesichert wurde. Nicht weniger als 24 Dampflokomotiven, drei elektrische Vollbahnlokomotiven, neun Triebwagen, eine feuerlose Dampflokomotive und eine schmalspurige Druckluftlokomotive für Tunnelbau, weiter sechs Personenwagen, ein Postwagen und sieben Güterwagen legen Zeugnis von der Leistungsfähigkeit unserer Rollmaterialfabriken ab. Obwohl auch das für den Dampfbetrieb bestimmte Material manche Vervollkommnungen neuesten Datums aufweist, wird wohl das elektrische im Vordergrund stehen, da hier noch alles im Fluß ist und Jahr für Jahr einschneidende Veränderuugen getroffen werden. Eine führende Stellung nimmt Deutschland weiter in der Halle für landwirtschaftliche Maschinen und Brauereien ein. Was da an Lokomobilen, schweren mechanischen Sägen- und Mühlenanlagen zu sehen ist, das beleuchtet wirksam die Exportfähigkeit der deutschen Industrien, die auch in Italien an der Spitze der Einfuhr stehen. Sehr interessant ist ferner die deutsche Beteiligung in der Buchdruckhalle, die am letzten fertig geworden ist, die aber alle Zweige des graphischen Gewerbes praktisch vorführt, indem mit den modernsten Maschinen ein laufender Musterbetrieb eingerichtet ist. Endlich haben wir noch zu erwähnen, daß auch ein sogenanntes Deutsches Haus besteht. Dieses liegt auf der rechten Po-Seite, gerade gegenüber dem berühmten Valentinoschloß und enthält neben den Repräsentationsräumen hauptsächlich eine Ausstellung des deutschen Kunstgewerbes. In ihrem Mittelpunkt ist die Ausstellung des Deutschen Kaisers untergebracht: Majoliken aus Cadinen und die silbernen Schiffsmodelle, die ihm verschiedene nautische Verbände zu seiner silbernen Hochzeit geschenkt haben. Den größten Raum in der Halle nimmt die Musikinstrumenten-Industrie ein, die sich eines sehr großen Absatzes in Italien erfreut. So schätzenswert aber auch die einzelnen Leistungen sind, die im Deutschen Hause ausgestellt werden, so darf es doch ausgesprochen werden, daß der Schwerpunkt der deutschen Beteiligung nicht in diesem repräsentativen Teil, sondern bei den im Betrieb vorgeführten Maschinen liegt.

Mit den anderen Ländern können wir uns kürzer fassen. Italien hat für seine Jubiläumsschau natürlich die größten Anstrengungen gemacht. Zum ersten Male ist eine Übersicht über die Leistungen der gewaltig in die Höhe geschossenen Maschinenbauindustrie möglich, die bei der Jugend des Gewerbes alle Anerkennung verdienen. Es werden

nicht nur italienische Dampfmaschinen, Dampfturbinen und Gasmotoren, sondern auch Dieselmotoren im Betrieb vorgeführt. Allerdings ist der deutsche Einfluß unverkennbar. Viel Mühe hat das Vaterland Voltas und Marconis auch auf die Elektrizitätsabteilung verwandt. Mit immer größerem Erfolge bestrebt sich Italien, auch sein elektrisches Material im eigenen Lande zu bauen, und was die Fabriken von Savigliano und Mailand an Dynamomaschinen und Elektromotoren ausstellen, ist sehr beachtenswert. Die Fortschritte endlich, die die italienische Geschützgießerei in Pozzuoli bei Neapel und in Spezia gemacht hat, kommen in der großen Halle der italienischen Marine zum Ausdruck. Auf diesem Gebiete hat sich Italien ganz unabhängig gemacht; selbst die größten Geschütze für die Über-Dreadnoughts werden im Lande hergestellt und auch gelegentlich nach Südamerika und der Türkei ausgeführt. Recht beachtenswert ist endlich der große Seidenpavillon, der zeigt, daß Italien, nachdem ihm in der Seidenspinnerei durch den fernen Osten ein Mitbewerber von überlegener Kraft entstanden ist, auf den Gebieten der Weberei, der Färberei und der Stoffverarbeitung sehr große Fortschritte gemacht hat.

Englands Abteilung in Turin hat den großen Vorteil, daß sie, wie die vorjährige deutsche in Brüssel, eine geschlossene Gruppe mit eigener Kraftstation bildet. Das kommt dem Gesamteindruck unbedingt zustatten, wenn auch die Einzelleistungen, sei es im Maschinen-, sei es im Automobilbau, durchaus nicht die anderer Industrieländer in den Schatten stellen. Frankreich hat, wie 1906 in Mailand, eine große Schau seiner Modeindustrien gesandt, die praktisch und einladend zusammengestellt ist und beweist, daß die Franzosen nicht nur Meister im Geschmack, sondern auch geschickte Veranstalter von Verkaufs-Ausstellungen sind. Die kleine Schweiz führt ihre hochentwickelte Maschinenindustrie in einer trefflich angeordneten Gruppe vor. Österreich hat sich in Turin nicht beteiligt; Ungarn hat einen eigenen Pavillon errichtet, der mit seiner vielfarbigen Fassade und seinen pyramidenförmigen Ecktürmen einen eigenartigen Ton in die Barockarchitektur der übrigen Ausstellung bringt. Hervorzuheben sind endlich die wahrhaft außerordentlichen Anstrengungen, die die südamerikanischen Staaten, Argentinien und Brasilien an der Spitze, in Turin gemacht haben. Diese Länder verfolgen mit ihrer Schau offenbar den Zweck, Kolonisten, die sie bei ihrer schwachen Besiedelung nötig haben, zur Auswanderung zu veranlassen. Sie stellen daher nicht nur die mannigfachen Erzeugnisse ihres reichen Bodens aus, sondern sie führen auch ihre Zivilisations-Einrichtungen vor, damit man nicht glauben soll, daß sie noch eigentliche Pionierländer wären. Was Argentinien in seiner Unterrichts-Abteilung vorführt, ist auch ganz hervorragend, beweist, welchen Wert man am Plata auf die öffentliche Erziehung und Ausbildung der Jugend legt, und wird seinen günstigen Eindruck auf Auswanderungslustige nicht verfehlen. O. K.

Mitteilungen.

Vom 13.–16. September findet in Salzburg eine gemeinsame Tagung für Denkmalpflege und Heimatschutz statt. Das Programm sieht vor: am 13. einen Begrüßungsabend in der Aula academica mit offiziellen Begrüßungen und Ansprachen, geschäftlichen Mitteilungen und einem Lichtbildervortrag des Hofrats Prof. Dr. Strzygowski (Wien) über »Salzburgs Kunstdenkmäler«, — am 14. die erste Sitzung mit folgender Tagesordnung: 1. Eröffnungsansprache des Vorsitzenden Geh. Hofrats Prof. Dr. von Oechelhaeuser (Karlsruhe), 2. »Entwicklung und Ziele der Denkmalpflege in Deutschland und Österreich.« Referenten: Geh. Regierungsrat Prof. Dr. Clemen (Bonn) und Prof. Dr. Dvořák (Wien), 3. »Entwicklung und Ziele des Heimatschutzes in Deutschland und Österreich.« Referenten: Prof. Schultze Naumburg (Saaleck), Archivsekretär und Konservator Dr. Giannoni (Wien) und Dr. von Szenetkowski (Graz), 4. »Erhaltung des Kernes alter Städte.« Referent: Geh. Hofrat Prof. Dr. Gurlitt (Dresden), 5. »Der Kampf um Alt-Wien.« Referent: Hofrat Prof. Dr. Neuwirth (Wien); — am 15. die zweite Sitzung mit folgender Tagesordnung: 6. »Heimatschutz und Wohnungsfrage.« Referent: Prof. Dr. Fuchs (Tübingen), 7. »Kirchliche Denkmalsschutz-Gesetzgebung.« Referent: Prälat Prof. Dr. Swoboda (Wien), 8. »Denkmalpflege und Museen.« Referent: Prof. Dr. Dehio (Straßburg i. E.), 9. »Bauberatung und Heimatschutz.« Referent: Landesbaurat a. D. Rehorst, Beigeordneter der Stadt Cöln, 10. Geschäftliches: Neuwahl des Ausschusses und Bestimmung des Ortes und Termins für die nächste gemeinsame Tagung 1913. — An die Sitzungen schließen sich Besichtigungen der Kunstdenkmäler von Salzburg und der Festung Hohensalzburg mit Vorführung von volkstümlichen Trachten, Gebräuchen und Aufzügen an. Am 15. abends hält in einer öffentlichen Sitzung Geh. Regierungsrat Prof. Dr. Conwentz (Berlin) einen Lichtbildervortrag über »Naturschutzparke«. Am 16. September werden Ausflüge nach Wien und in die nähere Umgebung von Salzburg veranstaltet.

•

Soeben sind uns die beiden ersten Hefte einer neuen Zeitschrift für argentinische Volkskunde zugegangen, die von dem Deutschen Lehrerverein in Buenos Aires herausgegeben und durch Dr. Erich Ludwig Schmidt, Oberlehrer an der Germania-Schule, redigiert wird. Der Preis des aus 6 Heften bestehenden Jahrgangs beträgt 4 Mark, des Einzelheftes 70 Pfennige. Den Kommissions-Verlag für Europa hat Eugen Bernhard Voigt, Berlin, Wilsnacker Str. 14, übernommen. Die Zeitschrift will in deutscher Sprache zur Darstellung bringen, was für das Volksleben Argentiniens, dessen wirtschaftliche Beziehungen mit Deutschland sich beständig vermehren und erweitern, charakteristisch ist, so wie es die eigentümliche Landschaft, das Klima und das einzigartige Völkergemisch gezeitigt haben.

Internationale Wochenschrift für Wissenschaft Kunst und Technik

herausgegeben von Prof. Dr. Paul Hinneberg, Berlin, Zimmerstr. 36

Verlag: August Scherl, Berlin SW, Zimmerstraße 36-41. — Druck: Bayerische Druckerei und Verlagsanstalt G. m. b. H. in München, Bayerstraße 57.

5. Jahrgang Nr. 35
2. September 1911

Inseraten-Annahme bei den Annoncen-Expeditionen von August Scherl G. m. b. H., Berlin und Daube & Co. G. m. b. H., Berlin und deren sämtlichen Filialen.

Für die Redaktion verantwortlich: Professor Dr. Wilhelm Paszkowski, Berlin-Gr. Lichterfelde.

Erscheint jeden Sonnabend. — Preis vierteljährlich für Deutschland und Oesterreich 3 Mark, für die übrigen Länder des Weltpostverkehrs 4 Mark 30 Pfg. bei direktem Bezug unter Kreuzband. — Einzelnummer 25 Pfg. — Inserate die dreigespaltene Nonpareillezeile 50 Pfg. — Abonnements nehmen alle Buchhandlungen und Postanstalten, sowie sämtliche Geschäftsstellen von August Scherl G. m. b. H. entgegen.

INHALT

Die Abhandlungen erscheinen in deutscher Sprache, englische und französische auf Wunsch der Autoren im Urtext

Die Anfänge einer konservativen Partei in Preußen.*)

Von Georg v. Below, Professor an der Universität Freiburg i. B.

Die politischen Parteiorganisationen sind in Deutschland jung, die Anschauungen aber, auf die sie zurückgehen, erheblich älter.

Es ist mit Recht davor gewarnt worden, in den Namen der Parteien ohne weiteres ihr Wesen ausgedrückt zu sehen. Immerhin sprechen die Namen manche Beziehungen tatsächlich aus. Und wie nun in dem Wort »konservativ«[1]) der Hinweis auf die Neigung, an das historisch gegebene anzuknüpfen, liegt, so dürfen wir von einer bewußt beobachteten konservativen Richtung wohl von dem Zeitpunkt an sprechen, in dem zuerst das Bestreben hervortritt, grundsätzlichen Neuerern gegenüber den Wert und die Erhaltungswürdigkeit des überlieferten zu betonen. Dies Bestreben tritt zuerst[2]) wohl in der Zeit des Rationalismus hervor; jetzt allerdings wesentlich nur auf kirchlichem und religiösem Gebiet; konservative Züge in staatlicher, gesellschaftlicher, wirtschaftlicher Beziehung findet man einstweilen blos etwa

*) Vorbemerkung über die Literatur. Das Buch von O. Stillich, »Die Konservativen, eine wissenschaftliche Darlegung ihrer Grundsätze und ihrer geschichtlichen Entwicklung« (1908), ist ein völliger Mißgriff. Vgl. die Kritiken von G. Küntzel in der Deutschen Literaturzeitung 1909, Nr. 40, Sp. 2540 ff. und von F. K. Wittichen in der Neuen Preußischen Zeitung 1908, Nr. 243 und 245 (vom 24. und 26. Mai). Auch F. Naumann, »Die politischen Parteien« (1910), liefert nicht mehr als eine Tendenzschrift. Vgl. meinen Artikel »Ein Tendenzroman«, Grenzboten vom 15. Februar 1911, S. 325 ff., ferner W. Andreas, »Zur Geschichte des deutschen Liberalismus«, Histor. Ztschr. 107, S. 92 ff. sowie die Rezensionen von Ad. Köster im Archiv für Sozialwissenschaft 32, S. 250 f. und von mir in der Ztschr. f. Politik Bd. 4, S. 411 ff. Die reichhaltigsten und tiefsten Aufschlüsse über die Anfänge der konservativen Partei verdankt man F. Meinecke, »Weltbürgertum und Nationalstaat« (2. Aufl. München 1911). Auch das große Werk von M. Lenz über die Geschichte der Universität Berlin bietet, wie unsere Skizze zeigen wird, hierfür wertvolles. An die Bismarckliteratur braucht nur erinnert zu werden. Viel Belehrung schöpft man aus den Arbeiten von H. v. Petersdorff über konservative Staatsmänner und Parteiführer: vor allem der Biographie Kleist Retzows (1907), ferner zahlreichen Artikeln in der Allg. deutschen Biographie und in Zeitschriftenaufsätzen. Im übrigen seien hier notiert: A. Wahl, »Beiträge zur deutschen Parteigeschichte im 19. Jahrhundert«, Histor. Ztschr. 104, S. 537 ff.; F. Wegener, »Die deutschkonservative Partei und ihre Aufgaben für die Gegenwart« (3. Aufl. 1908); Max Weber, Archiv für Sozialwissenschaft 1910, Bd. 31, S. 566.

[1]) Das Wort »konservativ« läßt sich übrigens in Deutschland erst in den dreißiger Jahren des 19. Jahrhunderts nachweisen. Wahl a. a. O. S. 559 Anm.

[2]) Man könnte auch schon den Kampf der alten Stände gegen den Absolutismus hierher rechnen. Allein, von anderm abgesehen, es besteht kein unmittelbarer historischer Zusammenhang zwischen ihm und den konservativen Bestrebungen des 19. Jahrhunderts, am wenigsten für Preußen. Die Zeit Friedrichs des Großen liegt dazwischen.

in der hiſtorisch⸗praktischen Richtung Juſtus Mösers. Anders wird es seit dem Ausbruch der französischen Revolution: die umfassende Bewegung gegen das bisherige kirchliche, politische, gesellschaftliche, wirtschaftliche Syſtem rief auch eine umfassende Gegenwirkung hervor. Es iſt begreiflich, daß sich die Geiſter in Deutschland mit diesen Problemen zu beschäftigen begannen, ehe die französische Revolution unser Vaterland unmittelbar berührte. Unter den älteſten deutschen Gegnern der Revolution iſt namentlich der Hannoveraner Rehberg zu nennen. Den größten Einfluß übte aber von allen ihren Bekämpfern im gesamten Abendland der Engländer Burke aus, und insbesondere auch in Deutschland fanden seine Schriften einen bedeutenden Widerhall.

»Burke hat nicht nur den Gegnern der Revolution die ſtärkſten geiſtigen Waffen geliefert, er hat, was mehr noch sagen will, den naturrechtlichen Staatsauffassungen des 18. Jahrhunderts den erſten entscheidenden Stoß versetzt und allem Denken über den Staat Elemente zugefügt, die niemals wieder ausgeschieden werden können. Er hat die irrationellen Beſtandteile des Staatslebens, die Macht der Tradition, der Sitte, des Inſtinktes, der triebartigen Empfinduugen tiefer würdigen und verſtehen gelehrt. . . . . So lehrte er die höhere Zweckmäßigkeit vieles dessen, was bisher nur als Schwäche oder Unvernunft gegolten hatte, verſtehen und den Kern der Weisheit in der Hülle des Vorurteils erkennen; er lehrte Achtung und selbſt Liebe für dieses ganze Geflecht des natürlich und halbwild Gewachsenen, das sich durch das Privatdasein des einzelnen ebenso sichtbar⸗unsichtbar hindurchschlingt, wie durch die Gesellschaft und den Staat im großen, das eine wohlige Hülle und einen verborgenen Halt zugleich für alle bildet. . . . . . Die erſte Wirkung dieser Einsicht war . . . tiefer Respekt vor der verborgenen Weisheit dessen, was die Lebenden als Erbe der Vergangenheit übernommen hatten, tiefes Mißtrauen dafür gegen die Weisheit derer, die das Band mit der Vergangenheit zerschneiden wollten.«[3])

Die Gedanken Burkes bilden einen idealen Gehalt, der sich seitdem überall zeigt, wo konservative Anschauungen im großen Stil hervortreten. Im einzelnen erhob sich der Widerspruch gegen die revolutionären Forderungen von sehr verschiedenen Stellen aus: er konnte ebenso gut von der monarchischen Gewalt wie von den ſtändischen Kreisen ausgehen; es gab indessen auch noch andere Widerſtände gegen die Revolution, und mancherlei Kombinationen gaben den konservativen Beſtrebungen ein vollends vielgestaltiges Bild.

Eine einseitige Geschichtsauffassung sieht in den sozialen und politischen Auseinandersetzungen nur Klassenkämpfe. Gerade aber die Geschichte jener Jahre zeigt, daß es sich keineswegs um so einfache Gegensätze handelt. Setzen wir selbſt den Fall, die Revolution hätte ganz ſtarre Gegensätze vorgefunden, so sind doch weiterhin solche gewiß nicht vorhanden. Eine Gruppe, die sich bedroht sieht, verändert im Augenblick etwa schon zur besseren Verteidigung die eigene Position, vereinigt sich ferner mit einer andern, gibt einiges zu deren Gunſten preis und empfängt von ihr ein Zugeſtändnis. Aber auch, abgesehen von den gegenseitigen Zugeſtändnissen, Annäherungen und Durchsetzungen, es geschieht oft, daß eine Gruppe, wie der einzelne Mensch, im Moment der Gefahr oder des Kampfes und durch diese auf einen höheren Standort gehoben wird und die Dinge fortan von einer höheren Warte aus als der der eigenen Interessen betrachtet. Ein Zeitgenosse jener Tage, der Hamburger Sieveking, machte damals die bemerkenswerte Beobachtung: »Die Adligen, während sie vielleicht aus einer unlauteren Quelle für ihre ererbten Vorrechte eifern, sehen sich dabei gezwungen, so viel Altes und Herrliches, was im Geiſte lebte, zu verteidigen und sich der Zertrümmerung dieses Geiſtigen zu widersetzen, an welche doch auch die politische Vernichtung fest geknüpft iſt; daher machen sie gewiß nicht den schlechteſten Teil der Nation aus«[4]). Endlich empfängt die Entwicklung der allgemeinen Anschauungen ihre Anregungen nicht blos aus den Auseinandersetzungen der verschiedenen Gruppen; sie übt auch selbſtſtändig eine Wirkung auf diese aus.

[3]) Meinecke a. a. O. S. 129 ff.

[4]) Bilder aus vergangener Zeit, 2. Teil: Bilder aus Karl Sievekings Leben (1787—1847), S. 55. Als Manuskript gedruckt (Hamburg 1877, Agentur des Rauhen Hauses).

Eine Wechselwirkung solcher Art stellt die große romantische Bewegung dar, die sich dem Rationalismus und auch der politischen Aufklärung entgegensetzte. In ihr machen sich vielfach reale Ansprüche der alten Gesellschaft geltend; doch erhält alles zum mindesten einen neuen Zusammenhang.

Nach dem gesagten ist es klar, daß der Widerspruch gegen die revolutionären Forderungen keineswegs die Bereitwilligkeit ausschloß, eine Reform der bisherigen Zustände herbeizuführen. Es konnte gerade dem, der die historischen Verhältnisse im ganzen festhalten wollte, eine Änderung im einzelnen als notwendig erscheinen. Diejenigen Reformer werden wir als konservative Reformer bezeichnen, die ein großes Gewicht auf die Anknüpfung an die überlieferten Verhältnisse legen. Natürlich war hier eine starke Abstufung der Standpunkte möglich: dem einen erschien als unerhörte Neuerung, was der Radikale als ängstliche Konservierung ansah, und der eine glaubte mit der Erneuerung alter Einrichtungen am besten zu helfen, während diese einem anderen als nicht mehr erneuerungsfähig galten. Der rückschauende Historiker wird manchen als konservativen Reformer bezeichnen, der manchem konservativen Zeitgenossen im Reformeifer zu weit ging. So dürfte keinem geringeren als Stein jenes Prädikat zuzusprechen sein. Er zeigt sich z. B. in seiner Stellung zur Bauernbefreiung als konservativer Reformator, während ihm hier der manchesterliche Th. v. Schön als liberaler Reformer gegenübersteht. Andererseits wurde das Stein-Hardenbergsche Reformwerk als unerlaubte und unerhörte Neuerung von Vertretern des Adels bekämpft, die sich dabei als Verteidiger des konservativen Gedankens fühlten. Und von dieser Opposition darf man wohl auch sagen, daß sie zuerst eine Art von konservativer Parteiorganisation hervorgebracht hat.

Von einer Organisation läßt sich wenigstens insofern sprechen, als damals eine zwar nur kurze Zeit bestehende Zeitung für die Verteidigung und Verbreitung konservativer Anschauungen geschaffen wurde und sich ein geschlossener Verein (die »christlich-deutsche Tischgesellschaft«) für eben diese Zwecke zusammentat. Der Redakteur der Zeitung war kein geringerer als Heinrich von Kleist, und mit ihm wirkten Häupter der romantischen Dichterschule und Adam Müller zusammen. Christentum, Königtum, Schutz historisch gewordener Rechte, Befreiung des Vaterlandes von der fremden Herrschaft — das sind die Gedanken, um die man sich sammelte. Burke ist in diesem Kreise ein gefeierter geistiger Führer. In schärfsten Gegensatz stellt man sich zu Adam Smith, den vor allem Müller bekämpft, damit sich seine historische Stellung in der Wissenschaft der Nationalökonomie erringend. Dem Rationalismus suchte man jedoch in allen seinen Gestalten das Feld zu bestreiten. Die Erörterung religiöser und göttlicher Dinge, die er in der Öffentlichkeit hatte zurücktreten lassen, hielt jetzt wieder ihren Einzug. Wie man sieht, sind es nicht blos alte ständische Rechte, die hier verteidigt werden; das einzelne tritt in einem großen und neuen Zusammenhang hervor. In ständischer Opposition und Königstreue sahen diese Männer keine Gegensätze. Stein fühlten sie sich weniger fremd als Hardenberg. Der Kreis fand für manche seiner Forderungen einen engeren, für andere einen weiteren Boden. Nicht blos Savigny, sondern auch Fichte und Niebuhr fühlten sich in wichtigen Fragen zu ihm hingezogen.[5])

Der Zusammenhang der Anfänge der konservativen Parteibildung mit der romantischen Bewegung zeigt uns, wie die politische Stellung von allgemeinen Weltanschauungsfragen beeinflußt wird.

Als ein Ableger der romantischen Bewegung läßt sich die burschenschaftliche betrachten. Sie hat für die Ausbildung der konservativen Richtungen in mehrfacher Hinsicht Bedeutung.

Zunächst sind Konservative in großer Zahl aus den Burschenschafterkreisen hervorgegangen. Man sieht zwar oft die burschenschaftliche Bewegung als eine rein liberale an. Allein dies ist eine Auffassung, die von der späteren Gestaltung der Dinge ausgeht. Die ursprüngliche Burschenschaft hatte kein einseitiges politisches Programm; sie barg die Keime zu verschiedenen Entwicklungen in sich, und so sind denn auch ebenso Konservative wie Liberale aus ihr hervorgegangen. In Übereinstimmung mit der romantischen Bewegung betonte die Burschenschaft das

[5]) Vgl. R. Steig, Heinrich v. Kleists Berliner Kämpfe (Berlin und Stuttgart 1901), z. B. S. 9, 29, 39, 49, 53.

Volkstümliche und das eigene Volkstum. Es kam nun darauf an, wo man in diesem Rahmen den Schwerpunkt suchte. Man konnte das Gewicht darauf legen, daß das Volk politische Freiheit im Innern, Selbstregierung haben müsse. Dann gelangte man zu liberalen politischen Anschauungen. Man konnte aber auch das Gewicht auf die Selbstbestimmung nach außen und auf die Bewahrung der Eigenart der Nation legen: man wollte vor allem die Nation gegen fremde Mächte behaupten; man schätzte das eigene Volkstum in seinen charakteristischen Zügen. Von solchen Voraussetzungen gelangte man zu konservativen politischen Anschauungen.

Tatsächlich sind namhafte Konservative in beträchtlicher Zahl alte Burschenschafter. So der Historiker Heinrich Leo, einer der leidenschaftlichsten konservativen Politiker, der große Jurist Stahl, Hengstenberg, ein Vertreter der äußersten Rechten in der protestantischen Theologie. Die eifrigsten Mitarbeiter an der konservativen Zeitschrift »Volksblatt für Stadt und Land«, einem einflußreichen populären Organ der folgenden Jahrzehnte, waren alte Burschenschafter.[6]) Die Burschenschaft hatte auch zahlreiche Mitglieder aus dem Adel: die Vorfahren von Caprivi, Posadowsky und des heutigen Vorsitzenden des Bundes der Landwirte, von Wangenheim, gehörten ihr an. Und mit den alten Burschenschaftern, welche die konservative Sache verteidigten, verhält es sich nicht etwa so, daß sie in ihrem späteren Leben die burschenschaftlichen Grundsätze verlassen hätten, sondern sie haben Prinzipien der Burschenschaft konsequent weiter entwickelt. Deren romantische Anschauungen haben gerade in konservativen Kreisen einen zutreffenden Ausdruck gefunden. Zu berücksichtigen ist hierbei, daß das religiöse Element, welches später in den Kreisen der konservativen Burschenschafter so lebhaft vertreten wurde, der Burschenschaft schon ursprünglich eigen war. Freilich bestanden in ihr von Anfang an mannigfache Richtungen.

Wie wenig burschenschaftliche und romantische Bewegung Gegensätze sind, ergibt sich auch aus der Tatsache, daß die Hauptgegner der ersteren, die Führer der Demagogenverfolgung, dem Kreis der Romantiker keineswegs angehörten. In der Literatur begegnet man wohl der Auffassung, als ob die Häupter der Demagogenverfolgung Konservative im Sinne der Zeit Friedrich Wilhelms IV. gewesen seien. Tatsächlich gingen sie von ganz andern Voraussetzungen aus. Schmalz hat zwar später den Anschluß an die Gerlachs gesucht. Aber wie diesen seine kirchliche Farbe niemals echt erscheinen wollte, so wurzelte er im Grunde, obgleich er schon lange vor der deutschen Erhebung dem Geist der Aufklärung zornige Worte gewidmet hat, wie irgend einer in ihrem Boden. Sein System war der Absolutismus der landesväterlichen aufgeklärten Monarchie. Jede Romantik lag ihm fern.[7]) Bei Schuckmann begegnet man nicht gerade einer scharf ausgebildeten Auffassung; in der Hauptsache wird er von den Gedanken des Rationalismus und Absolutismus beherrscht. Kamptz und Wittgenstein waren der Romantik und dem Pietismus durchaus abhold. C. A. Menzel, der Gegner der burschenschaftlichen Bewegung in Breslau, hatte seine Ausbildung in der rationalistischen Theologenfakultät Halles erhalten und bekannte sich zum Freimaurertum.[8]) Die Demagogenverfolgung beruht in gewissem Sinne auf der Fortdauer der absolutistisch-rationalistischen Anschauungen des 18. Jahrhunderts.

Allerdings übte die extreme liberale Richtung der Burschenschaft, die zum Teil sich als Folge der Demagogenverfolgung entwickelte, und diese selbst eine Rückwirkung auf die romantischen Konservativen aus, die sie in einer Hinsicht in Gegensatz zu den burschenschaftlichen Gedanken treten ließ: sie wurden jetzt mehr legitimistisch und huldigten den bestehenden Mächten mehr, als es vorher der Fall gewesen war. Es vollzieht sich nun eine Annäherung zwischen den romantischen Konservativen und den alten Absolutisten: die Besorgnis vor dem gemeinsamen Feind, dem Radikalismus, verband sie. Da der politische Liberalismus meistens auch als kirchlicher und religiöser

[6]) Vgl. Fr. Ahlfeld, Zur Erinnerung an Joh. Frdr. Ahlfeld, Neue Christoterpe, 32. Jahrgang (Halle a. S. 1911), S. 17.

[7]) Max Lenz, Geschichte der Universität Berlin I, S. 105 f.

[8]) M. Lenz a. a. O. II, 1, S. 123. Auf die rein persönlichen Antriebe, die für die Stellung einiger der genannten (insbesondere Schmalz und Menzel) mit maßgebend gewesen sind, gehe ich hier nicht ein.

Liberalismus auftrat, so sahen die kirchlichen Konservativen in den rationalistischen Absolutisten nicht stärkere Gegner als in jenem, wie andererseits diese ihren Rationalismus zurücktreten ließen, seitdem sich kirchlicher und politischer Liberalismus so oft gepaart hatten. Vertreter ständischer Ansprüche näherten sich ferner im Zusammenhang mit der Politik der heiligen Allianz und aus Revolutionsfurcht dem absolutistischen System[9]). Fortan fühlten sich Absolutisten, ständische Romantiker und Männer der kirchlichen Gläubigkeit, die einzelnen mit mancherlei Mischungen, als eine konservative Gemeinschaft. Immerhin vermag man noch die ursprünglichen Bestandteile zu unterscheiden. Wenn der konservative Charakter der Romantiker sich darin ausprägt, daß sie den ständischen Aspirationen Sympathie bekunden und der alten deutschen Genossenschaft das Wort reden, so finden wir unter den späteren Konservativen andererseits auch die Erben und Fortsetzer der absolutistischen Gedanken des 18. Jahrhunderts. Mehrfach stehen beide Gruppen in einem, übrigens meistens stillen, Kampf gegen einander. Der Anhänger des absolutistischen Systems, zumal wenn er noch etwas von dem harten Rationalismus beibehalten hatte, setzte den romantischen Wünschen in Staat und Kirche eine oft recht herbe Abneigung entgegen, und die Befürworter ständischer Einrichtungen und der neuen Gläubigkeit sahen häufig genug in der am alten System hängenden Bureaukratie ihren Hauptfeind.

Der vorhin erwähnte engere Anschluß romantisch gerichteter Konservativer an die bestehenden Mächte schob freilich manche Politiker, die von dem historischen Sinn der Romantiker erfüllt waren, zum Liberalismus hinüber, weil ihnen eine schnellere Fortbildung der Verfassung vornehmlich am Herzen lag.[10]) Der Kampf für sie einigte Männer historischer Bildung und Naturrechtler zu einer, übrigens gleichfalls nicht fest zusammengeschlossenen, liberalen Partei.

Eine neue Epoche eröffnet die Zeit Friedrich Wilhelms IV. für die deutsche Parteibildung.

Friedrich Wilhelm hat dem kirchlichen und allgemein geistigen Leben wohl noch mehr Interesse entgegengebracht als dem politischen, und vielleicht hat er eben dort seine Aufgabe in höherem Grade erfüllt als hier. Ohne Zweifel kam ihm die historische Aufgabe zu, gegenüber dem Rationalismus freies Feld denjenigen geistigen Richtungen zu verschaffen, die von der Romantik ihren Ausgangspunkt nehmen.

Obwohl der Rationalismus schon eine absterbende Erscheinung war, so suchte er doch energisch seine Stellungen festzuhalten. Gewiß hat er auch jetzt noch wiederholt Berechtigtes verteidigt. Allein es kann wohl nicht bestritten werden, daß die größere Berechtigung auf der anderen Seite war. Ihr aber wollte der Rationalismus keinerlei Anerkennung zugestehen. Charakteristische Kämpfe spielten sich vor allem in den alten [11]) theologischen Fakultäten ab, deren Mehrheit den Nicht-Rationalisten den Eintritt entschieden wehrte. Wenn es diesen trotzdem gelang, hier festen Fuß zu fassen, so geschah es, weil sie sich des Schutzes des Kronprinzen erfreuten. Friedrich Wilhelm hat als Kronprinz in der angedeuteten Richtung bedeutend und wohl mehrfach glücklicher als später als König gewirkt. Indessen nicht bloß die positiven Theologen erfuhren seine Unterstützung. Der ganze Kreis der geistigen Strömungen, die von der Romantik ausgegangen waren, verdankte zu einem großen Teil ihm die Möglichkeit, sich im öffentlichen Leben zu betätigen. Für die Eigenart eines Savigny, Schelling, Steffens, Ranke, Stahl hätte ein liberales Regiment nicht das rechte Verständnis gehabt.

Die Gegner der — um ein zusammenfassendes Wort zu gebrauchen — konservativen Strömungen waren im Zeitalter Friedrich Wilhelms IV. übrigens nicht mehr blos die Rationalisten; es traten die Hegelsche Philosophie und der neue Materialismus hinzu. Hegel selbst bot freilich manche Anknüpfung für ein konservatives Progamm, und unter den Vertretern des rechten Flügels seiner Schule meinten einige gerade in seiner Philosophie die vortrefflichste Stütze für ein kirchlich wie politisch konservatives System zu besitzen. Dagegen der weit ausgedehnte

[9]) Vgl. Wahl, Histor. Ztschr. 104, S. 559.

[10]) Vgl. Wahl a. a. O. S. 558.

[11]) Die neuen theologischen Fakultäten (Berlin und Bonn) wurden begründet, als der Rationalismus wissenschaftlich schon nicht mehr auf der Höhe stand. Daher erhielt er bei der Bildung dieser Fakultäten nicht das Übergewicht.

linke Flügel der Schule Hegels ſtellte dem Liberalismus und größtenteils einem vorgeſchrittenen Liberalismus eine eifrige und tätige Armee zur Verfügung.

Gegenüber dem oft gemeinsamen Anſturm der Rationaliſten, Hegelianer und Materialiſten hat nun eben Friedrich Wilhelm den andersartigen Richtungen Schutz gewährt und freie Bewegung zu sichern gesucht. Als Kronprinz kam er mehrmals in die Lage, seine Freunde gegen Beſtrebungen, die von Regierungskreisen ausgingen, zu ſtützen. Charakteriſtisch iſt es, daß der dem Hegelianismus günſtig gesinnte Miniſter die Beförderung des Hegelianers Gans zum Ordinarius gegen Savigny und die juriſtische Fakultät in dem Augenblick durchgesetzt hat, als der Kronprinz jenseits der Alpen weilte.[12])

In Friedrich Wilhelms Politik iſt die allgemeine Richtung von der Ausführung im einzelnen zu unterscheiden. Mit jener traf er ganz gewiß das, was die hiſtorische Entwicklung forderte. Die Ausführung im einzelnen zeigt ſtarke Übertreibungen des Prinzips, unpraktische Maßregeln, sprunghaftes Vorgehen. Diese Beobachtung machen wir namentlich auch bei der Kirchenpolitik, und für sie, für ihre unpraktische Art liefern bezeichnende Beispiele der Plan des Ehescheidungsgesetzes und in der zweiten Hälfte der Regierung Friedrich Wilhelms die Beeinträchtigung der Unionsverfassung der preußischen Landeskirche.

Friedrich Wilhelm wäre auch ohne die Fehler in der praktischen Durchführung seiner Politik heftig angefochten worden; denn er hatte mit mächtigen und intoleranten Gegnern zu ringen. Aber es verſteht sich von selbſt, daß jene Fehler die Feindschaft und den Kreis der Opposition vergrößerten. Dies blieb nicht ohne Rückwirkung auf die Konservativen. Der Teil von ihnen, der die Partei gewissermaßen offiziell repräsentierte, weil er den ſtärkſten Eifer bewies oder die Grundsätze am schärfſten durchbildete, glaubte sich mit dem König, der nun einmal die Fahne des konservativen Programms entfaltete, identifizieren zu müssen, und so wendete sich die Mißſtimmung über die Politik Friedrich Wilhelms, über ihre Richtung wie ihre Maßnahmen im einzelnen, auch gegen die Konservativen. Es wurde ihnen jetzt von neuem mancher entzogen, der ihnen innerlich in wichtigen Fragen nichts weniger als fremd war.

Der ſtreng gläubige Kreis, der den so oft unpraktischen Maßnahmen Friedrich Wilhelms zuſtimmte und für sie mit verantwortlich iſt, hat doch eine in wichtigen Beziehungen erfreuliche Wirksamkeit geübt.[13]) Denn zunächſt war es, wie bemerkt, berechtigt, dem positiven Chriſtentum freiere Bewegung zu gewähren. Achtung nötigt sodann unter allen Umſtänden die Tiefe der Auffassung ab, mit der hier geiſtvolle Männer ein Syſtem feſt ausgeprägter Gedanken durchführen, zumal sie Anschauung und Leben in vollkommene Einheit brachten. Eben diese Einheit und die Feſtigkeit der Gesinnungen haben Bismarck wesentlich zu jenen Persönlichkeiten hinübergezogen und ihn in den gleichen Gedankengängen der Weltanschauung den Halt seines Lebens finden lassen. Aber noch in mehr Beziehungen hat sich der chriſtlich-konservative Kreis der Zeit Friedrich Wilhelms als fruchtbar erwiesen.

So führen von der Erneuerung des positiven Chriſtentums, die er ſtützte und zum großen Teil repräsentierte, Fäden zu der modernen Sozialpolitik. In den Tagen Friedrich Wilhelms IV. begann die »Innere Mission« ihr Werk. Wichern aber, ihr Vater, fand Verſtändnis wesentlich nur bei Vertretern des positiven Chriſtentums und Konservativen. Interessante Verbindungen lassen sich zwischen dem »Verein für Innere Mission« und dem »Verein für Sozialpolitik« beobachten.[14]) Auch sonſt beweisen die Konservativen entschieden religiöser Prägung mehr Sinn für soziale Einrichtungen als die Liberalen.[15]) Der große deutsche Sozialreformer jener älteren Zeit, V. A. Huber, hat sich allerdings darüber beklagt, daß die konservative Partei nicht für seine Pläne

[12]) M. Lenz, Geschichte der Universität Berlin II, 1, S. 391 f.

[13]) Vgl. E. Jedele, Die kirchenpolitischen Anschauungen des Ernſt Ludwig v. Gerlach (Tübinger Dissertation v. 1910), S. 112 ff.

[14]) Vgl. m. Art. Erwin Nasse in der Allgemeinen Deutschen Biographie, Bd. 55, S. 844 ff. Nasse, der erſte Vorsitzende des Vereins für Sozialpolitik, hatte vor dessen Begründung ein entsprechendes Arbeitsfeld im Verein für innere Mission gefunden.

[15]) Vgl. Stephan Bauer, Vierteljahrschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte 1903, S. 79 ff.; meine Schrift: Das parlamentarische Wahlrecht in Deutschland S. 52.

eingetreten sei. Indessen, hingezogen fühlte doch auch er sich zu den Konservativen, nicht zu den Liberalen, und ein Wirtschaftspolitiker von durchaus konservativem Charakter, Raiffeisen, hat sein Werk unter dem Einfluß Huberscher Gedanken begründet.[16]) Die Raiffeisenschen Kassen lassen sich in doppeltem Sinne als konservativ auffassen: sie sind in ihrem Wesen dem manchesterlichen System vollkommen entgegengesetzt, und sie haben dazu gedient, die norddeutschen Bauern von dem Einfluß der Fortschrittspartei, der in den Schulze-Delitzschschen Kassen dominierte, zu befreien.

Die kirchlichen Bestrebungen der Konservativen hat man oft dahin gedeutet, daß sie sie als Aushängeschild benutzten, um Anhänger zu gewinnen. Gegen eine solche Auffassung läßt sich Bismarcks Plan der Begründung einer konservativen Zeitung vom Jahre 1847 anführen, welche sich den politischen Verhältnissen mit Ausschluß der kirchlichen widmen sollte. Wie man sieht, hatte Bismarck die Meinung, daß das rein weltliche konservative Programm mehr Werbekraft besitze als das kirchliche. Nebenbei erhalten wir hier zugleich einen Beleg für die Selbständigkeit seiner kirchlichen Überzeugungen: er, der es persönlich mit dem streng kirchlichen Kreis hielt, wußte, daß mit diesem Bekenntnis politische Vorteile nicht zu erringen waren. (Schluß folgt)

16) Vgl. Edgar Loening, Die Entwicklung des Genossenschaftswesens in Deutschland, Internationale Wochenschrift vom 25. März 1911.

Der Kampf um die Religionspsychologie.

Von Georg Wobbermin, Professor an der Universität Breslau.

Das Interesse, das ich an der Religions-Psychologie habe, ist ein durchaus theologisches. Für die Theologie muß m. E. die Religions-Psychologie fruchtbar gemacht werden. Dabei handelt es sich aber für mich nicht etwa um die Hinzufügung eines religionspsychologischen Annexes zur sonstigen theologischen Arbeit, also nicht um eine religionspsychologische Sonder- und Nebendisziplin der Theologie, sondern um die Einwirkung der religions-psychologischen Denkweise auf das Ganze der theologischen Arbeit — soweit wenigstens nicht die bloß historische Forschung der Theologie in Frage steht. Da wir in der theologischen Arbeit die beiden Hauptgebiete der historischen und der systematischen Theologie unterscheiden, zu denen dann im Hinblick auf die Praxis noch die praktische Theologie hinzukommt, so geht also meine Meinung dahin, daß die Arbeit der systematischen Theologie grundsätzlich religionspsychologisch orientiert sein solle. Damit soll nicht gesagt sein, daß die historisch-theologische Arbeit nicht auch an ihrem Teil von der Religions-Psychologie Nutzen ziehen könne und solle. Das soll sie m. E. durchaus; aber das liegt doch auf einer anderen Linie. Das gilt nur in derselben Weise, wie überhaupt alle historische Forschung psychologisch, d. h. durch praktisch psychologisches Verständnis bestimmt und bedingt sein muß. Etwas anders liegt die Sache bereits in bezug auf die praktische Theologie. Für die systematische Theologie hat vollends die Religions-Psychologie oder gleich besser: die religions-psychologische Betrachtungs- und Denkweise bestimmtere Bedeutung, nämlich methodisch bestimmtere Bedeutung. Die systematische Theologie muß, wie ich schon sagte, m. E. als ganze grundsätzlich religions-psychologisch orientiert sein.

Mit der Forderung grundsätzlicher religions-psychologischer Orientiertheit der systematischen Theologie spreche ich nun aber auch nichts absolut Neues aus. Ich nehme damit eigentlich nur die Forderung wieder auf, die der Begründer der neueren protestantischen Theologie, Schleiermacher, bereits erhoben hatte, und mein Bestreben geht nur dahin, die von Schleiermacher schon geltend gemachte Ansicht prinzipieller und zugleich reiner durchzuführen, als es bei ihm selbst der Fall ist, und erst recht prinzipieller und reiner, als es in der Folgezeit und bis heute geschehen ist.

Bei Schleiermacher kommt die Forderung religions-psychologischer Orientiertheit der systematischen Theologie am schärfsten in der grundlegenden methodologischen Bestimmung

seiner Glaubenslehre zum Ausdruck. »Chriſtliche Glaubensſätze«, heißt es da, »sind Auffaſſungen der chriſtlich frommen Gemütszuſtände, in der Rede dargeſtellt.«

Dieſer Satz bildet in methodiſcher Beziehung das Fundament der ganzen Glaubenslehre und damit ſchließlich der ganzen Theologie Schleiermachers. Nun iſt dieſer Satz m. E. nicht einwandsfrei. Aber zunächſt muß das, was an dieſem Satze berechtigt und wertvoll iſt, herausgeſtellt und in ſeiner ganzen Tragweite erkannt werden. Das iſt aber eben die religions-pſychologiſche Tendenz bezw. die religions-pſychologiſche Denkweiſe. Chriſtliche Glaubensſätze, ſagt Schleiermacher, ſind — nämlich er meint: rechtmäßigerweiſe ſind ſie, alſo ſie ſollen ſein — Auffaſſungen der chriſtlich frommen Gemütszuſtände, in der Rede dargeſtellt. Für das Verſtändnis der chriſtlichen Glaubensſätze fällt danach alſo das entſcheidende Gewicht auf die chriſtlich frommen Gemütszuſtände. Dieſe, die chriſtlich frommen Gemütszuſtände ſind die ausſchlaggebende Inſtanz für die Aufſtellung und dann ebenſo für die Beurteilung und Bewertung chriſtlicher Glaubensſätze. Chriſtliche Glaubensſätze ſind alſo nicht — jedenfalls nicht primär, nicht in erſter Linie — als Erkenntniſſe theoretiſcher Art anzuſehen und zu beurteilen, weder als Erkenntniſſe empiriſch-theoretiſcher Art, d. h. als Reſultate hiſtoriſcher Forſchung, noch als Erkenntniſſe ſpekulativ-theoretiſcher Art, d. h. als Reſultate philoſophiſch-metaphyſiſcher Reflektion. Nicht um hiſtoriſche Einſichten und nicht um philoſophiſche Theorien handelt es ſich in chriſtlichen Glaubensſätzen, ſondern um Auffaſſungen chriſtlich frommer Gemütszuſtände und alſo letztlich um dieſe ſelbſt, um chriſtlich fromme Gemütszuſtände. Dieſe richtig zu verſtehen, das kann aber nur heißen, ſie nach ihren entſcheidenden religiöſen Motiven und Tendenzen zu verſtehen: das iſt die eigentliche Aufgabe der chriſtlichen Glaubenslehre.

Daraus folgt dann weiter ſogleich die entſprechende Aufſtellung für andere Religionsformen und Religionsgebiete. Denn Schleiermacher geht von der Eingliederung der chriſtlichen Religion in die Geſamtheit der geſchichtlichen Religionen aus. Was von der chriſtlichen Religion gilt, gilt entſprechend etwa von der jüdiſchen, von der mohammedaniſchen Religion uſw.; alſo: jüdiſche Glaubensſätze ſind Auffaſſungen jüdiſch frommer Gemütszuſtände in der Rede dargeſtellt uſw.

So iſt alſo bei Schleiermacher der Abſicht nach die Glaubenslehre und damit überhaupt die ſyſtematiſche Theologie religions-pſychologiſch orientiert. Der Abſicht nach, ſage ich, denn die Ausführung bleibt nun doch bei Schleiermacher hinter der Abſicht beträchtlich zurück. Und zwar ſind da vor allem zwei Momente hemmender Art zu nennen. Zunächſt: die religions-pſychologiſche Tendenz wird bei Schleiermacher durch eine ſtarke Tendenz philoſophiſcher Spekulation gekreuzt. Eine im voraus feſtſtehende ſpekulative Metaphyſik wird in die religionspſychologiſche Analyſe hineingetragen; dadurch wird die letztere vielfach umgebogen und an gradliniger Entfaltung verhindert. Das läßt ſich z. B. gleich an dem allgemeinen Religionsbegriff Schleiermachers zeigen, dem berühmten Religionsbegriffe des ſchlechthinigen Abhängigkeitsgefühls. »Das Gemeinſame aller noch ſo verſchiedenen Äußerungen der Frömmigkeit, alſo das ſich ſelbſt gleiche Weſen der Frömmigkeit«, ſo definiert Schleiermacher, »iſt dieſes, daß wir uns unſerer ſelbſt als ſchlechthin abhängig oder, was dasſelbe ſagen will, als in Beziehung mit Gott bewußt ſind.« Dieſe Definition Schleiermachers entſpricht m. E. in der Hauptſache wirklich einer unbefangenen pſychologiſchen Analyſe deſſen, was wir von uns ſelbſt her und aus der Geſchichte als Grundmoment aller Religion kennen. Aber Schleiermacher trägt nun in dieſe Definition wenigſtens teilweiſe die Vorausſetzung ſeiner in Anlehnung an Schelling ausgebildeten Identitätsphiloſophie hinein und verkürzt und vergewaltigt von da aus die religions-pſychologiſche Bedeutung ſeines Satzes. So gewinnt dann in dieſer Deutung der Satz auch Einfluß auf Schleiermachers Gottesbegriff und bringt in dieſen Gottesbegriff einen ſehr viel ſtärkeren philoſophiſch-pantheiſtiſchen Einſchlag hinein, als es die religions-pſychologiſche Analyſe von ſich aus fordern würde.

Aber auch Schleiermachers grundlegende Poſition ſelbſt iſt, wie ich ſchon ſagte, nicht einwandsfrei. Sie iſt inſofern nicht einwandsfrei, als ſie nicht hinreichend beſtimmt und infolgedeſſen gegen ſubjektiviſtiſche Willkür nicht hinreichend geſchützt iſt.

Chriſtliche Glaubensſätze, ſagt Schleier-

macher, sind die Auffassungen christlich frommer Gemütszustände, in der Rede dargestellt. Dabei fordert doch aber der Begriff »christlich fromme Gemütszustände« eine nähere Bestimmung bezw. ein Kriterium, an dem diese selbst als solche und als normal christliche zu messen sind. Nicht jeder beliebige fromme Gemütszustand, der sich selbst als christlich empfindet, kann ohne weiteres als christlich anerkannt werden. Und derselbe Einwand greift dann offenbar weiter und erstreckt sich auch auf die allgemeine Religionsfrage. Nicht jeder Gemütszustand, der sich selbst als religiös empfindet, kann ohne weiteres als wirklich religiös anerkannt werden. Es ist aber auch deutlich, daß das Kriterium, das hier zu fordern ist, nur aus der Berücksichtigung der Geschichte zu gewinnen ist. Das ist der eigentliche Hauptmangel der Schleiermacherschen Position, daß die grundsätzliche Beziehung der religionspsychologischen Analyse auf die Geschichte unterbleibt oder doch jedenfalls nicht streng und sicher genug durchgeführt wird.

Dadurch kommt in Schleiermachers ganzes Verfahren eine gewisse unkontrollierbare Willkür, die von dem Verfahren abgeschreckt hat. Und dabei ist dann, wie es ja zu geschehen pflegt, das Kind mit dem Bade ausgeschüttet worden. So ist man wieder hinter die Position Schleiermachers zurückgegangen und hat seine wichtige Anregung unbenützt gelassen. Denn so ist von der ganzen theologischen Arbeit in den 50 Jahren nach Schleiermacher zu urteilen. Sie stellt, aufs Ganze gesehen, den Rückgang hinter Schleiermacher dar. Zwar hat die sog. Erlanger Schule in gewisser Weise an der religionspsychologischen Problemstellung Schleiermachers festzuhalten gesucht — aber doch eben nur in gewisser Weise und zwar, was das Entscheidende ist, nur in formaler Weise, in bloß formaler Weise. Sie behauptete, aus dem eignen christlichen Bewußtsein die dogmatischen Formeln des 16. Jahrhunderts ableiten zu können und ableiten zu müssen.

Auch Albrecht Ritschl, der dann in den siebziger und achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts die neuere evangelische Theologie so stark beeinflußt hat, hat für die religionspsychologische Problemstellung Schleiermachers nur wenig Verständnis gehabt. Sein Verdienst liegt in der Richtung des geschichtlichen Denkens. Immerhin liegt bei Ritschl in seiner Theorie der Werturteile ein Moment vor, das in die Richtung der Religions-Psychologie weist. Nur indirekt freilich ist das der Fall; aber indirekt ist es auch wirklich so. Wenn Ritschl die religiösen Urteile als Werturteile bezeichnet, so ist darin implicite die Einsicht beschlossen, daß die den verschiedenen Äußerungen religiösen Lebens zugrunde liegenden religiösen Wertgefühle und religiösen Wertungen die ausschlaggebende Instanz auf dem Boden des religiösen Lebens sind. So ist denn auch bei den von Ritschl beeinflußten systematischen Theologen ein gewisser religions-psychologischer Einschlag unverkennbar. Ich nenne beispielsweise Julius Kaftan und H. H. Wendt. Aber auch von Wilhelm Herrmann ist es m. E. durchaus zu sagen, so sehr er selbst sich dieser Beurteilung seiner Position widersetzt.

In anderer Weise wieder hat die in den letzten Dezennien aufgekommene religionsgeschichtliche Arbeit das Interesse für die Religions-Psychologie vorbereitet. Also die Arbeit der vergleichenden Religionsgeschichte oder vergleichenden Religionswissenschaft, welche die Beziehungen der verschiedenen Religionen untereinander und zueinander und zumal die Beziehungen der biblischen Religion zu den anderen Religionen des orientalischen und dann auch des hellenistischen Kulturkreises aufzudecken versucht. Diese Beziehungen lassen sich ja genau genommen gar nicht erfassen ohne ein Eingehen auf religionspsychologische Fragestellungen. So liegt auch hier implicite eine Tendenz auf die Religions-Psychologie hin vor.

In dieser doppelten Weise ist in der neueren deutschen evangelischen Theologie das religions-psychologische Interesse vorbereitet worden. Es wird nun aber darauf ankommen, diese religions-psychologische Tendenz deutlich herauszustellen und sie als methodisches Prinzip klar und sicher zu bestimmen.

Das erstere wenigstens, also die direkte Proklamierung religions-psychologischer Arbeit ist erstmalig im Ausland geschehen, und zwar kommt da vor allem Nord-Amerika in Betracht. Von zwei verschiedenen, wenigstens relativ verschiedenen Ausgangspunkten aus haben nordamerikanische Gelehrte das religions-psychologische Interesse zu wecken gesucht und auch verstanden. Einerseits nämlich ist das geschehen in der Schule des bekannten Psychologen Stanley Hall und auch ganz

direkt unter der Anregung dieses Stanley Hall. Die bekannteste und bedeutendste Arbeit dieser Art ist diejenige Starbucks, die sog. Religions-Psychologie Starbucks, erschienen 1899 und vor zwei Jahren auf Veranlassung von Gustav Vorbrodt auch ins Deutsche übertragen. Sie gibt eine instruktive Zusammenfassung der statistischen Untersuchungen der Hallschen Schule über Erweckungs- und Bekehrungserscheinungen.

Die charakteristischen Merkmale des psychologischen Betriebes dieser Hallschen Schule sind das Fragebogenverfahren und die statistische Gruppierung und Verarbeitung der Fragebogenantworten. Bei allen Verdiensten, die St. Hall um die Weckung psychologischen Interesses in Amerika hat, sind doch die Mängel und Einseitigkeiten dieses Verfahrens offenkundig. Und dieses Urteil über das ganze in Frage stehende Verfahren muß noch verschärft werden, wenn es sich speziell um das religiöse Gebiet des seelischen Lebens handelt. Auf diesem Gebiet ist jenes Verfahren naturgemäß von verhältnismäßig beschränkter Bedeutung. Denn was im religiösen Leben empirisch statistisch faßbar ist, das ist der Natur der Sache zufolge immer nur der Bereich der äußeren Erscheinungs- und Betätigungsformen der Religiosität und ihr Verhältnis zu den organischen Funktionen und Prozessen. Innerhalb dieser Schranken hat die Hallsche Schule manches Gute geleistet, und es ist auf diesem Wege gewiß auch weiterhin noch manches zu leisten. Nichts liegt mir deshalb ferner, als diese Art des religions-psychologischen Arbeitsbetriebes überhaupt für unfruchtbar, womöglich für schädlich zu halten und vor jeder Beteiligung an ihm zu warnen. Eine solche gänzlich ablehnende Stellung dieser Arbeit gegenüber nimmt in der deutschen Theologie vor allem Wilhelm Herrmann ein. Aber das ist jedenfalls höchstens subjektiv berechtigt. In bewußter Verallgemeinerung wird diese Stellungnahme ungerecht. Aber andererseits bin auch ich der Meinung, daß man auf diesem Wege an die eigentlichen Hauptfragen der Religionswissenschaft überhaupt nicht herankommt. Eine sehr große Rolle spielt z. B. in der Hallschen Schule die Untersuchung darüber, wie die Kurven der religiösen Entwicklung bei Knaben einerseits, bei Mädchen andererseits verlaufen, und dann allgemeiner, welche Differenzen die religiöse Entwicklung bei den beiden Geschlechtern zeigt. Sehr interessante Untersuchungen und für die Pädagogik des Religionsunterrichts, ja für die ganze Frage der Jugenderziehung sehr wichtig — aber für die eigentlich religionswissenschaftlichen Interessen von fast nur peripherischer Bedeutung. An solchen Untersuchungen hat die Psychologie selbst, die Psychologie als solche, also die allgemeine Psychologie ein viel größeres Interesse als die Religionswissenschaft. Es handelt sich hier gar nicht eigentlich um Religions-Psychologie, sondern um allgemeine Psychologie, nur speziell für das Gebiet des religiösen Lebens. Aber das ist noch nicht Religions-Psychologie, noch nicht Psychologie des religiösen Bewußtseins in seiner spezifisch religiösen Eigenart. Wenn daher Vorbrodt gerade in dieser Linie die psychologische Befruchtung der Religionswissenschaft sucht, so halte ich das, soweit nicht allein die Interessen der praktischen Theologie in Betracht gezogen werden, für einen Holzweg.

Beträchtlich wertvoller, nämlich eben wertvoller vom Standpunkt des religionswissenschaftlichen Interesses aus, erscheint mir die Art, wie William James in seinen letzten Jahren religions-psychologisch zu arbeiten begonnen hatte. Deshalb habe ich seine »Varieties of religious experience« deutsch herausgegeben, weil sie mir besonders geeignet schienen und scheinen, religions-psychologisches Interesse zu wecken. Für James' Arbeitsweise ist besonders charakteristisch, daß er aus der gegenwärtigen Erfahrung und den literarischen Urkunden des religiösen Lebens verschiedene Grundtypen der Religiosität herauszuarbeiten sucht, um so mittels der zunächst vorgenommenen Differenzierung um so sicherer das gemeinsame Wesen aller religiösen Erfahrung, das entscheidende Merkmal des religiösen Bewußtseins herauszustellen. Im gefühlsmäßigen Erlebnis der Gegenwart des Göttlichen und damit der Beziehung des Menschen zu einer höheren und umfassenderen Wirklichkeit meint James das wichtigste Merkmal des religiösen Bewußtseins aufzeigen zu können.

So sehr mir nun auch diese Jamessche Art religions-psychologischer Arbeit im Verhältnis zu der Starbuckschen den Vorzug zu verdienen scheint, wenigstens inbezug auf die Förderung der Religionswissenschaft, so habe ich doch auch ihr gegenüber tiefgreifende Bedenken, und zwar Bedenken sehr pinzipi-

eller Art. Aber ehe ich auf diese zu sprechen komme, muß ich zunächst James gegen eine übertriebene und schiefe Kritik in Schutz nehmen. Eine solche wird von verschiedenen Seiten laut. Zum Teil wird James einfach mit unter den Sammelnamen »amerikanische Religions-Psychologie« gestellt, und es wird dadurch der Anschein erweckt, als ob auch seine Erörterungen einfach ebenso zu beurteilen seien wie diejenigen eines Starbuck. Es ist wieder Wilh. Herrmann, in dessen Schule das Stichwort amerikanische Religions-Psychologie in dieser Weise und in diesem Umfange gebraucht wird. Aber dabei wird eben der sehr beträchtliche Unterschied, der zwischen diesen Arbeitsweisen besteht, übersehen.

Vorbrodt will James als Religionspsychologen ablehnen*), weil James genau genommen überhaupt nicht als Religionspsychologe, sondern nur als Religionsphilosoph zu bezeichnen und zu bewerten sei. James sei mit Eucken auf eine Linie zu stellen, er biete philosophische Reflektionen über Religion, aber nicht psychologische Analyse des religiösen Lebens. Dieser Einwand Vorbrodts beruht auf einer ungeheuren Übertreibung. Richtig ist, daß James seine religions-psychologische Arbeit in den Dienst seiner Philosophie, nämlich des von ihm in seiner letzten Zeit mit so viel Emphase vertretenen Pragmatismus gestellt hat. Aber seine religionspsychologische Arbeit selbst ist doch von dieser pragmatischen Philosophie zunächst ganz unabhängig. Beides wird allerdings von James in Zusammenhang gebracht. Aber dieser Zusammenhang ist k e i n n o t w e n d i g e r, k e i n i n d e r S a c h e b e g r ü n d e t e r. Die religions-psychologische Analyse, die James uns bietet, hat in keiner Weise den Pragmatismus zur Voraussetzung. Wohl spielt die pragmatistische Deutung gelegentlich auch direkt in die Analyse von James hinein, aber das ist dann auch für das kritisch geschärfte Auge leicht erkennbar und also auszuschalten. Aber davon, daß die gesamte religionspsychologische Analyse von James seine andersartig bedingte Philosophie zur Voraussetzung habe, kann gar keine Rede sein.

Eben diesen letzteren Einwand hat neuestens, wenn auch in etwas anderer Nuance als Vorbrodt, auch Wilhelm Wundt erhoben in der letzten Abhandlung seiner Probleme der Völker-Psychologie*). Aber auch bei Wundt schwebt dieser Einwand völlig in der Luft; einen irgendwie greifbaren und stichhaltigen Beweis hat auch Wundt für ihn nicht erbracht. Und wenn Wundt den Wert der Jamesschen Arbeit auf den einer bloßen Beispielsammlung reduzieren will, so beruht das doch auf einer argen Unterschätzung der psychologischen Feinfühligkeit und des psychologischen Scharfblicks, wie sie James in der Behandlung seiner Beispiele bewährt. Und jedenfalls: James' psychologische Analyse religiöser Phänomene steht in keinem n o t w e n d i g e n Zusammenhang mit seinem Pragmatismus.

Deshalb ist auch der Vorwurf, den Wundt gegen diejenigen deutschen Theologen erhebt, die die Jamessche Religionspsychologie für die Theologie fruchtbar zu machen gesucht haben, gänzlich hinfällig. Wundt erhebt nämlich gegen diese — und zwar mit beträchtlicher Animosität — den Vorwurf, sie hätten den P r a g m a t i s m u s in die theologische Arbeit eingeführt oder wollten ihn in sie einführen. Als Begründung für diese überraschende Behauptung wird lediglich die angeblich unauflösliche Verbindung des Pragmatismus von James mit seiner Religionspsychologie genannt. Nun, ich für meine Person — denn gegen Troeltsch und gegen mich richtet sich der Vorwurf in erster Linie — lehne den Pragmatismus glatt und rundweg ab, und ich habe auch nie nur irgendwelche pragmatistischen Gedanken von James übernommen oder sonst vertreten. Vielmehr führt die nähere Ausgestaltung, die ich für die religions-psychologische Arbeit für nötig halte, völlig vom Pragmatismus ab, sie führt in die genau entgegengesetzte Richtung.

Aber auch Troeltsch gegenüber ist Wundts Vorwurf unberechtigt. Auch gegen Troeltsch nämlich, und gegen ihn sogar mit besonderer Ausführlichkeit, erhebt Wundt denselben Vorwurf. Und doch will auch Troeltsch die Religionspsychologie von James oder in der Art von James nicht einfach übernehmen, sondern auch er hält eine prinzipielle Fortbildung für nötig. Bezüglich der Art und Weise, w i e diese Fortbildung zu gestalten sei, vermag ich dem Vorschlag von Troeltsch

*) Vergl. Vorbrodts Übersetzungsvorwort zu der von Beta besorgten Übersetzung der Religionspsychologie Starbucks, Leipzig 1909.

*) Wilh. Wundt, Probleme der Völkerpsychologie, Leipzig 1911.

nicht zuzuſtimmen. Aber in der Forderung ſelbſt, in der Forderung einer ſolchen Fortbildung und auch in der Begründung dieſer Forderung gehe ich mit Troeltſch durchaus zuſammen. Troeltſch hat ſeinen Standpunkt in dieſer Hinſicht dargelegt in ſeiner ſehr inſtruktiven Schrift: Pſychologie und Erkenntnistheorie in der Religionswiſſenſchaft, Tübingen 1905.

Hier hat Troeltſch zunächſt klar und ſicher herausgeſtellt, daß ein bloß empiriſch-pſychologiſches Verfahren in der Religionswiſſenſchaft nicht genügen kann. Denn ein ſolch empiriſch-pſychologiſches Verfahren vermag dem Wahrheitsintereſſe der Religion nicht Genüge zu leiſten. Das Wahrheitsintereſſe iſt aber für das religiöſe Bewußtſein mitkonſtitutiv, es gehört mit zum Beſtande des religiöſen Bewußtſeins. Ich möchte dieſen Sachverhalt an einem Beiſpiel bzw. an einem Doppelbeiſpiel klar machen, das zugleich geeignet ſein wird, zu zeigen, wie von der religionspſychologiſchen Betrachtung das Wahrheitsintereſſe der Religion zu berückſichtigen iſt.

Ich wähle zu dieſem Zweck die beiden abendländiſchen Konfeſſionen des Chriſtentums. In den Syſtemen der orthodoxen Schuldogmatik beider Konfeſſionen iſt das religiöſe Wahrheitsintereſſe in Formen ausgeprägt worden, die überhaupt nicht mehr zu überbieten ſind. Wohl bleibt ein bedeutſamer Unterſchied, und an dieſen Unterſchied werden die Vertreter der beiden Konfeſſionen ihre verſchiedenartigen Werturteile knüpfen. Aber davon kann und will ich hier vollſtändig abſehen. Ich will hier nur die Aufmerkſamkeit auf das lenken, worüber auf beiden Seiten kritiſche Beurteiler zuſammenſtimmen können.

In der orthodoxen Schuldogmatik des Proteſtantismus hat ſich das Wahrheitsintereſſe konzentrierten Ausdruck verſchafft in der Lehre von der Inſpiration der Heiligen Schrift, nämlich genauer in der beſtimmten Art, wie dieſe Lehre geſtaltet wird. Ich darf ganz ſchnell an die Hauptpunkte erinnern. Gott ſelbſt wird als der eigentliche Verfaſſer der Heiligen Schrift angeſehen, als ihr autor primarius. Die einzelnen bibliſchen Schriftſteller ſind nur ſeine Schreibgehilfen oder, wie es mit noch deutlicherem Bilde heißt, ſeine Griffel und Schreibfedern geweſen, durch deren Vermittlung die Eingebung, die Inſpiration erfolgt iſt. Demgemäß gilt denn auch der geſamte Inhalt der Schrift als inſpiriert. Gleichviel welcher Art dieſer Inhalt im einzelnen iſt, ob er zur Religion in Beziehung ſteht oder nicht: er gilt ganz gleichmäßig als von Gott inſpiriert und daher als im abſoluten Sinne »wahr«. Ja, das gilt gar nicht nur vom eigentlichen Inhalt der Schriftausſagen, es gilt vielmehr genau ſo auch von ihrer Form. Bis auf das Wort, noch genauer: bis auf den Buchſtaben haben bei dieſer Betrachtung die Schriftausſagen für inſpiriert zu gelten. Und demgemäß wird die Behauptung aufgeſtellt: es gibt in der Schrift keinerlei Verſehen und Irrtümer, auch nicht ſolche allergeringfügigſter Art.

Dieſe Lehre will dem Wahrheitsintereſſe der Religion, ſpeziell der chriſtlichen Religion, Geltung verſchaffen. Das iſt ihr pſychologiſches Motiv, und das iſt deshalb auch ihre religiöſe Bedeutung. Man verſteht die religiöſe Bedeutung dieſer Lehre nur, wenn man ihr pſychologiſches Motiv und ihre pſychologiſche Tendenz erkannt hat. Freilich kann ja dann auch kein Zweifel darüber ſein, daß in dieſer Lehre dem Wahrheitsintereſſe der chriſtlichen Religion in falſcher Weiſe Geltung verſchafft wird, in einer Weiſe, die ſich ſchließlich geradezu gegen die Religion wendet und lebendige Religion viel mehr hemmt als fördert. Denn das Wahrheitsintereſſe der chriſtlichen Religion geht auf Gott ſelbſt, nicht auf ein inſpiriertes Lehrſyſtem über Gott. Es kann volle Befriedigung nur in dem perſönlichen direkten Verhältnis zu Gott finden, nicht in der Annahme oder in dem Fürwahrhalten eines inſpirierten Lehrſyſtems.

Genau dasſelbe gilt nun analog von dem Unfehlbarkeitsdogma der katholiſchen Dogmatik. Auch in ihm verſchafft ſich das Wahrheitsintereſſe der chriſtlichen Religion Ausdruck, und zwar wieder einen Ausdruck, der gar nicht zu überbieten iſt. Der römiſche Biſchof, heißt es, ſei, wenn er ex cathedra ſpricht, d. h. wenn er als Lehrer der Chriſtenheit eine Glaubens- oder Sittenlehre aufſtellt, unfehlbar, und ſo ſeien ſeine betreffenden Lehren, ſeine definitiones, irreformabel, und zwar ex ſeſe non autem ex conſenſu eccleſiae irreformabel, alſo eben kraft jener Unfehlbarkeit des Papſtes, nicht etwa infolge Zuſtimmung der Kirche. Auch hier liegt eine Ausprägung der Wahrheitstendenz vor, die gar nicht mehr zu ſteigern iſt. Aber auch hier wird offenkundig die Wahrheitstendenz irregeführt, ſie wird auf einen Irrweg

geführt. Anstatt auf Gott selbst hingewiesen, zu Gott selbst hingeführt zu werden, wird sie hingeführt zu einer endlich empirischen Größe.

So lehrt die religions-psychologische Betrachtung hier das Doppelte. Einerseits, wie tief das Wahrheitsinteresse im Grundbestande des religiösen Bewußtseins verankert ist, so tief, daß es auch vor den übersteigensten Behauptungen nicht zurückschreckt. Andererseits, daß jene beiden Aufstellungen der orthodoxen Schulsysteme einander vollständig korrespondieren, daß sie vollständige Parallelerscheinungen sind. Sie haben nicht nur, wie ja oft ausgesprochen ist, Ähnlichkeit miteinander, nein, sie sind ihrer psychologischen Struktur und Tendenz nach restlos und vollständig Parallelerscheinungen. Das wirklich christliche Wahrheitsinteresse ist also erst das, das gleichmäßig hinter diesen beiden Ausprägungsformen liegt.

Wenn nun aber — und damit kehre ich zu meinem Gedankengang zurück — das Wahrheitsinteresse für das religiöse Bewußtsein selbst so fundamental wichtig ist, dann kann eine psychologische Behandlung religionswissenschaftlicher Fragen, die dieses Wahrheitsinteresse selbst grundsätzlich nicht berücksichtigt, der Religionswissenschaft immer nur vorbereitende und relativ peripherische Dienste leisten. Dem Kern und den Kernfragen der Religionswissenschaft bleibt solche Psychologie fern. Das hat denn auch bereits, wie ich schon sagte, Troeltsch scharf und sicher erkannt und herausgestellt. Von hier aus will nun aber Troeltsch in folgender Weise weitergehen, um die Schranken der empirisch-psychologischen Religionsbehandlung zu überwinden. Er will auf die empirisch-psychologische Religionsbehandlung eine rationale Erkenntnistheorie der Religion aufbauen. Diese rationale Erkenntnistheorie der Religion soll sich einerseits wirklich und durchaus auf die empirisch-psychologische Religionsbetrachtung stützen, sie soll diese als Voraussetzung und sozusagen als Material ihrer eigenen rational-erkenntnistheoretischen Arbeit anerkennen und benutzen. Andererseits soll sie sich dann aber doch als rationale Erkenntnistheorie bewähren, indem sie die rational notwendigen Elemente der psychologischen Gemengelage erfaßt, indem sie, wie Troeltsch eben dies auch gern ausdrückt, die apriorischen Elemente des psychischen Bestandes erfaßt. So soll durch die aus der empirischen Religionspsychologie herauswachsende rationale Erkenntnistheorie der Religion das Wahrheitsinteresse der letzteren befriedigt werden, indem das a priori der Religion oder die apriorischen Elemente der Religion erkannt werden.

Dies von Troeltsch aufgestellte Programm erscheint mir nun aber unausführbar, weil es eine in sich selbst unmögliche Aufgabe vorschreibt. Aus der Psychologie heraus zu einer rationalen Erkenntnistheorie zu gelangen, das ist ein in sich selbst unmögliches Unternehmen, gleichviel um welches Gebiet es sich handelt, um das der Religion oder irgend ein anderes. Dabei wird die Psychologie rationalisiert, d. h. aber sie wird als Psychologie aufgehoben — und die Erkenntnistheorie wird psychologisiert, d. h. sie wird als Erkenntnistheorie aufgehoben. Und hier in diesem bestimmten Falle kommt außerdem hinzu, daß dabei auch die Religion rationalisiert, d. h. wieder als Religion aufgehoben wird. Troeltsch erstrebt zu viel und bleibt deshalb in Wirklichkeit auch hinter dem zurück, was sich tatsächlich erreichen läßt. Und die Einzelbeispiele, die er in der genannten Schrift auf die Progammaufstellung folgen läßt, bestätigen u. E. nur die Richtigkeit unseres Urteils. Denn diesen Einzelbeispielen gegenüber ist Wundts Einwand wenigstens teilweise berechtigt, sie bedeuteten eine Überordnung der pragmatischen über die kritische Denkweise.

Da das Wahrheitsinteresse zur psychologischen Grundstruktur des religiösen Bewußtseins hinzugehört, muß es auch für die religions-psychologische Analyse selbst geltend gemacht werden. Nicht zum Zweck rationalistischer und nicht zum Zweck dogmatistischer Bestrebungen, sondern lediglich zu dem Zweck einer religions-psychologischen Analyse, Betrachtung und Denkweise, die der psychologischen Grundstruktur des religiösen Bewußtseins gerecht werden. Es muß also, meine und fordere ich, die Analyse der Ausdrucksformen der Religion vorgenommen werden unter dem leitenden Gesichtspunkt des Wahrheitsinteresses, des Interesses an Wahrheitsgeltung, damit nämlich so die entscheidenden religiösen Motive und Tendenzen der betreffenden Äußerungen der Religion aufgezeigt werden.

Die Wahrheitsfrage selbst ist damit gewiß nicht erledigt, soll aber auch garnicht erledigt sein. Es ist gar nicht Sache der Religionswissenschaft, die Wahrheitsfrage zu erledigen. Die abschließende Beantwortung der Wahrheitsfrage ist einerseits Sache des Glaubens. Soweit die Religion in Betracht kommt, ist sie Sache des Glaubens, nur des Glaubens. Andererseits, was die wissenschaftliche Stellungnahme zur Wahrheitsfrage anlangt, ist ihre Beantwortung Sache der letzten übergreifenden wissenschaftlichen Gesamtreflektion, der übergreifenden Wertwissenschaft oder wie man diese Disziplin sonst nennen will. Sache der Religionswissenschaft aber ist, die entscheidenden religiösen Motive und Tendenzen der verschiedenen Äußerungen der Religion oder besser der Religionen aufzudecken. Das kann nur geschehen durch ein psychologisches Verfahren, das seine Analyse grundsätzlich unter dem Gesichtspunkt des Wahrheitsinteresses vornimmt.

Ich habe dieses Verfahren als transzendental-psychologisches bezeichnet*). Am Namen selbst liegt mir gar nichts. Immerhin scheint mir der Name für die Sache, die ich im Auge habe, bezeichnend. Die Einwendungen, die dagegen erhoben worden sind, sind nicht stichhaltig. Vorbrodt behauptet in seiner Einleitung zu der kürzlich erschienenen deutschen Übersetzung einiger Aufsätze von Flournoy**) (Flournoy steht, nebenbei bemerkt, etwa in der Mitte zwischen Starbuck und James), der Name transzendental-psychologisches Verfahren habe einen unangenehmen Anklang an Spiritismus. Dieser Einwand ist offenbar gegenstandslos. Wenn der Spiritismus wissenschaftliche Termini für seine Zwecke mißbraucht, so ist das doch kein Grund, deshalb auf diese Termini zu verzichten.

Der Ausdruck »transzendental-psychologisches Verfahren« ist ja in der Wissenschaft nicht neu; besonders die neuere Erkenntnistheorie gebraucht ihn. Rickert z. B. unterscheidet ganz prinzipiell zwischen dem transzendental-logischen Verfahren der Erkenntnistheorie und ihrem transzendental-psychologischen Verfahren. Beide müssen nach seiner Forderung einander gegenseitig ergänzen: das transzendental-logische Verfahren, das sich auf den Gegenstand der Erkenntnis richtet, und das transzendental-psychologische Verfahren, das sich auf den Vorgang des Erkennens richtet. Nun lasse ich ganz dahingestellt, ob wirklich in der Erkenntnistheorie das transzendental-psychologische Verfahren eine berechtigte Stelle hat. Jedenfalls hat der Begriff hier einen bestimmten ganz eindeutigen Sinn.

Indem ich diesen Begriff übernommen habe, habe ich ihm doch einen etwas anders nuancierten Sinn gegeben, und zwar so, daß meines Erachtens die Nuance dem Begriff selbst noch mehr gerecht wird. Für Rickert sind transzendental-logisch und transzendental-psychologisch Untergruppen des Transzendentalen; das Transzendentale ist für Rickert der beherrschende Gesichtspunkt, dem sich das eine Mal der logische, das andere Mal der psychologische unterordnet. Für mich ist beim transzendental-psychologischen Verfahren der psychologische Gesichtspunkt, der Gesichtspunkt der psychologischen Analyse der übergeordnete. Daß ich aber das psychologische Verfahren als transzendental-psychologisches bezeichne, soll darauf hinweisen, daß die psychologische Analyse grundsätzlich unter dem Gesichtspunkte des Wahrheitsinteresses vorgenommen werden soll, der ja ein transzendentaler ist.

Dazu kommt noch ein anderes. Nach Kants bekannter Definition ist transzendental jede Erkenntnis, die sich nicht sowohl mit Gegenständen als mit unserer Erkenntnisart von Gegenständen beschäftigt. Dementsprechend soll der Begriff transzendental-psychologisch betonen, daß die Religionswissenschaft es nie mit den Gegenständen des religiösen Glaubens, sondern immer nur mit unseren Überzeugungen von diesen Gegenständen zu tun hat. — Aber schließlich liegt mir, wie schon gesagt, an dem Begriffe nichts, sondern alles nur an der Sache. Und diese will ich nun noch an einem Beispiel zu verdeutlichen suchen.

Ich wähle die Wundervorstellung der Heiligen Schrift, die Wundervorstellung der biblischen Religionen. Die heute landläufige Wundervorstellung ist die: Ein Wunder bedeute eine Durchbrechung des Natur-

*) Vergl. meine Abhandlung »Der gegenwärtige Stand der Religionspsychologie« in der Zeitschrift für angewandte Psychologie, 1909; ferner meinen Berliner Kongreßvortrag: »Aufgabe und Bedeutung der Religionspsychologie«, 1910; und zur Ergänzung dieses letzteren meinen Aufsatz »Psychologie und Erkenntniskritik der religiösen Erfahrung« in dem Dilthey-Köhlerschen Weltanschauungsbuch, 1910.

**) Th. Flournoy, Beiträge zur Religionspsychologie, Leipzig, 1911.

zusammenhangs, der Naturgesetze. Das ist nun aber jedenfalls nicht der Wunderbegriff der Heiligen Schrift. Denn wie sehr auch der Wunderbegriff der Heiligen Schrift auf Ausnahmeereignisse im genannten Sinne hinweisen mag, in die eigentliche Tiefe der biblischen Wundervorstellung führt dies Moment nicht. Es ist gewiß oft mitgemeint, ja, es mag immer mitgemeint sein, aber der Ton liegt doch nicht darauf. Der Ton und das entscheidende Interesse haften daran, daß in dem betreffenden Ereignis der Finger Gottes gesehen wird, daß es als Akt der Weltregierung Gottes und des Vorsehungswaltens Gottes beurteilt wird. Ein Ereignis ist ein Wunder, bedeutet geradezu: dies Ereignis ist besonders geeignet, das Vorsehungswalten Gottes zum Bewußtsein zu bringen. Die Trockenlegung des Roten Meeres vor dem flüchtigen Heere der Israeliten wird als eine Wundertat Gottes betrachtet, und doch wird erzählt, daß ein starker Ostwind, der die ganze Nacht wehte, sie zustande brachte. Und Paulus sieht die Rettung des Schiffes, das ihn nach Rom bringen sollte, aus dem Sturm als ein Wunder an, obgleich er selbst alle Anordnungen trifft, um eine solche Rettung zu ermöglichen.

Ist uns der Blick hierfür geschärft, dann kann auch kein Zweifel mehr darüber sein, daß wir in einer großen Zahl von konkreten Wundererzählungen der Schrift lediglich Versuche zu sehen haben, das Recht des Vorsehungsglaubens für den betreffenden einzelnen Punkt anschaulich zu machen. Denken wir gerade an die großen entscheidenden Momente des Vorsehungswaltens Gottes im Alten und Neuen Testament. Der Auszug der Kinder Israels aus Ägypten, besser ihre Ausführung aus Ägypten, eben ihre Ausführung durch Gott — denn sie gilt als Akt der Führung Gottes: daß sie wirklich so als Akt der Führung Gottes anzusehen sei, das soll auch blöden und gehaltenen Augen konkret anschaulich gemacht werden an den einzelnen Ausnahmeereignissen, die sich dabei ereignet haben. Oder denken wir an jenen Kampf, da die Sonne still stehen mußte zu Gibeon und der Mond im Tale Ajalon, damit die Sache der Israeliten zu vollem glücklichen Ausgang kommen konnte. So wird konkret anschaulich gemacht, daß Gott mit Israel war. Denken wir dann weiter an die Hauptmomente des Vorsehungswaltens Gottes im Neuen Testament, Jesu Eintritt in die Geschichte der Menschen und sein Scheiden aus ihr: an diesen beiden entscheidenden Punkten, dem ersten und dem letzten, wird die Bedeutung seiner Heilandsperson und seines Heilandswirkens durch konkrete Wundererzählungen verdeutlicht und zur Anschauung gebracht. Die wunderbaren Vorgänge bei der Geburt und dann beim Tode: die Sonne verliert ihren Glanz, die Erde verfinstert sich, der Vorhang im Tempel zerreißt, und die Gräber öffnen sich — so wird veranschaulicht, daß es wirklich der Heiland der Menschheit war, der damals auf die Erde kam und jetzt von ihr schied.

So ist der Wunderglaube der Schrift zunächst unter diesem Gesichtspunkt zu betrachten: er ist die konkrete und konkret veranschaulichende Durchführung des Vorsehungsglaubens. Darin liegt aber noch ein zweites Moment. Der biblische Vorsehungsglaube beruht auf der Voraussetzung, daß die ganze endlich-natürliche Welt im letzten Grunde nur Mittel für die Herbeiführung des göttlichen Endzweckes, für die Verwirklichung des göttlichen Liebeswillens ist, daß also diese endlich natürliche Welt keine letzte für sich absolute Größe ist. Und gerade auch dies negative Moment hebt die Wundervorstellung hervor. Mit der Wundervorstellung wird also auf Grund der religiösen Überzeugung gegen die Geltung der natürlichen Weltordnung als einer für sich und in sich absoluten letzten Wirklichkeit protestiert. Und so entsteht dann wieder die Neigung, das Recht dieses Protestes gegen die entgegengesetzte Beurteilung durch die Behauptung bestimmter einzelner Ausnahmefälle anschaulich zu machen. So naiv nun auch diese einzelnen Ausnahmefälle gedacht oder konstruiert sein mögen, jener Protest selbst gehört zum Grundbestande des religiösen Bewußtseins.

Dieses Beispiel hat, hoffe ich, klar gemacht, was ich unter dem transzendentalpsychologischen oder einfach dem religionspsychologischen Verfahren verstehe. Dies Verfahren bedeutet kein mixtum compositum, wie Vorbrodt behauptet. Es bedeutet nur die Forderung psychologischer Analyse der Ausdrucksformen des religiösen Bewußtseins unter dem Gesichtspunkte des Wahrheitsinteresses, da dieses Wahrheitsinteresse zur psychologischen Struktur des religiösen Be-

wußtseins selbst hinzugehört. Und Motiv und Abzweckung dieses Verfahrens liegen in dem Bestreben, das psychologische Denken, die psychologisch orientierte Denkweise — damit meine ich jetzt nicht den Psychologismus im erkenntnistheoretischen Sinne, sondern einfach das psychologisch orientierte Denken im Gegensatz zu jeder Form von Dogmatismus und Historismus — dieses für das Ganze der theologischen Arbeit fruchtbar zu machen. Nicht nur für die Außenbezirke und peripherischen Aufgaben der Religionswissenschaft, sondern für ihre zentralen und fundamentalen Hauptfragen. Das verstehe ich unter religions-psychologischem Verfahren im Sinne transzendental-psychologischer Analyse.

Nachrichten und Mitteilungen.

Korrespondenz aus Wien.

Fünfundzwanzig Jahre Limes-Forschung.

Der Kommission zur Erforschung des römischen Limes in Deutschland ist im Jahre 1897 die österreichische Limes-Kommission zur Seite getreten. Aber schon zwölf Jahre, bevor sie ihre Tätigkeit begonnen hatte, war in Wien in dem Vereine »Carnuntum« ein Mittelpunkt der Bestrebungen zur Erforschung des römischen Limes in Österreich erstanden. Am 18. Oktober 1885 konnte der Verein »seine Mitglieder auf dem Forum des Standlagers Carnuntum zur Besichtigung der ersten eigenen Grabungsleistung versammeln«.

Zur Erinnerung an diesen Tag und an das 25jährige Bestehen hat der Verein seinen Mitgliedern kürzlich eine gut ausgestattete, mit Bildern des am 27. Mai 1904 eröffneten Museum Carnuntinum und mit Reproduktionen von Kleinfunden geschmückte Schrift überreichen lassen, »die, das bisher Geleistete in anspruchsloser Rückschau zusammenfassend, vergegenwärtigen soll, wie die Ziele, mit denen der Verein begründet wurde, unabhängig von dem Wandel der mitwirkenden Kräfte, sich durchsetzten und schrittweise der Verwirklichung zugeführt werden konnten«. Die Ergebnisse der Arbeiten des Vereins sind natürlich zum größten Teil in den Limes-Heften der Wiener Akademie zur Veröffentlichung gelangt; die Hauptarbeit lag in den Händen des 1897—1907 tätigen Grabungsleiters Oberst Max Groller von Mildensee; dem Unternehmen kam hier eine »äußerst glückliche Vereinigung der Ausgrabung, der Aufnahme, der Publikation in einer Hand« zustatten. Das Verdienst aber, die Ausgrabungstätigkeit in Carnuntum in die richtigen Bahnen geleitet und sie »zielbewußt auf das Hauptobjekt, das Lager, gelenkt«, sowie die nötige staatliche Unterstützung erwirkt zu haben, gebührt Otto Hirschfeld, der bis zum Jahre 1885 an der Universität Wien wirkte. 1877 begannen die Grabungen.

Mit ihrem Beginne hatte man eigentlich ein Vierteljahrhundert zu lange gewartet. Denn schon 1852 hatte Dr. Eduard Freiherr von Sacken in den Sitzungsberichten der Wiener Akademie deutlich darauf hingewiesen, welche dankbare und wichtige Aufgabe hier des Grabspatens harre. Von seinem Besuche in Carnuntum im Jahre 1848 erzählt er: »Vom Marktflecken Petronell, etwas über fünf Meilen von Wien in östlicher Richtung entfernt, nach Deutsch-Altenburg, eine halbe Meile von ersterem entfernt, gehend, findet man überall zahlreiche Spuren von Mauerwerk unter dem Boden und mit geringer Mühe lassen sich größere Partien davon bloßlegen. Recht deutlich sieht man im Frühjahre, wenn die Saaten noch jung sind, wo Mauern unter der Oberfläche des Bodens laufen, denn sie wachsen da spärlicher und langsamer, daher auch die Bauern, um sich den Boden zu verbessern, fleißig das Mauerwerk herausnehmen, wobei sie noch den Vorteil haben, die guten Bruchsteine und vortrefflichen Ziegel zu neueren Bauten verwenden oder verkaufen zu können, und Münzen oder andere Monumente zu finden. So werden hier Nachgrabungen gemacht.«

Aber trotz dieser Ironie gelang es von Sacken nicht, die Aufmerksamkeit auf Carnuntum zu lenken; noch im dritten Bande des Corpus inscriptionum latinarum mußte Mommsen über die Vernachlässigung der wichtigen Römerstätte klagen. Erst mit dem Beginn der siebziger Jahre begannen Gutsbesitzer von Petronell und Deutsch-Altenburg sich für die Sache zu interessieren, und als im Jahre 1875 Feldarbeiter auf die Reste einer römischen Gebäudeanlage gestoßen waren, wurde unter Alois Hausers Oberleitung die erste wissenschaftliche Grabung unternommen, an die sich dann die oben erwähnten planmäßigen Forschungen nach dem Carnuntiner Standlager anschlossen. Ihre weitere Ausgestaltung, zu der es größerer Geldmittel bedurfte, konnte, wie bemerkt, erst ermöglicht werden, nachdem am 8. Dezember 1884 der Verein »Carnuntum« konstituiert worden war, der im Februar 1885 seinen von Otto Hirschfeld verfaßten Aufruf hinaussandte und für die Jahre 1887 und 1888 schon 27 Stifter mit einem Mindestbeitrag von 400 Kronen und 117 Mitglieder zählte, auch vom kaiserlichen Hofe und von den Behörden unterstützt wurde. Die der Gedenkschrift beigegebene Chronik der Grabungen zeigt die allmähliche Bloslegung und Bestimmung der einzelnen Teile des römischen Standlagers, des Amphitheaters, einzelner Straßenzüge und Teile der Zivilstadt, mehrerer Gebäudekomplexe und einzelner Anlagen, von Gräberfeldern usw.

Seit dem Jahre 1904 bietet das Museum Carnuntinum in Deutsch-Altenburg für die Einzelfunde der Grabungen eine würdige Aufbewahrungsstätte. Noch aber »harren im Boden Carnuntums so viele und mannigfaltige Aufgaben ihrer Lösung, daß es noch jahrelanger geduldiger Bemühungen bedürfen wird, ehe an eine abschließende Leistung zu denken sein wird«.

Internationale Wochenschrift für Wissenschaft Kunst und Technik

herausgegeben von Prof. Dr. Paul Hinneberg, Berlin, Zimmerstr. 36

Verlag: August Scherl, Berlin SW, Zimmerstraße 36-41. — Druck: Bayerische Druckerei und Verlagsanstalt G. m. b. H. in München, Bayerstraße 57.

5. Jahrgang Nr. 36
9. September 1911

Inseraten-Annahme bei den Annoncen-Expeditionen von August Scherl G. m. b. H., Berlin und Daube & Co. G. m. b. H., Berlin und deren sämtlichen Filialen.

Für die Redaktion verantwortlich: Professor Dr. Wilhelm Paszkowski, Berlin-Gr. Lichterfelde.

Erscheint jeden Sonnabend. — Preis vierteljährlich für Deutschland und Oesterreich 3 Mark, für die übrigen Länder des Weltpostverkehrs 4 Mark 30 Pfg. bei direktem Bezug unter Kreuzband. — Einzelnummer 25 Pfg. — Inserate die dreigespaltene Nonpareillezeile 50 Pfg. — Abonnements nehmen alle Buchhandlungen und Postanstalten, sowie sämtliche Geschäftsstellen von August Scherl G. m. b. H. entgegen.

INHALT

Die Abhandlungen erscheinen in deutscher Sprache, englische und französische auf Wunsch der Autoren im Urtext

Die Anfänge einer konservativen Partei in Preußen.

Von Georg v. Below, Professor an der Universität Freiburg i. B.

(Schluß)

Lieſt man die oppositionellen Äußerungen aus der Zeit Friedrich Wilhelms IV., so gewinnt man nicht selten den Eindruck, als ob der Opposition nur der Kampf gegen den »Pietismus« am Herzen liege. In der Tat fand die Gegnerschaft gegen das Syſtem des Königs hier für Augenblicke und bei einzelnen ihren Höhepunkt. Indessen beschäftigten andere Dinge nicht minder lebhaft die Gemüter. Vor allem bildete die Verfassungsfrage ein trennendes Moment zwischen den Parteien.

Ohne Zweifel kommt den Liberalen das Verdienſt zu (soweit es sich um Verdienſte der Parteien handelt), die Begründung von Verfassungen in den deutschen Einzelſtaaten herbeigeführt zu haben. Die Konservativen verhielten sich zögernd; die Liberalen erhoben ihre Forderungen mehr oder weniger stürmisch. Allein die Konservativen ſtellten sich doch keineswegs ganz ablehnend zur Verfassungsfrage. Es iſt nicht richtig, wenn man ihnen einfach den Standpunkt Hallers zuspricht. Sie schätzten diesen als energischen Verteidiger des guten Rechts und der guten Wirkungen der vorhandenen Macht. Aber es hat wohl kaum jemand unter ihnen gegeben, der sich mit seinem ſtarren System begnügt hätte.

Es gab, wie schon angedeutet, bei den Konservativen manche Gegensätze, vor allem die des Absolutismus und des Ständetums, die durch die Versuche der Ausgleichung dann noch vermehrt wurden. Was man mit größter Entschiedenheit abzuwehren suchte, war: die Etablierung der Volkssouveränetät, alle naturrechtlichen Bildungen, die künstlichen französischen Konstruktionen. Man verlangte hiſtorischen Boden und hiſtorische Anknüpfung für die Verfassung. Eine »Konſtitution« schien der Monarchie gefährlich; man glaubte, daß die Wahrung des monarchischen Prinzips nur in einer »ſtändischen« Verfassung möglich sei[17]).

Die Unklarheiten, die sich in den konservativen ſtaatsrechtlichen Anschauungen und Beſtrebungen zeigten, dürfen nicht zu hart getadelt werden. Bei den Liberalen finden wir entsprechende Erscheinungen in nicht geringerem Maße. Die politischen Anfänge Bunzenbergs, des »erſten rheinischen Liberalen«, ruhten teils auf aufklärerischer, teils auf ſtändischer Grundlage. Der Dualismus des älteren deutschen Territorialſtaats spielte in den liberalen Programmen und Einzelwünschen oft eine große Rolle und führte gelegentlich Liberale mit ſtändischen Konservativen zusammen. Uhland, der demo-

---

[17]) Vgl. Otto Hintze, Das monarchische Prinzip und die konſtitutionelle Verfassung, Preuß. Jahrbücher Bd. 144, S. 389.

kratische Held Württembergs, war in seinen ſtaatsrechtlichen Vorſtellungen im Grunde ganz reaktionär.

Schließlich iſt »der erſte Theoretiker, der klar und scharf das monarchische und das parlamentarische Prinzip in der konſtitutionellen Verfassung unterschieden hat«, ein Konservativer gewesen, J. F. Stahl. Er hat in der Theorie die Form der konſtitutionellen Monarchie empfohlen, die Bismarck zur praktischen Wahrheit gemacht hat, und die für Deutschland und seine Einzelſtaaten die notwendige Verfassungsform iſt.[18])

Mit dem Jahre 1848 erhielt Preußen eine Verfassung. Als beſtändig erwies sich freilich erſt die unter konservativem Einfluß revidierte. »Das monarchische Prinzip war in der neuen Verfassung trotz aller liberalen Konzessionen auf das nachdrücklichſte gewahrt. . . . Von Volkssouveränität war keine Rede; das Königtum behielt seine Stellung auf dem althiſtorischen Boden; das kam u. a. auch durch die Formel 'von Gottes Gnaden' zum Ausdruck.« Darin lag und liegt, daß »die Krone nicht auf einer Übertragung durch das Volk, sondern auf eigenem hiſtorischen Recht der Dynastie beruht.«[19])

Eine Gruppe der Konservativen und der König selbſt haben in dieser Verfassung noch zu viel der Monarchie abträgliches gesehen. Indessen der konservative Minister Friedrich Wilhelms, Manteuffel, hat es selbst und durch eigene Tätigkeit durchzusetzen gewußt, daß die Verfassung unerschüttert beſtehen blieb.

In dem Verfassungskonflikt von 1862—66 hat die monarchische konſtitutionelle Regierungsweise die Feuerprobe beſtanden.[20]) Damals hat Bismarck sie mit den Konservativen gegen die Bemühungen der Fortschrittspartei verteidigt, eine Machterweiterung der Volksvertretung, die Parlamentsherrschaft, herzuſtellen.

Die Verfassungsfrage war seit den erſten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts in Deutschland zugleich nationale Frage. Von dem Verhältnis der Konservativen zur nationalen Frage gilt ähnliches wie von dem zur Verfassungsfrage.

Die Ursprünge der nationalen Bewegung sind uns schon in der romantischen und burschenschaftlichen Bewegung entgegengetreten. Mit der Spaltung der burschenschaftlichen Kreise spalten sich auch konservative und liberale Stellung zur nationalen Idee. Die Liberalen zeigen sich hier wiederum ſtürmischer in ihrer Forderung, die Einheit von politischem Verband und Nation herzuſtellen. Allein es gilt noch weniger von der nationalen Idee als von der Verfassungsfrage, daß die Konservativen sich etwa ablehnend zu ihr verhalten hätten. Die Verbreitung und der Ausbau der nationalen Idee sind von konservativen Forschern und Politikern sehr wesentlich gefördert worden. »Die eigenen geiſtigen und politischen Jugendeindrücke der Romantik und der Befreiungskriege«[21]) waren ja ein Nährboden für die nationale Idee und konservative Anschauungen zugleich.

Bei der Ausgeſtaltung des nationalen Prinzips achteten die konservativen Politiker vor allem darauf, die Konzessionen an den liberalen Nationalſtaatsgedanken zu vermeiden, der auf die abschüssige Bahn zur Volkssouveränität und Demokratie zu führen schien, wobei es übrigens ſtrengere und weniger ſtrenge Glieder des konservativen Kreises gab. Freilich »sah der konservative Nationalſtaatsgedanke den Nationalſtaat nicht in dem nationalen Einheitsstaate, sondern in dem der Nation entsprossenen Einzelſtaate«.[22]) Dieser Nationalſtaatsgedanke der älteren Konservativen verzichtet grundsätzlich auf die politische Zusammenfassung der Kulturnation. Allein die ſtaatsrechtlichen Erwägungen der Liberalen wurden auch nicht durchweg von nationalen Gesichtspunkten geleitet, sondern neben ihnen ſtellten sich rationalistisch-kosmopolitische ein.

Selbſt Heinrich Leo, der zu denen gehörte, die in der Betonung des kirchlichen Verbandes am weiteſten gingen, und der mittelalterlichen Kirche seine offene Sympathie entgegenbrachte, verwahrte sich aufs entschiedenſte gegen eine Unterschätzung des Deutschtums[23]); er forderte nur auf, daß man die Verdienſte des Chriſtentums um die Er-

[18]) O. Hintze a. a. O. S. 390 f.
[19]) Ebenda S. 394.
[20]) Ebenda S. 398.

[21]) So Meinecke, dessen Werk überhaupt auf das Verhältnis der Konservativen zur nationalen Idee ganz neues Licht wirft.
[22]) Meinecke.
[23]) Vgl. z. B. Leos Universalgeschichte Bd. 2, S. 40 Anm.

ziehung des deutschen Volks nicht zurück=setzen solle.

Die ſtärkere Betonung des kirchlichen Moments, welche die Konservativen von den Liberalen unterschied, hätte sie nicht ge=hindert, für die politische Einigung der Nation einzutreten, zumal für das eine wie für das andere manchen Konservativen die Erinne=rung aus der Zeit des Wartburgfeſtes ein=nehmen mußte. Wohl lag dagegen ein Hindernis in den legitimiſtischen Anschau=ungen. Doch nicht in diesen allein. Wenn den Konservativen das Verfassungsideal des Liberalismus oder gar der Demokratie vor=gehalten wurde, so fanden sie darin den Gegensatz nicht bloß gegen einzelne terri=toriale Berechtigungen der Fürſten, sondern gegen die gesamte Rechtsordnung, die ihnen am Herzen lag, ja sogar einen Ausdruck nivellierend=kosmopolitischer Beſtrebungen, der von einer nationalen Idee kaum etwas übrig ließ, und es iſt begreiflich, daß sie nicht allzu bereit waren, unter solchen Voraus-setzungen das liberale Verfassungsideal für Deutschland anzunehmen. Es kommt noch hinzu, daß der Kreis, der die konservativen Gedanken am schärfſten ausprägte und seinen bekannten ſtarken Einfluß unter Friedrich Wilhelm IV. ausübte, der Gerlachsche (man darf ihn freilich auch hier nicht als einzigen Repräsentanten der konservativen Richtung ansehen), einem gewissen Quietismus und Relativismus huldigte, welcher, wie bei der hiſtorischen Rechtsschule, auf die freie Tätig=keit lähmend wirkte.

Im allgemeinen beobachten wir, daß bei den Konservativen die nationale Idee un=mittelbarer zur Erscheinung kommt, während bei den Liberalen ihre Verwertung durch beſtimmte Verfassungstendenzen faſt geſtört wird. Dieser Gegensatz hat einen Ausdruck in dem Streit um den hiſtorischen Zweck der Befreiungskriege gefunden, und eben dieser Gegensatz der Auffassungen hat auch Bismarck zu seiner erſten parlamentarischen Rede veranlaßt. Als im preußischen ver=einigten Landtag der Liberale v. Saucken die Behauptung aufſtellte, die Deutschen hätten im Befreiungskrieg gekämpft, um eine freie Verfassung zu erhalten, erhob Bismarck sofort den heftigſten Proteſt, indem er er=klärte, es heiße der Nationalehre einen schlechten Dienſt erweisen, wenn man an=nehme, daß die Mißhandlung und Erniedri=gung, die die Preußen durch einen fremden Gewalthaber erlitten, nicht hinreichend ge=wesen seien, ihr Blut in Wallung zu bringen; die Bewegung von 1813 habe lediglich das Motiv, die Schmach zu beseitigen, daß Fremde in unserm Lande geboten. Bismarck betonte die Selbſtändigkeit der Volksgesamtheit; zu allererſt müsse doch einmal das Volk in seinem Beſtande geschützt und bewahrt werden. Einen andern bezeichnenden Aus=druck des angedeuteten Gegensatzes der Auffassung liefert die verschiedene Stellung der Konservativen und der Liberalen zur Polenfrage.

Frühzeitig hat Stahl national=ſtaatliche Elemente in sein Syſtem aufgenommen, und Bismarck machte in den fünfziger Jahren des vorigen Jahrhunderts seine folgenschwere Wandlung durch. Aber diese ließ doch wesentliche Stücke des konservativen National=ſtaatsgedankens beſtehen. Überhaupt, man darf sich die Masse der Konservativen nicht in schroffem Gegensatz gegen eine ſtarke nationale Zusammenfassung Deutschlands denken. Vielleicht iſt es hier am Platz, von einem latenten nationalen Bewußtsein zu sprechen, das nur des rechten Anlasses be=durfte, um sich zu offenbaren. Zwei Um=ſtände möchten wir zum Beweis hierfür geltend machen. In den Tagen von Olmütz, als die preußische Regierung vor Öſterreich zurückwich, trat heftige Erbitterung in den Reihen der Konservativen selbſt hervor, bis in den leitenden Gerlachschen Kreis hinein. Will man einwenden, daß es sich um Oppo=sition gegen konservative Führung handelte, so waren die Opponenten doch Persönlich=keiten, die nachher wie vorher aufs ent=schiedenſte den konservativen Standpunkt einnahmen. Und aus dieser Opposition sprach neben preußischem Staatsgefühl zweifel=los auch deutsches Nationalgefühl. Sodann verdient es Beachtung, daß 1866, als Bis=marck die nationale Frage löſte, die Konser=vativen sich mit überraschender Schnellig=keit auf den Boden der neuen Tatsachen ſtellten. Als sie wahrnahmen, daß mit den territorialen Veränderungen, die jetzt ins Werk gesetzt wurden, mit der neuen Ge=ſtaltung der Dinge überhaupt eine ſtarke Monarchie und ein ſtarkes ſtehendes Heer (um nur Hauptideale der Konservativen zu nennen) durchaus vereinbar seien, erkannten sie sofort das neue Deutschland an; oder

vielmehr sie begleiteten Bismarck in jedem Moment seines Siegeszugs. Nur ein ganz verschwindend kleiner Teil von ihnen hat gegen das Werk von 1866 protestiert: nur ein namhafter Politiker, Ludwig v. Gerlach, und er fand innerhalb der Konservativen jetzt keine Gemeinde. Heinrich Leo, sein alter Kampfgenosse, rechtfertigte die Ereig- von 1866 und 1870/71, begrüßte sie mit lebhaftester Freude und gab ihr einen ergreifenden Ausdruck.[24]) Alles dieses, sowie die weitere nationale Haltung der Konservativen blieben unverständlich, falls man nicht bei ihnen schon vor 1866 ein näheres Verhältnis zur nationalen Idee voraussetzen wollte. Im übrigen würde es lehrreich sein, Äußerungen aus ihren Kreisen, die in den Jahren vor 1866 eine nationalpolitische Einigung Deutschlands fordern, zu sammeln[25]); einige hierher gehörige bemerkenswerte Urteile sind in der letzten Zeit ans Licht gezogen worden. Nicht ein Zufall waltet wohl auch ob, wenn von den deutschen Geschichtsschreibern, die ja so viel Einfluß auf die Beflügelung des nationalen Gedankens übten, gerade die energischsten Interpreten desselben[26]) sich wiederholt mehr nach rechts als nach links gewandt haben.[27])

Ziehen wir noch einige Linien, um ein annähernd vollständiges Bild von dem konservativen System jener Zeit zu entwerfen, so ist mit der Darlegung der konservativen Stellung zur nationalen Frage ihre Auffassung von der zu befolgenden auswärtigen Politik zum Teil schon geschildert worden. Als gemeinsamer Zug der Liberalen wie der Konservativen tritt in jenen Jahren die Neigung hervor, in der auswärtigen Politik mit denjenigen Staaten zu sympathisieren, deren innere Verfassung den eigenen Verfassungsidealen nach Möglichkeit entsprach. Doch hat dieser Fehler (der heute auf die Sozialdemokratie beschränkt ist) den Liberalen, wenigstens den linksstehenden, noch mehr angehaftet als den Konservativen. Im übrigen haben die Konservativen — bereits von Ad. Müller liegen hierüber treffliche Urteile vor — sich durch das Verständnis für die Tatsache ausgezeichnet, daß das oberste Recht jedes Staates das Recht auf Erhaltung seiner Existenz ist und die erste Pflicht jeder Regierung die Sicherung der Existenz des Staates, und eben von hier aus haben sie Krieg und Heer zu würdigen gewußt. Die Notwendigkeit eines starken stehenden Heeres ist ihnen unendlich viel früher Wahrheit gewesen als den Liberalen oder gar den Demokraten.[28]) Bismark äußerte während der Konfliktszeit einmal, die auswärtige Politik eines Staates sei um so energischer, je konservativer das Regiment.

In dem Verhältnis der Konservativen zu der Freiheit und Selbständigkeit der Gemeinden und sozialen Korporationen und Gruppen im Staate bemerken wir ein gewisses Gegenspiel. Auf der einen Seite forderte man die freie Bewegung, die Entfaltung der Korporation[29]), und es ist ja auch tatsächlich

[24]) Vgl. meinen Artikel: Zur Beurteilung H. Leos, Archiv für Kulturgeschichte Bd. 9 (1911).

[25]) Vgl. zu dieser ganzen Frage Wahl a. a. O. S. 555; Histor. Ztschr. 105, S. 683; Grenzboten 1908, IV, S. 460; K. v. Massow in der Festnummer der Deutschen Juristenzeitung zum Leipziger Universitätsjubiläum (1909).

[26]) Um nicht allbekanntes zu wiederholen, sei auf die Erzählung von J. v. Eckardt, Lebenserinnerungen, I, S. 14 über J. G. Droysen hingewiesen, die mit den Mitteilungen O. Hintzes (Art. J. G. Droysen in der Allg. Deutschen Biographie) übereinstimmt. Auch auf die von mir kürzlich (im Archiv für Kulturgeschichte und in der Zeitschrift des Vereins für Geschichte von Schleswig-Holstein und Lauenburg) veröffentlichten Briefe von K. W. Nitzsch möchte ich in dieser Hinsicht aufmerksam machen.

[27]) Mit einem Wort wollen wir hier des Umstandes gedenken, daß unter den spätern Konservativen solche nicht fehlen, die dem unitarischen Gedanken sehr nahe kommen, daß aber die Mehrzahl für Preußen nur die Hegemonie fordert, im übrigen dagegen die Erhaltung der Einzelstaaten als eines Ausdrucks der Mannigfaltigkeiten der deutschen Art begrüßt. Über die Bedeutung der bundesstaatlichen Verfassung für die deutsche Kultur hat sich kürzlich K. Th. v. Heigel in der Internationalen Wochenschrift (Jahrgang 1911, Nr. 20, vom 20. Mai) geäußert.

[28]) Vgl. darüber z. B. Wahl a. a. O. S. 575. Als Schulbeispiel für die Stellung des vormärzlichen Liberalismus zur Frage einer starken Armee kann Rottecks Auffassung von Friedrich Wilhelm I. von Preußen gelten.

[29]) H. Leo schreibt im Jahre 1852 (Allg. konserv. Monatsschrift 1894, S. 793): »Die Jahre 1848 und 1849 haben wieder hie und da die Bänder zu schlingen angefangen durch alle Schichten des Volkes, haben Korporationsanfänge, die ein Anheischigmachen zu Pflichten und Opfern in Preußenvereinen, Treubünden usw. bekunden, entstehen sehen — sind diese Anfänge wirklich gepflegt oder ist ihnen nicht vielfach das Leben erschwert worden?« Er äußert sich ferner darüber, daß die Bureaukratie eine unheilige Scheu vor allem korporativen Leben

unter konservativer Mitwirkung vielfach der individualistischen Auflösung der Verbände Halt geboten oder der Verband nach einer Zeit der Herrschaft des Manchestertums wiederhergestellt worden. Andererseits bekundet man vom Standpunkt der Notwendigkeit einer kräftigen obrigkeitlichen Gewalt ein Mißtrauen gegen eine reichere Entwicklung der Korporationen und den Ausbau der Selbstverwaltung.

In diesem Gegenspiel darf man wohl teilweise den in den konservativen Kreisen vorhandenen Gegensatz der historischen Richtung und des absolutistischen Systems sehen. Doch wollen wir uns nicht verhehlen, daß es sich hier auch um sachliche Schwierigkeiten handelt, und daß die Proklamation der vollen Freiheit von Gemeinde und Korporation ebensowenig das Ziel sein kann, wie die vollkommene Beherrschung durch den Staat[30]).

Den konservativen Anschauungen und Bestrebungen, die wir in ihrer allmählichen Ausbildung bisher geschildert haben, gab das Jahr 1848 die äußere Organisation. Wie von da an überhaupt das eigentlich organisierte politische Leben in Deutschland (selbst in denjenigen Einzelstaaten, die schon einen Landtag hatten) zu datieren ist, so auch für die preußische konservative Partei. Sie bildet Vereine und agitiert. Sie besitzt ferner ein großes publizistisches Organ, die Kreuzzeitung, und es ist ein Blatt, dem jedermann zugestehen wird, daß es zu den charaktervollsten Zeitungen gehört und eine große Geschichte aufweist.

Was war nun das Wesen der fester organisierten Partei? Wir möchten darüber das Wort zunächst einem Zeitgenossen des Jahres 1848 geben, dem heute noch in höchstem Alter in Heidelberg wirkenden Pandektisten Bekker. Was der scharfblickende Beobachter aus der eigenen Erfahrung erzählt, verdient unter allen Umständen Beachtung; den Historiker wird noch besonders das fesseln, was wir aus den Darlegungen des Jüngers der historischen Rechtsschule über den Zusammenhang von deren Lehren und der Lehren Burkes mit den konservativen Bestrebungen von 1848 entnehmen können. Bekker hat seinen Bericht, der ein Dokument zur Geschichte der konservativen Partei darstellt, in dem Nekrolog auf seinen Freund Böhlau, den Germanisten, veröffentlicht.[31])

»Eins der eigentümlichsten Produkte jener Tage war die Kreuzzeitung und die Kreuzzeitungspartei; Böhlau wie ich standen zu dieser, aber auf verschiedenen Flügeln, mich hatte 1848 in die Armee getrieben, wogegen bei Böhlau streng christlicher Glaube und kirchliche Interessen erwachten. Die Zeitung ist inmitten des Kampfes entstanden; ihre Partei war recht eigentlich eine Kampfespartei, mit den Vorzügen und Mängeln einer solchen; der Kampf aber drehte sich damals, das heißt, nachdem der Staat seiner Kräfte sich besonnen und die demagogischen Extravaganzen mit bewaffneter Hand niedergeschlagen hatte, nicht gerade um die Punkte, auf welche die Kreuzzeitungsdevise hinwies: denn auch auf der andern Seite, unter den staatsfreundlichen und regierungsfähigen Liberalen, fehlte es nicht an gottesfürchtigen, königstreuen und vaterlandsliebenden Männern. Der eigentliche Streitpunkt war die Verfassung, und all die Institutionen (»Freiheiten«), die mit jener hüben und drüben in unlöslichem Zusammenhange gedacht wurden. Uns war der Geschmack daran durch die Tollheiten des Jahres 1848 gründlich verdorben; daß die Linkser sich konsequent unfähig erwiesen hatten, den noch weiter vorgeschrittenen Linksern Widerstand zu leisten, mußte hoch bedenklich erscheinen, und von allen weiteren Konzessionen abschrecken; lieber zurück zu besser haltbaren Positionen. Jene aber mochten auf die Verwirklichung der lange Zeit gehegten und bereits, wie sie meinten, an anderer Stelle

habe. 1858 schreibt er: »Die Revolution macht man nur tot dadurch, daß man dem Pathos, das in ihr einen krankhaften Ausweg sucht, einen rechten Ausweg schafft. So lange man den nationalen Hunger und Durst nach großen und tüchtigen Taten und Äußerungen nicht besser zu befriedigen weiß als durch langweilige, nach allen Seiten verklausulierte diplomatische Noten, wird niemand die Revolution los.« (a. a. O. S. 794.)

[30]) Vortrefflich legt der Marburger Jurist J. V. Bredt in der Zeitschrift für Sozialwissenschaft 1911, S. 64 ff. dar, wie die von Hugo Preuß (und wohl dem Gros der freisinnigen Volkspartei) erhobene Forderung der vollständigen Verlegung des Schwerpunktes der ganzen Verwaltung in die kommunalen Selbstverwaltungskörper unmöglich erfüllt werden kann. Ich habe die Anschauungen von der Entwicklung des deutschen Städtewesens, die Preuß vorträgt, in der Histor. Ztschr. 102, S. 524 ff. ausführlich besprochen.

[31]) Ztschr. der Savigny-Stiftung, Germanist. Abt., Bd. 8, S. VI ff.

wohl bewährten Ideale darum nicht verzichten, weil die Einführung derselben bei uns, weiß Gott durch wessen Schuld, Erscheinungen hervorgerufen, die sie selber nicht wollten und nicht billigten . . . . Bei vielen freilich war der Gegensatz zum Liberalismus auch tiefer begründet; konservativ und reaktionär, wie sie sein wollten, wußten sie recht gut, daß Vergangenes nimmer zurückkehrt, und daß nur gewisse Dinge lange, nichts ewig sich unverändert erhalten läßt. Die anerkannten Leiter der Partei erstrebten nicht gerade ein theokratisches Regiment, aber eine solche Christianisierung des Staates in allen seinen Einrichtungen, wie Preußen sie nie zuvor gekannt. Mehrere verdroß die Mißachtung vor dem Überkommenen, welche die Menge der Liberalen zur Schau trug, sowie der Kultus des Reinvernünftigen. Insbesondere wir Jünger der historischen Rechtsschule meinten, daß das Vorhandene doch auch wohl nicht ohne Grund so geworden, wie es geworden, und daß das vernünftig Erscheinende die Probe auf seinen realen Gehalt im Leben noch erst zu bestehen haben werde. Wir wollten auch vorwärts, verzweifelten aber daran, das Ziel oder die Ziele auf weitere Entfernungen im voraus mit mathematischer Sicherheit berechnen zu können; die Zustände sollten sich aus sich selber naturgemäß weiterbilden, eine sich überhastende Tätigkeit der Gesetzgebungsmaschine schien vom Übel. Und schließlich noch eins, vielleicht das wichtigste: wir stellten eine gute Verwaltung weit über die beste Verfassung . . . . Wir wollten einen wirklichen Landesherrn; immerhin keinen absolut unbeschränkten, aber doch einen solchen, der über die wichtigsten Staats- und Regierungsfragen frei aus sich selber zu entscheiden gewaltig wäre. Dafür, daß von dieser Gewalt kein kurioser Mißbrauch, wie etwa in Hessen dem Kurfürstentum, zu erwarten stände, dafür schien uns die Art der Hohenzollern und die ganze preußische Geschichte ausreichende Sicherheit zu bieten. Und nicht bloß an der oberston Stelle und im Beamtenstande forderten wir Pflege der Individualität und entsprechende Entwicklung der Charaktere, sondern soweit wie überhaupt möglich in allen Ständen; wogegen wir den Liberalen vorwarfen, daß sie, zum großen Teile unbewußt, mit allen projektierten Neuerungen dahin drängten, Schablonenmenschen zu schaffen. An den beiden Hauptbildungsanstalten unseres Volkes, der Armee und den Universitäten, war uns nichts sympathischer, als daß der Einzelne in ihnen lernte, auf eigenen Füßen zu stehen, und herauskam ein anderer, als er eingetreten, eigenartiger und selbstbewußter.«

Wenn Bekker mit vollem Recht in der Verfassung den eigentlichen Streitpunkt von 1848 sieht, so zeigt sein Bericht andererseits anschaulich, wie die einzelnen Motive zum Anschluß an die konservative Partei für die einzelnen Personen recht verschieden sein konnten: den einen zog — um bei Beispielen Bekkers zu bleiben — die Wertschätzung, die die Armee bei den Konservativen fand, zu ihnen, den andern der kirchliche Gesichtspunkt; mit diesen Einzelanlässen verbanden sich tiefere Anschauungen allgemeiner Art, bei den einen wiederum mehr als bei den andern. Man darf sich die Zusammensetzung einer Partei nie ganz einheitlich vorstellen. Wenigstens jede Partei von reicherem Inhalt übt eine mannigfache Anziehungskraft aus. Nichts kann schlagender die gar zu einfache These, daß der Kampf des 19. Jahrhunderts der Kampf zwischen Urbanisierung und Feudalismus gewesen sei,[32]) widerlegen als der Bericht unseres Zeitgenossen von 1848.

Natürlich ist es berechtigt zu fragen, ob nicht hinter der Forderung der Verfassung, die man erhebt, sich wirtschaftliche oder soziale Gegensätze verbergen. Wir ziehen auch nicht in Zweifel, daß derartige Dinge bei der Revolution von 1848 mitspielen. Aber wir möchten die moderne Unsitte, überall und stets die politischen Kämpfe vornehmlich oder gar lediglich auf solche Gegensätze zurückzuführen, eben gerade bei der Erklärung der 1848er Bewegung und der damaligen konservativen Restauration ablehnen. Man hat ja in der neuesten Literatur den Gegensatz zwischen Stadt und Land und den zwischen Gutsherrn und Bauern in den Vordergrund gerückt. Indessen wie wenig läßt sich hiermit operieren! Einen großen Gegensatz der Gutsherrn oder Grundherrn und der Bauern im Jahre 1849 anzunehmen ist namentlich für Preußen schwer, wo die Regulierung der gutsherrlich-bäuerlichen Verhältnisse früher und vollständiger durchgeführt worden

[32]) Vgl. über diese These die kritischen Noten zu der Darstellung von Preuß.

war als in Süddeutschland. Nur lokal, nämlich da wo noch einige Verhältnisse unreguliert waren, wie etwa in Schlesien, ist bei der Revolution der Charakter eines solchen Gegensatzes hinzugekommen. Irrig wäre es, aus dem Wort »Junkerparlament« zu schließen, daß die konservative Restauration vom Sommer 1848 eine einseitig agrarische Reaktion gewesen sei. Gerade das »Junkerparlament« beweist wiederum, wie wenig die Revolution und ihre Gegenwirkungen einseitig wirtschaftlicher Natur gewesen sind. Der erste Plan zu der so bezeichneten Versammlung ging überwiegend von Männern aus, denen die kirchlichen Interessen im Vordergrund standen, und die mit dem projektierten Unternehmen allgemein politische Zwecke verfolgten. Sie selbst scheuten sich die Führung zu übernehmen, aus einem ähnlichen Grunde wie dem, aus dem Bismarck im Jahre 1847 bei seiner Zeitung die kirchlichen Dinge ausschließen wollte. Sie schoben Bülow-Cummerow vor, bei dem der agrarisch-gutsherrliche Gesichtspunkt wohl maßgebend war, und der eben hiermit wohl eine Werbekraft ausüben sollte.[33]) Schließlich ist das »Junkerparlament«, das in der Geschichte der konservativen Parteiorganisation einen Abschnitt eröffnet, eine konservative Versammlung wesentlich allgemein politischer Art geworden. Die konservative Restauration von 1848 war so wenig eine reine Veranstaltung der Rittergutsbesitzer, daß von diesen sehr viele dem Liberalismus treu blieben und in der Konfliktszeit sogar zu den eifrigsten Mitgliedern der Fortschrittspartei gehörten. Bekkers Bericht lehrt uns ja, daß die konservative Bewegung auf viel größerer Basis stand. Auch ist zu beachten, daß sie in mehreren Provinzen starken Zuzug von den Bauern erhielt.[34])

Den Kernpunkt der Revolution von 1848 bildete, wie bemerkt, durchaus die Verfassungsfrage: das Volk verlangte ganz einfach Anteil am politischen Leben. Die Liberalen und die Demokraten erhielten als die eifrigsten Verfechter seiner Wünsche zunächst die politische Führung. Sehr bald indessen offenbarte es sich, daß sie der Aufgabe der Führung nicht gewachsen waren, nicht zu regieren wußten. Die Konservativen erwiesen sich als die politisch fähigeren. Die konservativen Elemente und die konservativen Anschauungen boten den festeren Halt. Die konservative Partei machte nun Eroberungen: am Ende des Jahres 1848 hat sie einen breiteren Boden als etwa zur Zeit des vereinigten Landtags von 1847, wo sie nur ein kleines Fähnlein bildete. Es hatte sich insbesondere gezeigt, daß die Berücksichtigung der historischen Mächte und die Anknüpfung an sie, wie die konservative Theorie sie seit Burke gelehrt hatte, doch eine große Wahrheit darstellten.

Der Kampf um Thomas von Aquin im Mittelalter.

Von Dr. Engelbert Krebs, Privatdozenten an der Universität Freiburg i. B.

Eines der mannigfaltigsten und lebendigsten Bilder aus der Geschichte der Scholastik bietet sich dem Auge dar, wenn sein Blick auf die ersten Jahrzehnte nach dem Tode des hl. Thomas von Aquin fällt. Die Betrachtung des Kampfes, der sich um seine Lehre erhob, und der nach Jahrzehnten und Jahrhunderten zu einem nie geahnten Siege führte, fesselt in gleichem Maße das historische wie das philosophische und theologische Interesse. Ja, bei den auffallenden Parallelen zwischen der Erregung jener Zeit und derjenigen der unseren wird man selbst eine gewisse Aktualität gerade dieses Themas für unsere Zeit bemerken.*)

[33]) Vgl. über Bülow-Cummerow den Aufsatz von H. v. Petersdorff, Konservative Monatsschrift 1911, Mai-Heft.

[34]) Frh. v. Seld, der große Temperenzler, hat darüber in seinen Erinnerungen einige hübsche Züge aufbewahrt.

*) Wichtigste Literatur: Mandonnet, Siger de Brabant, Etude critique Louvain 1910 (Les philosophes Belges, tome VI). Endres, Thomas von Aquin, die Zeit der Hochscholastik, Mainz 1910. Ehrle, Augustinismus und Aristotelismus gegen Ende des 13. Jahrhunderts, Arch. Lit. Kirch.-Gesch., V. De Wulf, Augustinisme et Aristotélisme au XIIIe siècle, Rev. Néoscol. 1901. v. Hertling, Wissenschaftliche Richtungen und philosophische Probleme im 13. Jahrhundert, Hochland VIII, 1910/11, S. 299—312.

Um die Geschichte des Kampfes um Thomas von Aquin verſtehen zu können, muß man sich zuerſt ganz kurz wenigſtens diejenigen Charakteriſtika der thomiſtischen Lehre vor Augen ſtellen, welche auf die Zeitgenossen den Eindruck des Neuen und Gefährlichen machten. Das iſt vor allem der enge Anschluß, den Thomas an die ariſtotelische Denkweise suchte. Nun war zwar Ariſtoteles durch seine Logik längſt der Lehrer des Abendlandes, aber die naturphilosophischen und metaphysischen, vor allem auch die psychologischen und erkenntnistheoretischen Lehren des echten Ariſtoteles ſtanden in hellem Widerspruch gegen die durch Auguſtin, Avencebrol und Avicenna den lateinischen Scholaſtikern beigebrachte neuplatonische Auffassung dieser Fragen. An der Universität Paris war deshalb durch die kirchliche Autorität 1210 und 1215 (Konzil und Legat) das öffentliche oder private Lehren und Kommentieren der ariſtotelischen Physik und Metaphysik verboten worden. Die Professoren setzten sich bald über dieses Verbot hinweg. 1231 beauftragt der Papſt Gregor IX. drei Gelehrte mit der Prüfung und Reinigung der ariſtotelischen Bücher, damit man sie in dieser Umarbeitung wenigſtens in den Lehrplan aufnehmen könne: »Ne utile per inutile vitietur.« Aber das Unternehmen war unausführbar. Ariſtoteles wurde nicht korrigiert. 1255 nahm die philosophische Fakultät von Paris die Kommentierung beider verbotenen Werke ausdrücklich in ihren Lehrplan auf. Aber 1263 erneuerte Urban IV. dasselbe Verbot. — Man ſteht hier vor einem noch ungelöſten Rätsel. Um dieselbe Zeit nämlich weilte der Aquinate am Hofe dieses Papſtes, bereitete wahrscheinlich dort schon die neuen Ariſtotelesübersetzungen aus dem Urtext vor und begann seine Kommentare zur Physik und Metaphysik. Mandonnet versucht das Rätsel wenigſtens einigermaßen zu klären. Er unterscheidet die Rechtsfrage und die Tatsachen. Rechtlich konnte die Kurie nicht widerrufen, daß die ariſtotelische Doktrin dem Chriſtentum widerspreche. Tatsächlich aber mußte sie einsehen, daß viel gutes aus dem unchriſtlichen Syſtem zu gewinnen war. Gregor IX. hatte es ja ausgesprochen. Und darum iſt tatsächsächlich seit 1231 Ariſtoteles in Paris als Quasi-Legitimierter im Vormarsch, obwohl das Recht dazu formell verweigert war.

Wie dem auch sei: Die siebziger Jahre sahen drei Gruppen von Philosophen des Abendlandes in Paris einander feindlich gegenüber: zunächſt die konservativen, auguſtinisch-neuplatonischen Scholaſtiker, sodann die an Averroes und seinen Ariſtotelestexten zu einer wirklich gefährlichen panpsychiſtischen Sekte heranwachsenden Ariſtoteliker oder Averroiſten, endlich Thomas und seine Freunde als Verteidiger eines bisher mißverſtandenen, nun aber emendierten Ariſtoteles. Die Frontſtellung war die: die alten Auguſtiniſten ſtanden gegen Thomas und die Averroiſten als gegen einen gemeinsamen Feind. Die Averroiſten wehrten sich gegen die alten Auguſtiniſten und gegen Thomas; Thomas selber zeigte gegenüber den alten Auguſtiniſten eine klar entschiedene Kritik verbunden mit vornehmer Bescheidenheit im Tone, richtete aber scharfe Waffen gegen den averroiſtischen Ariſtotelismus. Er ſtand also, militärisch gesprochen, im Kampf gegen einen Feind, den Averroismus, setzte sich aber einem Rückenangriff aus dem eigenen Lager von seiten der alten Garde aus, der nur, solange er selbſt kommandierte, durch die Macht seiner Persönlichkeit hintangehalten wurde.

Seine Taktik aber war den Generalen der alten Garde verdächtig, weil er zuviel die Waffen des Gegners, Ariſtoteles, sich zu eigen gemacht hatte, und weil er dabei eine ganze Reihe von Positionen der alten Garde preisgegeben hatte. Die wichtigſte dieser Positionen war die alte Erkenntnislehre.

Auf Auguſtin fußend hielten die konservativen Scholaſtiker daran feſt, daß unser Verſtandeserkennen zum Besitze dauernd giltiger Urteile und Begriffe nur kommen könne durch ein unmittelbares Hineinſtrahlen göttlichen Wahrheitslichtes in die menschliche Vernunft. Thomas sagte mit Ariſtoteles, daß diese eigene göttliche Erleuchtung nicht nötig sei, da Gott der Menschenvernunft ein für

---

Grabmann, Die Lehre des hl. Thomas von Aquin v. d. Kirche als Gotteswerk, Regensburg 1903. Derselbe, Die Erkenntnislehre des Kardinals Matth. von Aquasparta, Wien 1905. Derselbe, Studien über Ulrich von Straßburg, Zeitschr. für kath. Theologie 1905. Krebs, Meiſter Dietrich, sein Leben, seine Werke, seine Wissenschaft, Münſter 1906. Derselbe, Der wissenschaftliche Charakter der Theologie nach der Lehre der Hochscholaſtik (in Vorbereitung). Daniels, Anselmzitate bei Roger Marſton, Theol. Quartalschrift 1911.

allemal die Fähigkeit verliehen habe, aus den Einzeldingen jenes Allgemeine zu abstrahieren, welches der schöpferischen ewigen Idee entspricht, nach welcher Gott die Einzeldinge geschaffen.

Die Erleuchtungstheorie der Augustinisten hatte insbesondere eine eigenartige Auffassung der Theologie als Wissenschaft zur Folge gehabt: man sprach von ihr als dem höchsten Wissen und hielt sie für ein unter göttlichem Lichte um so höher wachsendes Verstehen der göttlichen Geheimnisse, je mehr die Seele sich durch Reinheit und Heiligkeit jenes Lichtes würdig mache. Thomas erklärte demgegenüber, daß die Theologie der Haupteigenschaft wahren Wissens entbehre, der Zurückführung ihrer Erkenntnisse auf evidente Prinzipien, und daß er sie nur als ein Subalternwissen ansehen könne, welches auf geglaubte Prinzipien zurückgeführt werde, wie der Optiker seine Lehren auf die von der Geometrie übernommenen Prinzipien gründe. In den quaestiones de veritate fügt Thomas dann hinzu: an den vollen Begriff des Wissens reiche solches Subalternwissen nicht heran. In der Summa später ließ er diesen Satz weg und erklärte dort einfach die Theologie als ein dem Wissen Gottes und der Seligen untergeordnetes Wissen, aber eben doch ein Wissen. Man sieht, er wußte kluge Zurückhaltung zu üben, wo er durch Weglassen eines nicht sehr nötigen Zusatzes die Erregung der Gegner vermeiden konnte.

Auf dem Gebiete der Naturphilosophie und Psychologie ist es insbesondere die Lehre von der Einheit der Form, welche Thomas als Neuerer der alten Lehre entgegenstellt, da die konservativen Scholastiker unter Avencebrols Einfluß eine Mehrheit der konstitutiven Formen in ein und demselben Körperwesen, vor allem im Menschen annahmen. Ferner stellte Thomas der alten Lehre von den samenartigen Gründen oder Kräften, welche, von Gott in den Stoff gelegt, nach bestimmten Zielen streben, die Lehre von der passiven Entwicklung der Materie unter Einwirkung der Formen entgegen; weiterhin widerstand er der Lehre von der Zusammengesetztheit der Geistwesen aus geistigem Stoff und Form, indem er den Bestand rein geistiger substanzialer Formen lehrte; der augustinischen Lehre endlich von der Identität der Seele mit ihren Fähigkeiten trat er entgegen durch die Scheidung derselben in Seelensubstanz und natürliche Eigenschaften derselben. Als Charakteristikum, welches außerdem das thomistische System im ganzen in einen Gegensatz zum augustinistischen brachte, trat der Intellektualismus hervor, während die alte Schule mehr Nachdruck auf Wille und Affekt legte.

Man hatte durch all diese Dinge auf gegnerischer Seite den Eindruck von Thomas, daß er Lehren angreife, von denen Erzbischof Pekham von Canterbury sagen durfte: »Tenuit hactenus totus mundus«. Man hatte auf thomistischer Seite von der Gewalt seines Auftretens den Eindruck, welchen Wilhelm von Tocco in die Worte kleidete: »Er brachte neue Abschnitte in seinen Vorlesungen vor, er erfand eine neue klare Art des Vortrags, er führte neue Gründe in seinen Beweisen ins Feld, so daß niemand, der ihn gehört hatte, wie er seine Lehren und neuen Lösungen zweifelhafter Fragen vortrug, darüber im unklaren war, daß Gott ihn mit Strahlen neuen Lichtes erleuchtete. Denn er hatte so schnell sich seines sicheren Urteiles gewiß zu fühlen begonnen, daß er auch keinerlei Bedenken hatte, diese neuen Lehren vorzutragen und zu schreiben, fest überzeugt, daß Gott sich gewürdigt habe, selbe ihm auf neue Weise einzugeben« (Acta Sankt 7. Martii n. 15).

Neuerungen in der kirchlichen Lehrdarstellung sind immer eine gefährliche Sache. Die Anhänger der alten Schule sind durchdrungen von der Überzeugung, ihre Schulmeinungen seien mit der Kirchenlehre so eng verwachsen, daß eine Preisgabe der ersteren ohne Preisgabe auch der letzteren nicht möglich sei. Wenn dann noch der Umstand hinzutritt, daß die neuen Gedanken an eine geistige Bewegung anschließen, welche zur selben Zeit eine gefährliche Häresie hervorruft, so liegt es außerordentlich nahe, den Vertreter neuer Ansichten im theologischen Lehrbetrieb sofort mit den Vertretern jener neuen Häresie zusammen zu stellen und über beide gleichzeitig den Stab zu brechen. So zeitigt der berechtigte Kampf des kirchlichen Lehramtes gegen die wirkliche Irrlehre den unerfreulichen Streit untergeordneter Geister gegen die Vertreter jener Wahrheitselemente, welche sich eben doch, trotz der Irrlehre, in der neuen Bewegung finden. Ja, gerade der aussichtsreiche Kampf, den die erleuchteten Anhänger der gesunden Neuerung gegen die Irrtümer der neuen Bewegung

mit deren eigenen Waffen führen, wird ihnen als ein Eingehen und Eintreten in diese Bewegung selbſt gedeutet und ihre Kirchlichkeit und Orthodoxie verdächtigt.

So ging es auch Thomas. Was half ihm die Macht seiner scharfsinnigen Beweise, was half ihm die Zugehörigkeit zu dem einflußreichſten Gelehrtenorden seiner Zeit, was half ihm selbſt seine Auszeichnung und Ehrung seitens der Päpſte? Er war Ariſtoteliker, wie die Averroiſten seiner Zeit Ariſtoteliker waren, und darum war er verdächtig für die konservativen Professoren und ihre Gesinnungsgenossen auf den bischöflichen Stühlen von Paris und Canterbury.

Noch zu Lebzeiten des Heiligen waren einzelne seiner Thesen kirchlicherseits beanſtandet worden: Roger Marston erzählt, daß er, in Paris anwesend, Augenzeuge war, als eine These, die sich in Thomas' Sentenzenkommentar findet, in Gegenwart des Bruders Thomas von Aquin feierlich verworfen wurde. Tatsächlich iſt die These in der Summa Theolog. fallen gelassen worden. Um dieselbe Zeit verurteilte der Bischof Étienne Tempiers von Paris 13 averroiſtische Irrtümer. Aber wir wissen durch einen Brief aus Paris an Albert den Großen, daß hinter den 13 ursprünglich noch zwei weitere Artikel geſtanden hatten, die Thomas treffen sollten. Die Macht des noch lebenden angesehenen Mannes allein verhinderte die Publikation der beiden Sätze.

Nun war er tot. Am 7. März 1274 hatte er als ein Heiliger im fernen Italien seine Augen geschlossen. Zwei Gruppen von Anhängern erhoben sich sofort begeiſtert für ihn: die Dominikaner in Italien, die ihn während der letzten Jahre um sich gehabt hatten, und die Professoren der philosophischen Fakultät in Paris, welche den Kampf mit dem Averroismus im eigenen Hause am meiſten aus der Nähe erfahren hatten und in der thomiſtischen Verteidigung die beſte Taktik gegenüber dem klugen Feinde erkannt hatten. Man ſtritt sich um die Ehre, seine Gebeine zu besitzen. Für die Gegner aber schien jetzt der Augenblick gekommen, die Nachwirkung des gefährlichen Neuerers aufzulösen. Als der Papſt Johann XXI., selbſt ein Dominikaner und Freund des Thomas, den Bischof von Paris 1277 veranlaßte, gegen die gefährliche Irrlehre der Pariser Ariſtoteliker oder besser Averroiſten mit kirchlichen Strafen vorzugehen, setzte der Bischof nach reiflicher Beratung mit den konservativen Professoren der Theologenfakultät mehrere thomiſtische Lehren zwischen die 219 als averroiſtische Ketzerei verurteilten Thesen und publizierte sie genau auf den dritten Todestag des großen Meiſters, den 7. März 1277.

Elf Tage später veröffentlichte Robert Kilwardby, der Erzbischof von Canterbury, ein Ordensgenosse des Aquinaten, ebenfalls eine Liſte von Thesen, worin er durch die Theologieprofessoren der Universität Oxford gewisse logische und naturphilosophische Lehren des großen Lehrers seines Ordens verurteilen ließ. Um dem Dekret Nachdruck zu verleihen, versprach er allen denen, welche diese Doktrinen nicht mehr aufrecht erhalten und lehren wollen, 40 Tage Ablaß; einem Verteidiger derselben aber schrieb er persönlich: »Ich verdamme sie nicht als häretisch, jedoch ich verbiete sie als gefährlich.« Er fügte sodann eine ausführliche Begründung der von Thomas widersprochenen alten Lehrmeinungen bei, nämlich über die in der Materie schlummernden Samenkräfte, über die Mehrheit der konſtitutiven Formen, welche in ihrer Gesamtheit die Menschenseele ausmachen, über die Identität des toten Leibes Chriſti mit dem lebendigen.

Die Dekrete der Oxforder Zensurbehörde riefen in Paris, wohin sie alsbald kamen, neue Erregung hervor. Dort herrschte selbſt unter den Dominikanern nicht völlige Einſtimmigkeit. Brüder des Konvents von St. Jakob tadelten ſtreng die thomiſtische Lehre von der Einheit der Form. Étienne Tempiers, der Bischof, präparierte eine weitere Kundgebung, worin er die von ihm noch nicht zensurierten Sätze, die er in Kilwardbys Erlaß notiert fand, auch seinerseits verurteilen wollte; da ſtarb der Papſt, und eine Verfügung der Kardinäle forderte Tempiers auf, die Weiterführung der Zensurarbeit auf eine günſtigere Zeit zu verschieben.

Das Jahr 1278 brachte die ſtarke Reaktion der Freunde. Das Generalkapitel der Dominikaner von Mailand verbot ſtrenge die Verunglimpfung der Lehre des Bruders Thomas und schickte Bevollmächtigte nach Oxford, um die dortigen Dominikaner-Professoren ihres Amtes zu entheben und andere an ihrer Stelle am Generalſtudium einzusetzen. Seitdem wurde die Ordensschule in Oxford thomiſtisch. Auch in Paris kümmerte man sich nicht sehr um die bischöfliche Zensur.

Schon 1279 tagte das Generalkapitel der Dominikaner in Paris, welches unter Androhung schwerer Ordensbußen die Annahme der thomistischen Doktrin dem ganzen Orden zur Pflicht machte.

Aegidius Colonna von Rom erzählte später, er sei selber zur Zeit der Verurteilung 1277 zu Paris gewesen und wisse, daß der Bischof eine Anzahl von Artikeln durchaus nicht auf den Rat der Professoren hin verurteilt habe, sondern lediglich bewogen durch einige wenige »Capitosi«.

Also man brauchte sich nicht um der Verurteilung willen zu fürchten, weil der Bischof bei ihrer Beratung nicht die ganze Theologenfakultät gehört hatte, sondern nur einige »Dickköpfe«. Man sieht, die thomistischen Professoren waren nicht sehr schüchtern. Ja sie gingen noch weiter. Auf den Adventsdisputationen der Universität, bei denen es üblich war, daß die Zuhörer dem disputierenden Magister Fragen über alles mögliche, de quolibet, vorlegten, erörterte man um 1287 in aller Öffentlichkeit die Frage: ob der Professor der Theologie gegen einen Artikel des Bischofs sprechen darf, wenn er glaubt, daß das Gegenteil wahr ist? Man fragt in aller Ungeniertheit öffentlich: ob der Bischof von Paris sündige, wenn er es unterlasse, einige Artikel zu korrigieren, welche der Vorgänger verurteilt hat. Den Tatbestand charakterisiert de Wulf für die Zeit um 1290 mit den Worten: »Das Recht war abgeschafft durch die Tatsache«.

Nicht so leicht ging die Sache in England vorüber. Wohl dozierten seit 1278 nur noch thomistische Lehrer im Generalstudium der Dominikaner zu Oxford. Aber Kilwardbys Nachfolger, John Pekham, der 1270 in Paris in einer berühmt gewordenen Disputation Thomas von Aquin selber als Opponent gegenübergestanden war, glaubte als Erzbischof von Canterbury es nicht mit seinem Gewissen vereinbaren zu können, die von ihm als gefährlich erkannten Lehren fort und fort in England verkündet zu sehen. Er zensurierte 1284 am 29. Oktober die von Killwardby verworfenen Sentenzen aufs neue, und als der Dominikaner-Prior Richard Clapwell ihn provozierte, verkündete er am 30. April 1286 abermals acht Sätze, welche Konsequenzen der thomistischen Lehre von der Einheit der Form darstellten als »häretisch und deshalb verworfen«. »Nicht die Philosophie wollen wir verurteilen«, sagt er in einem um jene Zeit geschriebenen Brief, »aber ihren Mißbrauch, die Neuerungen weisen wir zurück, welche gegen die philosophische Wahrheit sind, und die man, zur Schmach unserer Heiligen, seit 20 Jahren in die höchsten theologischen Fragen eingeführt hat.«

Nach dem Jahre 1286 finden sich keine Merkmale des kirchlich autoritativen Kampfes gegen Thomas. Der Streit wurde von nun an ausschließlich mit den Waffen des Denkens geführt, wenigstens auf Seite der Gegner. Innerhalb des Dominikanerordens allerdings finden wir 1286 zum drittenmal, 1309 und 1313 zum vierten und fünftenmale Entscheidungen des Generalkapitels, welche unter Anordnung von Strafen es verbieten die Doktrin des Bruders Thomas auf den Kathedern zu verunglimpfen. Die Gegner aber verlegten sich von nun an wie gesagt ausschließlich auf die wissenschaftliche Erörterung. Lassen wir auch diese Phase des Streites an uns vorüber ziehen.

Es ist interessant zu sehen, wie der Thomismus seine Kreise langsam erweiterte. Zunächst innerhalb des Ordens: seit 1278 verstummte die gewaltsam unterdrückte Opposition in Oxford, seit 1279 war der Thomismus Ordensdoktrin. Aber gerade die erwähnte Wiederholung der diesbezüglichen Einschärfungen zeigt, daß trotz allem, selbst im Orden noch immer wieder Gegner sich regen. Eine der interessantesten Persönlichkeiten in dieser Hinsicht ist der Naturphilosoph und Theolog Meister Dietrich der Deutsche, den wir durch Forschungen der jüngsten Zeit erst näher kennen gelernt haben, und der in manchen seiner Lehren Thomist, in anderen jedoch gründlicher Gegner des hl. Thomas ist. Er fühlte seine schwierige Stellung gegenüber den Ordensbrüdern, die ihn zum Magister in Paris und zweimal zum Provinzial für Deutschland gemacht hatten, und er gab diesem mißlichen Gefühle Ausdruck in der Vorrede zu einem seiner wichtigsten Bücher, der Schrift »über drei schwierige Fragen«. Dort sagt er: »Über diese Fragen zu schreiben werde ich durch das Drängen wissensdurstiger Leute gezwungen. Eigentlich hätte ich mich darüber hinwegsetzen sollen, aus Rücksicht auf die Vertreter der gemeinsam angenommenen Lehre (propter communiter loquentes). Schließlich glaubte ich dennoch dem Drängen der

Frager nachgeben zu müssen, und ich entschloß mich, etwas im Sinne einer Opposition hier vorzubringen und in untersuchender Weise hier zu notieren, damit ich wenigstens so Gelegenheit biete, daß jeder, der Lust hat, schriftlich oder mündlich sich mit mir auseinandersetzen könne und mir so durch gemeinsames Arbeiten an diesen Fragen die Wahrheit möglichst klar werde.« Die Opposition Meister Dietrichs bewegt sich auf erkenntnistheoretischem und naturphilosophischem Gebiete. Des Aquinaten Erkenntnislehre ist ihm zu nüchtern und zu unaugustinisch. Dietrich greift ganz auf die früheren Lehren der älteren Franziskanerschule zurück und überspannt sogar das mystische im Erkenntnisvorgang weit über deren Lehren hinaus. Besonders sind es drei Lehren, die er bei Thomas nicht begreifen kann: 1. Warum er für die visio beatifica, das selige Schauen Gottes im Himmel, ein eigenes Licht der Glorie annehmen zu müssen glaube; 2. Wie Thomas behaupten könne, daß im Altarssakrament die Akzidenzien ohne Substanz bestehen; 3. Endlich wie Thomas die Beseeltheit der Himmelskörper leugnen könne. Bezüglich des ersten und dritten Punktes stellt er dem Aquinaten eine eigene positive Theorie gegenüber, in der Akzidenzienfrage beschränkt er sich auf die negative Kritik. Ein weiterer Streitpunkt war für ihn Thomas' Lehre über Sein und Wesenheit, welche P. Del Prado in Freiburg i. Schw. für die Fundamentalwahrheit der christlichen Philosophie, jedenfalls aber des thomistischen Systems erklärt. Die Autorität des hl. Thomas greift Dietrich nirgends mit Namensnennung an. Immer redet er nur von quidam oder von den communiter loquentes, immer auch bleibt seine Polemik bescheiden und vornehm, ein einzigesmal nennt er eine Position, welche sich bei Thomas findet, rudis.

Neben Dietrich dem Deutschen ist es innerhalb des Ordens der Franzose Durandus von S. Porciano, Mitglied des Pariser Konvents und Magister Theologiae der Pariser Universität seit 1312, der aus anfänglicher Anhängerschaft an Thomas alsbald zur heftigsten Opposition überging. Disziplinares Einschreiten seitens des Ordens gegen ihn wurde bald unmöglich, wenn es überhaupt geplant gewesen wäre, da er 1317 Bischof wurde und als solcher der Gewalt der Ordensbrüder entzogen war. Aber gerade die Zeit, in welcher Durandus Magister in Paris war, brachte das Ansehen des Bruders Thomas um ein gutes Stück weiter: 1313 verordnete das Generalkapitel: »Kein Bruder soll mehr zum Studium der Theologie nach Paris geschickt werden, der nicht wenigstens drei Jahre lang fleißig die Lehre des Bruders Thomas studiert hat«. Das Dekret ist wichtig: damit war Thomas an die Seite des Petrus Lombardus getreten, den er im Laufe der Jahrhunderte schließlich aus seiner dominierenden Stellung verdrängt hat, um sie selbst einzunehmen. Im Jahre 1324 wurde Thomas heilig gesprochen. Ein Jahr danach, am 13. Februar 1325, zog der Bischof von Paris Étienne de Borrête feierlich die Zensuren seines Vorgängers Étienne Tempiers vom Jahre 1277 zurück, soweit sie die Doktrin des seligen Thomas berühren. In Oxford haben wir eine ähnliche Zurücknahme nicht, aber seit 1288 ist auch dort der Kampf zwischen Thomisten und Antithomisten in ruhigere wissenschaftliche Bahnen geleitet. Man kann sagen, daß mit dem Jahrzehnt der Heiligsprechung der Thomismus im Orden wenigstens zu einer Herrschaft gelangt ist, der gegenüber andere Bewegungen nur noch ephemeren Charakter haben konnten.

Werfen wir noch rasch einen Blick auf den Kampf um Thomas, soweit er über die Ordensgrenzen hinausreichte. Schon zu Lebzeiten des Aquinaten gab es in der philosophischen Fakultät zu Paris eine starke Anhängerschaft seiner Lehren. Diese verstärkte sich trotz der Zensuren. In der theologischen Fakultät war es vornehmlich der Weltgeistliche Peter von Auvergne, der in seinen Quodlibeta und Kommentaren die thomistische Philosophie vertrat und sogar ein Werk des Verstorbenen, die Schrift de caelo et mundo, zu Ende führte.*) Unter den Weltklerikern waren die angesehensten Lehrer der Theologie in den 80er und 90er Jahren Heinrich von Gent und Gottfried von Fontaines, über die wir durch die Arbeiten de Wulfs seit 15 Jahren vorzüglich unterrichtet sind. Während ersterer die alten Ideen der Augustinisten weiter führt und in seiner Philosophie fast durchweg eine

* Die Vollendung der Summa verdanken wir höchstwahrscheinlich Thomas' Freund und Schüler Raynald von Piperno, wie neuestens Mandonnet auf Grund einer sicheren Nachricht vor 1312 und zweier dadurch sich klärender Kodexnotizen gezeigt hat.

gegensätzliche Stellung gegenüber der thomistischen einnimmt, tritt Gottfried von Fontaines im Grunde seines ganzen Denkens als Thomist auf. Aber sein Thomismus ist noch zaghaft, er widerspricht in vielem Einzelnen dem Neuen, das Thomas gebracht, und bildet so die typische Figur des Überganges vom alten zum neuen System. Eine ähnliche Gestalt begegnet uns in Aegidius Colonna, dem Gründer der neuen Augustinerschule. Dieser vermengt liebgewordene augustinische Ideen anstandslos mit dem von ihm hochgeschätzten Thomismus und führt so den Dominikanern im Orden der Augustinereremiten einen mächtigen Bundesgenossen zu.

Kräftigen Widerstand dagegen leisteten dem Thomismus die Franziskaner. Während Mathäus von Aquasparta und andere um 1280 nur gelegentlich in ihren Schriften thomistische Thesen streifen und widerlegen, erhob Wilhelm von la Marre, ein Schüler des Wilhelm Warron, einen förmlichen Kriegsruf mit dem allerdings unbedeutenden Schriftchen C o r r e p t o r i u m f r a t r i s T h o m a e. Gegen die Formenlehre des Aquinaten erhob sich der Franziskaner Richard von Middletown in einer eigenen Schrift. Gegen den Mißbrauch der Aristoteliker, Augustin mit Aristoteles anzugreifen oder umzudeuten, wendet sich in temperamentvoller Weise der zwischen Mathäus von Aquasparta und Duns Scotus stehende Roger Marston, der, selber ein gründlicher Kenner des Aristoteles, dennoch d i e L e u t e u m T h o m a s als »t r u n k e n v o m p h i l o s o p h i s c h e n N e k t a r e« bezeichnet und bekämpft. Der mächtigste Gegner aber erstand dem Thomismus in einem anderen Engländer, vielleicht einem Schüler des William Warron und des Roger Marston, in dem jungen Duns Scotus, der nach den Angaben einzelner im Todesjahre des Aquinaten geboren, 1304 als Dreißigjähriger den Pariser Lehrstuhl bestieg und 1308 nur 34jährig in Köln starb. Die Wucht seines Gewichtes gegenüber Thomas beruhte vor allem darauf, daß er kein blinder Angreifer des großen Lehrers war. Er kritisierte vielmehr alle Systeme mit großer Geistesschärfe, nahm von Thomas an, was er gutes bei ihm fand, zeigte aber auch, wo Widersprüche und Gedankenbrüche in den thomistischen Schriften ihm auffielen. Wie ein Meteor aufgegangen und wieder verschwunden hat dieser leuchtende Geist einen nun schon 600 Jahre dauernden Einfluß auf die Theologie ausgeübt, dem 1854 in der Definition der unbefleckten Empfängnis der Charakter eines auserlesenen Werkzeuges der göttlichen Vorsehung unauslöschlich aufgedrückt wurde, und der in vielen tausenden von Anhängern noch heute fortwirkt. Duns Scotus' Schüler Johannes de Bassolis um 1310 setzte den Kampf für Scotus und gegen alle anderen Systeme tatkräftig fort.

All diesen Angriffen gegenüber zeigt sich im Dominikanerorden eine ruhige Verteidigungsarbeit. Man schreibt Defensorien der Lehre des Bruders Thomas in großer Zahl. Aber es lassen sich hier zwei Gruppen unterscheiden. Einige Brüder gehen mit dem Wortlaut des verehrten Ordenslehrers durch dick und dünn und schreiben zur Widerlegung der Gegner Konkordanzen angeblich disharmonierender Thomasstellen oder wenden sich in mühsamer Kleinarbeit gegen ganz bestimmte einzelne Angriffsschriften, die sie Stück für Stück zerpflücken. So schreibt Johannes von Paris gegen das Correptorium des Wilhelm von Lamarre sein Correctorium Corruptorii fratris Thomae und Thomas Anglicus seinen liber propugnatorius contra Scotum, während Thomas Sutton und andere um diese Zeit ihre Concordantiae librorum F. Thomae redigieren. Über all diese Dinge werden wir genauer unterrichtet werden, wenn Professor Grabmann in Eichstätt einmal seinen Plan verwirklicht, eine Gesamtausgabe dieser Controversliteratur zu veranstalten.

Andere dagegen bewahren sich mitten im Kampf ein offenes Auge für berechtigte Kritik von seiten des Gegners und für Ungenauigkeiten des Ausdrucks bei Thomas. Unter diesen Leuten ist neben dem Kölner Lesemeister Joh. von Lichtenberg und dem Neapolitaner Johannes von Neapel vor allem der klare Hervaeus Natalis, gestorben 1322 als Ordensgeneral der Dominikaner, zu nennen, welcher in seinem Defensorium fr. Thomae, in seinen Sentenzen und Quodlibeta im teilweisen engen Anschluß an Gottfried von Fontaines die Grundgedanken des Ordenslehrers weiterführt, ohne aber jeden Ausdruck seiner Werke im strengsten Wortlaute zu verteidigen. Der G e i s t des Thomismus ist's, der ihn beseelt, nicht der Buchstabe. Es ist das Verdienst von de Wulf in Löwen und Grabmann in Eichstätt, auf die Bedeutung dieses Mannes neuerdings ganz besonders aufmerk-

sam gemacht zu haben, und es steht zu erwarten, daß Arbeiten der nächsten Jahre ihn schärfer umrissen vor unser Auge werden treten lassen.

Den stärksten Triumph feierte der Thomismus wohl auf dem Konzil zu Vienne. In einer Zeit, in welcher der Kampf noch mächtig um ihn brandete und selbst eigene Ordensmitglieder in mehr oder minder verhüllter Weise noch gegen ihn arbeiteten, erhob das Konzil zwei seiner umstrittenen Lehren zum Dogma: die Lehre von der Seele als konstitutiver Form des Körpers und die Lehre von der Notwendigkeit des lumen gloriae. Schon vorher war seine Lehre von den Akzidenzien im Altarssakrament durch das ordentliche Magisterium insofern approbiert worden, als sie in die Lesungen der zweiten Nokturn des Fronleichnamsoffiziums Aufnahme fand.

So hatte also die Kirche in wesentlichen Dingen seine Lehre sich zu eigen gemacht. Die weltlichen Theologieprofessoren in Paris hingen ihm in einzelnen ihrer größten Namen an. Die Augustiner sahen ihr Schulhaupt Aegidius Colonna in seinem Gefolge, die Dominikaner gaben in durchgängiger Zustimmung seinen »Neuerungen« recht. Fünfzig Jahre waren seit seinem Tode dahin, und schon war der anfänglichen Verdächtigung die großartigste, allseitigste Approbation gefolgt, der »Neuerer« zum Heiligen kanonisiert und seine Lehre weithin als die beste Aussprache des kirchlichen Gedankens gefeiert. Der christliche Aristotelismus hatte sich durchgerungen. Wohl wurde er bald wieder für längere Zeit zurückgedrängt, wohl haben Jahrhunderte ihm seinen raschen Triumph wieder streitig gemacht. Aber der erste Sieg war doch ein so entscheidender gewesen, daß seine Kraft zwar aufgehalten, doch nicht mehr gebrochen werden konnte. Und so hat ein zweiter und nachhaltigerer Sieg in späterer Zeit den ersten bestätigt und endgiltig gemacht.

Nachrichten und Mitteilungen.

Korrespondenz aus Berlin.

Die Baumwollfrage.

Eine kürzlich erschienene Denkschrift des Reichskolonialamtes unternimmt es, die Ursachen der herrschenden und stets steigenden Baumwollnot darzulegen und die Maßnahmen, die dagegen getroffen werden können. Für das Wirtschaftsleben Deutschlands ist diese Frage von hervorragender Bedeutung. Im Jahre 1909 führte Deutschland aus den Vereinigten Staaten, Ägypten und Britisch-Indien rund 450 000 Tons Rohbaumwolle im Werte von 525 Millionen Mark ein. Gemessen an dieser Menge des Baumwollverbrauchs und der Anzahl von Spindeln (im Jahre 1909 liefen 10 070 180 Spindeln), steht Deutschland an erster Stelle des europäischen Kontinents; übertroffen wird es nur von England und den Vereinigten Staaten. In der Baumwollindustrie der Welt ist in den Jahren 1900—1909 die Zahl der Spindeln von 105 Millionen auf 133 Millionen gestiegen, also jährlich mehr als um 3%; in Deutschland der Verbrauch von Baumwolle pro Kopf von 1836 bis 1898 von 0,34 auf 6,30 kg. Die Produktion des Rohstoffes ist dagegen nicht in gleichem Schritt gefolgt, woraus die Baumwollnot ihren Ursprung genommen hat. Dabei besitzt Amerika eine verhängnisvolle Monopolstellung auf dem Gebiete der Baumwollproduktion. Im Jahre 1909 lieferte es fast 60 % des gesamten Weltverbrauchs. Und noch wesentlich schärfer tritt der monopolistische Charakter der nordamerikanischen Produktion hervor, wenn wir nicht den gesamten Weltbedarf, sondern nur den europäischen und hier besonders den deutschen und englischen ins Auge fassen. Zurzeit hat sich die Lage so zugespitzt, daß Nordamerika in den letzten zehn Jahren zwischen 70 und 80 % der deutschen Rohbaumwoll-Einfuhr deckte.

Das Mißverhältnis von Produktion und Verbrauch kommt in der neueren Preisentwicklung zum Ausdruck, die im vorigen Jahre eine Steigerung von 70 % erfuhr. Dabei haben sich die amerikanischen Pflanzer in verschiedenen Vereinigungen zusammengetan, um den Preis dauernd hoch zu erhalten. Wenn es der New Yorker Börse oder den Pflanzervereinigungen einfällt, den Baumwollpreis um 1 Cent oder 4 Pf. pro Pfund zu steigern, so bedeutet dies für einen Weltverbrauch von 16 Millionen Ballen eine Steigerung um 320 Millionen Mark und für Europa eine Mehrausgabe von 180 Millionen Mark. Im Jahre 1909 stieg der Preis aber um mehr als 30 Pf., und was das für die Industrie und die Konsumenten von Baumwollwaren bedeutet, kann man leicht berechnen!

Zu dieser Monopolstellung Amerikas in der Produktion des Rohstoffes kommt als zweiter Grund für die europäische Baumwollnot hinzu, daß sich im amerikanischen Produktionsgebiet selbst eine ausgebreitete Baumwollindustrie entwickelt hat, die einen bedeutenden Teil des Rohstoffes absorbiert. Beide Gründe lassen den Vergleich der heutigen Baumwollnot mit der »Cotton famine« in den sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts, an dem der amerikanische Bürgerkrieg schuld war, nicht statthaft erscheinen. Das Übel, an dem die Baumwollindustrie gegenwärtig leidet, ist ein chronisches; es

kann nur gehoben werden durch eine bedeutend erhöhte Weltproduktion an Rohstoff. Die Möglichkeit einer solchen in den verschiedenen Anbaugebieten wird in einer Reihe von Kapiteln untersucht. Dabei ergeben sich folgende Resultate.

In Amerika könnte das Anbaugebiet vergrößert und durch Reformen in der Produktionstechnik eine Preisreduktion erzielt werden. Doch ist in den amerikanischen Baumwollgebieten die Arbeiterfrage brennend geworden. Die Verminderung der Produktionskosten würde auch nicht der europäischen Industrie zugute kommen, sondern den Arbeitern und Pächtern, die in gedrückten Verhältnissen leben und geringere Löhne erhalten als die meisten in der Industrie beschäftigten Arbeiter. Es kommt hinzu, daß die Tendenz eines großen Teiles der organisierten Pflanzer in den Südstaaten dahin geht, lieber die Produktion zu reduzieren und das Areal einzuschränken, als den Preis der Baumwolle sinken zu lassen. Aber selbst wenn die Produktion der Vereinigten Staaten bedeutend steigen würde, wäre das europäische Baumwollproblem nicht gelöst. Es bliebe immer noch der monopolistische Charakter der nordamerikanischen Baumwollproduktion und die Abhängigkeit der europäischen Konsumenten von dem einen ausschlaggebenden Produktionsgebiete. Außerdem verbraucht die wachsende Baumwollindustrie der Vereinigten Staaten in steigendem Maße die amerikanische Rohbaumwolle selbst.

In Südamerika sind ausgedehnte Flächen vorhanden, die sich für einen Baumwollbau im großen eignen, es wird aber wegen Arbeiter- und Kapitalmangels noch viele Jahre dauern, bis sie für den Weltverbrauch in nennenswertem Umfange in Betracht kommen können. Außerdem haben auch die südamerikanischen Staaten sich das Ziel gesteckt, die »industria nacional« und besonders die Baumwollindustrie zu fördern.

Bedeutende Mengen von Rohmaterial könnten die asiatischen Anbaugebiete liefern, z. B. China. Doch abgesehen davon, daß ein großer Teil der chinesischen Produktion der japanischen Baumwollindustrie zufällt, die sich in ähnlicher Lage wie die der europäischen Staaten befindet, kommt China schon deshalb für die Deckung des europäischen Bedarfs nicht in Betracht, weil die Transportkosten den Export von Rohbaumwolle gegenüber näher gelegenen Ländern kaum lohnend erscheinen lassen.

Von allen Baumwollgebieten scheint Indien in erster Linie berufen zu sein, die amerikanische Monopol-Spekulation unmöglich zu machen. Es ist das Land, auf welches die größten Hoffnungen der Baumwollinteressenten gesetzt sind. Wahrscheinlich wird die Produktion Indiens in den nächsten Jahren auch einen bedeutenden Aufschwung nehmen, dank den energischen Maßregeln der Regierung. Ob der Zuwachs der Produktion aber zum Export kommen wird, ist höchst zweifelhaft, da auch Indien infolge seiner enormen Bevölkerungsvermehrung sich immer mehr aus einem Agrarstaat in einen Industriestaat umwandeln wird, wobei die Baumwollindustrie den Grundstock bilden soll. In geringem Maße ist in den letzten Jahren auch Kleinasien als Produzent von Baumwolle hervorgetreten. Das Klima soll günstig sein. Gute Aussichten für den Baumwollbau bietet Mesopotamien, auf das besonders England große Hoffnungen gesetzt hat. Die britische Regierung hat einen großen Bewässerungsplan ins Auge gefaßt.

Südeuropa kommt für den Weltmarkt nicht in Betracht.

Ägypten, in dem die Baumwollkultur die Grundlage der Prosperität des Landes bildet, liefert die besten Qualitäten. Doch sind aus verschiedenen Gründen trotz der in den letzten Jahren ständig vorgenommenen Vergrößerung des Baumwollareals die Ernten quantitativ und auch in der Qualität zurückgegangen. Die Bewässerungsmöglichkeit großer Flächen hat dort auch ihre Schranken. Hinzu kommt Arbeitermangel und ein außerordentliches Steigen der Bodenpreise, die die Rentabilität der ägyptischen Baumwollkultur in absehbarer Zeit wesentlich verringern dürfte. Da ferner auch in Ägypten die Anlage von Spinnereien und Webereien wahrscheinlich ist, wird mit einer vergrößerten Zufuhr ägyptischer Baumwolle nicht zu rechnen sein.

Diese Einsicht, daß aus den bisherigen Baumwollländern der europäischen Industrie eine wesentliche Hilfe für die Zukunft nicht wird erwachsen können, hat die drei großen europäischen Kolonialländer England, Deutschland und Frankreich dazu bewogen, den Baumwollbau in ihren Kolonien, besonders den afrikanischen, zu versuchen. Diese Bestrebungen sind etwa ein Jahrzehnt alt und zunächst von privater Seite in die Wege geleitet, dann aber von den Regierungen der betreffenden Länder unterstützt worden. Man ist so vorgegangen, daß man Baumwollschulen für die Eingeborenen in den Kolonien gegründet und den Leuten Saat zur Verfügung gestellt hat. In Deutschland hat das »Kolonialwirtschaftliche Komitee«, dessen Bestrebungen nur dringend der Förderung durch Beitritiserklärungen empfohlen werden können, die Entwicklung des Baumwollbaus in unseren Kolonien zu seinem Hauptprogrammpunkt gemacht. Es hat Aufkaufmärkte errichtet, stellt gewisse Beiträge für Transportvergütungen zur Verfügung und hat für die gesamte durch Eingeborene erzeugte Baumwolle Garantiepreise ausgesetzt. Diese Bemühungen haben dahin geführt, daß sich der Baumwollbau auch schon auf europäische Pflanzungsunternehmungen ausgedehnt hat. Bis Ende 1909 sind dafür von Deutschland 1,7 Millionen Mark verausgabt worden, eine Summe, die sich mit der in England aufgebrachten von 9,4 Millionen Mark zwar nicht messen kann, der französischen von 0,9 Millionen Mark aber bedeutend über ist. Betrachten wir im Vergleich dazu die in demselben Zeitraum erzielten Ergebnisse, so sehen wir, daß diese bei Deutschland in einem ganz besonders günstigen Verhältnisse zu den gemachten Aufwendungen stehen: England hat in seinen afrikanischen Kolonien bis Ende 1909 eine Baumwollproduktion von 20,1 Millionen Mark erzielt, Deutschland für 4,3 Millionen Mark, Frankreich für 0,9 Millionen Mark. Wir können also die Hoffnung hegen, daß wir bei einer weiteren Bekämpfung der Baumwollnot durch Produktion auf unserem kolonialen Boden in größerem Maßstabe und mit größeren Aufwänden auf dem richtigen Wege sind.

Der zweite Teil des Buches liefert in »Anlagen« die statistischen Belege zu den Ausführungen des ersten Teils, die aus der Literatur und aus amtlichem

Material gewonnen wurden. Um die Lage der Dinge richtig erkennen zu können, wurden vom Reichskolonialamt aber noch eigens zwei Studienreisen nach den Vereinigten Staaten und nach Russisch-Mittelasien ausgeführt, über die der Referent für Landwirtschaft im Reichskolonialamt, Regierungsrat Dr. Busse, Berichte erstattet. H. W.

Mitteilungen.

Über die Frage einer geeigneten Kongreß-Organisation, zu der schon in der Nummer vom 29. August 1908 die Internationale Wochenschrift einen »Reformvorschlag« von Professor A. Manes veröffentlicht hat, ist kürzlich eine Studie »Zur Organisation internationaler Kongresse« von Dr. Charles Bach mit einem Einführungswort des Direktors des vorbereitenden Bureaus der Stiftung für Internationalismus, Dr. P. H. Eijkman, erschienen. In 9 Kapiteln behandelt sie Programm und Journal des Kongresses, Präsenz-, Mitglieder- und Nationalitätsliste, Erkennungsabzeichen, Kongreßsprachen, Organisation des geschäftsführenden Ausschusses, bes. des Sekretariats, Geschäftsordnung in den wissenschaftlichen Sitzungen, Referate und Vorträge, Festlichkeiten, Vermischtes und Nachträge.

*

In der letzten Sitzung der Britischen Akademie der Wissenschaften wurde Dr. A. W. Ward, der Direktor der Peterhouse-Schule, zum Präsidenten gewählt. Von auswärtigen Gelehrten wurden der Philosoph Henri Bergson, der Shakespeareforscher und Diplomat Jusserand und der Archäologe und Mythenforscher Salomon Reinach — alle drei Franzosen — zu korrespondierenden Mitgliedern ernannt. Jusserand, der zurzeit Frankreich in Washington vertritt, hielt dann die in diesem Jahre zum ersten Male fällige Shakespeare-Rede, für die ein anonymer Stifter der Akademie die Mittel zur Verfügung gestellt hatte. Die Shakespearerede Jusserands beschäftigt sich zunächst mit der Frage, ob Shakespeare ein Morallehrer oder nur Intendant der Hoflustbarkeiten (master of the revels) war. Aus dem Leben des Dichters will Jusserand schließen, daß Shakespeare mit einem Gefühl von Genugtuung und mit geradezu physischem Vergnügen dichtete. Er folgte nur sich selbst; und die Idee, daß er als der Merlin der Zukunft, als der Entschleierer des Unbekannten, als der Führer der Menschheit für Gedanken und Gefühle, als der Stolz seines Landes betrachtet werden könnte, ist ihm niemals gekommen; er würde darüber gelacht haben. Shakespeare beantwortet nicht viele von den großen Fragen, welche die Menschheit von ihrem Anbeginn beschäftigt haben. Er legt die Probleme nur mit solcher Gewalt vor, daß wir gezwungen sind, über sie nachzudenken. Aus den Dramen des Dichters sind nach Jusserand sehr wenig Schlüsse über die Persönlichkeit des Dichters zu ziehen. Jusserand legt unter anderem großen Wert auf den Einfluß der »Groundlings«, der Besucher des Parterres des Globe-Theaters, auf Shakespeares Produktion. Shakespeare erwartete aus seinen Dichtungen nicht einen, sondern zwei Erfolge; in erster Linie unmittelbaren Eindruck auf sein Publikum, in zweiter die schon genannte für ihn köstliche Genugtuung, die er in seiner Tätigkeit selbst fand. Zu der Speise, welche die Gründlinge des Parterres verlangten, mischte er den überirdischen Zusatz hinzu, der nur bei den Größten der Menschheit herausquillt, und den sich sein Publikum auch gefallen ließ. Was Shakespeares Anachronismen, seine fehlerhafte Geographie, seine Gleichgültigkeit gegenüber wirklichen Fakten betrifft — die so groß ist, daß er niemals die Hand nach einem Buch ausgestreckt zu haben scheint, um Platz oder Stadt, Datum oder Ereignis festzustellen —, so schien der Dichter sich zu sagen: Weshalb soll ich mich darum bemühen? Er schrieb nur für Männer, die keine Bildung hatten und keine verlangten. Seinen Stücken hat er nicht die Bestimmung gegeben, daß sie dauern sollten, und jedes Shakespearesche Drama hatte zwei Autoren: den Dichter selbst und die buntscheckige Menge des Globe-Theaters. M.

*

Die vedischen Akhyāna und das indische Drama. In der »Royal Asiatic Society« sprach in der Juni-Sitzung Dr. Keith über die »Vedischen Akhyāna und das indische Drama«, indem er die Frage nach dem Zweck der im Rigveda vorkommenden Dialoghymnen (Akhyāna, Erzählung; Itihāsa, alte Geschichte) untersuchte, welche — ungleich der großen Masse der im Rigveda enthaltenen Hymnen — keinen natürlichen Platz im Ritual einzunehmen scheinen. Zwei Theorien darüber liegen vor: Professor Oldenberg nimmt an, daß diese Dialoge die Überbleibsel eines literarischen Genus sind, dessen Originalform verloren gegangen ist; die Originalform waren in Prosa eingelegte Verse, wobei die Poesien die Punkte von größerem Interesse in der Erzählung markieren sollen. Neuerdings haben dann Prof. von Schroeder und Prof. Hertel Miniatur-Dialog-Dramen darin gesehen. Gegen Oldenbergs Theorie führte Dr. Keith an, daß die indische Tradition den von Oldenberg verlangten literarischen Typus nicht überliefert, und daß die von Oldenberg angeführten Fälle ihres Vorkommens in der brahmanischen Literatur auf andere Weise erklärt werden müssen. Von einem angenommenen Verlust der Prosa könne man nicht ausgehen, und die Hymnen müssen sich wohl erklären, ohne daß man verbindende Prosateile sich vorstellt. Aber auch die Wahrscheinlichkeit für ein rituelles Drama ist sehr gering. Vieles, was Prof. von Schroeder bei seiner Interpretation der Hymnen in diesem Sinne angenommen hat, läßt doch nur ein dramatisches Ritual erkennen, und der Schritt von dramatischem Ritual zu rituellem Drama, von Vorstellung zur Darstellung ist ein weiter und schwieriger. Man hat keinen genügenden Beweis für die Annahme, daß dieser Schritt im vedischen Indien jemals gemacht worden ist. Das steht auch damit in Verbindung, daß die Hindus der rigvedischen Kulturperiode sehr wenig Wert auf solche religiösen Akte gelegt haben, die mit Vegetationsgeistern in Beziehung stehen. Dagegen läßt sich beweisen, daß das spätere indische Drama seinen Ursprung von einer mimischen Darstellung des Konflikts der Geister des Frühlings und des Winters genommen hat. Dabei verwies Dr. Keith auf die von Farnell vorgetragene ähnliche Theorie über den Ursprung des griechischen Dramas in den »Cults of the Greek States«. M.

Internationale Wochenschrift für Wissenschaft Kunst und Technik

herausgegeben von Prof. Dr. Paul Hinneberg, Berlin, Zimmerstr. 36

Verlag: August Scherl, Berlin SW, Zimmerstraße 36-41. — Druck: Bayerische Druckerei und Verlagsanstalt G. m. b. H. in München, Bayerstraße 57.

5. Jahrgang Nr. 37
16. September 1911

Inseraten-Annahme bei den Annoncen-Expeditionen von August Scherl G. m. b. H., Berlin und Daube & Co. G. m. b. H., Berlin und deren sämtlichen Filialen.

Für die Redaktion verantwortlich: Professor Dr. Wilhelm Paszkowski, Berlin-Gr. Lichterfelde.

Erscheint jeden Sonnabend. — Preis vierteljährlich für Deutschland und Oesterreich 3 Mark, für die übrigen Länder des Weltpostverkehrs 4 Mark 30 Pfg. bei direktem Bezug unter Kreuzband. — Einzelnummer 25 Pfg. — Inserate die dreigespaltene Nonpareillezeile 50 Pfg. — Abonnements nehmen alle Buchhandlungen und Postanstalten, sowie sämtliche Geschäftsstellen von August Scherl G. m. b. H. entgegen.

INHALT

Die Abhandlungen erscheinen in deutscher Sprache, englische und französische auf Wunsch der Autoren im Urtext

Aus der Geschichte der romanischen Philologie.*)

Von Albert Stimming, Professor an der Universität Göttingen.

Es ist heute das erste Mal seit der Gründung unserer Hochschule, daß ein Vertreter meines Faches an dieser Stelle und aus dem heutigen Anlaß, d. h. bei Gelegenheit der Jahresfeier, das Wort ergreift, und da scheint es denn noch mehr als sonst nahe zu liegen, daß ich mein Thema aus dem Bereiche der von mir vertretenen Wissenschaft, der romanischen Philologie, wähle. Die romanische Philologie ist eine der jüngsten unter ihren Schwestern: ihr Gründer Friedrich Diez, der im Jahre 1794 geboren ist und der seine ganze Schaffenszeit in Bonn verbracht hat, ist erst 1876 gestorben. Aber wie auch auf anderen Gebieten große Männer von bahnbrechender Bedeutung mehr oder weniger zahlreiche Vorgänger gehabt haben, welche das, was jenen gelungen ist, auch schon erstrebt und angebahnt haben, so gehen auch die Anfänge der Geschichte der romanischen Philologie verhältnismäßig weit zurück, und ich will versuchen, Ihnen aus dieser Geschichte einige bemerkenswerte Erscheinungen vorzuführen. Während Diez fast alle Zweige seiner umfangreichen Wissenschaft beherrscht hat, so besteht der wesentliche Unterschied seiner Vorgänger von ihm neben vielen anderen Merkmalen darin, daß jeder nur auf einem mehr oder weniger beschränkten Teile des ganzen Gebietes Arbeit geleistet hat.

Die romanischen Sprachen sind bekanntlich Töchter der lateinischen, und zwar sind sie nicht aus dem literarischen Latein hervorgegangen, welches in den klassischen Schriftwerken auf uns gekommen ist, sondern aus dem Vulgärlatein, d. h. der Sprache der unteren Klassen der Bevölkerung, der Handwerker, der Soldaten, der Bauern und der Kolonisten. Als durch den Untergang des weströmischen Reiches der Zusammenhang zwischen den einzelnen Gliedern desselben aufhörte, und jedes sein eigenes Dasein führte, da wurden die von Anfang an vorhandenen provinziellen Unterschiede dieser Sprache, welche man bald *lingua romana* nannte, allmählich immer größer, sodaß man die Idiome der einzelnen Länder schließlich als eigene, als selbständige Sprachen empfand und dementsprechend auch mit verschiedenen Namen belegte. Aber es dauerte noch lange, bis diese neuen Sprachen einen so hohen Grad der Ausbildung erlangt hatten, daß sie auch schriftlich verwandt werden konnten, und noch länger, bis sich in ihnen eine Literatur entwickelte. Im Französischen geschah letzteres vom 9. Jahrhundert an, im Provenzalischen sind uns durch unglückliche Umstände erst aus dem 10. Jahrhundert Denkmäler erhalten, während die übrigen romanischen Schwestern nur in langen Zwischen-

---

*) Rektoratsrede, gehalten zur Jahresfeier der Universität Göttingen am 14. Juni 1911.

.äumen folgten. Sobald aber in einem Lande erst eine Literatur vorhanden war, begann man auch meist früh, sich theoretisch mit der Sprache zu beschäftigen, und damit war der erste Schritt zu einer romanischen Philologie getan.

Auf diesem Wege nun ist das Provenzalische allen übrigen romanischen Sprachen vorangeeilt, und zwar fallen die hierher gehörigen Werke teils in das Gebiet der Literaturgeschichte, teils in das der Grammatik, endlich in das der Metrik.

In ersterer Hinsicht ist eine Sammlung von 114 Lebensbeschreibungen von Troubadours, d. h. von lyrischen Dichtern, zu nennen, welche dem Wunsche entsprangen, über die Schicksale solcher Dichter nähere, eingehendere Kenntnis zu haben, deren Werke in jenen großen Liedersammlungen vereinigt wurden, die in Form von umfangreichen Pergamenthandschriften auf uns gekommen sind. Diese Biographien sind wahrscheinlich zu Anfang des 13. Jahrhunderts niedergeschrieben, und da viele der betreffenden Dichter schon in dem vorangehenden Jahrhundert geblüht haben, so war es oft schwer, nach so langer Zeit zuverlässige Nachrichten über diese zu geben; und auch für die spätere Zeit genügte das, was man in Erfahrung bringen konnte, nicht, um den lebhaften Wunsch, über die Dichter möglichst umfangreiche und möglichst interessante Nachrichten zu erhalten, zu befriedigen. Da griffen die Sammler, soweit sie sich nicht, wie bei den meisten älteren Troubadours, mit kurzen, dürftigen, oft sehr allgemein gehaltenen Angaben begnügten, zu einem sehr sinnreichen Mittel: sie ergänzten und vervollständigten die von ihnen gesammelten Notizen, indem sie entweder einzelne Züge, zum Teil ganze Geschichten erfanden, oder aber, indem sie bereits vorhandene Sagenstoffe für ihre Zwecke benutzten, d. h. mit geeignet scheinenden Veränderungen auf den betreffenden Dichter übertrugen, also als dessen Lebensgeschichte, bezw. als die diesem zugestoßenen Abenteuer erzählten. Die Folge ist natürlich, daß diese Biographien keineswegs durchweg zuverlässig sind, sondern stellenweise viele legendarische und romanhafte, oft sehr anziehende und dichterisch wertvolle Elemente enthalten. Aus diesem Grunde haben mehrfach Dichter der verschiedenen Völker sie für ihre Zwecke nutzbar gemacht. So beispielshalber Paul Heyse, der ursprünglich romanischer Philologe war und auch mehrere romanische Texte entdeckt und herausgegeben hat, indem er in einer 1882 erschienenen Sammlung von Erzählungen, die er »Troubadour-Novellen« nannte, eine Reihe von Geschichten, welche in jenen Biographien enthalten sind, einfach entlehnt und in geschickter Weise für das deutsche Publikum bearbeitet hat. Aber auch andere Dichter sind ähnlich verfahren und haben Goldkörner aus derselben Fundgrube gehoben, wie ich an einigen Beispielen klar machen will. Der Verfasser der Lebensbeschreibung des Prinzen Jaufre Rudel von Blaye hat, da er nichts Zuverlässiges über seinen Dichter in Erfahrung bringen konnte, auf Grund einiger Stellen von dessen Liedern, in denen dieser seine Sehnsucht nach einer fern von ihm weilenden Dame ausspricht, folgende Geschichte erzählt, die, wie sich in neuerer Zeit herausgestellt hat, von ihm frei erfunden worden ist: »Jaufre Rudel, Prinz von Blaia«, heißt es in der Biographie, »verliebte sich in die Gräfin von Tripolis, ohne sie zu sehen, wegen des Guten, das er die Pilger von ihr sagen hörte, welche von Antiochia kamen. Und er machte über sie manche Lieder mit guten Melodien und schlichten Versen. Und aus dem Wunsche, sie zu sehen, nahm er das Kreuz und begab sich auf das Meer. Und es ergriff ihn eine Krankheit auf dem Schiffe, und er wurde für tot nach Tripolis in eine Herberge gebracht. Und dies wurde der Gräfin zu wissen getan, und sie kam zu ihm ans Bett. Und es kam ihm zum Bewußtsein, daß es die Gräfin war; da kam er wieder zu Sinnen und lobte Gott, daß er ihm das Leben erhalten hatte, bis er sie gesehen hätte. Und so starb er zwischen ihren Armen, und sie ließ ihn mit großer Ehre im Hause des Tempelordens begraben. Und dann wurde sie an jenem Tage Nonne wegen des Schmerzes, welchen sie über seinen Tod empfand.«

Diese schlichte Erzählung hat die Phantasie mehrerer Dichter angeregt. So verdankt ihr Uhland den Stoff zu einer schönen Romanze, die er dem 1814 erschienenen Liederzyklus »Sängerliebe« einverleibt hat, die auch in Musik gesetzt worden ist und mit den Worten beginnt:

In den Tälern der Provence
Ist der Minnesang entsprossen,
Kind des Frühlings und der Minne,
Holder inniger Genossen.

Blütenglanz und süße Stimme
Konnt' an ihm den Vater zeigen,
Herzensglut und tiefes Schmachten
War ihm von der Mutter eigen.

Uhlands Beispiel sind dann später in Deutschland gefolgt Heinrich Heine in einer der »Historien« seines Romancero, den er 1851 veröffentlicht und in den drei vorhergehenden Jahren verfaßt hat, sodann 1874 Albert Träger; im Ausland vor allem Giosuè Carducci 1888 in »Jaufré Rudel, poesia antica e moderna«; in England Swinburne und Mary Robinson; zuletzt in Frankreich Edmond Rostand, welcher den Stoff zu einem Drama »La princesse lointaine« bearbeitet hat. Das Stück, das zum ersten Male am 5. April 1895 im Renaissance-Theater zu Paris aufgeführt worden ist, enthält vier Akte und hat 24 Personen, von denen alle außer den beiden Helden, dem Prinzen Jofroy Rudel von Blaye und der Gräfin Mélissinde von Tripolis, aus der Phantasie des Dichters entsprungen sind. Selbstverständlich ist auch die Handlung erheblich erweitert.

Besonders umfangreich sind die Lebensnachrichten über Bertran de Born, da mehrere von dessen Liedern, besonders die politischen, wegen der vielen in ihnen enthaltenen Anspielungen schon früh mit fortlaufenden Erläuterungen versehen worden sind. Aber auch in diesen hat der Kommentator ab und zu Erzeugnisse seiner Phantasie an die Stelle von authentischen geschichtlichen Tatsachen und Begebenheiten gesetzt, die allerdings zum Teil von hohem poetischen Werte sind. Dahin gehört vor allem der Bericht über die Einnahme von Autafort durch den englischen König Heinrich II., welcher Uhland zu dem schönen, allbekannten Gedichte »Bertran de Born« begeistert hat, und welcher mit folgenden Worten schließt: »Und Herr Bertran wurde mit allem seinem Kriegsvolk in das Zelt König Heinrichs geführt; und der König empfing ihn sehr übel und sprach zu ihm: ‚Bertran, Bertran, Ihr habt gesagt, daß Ihr zu keiner Zeit auch nur die Hälfte Eures Verstandes nötig hättet, aber wisset, daß Ihr ihn jetzt wohl ganz braucht.' — „Herr", sagte Bertran, „es ist wohl wahr, daß ich dies gesagt habe, und ich habe wohl die Wahrheit gesagt". — Und der König sprach: ‚Ich glaube wohl, daß er Euch abhanden gekommen ist.' — „Herr", sagte Herr Bertran, „wohl ist er mir abhanden gekommen". ‚Und wie das?' sagte der König. — „Herr", sagte Bertran, „an dem Tage, an dem der wackere junge König, Euer Sohn, starb, da verlor ich den Verstand und das Wissen und die Kenntnis." — Und als der König das vernahm, was Herr Bertran ihm unter Tränen von seinem Sohn sagte, kam ihm vor Mitleid ein großer Schmerz in das Herz und in die Augen, sodaß er sich nicht enthalten konnte, vor Schmerz in Ohnmacht zu fallen. Und als er wieder zu sich kam, ruft er und sagte weinend: ‚Herr Bertran, Herr Bertran, Ihr habt wohl Recht, und es ist wohl erklärlich, wenn Ihr um meines Sohnes willen den Verstand verloren habt, denn er liebte Euch mehr als irgend jemand in der Welt. Und ich, aus Liebe zu ihm, schenke Euch das Leben und die Habe und Euer Schloß und gebe Euch meine Liebe und meine Gunst wieder und schenke Euch fünfhundert Mark Silber wegen der Schäden, welche Ihr erlitten.' — Und Herr Bertran fiel ihm zu Füßen, indem er ihm Dank sagte. Und der König zog mit seinem ganzen Heere davon.«

Jedermann wird lebhaft bedauern, daß diese in ihrer schlichten Einfachheit ergreifende Erzählung ungeschichtlich ist; und doch ist an letzterem nicht zu zweifeln, da abgesehen von vielen anderen Gründen nachweislich Richard Löwenherz, also König Heinrichs Sohn, die Burg Autafort am 6. Juli 1183 genommen hat, der König selbst aber bei der Einnahme garnicht zugegen gewesen ist.

Glücklicher Weise sind nun aber keineswegs alle Angaben der erwähnten provenzalischen Lebensnachrichten so ungeschichtlich und unzuverlässig; daher beruht denn auch Diezens grundlegendes Werk »Leben und Werke der Troubadours« vom Jahre 1826 neben den Urkunden und den Liedern der Dichter vor allem auf jenen Aufzeichnungen, und in sofern kann man mit Recht behaupten, das die provenzalische und damit zugleich die romanische Literaturgeschichte mit jenen Troubadourbiographien begonnen hat.

Auch auf dem Gebiete der Grammatik und der Metrik sind die Provenzalen allen übrigen Schwestervölkern zeitlich vorangegangen. Der Glanz und der Ruhm der provenzalischen Lyrik war so groß, daß auch Angehörige anderer romanischer Nationen den Versuch gemacht haben, sich auf diesem

Gebiete zu versuchen. Dies waren besonders die Italiener, und unter den Troubadours, von denen Lieder auf uns gekommen sind, befindet sich eine nicht unbeträchtliche Zahl von Norditalienern, nämlich mehr als zwanzig. Da nun aber an die Erzeugnisse der provenzalischen Dichtkunst in technischer Hinsicht, also inbetreff der Sprache und der metrischen Form, außerordentlich hohe Anforderungen gestellt wurden, so war es sehr natürlich, daß man, besonders im Auslande, den Wunsch hatte, sich die nötigen Kenntnisse aus methodischen Abhandlungen anzueignen. Unter den Werken, welche diesem Bedürfnisse entgegenzukommen suchten, ist das älteste die Grammatik des Uc Faidit, welche dieser um 1240 im Auftrage zweier Italiener, des Jacob von Mora und des Corano Zucchi di Sterleto, wahrscheinlich in Italien selbst, sowohl in lateinischer wie in provenzalischer Form niedergeschrieben hat. Er nannte sein Werk in Anlehnung an den Titel einer damals vielgebrauchten lateinischen Grammatik »Donatus provincialis, Donat proensal«. Auffallend erscheint für uns, daß er außer dem Nomen, Pronomen, Verbum, Adverbium, der Konjunktion, Präposition und Interjektion auch noch besonders das Partizipium, und zwar hinter dem Adverbium behandelt, aber nicht den Artikel, vermutlich, weil er dies Kapitel in den lateinischen Grammatiken natürlich nicht vorfand. In der Konjugation — er unterscheidet dabei nach lateinischem Muster deren vier — nennt er fünf Modi: den Indikativ, Imperativ, Optativ, Konjunktiv und Infinitiv. Mit dem Namen Optativ belegt er zwei Formen, die dem französischen Conditionnel entsprechen, nämlich *cantęra*, das aus *cantaveram*, im Vulgärlateinischen auf der drittletzten Silbe betont, entstanden ist, und *cantaria*, das, wie das französische *chanterais*, der Zusammensetzung des Infinitivs mit dem Imperfektum von *aver*, also mit der Entsprechung von *habebam* seine Entstehung verdankt. Beide Formen bedeuten also »ich würde singen«. An die Grammatik schließt sich ein Reimlexikon, d. h. eine Aufzählung von solchen Wörtern an, die wegen ihres gleichen Ausganges mit einander reimen können, nach den Reimvokalen alphabetisch geordnet.

Dem gleichen Zwecke, nämlich dem, die zum Dichten nötigen Anweisungen zu geben, dient ein etwas jüngeres Werk »Las rasos de trobar« d. h. »die Regeln der Dichtkunst«, das von dem auch als Verfasser provenzalischer Reimnovellen wohlbekannten Dichter Raimon Vidal aus Besaudun stammt. Auch er beginnt ähnlich wie Uc Faidit mit einer Grammatik und schließt daran ein kurzes provenzalisch-italienisches Glossar, in welchem er für seltenere Wörter seiner Muttersprache die entsprechenden italienischen Bedeutungen gibt. Im ersten Teil ist bemerkenswert, daß er ausschließlich die Formen des Dialekts der Landschaft Limousin als für die provenzalische Lyrik zulässig erklärt, d. h. feststellt, daß jener Dialekt sich über die andern erhoben und den Rang einer allgemein anerkannten provenzalischen Literatursprache erlangt hatte, sodann, daß er auf mehrere Versehen, d. h. nicht ganz korrekte Formen hinweist, welche sogar hochbedeutende Troubadours, wie Bernart von Ventadorn, Giraut von Bornelh und andere, sich haben zu Schulden kommen lassen.

Das jüngste und berühmteste Werk dieser Art heißt »Leys d'amors«, etwa »Gesetze der Liebespoesie«. Es verdankt seine Entstehung der im Jahre 1323 von sieben angesehenen Touloser Bürgern gestifteten »Sobregaya companhia dels set trobadors de Tholoza«, welche den Zweck verfolgte, durch Veranstaltung von poetischen Wettkämpfen die vaterländische Dichtkunst vor dem drohenden Verfall zu retten. Bei diesen Wettkämpfen, welche zum ersten Male am 1. Mai 1324 abgehalten und seitdem alljährlich an demselben Datum wiederholt worden sind, wurden als Preise Veilchen, später auch andere Blumen, anfänglich aus reinem Golde, dann daneben aus Silber, verteilt. Ähnliche Gesellschaften wurden in der Folge auch in Catalonien, besonders in Barcelona gegründet; man nannte sie seit dem Ende des 15. Jahrhunderts Blumenspiele, und solche sind bekanntlich vor einiger Zeit, nämlich 1898, nach dem spanischen Vorbilde in Köln durch Dr. Fastenrath ins Leben gerufen worden, bei welchen am 1. Maisonntag als Preise für eingereichte Gedichte, wie in alter Zeit, goldene und silberne Blumen verteilt werden.

Die soeben genannte provenzalische Gesellschaft beauftragte nun 1355 ihren ersten Kanzler Guilhem Molinier, alle auf die Poesie bezüglichen Regeln zusammenzustellen, und diesem Auftrage entledigte sich jener durch das vorhin bezeichnete umfangreiche Werk, welches in drei Teilen die Gram-

matik, die Metrik und die Rhetorik behandelt, und welches noch heute für die romanische Philologie von erheblichem wissenschaftlichen Werte ist.

Schon vor der Abfassungszeit des zuletzt genannten Werkes hatte man auch in Italien angefangen, sich mit Problemen der romanischen Philologie zu beschäftigen, und zwar ging hier kein geringerer als Dante auf diesem Wege voran, dessen gewaltiger und vielseitiger Genius auch auf diesem Gebiete hoch bedeutsame Früchte gezeitigt hat. Zwischen den Jahren 1304 und 1306 verfaßte er lateinisch, und zwar in einem nicht immer leicht verständlichen Latein, das Werk »De vulgari eloquentia«, von dem leider nur zwei Bücher mit 19 und 13 Kapiteln vollendet worden sind. Dante handelt zunächst von dem Ursprung der Sprache überhaupt und nimmt auf Grund des Berichtes der Bibel an, daß das Hebräische die älteste Sprache sei (I, 6). Aus der Vielheit von Sprachen, welche sich im Laufe der Zeit herausgebildet haben, greift er dann (I, 8) die im Süden Europas verbreiteten, die wir also die romanischen nennen, heraus und unterscheidet innerhalb derselben drei Einzelsprachen, nämlich nach der bei jeder gebräuchlichen Bejahungspartikel *oc*, *öil* und *si*, das Provenzalische, zu dem er auch das Spanische rechnet, vermutlich weil mehrere Spanier in der Oc-Sprache gedichtet haben (II, 12), sodann das Französische und das Italienische. Er erklärt, daß diese drei Sprachen auf eine gemeinsame Mutter zurückgehen, und beweist dies durch die Gleichheit der großen Mehrheit von Wortstämmen. Daß diese Mutter nach seiner Ansicht jedoch nicht das Schriftlateinische ist, geht daraus hervor, daß er den Vulgärsprachen mit ihrer wandelbaren Vielheit das Lateinische oder, wie er dies nach damaligem Brauch nennt, die Grammatik mit ihrer Unveränderlichkeit und Einheit gegenüberstellt. Er spricht hiermit eine Wahrheit aus, die uns ganz geläufig ist, die aber damals durchaus noch nicht als solche erkannt war, und die auch erst viel, viel später gefunden worden ist.

Hierauf wendet sich Dante zum Italienischen (I, 9) und erörtert zunächst die Frage nach dem Ursprung von dessen Dialekten. Er macht dabei die feine Bemerkung, daß oft innerhalb geringer Entfernungen sprachliche Unterschiede vorkommen, so in Bologna zwischen der Burg von S. Felice und der Strada maggiore, und gibt als Ursache der Entstehung der Dialekte völlig zutreffend den in allen organisehen Wesen, also auch in ihren Attributen liegenden Differenzierungstrieb an. Da die Sprache am Menschen haftet und der Mensch ein sehr veränderliches Wesen ist, erklärt er, so kann auch jene weder dauerhaft noch beständig sein, sondern muß sich gleich allem was uns angehört, wie Sitten und Gewohnheiten, je nach der Entfernung von Orten und Zeiten verändern. Auch in dieser Frage ist Dante seiner Zeit weit vorausgeeilt, da man bis nahe an die Gegenwart heran in anderen, besonders in äußeren, geschichtlichen Ereignissen u. dgl. die Ursachen der Sprach- und Dialektspaltung hat suchen wollen.

Es folgt alsdann (I, 10) eine Übersicht über die wichtigsten der in Italien, einschließlich der großen Inseln, gesprochenen Dialekte, deren er 14 aufzählt, eine Aufzählung, die im Wesentlichen noch heute zutreffend ist. Er fügt aber ausdrücklich hinzu, daß, wenn man auch die unbedeutenderen dialektischen Unterschiede berücksichtigen wolle, man auf weit mehr als tausend Idiome kommen würde.

Nunmehr stellt er sich die Aufgabe, den Ursprung derjenigen Sprache aufzusuchen, in welche die besten Dichter ihre Werke kleiden, und die er das *vulgare illustre* oder *curiale* oder *cardinale* oder *aulicum* nennt. Zu diesem Zwecke durchmustert er nach einander alle vorher aufgezählten Dialekte und kommt zu dem Ergebnis, daß keiner derselben mit dem *vulgare illustre* identisch sei. Bei dieser Besprechung hebt er die großen Verdienste hervor, welche das hohenstaufische Haus als Beherrscher des sizilianischen Königreiches sich um die italienische Literatur erworben hat, da besonders der Hof Kaiser Friedrichs II. der Sammelpunkt aller geistig und literarisch bedeutenden Männer des Landes gewesen sei, sodaß hier zum ersten Male in Italien eine selbständige Literatur habe erblühen können, die sich an den Namen der sizilianischen Dichterschule knüpfe. Aber auch diese Dichter haben sich in ihren Werken keineswegs der Volkssprache Siziliens bedient, sondern vielmehr derselben Sprache, deren Herkunft aufzusuchen wir beschäftigt sind. Zu dem gleichen Ergebnis kommt Dante, wenn er die in anderen Teilen Italiens entstandenen Dichtungen mit der in den

betreffenden Gegenden von den unteren Schichten der Bevölkerung verwandten Sprechweise vergleicht.

Auch über die Entstehung jener Hof- oder, wie wir sagen würden, Literarsprache hat Dante eine im Wesentlichen richtige, aber erst viel später als solche erkannte Ansicht ausgesprochen. Nach ihm haben die Dichter und sonstigen Autoren sie geschaffen, indem sie aus dem ihnen vorliegenden Sprachmaterial, d. h. aus den in den verschiedenen Teilen Italiens als Umgangssprache verwandten Dialekten alles nach ihrem Gefühle Rohe, Fehlerhafte, Unschöne und Bäuerische ausgemerzt, dagegen alles Vortreffliche, Edle, Höfische in Worten und Wendungen ausgewählt und herübergenommen haben (I, 17). Auf Grund späterer Forschungen würden wir heute nur sagen, daß nicht alle Dialekte Italiens in gleichem Maße an der Entstehung der Literarsprache beteiligt gewesen sind, d. h. zu ihr den Stoff geliefert haben, sondern daß dies in erster Linie das Toscanische gewesen ist, welches den Grundstock beigesteuert hat.

Diese auserwählte Sprache verdient nach ihm in der Tat die vorhin aufgezählten Benennungen, nämlich *illustre* (sc. *vulgare*), weil sie selbst Glanz besitze und diejenigen, welche sie beherrschen, berühmt mache; *cardinale*, weil die ganze Herde der Volksdialekte sich um sie wie um einen Angelpunkt scharen und sich nach ihr richten, sich von ihr beeinflussen und befruchten lassen; *aulicum*, weil sie, wenn Italien ein einheitliches Reich wäre, an dessen Hofe als dem Mittelpunkte des Ganzen gesprochen werden würde, wie sie schon jetzt von allen denen verwandt wird, welche in den königlichen und fürstlichen Palästen verkehren; endlich *curiale*, d. h. Rechtssprache, weil das Rechtswesen nichts anderes ist als die abgewogene Regel alles dessen, was getan werden muß, diese Sprache aber von dem vornehmsten Gerichtshofe Italiens abgewogen und festgesetzt worden ist, nämlich von demjenigen der Vernunft und der Aufklärung, wenngleich die Mitglieder dieses Gerichtshofes über ganz Italien zerstreut sind (I, 18). Diese dem ganzen Lande gemeinsame, aber nirgends bodenständige Sprache, die er schließlich (I, 19) *vulgare latinum* nennt, ist also die, deren sich die ausgezeichnetsten Dichter, Dante sagt die *doctores*, von ganz Italien, also sizilianische, appulische, römische, toscanische und lombardische, in gleicher Weise bedient haben.

Das ist der Inhalt des hoch bedeutsamen ersten Buches, das also ausschließlich Fragen der romanischen Sprachwissenschaft gewidmet ist; das zweite beschäftigt sich mit solchen der Dichtkunst, besonders der Metrik und enthält Feststellungen, die nicht nur für das Italienische, sondern auch für die übrigen romanischen Sprachen Bedeutung, ja größtenteils sogar unmittelbare Geltung haben.

Zunächst betont Dante, daß die im ersten Buche ausführlich besprochene Literarsprache zwar auch für die Verwendung in Prosa, vor allem aber für die in der Dichtkunst bestimmt sei (II, 1). Als Gegenstände, die in erster Linie würdig sind, in der Dichtkunst behandelt zu werden, bezeichnet er sodann *Salus*, *Venus* und *Virtus*, die er als die Ehrenhaftigkeit, die Liebe und die kriegerische Tüchtigkeit definiert. Als hervorragendste Vertreter dieser drei Dichtungsarten nennt er je einen provenzalischen und einen italienischen Dichter, und zwar als Sänger der Liebe Arnaut Daniel und Cino von Pistoja, als den der Ehrenhaftigkeit Giraut von Bornelh und sich selbst, als den der kriegerischen Tüchtigkeit nur Bertran de Born, da Italien bisher kein Gegenstück zu diesem aufzuweisen habe (II, 2).

Unter den einzelnen Gedichtarten erkennt Dante der Canzone, die, wie ihr Name sagt, stets zum Singen bestimmt ist, den ersten Rang zu, den zweiten der Ballade, den dritten dem Sonett (II, 3), und bespricht dann eingehend die erste Gattung, während er die Behandlung der Balladen und der Sonette für das vierte Buch bestimmt, das er aber, wie bereits angedeutet, leider ebenso wenig wie das dritte geschrieben hat. Für die Canzone, deren Definition er später (II, 8) gibt, und als deren Muster er das von ihm selbst verfaßte, mit den Worten *Donne che avete intellecto d'amore* beginnende Lied hinstellt, fordert er von den drei Stilarten die tragische, d. h. die erhabene Ausdrucksweise, deren Wesen er darauf eingehend beleuchtet und an der Hand von Beispielen und Vorbildern klar macht (II, 6—7).

Hierauf geht er zu der Besprechung technischer Fragen, d. h. solcher des Versbaues, über. Als für die Canzone besonders geeignet bezeichnet er in erster Linie den

Endecasillabo, den Elfsilbler, den er den vornehmſten nennt, demnächſt den sieben-, den fünf- und den dreisilbigen Vers. Die Verse mit gerader Silbenzahl seien wegen ihres geringeren Wohlklanges zu meiden, und von den mit ungerader komme der Neunsilbler tatsächlich wenig zur Verwendung. Dante macht dann noch darauf aufmerksam, daß der italienische *Endecasillabo* dem provenzalischen und französischen Zehnsilbler entspricht, weil in der italienischen Metrik die letzte unbetonte Silbe ſtets, in derjenigen der beiden anderen Sprachen nie mitgezählt wird (II, 5).

Die Canzone beſteht nun aus einer beſtimmten Zahl von Stanzen oder, wie wir sagen würden, Strophen, welche alle gleichartig gebaut sein, d. h. alle in den entsprechenden Versen die gleiche Silbenzahl und außerdem die gleiche Reimfolge aufweisen müssen; ebenso iſt die Melodie für alle Strophen dieselbe (II, 9). Innerhalb der Strophe kann sich nun die Melodie entweder über den ganzen Bau erſtrecken, d. h. ohne Teilung oder Wiederholung fortlaufen; dann weiſt auch die Strophe keine Gliederung auf. Der häufigere Fall iſt aber der, daß sie gegliedert iſt, und für diesen Fall gelten folgende Gesetze: findet im Innern eine Teilung der Strophe ſtatt, so beſteht letztere nie aus nur zwei Teilen, sondern ſtets aus dreien oder mehr, indem dann entweder der erſte oder der zweite Teil wieder symmetrisch gegliedert iſt. Iſt der erſte Teil der Strophe ohne Gliederung, so nennen wir ihn *frons* (Stirn); zerfällt er aber in gleich gebaute Teile, deren Melodie wiederholt wird, so nennen wir diese *pedes* (Füße), deren gewöhnlich zwei, sehr selten drei vorhanden sind. Genau so verhält es sich mit dem zweiten Teile: wenn der erſte gegliedert iſt, so kann der zweite ungegliedert sein; er heißt dann *cauda* (Schweif), iſt er gegliedert, so nennen wir die zwei (sehr selten drei) unter sich gleich gebauten Glieder *versus*. Demnach kann die Strophe entweder aus *frons* und *versus* oder aus *pedes* und *cauda* oder aus *pedes* und *versus* beſtehen, aber nicht aus *frons* und *cauda* (II, 10). Diese Regeln über den Bau der Strophe gelten im Wesentlichen genau so auch für das Provenzalische und das Altfranzösische. Die Ausdrücke hat Dante teils den provenzalischen »Leys d'amors« entlehnt, teils erfunden. Die deutsche Metrik nennt die *pedes* bekanntlich »Stollen«, die *frons* »Aufgesang«, die *cauda* »Abgesang«. Dante hebt dann noch hervor, daß in bezug auf den Bau der einzelnen Glieder, d. h. in bezug auf deren Verszahl und bei den Versen in bezug auf ihre Länge, also Silbenzahl, dem Dichter große Freiheit gelassen sei (II, 11—12).

Das Schlußkapitel (II, 13) handelt vom Reim. Es gibt Strophen, die keinen Reim aufweisen, doch muß dieser dann in der nächſten Strophe folgen, sei es, daß dort die gleichen Reime wiederkehren, sei es, daß sogar die ganzen Reimworte wiederholt werden. Ein Beispiel letzterer Art iſt die von den Provenzalen erfundene Sixtine, in deren sechs Strophen sechs Reimworte in einer von Strophe zu Strophe wechselnden Reihenfolge immer wiederkehren. Andrerseits kommen Strophen vor, welche in sämtlichen Versen den gleichen Reim aufweisen, doch sind das seltenere Fälle; meiſt findet ein Wechsel im Reim ſtatt, und zwar in zahlreichen Variationen, zu denen auch der Binnenreim gehört. Zuweilen bleibt eine Zeile einer Strophe ohne den dazu gehörigen Reim, der dann erſt in der nächſten Strophe folgt; eine solche Zeile heißt *clavis* (Schlüssel). Die Reime des erſten Teiles der Strophe sind meiſt ganz oder teilweise von denen der anderen verschieden, doch findet zuweilen zwischen beiden dadurch eine Verbindung, Dante nennt sie »Verkettung« (*concatenatio*), ſtatt, daß der letzte Vers des erſten Teiles mit dem erſten des zweiten reimt.

Hiermit bricht Dante ab, und zwar ohne auch nur die für das zweite Buch beſtimmten Fragen vollſtändig erörtert zu haben. Doch auch so schon, d. h. in seinem unfertigen Zuſtande, bildet dies Werk einen Markſtein in der Geschichte der romanischen Philologie.

Aber auch indirekt wurde Dante der Anlaß zu einem weiteren Fortschritt der Wissenschaft. Seine eigenen Dichtungen, besonders seine »Commedia« sind so voll von tiefen Gedanken, hiſtorischen Anspielungen und nicht auf der Oberfläche liegenden poetischen Schönheiten, bereiten also dem Leser so viele Schwierigkeiten, daß schon bald nach seinem Tode seine Landsleute das Bedürfnis nach sachverſtändiger Erklärung und Deutung derselben empfanden. Diesem Bedürfnisse suchte die Stadtverwaltung von Florenz im Jahre 1373 abzuhelfen, indem sie dem Boccaccio den Auftrag erteilte, öffentlich Dantes »Divina Commedia« zu erklären, und so den erſten

Lehrſtuhl für Dante und damit überhaupt für ein Gebiet der romaniſchen Philologie ſchuf. Boccaccio hat das ihm ſo übertragene Amt nicht lange ausgeübt, weil ſein Geſundheitszuſtand ſich bald verſchlechterte; er hat aber ein Leben Dantes und einen Kommentar zu deſſen »Commedia« verfaßt, und da er zahlreiche Fortſetzer bekam, ſo fand damit auch die Kunſt der Interpretation Eingang in die junge Wiſſenſchaft, und die Arbeit, welche die damaligen Kommentatoren Dantes und Petrarcas geleiſtet haben, hat noch für uns erheblichen wiſſenſchaftlichen Wert. Eine Ergänzung erhielt dieſe auf dem Gebiete der Literaturgeſchichte durch den Florentiner Filippo Villani, welcher die berühmte Chronik von Florenz ſeiner beiden Brüder Giovanni und Mateo fortgeſetzt und welcher ſelbſt ein Werk, betitelt: »Vite di illuſtri Fiorentini« verfaßt hat, in welchem er auch die Lebensgeſchichten der berühmten Florentiner Dichter und Proſaiſten behandelt.

(Schluß folgt)

Strömungen in der Kulturpolitik des lateiniſchen Amerika.

Von Ernſt Daenell, Profeſſor an der Univerſität Kiel.

Im Jahre 1906 erklärte der braſilianiſche Geſandte in Waſhington, daß viel mehr als die panamerikaniſchen Diplomatenkonferenzen die Völker Amerikas ſelbſt durch ihre freien Geiſter, ihre Inſtitute und die Organe ihrer öffentlichen Meinung ein amerikaniſches Geſamtbewußtſein und eine panamerikaniſche öffentliche Meinung ſchaffen könnten. In dieſer Hinſicht hätten die Univerſitäten beider Amerikas und insbeſondere die nordamerikaniſchen die umfaſſende Aufgabe, Lehrern und Studenten dieſen Geiſt einzuimpfen und ſie zu eifrigen Verbreitern der nordamerikaniſchen Kultur über die ganze neue Welt zu machen.

Das waren damals noch neue Ideen, bedeutſame Worte, die dem Panamerikanismus das große Gebiet der Kulturpolitik als weiteres Arbeitsfeld zeigten. Sie waren allerdings an die panamerikaniſche Adreſſe gerichtet. Dennoch iſt es zu bedauern, daß ſie nicht bei uns ſchon damals einen Widerhall fanden. Denn nur dem oberflächlichen Blick ſcheinen ſie die Bereitwilligkeit zu einer kulturellen Unterordnung des lateiniſchen Amerika unter die Union auszuſprechen. Aber das iſt nicht der Fall. Jenes will ein vollwertiges Glied der modernen Kulturwelt werden. Dazu bedarf es der Hilfe des Auslands, auf dem Gebiet des Bildungsweſens nicht weniger als auf dem der Volkswirtſchaft. Das empfindet es ſelbſt ſehr wohl. Wenn es gegenwärtig mehr als bisher Nordamerika als Helfer bevorzugt, und nicht Europa, ſo iſt dafür außer andern Gründen auch die ſuggeſtive Kraft beſtimmend, mit der die panamerikaniſche Idee ſeit etwa einem Dezennium immer mehr Gebiete der Völkerbeziehungen Amerikas ſich zu erſchließen vermocht hat.

Denn Amerika iſt auf dem Wege, durch ſie zu einer Totalität zu werden. Der Panamerikanismus iſt ein Gedanke von hartnäckig werbender und ſtark expanſiver Kraft. Auf politiſchem Gebiet erſtrebt er die Herſtellung eines politiſchen Geſamtwillens der beiden Amerikas. Auf wirtſchaftlichem betreibt er die Ausdehnung der gegenſeitigen kommerziellen Beziehungen durch verkehrswirtſchaftliche, rechtliche und andere Erleichterungen. Nun iſt er auch ins kulturelle Gebiet eingedrungen, um deſto nachdrücklicher und erfolgreicher ſeine Arbeit auf den beiden anderen Gebieten fördern zu können. Der Panamerikanismus als Beteiligung der Union an den gemeinſamen Beſtrebungen der lateiniſchen Staatenwelt Amerikas iſt kaum 30 Jahre alt. Bis in die achtziger Jahre kann nur von einem Panlatinismus Amerikas geſprochen werden. Vom lateiniſchen Amerika, das darf man nicht überſehen, iſt die ganze auf dauernde, freundſchaftliche Regelung der gegenſeitigen Lebensverhältniſſe hinarbeitende Bewegung ausgegangen. Aber erſt ſeitdem die Union in Fühlung zu ihr getreten iſt, hat ſie Stetigkeit, wachſenden Umfang, ein dauernd erweitertes Programm und poſitive Erfolge aufzuweiſen. Nach Raſſe, Volkszahl, Mitteln, Organiſation ihrer Kräfte iſt die Union den 20 mehr oder minder ſchwachen lateiniſchen Staaten bedeutend überlegen.

Es ist nun beachtenswert, wie es der Nordamerikaner verstanden hat, den Wünschen der lateinischen Staaten nach Förderung ihrer wissenschaftlichen und pädagogischen Kultur entgegenzukommen. Wir können daraus für uns mancherlei lernen. Wir sollten zum mindestens uns dadurch anregen lassen, jene Länder auch in unsere kulturpolitischen Bestrebungen systematisch einzubeziehen. Ich bin überzeugt, daß es dazu heute noch nicht zu spät ist.

Nicht sogleich wurde der Panlatinismus in allen Richtungen durch den Panamerikanismus ersetzt. Namentlich auf wissenschaftlichem Gebiet entwickelte sich jener zunächst ebenfalls allein und äußerte sich in Gestalt wissenschaftlicher, pädagogischer, medizinischer u. a. lateinischer Kongresse. Und nicht ohne praktische Ergebnisse, wie z. B. das Abkommen der fünf zentralamerikanischen Republiken 1907 über die Errichtung einer gemeinsamen pädagogischen Anstalt mit dem Sitz in Costa Rica zeigt. Der Gedanke war der, ein für alle gleichgeartetes Unterrichtssystem und Erziehungswesen modernen Charakters zu schaffen. Aber auch in diese wissenschaftlichen und pädagogischen Bestrebungen ist dann der Panamerikanismus eingedrungen. Der vierte wissenschaftliche Kongreß Lateinisch Amerikas, der Ende 1908 in Santiago de Chile tagte, ward durch die Hinzuziehung der Vereinigten Staaten zu einem ersten panamerikanischen wissenschaftlichen Kongreß. So haben sich auch diese Kongresse nicht länger dem Schwergewicht der panamerikanischen Idee entziehen können. Und das ist ein Ereignis von großer Tragweite. Es kann wohl keinem Zweifel unterliegen, daß damit auch diese wissenschaftlichen Kongresse zu einem starken Hilfsmittel der Politik werden, d. h. einem vorherrschenden Einfluß der Union in der lateinisch amerikanischen Kulturwelt in besonders wirksamer Weise die Wege ebnen können. Der Kampf Nordamerikas zur Verdrängung des älteren europäischen Einflusses zugunsten seines eigenen hat damit auch auf diesem Gebiet begonnen; wohlgemerkt, ich spreche nicht speziell vom deutschen Einfluß; es gilt auch noch andern zu verdrängen.

In vielen Richtungen haben die lateinischen Staaten Amerikas bei ihrer Entwicklung zu modernen Gemeinwesen dieselben Schwierigkeiten zu überwinden, wie die Union sie hatte. Das sind die enorme Ausdehnung der Länder mit der Zergliederung fast aller in eine Anzahl von einander stark verschiedener geographischer Sektionen, der Mangel an Verkehrswegen und die Dünne der Bevölkerung, sowie die sozialen Verhältnisse, d. h. die Zusammensetzung der Bevölkerung in den meisten Staaten, denn Indianer und Mischlinge überwiegen und stellen der Erziehung sehr schwere und eigenartige Probleme. Die Regierung hat infolge aller dieser Hemmnisse in den meisten Staaten noch nicht bis in die Tiefe durchgreifen können. Trotz des obligatorischen Charakters der Volksschulen ist die Zahl der Illiteraten sehr groß.*) Besonders dürftig ist das Schulwesen in jeder Beziehung auf dem Lande. Auch an dem Betrieb der Gymnasial-, Real- und anderen höheren Schulen, deren es neben den staatlichen zahlreiche private gibt, und die in vielen Einrichtungen nordamerikanisches Vorbild verraten, haben nordamerikanische Beobachter mancherlei auszusetzen.

Universitäten, nach unserm Sprachgebrauch, haben fast alle lateinischen Republiken, ausgenommen vor allem Brasilien, das aber statt ihrer eine Menge besonderer Institute für Fachstudien, juristische, medizinische, technische und andere, hat. Die Universitäten sind fast immer Staatsinstitute und wie das gesamte Bildungswesen dem Ministerium des öffentlichen Unterrichts unterstellt. Die Wertschätzung der Universitätsbildung in sozialer Beziehung ist größer als in Nordamerika. Aus den ehemaligen Zöglingen der Universitäten rekrutieren sich die Staatsbeamten und die Politiker, und die Presse wird von ihnen kontrolliert. Anderseits aber hat diese Hochschätzung auch einige vielgerügte Übelstände im Lehrbetrieb gezeitigt. Hohe Staatsbeamte und Leute anderer praktischer Berufe sind nicht selten daneben Universitätslehrer, um ihr Einkommen oder ihre soziale Stellung zu verbessern.

Werfen wir einen Blick auf die wissenschaftliche Organisation der sechs bedeutendsten Universitäten**), so sehen wir, daß allen

*) Sie schwankt zwischen 35 % in Uruguay und 85 % in Brasilien. In Peru beträgt sie etwa 75 %.

**) Dies dürften sein in Argentina die Universidad Nacional de Buenos Aires, gegründet 1821, und die Universidad Nacional de la Plata, gegründet 1905, in Chile die Universidad de Chile, gegründet 1743, in Peru die Universidad Mayor de San Marcos de Lima, gegründet 1551, in Uruguay die Universidad de Montevideo, gegründet 1833. Auch die Uni-

gemeinsam ist die Fakultät: Recht und Sozialwissenschaften und ebenso Mathematik und Naturwissenschaften. Vier von ihnen haben eine medizinische Fakultät, zwei — die beiden argentinischen — eine besondere landwirtschaftliche, verbunden mit Veterinärschule. Aber nur zwei haben eine philosophisch-historische Fakultät. Eine solche fehlt namentlich der modernsten von ihnen, der Universität de la Plata. Naturwissenschaften und technische Wissenschaften, neben denen jedoch Recht und Medizin ihre alte Wertschätzung behaupten, werden den philosophischen, historischen, literarischen, theoretischen Disziplinen unverkennbar vorgezogen. Die Gründe dafür liegen auf der Hand. Angesichts der Bedürfnisse der ökonomischen Entwicklung der Länder verlangt man die Erziehung der Jugend zu engerer Fühlung mit dem Leben und mit den zur Lösung stehenden praktischen nationalen Problemen und lehnt die alten Methoden und Ziele der Ausbildung akademischen und theoretischen Charakters, die man einst von Europa übernommen hatte, als dafür ungeeignet ab. Es ist nicht zu verwundern, daß man im lateinischen Amerika in den Nordamerikanern die vorzüglichsten Vorbilder und Lehrmeister in jenen Richtungen sieht. Haben diese doch in dem eigenen riesigen Lande überraschend schnell und glänzend ganz verwandte Probleme zu bewältigen verstanden. So erklärt sich die starke Frequenz der nordamerikanischen Universitäten und technischen Schulen durch südländische Studenten und die vorzugsweise Beachtung, die das nordamerikanische Unterrichtswesen überhaupt heute im lateinischen Amerika genießt.

Namentlich auf dem pädagogischen Gebiete selbst äußert sich dies sehr deutlich. Aber die Anfänge dieses Einflusses liegen schon in den Reformen Sarmientos im Bildungswesen Argentinas. Künftige Lehrer suchen für ihre Ausbildung immer zahlreicher die Vereinigten Staaten auf und bringen Methoden und Geist des Unterrichts von dort mit heim. Immer häufiger engagieren süd- und mittelamerikanische Regierungen durch ihre diplomatischen Vertreter in Washington unter guten Bedingungen Nordamerikaner als Organisatoren ihres Bildungs- und Schulwesens sowie als Lehrkräfte, statt wie bisher in Europa, wie zahlreiche Beispiele belegen. Immer weiter werden dadurch nordamerikanische Unterrichtsorganisation, -methoden und -ziele im Süden verbreitet. Im Universitätswesen insbesondere zeigt die Organisation und der Lehrplan der pädagogischen Abteilung an der neuen La Plata-Universität in Argentina, die ganz nordamerikanischem Vorbild entlehnt sind, diesen Einfluß.

So ist auf dem Gebiet des Erziehungswesens namentlich in letzter Zeit ein Ringen zu beobachten zwischen dem rasch vordringenden nordamerikanischen Einfluß und den ältern Einflüssen europäischer Herkunft, französischen und deutschen in erster Linie. Allerdings gibt es hier ein Gebiet, auf dem der Südländer sich auf nordamerikanische Erfahrungen ohne weiteres angewiesen sieht, das ist die Erziehung einer nach Rassen gemischten Bevölkerung, die das lateinische Amerika so reichlich besitzt. Aber wenn wir im übrigen bedenken, wie begierig der Nordamerikaner auch heute noch ist, auf pädagogischem Gebiet von uns zu lernen, so ist schwer einzusehen, weshalb wir nicht versuchen sollten, den Südländer zum direkten Bezug dieser Bildung von uns zu veranlassen ohne die nordamerikanische Zwischenhand, die dadurch lediglich ihre eigenen Geschäfte besorgt. Denn die geistige Invasion ebnet der materiellen nur desto besser die Wege, und keineswegs bloß, soweit es sich um Schulmöbel, Werkzeuge für den Handfertigkeitsunterricht, Instrumente, Bücher und sonstige Lehrmittel handelt, die aus den Vereinigten Staaten bezogen werden.

Stark entwickelt ist bei den romanischen Regierungen Amerikas, selbst den kleinsten, das System der Aussendung von Studenten auf Stipendien. Zwar werden solche Regierungsstudenten immer noch auch nach Europa geschickt, aber während des letzten Jahrzehnts in einer größeren Zahl nach Nordamerika, gegenwärtig mindestens die Hälfte aller so Hinausgesandten.*) Dazu kommt die wesent-

versität in San Salvador genießt wegen ihrer guten Leistungen, besonders auf juristischem und medizinischem Gebiet, im ganzen lateinischen Amerika großes Ansehen.

*) Nach einer Aufstellung von 1909 sandten nach den Vereinigten Staaten mit staatlicher Unterstützung in einem Jahr Argentina 30 Studenten, Chile noch mehr, Ecuador 28, Costa Rica 21, Mexiko 14, Honduras 3, Nicaragua 6, Panama 15, Paraguay 9, Peru 11, Guatemala, Cuba und Bolivia ebenfalls mehr oder weniger.

lich beträchtlichere Zahl der unabhängig zum Studium ins Ausland gehenden. Wenn es richtig ist, daß 1909 aus Ecuador allein 100 junge Leute zum Studium nach den Vereinigten Staaten gingen und etwa ebensoviele nach Europa, so ist die Gesamtzahl lateinisch amerikanischer Studenten in Nordamerika mit 500 sicher zu gering angegeben und dürfte sich auf 1000 und mehr belaufen. So hielten sich allein 100 in der Cornell-Universität, Ithaka N. Y., auf, die dort Ingenieurwissenschaft studierten. Die große Mehrzahl der nach Philadelphia gehenden studiert Zahnheilkunde. Im allgemeinen gilt, daß die große Mehrzahl dieser fremden Studenten in Nordamerika technisch-praktische Kenntnisse erwerben will.

In Nordamerika hatte man bis vor kurzem diese immer stärker anschwellende Bewegung nicht sonderlich beachtet. Sobald man sich ihrer praktischen Bedeutung aber bewußt ward, begann man ihr in jeder Weise entgegenzukommen; insbesondere zunächst Universitäten wie Yale, Philadelphia, Columbia N. Y., Urbana Ill., Cornell N. Y. und Berkeley Ca. Lehrstühle für spanische und kolonialspanische Geschichte und Kultur wurden und werden gegründet. Wachsendes Gewicht wird auf die Erlernung der spanischen Sprache gelegt. Universitätsklubs zum Zweck der Pflege engerer Beziehungen zur spanisch-amerikanischen Kulturwelt sind entstanden. In New York hat Dr. A. Huntington das prachtvolle Hispanic Museum als Sammelpunkt spanisch-amerikanischer Studien ins Leben gerufen. Südliche Gelehrte und Staatsmänner werden von nordamerikanischen Universitäten eingeladen zu Ansprachen bei feierlichen Gelegenheiten und zu Vorlesungen. Und nordamerikanische Gelehrte bereisen das romanische Amerika und seine Anstalten, um persönliche Fühlung zu nehmen mit den dortigen Gelehrten und Staatsmännern, um Propaganda für ihre heimischen Einrichtungen zu machen und Einblick zu gewinnen in die Bedürfnisse und Probleme jener Länder.

Aber Nordamerika denkt sich sein Vorgehen noch beträchtlich umfassender und mannigfaltiger und hat namentlich in allerjüngster Zeit bedeutsame Schritte in weiteren Richtungen eingeleitet.

Auf den letzten drei panamerikanischen Kongressen wurde eine Reihe Vorschläge gemacht und zu Abkommen formuliert, um die geistige Annäherung der beiden Amerikas noch inniger zu gestalten, so z. B. über die freie Ausübung der gelehrten Berufe in den verschiedenen Staaten und die wechselseitige Anerkennung ihrer Diplome, über den Schutz des literarischen und künstlerischen Eigentums u. a. Eine internationale archäologische Kommission zur systematischen Erforschung der amerikanischen Vorgeschichte und zur Sammlung und Erhaltung ihrer Denkmäler wurde geschaffen. Das panamerikanische Bureau wurde zur Auskunftszentrale über Erziehungsangelegenheiten gemacht.

Im Jahre 1908 trat dann Professor Rowe von der Universität in Philadelphia mit Vorschlägen hervor, von denen ich nur die wichtigsten herausgreife. Manche davon sollten uns zu denken geben. Er forderte bessere Vorbereitung der Lehrer für Auslandsdienste; eine leichtere Anpassungsfähigkeit an fremde Verhältnisse, worin der Deutsche als Vorbild von ihm hingestellt wurde; Einrichtung von Stipendien seitens der großen Lehranstalten der Union zum Zweck noch stärkerer Ablenkung der südamerikanischen Studenten von Europa nach dort. Er befürwortete die Verwendung bereits bekannter, zum Teil bei uns schon länger erprobter Hilfsmittel zur Hebung des Verkehrs auswärtiger Studenten (Akademische Auskunftsstelle an der Universität Berlin) und zur Herstellung und Vermittlung engerer Verbindungen zwischen den Wissenschaften der verschiedenen Länder und ihren Vertretern (das Amerika-Institut in Berlin). Und schließlich verlangte er intensivere Berücksichtigung der politischen Institutionen des romanischen Amerika in den dafür geeigneten Universitätsvorlesungen, wie z. B. Staats- und Verwaltungsrecht, Nationalökonomie, Soziologie, vergleichende Rechtswissenschaft.

Sodann griff 1909 sogar das Auswärtige Amt der Vereinigten Staaten aktiv in diese Bewegung ein. Es sprach offen aus, was der Zweck der vielen und langen Bemühungen um das Vertrauen und die Freundschaft des lateinischen Amerika bisher gewesen war: Hebung der Handelsbeziehungen. Wie denn seine Politik überhaupt die Förderung des Wirtschaftslebens bewußt und konsequent zum leitenden Gesichtspunkt hat. Es sah nun aber ein weiteres wertvolles Mittel zur engeren gegenseitigen Verknüpfung in dem Professorenaustausch. Es hob dabei die

guten Resultate hervor, die ein solcher Austausch zwischen den Universitäten Harvard und Columbia einerseits und Paris, besonders aber der preußischen Regierung andererseits seit einer Reihe von Jahren in unzweifelhaft zunehmendem Maß in der Richtung gegenseitiger Befreundung und gegenseitigen intellektuellen, sozialen und politischen Sichverstehen- und Würdigenlernens der beteiligten Länder gezeitigt hat. Ein entsprechender Plan wurde im Auswärtigen Amt entworfen und dem panamerikanischen Bureau zum weiteren Ausbau übergeben.

Auf dem vierten panamerikanischen Kongreß in Buenos Aires 1910 gesellte sich zu dem Vorschlage des Professorenaustausches auch noch der eines Studentenaustausches zwischen der Union und den romanischen Ländern Amerikas. Bisher ist in dieser Hinsicht von Reziprozität nichts zu bemerken. Nordamerikanische Studenten gehen zwar noch in ziemlicher Zahl an europäische Hochschulen, aber bisher nicht an andere amerikanische. Und eben dies soll gefördert werden, nicht um der Gegenseitigkeit willen, sondern damit möglichst viele junge Nordamerikaner sich vertraut machen mit den Problemen, den wirtschaftlichen Verhältnissen und Aussichten und der Eigenart jener Länder und ihrer Bewohner. Es waren nur allgemeine Richtlinien, die auf dem Kongreß erörtert wurden, konnten nach Lage der Dinge, ehe die Universitäten und andere Institute selbst über die Sache mit sich zu Rate gegangen waren, auch nichts anderes sein. Der nächste panamerikanische wissenschaftliche Kongreß, der zweite als solcher, der im Jahre 1912 in Washington D. C. stattfinden soll, wird diese Fragen wohl einer systematischen Organisation näher führen.

Ob noch weitergehende Vorschläge zur Zusammenführung der beiden doch so grundverschiedenen Kulturwelten Erfolg haben werden, darf viel ernstlicher bezweifelt werden. So wurde 1907 und wieder 1910 angeregt, in Porto Rico, gewissermaßen auf der Grenze zwischen den beiden Amerikas, eine panamerikanische Universität zu errichten, mit der Begründung, daß nichts besser geeignet sein werde, die beiden Rassen zu verbinden. Lehrkörper und Studentenschaft sollten sich aus Angehörigen beider Amerikas zusammensetzen. So werde ein wahrhaftiges »clearinghouse of ideas« geschaffen werden, eine Zentrale, von wo die feinstgebildeten Geister des Kontinents ausgehen würden. Dies mag als Illustration dafür dienen, bis zu was für Ideen sich ernste Leute auf nordamerikanischer Seite bereits versteigen.

Nordamerika ist zwar erst durch Südamerika selbst darauf hingewiesen worden, ihm die Segnungen seiner Unterrichtsmethoden und Ausbildung zu vermitteln. Dann aber hat es unter dem Einfluß der immer stärker und mannigfaltiger gewordenen panamerikanischen Strömung sich auch dieser Materie rasch und nachdrücklich bemächtigt. Dem geistigen Einfluß, den es ausstreut, folgt auch hier unfehlbar, wie in der Türkei und in China, der kommerzielle Gewinn. Für die Beurteilung der Aussichten der gegenseitigen Annäherung darf man jedoch eine psychologische Tatsache nicht außer acht lassen. Nord- und Südamerikaner mögen einander im Durchschnitt nicht; ersteren erscheinen diese unreif und unfähig zu eignen staatsschöpferischen Leistungen, letzteren jene selbstsüchtig und anmaßend und ohne ästhetisches Gefühl. Bei der Abneigung der Nordamerikaner spricht das starke Empfinden für Reinhaltung der weißen Rasse außerdem mit. Diese gegenseitigen Abneigungen sollen eben auch durch den geistigen Panamerikanismus mit überwunden werden. Es fragt sich jedoch, wie weit sie als Imponderabilien wirken werden.

Wir sahen somit aus zahlreichen, sich dauernd vermehrenden Maßregeln, wie das lateinische Amerika im Laufe vornehmlich der letzten Jahre immer stärker sich dem geistigen Einfluß Nordamerikas geöffnet hat und weiter öffnen zu wollen scheint. Es drängt sich die Frage auf, wieweit und in welchen Richtungen dies auf Kosten der älteren intellektuellen Einflüsse Europas geschieht.

Ohne Bedeutung ist der spanische Einfluß, trotzdem das gesamte Kulturleben von Hause aus spanisch war. Und praktisch bedeutungslos ist auch der intellektuelle Einfluß Englands, obwohl England seit mindestens der Zeit der Losreißung der Kolonien von ihrem spanischen Mutterlande für ein halbes Jahrhundert dieselben kommerziell beherrscht hat. Vielmehr war es Frankreich, das eine intellektuelle Vorherrschaft im lateinischen Amerika gewann, ähnlich umfangreich wie die kommerzielle Englands. Unter französischem Einfluß erfolgte damals die Reorganisation der Universitäten. Und in beträcht-

lichem Umfange dauert er noch an. Paris ist eigentlich die geistige Zentrale Lateinisch-Amerikas, für manche Länder, wie Argentina und Brasilien, ganz besonders. Dort suchen seine Literaten ihre Schulung und nehmen französische Denkart und Kultur in sich auf zum Nachteil einer gerechten und wohlwollenden Beurteilung Deutschlands. Nach Paris gehen seine Studenten, soweit sie Europa zu Studienzwecken aufsuchen, ganz vornehmlich. Die Franzosen verdanken einen großen Teil ihres Einflusses der geschickten Art, wie sie, Gelehrte wie Leute anderer Berufe, sich den Südamerikanern nahezubringen, auf sie Eindruck zu machen verstehen, und wie sie ihnen die Wissenschaft in leichtfaßlicher Form geben. Neben den besondern Landessprachen ist in den gebildeten Schichten die Kenntnis des Französischen besonders weit verbreitet, wenngleich ihm das Englische unter nordamerikanischem Einfluß jetzt den Rang streitig zu machen beginnt. Die schönen Künste stehen durchaus unter französischem Einfluß. Die französische Literatur nimmt eine beherrschende Stellung ein. Alles überhaupt, was mit ästhetischer Kultur zusammenhängt, ist französich orientiert. Also in philosophischer, literarischer und ästhetischer Richtung vor allem liegt die Stärke des französischen Einflusses.

Aber angesichts der neuen Tendenzen im Unterrichts- und Bildungswesen Lateinisch-Amerikas bemüht sich Frankreich auch mit verschiedenen Mitteln, seinen Einfluß festzuhalten. Für südamerikanische Studenten soll die Reise zum Besuch französischer Institute und Universitäten verbilligt und andere Hindernisse weggeräumt werden, die ihn erschweren. Ein mit Argentina 1910 getroffenes Übereinkommen bezieht sich auf die Errichtung eines Lehrstuhls für politische und Wirtschaftsgeschichte von Argentina an der Pariser Universität. Das 1909 gegründete Comité France-Amérique, das seit Januar 1910 die Monatsschrift France-Amérique herausgibt, verfolgt den Zweck, die beiden Amerikas und besonders das rasseverwandte romanische intimer mit Frankreich bekannt zu machen und umgekehrt, mit dem immer und überall zugrunde liegenden politischen Zweck,*) Stimmung für Frankreich zu machen, für die französische Auffassung aller Dinge zu agitieren. Die genannte Gesellschaft will außerdem in Paris ein amerikanisches Haus ins Leben rufen, wo die von jenseits des Ozeans kommenden Fremden sich zuhause fühlen und die Gewißheit haben sollen, französische Freunde zu treffen.

Wie dem französischen Einfluß einerseits der nordamerikanische in letzter Zeit Abbruch getan hat, so hat er anderseits auch durch den deutschen Verluste erlitten. Der deutsche Einfluß ist außer auf militärischem auch auf wissenschaftlichem und pädagogischem Gebiet hie und da stark hervorgetreten. Im System des Kindergartens liegt er besonders klar zu Tage. Deutsche Lehrkräfte sind zur Reorganisation von Volks- und höheren Schulen berufen worden, und unter den Dozenten der Universitäten und den Beamten der wissenschaftlichen Institute begegnen zahlreiche deutsche Namen. Die argentinische Schulreform von 1903 schreibt für die Oberstufe die Erlernung des Deutschen als einzige lebende Fremdsprache vor mit der Begründung, daß für die Fachstudien die Lektüre der deutschen wissenschaftlichen Werke in der Ursprache von besonders großem Werte sei. In Mexiko ist gleichzeitig Deutsch neben Englisch als Unterrichtsgegenstand an sämtlichen höheren Lehranstalten eingeführt worden. In Peru dagegen ist Englisch obligatorisch und zwischen Deutsch, Französisch und Quetchua, der Eingeborenensprache, die Wahl. Fragt man nach dem Einfluß Deutschlands auf den Gebieten der Wissenschaft, so zeigt sich, daß er besonders groß, nicht selten vorherrschend ist in den verschiedenen Zweigen der Naturwissenschaften und der Technik.

Sucht man aus den verschiedenen Anzeichen ein Gesamturteil zu gewinnen, so ergibt sich, daß dem deutschen Einfluß ein wesentlich größerer Wirkungskreis gegeben werden kann durch systematische Pflege und Aufmerksamkeit. Diese sind aber gerade jetzt um so dringender nötig, da die Invasion der nordamerikanischen Zivilisation sich vornehmlich auf dem technischen und dem naturwissenschaftlichen Gebiet vollzieht, d. h. unsern Einfluß bedroht. Auf den von Frankreich beherrschten Gebieten der Kultur hat Nordamerika Belangreiches nicht aufzuweisen. Frankreich aber befindet sich auch

*) Vergleiche meine Bemerkungen über den französischen Einfluß in den Vereinigten Staaten, Internationale Wochenschrift, 29. Januar 1910, Spalte 149f.

außerdem in einer vor uns bevorzugten Stellung namentlich wegen der Rasseverwandtschaft. Unsere Position ist dagegen ungünstiger. Das Moment der Rasseverwandtschaft fehlt allerdings wie uns so auch dem Nordamerikaner. Aber dieser vermag eine Summe anderer, in der panamerikanischen Idee liegender agitatorischer Kräfte für sich als Vorspann zu benutzen. In jedem Fall aber können wir aus seiner Art und Weise, die Dinge anzufassen, eine Reihe für uns wertvolle Lehren ziehen.

Es gilt jedoch in dieser, wie in vielen anderen Richtungen von der Pflege unseres Einflusses im lateinischen Amerika, daß wir schon zu lange gezögert haben, uns mit dieser Welt zu beschäftigen und ein wohlfundiertes Verhältnis zu ihrer Entwicklung zu gewinnen. Was werden wir also tun, um — worauf speziell hier Bezug genommen — unsern Besitzstand an geistigem Einfluß, der sich leicht in politische und materielle Werte umsetzt, zu erhalten, ihn zu wahren und mitarbeiten zu lassen, damit uns der Anteil an der Erschließung und Modernisierung des lateinischen Amerika wird, auf den wir nach dem Umfang und der Leistungsfähigkeit unserer Wissenschaften und unserer Volkswirtschaft einen wohlbegründeten Anspruch haben?

Nachrichten und Mitteilungen.

Korrespondenz aus San Francisco.

Die Heiligen der letzten Tage.

Die Proselytenmacherei der Mormonen nimmt einen immer größeren Umfang an. Aus den verschiedensten Teilen der Welt laufen Nachrichten ein, daß die überaus große Zahl der Mormonenmissionare durch ihre Überredungskunst nur zu großen Erfolg, besonders bei jungen Frauen und Männern, haben. Zumal aus England und Deutschland mehren sich die Klagen über die verhängnisvolle Tätigkeit der Emissäre. Rein äußerlich betrachtet, wenden sie Methoden an, die ganz harmlos sind. Sie halten ihre Gebetsversammlungen ab, und bei ihrer sanften Überredungsweise wie bei ihrer Ausdauer finden sie ohne große Schwierigkeiten Anhänger. In erster Linie wenden sie sich an Frauen und mehr noch an junge Mädchen, die sich durch die Eröffnung glänzender Schilderungen und liebevollen Zuspruch leicht in ihre Lehre hinüberschmeicheln lassen. Das Aussehen dieser schlichten Mormonenagenten entwaffnet jedes Mißtrauen. Gewöhnlich jagen sie zu zweien, und die Verteilung von Traktaten von Haus zu Haus bildet einen Teil ihrer Propaganda. Hierbei suchen sie die Frau des Hauses oder die Tochter zu sprechen und laden diese in ihre Versammlungen zu Hymnen und zur Gebetstunde ein. Das alles geschieht so liebenswürdig und einfach, daß sich das an sich neugierige Geschlecht gern zu einem solchen Besuch verleiten läßt. Dann aber sind die Frauen und Mädchen meist verloren. Von einer dritten Seite erfolgt nämlich der Vorschlag, nach Utah zu gehen, wo goldene Aussichten sie erwarten . . .

Liverpool, das gegenwärtige Hauptquartier der Heiligen des Salzsees, ist in größter Aufregung. Frauen und Mädchen, heißt es in einem uns vorliegenden Bericht, verschwinden plötzlich, und jede Woche entführen transatlantische Dampfer englische Frauen nach Utah. Niemand weiß, wer das Geschäftliche besorgt. Liverpool hat bereits ein Protestmeeting abgehalten, Glasgow, Manchester, Winchester, Bourmouth sind in Aufruhr, und alles verlangt das Einschreiten der Regierung. Dazu kommt, daß keinerlei Anstrengungen von den Emissären gemacht werden, Mormonengemeinden als solche zu gründen. Es handelt sich ausschließlich um den Mädchenfang. Zur Rede gestellt, erklären die Missionäre, daß es nicht wahr sei, daß sie die Mädchen nach Utah locken. Sie sagen im Gegenteil, sie würden ihnen abraten, auszuwandern. Sie geben zu, daß sie glauben, daß die Polygamie auf eine dem Gründer des Mormonentums, Joseph Smith, gewordene Offenbarung zurückzuführen sei, aber sie fügen hinzu, daß infolge einer göttlichen Gegenoffenbarung, die der Präsident Wildorf-Woodruff gehabt hat, die Polygamie aufgegeben und heute ungesetzlich in Utah ist. Wie es in dieser Hinsicht steht, werden wir nachher hören.

Wenden wir uns zunächst den Erfolgen der Mormonenmissionare in Deutschland zu. Sie sind überaus groß, und die Zahl der Personen beiderlei Geschlechts, die von den Emissären zur Auswanderung nach Utah überredet werden, beläuft sich auf viele Hunderte jährlich. Natürlich spielt bei ihnen die Polygamie gleichfalls eine Rolle, aber noch mehr liegt der Tätigkeit der Mormonenmissionare eine politische und geschäftliche Tendenz zugrunde. Durch die Masseneinwanderung von neu bekehrten Mormonen wächst das politische Stimmvieh der Mormonenhierarchie; durch Gewinnung tüchtiger deutscher Arbeiter für die Mormonenlehre erhalten die von der Mormonenkirche angelegten industriellen Anlagen brauchbare und vor allem zum Anfang und für die ersten Jahre billige Arbeiter. Der Beweis für diese Behauptung ist leicht zu führen. In Salt Lake City erhält die Mormonenhierarchie von den in den öffentlichen Schulen angestellten Lehrern (Mormonen) und von den in Court-House und County-Building angestellten Clerks (ebenfalls Mormonen) rund 39,000 Dollar pro Jahr als Thiding

(Zehnten). Je mehr Mormonen nun nach Salt Lake City gezogen werden, desto größer ist ihre Zahl bei allen Wahlen, desto mehr Mormonen werden infolgedessen in städtische Ämter gewählt, und um so mehr »Zehnten« erhält dann die von dem Propheten Joseph F. Smith dirigierte obere Kirchenbehörde der Mormonen. Vor einigen Jahren kamen etwa 100 deutsche Emigranten, die in den verschiedensten Teilen des Reiches zur Mormonenreligion bekehrt worden waren, nach Zion, dem »Neuen Jerusalem«. Drei Tage zeigte man ihnen die Herrlichkeiten der Salzseestadt, alsdann wurden sie in einigen Waggons auf der Oregon-Short-Linie hinauf nach Idaho und zwar nach Rexburg expediert. Hier hat die Mormonenkirche bereits zwei Zuckerfabriken; die Deutschen kommen zum größten Teil aus Rübengegenden Deutschlands, und man hätte nirgends solche trefflichen Arbeiter auffangen können, als wie es die Mormonenmissionare drüben in Deutschland stillschweigend für Rexburg und Idaho getan haben. Aber wie behandelt man die Leute? Die Fabrik hat ungefähr 200 Farmerhäuschen mit drei Stuben gebaut auf Land, das kein Wasser, außer dem nötigen Trinkwasser hat. Zu jedem Häuschen gehören 2—3 Acres Land, die aber, weil die Bewässerung fehlt, vollständig wertlos sind. Den neuen Ankömmlingen sind diese Häuschen auf 20 Jahre Abzahlung überlassen worden. Die Bedingungen sind folgende: der Hauseigentümer hat ausschließlich bis zur vollen Abzahlung für die betreffende Zuckerfabrik zu arbeiten; von seinem Lohn hat er regelmäßig den »Zehnten« an seinen Bischof zu zahlen, ebenso hat er alle seine Bedürfnisse in dem dort vorhandenen Mormonenstore einzukaufen. Da auf 400 Meilen im Umkreise keinerlei andere Arbeit für die Leute sich bietet, so diktiert die Zuckerfabrik auch selbstverständlich den Arbeitslohn. Die Inhaber der betreffenden Industrieanlage sind in Vertretung der Mormonenkirche die obersten Beamten derselben mit dem bereits erwähnten Propheten Joseph F. Smith an der Spitze. Bricht ein Arbeiter seinen Kontrakt in irgend einer Weise, so verliert er sein Häuschen, und man setzt ihn einfach an die Luft. Und in der Tat, eine systematischere Aussaugerei des kleinen Mannes kann man sich wohl kaum denken. Weil man dort ein neues Meeting House bauen wollte, hat der Mormonenbischof beschlossen, jeder Arbeiter, ob Weib oder Mann, solle einen ganzen Monatslohn zu diesem Baue opfern. Die Mehrzahl hat es aus Angst, Arbeit und Brot zu verlieren, getan. Aber wenn man erwägt, daß die Leute fast ihr Alles für die Auswanderung geopfert haben, sich auch hier im fremden Lande notdürftig eingerichtet haben, so kommt einem diese mormonische Kirchenbaukollekte doch als echte und gemeine Erpressung, ja als Blutsaugerei vor! Ganz auf die nämliche Weise hat man in Salt Lake City Geld für ein Meeting House eingetrieben. Konnten es die Leute nicht gleich geben, so haben sie einen Schuldschein für Zions Saving-Bank auszufüllen, und nun haben sie volle zwei Jahre das Geld zu zahlen. Da nun in einigen Familien Vater, Sohn und Tochter auf Arbeit gehen, oder irgend wo in Stellung sind, so müssen selbstredend alle drei ihren Monatslohn für Erbauung des betreffenden Hauses opfern, tun sie es nicht, dann werden sie ohne weiteres abgelohnt, und da der Winter vor der Tür ist, so fügt man sich eben. Aber trotz dieser traurigen Verhältnisse drängen sich unsere Landsleute wie toll nach Utah. Die Boten Joseph Smiths haben ihnen hier das Land der Kinder Gottes in den lieblichsten Farben geschildert — der gute Michel hat's geglaubt — und nun sind die armen betrogenen Leute in einer so bejammernswerten Lage, daß es einen Stein erbarmen könnte. Zudem kommt so mancher junge Mann, der drüben nicht Soldat werden will, mit dem amerikanischen Paß von irgend einem Mormonenmissionar, der in Stuttgart oder der Schweiz wirkt, hier herüber. Es sind Fälle bekannt, daß junge Leute, mit dem von einem jungen Mormonenmissionar geliehenen Paß unbehelligt als angebliche amerikanische Bürger von Bremen nach Kalifornien reisten. In Baltimore nahm ihnen der sie begleitende Mormonenmissionar den Paß wieder ab, steckte jeden in einen Briefumschlag und sandte ihn nach Frankfurt bezw. Hannover wieder seinem eigentlichen Eigentümer zurück. Übrigens kommen Deutsche, die sich nach Utah verlocken lassen, auch abgesehen von der wirtschaftlichen Knechtung, in Verhältnisse hinein, die ihren ganzen heimatlichen Anschauungen widersprechen. Polygamie ist noch immer oberster Glaubensartikel der Sekte, und ob der Missionar es in Deutschland leugnet oder verschweigt, seine Lehre steht und fällt mit diesem Prinzip. Der »Prophet« Joseph F. Smith hat fünf Weiber, die meisten Bischöfe haben fünf, vier oder drei Weiber, ebenso alle anderen Kirchenbeamten. Das sind Dinge, die so sehr allen deutschen Familienbegriffen entgegen sind, daß sie an sich schon genügen müßten, Deutsche den Mormonen fernzuhalten.

Der Verzicht auf die Vielweiberei war im Grunde nur die conditio sine qua non, daß Utah von dem Kongresse im Jahre 1896 als souveräner Staat anerkannt wurde. Nachdem das aber erreicht war, konnten sie ihre eigenen Gesetze machen und tun, was sie wollten. Läßt sich die Polygamie bei der ersten Ansiedlung des Staates, wo es sich darum handelt, eine große Nachkommenschaft für die Hebung der Landeigentumsschätze heranzuziehen, verstehen, so ist sie, wenn auch noch immer tatsächlich ein Frauenmangel in Utah besteht, doch heute ein Schlag gegen die herrschende Moral, namentlich wenn sie sich unter christlicher Maske gibt. Daß aber die Polygamie, die sich während der Prüfungszeit vor der Erhebung Utahs zum Staat versteckt hielt, auch heute noch ganz ungeniert besteht, ist eine Tatsache.

Zu welchen furchtbaren Konflikten die Polygamie führen kann, möge die nachstehende durchaus verbürgte Schilderung beweisen, die Jules Remy im »Athenäum« veröffentlichte. Er sagt: »Es war Abend. Als wir die Ufer des Jordans erreichten, sahen wir nicht weit von den Stadtmauern zwei Weiber auf einem Haufen Maisstengel sitzen, die in den bittersten Gram versenkt schienen. Es waren Mutter und Tochter. Die Mutter eines nahen Verwandten Josephs, des Propheten, war zum zweitenmal an einen Priester verheiratet worden, den wir in einer fernen Mission einmal getroffen hatten. Sie war eine Engländerin und im Besitz einer ausgezeich-

neten Erziehung. Ihre Tochter Marie, das einzige Kind ihrer ersten Ehe, stand in dem jugendlichen Alter von 16—18 Jahren und war ebenso verständig wie hübsch: in ihrem Gesicht lag jener Ausdruck von Schönheit und Unschuld, der unwillkürlich jedem Mann achtungsvolle Bewunderung einflößt, und den zu betrachten man nicht müde wird. Nachdem wir diese Frauen dringend ersucht hatten, uns die Ursache ihres Kummers zu erzählen, sagten sie uns folgendes: Im verflossenen Frühling kehrte der Missionar nach Hause zurück, nachdem er drei Jahre lang den Wilden gepredigt hatte. Er wurde mit offenen Armen empfangen, wie er mit vollem Rechte erwarten konnte. Indes dünkte es ihm, daß er für das Opfer seiner langen Abwesenheit keinen genügenden Ersatz finde in der Liebe einer Frau, die ihm keine Kinder mehr gebären konnte, und er forderte und erhielt von der Präsidentschaft eine Offenbarung, die ihn ermächtigte, eine zweite Frau zu nehmen. In so weit hatte niemand Grund zu klagen, da all dies in Übereinstimmung stand mit den Sitten des Platzes und dem »Gesetz gemäß war«. Allein der Missionar setzte sich in den Kopf, die Hand seiner Stieftochter Marie zu bekommen. Das arme Kind weigerte sich anfänglich sehr schüchtern und höflich, in der Hoffnung, ihr Stiefvater würde nicht darauf bestehen. Allein er drängte seine Frau, ihre Autorität über die Tochter zu gebrauchen und sie zur Einwilligung in diese Heirat zu bestimmen. Da aber dieser Auftrag ihrem Mutterherzen ganz und gar zuwider war, so tat sie nichts, und die Folge war Zwist in der Familie. Die »oberste Autorität des Propheten« wurde angerufen; allein der Pontifex, dessen gute Gesinnung bei dieser Gelegenheit alles Lob verdient, weigerte sich, mehr zu tun als seinen Rat zu geben. Weder Drohungen noch Liebkosungen noch Ratschläge machten einigen Eindruck auf die Tochter, deren edle Instinkte sich empörten bei dem Gedanken, ihrer Mutter Nebenbuhlerin zu werden, und die überdies leidenschaftlich in einen Mann verliebt war, der ihr versprochen, sie, und nur sie allein, zu heiraten. Der Missionar erkannte endlich, daß er gegen einen so entschiedenen Willen nichts auszurichten vermochte und ging und wählte sich zum Trotz eine Frau unter den dem Tempel beigegebenen Wärterinnen. Allein nun war ein neuer Sturm dem Ausbruch nahe. Die zweite Frau war kaum in die Ehewohnung eingesetzt, als sie erkannte, daß sie nur ein Notbehelf sei. Sie wandte alle Kunstgriffe an, die der Haß eingeben konnte, und es gelang ihr, das Herz ihres Mannes für sich zu gewinnen; der letztere hatte sich so weit vergessen, daß er an demselben Morgen des Tages, an dem die beiden Frauen so weinten, sie gröblich mißhandelte und nötigte, die Wohnung zu verlassen, zu deren Erbauung und Ausschmückung sie eigenhändig beigetragen hatten. Sie machten niemand verantwortlich für ihr Mißgeschick; sie schalten weder auf den Himmel noch auf die Religion noch auf die neue Frau noch auf den Missionar. Sie baten Gott, er möge diesem Manne seine blinde Heftigkeit verzeihen und in ihrem Herzen die guten Gefühle lesen, die sie beseelten.«..

Im übrigen ist die Mormonenkirche nicht nur eine tyrannische Institution, sie ist auch ein gigantisches kommerzielles Geschäft. Joseph F. Smith, der heutige Präsident der Kirche, der als armer Mann zur Präsidentschaft kam, ist heute ein Millionär. Er ist der Direktor der Union Pacific-Eisenbahn, Präsident verschiedener Banken und Trusts, der Chef eines großen Handelshauses, der Präsident einer Riesenvereinigung, die den Rübenzucker in Utah kontrolliert. Er ist ferner Teilhaber eines Theaters, eines Tanzsaales und eines Seebades, das der Kirche gehört, und schließlich Chefredakteur von drei »Magazines«. Daß der Mann noch Zeit hat, Polygamist zu sein, ist erstaunlich — aber er verfügt über einige vierzig Kinder . . . .

Mitteilungen.

Das Zentralkomitee für das ärztliche Fortbildungswesen in Preußen veranstaltet einen nur Ärzten zugänglichen unentgeltlichen Zyklus von Vorträgen über die moderne Diagnostik und ihre Technik (mit besonderer Berücksichtigung der funktionellen Methoden) vom 24. Oktober an im Hörsaal des Kaiserin Friedrich-Hauses in Berlin. Die Vorträge betreffen folgende Gebiete: 1. chirurgische Technik bei der Diagnostik innerer Krankheiten (Prof. Dr. Tilmann, Köln); 2. Die Blut-Untersuchung als diagnostisches Hilfsmittel (Prof. Dr. Morawitz, Freiburg i. Br.); 3. Die Ermittelung von Krankheitserregern und ihre diagnostische Bedeutung (Geh. Med.-Rat Prof. Dr. Loeffler, Greifswald); 4. Fortschritte und Aufgaben der Serodiagnostik (Geh. Med.-Rat Prof. Dr. A. Wassermann, Berlin); 5. Konstitutions-Anomalien bei Erwachsenen und Kindern (Geh. Med.-Rat Prof. Dr. His, Berlin); 6. Die Untersuchung des Kreislaufs, mit besonderer Berücksichtigung der graphischen Methoden (Geh. Med.-Rat Prof. Dr. Kraus, Berlin); 7. Fortschritte in der Erkennung der Erkrankungen der Lunge und Pleura (Prof. Dr. von Müller, München); 8. Untersuchung und diagnostische Beurteilung der geistig Minderwertigen und psychisch Kranken, mit besonderer Berücksichtigung der experimentellen Psychologie (Geh. Med.-Rat Prof. Dr. Ziehen, Berlin); 9. Elektro-Diagnostik und Sensibilitätsprüfungen, nebst der diagnostischen Verwertung ihrer Resultate (Geh. Med.-Rat Prof. Dr. Stintzing, Jena); 10. Die Untersuchung des Auges, insbesondere bei Erkrankungen des Nervensystems (Geh. Med.-Rat Prof. Dr. Uhthoff, Breslau); 11. Hörstörungen, ihre Ermittelung und diagnostische Bewertung (Prof. Dr. Wittmaack, Jena); 12. Die methodische Untersuchung von Stimm- und Sprachstörungen, insbesondere bei Kindern (Prof. Dr. Gutzmann, Berlin); 13. Diagnostische Bedeutung der Funktionsprüfungen von Magen und Darm, einschließlich der Röntgen-Untersuchung (Geh. Med.-Rat Prof. Dr. Schmidt, Halle a. Saale); 14. Fortschritte in der Untersuchung des Harnapparates, mit besonderer Berücksichtigung der funktionellen Nieren-Diagnostik (Prof. Dr. R. Kutner, Berlin); 15. Die diagnostische Beurteilung der Störungen des Bewegungsapparates, insbesondere nach Trauma (Prof. Dr. Cramer, Cöln); 16. Untersuchung der funktionellen Leistung des Bewegungsapparates bei der Nachbehandlung und ihre versicherungstechnische Bewertung (Landes-Med.-Rat Prof. Dr. Liniger, Düsseldorf).

Internationale Wochenschrift
für Wissenschaft, Kunst und Technik

An die geehrten Leser!

Fünf Jahre fast sind mit diesem Quartalsschluß vergangen, seit die »Internationale Wochenschrift«, der Initiative Friedrich Althoffs entsprossen, ihre auf die wissenschaftliche und geistige Annäherung der großen Kulturnationen gerichtete Wirksamkeit begonnen hat. Daß sie diesem hohen Ziel allezeit eifrig und mit Erfolg nachgegangen ist, das dürfte der Inhalt ihrer bisher erschienenen Bände zur Genüge bezeugen. Sie hat sich im Laufe ihres ersten Lustrums die Mitarbeit zahlreicher führender Vertreter der Wissenschaft und Praxis diesseits wie jenseits des Ozeans erworben und mannigfache geistige Verbindungsfäden, vor allem mit der machtvoll sich entwickelnden Kulturwelt Nord-Amerikas, anknüpfen können.

Einem Mangel jedoch, der mit der Zeit immer fühlbarer wurde, ließ sich in der bisherigen Form des Blattes nicht abhelfen. Wöchentlich und in mäßigem Umfang erscheinend, konnte es nicht auf die Dauer, wie anfangs in Aussicht genommen war, in jeder Nummer vier oder mehr gehaltvolle Aufsätze bringen. Da andrerseits aber größere Mannigfaltigkeit innerhalb des einzelnen Heftes durchaus erwünscht bleibt, so soll die bisherige Wochenschrift vom Oktober dieses Jahres ab

in Gestalt einer Monatsschrift

auftreten. In gefälligerem Format wird monatlich ein Heft erscheinen, an Umfang etwa vier früheren Wochenheften entsprechend. Der Wissenschaft in ihrem ganzen Gebiet wird auch fernerhin ihr ausgezeichneter Platz gewahrt bleiben, Literatur, Kunst und Technik sollen reicher und regelmäßiger bedacht werden.

Da der stetig wachsende Umfang der beiden älteren von mir herausgegebenen Wissenschaftspublikationen, der »Deutschen Literaturzeitung« und der »Kultur der Gegenwart«, mit jedem Jahre stärkere Anforderungen an mich stellt, übernimmt die Leitung der Monatsschrift an meiner Statt Herr Professor Dr. Max Cornicelius, der Herausgeber des literarischen Nachlasses Treitschkes und Claude Tillier-Biograph. Ich hoffe zuversichtlich, daß es ihm gelingen wird, dem umgestalteten und erweiterten Blatt seine alten Freunde noch fester zu verknüpfen und zahlreiche neue hinzuzugewinnen, und sage zum Abschied Mitarbeitern wie Lesern für das mir geschenkte Vertrauen meinen herzlichsten Dank.

Berlin, 20. September 1911.
Zimmerstraße 36-41.

Der Herausgeber der

Internationalen Wochenschrift

Paul Hinneberg.

Internationale Wochenschrift
für Wissenschaft Kunst und Technik
herausgegeben von Prof. Dr. Paul Hinneberg, Berlin, Zimmerstr. 36

Verlag: August Scherl, Berlin SW, Zimmerstraße 36-41. — Druck: Bayerische Druckerei und Verlagsanstalt G. m. b. H. in München, Bayerstraße 57.

5. Jahrgang Nr. 38
23. September 1911

Inseraten-Annahme bei den Annoncen-Expeditionen von August Scherl G. m. b. H., Berlin und Daube & Co. G. m. b. H., Berlin und deren sämtlichen Filialen.

Für die Redaktion verantwortlich: Professor Dr. Wilhelm Paszkowski, Berlin-Gr. Lichterfelde.

Erscheint jeden Sonnabend. — Preis vierteljährlich für Deutschland und Oesterreich 3 Mark, für die übrigen Länder des Weltpostverkehrs 4 Mark 30 Pfg. bei direktem Bezug unter Kreuzband. — Einzelnummer 25 Pfg. — Inserate die dreigespaltene Nonpareillezeile 50 Pfg. — Abonnements nehmen alle Buchhandlungen und Postanstalten, sowie sämtliche Geschäftsstellen von August Scherl G. m. b. H. entgegen.

INHALT

Die Abhandlungen erscheinen in deutscher Sprache, englische und französische auf Wunsch der Autoren im Urtext

Ludwig von der Pfordten bis zum Ende seiner Professorenzeit.

Zur hundertsten Wiederkehr seines Geburtstages.*)

Von Karl Stählin, Professor an der Universität Heidelberg.

Ludwig Karl Heinrich von der Pfordten, »der spätere vielgeschmähte, aber darum nicht minder ausgezeichnete Mann«, wie ihn sein Freund und Ministerkollege Eduard von Bomhard einmal nennt, entstammt einer alten protestantischen Adelsfamilie. Die in Bayern nachweisbaren Vorfahren reichen jedoch nur bis 1700 zurück, in welchem Jahre ein Johann Georg von der Pfordten, Schultheiß und Jäger eines Fürsten Hohenlohe, zu Münster bei Mergentheim heiratete. Ein Zusammenhang mit dem bis in das 13. Jahrhundert nachweisbaren sächsischen Adelsgeschlecht der Pforte läßt sich nur mit großer Wahrscheinlichkeit vermuten. Und die bayrischen Pfordtens waren arm, heirateten durchweg bürgerliche Frauen, lebten und fühlten sich als Bürgerliche, bis auf den Vater des Ministers, Heinrich, der um die Anerkennung seines Adels beim Heroldsamte einkam, aber von ihm einen abschlägigen Bescheid erhielt. Er war bayrischer Landrichter zu Ried bei Braunau im Innviertel, als ihm von seiner Frau Creszenzia, Tochter eines Appellationsgerichtsdirektors Eder, am 11. September 1811 Ludwig als erstes Kind geboren wurde.

Denkt man an die Ziele des späteren Staatsmannes, so erscheinen Zeit wie Ort seiner Geburt fast von vorherverkündender Bedeutung. Es ist das Bayern der letzten Rheinbundsjahre, also jener Epoche, in der sich sein staatsrechtlicher und territorialer Ausbau zum stärksten deutschen Mittelstaate und zum politischen Schwerpunkt Süddeutschlands vollzog; das Bayern des Ministeriums Montgelas, dessen rücksichtslose Realpolitik und undeutsche Gesinnung freilich den schärfsten Gegensatz zu Pfordtens Staatskunst bedeutet, der aber wie dieser als »die einzige echte Maxime der bayrischen Politik die Selbsterhaltung des Staats« betrachtet. Zu Ried aber wurde schon zwei Jahre später jener

*) Der folgenden Skizze liegt in erster Linie das handschriftliche, im Besitz der Familie befindliche Material zugrunde, das der Minister in reicher Fülle und wohlgeordnet hinterließ. Es besteht in Briefen, Aktenstücken und den Bruchteilen einer zunächst nur aus dem Bedürfnis einer Rückschau auf sein eigenes Leben hervorgegangenen Selbstbiographie, die er in der Muße des Jahres 1869 begann, aber nach den Ereignissen des nächsten Jahres aus wohlbegreiflichen Gründen unvollendet liegen ließ. Seine Ergänzung findet dieses Material in Aufzeichnungen des bayrischen Ministers Eduard von Bomhard und in Briefen Pfordtens an diesen, in die mir Herr Justizrat Ernst von Bomhard gütigst den Einblick gestattete. Mein Essay bildet den Vorläufer einer größeren Arbeit; doch wird schon aus ihm hervorgehen, daß Wippermann in seinem für die »Allg. Deutsche Biographie« geschriebenen Artikel über Pfordten, ganz abgesehen von vielen einzelnen Unrichtigkeiten, die Persönlichkeit selbst verzeichnet hat.

Vertrag mit Österreich geschlossen, der Bayern gegen Rückgabe seiner Österreich entrissenen Gebietsteile die Anerkennung seines übrigen Besitzstandes, ja dessen Abrundung am unteren Main eintrug und das dem Rheinbund entsagende »vollkommen souveräne« Königreich zu engem Anschluß an Österreich, in scharfen Gegensatz zu Preußen brachte.

1816, nach der vollzogenen Wiederabtretung des Innviertels, wurde der Vater an das Landgericht Burgebrach bei Bamberg versetzt. Auf diesem kaum minder neubayrischen, aber dem Königreiche verbleibenden Boden wurde Ludwigs schon in Ried begonnene Elementarausbildung fortgesetzt und vollendet: im Herbst 1818 zog er in das Haus des evangelischen Dekans und Stadtpfarrers Clarus zu Bamberg ein, wo er gemeinsam mit dessen Sohn und drei anderen jungen Pensionären unterrichtet wurde. Drei Jahre später wurde Bamberg mit Nürnberg vertauscht, nachdem der Vater schon 1819 abermals versetzt und Landrichter im nahen Kadolzburg geworden war. Der elfjährige Ludwig bezog als Pensionär eines Oberlehrers der Realschule das Nürnberger Gymnasium. Diese Anstalt, seit der Schließung der Universität Altdorf die eigentliche Bewahrerin evangelischer Bildung im Bezirke der alten Reichsstadt, hatte von 1808 bis 1816 unter dem Rektorat des Philosophen Hegel gestanden, war dann aber verfallen, bis sie seit 1822 der ausgezeichnete Rektor K. L. Roth zu neuer Blüte brachte. Der bedeutendste ihrer damaligen Lehrer war der Mathematiker Hermann, der sich später als einer der ersten bayrischen Nationalökonomen einen Namen machte und seine Laufbahn als Staatsrat beschloß. Im Herbst 1827 bestand Pfordten, noch nicht 16jährig, die Absolutorialprüfung als erster seiner 16 Mitschüler mit der Note »vorzüglich«.

Zwei Jahre zuvor war er vom Stadtpfarrer Seiler in der Egidienkirche konfirmiert worden. Die schriftliche, von beiden Eltern bei dieser Gelegenheit unterzeichnete Ermahnung erscheint für den das Haus beseelenden frommen und streng sittlichen Geist so charakteristisch, daß ich aus ihr einige kurze Sätze hervorheben möchte:

»Werde und bleibe ein sittlich guter Mensch ... Mag der Unredliche, der Sittenloße immerhin äuserlich glänzen und wohlleben, der Richter in seiner Brust erwacht doch endlich, und verbittert das sichere Leben durch fruchtlose Reue ... Halte auf Religion, ohne ein Scheinheiliger zu seyn. Der Freygeist ist ein verächtlicher Mensch ... Achte deine Rechte und Ehren — achte aber zu gleicher Zeit die Rechte deiner Nebenmenschen ... Deine bürgerliche Ehre ist ein wichtiger Theil deines Eigenthums. Erhalte sie unbefleckt unter dem Schutz der Gesetze und eines besonnenen und rechtlichen Lebenswandels! ... Du bist der Älteste deiner Geschwister; nach menschlicher Berechnung kanst du der Erste seyn, auf den eine Hoffnung für die Zukunft zu gründen ist ...«

Im Religionsunterricht herrschte freilich damals der flache Rationalismus. Aber Pfordten selbst bekannte vor seinem Tode, daß er in der Zeit seiner Konfirmation zum Glauben gelangt sei, die Hohlheit und Unhaltbarkeit des Rationalismus aus der Lektüre von Schriften der beginnenden positiven Reaktion, namentlich des Brandtschen Korrespondenzblattes erkannt und diesen Glauben nie wieder aufgegeben habe, wenn auch dessen Betätigung und die Beschäftigung mit religiösen Dingen überhaupt durch die Stürme der Jugend und die Kämpfe und Sorgen der Mannesjahre vielfach zurückgedrängt worden sei.

Auch bei der nun folgenden Übersiedlung an die Universität Erlangen erhielt er schriftliche Ermahnungen aus dem Elternhause; es sind Worte der Mutter, »aus dem Innersten meines liebenden Herzens«, einer Frau, deren »seltenes Wesen und Charakter« einer der Freunde des Hauses später mit dem der Mutter Friedrich von Gagerns vergleicht. Und sie weiß die Dinge beim rechten Namen zu nennen:

»Über Dein moralisches Leben, sey mir gegönt Dir einiges zu sagen. Hüte Dich vor drei bösen Lastern. 1ts. das Spiel — 2ts. das Sauffen — 3ts. die Weibsbilder. Jedes von diesen Lastern ist Deines phisischen und moralischen Lebens Untergang. Vorzüglich das Letztere daß [sic] ich gerade mit so grellem Ausdruck benannte.«

Es ist die Zeit der ersten Generation der deutschen Burschenschaft mit ihrer unklaren Begeisterung für nationale Einheit und Freiheit und den Auswüchsen eines überspannten und mißleiteten Idealismus: vor zehn Jahren hatte das Wartburgfest stattgefunden, vor acht Jahren war Kotzebue durch Sand, den ehemaligen Erlanger Studenten, ermordet worden. Seitdem war das gesamte geistige Leben durch Metternich geknebelt, die Zentraluntersuchungskommission in Mainz waltete ihres Amtes als Demagogenverfolgerin, außerordentliche Regierungsbevollmächtigte überwachten an jeder Universität Professoren und Studenten. In Bayern war freilich die praktische Durchführung der Karlsbader Beschlüsse

von Anfang an keineswegs eine sehr rigorose, der neue König Ludwig I. gestattete 1827 unter gewissen Bedingungen sogar das offizielle Wiederaufleben der studentischen Verbindungen, die bis dahin nur im geheimen fortbestanden hatten, und erst die Ereignisse im Gefolge der Pariser Julirevolution führten zu abermaligen und diesmal schärferen Unterdrückungsmaßnahmen.

In eben diesem Augenblick, als die königliche Entschließung über die Duldung des Verbindungswesens erging und dieses sich sofort zu neuer, wenigstens äußerlicher Blüte entfaltete, bezog Pfordten die Universität Erlangen. Die Burschenschaften nahmen dort gegenüber den älteren Landsmannschaften und Korps eine überragende Stellung ein. Der Vater aber mißbilligte, wie das vom Standpunkt des korrekten Staatsbeamten gar nicht anders zu erwarten war, die politische Richtung der Burschenschaft, sah auch deren baldige neue Konflikte mit der Staatsgewalt voraus und hatte dem Sohne daher den Anschluß an sie bestimmt untersagt. So trat dieser in die Landsmannschaft Onoldia ein, »welche die Roheit des früheren Studentenlebens ebenso von sich fernhielt als politische Bestrebungen«. Später wurde er Senior dieser ältesten deutschen Verbindung und hat deren Angelegenheiten, wie es in einer an ihn ergangenen Einladung zum 50jährigen Jubiläum ihres Bestehens heißt, »mit Mut und Kraft geleitet«. Pfordten, damals schon bayerischer Minister und als der glänzendste Stern unter seinen Brüdern vom blutrot-weißen Bande gefeiert, gab bei dieser Gelegenheit den Gefühlen Ausdruck, die ihn beim Rückblick auf seine Studentenzeit beseelten. Und neben seinen Taten zeigen auch diese seine Worte, daß jene Mahnungen aus dem Elternhause nicht fruchtlos waren:

»Ich war Student und Onoldiner mit Leib und Seele, und die Erinnerung an meine Universitätszeit wird mich immer beglücken, weil sie ungetrübt ist. Ich habe die herrliche Jugendzeit nicht mißbraucht und nicht unbenützt gelassen; darum werde ich mich ihrer freuen bis zum letzten Atemzuge.«

Es ist freilich kaum zu bezweifeln, daß das stärkere Leben mehr als bei den aristokratischen Landsmannschaften bei der demokratischen Burschenschaft zu finden war. Aber auch diese ging seit der Mitte der 20er Jahre durch den allgemeinen Einfluß der Restaurationsepoche in ihrem freien geistigen Streben zurück. Und die Universität Erlangen selbst fand sich durch die 1826 vollzogene Verlegung der Universität Landshut nach München alsbald schwer benachteiligt; hatten bisher die drei Landeshochschulen Landshut, Würzburg und Erlangen an Ansehen einander so ziemlich gleichgestanden, ja das protestantische Erlangen die Ausländer mehr als das katholische Landshut angezogen, so begannen jetzt die ersten Kapazitäten das in Kunst und Wissenschaft mächtig emporblühende München zu bevorzugen, und Erlangen, auch gegenüber Würzburg wegen seiner völligen Armut an eigenen Mitteln im Nachteil, rückte allgemach an die dritte Stelle. Eben jetzt, 1827, war die glänzendste Leuchte Erlangens mit dem Weggang Schellings nach München erloschen. Freilich begannen gleichzeitig neue Sterne aufzustrahlen: der vielseitige Karl Georg von Raumer, der einst ebenso mannhaft in den Befreiungskriegen zum Schwert gegriffen hatte, wie er später gegen den inneren Druck der Karlsbader Beschlüsse aufgestanden war, und nun als Nachfolger Gotthilf Heinrich von Schuberts in dessen religiös-philosophische Bahnen trat, der neuen lutherischen Theologie den Weg mit bereitend; der noch jugendliche Ludwig Döderlein mit seiner zündenden Werbekraft für die Antike als die Grundlage aller wahren Bildung.

Diese Namen und noch manche andere von zweitem, drittem oder gar keinem Rang treten uns in den Semestralzeugnissen des jungen Pfordten entgegen, die übereinstimmend seinen ausgezeichneten Fleiß bekunden. Auch der des alten Nationalökonomen Harl findet sich darunter, dessen Berühmtheit darin besteht, daß seine Schrift »Über die gemeinschädlichen Folgen der Vernachlässigung einer den Zeitbedürfnissen angemessenen Polizei in Universitäten« einst in der vornehmen Gesellschaft des Code Napoléon und anderer »Schandschriften des Vaterlandes« den Flammentod auf der Wartburg erlitten hatte. Mit demselben Eifer widmete sich Pfordten seinem Fachstudium, der Jurisprudenz: das bezeugen ihm der Staatsrechtler Schunck, der Kriminalist Wendt, der Romanist Bucher, E. A. Feuerbach, der Lehrer für deutsches Privatrecht, u. a. Daß er auch die noch jungen, aber schon bedeutsamer als alle Genannten hervortretenden Dozenten Stahl und Puchta hörte, ist nicht unwahrscheinlich, obwohl wir keinen schriftlichen Beweis dafür in Händen haben.

Wenig über ein Jahr, nachdem er die Universität bezogen hatte, am 4. November 1828, starb sein Vater zu Kadolzburg nach langer Krankheit, die in ihrem Keime schon durch die aufreibende Tätigkeit zu Ried entstanden sein mochte und dann während der weiteren, infolge der zerrütteten Zustände des Landgerichts Kadolzburg ihm auferlegten Anstrengungen zum Ausbruch gekommen war. Mit den fünf übrigen noch minderjährigen Kindern, zwei Söhnen und drei Töchtern, zog die Mutter, auf den kärglichen Witwengehalt von 300 fl. gesetzt, nun nach Erlangen und sorgte mit Aufopferung ihres ganzen mäßigen Vermögens und unter Zuhilfenahme von Stipendien und Honorarbefreiung bei den Studien des Ältesten für die Ausbildung dieser jungen Schar.

Doch schon zwei Jahre später sollte die Familie ein neuer schwerer Schlag treffen. Unter den Erlanger Studenten jener Tage, von welchen zwei Drittel der Theologie angehörten, herrschte ein sittenstrenger, nach dem übereinstimmenden Urteil bedeutender Köpfe gar bald mit duckmäuserischem Wesen vielfach gepaarten Geist. Aber der Duellunfug, noch dazu der gefährliche Stoßkomment war trotz aller scharfen Verbote noch stark im Schwang. Und Pfordten hatte das Unglück, am 10. Juli 1830 in einem Zweikampf zu sekundieren, in welchem der Gegner, ein Student der Theologie namens Zehler, beim ersten Stoße auf dem Platze blieb. Die eingeleitete strafrechtliche Untersuchung, die ihn auf 16 Tage ins Gefängnis führte, endete zwar für ihn mit einem freisprechenden Erkenntnis des Ansbacher Appellgerichts. Der akademische Senat aber mußte satzungsgemäß am 21. Oktober desselben Jahres die Disziplinarstrafe der Dimission auf zwei Jahre über ihn verhängen, die ihn während dieses Zeitraumes auch von den andern inländischen Universitäten ausschloß. Und weder der Antrag des Senates selbst auf Milderung dieser Strafe noch ein zweimaliges, durch die vorteilhaftesten Zeugnisse unterstütztes Gnadengesuch der verzweifelten Mutter um Abkürzung der sie selbst am stärksten treffenden Strafe waren imstande, eine Änderung herbeizuführen.

In seinen Lebensaufzeichnungen berichtet Pfordten über diese Angelegenheit:

»Dieser Schlag bedrohte meine ganze Zukunft ... Zu dem Aufenthalte im Auslande schienen die Geldmittel zu fehlen, und die Beendigung der akademischen Studien war somit in weite Ferne gerückt. Es erhoben sich Stimmen, welche rieten, ich sollte das Studieren aufgeben. Die geistige Kraft und die aufopfernde Liebe meiner unvergeßlichen Mutter rettete mich und verwandelte das Ereignis, welches meine Zukunft zu vernichten drohte, in den Ausgangspunkt ihrer Entwicklung. Schon Hermann in Nürnberg hatte mir geraten, mich dem akademischen Lehrberufe zu widmen. In Erlangen hatte ich mit Vorliebe römisches Recht studiert, und es wurde nun beschlossen, daß ich mich hiefür bestimmen, meine Studien in Heidelberg fortsetzen, und dort baldmöglichst den Doktorgrad erwerben sollte.«

Kein Wunder, daß gerade das römische Recht auf den jungen Juristen eine besondere Anziehungskraft ausübte. Es ist die Zeit, da Niebuhr die römische Geschichte auf völlig neue Grundlagen und mit seiner Auffindung der Gaius-Handschrift »das klassische Zeitalter der römischen Rechtswissenschaft leibhaftig vor Augen« stellte; da Savigny, der Gründer der historischen Rechtsschule, schon im Zenith seines Ruhmes stand. Seine Geschichte des römischen Rechts im Mittelalter, die in ihren ersten Bänden nachweist, wie dieses Recht auch über die Stürme der Völkerwanderung hinaus, wenngleich für den flüchtigen Blick fast unbemerkbar, am Leben geblieben ist, war seit 1815, gleichzeitig mit Niebuhrs großem Werk, im Erscheinen begriffen. Doch auch sein Gegner Thibaut in Heidelberg war ein Zivilist ersten Ranges. Noch in Schillers Gartenhaus in Jena war sein Hauptwerk, das System des Pandektenrechts, entstanden. Unter dem frischen Eindruck der Befreiungskriege hatte er dann, der damals noch berühmteste Romanist, in seiner Schrift »über die Notwendigkeit eines allgemeinen bürgerlichen Rechts für Deutschland« die nationale Forderung nach einem gemeinsamen deutschen Gesetzbuch erhoben. In der durch den Streit mächtig entfachten Bewegung der gesamten Juristenwelt sollte gemäß dem Übergewicht der teils spekulativen teils historischen Richtung des damaligen Geisteslebens, vor allem aber infolge der Ohnmacht unserer politischen Zustände zunächst Savignys Anschauung triumphieren, die nicht nur der eigenen, sondern eigentlich jeder Zeit die Berechtigung zur Kodifikation völlig abstritt. Thibauts Verlangen hat erst heute, nach fast einem Jahrhundert, seine endliche Erfüllung gefunden.

Das Heidelberg Thibauts, eines der Zentren des süddeutschen maßvollen Liberalismus,

reich an erlauchten Namen und ragenden Persönlichkeiten, nahm Pfordten im Herbst des Revolutionsjahres 1830 unter seine akademischen Bürger auf, deren Gesamtzahl damals schon 887, darunter 637 »Ausländer« und 418 Juristen betrug: es sind Zahlen, welche die weit über die engen Landesgrenzen hinausgehende Bedeutung der Hochschule zumal für Pfordtens Fakultät beredt verkünden.

Auf der Hinreise hatte er in Würzburg den von hier ebenfalls nach Heidelberg aufbrechenden um zwei Jahre älteren Studiengenossen Eduard von Bomhard aus Bayreuth kennen gelernt. »Die Besprechung fester tüchtiger Vorsätze für ernste Studien in Heidelberg« schreibt dieser in seinen Tagebuchblättern, »begründet rasch ein Freundschaftsband, das in Heidelberg immer inniger und fester« wurde. Und trotz des Altersunterschieds begab er sich dort unter Pfordtens wissenschaftliche Führung.

Im August 1831 lautet sein Tagebuch-Eintrag:

»Nimmer kann ich Gott dankbar genug sein, daß ich Pfordtens Bekanntschaft machte. Möge mir stets sein schönes Beispiel vorleuchten und die herrliche Gedankenwelt, die er vor meinen Augen aufschließt, mir . . . immer klarer und heller erscheinen!«

Auch ihre größtenteils gemeinsamen Lehrer schildert er uns:

»Thibaut, der geistreiche geniale Pandektist, der seine Pandekten täglich in drei Stunden — eine Anstrengung für ihn und über 300 Zuhörer — in anziehendster Weise las, — Zachariae, der scharfsinnige Staats- und Kirchenrechtslehrer mit seinem Funken sprühenden geistvollen Witze —, Morstadt, der Prozessualist, der mit seinem Geist der stets verneint, zur schärfsten Kritik belebte —, Mittermaier, der Criminalist, mit mehr gesammelter Gelehrsamkeit anregend als mit eigenem Geiste, und Carl Heinrich Rau, der sanfte, gründliche, neue wissenschaftliche Gesichtspunkte enthüllende Volkswirthschaftslehrer, zogen das jugendliche Gemüth mächtig an, machten mich aber oft kleinmüthig . . durch den ungeheuren Wissensschatz . . . — von der Pfordten, der rasch, ja mit Riesenschritten in Staunen erregendem Wissen und Scharfblick fortschritt, mußte oft ermuthigend und aneifernd beistehen und that es immer mit Erfolg . . Im Hause des herrlichen edlen Rau . . genossen von der Pfordten und ich edle Geist und Herz fördernde gesellige Gastfreundschaft; wir durften an gewissen Tagen der Woche ungeladen zum Abendthee kommen, wo wir dann durch ihn und mit ihm und andern Gästen belebende geistige Belehrung fanden.«

Im übrigen lebte Pfordten sehr zurückgezogen und mied namentlich völlig den Verkehr mit den Verbindungen, die, wie Bomhard bemerkt, »viel größer, aus mannichfaltigeren Elementen zusammengesetzt sind« als in Würzburg, während ihm der Ton des gesamten studentischen Lebens mit seinen aus allen europäischen Ländern zusammengeströmten meist sehr reichen jungen Leuten übermütig und roher als in Würzburg erscheint. Nur mit einigen Freunden, zu denen außer Bomhard vor allem der spätere Advokat Richelmann aus Hannover und noch einige Bayern gehörten, schloß sich Pfordten für Studium und Geselligkeit zusammen. Da wurden ab und zu ein Maskenball, einmal ein Konzert für die Polen besucht, Spaziergänge auf das von der Romantik neuentdeckte Schloß oder in die weitere Umgebung unternommen, nach Mannheim ins Theater gefahren und mit Begeisterung der Rhein begrüßt, »den ich«, schreibt Bomhard, »als Schüler des Gymnasiums für viel zu weit entlegen hielt, als daß ich ihn jemals sehen zu können hoffte.«

Ein heller Sonnenglanz liegt überhaupt auf den Heidelberger Erinnerungen des allezeit begeisterten, gemütvollen, in »Natur, Wissenschaft, Freundschaft und Liebe« schwelgenden Studiengenossen. Dazwischen werden in seinen Aufzeichnungen auch politische Töne angeschlagen. Schmerzlich empfindet er die in Bayern einziehende schroffere Reaktion, zumal die strengen Preßordonnanzen, und die mutige Sprache des opponierenden „Bayrischen Volksblattes“, das er im Heidelberger Museum täglich liest, hat seine ganze Sympathie. Mehrmals trifft er mit Friedrich Hecker zusammen, der damals »ein lieber, netter Studio war, und mich sehr anzog«. Auf der Rückkehr von einer Pfingsttour in die nahe Pfalz besucht er in Karlsruhe zum erstenmal eine parlamentarische Versammlung, die Sitzung der zweiten Kammer; hingerissen lauscht er den Reden eines Itzstein, Welcker, Rotteck u. a. für Recht und Freiheit — »und das damals«, so bemerkt er 1871 hinzu, »für eine wahre Freiheit, die sie nicht blos für sich, sondern für alle wollten. Männer wie diese wären heute Reaktionäre!« — und in seinem Enthusiasmus für diese »ausgezeichneten Männer und ihre Mäßigung« zeichnet er sich den Sitzungssaal mit den Plätzen, auf denen sie saßen, in sein Tagebuch ein.

Ganz zweifellos ist Pfordten mindestens in Gesprächen von all diesen Eindrücken mitberührt worden. Mit seiner Seele hingegeben aber hat er sich sicherlich auch ihnen nicht, und mindestens

gegen jede weitergehende freiheitliche Forderung hat er, wie wir später noch hören werden, aus eigenstem Antrieb Widerspruch erhoben. Sein einziges, zielbewußtes Streben galt der Erfüllung der ihm zunächst liegenden Aufgabe: »Ich . . arbeitete angestrengt . . ., wandte meine ganze Kraft auf das römische Recht.« Und diese konzentrierte Arbeit war denn auch bald von einem vollen Erfolg gekrönt: am 28. August 1831 bestand er bei Thibaut, Zachariä und Roßhirt mit der ersten Note das Doktorexamen, das, wie wiederum Bomhard bezeugt, »den alten ehrwürdigen Thibaut durch des Geprüften seltene Begabung und Wissen zu wahrer Begeisterung erhoben hatte, und an der ganzen Universität großes Aufsehen dadurch erregte«. Auf Richelmanns Zimmer feiern die Freunde das Fest »durch Transparent mit den drei Principiis juris: neminem laede, Suum cuique tribue, honeste vive! Lorbeerkranz und sonstige Beweise freudiger, treuer Teilnahme.«

Zur Ausarbeitung seiner lateinischen Dissertation über Vorausvermächtnisse oder Prälegate und zur privaten Fortsetzung seiner Studien begab sich Pfordten nach Erlangen zurück und lebte dort fast ein Jahr lang bei seiner Familie, was ihm natürlich kein Gesetz verbieten konnte. Nachdem die Arbeit, die heute noch in Juristenkreisen berechtigtes Ansehen genießt, im Druck erschienen war, reiste er Ende Juli 1831 nach München und suchte um die Habilitation an der dortigen Hochschule nach. Zu diesem Zweck hatte er bei der juristischen Fakultät, deren Dekan Maurer, der spätere Minister des Äußeren und der Justiz, im Begriff stand, als Mitglied der Regentschaft für König Otto von Griechenland nach Athen abzureisen, noch eine lateinische Abhandlung über die Unterschiede zwischen den Servituten städtischer und ländlicher Besitztümer eingereicht. Fakultät wie Senat sprachen sich günstig für den jungen Gelehrten aus, und auch im Ministerium des Innern fand er dank einer warmen Empfehlung Thibauts bei dem Referenten von Zu Rhein und beim Minister selbst, dem damals auf dem Gipfel seines Ansehens stehenden Fürsten Ludwig von Wallerstein, wohlwollende Aufnahme. Dennoch scheiterte das Vorhaben: denn mittlerweile hatte, wie schon erwähnt, eine Folge der Julirevolution und der mit ihr zusammenhängenden allgemeinen Gährung, eine verstärkte klerikal-konservative Reaktion eingesetzt, und zwar hatte sie sich an der obersten Stelle, im Kabinett des Königs, eingenistet. In Erinnerung an wahre und vermeintliche Übeltäter aus der Klasse der Privatdozenten, einen Karl Follen, den geistigen Urheber der Tat Sands, einen Friedrich Julius Stahl, der sich in der Burschenschaftsbewegung stark kompromittiert, aber längst schon seinen Freiheitstraum ausgeträumt hatte, u. a. m. galt damals dieser ganze Stand als staatsgefährlich. Schon 1830/31 hatte der König auf einen Vorschlag zur Beförderung Stahls geantwortet, daß ihm in Zukunft nur mit aller Vorsicht Privatdozenten in Antrag gebracht werden sollten. Dementsprechend wurde nun auch Pfordtens Gesuch behandelt. »Sie werden doch nicht verlangen«, fuhr ihn der einflußreiche Kabinettsrat Grandauer an, »daß wir unsere Universitäten nach Ihrem Bedürfnisse organisieren!« Es ist eine Äußerung, die trotz der heutigen, so andersgearteten Verhältnisse doch wieder recht aktuell erscheint.

Pfordten schreibt:

»Ich war nun im Herbste 1832 in einer sehr unangenehmen Lage. Mein Erbtheil war durch den Aufenthalt in Heidelberg und durch die Promotion erschöpft. Es fehlten mir also die Mittel, um als Privatdozent an einer auswärtigen Universität aufzutreten, oder die Praxis bei einem Landgerichte zu beginnen. Die akademische Laufbahn in Bayern selbst aber schien mir verschlossen; denn Grandauer hatte mir geradezu gesagt, ich würde nie Privatdozent werden. Gleichwohl hielt ich an diesem Plane fest. Eine innere Zuversicht und die wohlwollenden Äußerungen des Ministers hielten mich aufrecht. Ich arbeitete im Corpus juris und im Cujacius, dessen Gesammtwerke ich mir in einer Auktion, wo Puchta mitbot, um 25 fl. kaufte, obgleich meine Geldmittel damals so gering waren, daß ich längere Zeit um 10 x. zu Mittag aß. Dabei trat ich fast bei allen Doktordisputationen als Opponent auf, um mich zu üben und bekannt zu machen. Trotz alles leichten Sinnes und jugendlichen Muthes fühlte ich mich aber doch oft sehr gedrückt, wurde auch unwohl, u. verlebte einen schweren Winter. Endlich am 15. März 1833 wurde ich auf Verwendung des Professor v. Bernhard, welcher als Referent im Ministerium des Innern mit der Revision des Gemeinde-Ediktes beauftragt war, diesem als Hülfsarbeiter beigegeben mit einer monatlichen Remuneration von 50 fl., welche mir jedoch erst zu Anfang Mai zum erstenmale ausbezahlt wurde, nachdem meine Baarschaft auf 8 fl. heruntergesunken war.«

Neben dieser ersten staatlichen Beschäftigung ging noch ein frühmorgendliches Pandektenrepetitorium für drei junge vor dem Examen stehende Juristen einher.

Auch die Abende dieses in so angestrengter Arbeit, aber in hoffnungsfreudiger Stimmung verlebten Sommers brachte er größtenteils in der Gesellschaft junger Leute zu, unter welchen ihm die Freiherren von Welser und von Aretin-Heiderburg, der frühverstorbene Architekt von Reichlin-Meldegg und von Dürnitz besonders nahetraten. Zumal der treffliche Welser war sein vertrauter Freund.

»Mit Welser saß ich manche Stunde auf dem Kaffeehause von Krois in der Dienersgasse, jetzt Schafroth, in juristischem Gespräche, zu welchem die historische Schule, zu der wir beide hinneigten, und Göschel's Zerstreute Blätter den Hauptstoff lieferten. Oft wandelten wir in mondhellen Sommernächten noch lange in den öden Vorstädten, in welchen wir wohnten, ich der Türkenkaserne gegenüber in der Theresienstraße bei Garderobier Keil in einem der letzten Häuser Münchens.«

Zum erstenmal gewinnen wir mit diesen Sätzen einen Einblick in Pfordtens inneres Leben aus seiner eigenen Feder. Ein idyllischer Hauch liegt über der Erinnerung an seinen Verkehr mit den Söhnen altadliger bayrischer Beamtengeschlechter in dem vormärzlichen München gebreitet. Vorüber waren die Zeiten Münchens als einer »noch sehr rohen Stadt«, welche die Memoiren des Ritters von Lang mit so unnachahmlichem Sarkasmus schildern. Freilich ist sie noch die kleine gemütliche bayrische Residenzstadt mit Saphir, dem Humoristen und »Wasserdichter« als Hoftheaterintendanzrat. Doch an den Grenzen dieses Altmünchens begannen sich eben damals jene Monumentalschöpfungen Gärtners und Klenzes zu erheben, welche die stolze Verheißung König Ludwigs zur Erfüllung bringen sollten: »Ich will aus München eine Stadt machen, daß niemand Deutschland kennen soll, der München nicht kennt!« Und mächtig hob nun auch das politische und wirtschaftliche Dasein an, sich aus seiner bisherigen Kleinwelt hinauszudehnen. Wir stehen in der Epoche des Philhellenentums auch in Bayerns Politik, am Anfang des deutschen Zollvereins und am Ende des eisenbahnlosen Zeitalters.

Nichts von alledem freilich vernehmen wir aus den Gesprächen der Freunde. Vielmehr sind es wiederum juristische Probleme, um die es sich handelt. Aber weisen nicht auch sie weit hinaus in die großen Strebungen und Gegenstrebungen der Zeit, und stehen sie nicht mit deren Doppelfrage: Nation und Freiheit im unlöslichen Zusammenhang? Neben der empirisch-geschichtlichen bis auf Pütter zurückzuführenden Auffassung und neben dem evolutionistischen Einschlag ist es die enge Ideenverbindung mit der Romantik, welche die historische Schule Savignys kennzeichnet. Eben von hier aus stellt sich Savigny in schroffen Gegensatz zum naturrechtlichen Rationalismus und zu den Gleichheitsideen des 18. Jahrhunderts. So kam es, daß ihn die Gefolgsmänner der Reaktion auf den Schild erhoben. Doch er selbst, der den Despotismus in jeder Staatsform für möglich erklärt, aber auch das richtige Ebenmaß der beharrenden und der fortschreitenden Kräfte im römischen Nationalcharakter wie die rechtsbildende Kraft des Volksgeistes hervorhebt, steht in souveräner Höhe über dem politischen Streit der Parteien. Aus der Zuneigung zur historischen Schule allein den Rückschluß auf eine streng konservative Gesinnung zu ziehen, wäre also zumal für eine so selbständige Persönlichkeit wie Pfordten allzu voreilig.

Weiter schon scheint uns die Erwähnung des damals erschienenen ersten Bandes der »Zerstreuten Blätter aus den Hand- und Hilfsakten eines Juristen« von K. F. Göschel zu führen. Es ist das eine Sammlung aphoristischer Aufsätze, in welchen der Verfasser die Hegelsche Philosophie mit dem christlichen Dogma zu versöhnen sucht, das gesamte Rechtswesen in der altlutherischen Anschauung von Sündenfall und Strafe verankert und den revolutionären Gedanken des »sogenannten allgemeinen Wohls« als einen Frevel gegen die göttliche Ordnung brandmarkt. Wüßten wir nur, wie sich unsere Freunde des näheren über all diese Dinge aussprachen! Doch wir sind nicht ganz darüber im unklaren. Ein Brief Welsers an Pfordten vom nächsten Jahre aus Dachau, wo er am Landgericht praktizierte, kommt auf dieses Zusammensein zurück und läßt erkennen, daß sich Welser damals häufig sehr besorgt über das unaufhaltsame Fortschreiten der Revolution geäußert, Pfordten aber dem Freunde des öftern Mut zugesprochen hatte. Dieser selbst sieht in seinem Briefe der Zukunft wieder mit größerer Zuversicht entgegen, erwähnt eine reaktionäre Rede des Professors Ringseis »über den revolutionären Geist auf den deutschen Universitäten« und freut sich, »in einem Lande zu leben, wo man solche Gedanken wenigstens wieder aussprechen darf, ohne als ganz borniert angesehen zu werden, und wo sogar eine große Anzahl derjenigen

Köpfe, in denen Intelligenz wohnt, solche Gesinnungen teilen.« Und im Jahre 1836 noch sehnte sich Welser nach jenem Verkehr mit Pfordten zurück, in dem er über eine Menge Gegenstände neues Licht gewann und sich stets mit voller Offenheit aussprechen durfte, »ohne für einen bornierten und versteinerten Aristokraten oder Mystiker oder Russen gehalten zu werden«.

Sonach befand sich Pfordten damals in sehr konservativer Gesellschaft und hat deren Ansichten, soweit er sie nichtselbst teilte, mindestens nicht kurzerhand verworfen. Und später noch zu Erzählendes wird uns völlig darüber aufklären, daß er, wenn er auch sicherlich jetzt schon mit Savigny an das Fortwirken des Volksgeistes glaubte und ebenso zweifellos auf Heidelberger Boden von freiheitlichen Regungen maßvollen Charakters befruchtet war, doch im Grunde seines Herzens selbst noch stark konservativ fühlte.

Die hoffnungsfreudige Stimmung, die Pfordten in diesem Sommer erfüllte, war durch neue Aussichten auf den Eintritt in die akademische Laufbahn hervorgerufen, zu der es ihn mit allen Kräften drängte: man hatte im Ministerium entdeckt, daß die Zulassung von Privatdozenten wenigstens für Würzburg und Erlangen in der Kompetenz des Ministers lag und der königlichen Genehmigung nicht bedurfte, also Grandauer keine Einwirkung im gegenteiligen Sinne ausüben konnte. So war ihm der Weg zum Universitätslehramt endlich eröffnet: im September 1833 wurde er durch Ministerialentschließung zum Privatdozenten an der juristischen Fakultät in Würzburg ernannt.

In dem Entwurf seines Dankesbriefes an den Minister heißt es:

»Die Wirksamkeit des akademischen Lehrers kann dem Volke zum Segen gereichen, aber auch zum Fluche. Mein ganzes Streben soll einzig dahin gerichtet seyn, den erhabenen Absichten Eurer Durchlaucht gemäß dahin zu wirken, daß wahre Wissenschaftlichkeit und eine tüchtige Gesinnung in den jugendlichen Gemütern erzeugt und gekräftigt werden.«

Am 23. Oktober 1833 traf er in früher Morgenstunde mit dem Eilwagen in dem schlafenden Würzburg ein. »22 Jahre alt«, so schildert er sich selbst im Augenblick des Wiederverlassens dieser Stadt, »ohne Erfahrung, ohne Kenntniß der Personen und Verhältnisse sollte ich hier öffentlich lehren in einer Zeit, welche von den Stürmen der vorangegangenen Jahre noch fieberhaft bebte.« Schon aus den Frequenzzahlen ergibt es sich, daß das juristische Studium im Vergleich mit Heidelberg sehr darniederlag: von 402 Studierenden waren in diesem Winterhalbjahr 1833/34 nur 49 Juristen. Der politische Druck lastete schwer auf der Fakultät. Wegen nichtiger Dinge erfolgten plötzliche Maßregelungen und Enthebungen mißliebig gewordener Professoren; der rasche Wechsel im Lehrerpersonal stand einer stetigen Fortentwicklung hemmend entgegen. Bei kärglichster Besoldung herrschte Willkür auch in der Zuweisung der Lehrfächer und in deren Wiederentziehung. Als Professoren wirkten damals an der Fakultät Kiliani, Ringelmann, Stahl und Freiherr von Moy. Letzterer veröffentlichte in den vierziger Jahren ein politisch durchaus reaktionäres Lehrbuch des bayrischen Staatsrechts. Und auch der geistreichste von allen, Stahl, der ehemalige Führer der Erlanger Burschenschaft, hatte sich bereits völlig konservativen Anschauungen zugewandt: seine seit 1830 im Erscheinen begriffene »Philosophie des Rechts nach geschichtlicher Ansicht« fordert, stark von Schelling beeinflußt, eine wahrhaft christliche Philosophie und tritt auf der Grundlage langer theologischer Erörterungen über menschliche und göttliche Freiheit, über Versöhnung und Heiligung nicht nur der Volkssouveränität als einer großen politischen Blasphemie, sondern auch dem Liberalismus in jeder Form auf das bestimmteste entgegen.

Dank seiner sofort bewährten hervorragenden Lehrgabe wurde Pfordten nach Stahls Versetzung nach Erlangen noch Ende 1834 zum außerordentlichen Professor des römischen Rechts und des bayrischen Zivilrechts mit einem »Geldgehalt von 550 fl. und einem jährlich nach Normalpreisen zu vergütenden Natural-Nebenbezuge von Ein Schäffel Waizen und drei Schäffeln Roggen«, d. h. im ganzen 600 fl. ernannt und im Juli 1836 mit einer später noch um die Hälfte erhöhten Zulage von 200 fl. zum ordentlichen Professor befördert.

Nachdem schon 1835 sein zweitältester Bruder Gustav zu ihm nach Würzburg gezogen war, um hier seine medizinischen Studien zu vollenden, siedelte im Jahre seiner Ernennung zum Ordinarius auch die Mutter mit allen ihren übrigen Kindern dorthin über, wo nun sein jüngster Bruder Fritz dem Rechtsstudium oblag. Es war ein Zusammenleben »in nie gestörter Eintracht und Liebe . ., einfach, aber glücklich.«

Doch das geringe Professorengehalt war nicht ausreichend, um auch den Unterhalt für die Geschwister zu bestreiten. Schon aus diesem Grunde, aber auch weil er der einzige Lehrer des römischen Rechts war, war Pfordten genötigt, täglich drei bis fünf, einmal sogar sechs Stunden zu lesen. Schon diese Aufgaben konnte nur eine so eiserne Arbeitskraft und ein so ausgeprägtes Pflichtbewußtsein, wie sie Pfordten zu eigen waren, auf die Dauer bewältigen. Dazu aber traten alsbald noch eine Menge weiterer Tätigkeiten: die Rechtsgutachten auf die Anfragen auswärtiger Gerichte in dem damals noch bestehenden akademischen Spruchkollegium, die sich auf ihn häufende Last akademischer Ämter, darunter die besonders unangenehme Funktion im Direktorium der Universitäts- und Stadtpolizei, die ihm einmal, wie er gewissenhaft in seinen Erinnerungen aufzeichnet, »das Einwerfen der Fenster eintrug«, endlich die Doktorpromotionen und die in den ersten Jahren in München, später in Würzburg abgehaltenen Abgangsprüfungen der Rechtskandidaten. Infolge dieser vielfachen Berufspflichten, die ihm eine regelmäßige tägliche Arbeitslast von zehn bis zwölf Stunden auferlegten, blieb ihm zu schriftstellerischen Leistungen wenig Muße. Immerhin konnte er, abgesehen von vielen Rezensionen für die Jenaische Literaturzeitung, Abhandlungen in Seufferts »Blättern für Rechtsanwendung« und im »Archiv für civilistische Praxis« — Arbeiten, die zum Teil wieder des Broterwerbs halber unternommen wurden —, 1840 auch einen Band »Abhandlungen aus dem Pandektenrecht« erscheinen lassen: sie sind aus seinen exegetischen und dogmatischen Vorlesungen hervorgegangen.

Aus demselben Jahre besitzen wir einen Brief Pfordtens an den inzwischen glücklich verheirateten Bomhard, der von eigener Kraft und Energie übersprudelt, aber auf seine Würzburger Umgebung ein schlechtes Licht wirft:

»Herzlichsten Glückwunsch zum Stammhalter; hat er schon etwas zerbrochen? schreit und spektakelt er recht? . . Wahrlich man kann jetzt den Jungens nicht genug Energie wünschen; unsere verflucht matte Pinselzeit hängt ihnen, bis sie Männer werden, eine Dosis Phlegma um die andere an, so daß zuletzt nichts mehr übrig bleibt, als ein jämmerliches Zerrbild, das man besser in die Kutte, als in die Hose steckt. Ich sehe solche Kerls täglich vor mir herumkriechen, und werde noch einmal daran ersticken, daß ich ihnen nicht sagen kann, wie mir's um's Herz ist. Also um des Himmels Willen, mein lieber Eduard, sorge nur, daß dein Junge recht viel Gläser, Pferde und Fuhrleute zerbricht, wenn auch die Mama darüber jammert!«

Es ist, wenn ich diese Briefstelle recht interpretiere, der Durchschnitt der Würzburger Studentenwelt, über die er die Schale seines zornigen Spottes ergießt. Denn der gesellige Umgang mit seinesgleichen bot ihm viele Annehmlichkeiten und manche auf Lebenszeit geknüpfte Freundschaft. An der Universität waren es, nachdem Stahl und Moy sowie der ihm von Erlangen her bekannte Chirurg Jäger Würzburg schon bald wieder verlassen hatten, insbesondere der Jurist Ringelmann, der Mineraloge Stumpf, die Mediziner Fuchs, d'Outrepont, Münz und Textor, mit denen Pfordten und die Seinigen Familienverkehr pflegten, und die zwei Schüler des Theosophen Franz von Baader, von Lasaulx und Franz Hoffmann, endlich der Mathematiker und Astronom Aloys Mayr, mit welchen Pfordten persönlich und wissenschaftlich in nähere Beziehungen trat. Am nächsten stand er Fuchs, der als Direktor der medizinischen Klinik in Göttingen früh starb, und Lasaulx, dem Romantiker der klassischen Philologie und glühenden Katholiken, »dessen edle, aber exzentrische Natur«, so schreibt Pfordten, »ich damals schon so erkannte, wie sie sich später in den politischen Kämpfen von 1848—1861, zuletzt als meines Gegners, entwickelt hatte. Ich erinnere mich noch der Stelle, wo ich ihm, im Jahre 1838 etwa, gesagt hatte, er sey mit dem Zusatze deutschen Gemüthes ein Lammenais [sic]. Jedenfalls war er der bedeutendste in unserm Kreise.« Als ein neuer wegen seiner »milden liebenswürdigen Natur« willkommener Kollege wurde der von Rom zurückgekehrte Theologe Stahl begrüßt, der 1840 zum Bischof von Würzburg ernannt wurde.

Wie vielgestaltig und reich an edlen und interessanten Persönlichkeiten war dieser Kreis, aber wie stark war hier das katholische Element in seinen verschiedenen Abstufungen vertreten. Abermals drängt sich uns die Frage nach Pfordtens eigenem politischen Denken und Empfinden inmitten dieser Umgebung auf, eine Frage, welche uns ja schon durch seine eigenen Worte über den deutschen Lamennais nahegelegt wird, der 1847 eine Dankesadresse an das abtretende Ministerium Abel beantragte und damit freilich den Ab-

scheu seines vermeintlichen französischen Ebenbildes erregen mußte. Mit voller Klarheit aber wird uns für diese dreißiger Jahre auch jetzt noch keine Antwort zuteil, wenngleich jene Briefstelle und die Mitteilung über Lasaulx zusammen mit den Zeitumständen uns die Richtung weisen. Erst die nächste Wendung in seinem Lebensgange wird uns deutlichere Auskunft darüber geben, daß diese Würzburger Zeit für ihn die zweite Etappe einer gemäßigt liberalen Fortentwicklung seines im Innersten konservativ bleibenden Denkens bezeichnet. Und zwar wird dieser zweite liberalere Einschlag nicht auf positivem Wege wie in Heidelberg, sondern auf negativem erzeugt: durch die naturgemäße Opposition gegen die ganze Gedankenwelt in dieser Hochburg des Katholizismus und die Zustände, wie sie zumal seit 1837 unter dem Ministerium Abel entstanden.

Auch die ersten Kreise der städtischen Gesellschaft haben sich dem anregenden und weltgewandten jungen Dozenten und Professor alsbald erschlossen. Diese obersten Schichten aber sind gerade die des zumeist protestantischen fränkischen Adels, aus dessen Reihen sich später der stärkste Widerspruch gegen das Abelsche System erhob. Der als Ministerialkommissär bei der Universität fungierende Regierungsdirektor Graf von Giech nahm den Neuangekommenen »sehr gütig in sein durch eine liebenswürdige Gattin geziertes Haus auf« und führte ihn in jene anderen Adelshäuser ein: bei den Stauffenberg, Reding, Seinsheim, Würzburg, Thüngen, Zobel, Speth, Redwitz. Auch Pfordtens Mutter und Schwestern wurden mit der Gräfin bekannt, und als Giech bald nachher zum Regierungspräsidenten in Ansbach ernannt wurde, folgte ihm Pfordtens älteste Schwester Auguste dahin als Gesellschafterin seiner damals noch kinderlosen Gattin. Diese herzliche Freundschaft sollte die politischen Kämpfe des Jahres 1849 überdauern, in welchem sich der Graf der gothaischen Kaiserpartei anschloß, und eine lebenslängliche werden. Auch der damalige Regierungspräsident in Würzburg, Graf Rechberg, war ihm wohlgesinnt. Als Generalmajor stand Fürst Theodor von Thurn und Taxis dort in Garnison, der spätere energische Bekämpfer des Pfälzer Aufstandes, mit dem Pfordten infolge der Ereignisse von 1850 in nähere Beziehungen treten sollte. In diesen aristokratischen Kreisen knüpfte sich weiter seine Freundschaft mit dem jungen Freiherrn Wolfgang von Thüngen, der in der Folge mit Auszeichnung in der bayrischen Diplomatie diente, wie mit dem Freiherrn von Maricourt und die nähere Bekanntschaft mit zwei Grafen Reigersberg, dem Grafen Seinsheim und den Freiherrn Ernst von Lerchenfeld und August von Leonrod, welche beide ebenso wie Thüngen seine Zuhörer waren.

So faßte er, der offiziell Nichtadlige, in den Würzburger Adelsfamilien Fuß. Aber auch in den bürgerlichen Kreisen erwarb er sich Freunde und Bekannte. Er verkehrte viel in der Harmoniegesellschaft, in deren Vorstand er gewählt wurde, und er läßt es in seinen Erinnerungen nicht unerwähnt, wie er in dieser Eigenschaft die erste Gelegenheit zur öffentlichen Debatte fand, als es sich in der Generalversammlung um den Ankauf des Platzischen Gartens handelte.

So verstrichen die dreißiger Jahre. Eine Erholungstour führt ihn im August 1840 an den Rhein bis Köln herunter. In Frankfurt besieht er sich noch vor dem Goethehaus und den großen Kaisererinnerungen die Paulskirche, die ihre historische Bedeutung noch vor sich hat: »reiner Styl, aber zu nüchtern, nicht einmal ein Cruzifix« notiert er sich in sein Reisetagebuch. In Mainz zieht es den Juristen — es ist schlechtes Wetter — wiederholt ins Assisengericht, und mit innerer Empörung zeichnet er sich eins der Urteile des vormärzlichen Deutschland ein: »Wegen Diebstahl v. 2 Leib Brod auf der Landstraße lebenslängliches Gefgß!!« Vom Dom in Köln heißt es: »Vollendet wäre es das großartigste, so macht es mir einen geringen Eindruck«. Wie er aber des Morgens um 5 Uhr »ganz allein auf der Spitze des Drachenfels stand und in die reiche Ebene hineinsah, die der Vater Rhein wie ein liebender Gatte umfing, und in die das Siebengebirge vor der aufgehenden Sonne seine riesigen Schatten warf, da fühlte ich mich so frei und erhaben über die Sorgen und Mühen des Lebens, wie ich hoch über den Städten und Dörfern stand, in denen sie wohnen«.

»Ja es ist ein herrliches Land, unser gutes Deutschland«, schreibt er in dem uns schon bekannten Briefe an Bomhard, dem auch diese Naturschilderung entnommen ist. Der Ausflug hat ihn erquickt, aber sogleich öffnet er dem Freunde sein Herz, das allem Anschein nach an einer unglücklichen Liebe krankt: »In meiner Familie ist Gottlob alles

recht gesund, und wir leben in Ruhe und Eintracht so stille fort. Ein Tag gleicht dem anderen, eine Woche, ein Monat dem andern, und so blättern wir Blatt um Blatt in dem Buch unserer Jahre um, bis dahin, wo der große Lebensverfasser sein mächtiges Finis gesetzt hat. Wo es für mich steht, weiß ich nicht; aber ich gehe dem ruhig entgegen, ohne Furcht, ohne Hoffnung. Ob die folgenden Blätter, wie die früheren, aus gewöhnlichem Druckpapier oder aus Velin bestehen, ob das geschlossene Buch einst an den Käsekrämer verkauft, oder in einem Archiv reponirt wird — was liegt daran? zieht doch ein Wurmstich durch die Blätter, und ist doch eine Seite leer, die schönste, auf der allein das wahre Glück verzeichnet stehen kann!«

Ist es nicht, als habe er in dem großen Bild der Resignation sein Schicksal gerufen, die Festigkeit seiner Seele zu prüfen? Unmittelbar darauf greift es gewaltig ein, in seltsamer Parellele zu den Familienereignissen von 1828 und 1830, nur daß diesmal der doppelte Schlag viel knapper aufeinanderfolgt. Wenige Wochen, nachdem Pfordten seinem Freund das Wohlergehen aller Familienmitglieder berichtet hat, erlag Gustav als erster Assistenzarzt am Juliusspital dem Typhus. Und abermals einige Wochen später wurde Pfordten mit königlichem Dekret vom 14. Januar 1841, ihm selbst und allen Freunden völlig unerwartet, mitten im Semester, als Appellationsgerichtsrat nach Aschaffenburg versetzt. Auch finanziell war es für ihn und die Seinigen eine schwere Einbuße: trotz des höheren Gehaltes in seiner neuen Stellung verlor er durch Wegfall der Honorargelder etwa 1000 fl. Die Hauptsache aber war, daß er damit seiner über alles geliebten Lehrtätigkeit entrissen war.

Das Mitgefühl der Stadt, ein Beweis der Achtung und Liebe, die er allgemein genoß, wurde ihm in einem Abschiedsmahle bezeugt, an dem die angesehensten Würzburger Bürger teilnahmen. Seine Schüler, größtenteils Katholiken, ehrten ihren abgehenden Lehrer durch die Gabe eines silbernen Pokals. Die Freunde in der Nähe und Ferne sind zunächst aufs äußerste befremdet, Schmerz und Entrüstung drückt ihnen dann die Feder in die Hand, sobald sie vernehmen, daß diese Versetzung nicht einem Wunsche Pfordtens entspreche, sondern eine Maßregelung bedeute, wie sie schon im Laufe der letzten zwei Dezennien nicht weniger als sieben Professoren der Würzburger Juristenfakultät betroffen hatte. »Etwas der Art, wie man mit Ihnen verfahren ist, kann nur in Bayern vorkommen«, schreibt ihm sein Kollege Zoepfl aus Heidelberg, und gleich darauf Mittermaier, an den sich Pfordten auf dringende Aufforderung Zoepfls gewandt hatte: »Ich gestehe Ihnen, daß ich es für Pflicht halte, zu wirken, daß Sie wieder in die akademische Laufbahn treten, ich achte Ihre Arbeiten hoch und weiß, wie sehr Ihre Zuhörer Sie als Lehrer rühmten.« Auch Graf Giech in Ansbach ist »über das sg. System, dem nun wieder ein Opfer gefallen«, indigniert: »Ich könnte heute ganz aus meiner sonst gemessenen Haltung herauskommen. Der Gedanke an Ihre arme, arme Mutter, an Ihre guten Schwestern, Ihr Austritt aus einem so schönen Wirken, der große Verlust der Universität und der jungen Leute, alle diese Erwägungen stürmen auf uns ein.« Dann aber bietet auch er ihm seine Hilfe an. Giech selbst, der einzige protestantische Regierungspräsident, aber dabei ein streng konservativer Edelmann, hatte sich — und wir werden den Zusammenhang der Angelegenheit Pfordtens mit derjenigen Giechs sofort erfahren — mit Abel völlig überworfen. Er hatte sich in der bekannten Kniebeugungsfrage, die damals unendlich viel böses Blut unter den Protestanten machte, nachdrücklich für seine Glaubensgenossen verwendet und war nun soeben, im Herbst 1840, als sein freimütiges Eintreten nur eine schnöde Abweisung durch Abel erfahren hatte, aus dem Staatsdienst ausgeschieden. Die Gründe seines Schrittes hatte er dem König in einer zunächst nur unter seinen Freunden zirkulierenden, aber bald öffentlich gewordenen Denkschrift dargelegt, die in ehrerbietigstem Tone abgefaßt war, aber rückhaltlos das Abelsche System mit allen seinen Schädigungen verdammte.

In München waren ihm daher natürlich alle Wege verschlossen. Er galt als verfemt. Auch ehemalige Freunde »scheuen sich förmlich, an mich einen Brief der Post zu übergeben«, schrieb der Graf im Mai 1841 von seinem Gut Thurnau. Dagegen wollte er die Sache Pfordtens dem damals zum zweitenmal in Griechenland weilenden Kronprinzen Max ans Herz legen, der mit dem ihm gleichaltrigen Pfordten kurz zuvor selbst die Verbindung aufgenommen hatte. Während jener Rheinreise Pfordtens war der Kronprinz durch Würzburg gekommen und hatte ihn zu sprechen

gewünscht. Nach seiner Rückkehr hatte sich Pfordten auf brieflichen Rat seines ehemaligen Mathematiklehrers und damaligen Universitätsprofessors Hermann nach Nürnberg begeben, wo Maximilian an den Truppenübungen teilnahm, und war von diesem auf der alten Burg, »in einem kleinen Zimmer, aus dem er selbst herumliegende Kleidungsstücke wegräumte, mit der ganzen Liebenswürdigkeit, die ihm zu Gebote stand«, empfangen worden: der Kronprinz sprach von seinen Universitätsstudien — bekanntlich hatte er in Göttingen bei Heeren und Dahlmann, in Berlin bei Raumer und Ranke mit dem ihn sein Leben lang auszeichnenden, zumal auf die Historie gerichteten leidenschaftlichen Wissensdrange gehört — von den Lücken in seinen juristischen Kenntnissen und dem Wunsche, diese auszufüllen. Dann hatte er ihn mit allgemeinen Ausdrücken seines Wohlwollens entlassen. Erst später erfuhr Pfordten, daß er die Absicht hatte, ihn zur Leitung seiner historischen und juristischen Studien zu sich zu nehmen und ihm etwa die Stellung zu verschaffen, die seit 1842 Dönniges einnehmen sollte, daß aber schon damals Abel dazwischen trat und König Ludwig auf dessen Rat seine Einwilligung versagte.

Ob nun das von Giech geplante Schreiben an den Kronprinzen abging, wissen wir nicht. Dagegen findet sich der Entwurf eines anderen wohl ebenfalls von Giech stammenden Briefes, an eine ungenannte Persönlichkeit in sehr hoher Stellung in Preußen gerichtet. Es wird Savigny sein. Diese Zeilen sind für uns von hohem Interesse, weil sie ein erstes klares Licht auf Pfordtens Wesen und Stellung in seiner Würzburger Umgebung werfen: »Niemand weiß einen bestimmten Grund dieser Maßregel anzugeben, wohl aber sagen sich viele leise, es sey der Protestant, den sie getroffen, der sich zwar immer mit großer Klugheit benahm, der aber auch bey seinem redlichen offenen und höchst ehrenwerthen Charakter nicht unterließ, in Mitte seiner meist erzkatholischen Collegen das freiere wissenschaftliche Prinzip des Protestantismus auszusprechen und geltend zu machen. Vielleicht wirkte auch Mißgunst einzelner Collegen mit ein, die mit der Münchner katholischen Partey in inniger Verbindung stehen; denn Pfordten genoß die Achtung und Liebe seiner Zuhörer im hohen Grade.« Schließlich wurde Pfordten, »dieser als Lehrer und Mensch gleich hochachtbare Mann«, der »gnädigen Beobachtung« empfohlen, damit er an einer preußischen Universität seinem ursprünglichen Berufe wiedergegeben werde. (Schluß folgt)

Aus der Geschichte der romanischen Philologie.

Von Albert Stimming, Professor an der Universität Göttingen.

(Schluß)

Frankreich ist den Schwesternationen erst spät auf dem in Rede stehenden Gebiete gefolgt. Die Anfänge derartiger Arbeiten dienten auch hier dem Zweck, Ausländer in das Studium des Französischen einzuführen. So besitzen wir eine lateinisch geschriebene »Orthographia gallica«, vermutlich von einem Engländer um 1300 verfaßt, um die Orthographie und Aussprache des Französischen in England nach dem Vorbilde des festländischen, d. h. des korrekten Französisch zu regeln, also vor der in England mehr und mehr einreißenden Verwilderung zu bewahren.

Mit dem Beginn der Renaissance beschäftigte man sich in Frankreich selbst lebhaft mit der Frage des Ursprungs der romanischen Sprachen, besonders des Französischen, wobei höchst verwunderliche Ansichten ausgesprochen wurden. Jacques Perion veröffentlichte im Jahre 1554 ein lateinisches Werk (Joachimi Perionii Dialogorum de linguae gallicae origine ejusque cum graeca cognatione libri quatuor, Parisiis 1554), das er später auch ins Französische übertragen hat, und in welchem er eine nahe Verwandtschaft zwischen dem Französischen und dem Griechischen nachzuweisen sucht. Zu dieser eigentümlichen Ansicht ist er durch eine mißverstandene Stelle in Caesars Bericht über seinen Krieg in Gallien gekommen. Dieser erzählt dort nämlich (6, 14) von den Druiden, der einen Klasse der gallischen Priester, daß sie weder Steuern zu zahlen noch Kriegsdienste zu leisten

brauchen, sich dagegen eifrig mit der Wissenschaft beschäftigen und dabei oft viele tausend Verse auswendig lernen. Dann fährt er fort: »Sie halten es nämlich für unrecht *(nefas)*, diese Dinge der Schrift anzuvertrauen, obwohl sie sich bei ihren übrigen Angelegenheiten, öffentlichen und privaten, der griechischen Buchstaben bedienen.« Aus diesen Worten glaubte er, allerdings mit Unrecht, folgern zu sollen, daß die Druiden griechisch sprächen, und daß überhaupt zu Caesars Zeit das Griechische den Hauptbestandteil des gallischen Wortschatzes gebildet habe. Von diesem Griechisch stammt nach ihm also das Französische ab. Die Beweise für seine Behauptung sind natürlich völlig hinfällig, er vermag sie einzig auf eine gewisse äußerliche Ähnlichkeit einiger Wörter in beiden Sprachen zu stützen. So stammt nach ihm *brebis* von *πρόβατον* »das Weidevieh«, *coin* von *γωνια* »der Winkel, die Ecke«, und ähnlich sind seine übrigen Ableitungen.

Der berühmte Humanist Henri Estienne, der sich meist Henricus Stephanus nannte und von 1528—1598 lebte, der Verfasser des »Thesaurus linguae Graecae«, schrieb 1565 einen »Traicté de la conformité du langage françois avec le Grec«. Er leitet das Französisch zwar nicht, wie Perion, unmittelbar von dem Griechischen ab, hält es aber in syntaktischer Beziehung für näher verwandt mit dem Griechischen als mit dem Lateinischen und meint, daß auch viele französische Wörter aus dem Griechischen entlehnt seien, wobei er sich, genau so wie sein Vorgänger, durch äußerliche Ähnlichkeiten bestimmen läßt. Es erscheint unglaublich, daß noch in neuerer Zeit ein französischer Geistlicher, namens Espagnolle, diese Ansicht in seinem Werke »L'Origine du français«, Paris 1886—89, aufs neue vertreten und auch zu beweisen versucht hat.

Noch abenteuerlicher ist die Theorie zweier anderer Gelehrten, des Stephan Guichard und des Thomassin, die ihre diesbezüglichen Bücher beide im siebzehnten Jahrhundert veröffentlicht haben, jener 1606, dieser 1690, und welche beide das Hebräische für die Stammmutter aller Sprachen, also auch des Französischen, erklärten. Diese Ansicht ist theologischen Ursprungs, sie stützt sich, wie wir dies ja schon bei Dante gesehen haben, auf den Bericht der Bibel und findet sich bereits bei den Kirchenvätern, z. B. bei dem h. Hieronymus in einem Briefe an Damasus ausgesprochen. Welche Methode diese Gelehrten allerdings bei ihrer Beweisführung befolgten, ergibt sich aus folgenden Worten Guichards:

»*Quant à la dérivaison des mots par addition, subtraction, transposition et inversion des lettres, il est certain que cela se peut et se doit ainsi faire, si on veut trouver les étymologies; ce qui n'est point difficile à croire, si nous considérons que les Hébreux escrivent de la droite à la senestre et les Grecs et les autres de la senestre à la droite*«.

Im 18. Jahrhundert kam die Ansicht auf und fand auch mehrere Vertreter, das Französische sei im wesentlichen auf das einst in Gallien gesprochene Celtische zurückzuführen. So behauptete unter anderen La Ravalière im siebenten Bande der großen »Histoire Littéraire de la France« (S. II—III), daß das Lateinische in Gallien nur als gelehrte Sprache verwandt worden sei, während das Volk ein Gemisch von Celtisch und Römisch, in welchem ersteres überwog, gesprochen habe, und daß aus diesem Gemisch die heutige Sprache des Landes hervorgegangen sei. Man erkennt leicht, wie weit man von dem bereits bei Dante erreichten vorgeschrittenen Stande der Wissenschaft wieder herabgekommen war. Das ist um so erstaunlicher, als auch in Frankreich eine ziemlich richtige Erkenntnis des Sachverhaltes schon verhältnismäßig früh an den Tag getreten war. So hatte bereits Étienne Pasquier 1560 in seinen »Recherches de la France« erklärt, das Französische sei zwar eine Mischsprache, zu welcher das Gallische, das Römische und das Fränkische beigesteuert haben, und dem später noch einzelne italienische und spanische Bestandteile beigemengt worden seien, sie habe aber ein vorwiegend lateinisches Gepräge. Der von ihm gebrauchte Ausdruck »Mischsprache« ist unzutreffend, weil das Wesen der Sprache nicht in der Zusammensetzung und dem Ursprung ihres Wortschatzes, sondern in ihrem Formenbau liegt, und hiernach ist das Französische eine nach ganz bestimmten Gesetzen erwachsene, und zwar einheitliche Sprache, die sich also jene fremden Bestandteile völlig assimiliert und zu eigen gemacht hat.

Unter den späteren Vorgängern Diezens verdient noch einer, namens Raynouard, hervorgehoben zu werden, der von 1761 bis 1836 gelebt und sich um das Studium des Provenzalischen, der Sprache seiner Heimat —

er stammte aus der Provence — große Verdienste erworben hat. In seiner 1821 erschienenen »Grammaire comparée des langues de l'Europe latine dans leurs rapports avec la langue des troubadours« stellte er den Satz auf, daß die verschiedenen romanischen Sprachen nicht unmittelbar aus dem Vulgärlateinischen hervorgegangen seien, sondern daß zunächst eine Zwischensprache entstanden sei, aus welcher sich jene dann sämtlich entwickelt hätten: diese Zwischensprache sei aber das Provenzalische gewesen. Zu dieser irrigen Ansicht hat ihn sein Patriotismus verleitet, indem er aus der Tatsache, daß die provenzalische Literatur der der übrigen romanischen Sprachen in der Entwicklung vorangeeilt ist, den falschen Schluß zog, daß das Provenzalische auch als Sprache älter, als jene, ja daß sie deren Muttersprache sei.

Wenn Raynouard sich aber in diesem Punkte, wie in manchem anderen, auch geirrt hat, so hat er doch durch die Herausgabe zahlreicher altprovenzalischer Texte, eines umfangreichen provenzalisch-französischen Lexikons und mehrerer grammatischer Werke sehr wertvolles Material für den späteren Bau der romanischen Philologie geliefert. Die Fundamente des Gebäudes hat dann, wie Anfangs erwähnt, Friedrich Diez gelegt. Er hat für die romanische Philologie das geleistet, was Bopp für die vergleichende Sprachwissenschaft, Jacob Grimm für die Germanistik getan haben. Nachdem er in seiner Vaterstadt Gießen klassische Philologie studiert hatte, besonders unter seinem um 10 Jahre älteren väterlichen Freunde Welcker, folgte er diesem im Herbst 1816 hierher nach Göttingen, wo er sich bis Ende Juni des Jahres 1817 hauptsächlich mit den Werken der spanischen Literatur bekannt gemacht hat. Im Frühling 1818 besuchte er auf einer Erholungsreise in Jena Goethe, der ihn auf den kurz vorher erschienenen ersten Band von Raynouards Auswahl aus den Originaldichtungen der Troubadours aufmerksam machte und ihn damit auf das Studium hinwies, dessen bahnbrechender Meister er später werden sollte. Nachdem er Ostern 1822 durch Verwendung Welckers, der inzwischen nach Bonn berufen worden war, an derselben Universität die Stelle eines Lektors für italienische, spanische und portugiesische Sprache und Literatur erhalten hatte, ist er, seit 1830 Ordinarius, der rheinischen Hochschule 54 Jahre hindurch bis zu seinem Tode treu geblieben und hat hier auch seine großen Werke geschrieben, die seinen Namen unsterblich gemacht haben; so seine von 1836 bis 1844 erschienene grundlegende Grammatik der romanischen Sprachen, die in 3 Bänden in vergleichender Methode die Lautlehre, die Formenlehre und die Syntax der verschiedenen romanischen Sprachen behandelt, und sein etymologisches Wörterbuch (1853), welches dem früher in diesem Zweige der Wissenschaft herrschenden Dilettantismus für immer ein Ende gemacht hat. In der Literaturgeschichte hatte er bereits vorher durch seine tiefgründigen Bücher »Leben und Werke der Troubadours« sowie »Die Poesie der Troubadours« vorbildliche Muster geschaffen, und auch auf dem Gebiete der Textgestaltung und der Interpretation hat er durch die Herausgabe der ältesten romanischen Sprachdenkmäler seiner Wissenschaft die Wege gewiesen.

Seitdem hat die romanische Philologie nun auf den von ihm gelegten Grundlagen und in seinem Geiste unermüdlich weiter gearbeitet, um das Gebäude in allen Teilen auszugestalten und zu erweitern, und zwar sind an diesem Ausbau fast alle Kulturnationen Europas und z. T. auch Amerikas in edlem Wettbewerb tätig. Diese gemeinsame Arbeit an der gleichen Aufgabe ist daher eines der Mittel, welche der Förderung des Friedens zwischen den verschiedenen Völkern dienen können.

Nachrichten und Mitteilungen.

Korrespondenz aus Berlin.

Ein deutsches Institut für Ausländer in Berlin.
(Böttinger-Studienhaus.)

Unser Jahrhundert steht im Zeichen des Verkehrs. Diese Charakteristik der Gegenwart ist wohl die am häufigsten gebrauchte Ausprägung moderner Zeitströmungen. Diese »Wahrheit« trifft nun zwar nicht allein auf das erste Jahrzehnt des zwanzigsten Jahrhunderts zu. Schon über ein halbes Jahrhundert arbeitete man emsig daran, uns räumliche Entfernungen immer weniger trennend erscheinen zu lassen; aber trotzdem, erst dem jüngsten Dezennium sollte es vorbehalten sein, durch Vervollkommnung alter und Schaffung neuer Verkehrs-

mittel die Völker einander so nahe zu bringen, daß ein Sich-Abschließen, wie es vorher noch möglich gewesen sein mochte, allmählich undurchführbar werden mußte. So zieht der Weltverkehr unserer Tage unwiderstehlich ein Volk nach dem andern in seinen Bannkreis. Er greift mit zahllosen Armen von Europa nach dem neuen Kontinent hinüber und zieht vor unsern Augen die Kulturländer Asiens mehr und mehr in sein Netz.

Durch solche Wechselbeziehungen im Weltverkehr sind nun die Bedingungen geschaffen, unter denen sich ein steter Austausch kultureller Errungenschaften der verschiedenen Nationen zur Förderung internationaler Kulturentwicklung vollziehen kann. Ist ein Land auf diese Weise »erschlossen«, so rückt es dadurch mit einem Schlage in die Reihe der »besuchsfähigen« Länder für den Kulturmenschen, wie es andrerseits eine Menge Landeskinder in das »Ausland« entsenden wird. Damit ist der Reiseverkehr eröffnet, eine Folgeerscheinung jener internationalen Beziehungen, die von Jahr zu Jahr mehr an Bedeutung für die beteiligten Länder gewinnt. Er ist bereits so ungeheuer angewachsen, daß er als ein wichtiger Kulturfaktor auf die sozialen und Wohlfahrts-Einrichtungen der zivilisierten Länder eine nicht unbeträchtliche Wirkung ausübt und sie immer energischer zwingt, der Frage gerecht zu werden: Was biete ich den Ausländern im Lande? Und in der Tat betrachtet es wohl heute jede fortgeschrittene Nation als eine selbstverständliche Pflicht, seinen Fremden den Aufenthalt so angenehm und anregend wie möglich zu machen, denn diese Bestrebungen zeitigen neben dem großen materiellen Vorteil, den ein reichlicher Fremdenzustrom mit sich bringt, einen ideellen Gewinn, der nicht zu unterschätzen ist: der Ausländer läßt nicht allein Geld im Lande, er wird auch Anlaß zu zahllosen Verbesserungen, Verschönerungen und Neueinrichtungen, denn er bringt von auswärts wertvolle Anregungen, neue Bildungskeime mannigfacher Art mit.

In richtiger Erkenntnis solcher Vorteile haben es einige Nationen bereits dahin gebracht, einen großen Teil ihres Bedarfs für den Staatshaushalt aus den Einnahmen decken zu können, die ihnen durch den Reiseverkehr zufließen. Vor allem ist hier die Schweiz zu nennen, die aus ihrem Fremdenverkehr jährlich an 200 Millionen Francs zieht. Aber auch Italien mit über 300 Millionen Francs im Jahr, Österreich mit ca. 75 Millionen Kronen in seinen alpinen Gebieten, sowie Südfrankreich (Riviera) und Ägypten weisen bedeutende Summen auf. Für das Deutsche Reich bestehen zuverlässige Schätzungen bei der Weitschichtigkeit der einschlägigen Verhältnisse nicht; jedoch wird man nicht fehl gehen, wenn man den Anteil Deutschlands am internationalen Fremdenverkehr bedeutend einschätzt. Wird doch beispielsweise die Reichshauptstadt jährlich von über 200,000 Ausländern besucht.

Ist somit der Fremdenzustrom nach Deutschland recht erheblich, so wird er in Anbetracht der Anzahl, welche die einzelnen Nationen zum ausländischen Reiseverkehr beitragen, bei weitem von der Zahl der Deutschen, die das Ausland bereisen, übertroffen, denn unter den europäischen Nationen ist das deutsche Volk bei weitem das reiselustigste; eine Tatsache die ganz dem Nationalcharakter entspricht. Der Deutsche ist wißbegierig, bildungsfreudig und lernt gern möglichst viel kennen. Er will »herumgekommen« sein, schon um sich ein eigenes Urteil — sei es auch nicht immer einwandfrei — bilden zu können. Diese Art Bildungstrieb suchte und fand von jeher Befriedigung im Verkehr mit Ausländern und im Besuch fremder Länder. Mochte diese Anlage auch manchmal in ihrem ehrfurchtsvollen Staunen vor allem Ausländischen einen übertriebenen Charakter annehmen, stets brachte sie doch den Vorteil, daß der Besuch des fremden Landes für ihn von Vorteil, von wirklichem Nutzen war. In Hinblick auf diese Erfahrung läßt sich auch weiterhin die Behauptung aufstellen, daß ein Deutscher kaum eine Reise ins Ausland antreten wird, ohne einige Kenntnis der Sprache des Landes, das er besuchen will, zu besitzen; ja in den meisten Fällen wird er sich erst in die Fremde wagen, wenn er noch darüber hinaus dies und das über Land und Leute in ihrer kulturellen Eigenart in Erfahrung gebracht hat.

Bei solchen »Reisegewohnheiten« würde es das deutsche Volk zweifellos nicht ungern sehen, wenn die Besuche, die es andern Völkern abstattet, mit annähernd dem gleichen Eifer und unter ähnlichen Voraussetzungen erwidert würden, und die Nachbarn, deren Tun und Treiben nach reichlichem Vorstudium an der Quelle zu studieren, wir so redlich bestrebt sind, sich auch ihrerseits ein wenig bemühen würden, uns und unsere Art im eigenen Lande aufzusuchen sowie kennen und verstehen zu lernen. Auf diese Weise würde vielleicht manches Vorurteil, das sonst auf keine Weise ausrottbar scheint, manche falsche Ansicht, die durch Generationen ihr zähes Leben erhält, gegen ein Urteil eingetauscht werden, das auf eigener gründlicher Erfahrung fußt. Zwar jene Zeiten sind wohl endgültig dahin, wo man die Vorstellung von einem Deutschen unweigerlich mit dem Bilde eines Grobians, der Unmengen von Bratwurst und Sauerkraut in stets reger Eßlust sich »einverleibt«, verband. Dennoch hat sich die deutsche Kultur noch nicht in dem Maße Geltung verschaffen können, die ihrer tatsächlichen Mitarbeit an den Menschheitsaufgaben entspricht. Immerhin beginnt man einzusehen, daß in deutschen Landen auch Manches existiert, was des Sehens und Lernens wert ist. Der Ausländer, dem früher Paris allein der Glanzpunkt der Welt schien, während alles andere so eine Art Staffage für die »ville lumière« abgab, kommt heute auch zu uns, denn er lernt allmählich, was Deutschland mit seinen zahlreichen schönen und interessanten Städten, seinen historischen Erinnerungen, landschaftlichen Reizen, Kunstschätzen, theatralischen und musikalischen Genüssen, seinen imposanten Stätten der Industrie, des Handels und Verkehrs, mit seinen komfortablen Einrichtungen und eleganten Zerstreuungen zu bieten vermag.

Mit dem Fremdenzustrom könnten wir also schon zufrieden sein; und doch ist damit noch nicht alles erreicht, wenn es unser Bestreben ist, den Ausländern einen Begriff von deutscher Art und deutschem Wesen zu geben. Denn stelle man sich einmal vor, wie das Gros der Fremden unser Land bereist.

Meist durch Bekannte, die »schon dagewesen

sind« angeregt, hat der Ausländer den Entschluß gefaßt, eine Reise nach Deutschland zu machen. Weniger mit Kenntnissen als mit Geld füs dies Unternehmen ausgerüstet, erreicht er sein Ziel und beginnt nun, den ausgetretenen Pfaden des großen Reiseverkehrs folgend, an der Hand irgend eines »zuverlässigen« Baedekers die Sehenswürdigkeiten, die man nach den üblichen Ansichten gesehen haben muß, abzugrasen. Ist er etwa noch zur Alleinreise zu bequem oder zu wenig sprachkundig, so schließt er sich einer Rundreise der großen Reisebureaux an und läßt sich im Fluge von der Höhe seines »Sight-seeing-Automobils« die Sehenswürdigkeiten mehr oder weniger verständlich erklären. Hat man dann eine Stadt oder eine »schöne Gegend« auf diese Weise »kennen gelernt«, so nimmt man alles getan zu haben, um mit Sachkenntnis über das Gesehene mitreden zu können, wenn einem auch im Innern selbst einige berechtigte Zweifel ob seiner Wissenschaft nicht ganz fernbleiben sollten.

Daß solches »Kennenlernen« kein sicheres, treffendes Urteil erlaubt, liegt auf der Hand; bei solcher »Geschwindtour« ist das ja auch rein unmöglich. Aber selbst bei längerem Aufenthalt steht es nicht viel besser. Man besucht vielleicht gewissenhaft alle Stätten, von denen man spricht, sucht vielleicht noch dies und jenes bei »erfahrenen« Landsleuten nachzuholen, weiter geschieht jedoch nichts. Und das ist auch kaum möglich, denn an der Gelegenheit, deutsche Sprache und Kultur an der Quelle zu studieren, fehlt es eben. Diesem Bedürfnis können auch die Kurse für Ausländer, die seit Jahren an der Universität und an der Handelshochschule bestehen, nicht abhelfen, denn zu diesen werden nur immatrikulierte Studenten beider Hochschulen zugelassen. Es gibt also bei uns bisher kein Institut, das, durch staatliche Autorität gestützt, dazu geeignet wäre, der Verbreitung deutscher Sprache und deutscher Kultur durch seine Wirksamkeit wertvolle Dienste zu leisten. Frankreich hat in den Veranstaltungen der Alliance Française diesem Bedürfnis Rechnung getragen, England leisten die vorzüglich organisierten, zahlreichen Ferienkurse erwünschte Dienste, in Deutschland haben wir bislang diesen Gründungen nichts Ebenbürtiges an die Seite zu stellen.

Mit Freude wird daher die Nachricht begrüßt werden müssen, daß die Einrichtung einer Anstalt, die berufen ist, dem in Frage stehenden Mangel abzuhelfen, mit Beginn des kommenden Vierteljahres bevorsteht.

Das s. Z. von Ministerialdirektor Althoff mit Unterstützung von Herrn von Böttinger in Göttingen gegründete Studienhaus für Ausländer wird nach Berlin verlegt werden und hier im weitesten Umfange die Aufgaben erfüllen, die an eine deutsche Bildungszentrale für Ausländer gestellt werden.

Im Vordergrunde stehen Übungen in der deutschen Sprache, die dem Anfänger wie dem Fortgeschrittenen, sich in der Kenntnis unserer Sprache zu vervollkommnen, Gelegenheit geben und damit die Bahn zum besseren Verständnis deutscher Art freimachen. In Vorträgen werden sodann die Erscheinungen deutscher Literatur, deutscher Kunst und deutschen Lebens überhaupt behandelt, die besonders geeignet sind, für die Kenntnis deutschen Wesens aufklärend zu wirken. Sodann ist den Mitgliedern des Studienhauses Gelegenheit gegeben, an Abenden, die zur Diskussion bestimmt sind, sich über sie besonders beschäftigende Fragen Rat zu holen. Den so vorbereiteten Mitgliedern werden dann die wichtigsten Kulturstätten Deutschlands unter sachkundiger Führung gezeigt werden. Um auch einen Einblick in das private deutsche Leben für die Ausländer zu ermöglichen, wird das Studienhaüs es sich angelegen sein lassen, seinen Mitgliedern den Verkehr mit gebildeten deutschen Familien zu vermitteln.

Der Verwirklichung dieses großzügigen Programms dienen je drei achtwöchige Hauptkurse und je zwei Ferienkurse im Jahr, so daß es bei mäßigem Honorar jedem Ausländer, der auf längere Zeit nach Deutschland kommt, möglich sein wird, die Vorteile des Studienhauses zu genießen.

Um den Mitgliedern des Instituts auch über die erwähnten Darbietungen hinaus Gelegenheit zur Orientierung über die behandelten Wissensgebiete zu geben, steht ihnen die Bibliothek der Anstalt, die in unmittelbarer Nachbarschaft der Universität, Universitätsstraße 8, ihr Heim gefunden hat, sowie die der akademischen Lesehalle zur unentgeltlichen Benutzung offen.

Die Leitung der Studienanstalt liegt in den Händen von Professor Dr. W. Paszkowski, dem Leiter der deutschen Sprachkurse an der Berliner Universität und Handelshochschule, dem Organisator der »Akademischen Auskunftsstelle«.

Der Lehrkörper des Instituts besteht neben dem Leiter aus Dozenten der Universität und Oberlehrern Berliner höherer Lehranstalten. Dem Lehrkörper ist ein Kuratorium beigegeben, dessen Mitglieder bereits durch ihre Namen eine Gewähr dafür bieten, daß es sich um ein Unternehmen handelt, das auf seinem Gebiete das Beste zu leisten geeignet ist. Zum Kuratorium gehören außer dem Stifter, Geheimrat Dr. von Böttinger, als Vertreter des Kultusministeriums Wirkl. Geh. Oberregierungsrat Dr. Friedrich Schmidt, der derzeitige Rektor der Universität und die ordentlichen Professoren Geheimräte Erich Schmidt, Herrmann Diels, Alois Brandl.

Das Institut, welches so vortrefflich die schon seit langem als klaffend empfundene Lücke in der Reihe der Beziehungen zum Auslande ausfüllt, hat zweifellos eine Zukunft. Denn hier ist an der Hand wohldurchdachter Veranstaltungen, die von sachkundiger Seite gruppiert in vollendeter Weise dem gedachten Zwecke dienen, eine Arbeit geleistet, die wohl geeignet ist, eine reiche Wirksamkeit im Sinne der Weltkultur zu entfalten und gleichwohl deutscher Art die ihr gebührende Anerkennung unter den Nationen zu verschaffen.

// Internationale Wochenschrift
für Wissenschaft, Kunst und Technik

An die geehrten Leser!

Mit der vorliegenden Nummer schließt der fünfte Jahrgang der »Internationalen Wochenschrift für Wissenschaft, Kunst und Technik«.

Wie in der vorigen Nummer bereits bekannt gegeben wurde, wird unsere Zeitschrift vom 1. Oktober ab als Monatsschrift erscheinen. Herrn Professor Hinneberg war es zu unserem lebhaften Bedauern nicht möglich, die Zeitschrift neben seinen sonstigen Arbeiten weiter zu führen. Wir sprechen ihm für seine treue, aufopferungsvolle Mitarbeit an unserem Unternehmen den verbindlichsten Dank aus.

Die Leitung der Monatsschrift übernimmt Herr Professor Dr. Max Cornicelius, der bekannte Herausgeber von Treitschkes »Politik«. Ebenso wie sein Vorgänger wird auch Herr Professor Cornicelius bestrebt sein, die »Internationale Monatsschrift« im Sinne ihres Begründers Friedrich Althoff zu leiten und sie immer mehr zu einem wirksamen internationalen Bindeglied auszugestalten.

Unseren Lesern wird die Internationale Monatsschrift auf dem gleichen Wege zugestellt wie die bisherige Wochenschrift, sodaß also im Abonnement keine Unterbrechung eintritt. Der Preis des einzelnen Monatsheftes beträgt 1 Mark, das Vierteljahrs-Abonnement kostet 3 Mark.

Berlin, 27. September 1911.
Zimmerstraße 36-41.

Verlag der
Internationalen Wochenschrift
für Wissenschaft, Kunst und Technik.

Bitte wenden!

Heft 1

der

Internationalen Monatsschrift

erscheint am 7. Oktober 1911.

Inhalt:

Internationale Wochenschrift für Wissenschaft Kunst und Technik

herausgegeben von Prof. Dr. Paul Hinneberg, Berlin, Zimmerstr. 36

Verlag: August Scherl, Berlin SW, Zimmerstraße 36-41. — Druck: Bayerische Druckerei und Verlagsanstalt G. m. b. H. in München, Bayerstraße 57.

5. Jahrgang Nr. 39
30. September 1911

Inseraten-Annahme bei den Annoncen-Expeditionen von August Scherl G. m. b. H., Berlin und Daube & Co. G. m. b. H., Berlin und deren sämtlichen Filialen.

Für die Redaktion verantwortlich: Professor Dr. Wilhelm Paszkowski, Berlin-Gr. Lichterfelde.

Erscheint jeden Sonnabend. — Preis vierteljährlich für Deutschland und Oesterreich 3 Mark, für die übrigen Länder des Weltpostverkehrs 4 Mark 30 Pfg. bei direktem Bezug unter Kreuzband. — Einzelnummer 25 Pfg. — Inserate die dreigespaltene Nonpareillezeile 50 Pfg. — Abonnements nehmen alle Buchhandlungen und Postanstalten, sowie sämtliche Geschäftsstellen von August Scherl G. m. b. H. entgegen.

INHALT

Die Abhandlungen erscheinen in deutscher Sprache, englische und französische auf Wunsch der Autoren im Urtext

Ein Hauptproblem der modernen Religionsgeschichtsforschung.

Von Edvard Lehmann, Professor an der Universität Berlin.

Die junge Wissenschaft der Religionsgeschichtsforschung ist reich an ungelösten Problemen. Und in einem ihrer Hauptprobleme, der Frage des Totemismus, befindet sich zurzeit die Forschung in dem unerfreulichen Stadium, wo ihre Ergebnisse um so bescheidener werden, je mehr man in den Stoff hineindringt.

Vorläufig sei nur gesagt, daß man unter Totemismus die bei den Primitiven weit verbreitete Sitte versteht, sich selbst oder seine Sippe nach einer Tier- oder Pflanzengattung zu benennen, das betreffende Tier oder die Pflanze als sein Wappen anzunehmen und sich unter dessen Schutz zu stellen.

Mit dieser kurzen Erklärung wollte sich jedoch die Religionsgeschichte früher nicht begnügen. Wenn in dieser jungen Wissenschaft etwas Neues aufkommt, wird es gewöhnlich von den Forschern mit jugendlichem Eifer ergriffen, und der Sache wird eine Bedeutung und eine Tragweite beigelegt, die bei genaueren Kenntnissen und einer reiferen Überlegung nicht aufrecht erhalten werden kann, besonders wenn man gar das neue Phänomen für den Anfang oder Ursprung oder das Wesen oder den Schlüssel der Religion erklärt hat. So ist es dem Fetischismus und dem Animismus und auch anderen -ismen ergangen, und so ergeht es heute dem Totemismus.

J. G. Frazer, der berühmte Vertreter der Cambridger Schule, hat dieser ersten Auffassung der Religionsgeschichte den klassischen Ausdruck gegeben, teils in seinem Artikel »Totemism« in der Encyclopedia Britannica, teils in einem wesentlich gleichlautenden Büchlein »Totemism« (Edinburgh 1887).

Die einleitende Definition des Totemismus, die er hier gibt, ist kurz und klar und sachgemäß: »ein Totem«, sagt er, »ist das Abzeichen einer Klasse von materiellen Gegenständen, die der Wilde mit abergläubischem Respekt betrachtet, weil er an eine besondere, enge Beziehung zwischen sich selbst und jedem Mitglied der betreffenden Klasse glaubt. Die Beziehung zwischen dem Menschen und seinem Totem ist beiden förderlich: das Totem beschützt den Menschen, und der Mensch äußert seine Verehrung dem Totem gegenüber dadurch, daß er — wenn es sich um ein Tier handelt — dieses nicht tötet, oder — wenn eine Pflanze — sie nicht abschneidet oder pflückt. Im Unterschied von einem Fetisch ist das Totem nie ein isoliertes Individuum, sondern immer eine Klasse von Gegenständen, gewöhnlich eine Tiergattung oder eine Pflanzengattung, selten eine Klasse von leblosen Dingen, äußerst selten von künstlich hergestellten Dingen.«

»Die Gruppen von Menschen«, sagt Frazer ferner, »die sich nach dem Totem nennen, halten sich für Blutsverwandte, Abkömmlinge

eines gemeinsamen Vorvaters, fühlen sich einander gegenseitig verpflichtet und in dem gemeinsamen Glauben an das Totem verbunden. So bildet der Totemismus sowohl ein religiöses als ein soziales System: religiös, insofern ein Verhältnis der Beschützung und Verehrung zwischen dem Totem und dem Menschen besteht, sozial, insofern die Mitglieder der Gruppe sich gegenseitig verpflichtet fühlen.«

Das spezifisch religiöse Moment im Totemismus würde demgemäß zunächst in der Verehrung der Totem als göttliches Wesen oder Schutzpatron und in der Betrachtung der Totem als Väter oder Ahnen, ferner in der Verpflichtung bestehen, das Tier nicht zu töten und zu essen oder gar nicht anzurühren, anzusehen, zu erwähnen.

Dieses Religiöse und Genealogische stand damals bei Frazer in dem Vordergrund, und auch der Semitist Robertson Smith, der mit Frazer zusammen diese Interessen an der Universität Cambridge vertrat, betonte in seinem glänzenden Hauptwerk »Die Religion der Semiten« (deutsch von R. Stübe 1899) den religiösen Charakter des Totemismus, ja bezeichnet geradezu die Verehrung der Totem als eine — wenn auch nicht die einzige — ursprüngliche Stufe des semitischen Heidentums. »Wir können dem Schlusse kaum ausweichen«, sagt er (S. 101), »daß einige von den semitischen Göttern ihrem Ursprunge nach Totems sind, und wir dürfen erwarten, daß wir die deutlichsten Spuren dieses Ursprungs bei den ältesten Heiligtümern finden.« »Sobald sich die Menschen über den Zustand der reinen Barbarei erheben, entwickeln sich die Totems schnell zu Göttern«; »der Gott zog dann auf seine Person die Verehrung, die allen Tieren der Totemart erwiesen zu werden pflegte, oder die Verehrung, die ihnen dargebracht wird, wird wenigstens von dem Kultus der Götter abhängig gemacht. Der in Tiergestalt vorgestellte Gott wird endlich, da er als dämonisches Wesen viele menschliche Eigenschaften hat, in einen anthropomorphen Gott verwandelt, und seine Beziehungen zu den Tieren treten ganz zurück« (S. 99).

Wir sehen hier, in einem der grundlegenden Werke der modernen Religionswissenschaft, den Totemismus in einen Zusammenhang hineingezogen, wo er ein entscheidendes Moment in der Entwicklung einer höheren und, sogar nach kirchlichem Sprachgebrauch, geoffenbarten Religion, wird. Es wird dann von höchster Bedeutung, zu wissen, ob man ohneweiteres vom Totemismus als etwas Religiösem, oder sogar von einer totemistischen Religion reden darf. Bis jetzt ist diese Religionsform nur Hypothese; sollte sich die Hypothese bei näherer Nachprüfung als bedenklich erweisen, würde dieses allerdings sowohl für die Darstellung Frazers als für die Konstruktion Robertson Smiths verhängnisvoll werden.

Seit diesen ersten Versuchen, den Totemismus zu bestimmen, hat sich das Material reichlich angehäuft, und man wird heute viel besser imstande sein, das Phänomen zu überschauen. Frazer selbst ist, indem er in seinem neuen großen Werk über den Totemismus so das gesammte Material zusammenstellt, gerade durch das vollständigere Wissen zu vorsichtigeren Schlüssen gekommen.

Noch vorsichtiger sind die Ethnologen vom Fache. Sie scheuen sich meistens, eine Definition des Totemismus zu geben. Sie sind darauf aufmerksam geworden, daß die einzelnen Züge, die in den Definitionen als allgemein gültige hervorgehoben werden, sich keineswegs überall im gleichen Grade wiederfinden, wenn sie sich überhaupt wiederfinden. Der Totemismus, sagen sie, ist ein loses und buntes Gewebe, daß sich an den verschiedenen Stellen verschieden gestaltet.

Will man eine allgemein gültige Bestimmung des Phänomens versuchen, muß man zunächst darauf achten, welche Züge am häufigsten vorkommen; ob es in der Gesamtheit der Erscheinungen etwas gibt, das sich immer wieder findet und sich deshalb als das Gemeinsame und Allgemeine nachweisen ließe.

Wo dieser Maßstab angelegt wird, stellt sich die Definition des Totemismus als einer Religion ganz besonders als verfehlt heraus. Gerade die religiösen Züge sind nämlich die am seltensten vorkommenden und sind, wo sie vorkommen, gewöhnlich wenig greifbar.

Viel häufiger und deutlicher sind die genealogischen Elemente im Totemismus: die Vorstellungen von einer Abstammung von dem Totemtiere. Allgemein herrschend ist diese Vorstellung keineswegs; und das gleiche gilt von anderen, wohlbekannten Seiten des Phänomens: den Verboten, das Totemtier zu töten, es zu verzehren oder gar seinen Namen zu nennen.

Wenn man — anstatt eine Definition zu versuchen -- einfach die verschiedenen Erscheinungen, die gewöhnlich als totemistisch bezeichnet werden, in überschauender Reihenfolge aufstellt, wird man überhaupt nicht umhin können, das Rituelle und Genealogische als etwas besonders Augenfälliges an die Spitze zu stellen. Diese Elemente werden aber bald, je mehr man nach dem Grundlegenden sucht, anderen Eigentümlichkeiten den Platz machen, die für eine Charakteristik des Totemismus von viel größerer Tragweite sind.

Rituelle Bestimmungen.

Verbot der Tötung des Tieres. Von den Indianern in Peru wird erzählt, daß die Menschen der Jaguarklasse sich ruhig hinsetzen, wenn sie ihr Waffentier erblicken, und sich ohne Widerstand vom Tier töten lassen, ohne sich zu wehren oder die Flucht zu ergreifen. Das Totemtier wurde als naher Verwandter der Klasse angesehen (Schurtz, Urgeschichte[5] 101). Wenn das Tier tot ist, muß es sogar beweint und begraben werden. Turner (19 years in Polynesia, 242) erzählt von den Bewohnern der Samoainseln: »Wenn ein Mann eine tote Eule findet und er die Eule als Gottheit seines Dorfes verehrt, muß er sich hinsetzen und das Tier beweinen, indem er seine Stirn mit Steinen blutig schlägt.

Speiseverbote. Wie eine Klasse unter den Omahaindianern glaubt, daß sie nicht Elentiere essen können, ohne daß ihr Körper voller Beulen wird, so glaubten die Syrer des Altertums, denen die Fische des Atargates heilig waren, daß sie von Beulen, Geschwülsten und verzehrenden Krankheiten heimgesucht werden würden, wenn sie eine Sardine essen würden (Robertson Smith, Religion der Semiten, 114).

Die Verpflegung des Totemtieres. Im Panjab gibt es eine besondere Schlangenklasse. Die Leute verehren ihre Schlange jeden Montag und Donnerstag, kochen Milch und Reis und setzen es für die Schlange hin, während sie an diesen Tagen selbst nichts genießen und auch keine Butter machen. Einer toten Schlange ziehen sie Kleider an und veranstalten ihr ein herrschaftliches Begräbnis (Crooke, Pop. Belief in India, 284).

Genealogische Bestimmungen.

Namenssitte. Die Gattung wird nach der Tierart benannt; ihre Mitglieder werden einfach Biber, Raben, Jaguare, Känguruhs, Kolibris usw. genannt.

Klan und Totemtier sind Verwandte. Die Osagen wollen den Biber nicht jagen, um nicht ihren Bruder zu töten. (Frazer, Totemism 8.) Vgl. die obengenannten Peru-Indianer. Im Alcheringastamm in Zentralaustralien lebten Ahnen, die nach Ansicht der Eingeborenen so innerlich mit den Tieren und Pflanzen, deren Namen sie führten, verbunden waren, daß z. B. ein Alcheringamann des Känguruhtotems Mannkänguruh oder Känguruhmann genannt wurde; die Individualität des Einzelnen schmilzt zusammen mit dem Tier oder der Pflanze, von der er seine Herkunft ableitet. (Spencer u. Gillen, Native tribes in S.W. Australia 119.)

Totemgenossen sind Verwandte. Theoretisch wurde ein Mann des Rabenklans überall, wohin er kam, als Rabe betrachtet. Und die Raben, denen er sich zugesellte, waren seine Onkel, älteren oder jüngeren Brüder, Schwestern und Vettern (Swanton, The Haida 65). Verwandtschaftsbezeichnungen sind indessen sehr erweiterungsfähig; *mia mia*, was bei den Aruntas »Mutter« bedeutet, kann auch von anderen weiblichen Verwandten gebraucht werden (Spencer u. Gillen).

Praktisch-soziale Bestimmungen.

Es ist verboten, innerhalb seines Totemklans zu heiraten. Diese Regel scheint überall festzustehen und gilt sehr häufig als unverbrüchliches Gesetz. »Jeder Neu-Mecklenburger hat einen bestimmten Vogel oder *manu* als Familienzeichen. Im Leben der Eingeborenen spielt dieser Manu eine wichtige Rolle; ein Mann und ein Weib, die denselben Manu haben, dürfen einander nicht heiraten oder fleischlichen Verkehr pflegen, das wird für Blutschande gehalten und noch heute mit dem Tode bestraft« (Parkinson, 30 Jahre in der Südsee, 649). Die gesellschaftliche Einteilung bei vielen Völkern und Stämmen beruht auf diesem Verhältnis, wie Spencer und Gillen ausführlich bezüglich der Aruntastämme nachgewiesen haben; unter den Haidas in Nordamerika müssen sogar durch Freundschaft verbundene Gruppen die Ehe unter einander meiden (Swanton 66).

»Mit wem darf ich mich verheiraten?« — Diese Frage, sagt Meinhof, kann als praktisches Prinzip für die Verwandtschaftsordnung unter den Eingeborenen Westafrikas dienen.

Aber diese Frage lasse sich nur mit Hilfe der entsprechenden Frage lösen: »Was darfst du nicht essen?« Am Speiseverbot erkennt man die totemistische Gruppierung.

Diese Eheverbote sind so gut wie überall mit dem Totemismus verbunden. Von ihnen muß man ausgehen, wenn man den Totemismus verstehen will; haben wir doch hier einen konstanten Faktor vor uns, mit dem verglichen die andern Bestimmungen, z. B. die Speiseverbote, variieren und unwesentlich erscheinen.

Man muß in diesem Zusammenhang bedenken — Parkinson hat es in seinem Buche »Dreißig Jahre in der Südsee« stark hervorgehoben — welches Gewicht die meisten primitiven Völker auf Exogamie legen. Man muß frühzeitig die Erfahrung gemacht haben, daß Im-Stamm-heiraten Entartung der Rasse mit sich bringt; oder es muß in der Menschennatur selbst eine Neigung liegen, bei der Paarung die nächsten Umgebungen zu meiden. Aber soll dies Außerhalb-des-Stammes-heiraten aufrechterhalten und reguliert werden, erfordert es eine leicht erkennbare Gruppierung in der Gemeinschaft, bei welcher der Totemismus seinen Dienst leiht, jedenfalls dadurch, daß er die nötigen Kennzeichen darbietet. Dadurch erhält er einen heraldischen Charakter, seine wichtigste und durchgehendste Eigentümlichkeit.

Aber es ist die Frage, ob seine heraldische Bedeutung nicht weiter geht als bis zur Eheordnung; diese ist nur ein Teil des Grundverhältnisses, welches das primitive Gemeinschaftsleben bestimmt, nämlich der sozialen Gruppierung. Der Unterschied zwischen den Menschen ist auf dieser Kulturstufe ebenso wichtig gewesen wie heutzutage die Gleichheit oder die Gleichberechtigung der Menschen. Man hat ohne Zweifel Menschen um gemeinsame Interessen nur dadurch sammeln können, daß man sie in ganz kleine Gruppen, genau eingeteilte Familien, Gilden, Stände usw. ordnete, deren Abgrenzung mit größter Strenge aufrecht erhalten wurde.

Das primitive Rechtswesen begnügt sich indessen nicht damit, eine Ordnung festzulegen. Sie muß begründet und vor allen Dingen garantiert werden, falls man erwartet, daß sie durch die Generationen hindurch aufrecht erhalten werden soll. In der antiken Kultur hat man solche Garantien dadurch gesucht, daß man die Ordnungen für göttliche Gebote erklärte oder ihnen eine mythologische Erklärung gab, so wie man z. B. in Indien die Kastenordnung begründete, indem man erklärte, daß die verschiedenen Kasten aus verschiedenen Teilen von Brahmas Leib entstanden seien.

Parallel mit diesen Theorien sieht man bei den antiken Völkern eine Praxis, welche rechtlichen Bestimmungen ihre Existenz sichern soll. Dies geschieht dadurch, daß auf zeremonielle oder sogar magische Weise das hergestellte Verhältnis in feste Verbindung mit vorherbestehenden Verhältnissen gesetzt wird, von deren Unverbrüchlichkeit man von vornherein überzeugt ist. Wenn z. B. in Rom die Bodenverteilung eine priesterliche Verrichtung war, welche immer vor sich ging mit bestimmter Innehaltung der Himmelsrichtungen, dann geschah dies ohne Zweifel, um den Feldgrenzen eine ähnliche Unverbrüchlichkeit zu sichern wie den entsprechenden Himmelsgrenzen, deren ewige Gültigkeit gegeben war. Bei Vertragsschlüssen und Eidesleistung ist man besonders eifrig, Bündnisse zu schließen mit etwas unveränderlich Bestehendem z. B. der Sonnenbahn, und die Vorliebe, die Sonne zum Rechtsgott zu machen, zielt offenbar darauf ab, eine höchste Garantie für das Recht zu schaffen in einer unabänderlichen Naturordnung. Auch bei Hochzeitssitten sucht man eine Stütze in höheren Vertragsordnungen: bei den Indern im Bund zwischen Himmel und Erde, bei den Chinesen in der Verbindung zwischen den männlichen und weiblichen Grundmächten des Universums usw.

Diese magische Praxis ist bei den primitiven Völkern, deren Götterbegriffe nicht so entwickelt sind, daß man an eine göttliche Bürgschaft für die menschlichen Bestimmungen glauben kann, der eigentliche Ausweg, um eine Garantie zu erlangen.

Nun ist es beim Totemismus augenfällig, daß das einzelne Individuum in den Tier- oder Pflanzenarten, von denen man das Totem nimmt, sozusagen nie eine Rolle spielt, und ferner daß der Charakter der betreffenden Tierart auch in der Regel gleichgültig zu sein scheint, indem es nicht besonders nützliche oder furchtbare Tiere, auch nicht vorzugsweise beliebte Jagdtiere

und ähnliche sind, an die man sich bindet, sondern sehr oft ganz unbedeutende Tiere — Frösche, Ratten, kleine Vögel usw.

Das, wofür man sich interessiert, ist offenbar die Art als solche: daß es Arten in der Naturwelt gibt, ist ein Umstand, den man gebrauchen kann. Diese gegebene und festliegende Einteilung in der Natur scheint ein festes Prinzip zu bieten für die Einteilung der menschlichen Gemeinschaft; die Familie, die Gattung (der Klan) spiegelt die Naturart wider, mit welcher sie identifiziert ist. So wird die Menschenart, die man schafft, prinzipiell begründet, und bei der nahen Verbindung mit der Naturart hebt man die Gesellschaftsordnung über das Zufällige und Vergängliche im Menschenleben und macht sie unerschütterlich wie die Natur selbst.

Diese praktisch-soziale Seite des Totemismus tritt besonders zutage bei den erwähnten Eheverhältnissen. Aber auch auf andere Weise sehen wir, wie sie sich geltend macht z. B. bei der Gastfreiheit, die Totemverwandte einander erweisen, und bei anderen Formen brüderlichen Zusammenhaltens.

Man tut sicher recht daran, wenn man das Werden des Totemismus verstehen will, mehr auf diese speziellen Verhältnisse zu achten, von denen aus er als praktische Notwendigkeit sich verstehen läßt, als wenn man das religiöse Moment oder das genealogische Interesse zum Ausgangspunkt macht. Diese Momente, von denen namentlich das letztere, die Abstammung vom Totemtier, reichlich bezeugt ist, lassen sich leichter als abgeleitete denn als selbständige Faktoren verstehen. Wie die Mexikaner dazu kommen können, einen Kolibri als ihren Familiengott anzusehen, oder die Australier dazu, eine Beutelratte für ihren Stammvater zu halten, ist selbst trotz aller Einräumungen gegenüber der primitiven Phantasie nicht leicht zu fassen. Dagegen versteht man wohl, daß solche Vorstellungen sich bilden können, wenn ein Stamm erst aus praktichen Gründen eine Tier- oder Pflanzenart, eine Klippe, einen Fluß oder ähnliches als »Zeichen« gewählt hat und infolgedessen sich so viel wie möglich damit identifiziert. Bei dieser Identifizierung bleibt der nächstliegende Zug doch die Benennung nach dem Totem, was sich auch überall wiederfindet. Die Verbote, zu töten, zu essen, die Gebote, anzurufen, zu verehren, zu begraben usw. werden nicht im gleichen Grade notwendige Folgen des Verhältnisses, und diese sind daher auch äußerst variierend.

Am schwächsten äußert sich, nach den jetzt gesammelten Erfahrungen, die religiöse Seite der Sache. Die Vorsicht mit der die Anthropologen diesen Punkt berühren, steht in lehrreichem Kontrast zu den weitgehenden Vermutungen über die religiöse Bedeutung des Totemismus, mit denen die ganze Frage von Anfang an behandelt wurde.

Ludwig von der Pfordten bis zum Ende seiner Professorenzeit.

Zur hundertsten Wiederkehr seines Geburtstages.

Von Karl Stählin, Professor an der Universität Heidelberg.

(Schluß)

Der wirkliche Grund der königlichen Ungnade, die mit dieser Versetzung ganz augenscheinlich verbunden war, wurde indes nie bekannt. Und das Merkwürdige ist, daß König Ludwig selbst zu einer Zeit, als Pfordten schon bayrischer Minister war und nicht nur bei seinem Sohn, dem regierenden König, sondern auch bei ihm in hoher Gunst stand, an Lasaulx einmal die Frage richtete, warum er jenen damals von Würzburg entfernt habe. Lasaulx konnte nur erwidern, man habe sich damals allgemein auch so gefragt, ohne eine Antwort zu finden. Pfordten aber glaubte später die sichere Lösung des Rätsels gefunden zu haben, und eben diese Frage mußte ihn in der Überzeugung bestärken, daß die Sache allein von Abel ausging und mit seinen freundschaftlichen Beziehungen zu Giech zusammenhing: gerade in der Zeit, als dieser sein Promemoria mit den scharfen Angriffen auf Abel verfaßte, war er einige Tage bei ihm in Ansbach zu Besuch gewesen, und Abel hatte nun wahrscheinlich den übrigens völlig unbegründeten Verdacht, daß der Würzburger Professor an der Abfassung der Denkschrift nicht unbe-

teiligt gewesen sei. Die Absicht des Kronprinzen aber, Pfordten zu sich zu rufen, brachte dann wohl den Entschluß des schon feindselig gestimmten Ministers zur Reife, ihn von der Universität zu entfernen. Denn diese sollte damals ganz katholisiert werden und im ganzen dem Buchstaben der Verfassung nach doch paritätisch zu regierenden Lande schien es auf nichts anderes mehr abgesehen als auf die Unterwerfung der Protestanten und die Beugung alles wissenschaftlichen Denkens unter die freiheitsfeindliche Herrschaft des Ultramontanismus.

Inmitten der allgemeinen Erregung aber, die im Moment seiner Abberufung im Kreise der Bekannten herrschte und zu mancher ungerechten Verdächtigung einzelner Persönlichkeiten führte — es kam bis zu einer ehrenwörtlichen Erklärung des ultramontanen Professors und Mitglieds der Ständeversammlung Albrecht — blieb Pfordten selbst der Gefaßteste: seine »Ruhe und christliche Milde« hebt einer der Freunde als für ihn in seiner krankhaften Aufregung geradezu beschämend hervor. Auch seine Abschiedsworte bei jenem Mahl, das ihm die Stadt gab, zeigen eine wundervolle männliche Würde und das stolze Bewußtsein erfüllter Pflicht: »Ich bekenne es, es macht mich stolz, daß nicht offizielles Vivat und Gläserklingen oder zweideutiges Zeitungslob, sondern der freiwillige Zuruf selbständiger Bürger meinem Abschiede ertönt . . . Warum das geschehen ist, ich weiß es nicht, ich ahne es nicht einmal; aber eins weiß ich, daß Wahrheit und Recht, wie sie meine Führer gewesen sind auf dem Lehrstuhle, so auch meine Leitsterne sein werden in dem Gerichtssaale. Was auch meine Zukunft mir bringen mag, der feste männliche Sinn wird mich nicht verlassen.«

Schon am 6. Februar 1841 fuhr er um Mitternacht in Aschaffenburg ein: ein in harter Erfahrung nun ganz zum Manne Gereifter. Aber »kalt und frostig wie in der Natur war es in meinem Innern, und wie die Massen des Treibeises auf dem Main an das Schiff gedonnert hatten, das mich herübertrug, so schienen sich mir die schneebedeckten Häuser der mir ganz fremden Stadt drohend gegen meine Zufriedenheit und gegen mein Glück zu erheben.« Da trat ihm, während er mit dem Reisesack in der Hand die fast menschenleeren Straßen durchwanderte, plötzlich einer der wenigen Bekannten, die er hier hatte, begrüßend entgegen. »Das nahm ich als ein gutes Zeichen, und mit freudiger Hoffnung richtete sich meine Seele daran auf.«

Zwei Tage später wurde er in die Plenarsitzung des Gerichtshofes eingeführt und vereidigt. Am 9. Februar begann seine richterliche Tätigkeit, und am 12. trug er zum erstenmal im Ersten Senat vor, der aus den Appellationsgerichtsräten Freiherr von Habermann, Bottler, Gombart, Fuchs und ihm selbst bestand.

Mit dieser Notiz brechen Pfordtens Aufzeichnungen über seinen äußeren Lebensgang ab, um erst wieder mit seiner Berufung als bayrischer Minister zu beginnen. Doch lassen uns auch über die Aschaffenburger Zeit die sonstigen Quellen keineswegs ganz im Stich. Er hat alsbald einen neuen Freundeskreis unter seinen dortigen Kollegen gewonnen. Zumal Gombart ist ihm ein vertrauter Duzfreund geworden, und dessen Ordnungsliebe, die derjenigen Pfordtens selbst gleichkam, wie seiner humoristisch-poetischen Ader haben wir manche Nachricht aus diesen Jahren zu verdanken: er hat den jüngeren, aber weit überragenden Genossen nicht nur in zahlreichen Scherzgedichten verherrlicht, sondern auch ein kleines Tagebuch über seinen zweijährigen Verkehr mit ihm geführt. Auf Spaziergängen zeigen sich die Freunde gegenseitig ihre dichterischen Versuche und freuen sich ihrer Übereinstimmung »übers Leben und besonders die Politik«. Oder sie sprechen über die Angriffe der Katholiken, wobei die Bemerkung — wir wissen nicht, von welcher Seite — fällt: »blos wenn man selbst einen positiven Glauben hat, kann man sicher laufen [?]. Der blose Rationalist kommt auf das Nichts«. Dem Scheidenden gibt Gombart noch den Wunsch auf den Weg, Gott möge ihn vor dem religiösen Irrwesen der neuen Hegelianer bewahren und ihm eine brave fromme Frau schenken.

Um des Gewichtes dieser Worte inne zu werden, muß man bedenken, daß die Hallischen Jahrbücher Arnold Ruges und Echtermeyers seit dem Ende der dreißiger Jahre den Junghegelianern als Sammelplatz für ihre Angriffe dienten, die von der Verwerfung des Absolutismus und Katholizismus zur Vernichtung der Romantik und der historischen Schule fortschritten, schließlich mit demselben Radikalismus den Protestantismus aufs Korn

nahmen und nur noch die Aufklärung als den großen Neubeginn der Weltentwicklung gelten ließen; daß bereits 1835 das »Leben Jesu« von D. Fr. Strauß erschienen war und 1841 das »Wesen des Christentums« von Ludwig Feuerbach folgte. Es sind die geistigen Fortwirkungen der Julirevolution, die sich in dieser Spaltung des Hegelianismus, des letzten großen systematischen Gebildes unserer Philosophie, in der Zersetzung der Gedankenwelt überhaupt und in dem ungestümen Vorwärtsdrängen eines negierenden neuen Geschlechts offenbaren: eine Überleitung zugleich zu den stärkeren politischen Bewegungen der Mitte des Jahrhunderts.

Auch in der schönen Literatur hatte sich der Radikalismus breit gemacht. Börnes Mund, des immer weiter nach links gedrängten Publizisten, war schon verstummt. Doch sein Gegner Heine war noch am Leben. Von ihm wurde eben damals das schillernde, geistreiche Feuilleton mit seinem »Salon« und andern Pariser Plaudereien in die deutsche Literatur eingeführt. Mit welcher Geringschätzung blickte diese neue Literatenschule mitsamt ihrem liberalen Publikum auf unser großes Zeitalter der Literatur und seine größten Vertreter zurück. Aber eben hier, in der Bewertung Goethes vor allem, schieden sich deutlich die Geister. Und das Wesen des literarischen Zeitalters verleugnete sich auch nicht in den Jahren, da es langsam zu Ende ging, nur daß jetzt, wo die Produktion der großen Zeit versiegt war, um so stärker die Aufnahme in jenen eben bezeichneten Kreisen einsetzte: in Lesemuseen und Lesekränzchen.

Auch unter den Aschaffenburger Juristen bestand ein solcher Zirkel. Man las mit verteilten Rollen; in bunter Folge lösten sich Klassisches und Romantisches, Trauerspiel und Lustspiel ab: »In Freud und Schmerz abwechselnd tief empfunden die Herrlichkeiten reicher Dichterwelt«. Dazwischen fielen Kasinobälle, Schach- und Puffpartien mit Preisverteilungen und gereimten Toasten des unermüdlichen Gombart. Pfordten aber war der bewunderte und verehrte Mittelpunkt, dem auch im Lesekränzchen regelmäßig die Heldenrolle zufiel.

Doch seines Bleibens in diesem Wirkungskreis war nicht lange. Die Hoffnung auf eine neue Professur verlor er nicht, zumal sich der treue Giech in aufopfernder Freundschaft unablässig um seine Aufnahme in Preußen bemühte. Im Sommer 1841 suchte er während eines Berliner Aufenthalts Savigny und den Minister Eichhorn, sowie den gerade anwesenden preußischen Gesandten in München Grafen Dönhoff in Pfordtens Angelegenheit auf, die sich alle und besonders Savigny aufs lebhafteste für ihn zu interessieren begannen. Anfang 1842 reiste er von Wiesbaden nach Frankfurt, um dem dortigen preußischen Residenten von Sydow über ihn Bericht zu erstatten, den dieser im Auftrag Eichhorns erbeten hatte. Im September dieses Jahres eröffnete sich Pfordten daraufhin die Aussicht auf eine Breslauer Professur. Wie seltsam scheint hier das Schicksal mit seiner Zukunft zu spielen, einer Zukunft, die zugleich die Bayerns ist. Welche andersartige Perspektive tut sich hier auf, welche Möglichkeiten für die Geschichte Süddeutschlands in den kommenden Jahrzehnten, wenn er preußischer statt sächsischer Professor geworden wäre. Aber Pfordten schwankte: soeben erst, Anfang Juni 1842, hatte er vom Kronprinzen Max die Aufforderung erhalten, gewisse Teile eines »Manuel politique à l'usage d' un prince«, den er durch verschiedene Gelehrte für sich herstellen lassen wollte, zur Ausarbeitung zu übernehmen, und hatte sich dazu bereit erklärt, soweit es ihm seine Arbeitslast am Gerichtshof gestatten würde. Giech trieb ihn in der Breslauer Sache an: Breslau sei ja kein Bonn, doch handle es sich darum, in Preußen Fuß zu fassen; wenn er noch an die akademische Laufbahn denke, müsse er die Gelegenheit ergreifen.

Dennoch zerschlug sich die preußische Berufung im Oktober, offenbar nicht ohne Mitschuld Sydows und seiner Regierung. Unmittelbar darauf, im November, wurde ihm jedoch ein Ruf aus einem Lande zuteil, von wo er ihn am wenigsten erwarten konnte, da er dort nicht die geringsten persönlichen Beziehungen hatte. Vom sächsischen Minister von Wietersheim wurde ihm die Nachfolge Puchtas in Leipzig angetragen; dieser selbst hatte ihn vorgeschlagen, als er an die Universität Berlin abging, um dort den zum Minister ernannten Savigny zu ersetzen. Das Nächste war aber dann doch wieder, daß sich Pfordten an zuständiger Stelle nach seinen Aussichten in Bayern erkundigte und dabei bemerkte, er würde in seinem lieben Vaterlande bleiben, wenn er die Beseitigung der allerhöchsten

Ungeneigtheit und baldige Beförderung hoffen dürfte. Erst als er erfuhr, der König, hiervon in Kenntnis gesetzt, habe erwidert, die Verfassung gestatte keine Anwartschaften auf Beförderungen, trat er mit Dresden in weitere Unterhandlung. Als die Entscheidung dann im Dezember gefallen war, da jubelt Giech, der bereits an seinem Schützling, für den er so viel getan, irre geworden war, daß er nun seinen »alten Lebensplan« entschlossen wieder aufnehme und endgültig dem »traurigen bayer. Justizdienst« Lebewohl sage. Er freut sich herzlich über die »Gerechtigkeit dieser Fügung« seines Schicksals. »Freilich sollte man auch an das arme Vaterland denken, aber das ist vorerst ohnedem verloren!« Schon rechnen ihm die Thurnauer Freunde einschließlich Kollegiengelder und Schriftstellerhonorar 4000 fl. Jahreseinnahme aus und haben ihm auch bereits »eine blonde Sächsin und reiche Kaufmannstochter zur Gemahlin bestimmt« und seinen »Ehehimmel herrlich ausgemahlt«.

Wie sehr aber Pfordten anfänglich geschwankt und wie stark er in seinem Ehrgeiz nun einen Aufstieg in der bayrischen Beamtenlaufbahn erstrebt hatte, das geht aus einem damaligen Brief an die Schwester Auguste in Thurnau hervor, in dem er aussprach, »es sei nicht mehr viel mit dem Lehrfach, das Praktische gelte jetzt mehr«. Und weiter kommt dafür ein Bericht an den Kronprinzen Max in betracht. Auch jetzt wollte Pfordten nicht von Bayern scheiden, ohne diesem seinem hohen Gönner ausführlich seine Gründe dargelegt zu haben. Er tat das im Februar, nachdem er die Erlaubnis hierzu eingeholt, »mit freudigem Herzen«,

»weil mir dadurch vergönnt ist, mich von dem Scheine des Undankes zu befreien, der namentlich in den Augen Euer Königlichen Hoheit leicht auf mich fallen könnte.«

In einem umfangreichen Bericht spricht er sich offen über die ihm widerfahrene Unbill, auch über den letzten ungnädigen Bescheid des Königs aus. Er habe kein unbedingtes Verlangen nach der Rückkehr zum akademischen Berufe getragen; seine praktische Tätigkeit habe ihm neue und erweiterte Gesichtskreise eröffnet, im Stillen habe er daher »die schon früher ahnungsweise gefühlte Hoffnung« genährt, »dereinst für die zur unabweisbaren Notwendigkeit heranreifende Reform unserer Gesetzgebung mitwirken zu können«, eine Hoffnung, für deren Realisierung er »kein momentanes Opfer zu groß halten würde«.

»Aber eben dieser Hoffnung mußte ich nun entsagen; ich mußte fürchten, wenn ich den Ruf nach Leipzig ablehnte, meine besten Jahre hindurch meine Kraft an das Aufarbeiten der Rückstände bei den Gerichtshöfen setzen zu müssen — und hiezu konnte ich mich nicht entschließen.«

Im Folgenden aber wird dieses Schreiben zu einem für den Biographen unschätzbaren Dokument, weil es des Verfassers Überzeugung ausspricht, »welche für mein Scheiden aus Bayern entschied«, und in diesem Zusammenhang seine innerste politische Gesinnung enthüllt.

In dem ursprünglichen Konzept, das ich auch weiter beibehalte, heißt es:

»Es ist mir klar geworden, daß ich, so lange diejenigen Regierungsgrundsätze herrschen, welche in Bayern seit dem Jahre 1837 befolgt werden, eine öffentliche Wirksamkeit, welche durch Grundsätze getragen u. geleitet werden muß, nicht erlangen, auf keinen Fall aber behaupten könnte. Ich bin aufrichtig monarchisch u. conservativ gesinnt, und darf dies mit umsomehr Überzeugung aussprechen, als ich in den aufgeregten Jahren 1830—1833, wo ich als 19jähriger Jüngling zu Erlangen u. Heidelberg studierte, die Probe bestand, und die bodenlose Schwindelei der sog. Freiheitsmänner nicht blos meiner ganzen Natur zuwider fand, sondern auch nicht ohne manche schmerzliche Folge im Kreise meiner Freunde bekämpfte. Aber ich bin ebenso tief u. wahr überzeugt, daß das Herrschen ein von Gott gegebener Beruf, nicht blos ein Recht ist, daß die Völker nicht blos um der Regierungen willen da sind, und daß das Bestreben, das Rad der Zeit stille stehen zu machen, oder wohl gar zurück zu bewegen, nicht zum Heile führen kann. Gott ist mein Zeuge, daß diese Stunde, in der es mir vergönnt ist, zu dem künftigen Herscher eines trefflichen deutschen Volkes zu reden, mir die heiligste meines Lebens ist, und daß jedes Wort aus der treusten Liebe zu dem mir angestammten Fürstenhause und zu dem theuren Vaterlande quillt. In dieser Liebe flehe ich zu E. K. H., bemessen Sie dereinst das Glück und die Zufriedenheit des Volkes nicht blos nach den Schilderungen, welche die den Thron zunächst Umgebenden davon machen, halten Sie nicht Männer, welche den Muth einer abweichenden Meinung haben, für Ihre Feinde, und verurtheilen und strafen Sie nicht ungehört. Nie strahlt die Krone eines Fürsten reiner, als wenn er dem Rechte und dem Wohle seines Volkes auch seine liebsten Wünsche und Neigungen zum Opfer bringt.«

Für die Reinschrift fanden in alledem starke Streichungen und Veränderungen statt. Die unmittelbare Ermahnung an den Prinzen kam ganz in Wegfall. Doch ist natürlich der ursprüngliche Wortlaut von um so größerem Interesse, je zweifelloser gerade er die innerste Meinung des Schreibers wieder-

gibt. Ein Posa im deutschen Spanien des 19. Jahrhunderts? Ja und nein: auch er warnt in seiner Weise, »sich dem Rade des Weltverhängnisses, das unaufhaltsam In vollem Laufe rollt«, entgegenzuwerfen. Auch er fordert Gedankenfreiheit. Aber zugleich bezeichnet er sich hier ausgesprochenermaßen als einen Konservativen, dessen innerſten Inſtinkten der Freiheitsschwindel der Julirevolution und ihrer Ausläufer verhaßt iſt. Liegt nicht in dieser Doppelart ein Widerspruch? Keineswegs. Es iſt ein Konservatismus, der einen wahren und einen falschen Liberalismus unterscheidet und sich mit dem erſtern gar wohl verträgt, während sich für ihn bei dem letzteren, wie es Pfordten selbſt noch wenige Monate vorher gelegentlich der Korrespondenz über die Mitarbeit an dem Manuel politique ausspricht, und wie es mit Savignys Anschauung völlig übereinſtimmt, »unter dem Deckmantel einiger philanthropisch naturrechtlicher Phrasen die platteſte Verhöhnung alles Rechtes verbirgt«.

Der Ingrimm über das Abelsche Syſtem machte sich auch bei den Gesinnungsgenossen Luft, als sie Pfordten Bayern verlassen sahen. Schon am 21. Dezember hatte die Würzburger Tageszeitung »Frankonia« einen geharnischten Artikel gebracht. Der ungenannte Verfasser erinnerte an einen von Thon-Dittmer in der bayrischen Kammer ausgesprochenen Wunsch, »daß für unsere Universitäten Männer ausgezeichneten Rufes gewonnen aber auch erhalten werden möchten«: er fühle sich dazu um so mehr veranlaßt, als Pfordten nicht ohne vorherige Anfrage ausscheide.

»Männer wie Schönlein, Schelling, Rückert, Cornelius, diese Coryphäen teutscher Ärzte, Philosophen, Dichter und Künſtler, haben sich von uns gewendet und glänzen nun als Sterne erſter Größe in Preußen . . Es iſt noch kein Dezennium verflossen, daß man in Bayern, dem eigentlichen Herzen Teutschlands, den Heerd aller wissenschaftlichen Forschungen und Beſtrebungen aufsuchte.«

Die Redaktion fügte freilich hinzu — es war ein unangebrachter Unitarismus, aber ein Zeichen der Zeit und charakteristisch für das teilweise ſtark zu Preußen neigende Franken — daß es »dem Gesammtvaterlande, dem ja doch jetzt alle Teutsche huldigen, keinen Nachtheil bringen kann, wenn die Häupter teutscher Kunst und Wissenschaft anſtatt in München in Berlin wohnen«.

Bei der Abschiedsfeier der Aschaffenburger Freunde im März wurden Wünsche laut, die an Deutlichkeit noch weniger vermissen ließen. Bei dem großen Abschiedsessen im Kasino wurde der Scheidende dann als Sohn des Kometen von 1811 gefeiert. Mit einem Trinkspruch auf Teutschland hat Pfordten erwidert.

Unter solchen Schicksalszeichen iſt er nach einem kurzen Aufenthalt bei den Seinigen nach Leipzig aufgebrochen, wo er im Sommerſemeſter 1843 sein neues Lehramt als siebenter ordentlicher Professor der Rechte antrat.

Er hatte den Ruf nicht ohne sorgsame Sondierung des Leipziger Terrains angenommen. Da Wietersheim seiner letzten Anfrage beigefügt hatte, daß sich die Juriſtenfakultät selbſt entschieden gegen die Berufung eines Ausländers ausgesprochen habe und das Miniſterium ihm daher nur einen mäßigen Gehalt versprechen könne, hatte er ihm geantwortet, daß ihm manche Schattenseiten des akademischen Berufes jetzt noch klarer als früher zum Bewußtsein gebracht seien.

Er hatte sich demgemäß weitere Mitteilungen ausgebeten und erſt endgültig gegen die Zusicherung des für Leipziger Verhältnisse geringen Fixums von 1200 Thalern angenommen, als ihn der Miniſter benachrichtigt hatte, daß der Proteſt der Fakultät gegen die Ausländer regelmäßig ſtattfinde, aber gerade sein engſter Fachkollege Hofrat Marezoll sich davon ausgeschlossen habe. Dann erſt waren Mitteilungen und Ratschläge Puchtas aus Berlin eingelaufen, die, selbſt wenn man einen Teil davon auf Rechnung der scharfen Feder und der hochfahrenden Art des Schreibers setzt, doch ein sehr trübes Licht auf die Leipziger Verhältnisse werfen:

»Es wird Ihnen wahrscheinlich so wenig, als es mir geschehen iſt, an Gegenwirkungen eines Theils Ihrer künftigen Collegenschaft fehlen. Diesen mögen Sie all den Humor und die innere Feſtigkeit, die Sie besitzen, entgegenſtellen, mit dem sicheren Vertrauen, daß diese Sümpfe mit ihren Fröschen bald austrocknen werden. Wenn Sie es möglich machen können, sofort einige Bogen als Dissertation für Ihre Disputation pro loco zu schreiben . . und diese Disputation gleich in den erſten Tagen oder Wochen nach Ihrer Ankunft zu halten, so werden Sie dort ein Großes gewonnen haben. Aufs lateinische Disputiren und Phrasenmachen glaubt man sich dort zu verſtehen, ob ich wohl neben einigen Ausnahmen nicht leicht so viel schlechtes Latein habe sprechen hören als dort, — und wer sich dieser Schwachheit mit einiger Zuvorkommenheit fügt, der hat sich bey den guten bornirten Leuten einen großen Stein ins Brett, und die Widersacher und malcontenten Schreier zur Hälfte auf den Sand gesetzt.«

Nachdem er ihn dann noch speziell vor Ma-

rezolls Honorarneid gewarnt, ihm unter den Kollegen den Juristen Steinacker und den Theologen Winer als ehrenwerte Männer empfohlen hatte, schloß er mit dem Rat, er möge sich baldigst den Ministern v. Wietersheim, v. Lindenau und v. Könneritz vorstellen.

Ehe indes Pfordten — nun königlich sächsischer Hofrat — am 11. April 1843 in Leipzig ankam, hatte sich im deutlichen Zusammenhang mit den Vorgängen in Preußen, wo Friedrich Wilhelm IV. seit kurzem den Thron bestiegen hatte, ein Umschwung vollzogen. Nach dem Schluß des lebhaft bewegten Landtags von 1842/43 war Lindenau, der eigentliche Begründer der sächsischen Verfassung von 1831, gestürzt worden, und auch in Sachsen hielt nun die Reaktion neuerdings ihren Einzug. Könneritz war an die Spitze des Gesamtministeriums getreten mit der ausgesprochenen Absicht, gegen die mächtig anschwellenden revolutionären Fluten einen Damm zu errichten. Die Knebelung der Presse wurde, nachdem ihr der Liberalismus soeben erst ein paar geringfügige Erleichterungen verschafft hatte, in der nächsten Zeit wieder in vollem Umfange durchgeführt. Mit dem politischen Druck gingen Herrschaftsbestrebungen auf kirchlichem Gebiet in beiden Konfessionen Hand in Hand. Der liberalen Kreise hatte sich mit alledem natürlich eine höchst unzufriedene Stimmung bemächtigt. Und besonders in dem kräftig emporblühenden, national und freiheitlich fühlenden Leipzig kam sie zum Ausdruck, da es mehr und mehr zugleich mit der Entwicklung des Buchhandels zum bevorzugten Sitz der Schriftsteller und Publizisten und damit zum Brennpunkt der öffentlichen Meinung des Landes geworden war.

Das war die geistige Atmosphäre, die Pfordten nach seiner Ankunft in Leipzig umgab. Ein vom April bis August 1843 reichendes Notizbuch gibt uns über sein dortiges Leben während des ersten Sommers mancherlei Aufschluß und spiegelt auch ab und zu ein Stück der Stimmungswelt in den Gelehrten- und sonstigen ersten Gesellschaftskreisen wider. Er besucht häufig das Theater: es ist die Glanzzeit Lortzings, der mit seinem »Wildschütz« — einem frivolen Sujet nach Pfordten — das Publikum entzückte; es ist das letzte Jahr des Auftretens Sabine Heinefetters. Dazwischen ziehen ihn gastierende französische Schauspieler und italienische Opernsänger an. Bei Brockhaus, dem Orientalisten, trifft er Heinrich Laube, in dem sich eben damals die Wandlung vom jugendlichen Himmelsstürmer zum erfolgreichen dramatischen Dichter vollzog: »er hat einen sehr slawischen Ausdruck im Gesichte«. Bei Lampadius spricht man über neuere Dramendichter und zumal über das andere kräftigste Talent des Jungen Deutschland, Gutzkow, der mit seinem ersten Trauerspiel »Richard Savage« soeben der gesellschaftlichen Heuchelei, freilich selbst wieder unter allerhand gezierten Gesprächen, Fehde erklärt und gleichzeitig seine »Briefe aus Paris« veröffentlicht hatte: »Lernt man für eine Million einen Brief Gutzkow's auswendig?«, bemerkt Pfordten, »Ich lerne . . «. Auch auf Goethe lenken sich immer wieder die Gedanken und Worte zurück: aber Pfordten, der Goetheverehrer, muß nicht nur für die »gemeine« Philine eine Lanze brechen, sondern von geistvollen Leuten hören, daß Goethe kein Genie sei. Dagegen gibt die Existenz des Schillerhäuschens in Gohlis alljährlich den willkommenen Anlaß zu einer Geburtsfeier des Dichters der Freiheit, die sich unter den Händen Robert Blums und seines Freundes, des Privatdozenten Wuttke, zu einer Massendemonstration gestaltet. Eine gewisse vom Jungen Deutschland so feurig und lockend propagierte Emanzipation wagt sich, wenn auch nur unter dem Widerstand der altbürgerlich empfindenden Kreise, in Sitten und Gehaben der Gesellschaft hervor: »Antik-plastische Darstellungen durch Mädchen machen viel Gerede in der Stadt«. Auch im kirchlichen Leben tritt ihm eine keineswegs konservative Gedankenwelt entgegen: es herrschte da zum Teil noch der alte Rationalismus, zum Teil machten sich die auch in das Politische herüberspielenden Bestrebungen der sogenannten Lichtfreunde geltend, die eine Fortbildung des Dogmas im Geiste der neuen Zeit verlangten. Er wird in die Kreise der Buchhändler eingeführt, hört »viel Salbader« bei ihrem Abendschmause zur Messezeit, aber auch lebendige Trinksprüche und eine gute Rede des jungen Philologieprofessors und späteren Politikers Biedermann über die Einheit der Autoren und Verleger. Aus der Publizistenwelt treten ihm der ganz radikale, später zur Sozialdemokratie übergegangene Doktor Jacoby, »der etwas viel spricht«, und Held, der spätere einflußreiche Führer der Extremen in Berlin, entgegen, der aber immer wieder in den Ruf einer

zweideutigen Haltung kam: damals hatte er in seiner »Locomotive«, die mit anderen Hetzblättern ihres Schlages bald unterdrückt wurde, Pfordtens Berufung in der Annahme bekämpft, daß der bayrische Professor Katholik sei. — Auch in der Unterhaltung der Professoren werden dazwischen immer wieder politische Töne angeschlagen. Da erhebt sich wohl einmal ein »Streit, in wie weit auch der Kaufmann Patriot seyn soll und kann«. Charakteriſtisch für die Jahre, da gerade der maritime Norden unseres Vaterlandes in zähem Partikularismus außerhalb des Zollvereins verharrte, da in Amerika noch immer die höhnische Frage nach diesem weder durch Flagge oder Konsul noch durch ein Kriegsschiff vertretenen Deutschland laut wurde, während Richelot von seinem französischen Standpunkt aus bereits mit Sorge die Erſtehung eines geeinigten Deutschlands als der künftigen größten Handelsmacht des Kontinents vorhersah. Dann wieder gibt eine Zeitungserinnerung an Napoleons I. Aufenthalt in Dresden oder der Untertaneneid, den Ernſt Auguſt von Hannover soeben der Königin Viktoria in England geleiſtet hatte, und der in Pfordtens Augen geradezu einem Verzicht auf seine Krone gleichkam, die Veranlassung, das mangelnde Nationalgefühl der Deutschen zu beklagen. Es iſt Albrecht, mit dem Pfordten dies Gespräch führt, unter den Germaniſten der bedeutendſte Vertreter der hiſtorischen Schule in ihrer Frühzeit, einer der edelſten und in der politischen Erziehung der jüngeren Generation einflußreichſten der Göttinger Sieben, später Dahlmanns treueſter Helfer in der Paulskirche.

Gleichzeitig lernt er nach und nach auch die übrigen Kollegen an der Hochschule näher kennen. Marezoll, den Verfasser eines später viel aufgelegten Lehrbuches der Inſtitutionen, den jüngern Heimbach, den bedeutenden Kenner der byzantinischen Rechtsbücher, den dem Liberalismus zugeneigten Weiske, den Herausgeber des Reallexikons für Juriſten, Haenel, einen der fleißigſten Editoren der hiſtorischen Schule, Schneider, Schilling und Clarus; im weitern Kreise u. a. Drobisch, den Mathematiker und Philosophen, Hanssen, den aus Hamburg gebürtigen Nationalökonomen in dem er »frische, kräftige Seeluft« findet: er hat 1848 die Errichtung eines ſtatiſtischen Gesamtbureaus als »ein nothwendiges Fundament für die vielen Reformen unseres Staatslebens, zugleich ein neues, geiſtiges Band für deutsche Einheit« ins Auge gefaßt.

In erſter Linie nimmt ihn der Beginn seiner Vorlesungen und die Vorbereitung seiner Disputation in Anspruch. Am 23. Mai heißt es:

»Ich übe früh meine Antrittsvorlesung ein, und zittre vor Spannung . . . Die Vorlesung iſt vorüber; sie hat auf mehrere ältere Zuhörer guten Eindruck gemacht; die Füchse waren aber zum Theil verblüfft, weil nicht diktirt wurde.«

Und am nächſten Tag:

»Ich ſtehe mit dem Zuhörerfieber auf, und bin sehr gedrückt; es wächſt, als Wendlinger kommt und mir sagt, es hätten sich vier subscribiert . . Die Vorlesung heilt mich; es waren doch über zwanzig Zuhörer da . . .«

»Ich bin nun mit meiner Zuhörerzahl zufrieden«, notiert er am 2. Juni, »mein Geldbeutel iſt es nicht«. Die Gesamtfrequenz der Univerſität wie die der Juriſtenfakultät war, wenn man bei dieser einige kleinere Schwankungen abrechnet, während des letzten Jahrzehnts in augenfälligem Rückgang begriffen.

Auch sonſt will es bei ihm zu keiner inneren Freudigkeit kommen. Er hat Audienz bei dem milden und kenntnisreichen, aber für gewöhnlich sehr ernſten und wortkargen König Friedrich Auguſt II. Auch sie hinterläßt ihm offenbar einen wenig günſtigen Eindruck: »wohlwollender, verlegener, vielleicht etwas beschränkter Mann«, notiert er sich, mit der letzten Charakterisierung zweifellos fehlgehend, in sein Tagebuch.

Der Druck, der auf ihm laſtet, drängt endlich am Schluß des Sommersemeſters zur Aussprache mit seiner Schweſter Luise, die ihm hier in Leipzig den Haushalt führt.

»Wir sind einig, daß es uns hier nicht gefällt, und die Besprechung macht es mir klar, daß ich mich in meinen Erwartungen getäuscht, durch die geringe Zahl der Zuhörer, durch ihre Mattigkeit, durch die hier herrschende Geiſtlosigkeit und Diktirmethode nicht befriedigt fühle. Da kommt ein Brief von Fuchs, der mir einen Ruf nach Göttingen ankündigt, und der Gedanke an die Möglichkeit, von hier weg zu gehen, zeigt mir noch mehr, wie ungern ich hier bin. An all dem iſt Marezoll schuld, der trotz aller Freundlichkeit offenbar ſtrebt, mich nicht aufkommen zu lassen.«

Er besucht seinen Kollegen Schneider, aber: »er iſt noch voll Formen, sie prätendirt Galanterie! Nein! ich gehe!« Er schüttet Hanssen sein Herz aus: der Hanseate und der Bayer reden »viel über und gegen die Sachsen«. Mancherlei feiner und gröber eingeleitete Attacken auf sein Junggesellen-

tum verleiden ihm die Lage vollends, und immer wieder ist es Marezolls Name, der sich auch mit diesen Affären verschlingt. Kaum aber hat sich die Stimmung wieder etwas gebessert, so läßt sie »furchtbarer Weichselzopf und Gründlichkeitsglorie« einer Senatssitzung wieder ins Gegenteil umschlagen.

Jener ihm zuteil gewordene Ruf nach Göttingen war durch den Tod Mühlenbruchs veranlaßt und mit einer Gehaltserhöhung von 600 Thalern verbunden. Auch im übrigen bot die dortige Stellung, ganz abgesehen von der engen Freundschaft, die Pfordten mit dem nun in Göttingen befindlichen Fuchs von Würzburg her verband, viel Verlockendes. Dennoch ist er in Leipzig geblieben, wo ihm alsbald dieselbe Erhöhung seines Fixums und eine Pension von 1400 Thalern für den Fall der Versetzung in den Ruhestand geboten wurde. Und gar rasch hat sich dann auch seine Lehrtätigkeit zu einer glänzenden gestaltet: »Ich habe nun alle Concurrenz beseitigt«, schreibt er Ende 1844, »und in diesem Winter 92 Zuhörer in den Pandekten.«

In demselben Jahre begründete sich auch sein häusliches Glück durch die Heirat mit Adelgunde Marx, der einzigen, gebildeten, gemütvollen und sehr musikalischen Tochter eines wohlhabenden Leipziger Kaufmanns, die er bereits im ersten Sommer kennen gelernt hatte: »Fräulein Marx gefällt mir äußerlich«, heißt es in einer Notiz vom 24. Juni 1843, »sie scheint bescheiden, singt hübsch.« Es war für den vermögenslosen Professor eine vortreffliche Partie. Und die Frau Hofrätin hat sich auch in die ihr so bald zufallende Rolle einer Ministergattin ausgezeichnet gefunden. So hatten sich die Prophezeiungen Giechs erfüllt. Am 11. September 1844 wurde die Hochzeit gefeiert: als sein »Herzens-Neujahr« hat der glückliche junge Ehemann diesen Tag bezeichnet, als er an Sylvester seinem Bomhard von der sich anschließenden Hochzeitsreise erzählte. — Am 12. Oktober, acht Tage vor dem Anfang der Vorlesungen, erreichten sie wieder Leipzig, wo die Schwiegereltern mittlerweile ihr neues Heim eingerichtet hatten.

»Mir bleibt für mich nichts weiter zu wünschen. Für das, was uns Allen gemeinsam am Herzen liegt, wird die Zukunft ohnedies sorgen. Du wirst es keinen Verrath nennen, wenn ich jetzt mehr in die lieben treuen Augen meiner lieben Frau schaue, und mich beseeligt fühle durch den Wiederglanz der reinsten Liebe.«

Bedeutende Menschen, Träger einer neuen Epoche unseres geistigen und politischen Lebens, verkehren in diesem Professorenhaus. Berthold Auerbach, der sich damals längst schon von seinen Ghettoromanen abgewandt hatte und soeben von den Höhen spinozistischer Abstraktion in die reale Kleinwelt seiner heimatlichen Dörfer herabgestiegen war, um sich schon mit dem ersten Band dieser Novellen seinen Ruhm zu gründen und dem demokratischen Zug der Zeit einen starken neuen Antrieb zu verschaffen, gehörte während seines Leipziger Aufenthalts im Sommer 1845 zu den intimen Gästen der Pfordtens. Von Weimar aus führt er ihnen den Archäologen und Direktor der dortigen Kunstanstalten Adolf Schöll zu; denn »solche tapfere Menschen, wie ihr seid, die aus der gründlichsten Wissenschaft heraus ins freie Leben erwachsen sind, ihr gehört für einander.« Von Breslau aus hat er seine »Frau Professorin« gesandt und möchte speziell den Eindruck wissen, den sie auf die Frau Rat gemacht hat. Zugleich meldet er in höchster Seligkeit seine Verlobung mit Auguste Schreiber, die er ihnen im Frühjahr vorzustellen gedenkt: »Ich erzähle ihr namentlich viel von Ihnen, liebe Frau Rath, und ich weiß gewiß, Sie werden sich beide wie alte liebe Bekannte begrüßen und erfassen.« Aber schon vorher, Anfang 1847, betritt ein anderer Dichter, der eben damals kräftig emporzusteigen begann, mit herzlich empfehlenden Zeilen seines Freundes Auerbach ausgestattet, das Pfordtensche Haus: es ist Gustav Freytag.

»Derselbe ist Dozent an der hiesigen Universität und zugleich als feinsinniger Dichter bekannt, ein Mensch von edelm Ebenmaß der innern und äußern Bildung. Es ist mir doppelt lieb, Ihnen solchen zu zu führen, weil ich weiß, daß diese geklärte und gehaltene Persönlichkeit voll heiterer Laune Ihnen zusagt, und er Ihnen viel von mir erzählen kann, da er die entscheidende Entfaltung meines Lebens ganz mit mir durchgelebt hat.«

Nach der andern Seite kam Pfordten mit den Kreisen der höchsten sächsischen Aristokratie in Fühlung: durch Giech wurde er mit dessen Cousine, der Gräfin Schönburg-Wechselburg, bekannt, einer bedeutenden Dame, die damals eifrig für eine von ihr in Wechselburg gegründete wohltätige Anstalt warb und auch in den folgenden Jahren die Beziehungen zu ihm aufrechthielt. Sie hat ihn während der schweren Zeit seines Rektorats, von dessen Antritt wir alsbald hören werden, ermahnt, nicht den Mut zu verlieren.

Sie hat ihn wärend seines Ministerjahres als seine »Nachbarin« in Dresden bei einem nicht mehr zu eruierenden Anlaß — der Brief ist undatiert — vor den Folgen seines »kräftigen Freimuths« gewarnt:

»Die Maus hat dem Löwen das Netz zernagt — drum verschmähen auch Sie nicht die wohlgemeinte Erfahrung einer Frau, die seit 24 Jahren dieses Völklein kennen zu lernen sich bemüht. Die Sachsen vertragen es nicht, vom Ersten bis zum Letzten, unser Königshaus ausgenommen, daß man ehrlich von der Leber weg spricht. Sie glauben nie daran und fragen bei Allem: was steckt dahinter? Sie sind zu ehrlich, das habe ich mit Schrecken heute beobachtet — vor Damen gar — so hochverrätherisch das von mir klingen mag — in Dresden wird alles herumgetragen und ohne alle Wahrheit benutzt . . . Die arme Königin hat unsre Erfahrung mit heißen Thränen oft gemacht. Ich möchte Sie warnen dürfen. Es kann Sie einen großen Teil Ihres wohlthätigen Einflusses kosten.«

So steht sie ihm, dem Landesfremden, mit treuem Rat zur Seite, nachdem sie anfänglich von ihm für ihr christlich-charitatives Werk Unterstützung erfahren hatte. Wie mächtig erweitert sich für Pfordten mit alledem der Kreis seiner persönlichen Beziehungen. Welche Folgen aber mußten sich daraus für seine eigene politische Weiterentwicklung ergeben? Seine Fühlungnahme mit hochgeborenen Konservativen erscheint, wenn sie auch immer noch seinen innersten Instinkten entsprach, nunmehr doch weit zufälliger und nebensächlicher als seine neue Freundschaft mit Männern von der Art Auerbachs und Freytags, sein Verkehr mit Kollegen wie Albrecht, Biedermann und Hanssen. Und mit seiner eigenen Heirat hat er in der dem gemäßigten Liberalismus zuneigenden reichen Bürgerschaft Leipzigs Fuß gefaßt. So sind es denn die Tendenzen eines solchen Liberalismus, die in steigendem Maße an ihn herankommen und sein eigenes Denken mächtiger als jemals zuvor zu durchtränken beginnen. Es ist für ihn der Anfang einer dritten Epoche inneren Fortschreitens im liberal-nationalen Sinne. Und dieses ist von der Naturgewalt der Zeitentwicklung selbst getragen.

Es sind politisch und religiös immer heftiger erregte Jahre. Seit dem hannöverschen Staatsstreich und der lässigen Haltung des Bundestages gegenüber diesem Verfassungsbruch war die Frage nach der Reform des obersten Bundesorgans unabweisbar geworden. Während sich aber in Preußen zwischen der königlichen Romantik und den Verfassungswünschen des Volkes, zwischen Ständestaat und konstitutionellen Bestrebungen die Gegensätze immer schärfer zuspitzten, war Österreich unter dem nun völlig entgeistigten, zum leeren Mechanismus entarteten System Metternichs der Erstarrung verfallen. Von den Mittelstaaten lagen besonders Bayern, Baden, die beiden Hessen unter dem reaktionären System darnieder. Daß auch Sachsen litt, haben wir schon gehört. Auch im sozialen Verkehr waren die Verhältnisse die denkbar unglücklichsten. Adel und Bürgertum waren durch eine tiefe Kluft geschieden.

Aber rascher und rascher erstarkte nun unter dem Druck von oben die Opposition, die um die Mitte der vierziger Jahre durch Mißwachs und Teuerung neue Nahrung fand. Und während es da und und dort an der Peripherie des kranken Staatskörpers gährte, die Zustände in Posen, Galizien und Krakau Verschwörungen und Aufständen entgegentrieben und im Norden der längst vorbereitete Streit um Schleswig-Holstein in ein erstes akutes Stadium trat, gewannen im Innern infolge der Ausstellung des heiligen Rockes zu Trier und der darüber ausbrechenden Streitigkeiten die Bestrebungen des Abfalls von Rom größeren Spielraum: in Schlesien bildete sich die deutsch-katholische Gemeinde Ronges, die sich alsbald in anderen deutschen Ländern auszubreiten begann und von den auf eine völlige Loslösung Deutschlands von Rom gerichteten Hoffnungen der radikalen Politiker getragen sah. Zumal nach Sachsen griff die Bewegung über und traf hier mit einer durch Furcht vor jesuitischen Umtrieben wie durch materielle Nöte gesteigerten Erregung zusammen. Leipzig, wo sich in den letzten Jahren häufig die Führer der Opposition aller Schattierungen aus den deutschen Bundesstaaten zur Beratung über die Reform der Bundesverfassung zusammengefunden hatten, wurde gar bald für diese Vorgänger der Mittelpunkt. Robert Blum, der rastlose Vorkämpfer demokratischer Freiheit, der Verbündete polnischer Verschwörer und französischer Republikaner, trat an die Spitze auch dieser religiösen Bewegung mit der ausgesprochenen Absicht, sie für seine rein politischen Zwecke auszunutzen. Das alles zu einer Zeit, da auch innerhalb der evangelischen Kirche nach einem Wort der Gräfin Schönburg die grellen Kontraste so scharf ausgebildet waren, »daß die Religion zur Parteisache geworden und das

reine Christentum, warm und lauter, sehr selten getroffen wird«.

Nur allzubald sollte jene Verflechtung der politischen Opposition mit der religiösen zu blutigem Konflikt mit der Staatsgewalt führen. Sein Schauplatz war wiederum Leipzig. Nachdem ein »Konzil« zu Leipzig im Frühjahr 1845 Bekenntnis und Verfassung der Deutschkatholiken in radikalem Sinne festgestellt hatte, erließen die Minister in evangelicis, über den mittlerweile angebahnten Zusammenschluß der Lichtfreunde Preußens mit den sächsischen Deutschkatholiken besorgt, im Juli desselben Jahres eine Bekanntmachung, welche die Bildung von dem Augsburgischen Bekenntnis feindlichen Vereinen verbot. Das Volk aber witterte sowohl hinter den Ultramontanen wie hinter diesen orthodox-evangelischen Bestrebungen den gänzlich unschuldigen Prinzen Johann, den Bruder des Königs, als treibende Macht. Als dieser nun im August nach Leipzig kam, um die Kommunalgarde zu mustern, entstand ein Volksauflauf, bei dem einige der übereilten Anwendung der Schußwaffe von militärischer Seite zum Opfer fielen. Blum, der vier Tage lang die Stadt wie ein Diktator beherrschte, gelang es zwar, die furchtbar erregten Massen vor neuen Gewalttaten zurückzuhalten. Leipzig aber, die sogenannte »Hauptstadt der Intelligenz«, galt seitdem für Metternich und seine politischen Helfer, welche die Dinge nun mit Riesenschritten der Revolution entgegentreiben sahen, als einer der Hauptsitze des deutschen Demagogentums, und die Studenten, die an diesen Unruhen tatsächlich stark beteiligt waren, wurden als die Werkzeuge der Demagogen betrachtet. Während die sächsische Regierung sich durch kleinliche Polizeimaßnahmen rächte und die allgemeine Erregung infolge parteiischer Haltung der Regierung auch ganz loyale Städte wie Freiberg erfaßte, trat am 15. September der Landtag zusammen, der sofort mit Petitionen und Beschwerden aller Unzufriedenen überschüttet wurde.

Unter solchen tiefaufgewühlten Verhältnissen hat Pfordten das Rektorat der Universität übernommen und, infolge eines einzigartigen Vertrauens seiner Kollegen zweimal hintereinander gewählt, vom Oktober 1845 bis Oktober 1847 dies höchste akademische Ehrenamt innegehabt.

In einer machtvollen lateinischen Rede hat er beim Antritt seines Rektorats die damalige allgemeine Lage Deutschlands beleuchtet und sein eigenes Programm fast schon als Staatsmann entwickelt.

Nach der bisherigen Gepflogenheit, so hob er einleitend hervor, sei in solchen öffentlichen Reden über die Rechte der Universität und die beste Art, sie zu wahren und zu erweitern, gesprochen worden. Er glaube aber, daß die meiste Verwirrung auf politischem und kirchlichem Gebiet stets daraus entstanden sei, daß jeder lieber über seine Rechte als seine Pflichten gesprochen habe, während doch offenbar in allen öffentlichen Angelegenheiten die Rechte dazu verliehen seien, daß man seinen Pflichten genüge. So rede er denn heute über akademische Pflichten, und zwar über das, was das Vaterland von den Universitäten und was die Universität von den Commilitonen erwarten könne und müsse.

Wenn wir die deutschen mit den ausländischen Hochschulen vergleichen, so stehen zweifellos die ersteren voran, und alle Deutschen, welchen das Glück des menschlichen Geschlechts und die Ehre des Vaterlandes am Herzen liegen, sind ihnen mit Liebe zugetan. Zwar fehlt es nicht an solchen, die aus Furcht vor der akademischen Freiheit diese nach englischer oder französischer Art beschränken und die Universitäten in Spezialschulen verwandeln wollen. So oft aber solche Vorschläge auftauchten, wurden sie jedesmal fast einstimmig von autoritativer Seite verworfen und die Unantastbarkeit der Universität als das Palladium der geistigen Freiheit unseres Vaterlands gefordert. Doppelt ist die Bedeutung der heutigen Universität; sie beruht in ihrem natürlichen Wesen und in der besonderen heutigen Zeitlage. Fürs erste ist sie, wie ihr Name besagt, die Hüterin und Verbreiterin der universalen Wissenschaft. Doch nur in ruhigen Zeiten, welche die Früchte des im Waffen- oder Geisterstreit erkämpften Sieges genießen, vermag sie sich darauf zu beschränken. Unsre Zeit zeigt aber einen völlig andern Charakter. Als vor dreißig Jahren Deutschland vom Joch der Fremdherrschaft befreit wurde, da kehrte der Friede nur äußerlich, aber nicht in die Gemüter der Bürger zurück. Denn die große Bewegung des vorigen Jahrhunderts, die diese verhängnisvollen Kriege entzündet und eine neue Ordnung der Dinge geboren hatte, war durch die blutigen Kämpfe nicht gedämpft, und sie konnte es nicht sein, da ein in rastloser geistiger Erregung geborenes Verlangen nur durch geistige Kräfte gestillt werden kann. Es kommt hinzu, daß auf die zwanzigjährigen fast ganz Europa umfassenden Kämpfe eine täglich wachsende Verwirrung auf religiösem und politischem Gebiete gefolgt war: Die öffentlichen Zustände in Deutschland waren damit völlig verändert, viele Reiche aufgelöst, neue Herrschaften gegründet, das alte Recht vielfach selbst in der Erinnerung verschwunden. So geschah es, daß nach dem Ende des Waffenkampfes die schwersten Geistes-

kämpfe ihren Anfang nahmen und im ganzen Umkreis der Wissenschaften nicht weniger als in der gewohnten Sphäre des öffentlichen und privaten Lebens entbrannten. In diesen Kämpfen wollten nun die einen den von den Vorfahren ererbten Glauben und die alten Rechte der Kirche bewahren, den früheren Zustand des verwirrten Staatswesens wiederherstellen und in allem so handeln, als ob die allgemeine Verwirrung überhaupt nicht vorhanden wäre. Die andern dagegen verlangten einen von Grund aus neuaufzuführenden Bau, eine Reformation des Glaubens und Kultus und eine völlige Veränderung von Kirche und Staat ohne jede Rücksicht auf die Rechtsfundamente aus früheren Jahrhunderten. Damit aber wuchs nur die Zwietracht, das Vertrauen schwand dahin, und auf die freudige Erhebung, die dem Sieg vorausgegangen war und ihn begleitet hatte, folgten Niedergeschlagenheit und Trauer. Bis auf den heutigen Tag wird mit wechselndem Glück gekämpft, und weit entfernt, auf Friede hoffen zu dürfen, sehen wir vielmehr ganz Deutschland in Streit entbrannt, hören die lauten Rufe der Kämpfenden und beklagen die auf beiden Seiten fallenden Opfer.

Was aber schulden nun in dieser Zwietracht die Universitäten dem Vaterland? Es fehlt nicht an ausgezeichneten Männern, die meinen, das alles gehe uns nicht im geringsten an und der Garten der Wissenschaft müsse vor solchem Sturm und Unwetter geschützt werden. Diesen stimme ich jedoch nicht bei. Vielmehr ist unsere Pflicht, uns mit allem, was wir an Geist, Kenntnis, Rat und Ansehen besitzen, dem Staat zur Verfügung zu stellen, eine um so heiligere, als die Verwirrung des Staatswesens zweifellos in den Fortschritten der Wissenschaft ihren Ursprung hat. Die genauere Erkenntnis der Natur, die historische Wissenschaft zusammen mit der Philologie und der kritischen Methode haben auf alles ein neues Licht geworfen; die Philosophie hat mit den diesen Disziplinen entnommenen Werkzeugen die von den Vorfahren überlieferten kirchlichen wie profanen Einrichtungen der Prüfung unterworfen. Wie nun aber das Heil des Menschengeschlechts am besten gefördert wird, wenn Wahrheit und Treue, Gerechtigkeit und Besonnenheit die Leitsterne der Handelnden sind, ebenso sicher werden Kirche und Staat ins Verderben stürzen, wenn unter dem Schein der Wahrheit der Irrtum, unter dem Namen der Gerechtigkeit die Willkür herrscht. Dürfen also, wenn Kirche und Staat sich in schwerer Krisis befinden, jener die Ausleger des göttlichen Worts, diesem die Rechts- und Gesetzeskundigen fernbleiben? Auch das halte ich für unsere Pflicht, daß wir, was in diesem Zwist wahr und recht ist, sorgfältig erforschen, freimütig bekennen, tapfer verteidigen, durch nichts als das Streben nach Wahrheit geleitet und weder um die Gunst der obersten Gewalten, noch um die des Volkes buhlend.

Und nun noch wenige Worte über das, was die Universität von den Commilitonen erwartet. Von der geringen Zahl derer ganz zu schweigen, die bloß auf Kneipgelage und Schauspiele, auf Würfel und Raufereien bedacht sind. Es gibt aber auch unter den Trefflichsten solche, die nicht in der richtigen Weise studieren, die alles nach der kritischen Methode als der unserm Jahrhundert eingeborenen betreiben und zu verwerfen bereit sind, was mit den von ihnen für wahr gehaltenen Gedanken nicht übereinstimmt. Es fehlt nicht viel, daß sie den durchaus richtigen Rat, nicht auf die Worte des Meisters zu schwören, umkehren und auf das Gegenteil dieser Worte schwören zu müssen glauben. Statt die erstrebte Freiheit des Geistes zu erlangen, geraten sie damit bloß in die schändlichste Knechtschaft von Irrtümern, unnützen Meinungen und eitlen Begierden. Und ein anderer Fehler ist damit eng verknüpft: ebenso wie viele Jünglinge in der Wissenschaft zu voreiligem Urteil geneigt sind, so sind sie es im Staat zu voreiligem Handeln. Und doch lehrt es die Geschichte aller Völker, daß dies nur mit äußerster Gefahr für den Staat geschehen kann. Nicht als ob der Staat eurem Interesse fremd bleiben solle; nur den Irrtum habt ihr zu vermeiden, daß der Staat schon eurer Hülfe bedürfe. Es kommt die Zeit, da das Vaterland euch rufen wird, und sie kommt bald.

Als meine eigenen Pflichten betrachte ich, mit Rat und Ermahnung der Jugend beizustehen, Recht und Gesetze vor jeder Beleidigung zu schützen. Und in allem werde ich so handeln, daß ich niemand fürchte und niemandes Gunst erstrebe, sondern nur den Beifall der Besten und die Billigung des eigenen Gewissens.

Mit dieser Rede sei, obgleich noch mancherlei bis zum Beginn von Pfordtens sächsischer Ministerschaft zu erzählen wäre, der vorliegende Essay beschlossen. Wie sie mit dem seltsamen Gegensatz ihres aktuellen politischen Inhalts und seiner fast als Maske wirkenden Einkleidung in die tönende Sprache Ciceros bedeutungsvoll nahe dem Ende der Professoren- und dem Anfang der Ministerlaufbahn Pfordtens ihre Stelle einnimmt, so wirkt sie auch im allgemeineren Sinn auf uns Heutige als eine Übergangserscheinung, gradezu als ein Symbol an der Grenzscheide zweier Zeitalter, der von der Antike befruchteten und in ihr wurzelnden literarischen und der aus den Nöten jener Gegenwart geborenen und in Bismarck, dem damals dreißigjährigen Landedelmann, gipfelnden politischen Epoche. Doch nicht bloß die Form gehört dem vergehenden Zeitalter an. Gewiß, die Stelle von der aus, das Publikum, zu dem der angehende Staatsmann spricht, darf nicht vergessen werden: es ist eine akademische Rede. Aber ist nicht auch der ganze Gedankengang, mit dem er an die politisch-kirchlichen Probleme herantritt und sie zu bewältigen sucht, ein rein akademischer? Von den geistigen Kräften der Nation allein erwartet er die Heilung der Schäden, die sich in ihrem Ursprung an den geistigen Fortschritt anknüpfen. Ein gemäßigter, wenn auch seinen Ursprung

aus der großen Revolution nicht verleugnender Liberalismus wird unter der Führung erfahrener und ehrenhafter Männer zum Ziel gelangen, während der Kampf zwischen einem bloß die ältere Vergangenheit anerkennenden Konservatismus und einem weder Geschichte noch altes Recht respektierenden Radikalismus als ein aussichtsloser erscheint.

Das ungefähr sind die politischen Hauptgedanken. Vom wahrhaft politischen Standpunkt aus aber müssen sie als Kathederweisheit bezeichnet werden. Und zeitlebens hat Pfordten die Staatskunst wie auf dem Katheder stehend auszuüben versucht. Er ist für Bismarck »ein ehrlicher und gelehrter, aber politisch nicht geschickter deutscher Professor«. Und auch andere haben ihn in derselben Weise charakterisiert: so schildert ihn Meding als den liebenswürdigen, geistreichen Mann, der niemals den Professor abstreifen konnte und überzeugt war, daß die Geschicke der Völker sich ebenso nach denselben wohl ausgesonnenen Theorien regeln und leiten lassen, welche die »Studenten — es ist ein seltsames Zusammentreffen nicht nur mit der Situation, sondern auch mit den von Pfordten selbst gebrauchten Bild — vor dem Katheder aus dem Munde eines verehrten Lehrers ehrerbietig anhören und in verba magistri als unumstößliche Lehrsätze nach Hause tragen.« Auch das ist für seine ganze Politik bezeichnend, daß die juristischen und privatmoralischen Begriffe von Recht und Unrecht für sie die einzigen Schiffahrtszeichen waren: daß der Staat nach ihm ureigenen Machtgesetzen gelenkt werde, blieb ihm verborgen. Doch ist das wiederum ein Zug, der für die Jahre der Professorenpolitik überhaupt typisch erscheint. Erst Bismarck hat uns den realpolitischen Gedanken des staatlichen Egoismus, befreit »vom Ranken- und Schlinggewächs universaler ethischer Ideen«, zum unveräußerlichen Besitz gemacht: bei seinem ersten Auftreten im Parlament, anderthalb Jahre nach dieser Rede Pfordtens, blitzt jenes Machtprinzip aus seinen Worten hervor.

Nachrichten und Mitteilungen.

Korrespondenz aus Leipzig.

Die Gutenberg-Gesellschaft.

In diesem Jahre hat die Gutenberg-Gesellschaft das erste Jahrzehnt ihres Bestehens vollendet und vor kurzem den in der ordentlichen Mitgliederversammlung zu Ende Juni vorgelegten Bericht, dem auch, wie üblich, der Wortlaut der Festrede beigefügt ist, die diesmal den Buchillustrationen in den ersten Jahrzehnten des deutschen Buchdruckes galt, im Drucke vorgelegt. Man kann nicht eben sagen, daß die Entwicklung in diesem ersten Jahrzehnt den Verein in jeder Hinsicht befriedigt haben dürfte. Vor allem hat seine Werbetätigkeit bei weitem nicht die Erfolge aufzuweisen gehabt, die man einem Vereine wünschen muß, der die Erforschung der Geschichte der weittragendsten Erfindung auf dem geistigen Kulturgebiete, die Deutschland zudem mit Stolz die seine nennen darf, sich zur Aufgabe gemacht hat. Auch im letzten Jahre steht einem durch Tod oder Austritt verursachten Abgang von 24 Mitgliedern nur ein Eintritt von 7 Mitgliedern gegenüber, und die Gesamtzahl beläuft sich nur auf etwa ein halbes Tausend. Selbst in den großen Städten hält sich die Zahl in den engsten Grenzen, und meistens findet man fast nur Angehörige des Buchhandels und der graphischen Gewerbe unter ihnen: so zählt, einschließlich der Bibliotheken, Leipzig 40, Berlin 41 Mitglieder. In dieser geringen Teilnahme scheint sich ein, auch an andern Erscheinungen zu beobachtender Mangel an geschichtlichem Sinne zu offenbaren, und wir würden uns freuen, wenn dieser Hinweis dazu diente, der Gesellschaft neue Mitglieder in größerer Zahl zuzuführen. Um aber auch von Erfreulichem zu reden, erwähnen wir, daß das Gutenberg-Museum durch Ankäufe und Geschenke gute Fortschritte gemacht hat; zu nennen ist vor allem das Geschenk des Antiquars Jacques Rosenthal in München, eine Sammlung von 59 Gutenbergbildnissen. Ihr zur Seite tritt die Sammlung von Gutenberg-Medaillen, die auch im letzten Jahre manche Vermehrung erfahren hat. Als »schönstes Geschenk für das Museum« aber nennt der Bericht die »endgültige Genehmigung der Pläne für den Neubau der Stadtbibliothek in der letzten Stadtverordnetensitzung des Jahres 1910«.

Eine erhebliche Steigung der Mitgliederzahl würde sicher auch auf die Herausgabe der wissenschaftlichen Veröffentlichungen förderlich einwirken und ermöglichen, daß die Mitglieder in jedem Jahre eine wertvolle Gabe erhielten. Zwar sind ihnen im vorigen Monat zwei Bände, Seymour de Riccis Catalogue raisonné des premières impressions de Mayence und Zedlers Bamberger Pfisterdrucke und die 36zeilige Bibel zugegangen, aber diese beiden, für die Geschichte des Buchdrucks wertvollen Arbeiten tragen die Bandzahl VIII–XI, und jede von ihnen muß der »hohen Herstellungskosten wegen« und aus »finanziellen Rücksichten« als Vereinsgabe für zwei Jahre gelten, nachdem die Mitglieder zuletzt im Jahre 1908 ein Dreijahrheft erhalten hatten. Wir betonen deshalb zum Schluß nochmals, daß der Gesellschaft zu vollerer Entfaltung ihrer Tätigkeit eine größere Beteiligung dringend vonnöten und zu wünschen ist.

Vorlesungen
der
Universität Göttingen

Sommer-Semester 1911.

Die arab. Ziffern geben die Stundenzahl an. Das g (gratis) bedeutet daß die Vorlesung unentgeltlich ist Arb. = Arbeiten. Üb = Übungen. Sem. = Seminar. tgl. = täglich. m. = mit. Gesch. = Geschichte. f. = für.

Theologische Fakultät.

Knoke: Innere Mission 2; Kirchenlied 2; Hom. Sem. 2 g; Katechet. Sem. 1 g. — Smend: Psalmen 4; alttestam. Sem. 2 g. — Tschackert: Kirchengeschichte I. (b. Karl d. Gr.) 4; Kirchen- u. Dogmenhistor. Ueb. 2 g. — Bonwetsch: Geschichte der Kirche seit der Reformation 4; Kirchengesch. d. 19. Jahrhunderts 1 g; Symbolik (Konfessionskunde) 4. — Althaus: Encyklopädie 2; Prakt. Theolog. II Homiletik u. Seelsorge 4; Homilet. Sem. 2 g; Katechet. Sem. 1 g; Liturg. Sem. 2 g. — Titius: Dogmatik II. 5; Hauptprobleme d. Leben Jesu-Forschung 2; Systemat. Ueb. 2 g. — Kühl: Erklärung d. synopt. Evangelien 4; Bibl. Theologie d. Neuen Testaments 4; Neutestam. Ueb. (I. Joh. Brief) 2 g. — Bousset: Erkl. d. I. Korintherbriefs 3; Erkl. d. Galaterbriefe 2; Volksreligion u. Weltreligion 1 g. — Rahlfs: Jesaia 4; Hebr. Grammatik f. Anf. 5; Syrisch f. Anf. 2; Amos 1 g; Forts. d. Arab. f. Anf. 1 g. — Otto: Glaubenslehre I (Allgem. Teil) 4; Religionsgeschichtl. Ueb. 1½ g. — Heinzelmann: Auslegung des Römerbriefs 4. — Loeschcke: Dogmengeschichte 4; Kunstdenkmäler Ravennas 1 g; Kirchengeschichtl. Ueb. 2 g.

Juristische Fakultät.

Frensdorff: Deutsches und Preußisches Staatsrecht 5. — v. Bahr: Strafprozeß 4; Internationales Privatrecht 1; Strafrechtspraktikum 2. — Regelsberger: liest nicht. — Detmold: Erbrecht 3; Zivilprozeß 4; Zivilrechtspraktikum 2; Zwangsvollstreckung 1 g; Ueb. im bürgerl. Recht für Vorgerücktere 2. — R. v. Hippel: Strafrecht 4; Zivilprozeßpraktikum 2. — Schoen: Verwaltungsrecht 4; Völkerrecht u. Staatenpolitik 2; Rechtsentwicklung in Preußen 2; Staatsrechtl. Ueb. 2; Geschichte d. preuß. Behördenorganisation 1 g. — Beyerle: Handels- u. Schiffahrtsrecht 4; Wechsel- und Scheckrecht 1; Bürgerkunde 3; Deutschrechtliche Ueb. 2; Deutschrechtl. Sem. 2 g. — Titze: Röm. Privatrecht 6; Römischer Zivilprozeß 2; Familienrecht des BGB. 3; Römischrechtliche Ueb. f. Anf. 1 g. — Partsch: Röm. Rechtsgeschichte 3; Digestenexegese (m. schriftl. Arb.) 2; Bürgerl. Recht, Schuldverhältnisse 4; Anfängerübungen i. bürgerl. Recht 2; Sem. i. röm. Recht 2 g. — K. Lehmann: Deutsche Rechtsgesch. 5; Privatvers. Recht 2; Praktikum des Handelsrechts 2; Ueb. im Sem. f. Vers.-Wissenschaft (m. Prof. Lexis u. Bernstein) 2 g. — Hatschek: Deutsches u. preuß. Staatsrecht 5; Kirchenrecht 4; Grundzüge des allgem. Staatsrechts u. d. Politik d. modernen Staats 1 g; Verwaltungsrechtspraktikum 2. — Höpfner: Strafprozeß 4; Strafrecht bes. Teil 2; Einf. in die Rechtswissenschaft 2; Strafrechtspraktikum 2; Untersuchung v. Verbrechensfällen 1 g. — Rosenberg: Bürgerl. Recht, allgem. Teil 4; Anl. z. Bearb. v. Zivilrechtsfällen 1; Konkursrecht u. Konkursverfahren 2; Bürgerl. Recht, Sachenrecht 4; Kursus z. sprachl. Einführung i. d. Quellen d. röm. Rechts 3. — Schreiber: Deutsches Privatrecht 4; Konversatorium ü. deutsches Recht 2; Konversator. ü. Handelsrecht 2; Urheber- u. Erfinderrecht 1.

Medizinische Fakultät.

Merkel: Knochen- und Bänderlehre 3; System. Anatomie II 6; Allgem. Anatomie 3; Entwicklungsgeschichte 2; Kursus d. allgem. Histologie (m. Heiderich) 2; Selbständ. Arb. Geübterer g. — Braun: Chirurg. Klinik 7½; Operationskurs u. Vorles. ü. spez. Chirurgie 12; Klinik d. chirurg. Erkrankungen d. Unterleibsorgane 1 g. — v. Esmarch: Hygiene I 3; Hyg. bakteriol. Kurs 3; Hygien. Repetitorium 1 g; Arb. i. hyg. Institut 36 g. — Cramer: Psychiatrische u. Nervenklinik 4; Poliklinik für psych. und Nervenkranke 1; Gerichtl. Psychiatrie für Mediz. u. Jur. 2; Anatomie d. Gehirns 1 g; Anleitung z. Anf. v. Gutachten u. Attesten g; Arb. i. Laborator. d. Klinik g; Arb. im Stoffwechsellaboratorium g. — v. Hippel: Augenklinik 5; Beziehungen zw. Allgem. Erkrankungen u. Augenkrankheiten 1 g. — Kaufmann: Allgemeine Pathologie 5; Pathol. histol. Kurs 4; Demonstrationskurs 1; Sektionskurs 4; Arb. im Institut 48 g. — Hirsch: Med. Klinik 7½; Kursus d. Röntgendiagnostik u. Therapie innerer Krankheiten (d. Assist.) 1; Klin. Visite 1 g; Klin. Kränzchen g. — Jung: Geburtshilflich gynäkolog. Klinik 6. — Heubner: Lokale Wirkungen 1; Balneologie 1; Experimentalkurs (m. Loeb) 3; Gewerbl. Vergiftungen 1 g; Arbeiten (m. Loeb) 49 g. — Jensen: Physiologie d. Menschen I. 5; Prakt. Ueb. f. Anf. 4; dasselbe f. Fortgeschr. tgl.; Selbständige Arb. im Laborator. tgl.; Physiolog. Diskussionsstunde 1 g. — Esser: Beurteilungslehre d. Pferdes u. Rindes, äußere Krankheiten derselben 5; Klinik 12 g; Klinische Demonstrationen g. — Ehrlich: Zusammenhang chem. Konstitution, Verteilung im Organismus u. therap. Wirkung g. — Rosenbach: Allgem. Chirurgie 3; Chirurg.-Diagnostischer Kursus 2; Chirurg. Poliklinik für Stud. d. Zahnheilkunde m. besond. Berücksichtigung d. Krankheiten der Mundhöhle 2; Chirurgische Poliklinik 5 g; Orthopädie 1. — Damsch: Klinische Propädeutik mit Demonstrationen 3; Impfkurs 2; Kursus d. Laryngoskopie 1; Ueber Fürsorgemaßnahmen z. Bekämpfung d. Tuberkulose 1 g. — Bürckner: Klinik d. Ohren- u. Nasenkrankheiten 3; Unfall u. Berufskrankheiten des Ohres 1 g. — Lochte: Praktikum der gerichtl. Medizin (f. Mediz.) 2; Aerztliche Berufs- und Standesfragen 1; Arbeiterversicherung (f. Hörer aller Fakult.) 1 g; Arb. im Institut f. gerichtl. Medizin 48 g. — Heiderich: Kurs d. mikroskop. Anatomie f. Geübtere 4; Kurs der mikr. Technik 1; Entwickl. gesch. 2; Situs d. Stammes u. d. Extremitäten 2; mikr. Technik im Anschluß an den Kurs 1 g. — Göppert: Klinik und Poliklinik d. Kinderkrankheiten 3; Ub. Ernährung u. Ernährungsstörungen 1 g; Uebungen in der Ernährungslehre für Fortgeschrittenere 1 g. — Droysen: Ueber Frauenkrankheiten 2. — Schieck: Augenspiegelkursus f. Anfänger 2; Augenspiegelüb. f. Fortgeschrittenere 1; Kursus f. patholog. Anatomie d. Auges 2. Weber: Propädeutische Psychiatrie 1; Psychiatr. Untersuchungsmethoden 2; Patholog. Anatomie des Zentralnervensystems 2; Der Alkoholismus 1 g. — Doering: Verbandkurs m. Besprechung der Frakturen u. Luxationen 3; Kolloquium über ausgewählte Kapitel d. Chirurgie 2. — Uffenorde: Propädeutik der Ohren- und Nasenheilkunde 2;

Poliklinik der Kehlkopfkrankheiten 1. — Rosenthal: Schulhygiene 1; Gewerbehygiene 1; Die Entdeckung der Infektionserreger 1 g; Hygienische Exkursionen 1 g. — Creite: Ausgew. Kapitel d. chirurg. Pathologie (f. Stud. d. Zahnheilkunde) 2. — Schultze: Patholog. anatom. Diagnostik an frischem Material 1. — Eichelberg: Diagnostik der organischen Nerven- u. Geisteskrankheiten 1; Nervenkrankheiten u. Versicherungsgesetzgebung (f. Mediziner u. Juristen) 1 g. — Lichtwitz: Medizin. Poliklinik u. Distriktspoliklinik 5; Kursus d. Perkussion u. Auskultation f. Vorgerücktere 2; Ausgewählte Kapitel a. d. chem. Pathologie I. 1 g; Praktikum d. Stoffwechselchemie g. — Voit: Anatomie d. äußeren Körperformen 2. — Loeb: Experimentelle Therapie 2; Experim. Arzneimittellehre f. Stud. d. Zahnheilkunde 3; Experimentalkurs (m. Heubner) 3; Grundzüge d. prakt. Toxikologie 1 g; Arbeiten m. Heubner 49 g. — Port: Perkussionskurs f. Anfänger 2; Kursus d. klin. Chemie u. Mikroskopie 2; Kursus f. Haut- u. Geschlechtskrankheiten 2; Kursus der physikalischen Heilmethoden 1. — Zoeppritz: Geburtshilflich-gynäkol. Untersuchungskurs 2; Physiologie u. Pathologie von Schwangerschaft, Geburt und Wochenbett 2; Geburtshilflich-gynäkol. Kolloquium 1. — Fromme: Diagnostik chirurg. Erkrankungen im Röntgenbilde 2; Schußverletzungen 1 g. — Ricke: Caries der Zähne u. die Methoden der Zahnfüllung m. Demonstr. 2; Zahnärztliche Poliklinik m. Ueb. im Ausziehen u. Füllen der Zähne tgl. von 8—9 u. 2—4 Uhr; Prakt. Ueb. in der zahnärztlichen Technik 39.

Philosophische Fakultät.

Philosophie.

Baumann: Logik 3; Gesch. d. Pädagogik 2; Konversatorium üb. Philosophie 1 g. — Müller: Ueber das Selbstbewußtsein u. d. Erkennen 2; Psychophysik d. Farbenempfindungen 2; Experimentelle Ueb. zur Psychophysik der Farbenempfindungen 1; Experimentelle psychologische Ueb. g. — Husserl: Allgem. Geschichte d. Philosophie f. Anf. 4; Grundprobleme der Ethik 2; Philos. Uebungen 2 g. — Peipers: Metaphysik 2; Kants kritische Philosophie 2 g. — Nelson: Ueber die Fortschritte der Metaphysik seit Kant 2; Uebungen über neuere Erkenntnistheorie 2; Uebungen über Kritik der praktischen Vernunft 1 g. — Reinach: Willensfreiheit, Zurechnung, Verantwortlichkeit 2; Philos. Ueb. 2.

Mathematik, Astronomie n. Geonomie, Theoretische, experimentelle und technische Physik.

Riecke: Experimentalphysik I. Teil 3; Physikalische Ueb. 8; Ausgewählte Teile der Gastheorie 1 g; Wissenschaftl. Arbeiten 40. — Voigt: Einführ. i. d. Kristallphysik 4; Physikal. praktische Ueb. 8; Wissenschaftl. Beobachtung 40; Magnetooptik 2 g; — Klein: Differential- u. Integralrechnung 4; Mathemat. Sem. 2 g. — Hilbert: Mechanik d. Kontinua 4; Sem.: Vorträge a. verschiedenen Gebieten d. Mathematik 2. — Runge: Numerisches Rechnen 6; Photogrammetrie 3; Math. Sem. Aërodynamik (m. Runge) 2 g. — Wiechert: Vermessungswesen (Feldmessung) 4; Geophysik (Erdkörper, Erdmagnetismus) 4; Elektronen-Theorie 2; Geonomisches Sem. 1 g; Geophysikal. Praktikum. — Prandtl: Elastizität u. Festigkeit 3; Mechanikpraktikum I 3; Thermodynamikpraktikum 3; Wissenschaftl. Arbeiten 40; Sem. ü. Aerodynamik (m. Runge) 2 g. — Simon: Angewandte Elektrizitätslehre II 4; Elektrotechn. Praktikum I u. II je 3; Seminar 2 g; Selbständ. Arbeiten 48. Physikal. prakt. Ueb. 8. — Landau: Zahlentheorie 4; Mathem. Prosem. Ueb. f. mittlere Semester 1 g; Mathem. Seminar. Ueb. f. höhere Semester 1 g. — Hartmann: Ueb. zur allgem. Astrophysik 2; Leitung astron. u. astrophysikal. Arb. f. Fortgeschr. 12 g. — Ambronn: Geographische Ortsbestimmungen 2; Methode der kleinsten Quadrate 1; Astron. Ueb. f. Anf. u. f. Lehramtskandidaten 4—5; Astronom. Ueb. u. Leitung selbst. Arb. f. Fortgeschr. tgl.; Bespr. neuerer astron. Literatur u. Vorträge der Studierenden g. — Toeplitz: Funktionen reeller Variabeln 2; Sem. (m. Hilbert) 2 g. — Bernstein: Wahrscheinlichkeitsrechnung 3; Versicherungsrechnung 1. — Bestelmeyer: Praktikum d. Elektronik. u. Radioaktivität 4. — Born: Theorie d. Wärmestrahlung 2; Magnetismus 2. — Haar: Differentialgleichungen 4; Mathem. Astronomie 2. — Weyl: Analytische Geometrie 4; Ueb. z. Differential- u. Integralrechnung 2. — v. Kármán: Dynamik starrer Körper 2. — Angenheister: Meteorologie 2; Kosmische Physik 1; Erdmagnet. Praktikum. — Michelson: Theorie u. Anwendungen der Interferenz des Lichtes 4 g.

Beschreibende Naturwissenschaften.

Ehlers: Allgem. Zoologie 4; Spezielle Zoologie I 2; Zoolomitischer Kurs 4; Zoologische Uebungen 20; Zoologische Sozietät g. — von Koenen: Uebungen in geologischen Aufnahmen und Untersuchungen 1 g. — Berthold: Pflanzenphysiologie 3; Ueb. im Untersuchen d. Phanerogamen 2; Mikroskop. botan. Kurs f. Anf. 4; Tgl. Arbeiten im pflanzenphysiol. Institut 24—40; Ueb. im Untersuchen d. Kryptogamen 2 g. — Peter: Grundzüge der Botanik 5; Biologie d. Gewächse m. Exkursionen 4 u. 4; Mikroskop. botan. Arbeiten 44; Ausgewählte Pflanzenkrankheiten 1 g; Mikrosk. botan. Praktikum für Anf. (oder nach Wahl) 4. — Mügge: Allgemeine Mineralogie u. Kristallographie 4; Elemente der Gesteinskunde 2; Mineralog. Ueb. für Anfänger 2; Anleitung z. Arb. f. Vorgeschr. tgl. g. Pompeckj: Paläontologie (wirbellose Tiere) 5; Geologie Hannovers mit Exkursionen 2; Praktische Geologie 2; Geologische u. paläontol. Ueb. tgl. g. — Hoffmann: Insektenbiologie für Naturwissenschaftler 1 g. — Salfeld: Das Salz, Geologie, Verbreitung u. Gewinnung 1. — Voss: Ueb. im Untersuchen und Bestimmen von einheimischen Insekten 3; Zoolog. Erkursionen g.

Allgemeine Chemie, physikalische Chemie, technische Chemie.

Wallach: Organische Chemie 5; Praktische Ueb. im chem. Laboratorium 20—40; Besprechung wissenschaftlicher Arbeiten g. — Tammann: Elektrochemie 3; Physikal.-chemisches Praktikum f. Anf. tgl.; Physikalisch-chemische Arbeiten ganz und halbtägig; Kolloquium 1 g. — Tollens: Agrikulturchemie 3; Agrikultur-chemisches Praktikum (m. Rosenbach) 30; Kolloquium d. techn. Chemie f. Landwirte 1 g. — Polstorff: Pharmaz. Chemie (anorgan. Teil) 4; Gerichtlich-chemische Analyse 2; Chemisches Kolloquium f. Pharmazeuten 1 g. — Fischer: Chemische Technologie 1½; Chemisch-technolog. Ueb. g. — Zsigmondy: Neuere Forschungen auf dem Gebiete der anorgan. Chemie 1; Praktikum der anorgan. u. Kolloidchemie 44; Kolloidchemie 1 g. — Kötz: Einführung i. d. Chemie 3; Vergleich. Chemie 1; Chemische Exkursionen 1 g; Chem. Sem. für Lehramtskandidaten 1 g; Prinzipien u. Theorien analytischer Prozesse 1. — Coehn: Photochemie

u. Spektralanalyse 1; Photochemische Arbeiten ganz -und halbtägig; Photographisches Praktikum f. Anf. 3. — Borsche: Chemie der hydroaromatischen Verbindungen 2; Organisch-chemisches Repetitorium 1; Färbereichem. Praktikum 3. — Sielisch: Synthetische Methoden d. organischen Chemie 1 g.

Landwirtschaft.

Fleischmann: Grundlagen des landwirtschaftl. Rechnungswesens 4; Spezielle Tierzuchtlehre mit Ausnahme der Rinderzucht 3; Ueb. im milchwirtschaftl.-chemischen Arbeiten 4; Ueb. im milchwirtschaftl.-bakteriol. Arb. 4; Die wichtigsten Erzeugnisse der Milchwirtschaft 1 g. — v. Seelhorst: Spezieller Pflanzenbau 4; Unkräuter und Schädlinge 1; kl. landw. Praktikum 2; Demonstrationen auf d. Versuchsfeld 1 g; wissenschaftl. Arbeiten im landwirtsch. Laboratorium 40 g; Exkursionen g; Ueb. im Anschluß an d. Exkursionen 1 g. — Fr. Lehmann: Spezielle Tierernährungslehre 3; Züchtung und Ernährung der Schweine 2; Demonstrationen a. d. Tierernährungslehre 1 g. — Koch: Bakteriologische Arbeiten 39; Bakteriol. Ueb. f. Chemiker 4; Landwirtschaftl. Stickstoffragen 1 g. — Nachtweh: Landwirtschaftl. Geräte- u. Maschinenkunde. Siehe ferner Medizin: Esser.

Staatswissenschaft.

Cohn: Praktische Nationalökonomie (Wirtschaftspolitik) 4; Ueb. d. Staatswissensch. Sem. 2 g. — Lexis: Theoretische Nationalökonomie 4; Oekonomik u. Statistik des Versicherungswesens 3; Ueb. im Sem. f. Versicherungswissenschaft 2 g. — Bernstein (m. Klein): Ueb. im Sem. für Versicherungswissensch. 2 g.

Erd- und Völkerkunde.

Wagner: Allgem. physikal. Geographie 4; Karthographischer Kurs f. Anf. 2; Geograph. Einzelübungen 3 g; Geograph. Kolloquium 2 g. — Wolkenhauer: Australien und die Südsee 2; Geländeaufnahmen 2; Geogr. Einzelübungen (mit Wagner und Mecking) 3 g; Geogr. Kolloquium (m. Wagner und Mecking) 2 g; Geogr. Exkursionen g. — Mecking, Geographie der Mittelmeerländer 2; Geograph. Einzelüb. (mit Wagner und Wolkenhauer) 3 g; Geogr. Kolloquium (m. Wagner und Wolkenhauer) 3 gr.

Geschichtswissenschaft.

Meyer: Latein. Paläographie 3; Ueb. in lateinischer Paläographie 1 g. — Wellhausen: Mohammed und die Araber 2. — M. Lehmann: Zeitalter der Gegenreformation und der Religionskriege (1555—1648) 4; Reformierung des preußischen Staats: Zeitalter von Stein u. Hardenberg 1; Ueb. über neuere Geschichte im Historischen Sem. 2 g. — Busolt: Römische Geschichte v. Sullas Diktatur an 4; Histor. Ueb. über die Schrift des Aristoteles vom Staatswesen der Athener 2 g. — Brandi: Allgemeine Geschichte im Zeitalter der Hohenstaufen 4; Historische Chronologie 2; Historisches Sem.: Kritische Ueb. 2 g. — Stein: Allgem. Geschichte des spät. Mittelalters 4; Histor. Prosem.: Ausgew. Abschnitte aus Geschichtsschreibern der deutschen Kaiserzeit 2 g. — Darmstädter: Das Britische Weltreich (Geschichte, Verfassung u. Wirtschaft) 2; Kolonialpolit. Ueb. 2 g. — Willrich: Demosthenes und seine Zeit 1 g. — Mollwo: Geschichte der Revolution von 1848 1. — Niese: Diplomatik d. Kaiserurkunde m. Ueb. 2.

Vergleichende Sprachwissenschaft.

Wackernagel: Sprachwissenschaftliche Ueb. f. Vorgerücktere 1—2 g. — Trautmann: Bildung u. Gebrauch d. griech. Verbums 2.

Orientalische Philologie.

Wellhausen: Arabische Texte 2 g; Aramäische Texte 2 g. — Wackernagel: Lektüre eines indischen Textes 2 g. — Sethe: Aegyptisch f. Anfänger 2; Koptisch f. Anfänger 2; Neuägyptische Grammatik 2; Aelteste relig. Literatur der Aegypter 1 g; Koptische Lektüre f. Fortgeschrittene 1 g. — Oldenburg: Grammatik des Sanskrit mit Uebersetzung eines leicht. Textes 3; Einleitung in d. Ryveda 2; Lektüre eines Textes der indischen Poetik 2 g. — Rahlfs: Syrisch f. Anf. 2; Forts. d. Arabischen f. Anf. 1 g.

Klassische Philologie und Archäologie.

Leo: Vergilius 4; im philol. Sem. I: Quintilians kleine Deklamationen 2 g. — Wackernagel: Homer (Einf. in d. Sprache, Erklärung ausgew. Abschnitte) 4. — Körte: Grundriß d. Archäologie 4; Archäolog. Sem. 1½ g. — Wendland: Antike Poetik 4; Sem. I: Aischylos Agamemnon 2 g. — Pohlenz: Plato 4; Sem. II: Ciceros Tuscul. II. u. Platos Menexenos 2 g. — Viertel: Ciceros Philippische Reden X—XIV 2 g. — Jacobsthal: Griechische Skulptur 2; Archäol. Sem. II 1½ g. — Schultz: Lysias 1½; Prosem. ausgew. Episteln d. Horaz 2 g. — Dittmann: Prosem. Latein. Sprachüb. 2 g.

Mittellateinische Philologie.

Meyer: Mittellateinische Uebungen 2 g.

Deutsche Philologie.

Schröder: Geschichte der deutschen Dichtung und des deutschen Schrifttums bis zu den Kreuzzügen 3; Walther von der Vogelweide 3; Deutsches Sem. (Altnordisch) 1½ g; Mittelstufe des Deutschen Sem. (Spiel von Frau Jutten) 1 g; Deutsches Prosem. (Gotisch) 1 g. — Weißenfels: Neuhochdeutsche Metrik 2; Die Sturm- und Drangperiode der deutschen Literatur 3; Deutsches Sem. Heinrich von Kleists Dramen 2 g; Deutsches Prosem. Briefe Goethes 1 g. — Trautmann: Althochdeutsche Grammatik m. Ueb. 2.

Englische Philologie.

Morsbach: Shakespeare 4; Phonetische Ueb. 2; Engl. Sem. Erkl. v. Owl and Nightingale 2 g. — Roeder: Hauptprobleme d. altengl. Kulturgesch. 2; Lektüre alt- u. mittelengl. Texte f. Vorgeschrittenere 2; Einführung in d. Alt- u. Mittelenglische Ueb. 2 g. — McGrath: Neuengl. Ueb. Unterstufe 2; English Prose Writers 1800—1850 2; Neuengl. Ueb. Oberstufe 2 g.

Romanische Philologie

Stimming: Historische Formenlehre des Französischen 4; Manzonis „Promessi Sposi“ 2; Ueb. im Altfranzösischen u. Provenzalischen 2 g. — Claverie: Neufranz. Ueb. f. Anfänger 4; Racine 4; Neufranz. Ueb. f. Vorgeschr. 2 g. — Albano: Einf. in d. ital. Spr. (m. gramm. u. Leseüb.) 4; Ausgew. Canti aus Dantes „Göttlicher Komödie“ 2; Einf. in d. span. Sprache 2; Lektüre und Uebers. mod. span. Schriftsteller 1.

Kunstgeschichte.

Vischer: Geschichte d. deutschen Malerei 4; Gesch. d. Plastik 1; Gesch. d. deutschen Baukunst 1; Uebungen 1 g.

Bibliothekshülfswissenschaften.

Pietschmann: Geschichte d. Buchwesens 2; Geschichte u. Einrichtungen der Universitäts-Bibliothek zu Göttingen 1 g; Ueb. über Buch- und Bibliothekswesen 1 g.

Schöne Künste und Fertigkeiten.

Freiberg: Ensemblespiel 1; Violin-, Klavier- und Orgelspiel; Harmonielehre 2 g. — Peters: Zeichnen u. Malen 2 g.

Fechtkunst lehrt der Universitäts-Fechtmeister Grüneklee 56; Reitkurse werden vom Univ.-Stallmeister v. Block täglich abgehalten 66; Tanzkunst lehrt Univ.-Tanzmeister Höltzcke 4.

Es findet vom 11. Juni 1911 ab ein Sommerkursus in der Leitung von volkstüml. Uebungen und Spielen statt, die Zulassung ist beim Univ.-Kurator nachzusuchen.

Verzeichnis der Vorlesungen

am

Königlichen Lyzeum Hosianum zu Braunsberg

im Sommer-Semester 1911.

A. Theologische Fakultät.

Poschmann, z. Dekan: Apologetik I 3; Die Lehre von den Sakramenten im besonderen 4; Dogmatische Wiederholungen und Uebungen 1. — Koch hat keine Vorlesungen angekündigt. — Kolberg: Spezielle Moraltheologie (Die Lehre von der Gerechtigkeit) 2; Kirchengeschichte des Mittelalters 4; Kirchenrecht I. 2; Kunstgeschichte der deutschen Renaissance und des Barockstils (zum Teil mit Lichtbildern) 1. — Schulz: Erklärung der Psalmen 3; Hebräische Altertümer 2; Alttestamentl. Seminarübungen 1; Assyrisch II. 1. — Marquardt wird nicht lesen. — Steinmann: Erklärung des Johannesevangeliums II. 3; Erklärung des Epheser- und des Philipperbriefes 1; Neutestamentl. Seminarübungen 1. — Gigalski: Leben und Schriften Pauli 2; Patrologie (Die Apologeten) 1. — Jedzink: Die Lehre von der Restitution 2.

B. Philosophische Fakultät.

Weißbrodt, z. Dekan: Ausgewählte Oden Pindars 1; Des hl. Augustinus Bekenntnisse 2; Antike Epigraphik 2. — Niedenzu: Spezielle Botanik 3; Botanische Ausflüge 1; Experimentalphysik 2. — Röhrich: Ermländische Geschichte I. 2; Allgemeine Geschichte seit 1815 2; Geschichte der deutschen Literatur im 19. Jahrhundert I. 2. — Switalski: Logik (in Verbindung mit Uebungen) 2; Psychologie 3; Pädagogik 2. — Grunwald: Einteilung in die Philosophie 1. — M. Switalski: Konrad Wallenrod von A. Mickiewicz 1; Polnische Grammatik, Sprachübungen und Uebersetzungen aus Schuen „Katechismus auf der Kanzel".

Braunsberg, den 6. Februar 1911.

Röhrich, z. Rektor.

Sachenrecht 4; Familienrecht 4; Uebungen im bürgerlichen Recht, für Anfänger 4.

Medizinische Fakultät.

Bier: Chirurgische Klinik 10; Klinische Visite 1 g; Kapitel der Chirurgie 1 g; Experimentelle chirurgische Arbeiten g. — Bumm: Geburtshilflich-gynäkologische Klinik 7; Poliklinische Besprechungen 1 g. — Flügge: Hygiene II. Teil 4; Bakteriologischer Anfängerkursus 2; Hygienische Exkursionen g; Hygienisch - bakteriologische Uebungen 4; Impfkursus; Arbeiten im Laboratorium tägl. — Franz: Geburtshilflich-gynäkologische Klinik, mit Touchierübungen 5; oliklinische Besprechungen 1 g. — Heffter: Toxikologie und Nachweis der Gifte 2; Allgemeine Arzneiverordnungslehre 2; Pharmakologische Uebungen 2; Arbeiten im pharmakologischen Laboratorium tägl. — Hertwig: Allgemeine Anatomie 4; Praktische Uebungen in der mikroskopischen Anatomie tägl.; Embryologischer Kursus 2½; Arbeiten im Laboratorium des Anatomisch-Biologischen Instituts tägl. — Heubner: Klinik und Poliklinik für Kinderkrankheiten tägl.; Spezielle Pathologie und Therapie der Krankheiten des Kindesalters 2 g. — O. Hildebrand: Chirurgische Klinik 7½; Chirurgischer Operationskursus 6; Chirurgische Demonstrationen 1 g. — His: Medizinische Klinik 5; Bäder und Kurorte 1 g; Arbeiten im Laboratorium tägl., g; Mikroskopisch-chemischer Kursus; Aerztliche Technik und Krankenpflege g; Nervendiagnostik; Kursus der Röntgendiagnostik; Radium und seine Anwendung bei Krankheiten; Kursus der Auskultation und Perkussion 3. — Kraus: Medizinische Klinik 7½; Medizinische Poliklinik 4½; Allgemeine Pathologie 1; Kursus der Auskultation und Perkussion 5; Kursus der Auskultation und Perkussion 6; Kursus der mikroskopischen, chemischen usw. Untersuchungsmethoden; Kursus der ärztlichen Technik; Klinische Visite 1 g; Arbeiten im Laboratorium tägl. — v. Michel: Ophthalmologische Klinik und Poliklinik 5; Untersuchungsmethoden des Auges 4; Leitung von bakteriologischen, seradiagnostischen und pathologisch-anatomischen Untersuchungen tägl.; Tuberkulöse und syphilitische Erkrankungen des Auges 1 g. — J. Orth: Allgemeine Pathologie tägl.; Pathologisch-anatomische Demonstrationen und Uebungen 4; Praktischer Kursus der pathologischen Histologie 4½; Demonstration der Sektionstechnik 1½; Selbständige Arbeiten im Pathologischen Institut tägl. — Passow: Klinik der Ohrenkrankheiten 3; Kursus der Otoskopie und Rhinoskopie 1; Praktischer Kursus der Ohren- und Nasenkrankheiten 8. — Rubner: Physiologie des Menschen, II. Teil 4; Physiologisches Praktikum 4; Arbeiten im Laboratorium tägl. — Waldeyer: Topographische Anatomie 5; Praktische Uebungen in der Gewebelehre und mikroskopischen Anatomie tägl.; Leitung spezieller anatomischer Arbeiten 2; Anatomie der Hernien 2. — Ziehen: Klinik der Nerven -und Geisteskrankheiten 4½; Poliklinik der Nervenkrankheiten 1 g; Laboratorium der Nervenklinik tägl., g. — Ewald: Krankheiten der Verdauungsorgane 2; Diät und diätetische Kuren 1 g. — B. Fränkel: Rhino-laryngologische Uebungen tägl.; Rhino-laryngoskopischer Kursus 2; Rhino-laryngologische Klinik 2. — Fritsch: Der Mensch im Lichte der Abstammungslehre II 1 g; Praktische Uebungen zur histologischen Augenuntersuchung 2; Leitung spezieller histologischer Arbeiten tägl. — Goldscheider: Medizinische Poliklinik und Klinik tägl.; Propädeutische Klinik 2. — Hirschberg: Einführung in die Augenheilkunde 2 g. — Lesser: Dermatologische Klinik 4; Gonorrhöe 1 g; Syphilis der Mundhöhle 1; Hautkrankheiten und innere Erkrankungen 1 g. — Munk: Physiologische Colloquia 2 g. — Rose: Chirurgische Colloquia 1 g. — Salkowski: Praktischer Kursus der Chemie für Mediziner 3; Arbeiten im chemischen Laboratorium tägl.; Grundzüge der physiologischen und pathologischen Chemie 2 g. — Sonnenburg: Frakturen und Luxationen 2. — A. Baginsky: Kursus der Kinderkrankheiten 4; Kinderkrankheiten mit Uebungen tägl.; Kinderdiätetik, insbesondere Ernährung 1 g. — M. Bernhardt: Nervenkrankheiten, Elektrodiagnostik, Elektrotherapie 1; Zusammenhang von Nerven- mit anderen Krankheiten g. — Bickel: Allgemeine und spezielle pathologische Experimentalphysiologie, II. Teil (Nervensystem, Muskeln usw.) 1¾; Pathologisch-physiologisches Praktikum 1; Arbeiten im Laboratorium der experimentell-biologischen Abteilung des Pathologischen Instituts tägl.; Diagnostisches Colloquium 1 g. — Borchardt: Chirurgische Diagnostik und Therapie 2. — Brieger: Allgemeine Therapie 2; Spezielle Pathologie und Therapie der inneren Krankheiten, als klinisches Propädeutikum 2; Praktische Kurse der Hydrotherapie und Balneotherapie 3; Praktische Kurse der Massage. — Busch: Zahn- und Mundkrankheiten 3. — Dieck: Kursus der konservierenden Zahnheilkunde tägl.; Phantomkursus tägl.; Pathologie und konservierende Therapie der Zähne 2; Röntgenphotographie der Kiefer und Zähne 1; Parasitäre Erkrankungen des Mundes 1 g. — du Bois-Reymond: Grundzüge der Physiologie für Studierende der Zahnheilkunde 2; Physik und Physiologie der Leibesübungen 1 g. — Fasbender: Geburtshilfe 4; Krankheiten der Eierstöcke 1 g. — Ficker: Gewerbehygiene 1 g; Bakteriologischer Anfängerkursus 2. — Greeff: Ophthalmologische Klinik 5; Praktischer Kursus der Ophthalmoskopie usw. 2. — Grunmach: Aktinographie 2; Experimentelle physikalisch-diagnostische und therapeutische Arbeiten 2; Ueber Pneumato-, Spiro-, Thorako- und Thermometrie 1 g. — C. Günther: Bakteriologie einschließlich Immunitätslehre 1, Kursus der Mikrophotographie. — Horstmann: Systematische Augenheilkunde 2; Augenleiden bei sonstigen Körperkrankheiten 1 g. — Joachimsthal: Orthopädische Chirurgie und orthopädische Technik 2; Uebungen in den chirurgischen und orthopädischen Verbänden 2; Praktischer Kursus der Massage und Heilgymnastik 1. — Kirchner: Ausgewählte Kapitel der sozialen Medizin 1 g; Seuchenbekämpfung 1 g. — Klapp: Chirurgische Diagnostik und Therapie 6; Operationskursus an der Leiche tägl. — G. Klemperer: Diagnostik 2. — Köppen: Uebungen im Untersuchen von Geisteskranken 2; Forensische Psychiatrie 1; Anatomie des Gehirns. Faserverlauf und vergleichende Anatomie 1; Anleitung zu selbständigen mikroskopischen Arbeiten tägl. g. — F. Krause: Chirurgische Poliklinik 5; Chirurgie des Gehirns, Rückenmarks und der peripheren Nerven g. — R. Krause: Anatomie des Auges und Ohres 2. — Landau: Frauenkrankheiten 2; Geburtshilflicher Operationskursus 2. — Moeli: Geistige Störung und Rechtspflege 1 g. — Nagel: Geburtshilfliche Operationslehre tägl.; Gynäkologische Diagnostik und Therapie tägl.; Geschichte der Geburtshilfe 1 g. — Pagel: Einführung in das Studium der Medizin 1 g; Geschichte der Medizin 2; Historisch-medizinische Uebungen und Colloquien 1. — Piper: Praktischer Kursus der medizinischen Physik 1; Physiologie des Kreislaufes 1. — Posner: Krankheiten:- der Harn- und Geschlechtsorgane 2 g; Innere und chirurgische Nierenkrankheiten 1 g. —

Remak: Krankheiten des Nervensystems, einschließlich der Elektrodiagnostik und Elektrotherapie, mit Krankenvorstellungen 2. — Schoeler: Aeußere Augenerkrankungen 1 g. — Schröder: Klinik für Zahn- und Kieferersatz 7½; Technisches Laboratorium tägl.; Technisch-propädeutischer Kursus; Kursus der Kronen- und Brückenarbeiten 6; Ueber klinische Technik mit Demonstrationen 1½ g; Theorie der Plattenprothese und Kronen-Brückenarbeiten 1. — Silex: Ophthalmoskopie, Brillenlehre 2; Verletzungen des Auges 1 g. — H. Steudel: Physiologische und pathologische Chemie 2; Chemisches Praktikum für Mediziner tägl.; Physiologisch-chemisches Praktikum 6. — F. Straßmann: Gerichtliche Medizin für Juristen 2; Gerichtliche Medizin für Mediziner 2; Praktischer Kursus der gerichtlichen Medizin 8; Arbeiten im Laboratorium der Unterrichtsanstalt tägl. g. — Virchow: Skelettlehre 3; Topographische Präparier-Uebungen tägl.; Arbeiten im Laboratorium tägl. — Warnekros: Kapitel der technischen Zahnheilkunde 2. — von Wassermann: Experimentelle Therapie 2; Ergebnisse der Immunitätsforschung 1 g. — Williger: Poliklinik für Zahn- und Mundkrankheiten tägl. 2; Krankheiten der Hartgebilde des Mundes 2; Allgemeine Chirurgie 1 g. — Max Wolff: Praktischer Kursus der Lungenkrankheiten 2; Lungenkrankheiten 2. — Abderhalden: Physiologische Chemie mit Einschluß der Stoffwechselphysiologie 5; Leitung wissenschaftlicher Arbeiten auf dem Gebiete der Physiologie und physiologischen Chemie täglich; Colloquium über biologische Tagesfragen 1 g. — Abelsdorff: Kursus im Augenspiegeln u. den übrigen Untersuchungsmethoden des Auges 2. — Adam: Augenärztlicher Operationskursus. — Albu: Krankheiten der Verdauungsorgane 1 g; Chemische und mikroskopische Diagnostik 2; Klinische Untersuchungsmethoden 2. — Axhausen: Allgemeine Chirurgie 3; Frakturen und Luxationen 2; Kursus der Verbandslehre 2. — B. Baginsky: Otiatrischer Kursus 2; Laryngoskopisch-rhinoskopischer Kursus 2. — von Bardeleben: Kursus der gynäkologischen Untersuchungs- und Behandlungsmethoden 4; Geburtshilflicher Phantomkursus 2; Geburtshilflich-gynäkologisches Colloquium und Repetitorium 1 g. — Bartels: Ueber den fossilen Menschen (Paläoanthropologie) 1; Anthropologische Methoden II; Uebungen in der Injektionstechnik; Einführung in die Anthropologie 1 g. — Gustav Behrend: Prostitution 1 g. — Beitzke: Kursus der Sektionstechnik 4; Diagnostisch-mikroskopischer Kursus an frischem Material 2; Ueber Geschwülste 1 g. — Benda: Praktischer Kursus der wissenschaftlichen Photographie 2; Anatomische und mikroskopische Arbeiten im Laboratorium tägl. — Bendix: Kinderkrankheiten 2; Säuglingsernährung und Säuglingskrankheiten 1. — Bergell: Ausgewählte Kapitel der physiologischen Chemie 2. — von Bergmann: Perkussions- und Auskultationskurses für Anfänger 3; Röntgendiagnostik und Röntgentherapie 2. — Blumenthal: Chemisch-mikroskopisch-bakteriologischer Kursus 2; Spezielle Pathologie und Therapie der inneren Krankheiten 3; Der gegenwärtige Stand der Krebsforschung 1 g. — Blumreich: Kursus der gynäkologischen Diagnostik und Therapie 2; Geburtshilfe 2. — Bockenheimer: Frakturen und Luxationen 1½; Allgemeine Chirurgie (Geschwulstlehre) 2; Leitung spezieller chirurgischer Arbeiten 1. — Boedeker: Ueber Alkoholismus 1 g. — Boruttau: Repetitorium der Physiologie pr.; Physiologisch- und pathologisch-chemische Arbeiten tägl.; Physiologie des Vogelflugs und Geschichte der Flugtechnik 1 g. — Brandenburg: Kursus der Perkussion und Auskultation 3; Herzkrankheiten 1 g. — Brühl: Otoskopischer Kursus 2. — Brugsch, Perkussion und Auskultation 3; Hämatologischer Kursus 1; Verdauung und Verdauungskrankheiten 1 g; Kolloquium über Diagnostik und Therapie innerer Krankheiten 2. — Bruhns: Kursus der Haut- und Geschlechtskrankheiten 2; Therapie der Haut- und Geschlechtskrankheiten 1 g. — Burghart: Innere Sekretion 1; Lungentuberkulose 1 g. — Buschke: Haut- und Geschlechtskrankheiten 2; Krankheiten der Harnwege 2. — Casper: Cystoskopische Uebungen 2. — R. Cassirer: Kursus der normalen und pathologischen Histologie des Nervensystems 2; Arbeiten auf dem Gebiete der Anatomie des Zentralnervensystems tägl. — Dönitz: Anästhesie-Kursus 2. — Finkelstein: Kolloquium über Säuglingskrankheiten 1 g. — Forster: Diagnostischer Kursus der Nervenkrankheiten inkl. Elektrodiagnostik 2; Die Geisteskrankheiten des Kindesalters 1 g. — P. Fraenckel: Praktischer Kursus der gerichtlichen Medizin 4; Ueber kriminelle Vergiftungen 1. — Frankenhäuser: Kursus der Elektrotherapie; Die Therapie der Kurorte 1 g. — Freund: Geburtshilflich-gynäkologische Propädeutik 2. — Friedberger: Einführung in die Immunitätslehre 2; Kapitel der Serumtherapie und Chemotherapie 1 g; Arbeiten für Vorgerücktere tägl. — Friedemann: Serumtherapie und Schutzimpfung 1 g. — Friedenthal: Naturgeschichte des Menschen 1 g; Physiologische Kolloquia 2 g; Leitung von physiologischen Arbeiten tägl. — Friedmann: Die chemischen Reaktionen des Tierkörpers 1 g. — Fromme: Kursus der gynäkologischen Diagnostik und Therapie 3; Geburtshilflicher Operationskursus mit praktischen Uebungen am Phantom 4. — Gluck: Orthopädie und Chirurgie des kindlichen Alters 4. — Gottschalk: Geburtshilflicher Operationskursus am Phantom 2; Diagnostik und Therapie der Frauenkrankheiten, mit praktischen Uebungen 2. — Grabower: Laryngo-Rhinologie 2; Beziehungen des Larynx zu Hirn- und Rückenmark 1 g. — Grawitz: Praktischer Kursus der Blutuntersuchungen 16; Klinische Pathologie des Blutes 1 g. — A. Gutmann: Augenleiden in Beziehung zu Erkrankungen der Nase, Nasennebenhöhlen und des Ohres 2. — Gutzmann: Pathologie und Therapie der Stimm- und Sprachstörungen 2; Experimentelle Phonetik 2; Gesundheitspflege der Stimme 1 g. — Haike: Propädeutischer Kursus der Ohren- und Nasenkrankheiten 1. — von Hansemann: Spez. pathologische Anatomie 4; Patholog.-anatom. Arbeiten für Fortgeschr. tägl. — Helbron: Kursus im Augenspiegeln und den übrigen Untersuchungen des Auges 2. — Heller: Demonstration von Fällen aus dem Gebiet der Dermatologie und Syphilis 2; Die Pathologie der Haut und vergleichende Pathologie 2 g. — Henneberg: Kursus der pathologischen Anatomie des Nervensystems 1½ g. — Herzog: Augenoperationskursus 2; Mikroskopische und experimentelle Pathologie des Auges 15. — B. Heymann: Impfkursus 1; Bakteriologischer Monatskursus tägl. — P. Heymann: Laryngoskopie und Rhinoskopie 2; Direkte Untersuchungsmethoden der oberen Luft- und Speisewege 1 g. — A. Hildebrandt: Massage-Kursus 2. — Hiller: Heeresgesundheitspflege, Teil II 1. — F. Hirschfeld: Klinische Diagnostik 2. — Jacob: Kursus der Diagnostik und Therapie der inneren Krankheiten 3; Ueber Entstehung, Verhütung und Bekämpfung der Tuberkulose 1 g. — Jacobsohn: Leitung anatomisch-neurologischer

Arbeiten tägl.; Anatomie des Rückenmarks 1 g. — Jolly: Geburtshilflicher Operationskursus am Phantom 2; Gynäkologischer Untersuchungskursus 5; Gynäkologische Diagnostik 1 g. — Joseph: Chirurgische Pathologie und Therapie 1 g; Experimentelle Arbeiten auf dem Gebiete der Chirurgie 1 g; Chirurgisch-technische Uebungen 1. — Jürgens: Infektionskrankheiten 2. — Kaiserling: Spezielle pathologische Anatomie tägl.; Pathologisch-anatomisches Seminar 2; Leitung selbständiger Arbeiten tägl. — Katzenstein: Oto-rhinolaryngologische und experimentell-phonetische Untersuchungsmethoden 2; Physiologie u. Hygiene der Gesangsstimme 1 g. — Kisskalt: Kommunal- und sozialhygienische Einrichtungen deutscher Städte 1; Hygienische Exkursionen 1 g; Hygienisch-bakteriol. Uebungen 4. — F. Klemperer: Perkussionskursus 3½. — Köhler: Kriegschirurgie 2; Unfallheilkunde 1 g. — Köllner: Systematische Augenheilkunde 2; Farbensinn und Farbenblindheit, ihre Diagnose und Bedeutung f. d. praktische Leben 1 g. — Kopsch: Anatomie des Kopfes 2; Makroskopische und mikroskopische Anatomie des Zentralnervensystems 2; Mikroskopische Technik 2. — Krönig: Klinische Mikroskopie und Chemie 4; Kursus der physikalischen Diagnostik 4. — Laehr: Praktische Uebungen in der Begutachtung Nervenkranker 1 g. — Langgaard: Arzneimittellehre mit Uebungen im Rezeptieren 3. — Langstein: Repetitorium der Kinderheilkunde 1. — A. Lazarus: Klinische Hämatologie 2. — P. Lazarus: Therapie der inneren Krankheiten einschl. der Neurosen 1 g. — Levinsohn: Kursus im Augenspiegeln mit Berücksichtigung der Augenkrankheiten 1 g; Ueber die Beziehungen des Auges zu den Erkrankungen anderer Organe 1 g. — Lewandowsky: Nervensystem 1 g. — Lewin: Arzneimittellehre 4; Toxikologie 2; Neuere Arzneimittel 1 g. — H. Liepmann: Ueber Aphasie, Apraxie, Agnosie 1 g; Gerichtliche Psychiatrie 2. — W. Liepmann: Phantomkursus und geburtshilfliches Seminar 3; Einführung in die Gynäkologie 1½. — Loewy: Repetitorium der Physiologie 4; Untersuchungsmethoden des Blutes und der Atmung 1 g. — Magnus-Levy: Allgemeine Pathologie des Stoffwechsels 1 g. — M. Martens: Grenzgebiete der Chirurgie und Medizin 1 g. — Edmund Meyer: Untersuchungsmethoden der oberen Luftwege 2. — Fritz Meyer: Infektion und Immunität 1 g; Klinische Bakteriologie 2. — L. Michaelis: Arbeiten auf dem Gebiet der physikalischen Biochemie tägl. — M. Michaelis: Kursus der Auskultation und Perkussion; Kursus der chemischen und mikroskopischen Untersuchungsmethoden 2. — Morgenroth: Bakteriologischer Kursus 2; Praktische Arbeiten auf dem Gebiet der Bakteriologie und experimentellen Therapie tägl.; Einführung in die Immunitätslehre und Serumtherapie 2; Experimentelle Chemotherapie der Infektionskrankheiten 1 g. — Franz Müller: Experimentelle Pharmakologie, II. Teil 2; Experimentelle pharmakologische Arbeiten täglich. — Nicolai: Propädeutische Klinik 2; Allgemeine Pathologie 1; Laboratoriumsarbeiten tägl.; Werkzeuge der Tiere und Menschen 1 g. — Nicolaier: Kursus der Diagnostik und Therapie innerer Krankheiten 2. — Oestreich: Allgemeine Pathologie und pathologische Anatomie 4; Demonstrativer Kursus der pathologischen Anatomie und der Sektionstechnik 6; Kursus der pathologischen Histologie 1; Bakteriologischer Kursus 2. — Pels-Leusden: Chirurgisch-diagnostischer Kursus 4; Orthopädisch-chirurgischer Kursus 2. — Pick: Pathologisch-anatomische Diagnostik 3; Arbeiten im Laboratorium tägl.; Kursus der pathologischen Histologie 6. — Pinkus: Histologie der Hautkrankheiten 2; Prophylaxe der Geschlechtskrankheiten 1 g. — Plehn: Klinische Vorträge usw. 3; Exotische Krankheiten 1 g; Klinische Pathologie des Blutes 2. — Poll: Vergleichende Anatomie 2; Zeugung und Vererbung 1 g. — Rawitz: Abstammung des Menschen 1 g. — Reyher: Röntgenologische Diagnostik der Erkrankungen des Kindesalters 1. — Richter: Perkussion und Auskultation 2; Klinische Chemie und Mikroskopie 2; Stoffwechselkrankheiten 1 g. — Leopold Rieß: Kapitel d. speziellen Pathologie 2. — Th. Rosenheim: Die Krankheiten des Magens 1 g. — Rosin: Auskultation, Perkussion usw. 2; Mikroskopisch-chemische usw. Diagnostik 2. — Rost: Resorption und Ausscheidung der Arzneimittel und Gifte 2. — Rothmann: Kursus der Nervenkrankheiten 2; Experimenteller Kursus der Physiologie des Zentralnervensystems 1; Ueber Hysterie und Neurasthenie 1 g. — Rumpel: Einführung in die Cystoskopie 2; Chirurgische Röntgendiagnostik 1. — de Ruyter: Chirurgisch-diagnostischer Verbandkursus 2. — Salomon: Harnchemie mit Demonstrationen 2. — K. Schaefer: Anatomische und physiologische Grundlagen der Psychologie 2; Arbeiten im Physiologischen Laboratorium der Charité-Ohrenklinik tägl. g. — Schmieden: Chirurgischer Operationskursus tägl.; Allgemeine Chirurgie 2; Topographische Anatomie am Lebenden 1. — Frank Schultz: Röntgentherapie 1; Lichttherapie 1 g. — Schuster: Untersuchung Nervenkranker 1; Krankheiten des Nervensystems und Unfallgesetz 1 g. — Seiffer: Funktion und Lähmung der peripheren Nerven 1. — Spitta: Oeffentliche Gesundheitspflege 1. — Stadelmann: Leberkrankheiten 1 g. — Staehelin: Kursus der Perkussion und Auskultation 3; Medizinisch-klinische Propädeutik 3. — P. Straßmann: Einführung in die Gynäkologie 3; Einführung in die Geburtshilfe 3; Gynäkologisches Laboratorium tägl.; Geburtshilflich-gynäkologische Tagesfragen 1 g. — Strauch: Kursus der gerichtlichen Medizin 8; Gerichtliche Medizin 2; Ueber Zurechnungsfähigkeit 2. — Strauß: Perkussions- und Auskultationskursus 1; Diätbehandlung innerer Krankheiten 1 g. — Thorner: Systematische Augenheilkunde 2; Praktische Uebungen in der Photographie des Augenhintergrundes. — Tomasczewski: Diagnose, Therapie der Haut- und Geschlechtskrankheiten 2. — Weber: Der Einfluß psychischer Vorgänge auf den Körper, insbesondere auf die Blutverteilung 1 g; Uebungen in der Untersuchung der physiologischen Begleiterscheinungen psychischer Vorgänge 1½ g. — Wollenberg: Orthopädische Chirurgie 3; Allgemeine Röntgendiagnose 1 g. — Wolpert: Wohnungshygiene 1. — Zinn: Diagnostischer und therapeutischer Kursus innerer Krankheiten 2. — Hoffendahl: Soziale und gerichtliche Zahnheilkunde 1 g. — Schütz: Praktisch-theoretischer Kursus der Mechanotherapie 2; Praktische Monatskurse der Heilgymnastik und Massage 3.

Philosophische Fakultät.

L. Bernhard: Finanzwissenschaft 4; Die Nationalitäten- und Rassenkämpfe der Gegenwart 1; Staatswissenschaftlich-Statistisches Seminar 2 g. — Branca: Paläontologie 2; Paläontologische und geologische Uebungen 2 g; Selbständige Arbeiten in Geologie und Paläontologie tägl. g. — Brandl: Englische historische Flexionslehre und Syntax 4; Englische Literatur in der Zeit Walter Scotts und Byrons 4; Englisches Seminar 2 g. — Brückner: Slawische Altertumskunde 2; Polnische Lite-

raturgeschichte 2 g; Slawische Uebungen 2 g. — Cohn: Potentialtheorie (Figur und Rotation der Himmelskörper) 3; Neuere Theorien der Himmelsmechanik 2; Seminar für wissenschaftliches Rechnen 2 g. — H. Delbrück: Weltgeschichte von 1400 bis 1786 4; Krieg 1866 1 g; Uebungen 2 g. — Delitzsch: Erklärung des babylonischen Weltschöpfungsepos 2; Erklärung des alttestamentlichen Psalmen 4; Arabisch für Anfänger 2; Geschichte und Kultur Babylonien-Assyriens 2; Assyrisch, II. Kursus 2 g. — H. Diels: Aristoteles 4; Philologisches Seminar 2 g; Philologisches Proseminar 1 g. — Engler: Spezielle Botanik, Biologie und Verbreitung der Pflanzen 4½; Pflanzengeographie des Mittelmeergebietes und der Alpenländer 1½; Mikroskopische Uebungen, I. Kursus, II. Kursus, III. Kursus (Drogenpulver) je 3; Anleitung zu Untersuchungen aus dem Gebiete der systematischen Botanik und Pflanzengeographie tägl. g. — Erdmann: Psychologie 4; Kritische Geschichte des Empirismus 2; Seminar 2 g. — Erman: Aegyptische Texte 2; Koptische Grammatik 1; Aegyptische Denkmäler der Museen 1 g. — E. Fischer: Praktische Arbeiten im chemischen Universitäts-Laboratorium tägl. — Foerster: Geschichte der mittelalterlichen Astronomie 2 g; Grundlehren der astronomischen Meßkunst 1 g; Zustände und Erscheinungen der obersten Regionen d. Erdatmosphäre 1 g. — Frobenius: Theorie der algebraischen Gleichungen (II. Teil) Theorie der algebraischen Gleichungen (II. Teil) 4; Mathematisches Seminar 2 g. — Haberlandt: Grundzüge der Botanik 4; Botanisch-mikroskopisches Praktikum 6; Anleitung zu selbständigen Arbeiten tägl. g. — Hellmann: Theorie und Gebrauch der meteorologischen Instrumente 2; Meteorologisches Kolloquium 1 g; Anleitung zu meteorologischen Arbeiten (Uebungen) tägl. g. — Helmert: Schwerkraft und Erdgestalt 1; Landesaufnahme 1 g. — Hintze: Allgemeine Staats- und Gesellschaftslehre auf historischer Grundlage (Politik) 4; Geschichte der politischen Theorien seit dem Ausgang des Mittelalters 1 g; Uebungen auf dem Gebiet der allgemeinen Verfassungsgeschichte 4 g. — O. Hirschfeld: Römische Geschichte von den Gracchen bis auf Cäsars Tod 4; Historische Uebungen über die Quellen der römischen Kaiserzeit im zweiten und dritten Jahrhundert 2 g. — Kekule von Stradonitz: Griechische und römische Porträtkunst 2; Archäologische Uebungen 1 g. — Kretzschmar: Hauptwerke der Kirchenmusik 4; Sebastian Bach 4 g; Musikwissenschaftliche Uebungen 2 g. — M. Lenz: Zeitalter Bismarcks 4; Historisches Seminar 2 g. — Liebisch: Allgemeine Mineralogie und Kristallographie 4; Mineralogisches Praktikum 1; Mineralogisches Kolloquium 1 g; Arbeiten in Mineralogie und Kristallographie tägl. g. — Lüders: Sanskrit II. 2; Upanisads 2; Mahabhashya 1 g; Kiratarjuniya 1 g; Seminar. — v. Luschan: Spezielle physische Anthropologie 4; Völkerkunde der Südsee 1; Anthropologische Uebungen 4; Leitung selbständiger Arbeiten tägl.; Sozial-Anthropologie 1 g; Anthropologisches Kolloquium 2 g; Ethnographische Uebungen tägl. g. — Eduard Meyer: Quellenkunde zur Alten Geschichte 5; Historische Uebungen 2 g. — Morf: Französische Literatur im 18. Jahrhundert 4; Einführung in die romanische Philologie 2; Romanisches Seminar 2 g. — Nernst: Anorganische Chemie 5; Kinetische und thermodynamische Theorien chemischer Prozesse 1 g; Physico-chemisches Kolloquium 1 g; Arbeiten im physikalisch-chemischen Laboratorium der Universität g. — E. Norden: Römische Literaturgeschichte der Kaiserzeit 4; Philologisches Seminar 2 g; Philologisches Proseminar 1 g. — Penck: Allgemeine Länderkunde, II. Teil 5; Geographische Uebungen tägl. g; Arbeiten im Geographischen Institut tägl. g; Geographisches Kolloquium 2 g. — Planck: Theoretische Optik 4; Uebungen 1 g. — Riehl: Kant und der deutsche Idealismus 4; Logik der Naturwissenschaften 2; Fr. Nietzsche 1 g; Philosophisches Seminar 1 g. — Roethe: Erklärung des Nibelungenliedes 4; Grundzüge der alt- und mittelhochdeutschen Metrik 2; Germanisches Seminar 2 g; Germanisches Proseminar 1 g. — Rubens: Experimentalphysik, I. Teil 5; Mathematische Ergänzung zur Experimentalphysik 1 g; Physikalisches Kolloquium 1½ g; Arbeiten im physikalischen Laboratorium tägl. g. — Sachau: Koran-Kommentar von Baidawi 2; Buchari Traditionen 1 g; Hariris Makamen 2; Aramäische Papyrus-Urkunden 1. — Schäfer: Deutsche Geschichte im ausgehenden Mittelalter 2; Entstehung und Bestand des deutschen Volkstums 1 g; Historische Uebungen 2 g. — Schiemann: Seminar f. osteuropäische Geschichte 2 g. — E. Schmidt: Geschichte der deutschen Romantik bis zu Heine 4; Der junge Goethe 2; Germanisches Seminar 2 g. — von Schmoller: Die Entwicklung der Unternehmungsformen, hauptsächlich der Aktiengesellschaften, Kartelle und Trusts 2; Die rechtliche und wirtschaftliche Lage der arbeitenden Klassen 1½ g. — Schottky: Funktionentheorie, II. Teil 4; Krümmungstheorie der Kurven und Flächen 4; Mathematisches Seminar 2 g. — F. E. Schultze: Zootomischer Kurs für theoretisch Vorgebildete 4; Mikroskopisch-zoologischer Kurs tägl.; Wissenschaftliche Arbeiten im Zoologischen Institut tägl. g. — W. Schulze: Die griechischen Dialekte und ihre Geschichte in der Literatur 4; Elemente des Litauischen 2 g; Seminar. — Schwarz: Integralrechnung 4; Variationsrechnung 4; Ausgewählte Anwendungen der elliptischen Funktionen 2 g; Uebungen zur Integralrechnung 1 g; Mathematische Kolloquien 1 g; Mathematisches Seminar 2 g. — Schwendener: Mechanische Probleme der Botanik 2. — Sering: Allgemeine und theoretische Nationalökonomie 4; Staatswissenschaftlich-Statistisches Seminar 2 g. — Sieglin: Erklärung von Aviens Ora Maritima 2; Seminar für historische Geographie 2 g. — Struve: Praktische Astronomie 3. — Stumpf: Logik und Erkenntnistheorie 4; Allgemeine Geschichte der Philosophie 4; Psychologisches Institut: a) Arbeiten tägl., b) Theoretische Uebungen 1 g. — Tangl: Geschichte des Mittelalters bis zur Stauferzeit 4; Urkundenlehre, II. Teil 4; Historisch-diplomatische Uebungen 2 g; Paläographisch-diplomatische Uebungen für Archivaspiranten 1 g. — Vahlen: Plato Phaedrus 4; Cicero de legibus nebst römischem Sacral- und Staatsrecht 4; Philologisches Seminar 2 g. — Wagner: Spezielle und praktische Nationalökonomie (Agrar-, Gewerbe- und Handelswesen und -politik) 4; Kredit- und Bankwesen und Bankpolitik 2; Staatswissenschaftlich-Statistisches Seminar 2 g. — Wehnelt: Arbeiten im physikalischen Laboratorium tägl.; Physikalisches Praktikum für Anfänger (I. und II. Teil) 7; Physikalisches Praktikum für Pharmazeuten 3; Mathematische Ergänzungen zum physikalischen Praktikum 1 g. — v. Wilamowitz-Moellendorff: Thukydides 4; Religion des Hellenismus 1 g; Philologisches Proseminar 2 g. — Wölfflin: Kunstgeschichte des 19. Jahrhunderts 4; Das Beschreiben von Kunstwerken 1 g; Uebungen über das Malerbuch des Lionardo da Vinci 2 g. — Münsterberg: Einleitung in die Philosophie 2; Willensfreiheit 1 g. — Ascherson: Erläuterung der Pflanzenfamilien 3; Botanische Exkursionen g.

— Brauer: Kolloquium im Zoologischen Museum 1 g. — van t'Hoff: Kapitel der allgemeinen Chemie 1. — Lasson: Neuere Philosophie 4; Logik 4; Grundprobleme 1 g. — Lehmann-Filhés: Differentialrechnung 4; Uebungen in der Differentialrechnung 1 g; Störungen der Mond- und Planetenbewegung 1 g. — Münch: Pädagogische Prinzipienlehre 2; Pädagogisch-theoretische Uebungen 1 g. — A. Orth: Praktische Uebungen zur Bodenkunde 4; Großes agronomisches Praktikum im Laboratorium; Bonitierung des Bodens I g; Landwirtschaftliche Exkursionen g. — Ad. Schmidt: Geophysikalische Anwendungen oszillierender Funktionen 2; Geophysikalisches Colloquium 1½ g. — E. Warburg: Ausgewählte Kapitel aus der theoretischen Physik 2. — Barth: Ibn Djubeir und historische arabische Texte 2; Diwan der Hudheiliten 1; Syrische Schriftsteller 1 g; Dalalat al-Charini 1 g. — Biedermann: Sprengstoffe 2; Künstliche Farbstoffe 2. — Blasius: Physikalische Uebungen für Anfänger 7; Medizinerkurs 3; Uebungen im Anschluß an das Praktikum 1 g. — v. Bortkiewicz: Bevölkerungsstatistik und Bevölkerungstheorie 2; Statistisches Konversatorium 1 g. — Breysig: Geschichte der geistigen Kultur des späteren Mittelalters 2; Brandenburgisch-preußische Verfassungs- und Verwaltungsgeschichte 2; Geschichtslehre (Philosophie der Geschichte) 1; Uebungen zur Einführung in die vergleichende Sozial- und Verfassungsgeschichte 1 g. — Dessoir: Allgemeine Geschichte der Philosophie 4; Allgemeine Psychologie 2; Uebungen zur Aesthetik 1 g. — Fleischer: Geschichte der mittelalterlichen Musik 2; Aesthetik der Tonkunst 1 g; Musikwissenschaftliche Uebungen (Kgl. Musikinstrumentensammlung) 2 g. — Frey: Italienische Renaissance 4; Zeitalter Rubens' und Rembrandts 1; Führung durch das Kaiser-Friedrich-Museum 1; Uebungen der Kunsthistorischen Gesellschaft 2 g. — Friedländer: Schumann und Chopin 1 g; Musikwissenschaftliche Uebungen 2 g; Chorübungen 1½ g. — Gabriel: Organische Experimentalchemie 5; Praktische Uebungen im Chemischen Universitäts-Institut tägl. — Geiger: Geschichte der deutschen Literatur im 19. Jahrhundert 4; Goethes Lyrik 2; Französische Literatur im 16. Jahrhundert 1 g. — Gilg: Pharmakognosie I 4; Mikroskopische Untersuchung der menschlichen Nahrungs- und Genußmittel aus dem Pflanzenreich 3; Pharmakognostisches Colloquium 1 g; Mikroskopische Uebungen mit besonderer Berücksichtigung der Drogen, in drei Kursen, je 3. — Haguenin: Geschichte der französischen Komödie im 18. Jahrhundert 2; Die französischen Humoristen im 19. Jahrhundert 1 g; Uebungen über literar- und kulturhistorische Themata (Neufranzösische Gesellschaft) 2 g. — Hettner: Einführung in die Determinantentheorie 2. — Heusler: Einführung ins germanische Altertum 2; Geschichte Islands mit Lektüre von Ari 2 g; Edda-Uebungen 2 g. — Heymons: Süßwasserfauna 1; Entomologische Uebungen 1 g. — Jastrow: Praktische Nationalökonomie 3; Allgemeine Verwaltungswissenschaft 1; Staats- und verwaltungswissenschaftliche Uebungen g. — Knoblauch: Theorie der krummen Flächen 4; Analytische Geometrie 4; Theorie der Raumkurven 1 g. — Kossinna: Germanische Kultur- und Stammesgeschichte 2; Uebungen zur vorgeschichtlichen Archäologie Deutschlands 2 g. — Lehmann-Haupt: Griechische Geschichte 4; Herodot 2; Geschichte Israels im Ueberblick 1; Historische Uebungen 1½ g. — Liebermann: Organische Chemie, II. Teil 5; Praktische Uebungen im Laboratorium tägl. — P. Magnus: Archegoniaten 3; Anpassungen zur Nahrungsaufnahme der Pflanzen 1 g. — Meister: Historische Grammatik der lateinischen Sprache 4; Philologisches Proseminar 2 g; Philologisches Proseminar 1 g. — Eugen Meyer: Technische Physik der Verbrennungskraftmaschinen 2. — R. M. Meyer: Einführung in die deutsche Philologie 4; Geschichte der deutschen Literatur von Luther bis Lessing 3; Mittelhochdeutsche Uebungen 1 g. — Neesen: Atmosphärische Elektrizität, Gewitter und Blitzableiter 1 g. — Preuner: Olympia 2; Archäologische Uebungen 1 g. — Pschorr: Alkaloide 1. — Rambeau: Spanisch für Anfänger 3; Calderón, „El Mágico Prodigioso" 2; „Don Juan" dans littératures espagnole, française et italienne 1 g; Französische und italienische Phonetik 1 g. — Roediger: Grundzüge der deutschen Grammatik 3; Einige Kapitel aus der deutschen Volkskunde 1 g; Grammatische Uebungen 1 g. — Schreiner: Himmelsphotographie 4; Colloquium 1 g. — Schmitt: Brandenburgisch-Preußische Geschichte 1740 4; Uebungen zur Geschichte der deutschen Seemachtsbestrebungen 1 g. — Simmel: Einleitung in die Philosophie 2; Probleme der modernen Kultur 2; Uebungen g. — Sternfeld: Deutsche Geschichte in der Uebersicht 4; Französische Geschichte 4; Historische Uebungen 2 g. — Strecker: Lateinische Tierdichtung des Mittelalters und Erklärung der Ecbasis captivi 2; Mittellateinische Uebungen 2 g. — Thoms: Pharmazeutische Chemie, organischer Teil 4; Pharmazeutisches Institut tägl. — Wentzel: Geschichte des griechischen und des römischen Dramas 4; Kursorische Lektüre des Livius, Uebungen 2 g. — Wichelhaus: Technologie für Chemiker 4; Uebungen für Anfänger und Geübtere tägl.; Anleitung zu chemisch-technischen Untersuchungen tägl. — Winckler: Assyrische Schrift und Sprache für Anfänger 2; Fragen der israelitischen Geschichte 2 g. — Wittmack: Systematische Botanik 4; Züchtung der Kulturpflanzen 1 g; Botanische Exkursionen g. — Zoepfl: Kolonialpolitik 2; Uebungen, besonders über auswärtige Wirtschaftspolitik 2 g. — Baesecke: Geschichte der mittelhochdeutschen Literatur zu ihrer Blütezeit 2; Einführung ins Gotische 2. — v. Baeyer: Neuere Arbeiten aus der Physik 1. — Ballod: Wirtschaftspolitik 1½; Rußland in Asien 1 g; Sozialismus und Sozialpolitik 1 g. — Baur: Einführung in die experimentelle Vererbungs- und Artbildungslehre 2; Anleitung zu selbständigen Untersuchungen über Vererbung (Uebungen) g. — Beckh: Sanskrit für Anfänger 3; Tibetische Texte (Uebungen) 2. — Belowsky: Gesteinsbildende Mineralien 2; Demonstrationen in der mineralogischen Schausammlung des Museums für Naturkunde 1 g. — Börnstein: Experimentalphysik, II. Teil 5; Physikalische Unterrichtsübungen 4; Physikalische Arbeiten tägl. — Braun: Grundzüge der Biogeographie 4; Geographische Einzelarbeiten an Karten (Uebungen) 2; Geographisches Seminar 2 g; Geographisches Colloquium 2 g. — v. Buchka: Geschichte der Chemie 2; Chemie der Nahrungsmittel, Genußmittel und Gebrauchsgegenstände 4. — Busse: Wichtigste Nutzpflanzen der Tropen 1½. — Byk: Kinetische Gastheorie 1. — Caspar: Deutschlands Geschichtsquellen im Mittelalter im Rahmen der Geschichte der Literatur und des geistigen Lebens 2; (Damit verbunden:) Uebungen für Anfänger g. — E. Cassirer: Allgemeine Erkenntnistheorie 2; Leibniz 1. — Claussen: Vergleichende Entwicklungsgeschichte der Gymnospermen und Angiospermen 2; Entwicklungsgeschichtliches Praktikum über Algen, Pilze, Moose, Farne, Gymnospermen und Angiospermen 3; Kryptogamenexkursionen g. — Dade: Volkswirtschaftliche Tagesfragen 1 g;

Diskussionsübungen in volkswirtschaftlichen und statistischen Fragen 1 g. — Deegener: Allgemeine Entwicklungsgeschichte, I. Teil 1. — R. Delbrück: Kunstgeschichte der Kaiserzeit 2. — Dessau: Erklärung ausgewählter lateinischer Inschriften (Uebungen) 2 g. — O. Diels: Die wichtigsten Arbeitsmethoden der organischen Chemie 1. — Döring: Grundzüge der Logik 2. — Ebeling: Einführung ins Altfranzösische 4; Erklärung der ältesten französischen Denkmäler 2; Altitalienisch 2; Provenzalische Uebungen 2 g. — Eberstadt: Börsengeschäfte 1; Wohnungsfragen und Städtebau, mit Besichtigungen und Lichtbildern 1½; Nationalökonomische Uebungen 2 g. — Emmerling: Gärungschemie 1. — Erdmannsdörffer: Anleitung zu petrographisch-geologischen Untersuchungen im Felde g. — Eucken: Die Wahrscheinlichkeitstheorie in der Naturwissenschaft 1. — Franz Fischer: Einführung in die physikalische Chemie 1. — Fock: Atom- und Elektronentheorie 1; Kapitel der Kristallographie 1 g. — Frischeisen-Köhler: Philosophie der Gegenwart 2; Ethik 2; Geschichte und Kritik des Monismus 2. — Gehrcke: Elemente der höheren Mathematik 1½. — Grossmann: Besprechung chemisch-technischer und wirtschaftlicher Tagesfragen 1; Technische Exkursionen und Besichtigung von Fabrikanlagen 2; Erläuterungen zu Exkursionen 1 g. — Grüneisen: Eigenschaften der Wechselströme 2. — A. Günther: Geschichte und System der Statistik 2; Statistische Unterlagen der Sozialpolitik 2; Uebungen zur sozialen Gesetzgebung 2. — Ritter v. Guttenberg: Reizphysiologie der Pflanzen 2. — Haake: Deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation 2; Historische Uebungen zur Einführung in das Studium der neueren Geschichte 2 g. — Ed. Hahn: Entstehung u. Verbreitung der wirtschaftl. Haustiere 2; Entstehung des Getreidebaus 1 g. — O. Hahn: Radioaktive Probleme 1. — Max Hartmann: Experimentelle Zoologie 1; Leitung wissenschaftlicher Arbeiten in der Protistenkunde tägl. g. — Henning: Thermodynamische Temperaturskala und Temperaturmessung 2. — Herrmann: Geschichte des deutschen Dramas 4; Historische Einführung ins Neuhochdeutsche 2; Theatergeschichtliche Uebungen 2 g. — E. Hildebrandt: Bildende Kunst im Zeitalter Goethes (Rokoko usw.) 2; Uebungen 1 g. — Hoeniger: Deutsche Wirtschafts- und Sozialgeschichte 3; Das Deutschtum im Ausland 1; Wirtschafts- und sozialgeschichtliche Uebungen 2 g. — Hofmeister: Deutsche Verfassungs- und Ständegeschichte im Mittelalter 2; Uebungen zur Einführung in die Geschichte des Mittelalters 2 g. — Holtermann: Allgemeine Botanik 2. — Houben: Chemische Entdeckungen und ihre Geschichte 1. — Jacobson: Besprechung chemischer Tagesfragen 1. — Jolles: Homer und die kretisch-mykenische Kultur 2. — Karsch: Allgemeine Zoologie. — Kiebitz: Elektrische Schwingungen 1. — Köthner: Experimentierkunst des Theophrastus Paracelsus 1. — Kohlschütter: Geographische Landmessung II 1; Uebungen dazu g. — Kolkwitz: Hydrobotanik 1. — Koppel: Anorganische Isomerie g. — Krabbo: Der brandenburgisch-preußische Staat 2; Historische Uebungen 1 g; Uebungen in lateinischer Paläographie, für Vorgerücktere 1 g. — Kretschmer: Mitteleuropa 2; Geschichte der Kartographie 1 g. — Krigar-Menzel: Theorie der Elastizität und Hydrodynamik 4. — W. Lenz: Untersuchung von Nahrungs- und Genußmitteln 1½; Mikrochemische Analyse (Uebungen) 2. — Less: Einführung in die Klimatologie 1; Ueber die jeweiligen Witterungsvorgänge 1 g. — Leuchs: Chemie der Kohlenhydrate 1. — Lewy: Prinzipien der Sprachwissenschaft 2; Einführung in das Wotjakische 2; Magyarische Texte 2 g. — Lindau: Bakteriologie 1; Morphologie und Systematik der Pilze 1; Kryptogamisches Colloquium 1 g. — Lockemann: Die Theorien der modernen Chemie 1. — Löb: Elektorchemie I 1; Physikalische Biochemie I 1; Physiologisch-chemisches Laboratorium tägl. — Maas: Apollonios Dyskolos über das Pronomen 1½; Byzantinische Uebungen 2 g. — W. Magnus: Experimentalphysiologie der Pflanzen 3; Praktische Uebungen in Pflanzenphysiologie und Pflanzenpathologie 4. — Mannich: Qualitative chemische Analyse 1; Quantitative chemische Analyse 1. — Marckwald: Anorganisch-chemische Uebungen tägl. — Marcuse: Theorie und Handhabung geographisch-, nautisch- und aeronautisch-astronomischer Instrumente 1½; Luftschiffahrt in allgemeiner Darstellung 1. — F. Martens: Elektrische und magnetische Demonstrationsversuche 2 g. — Meisenheimer: Organische Experimentalchemie 5; Theorie der Gärung 1; Anorganisch- und organisch-chemisches Praktikum tägl. — Merz: Hydrographie der Binnengewässer II 2; Uebungen im ozeanographischen Laboratorium tägl. g. — Paul M. Meyer: Römische Verfassungsgeschichte 3; Lesen und Erklären von Papyrusoriginalen 2 g. — R. J. Meyer: Anorganisch-chemisches Praktikum tägl.; Uebungen in der Experimentalchemie; Beziehungen zwischen physikalischen Eigenschaften und chemischer Zusammensetzung 1 g. — Misch: Geschichte der Philosophie im Altertum 2; Philosophische Uebungen 2 g. — Mittwoch: Persisch 2; Syrische Grammatik und Lektüre einer Chrestomathie 2; Lektüre der Persitta mit Uebungen 1 g. — Mutschmann: Seneca 2; Griechischer Anfangskursus 3; Philologisches Proseminar 1 g. — Neuberg: Anleitung zu wissenschaftlichen Arbeiten auf dem Gebiete der Biochemie tägl.; Anleitung zur Darstellung organisch-chemischer Präparate tägl.; Tier- und pflanzenchemische Uebungen. — W. Norden: Welthandels- und Kolonialgeschichte des Mittelalters 2; Historische Uebungen für Anfänger 2 g. — Oppenheimer Allgemeine theoretische Nationalökonomie 4; Hauptprobleme der Soziologie 1 g; Staatswissenschaftliche Uebungen 2. — Pilger: Vergleichende und experimentelle Morphologie 2. — Potonié: Paläobotanik 2; Entstehung der Steinkohle und Kaustobiolithe 1; Arbeiten für Fortgeschrittene tägl. g. — Pringsheim: Chemie der Pflanzenstoffe 1 g. — Regener: Gasentladungen (experimentell) 1½. — Regling: Grundzüge der Münzkunde 1½ g. — Reich: Geschichte des antiken Romans 1; Uebungen über Xenophons Symposion 1 g. — Reichenheim: Physik der Sonne 1. — Reinhardt: Grundzüge der allgemeinen Botanik 2. — Ludwig Rieß: Englische Verfassungsgeschichte 2; Historische Uebungen 2 g. — Rintelen: Geschichte der Kunstwissenschaft seit Winckelmann 2; Uebungen über Rembrandt 2. — A. Rosenheim: Anorganisch-chemisches Praktikum tägl.; Uebungen in der Experimentalchemie; Praktische Uebungen in der Gas- und Maßanalyse. — Rohtstein: Ciceros Briefe 2. — Ruhland: Kapitel aus der Geschichte der allgemeinen Biologie 1 g. — Rupp: Grundzüge der Experimentalpsychologie 2; Experimentelle Uebungen; Leitung wissenschaftlicher Arbeiten tägl.; Colloquium über Experimentalpsychologie 2. — Sachs: Chemie der Farbstoffe 1 g. — Sander: Deutsche Wirtschaftsgeschichte vom 16. bis 19. Jahrhundert 2; Einleitung in die Soziologie 1. — Hubert Schmidt: Vorgeschichte Europas 2 g. — Schur: Gewöhnliche Differentialgleichungen 4; Einleitung

in die Funktionentheorie 4. — Skalweit: Deutsche Agrargeschichte und Agrarpolitik 2. — v. Sommerfeld: Preußische Geschichte 1740 bis 1840 4; Uebungen zur Einführung in das Studium der neueren preußischen Geschichte g. — Spiegel: Chemische Konstitution und physiologische Wirkung 1. — Spies: Das Studium der Anglistik 1; Beowulf als Einführung ins Altenglische 4; Grundzüge der mittelenglischen Literatur 2. — Spranger: Pädagogik 4; Der Zusammenhang von Philosophie und Politik in der Neuzeit 1 g. — Stähler: Spezielle anorganische Chemie mit Experimenten 3. — von Staff: Geologische Grundlagen der Landschaftsformen Mitteleuropas 1; Grundwasser und Quellen 1; Uebungen im Lesen geologischer Karten 1; Geologisch-morphologische Exkursionen g. — Stremme: Die fossilen Wirbeltiere (mit Ausnahme der Säugetiere) 1; Paläontologisch-osteologische Uebungen 2; Geologische Exkursionen g. — Struck: Ancien Régime und Revolution 3; Oesterreichische Geschichte im 19. Jahrhundert 1 g; Historische Uebungen 1 g. — Tannhäuser: Mineralogisch-petrographisches Repetitorium 1½; Die Struktur der natürlichen Bausteine 1½; Exkursionen in das Riesengebirge g. — Thomas: Geschichte der römischen Beredsamkeit 2; Lateinischer Anfangskursus 4; Kursorische Lektüre lateinischer Schriftsteller 4; Griechischer Jahreskursus, II. Semester 3; Kursorische Lektüre griechischer Schriftsteller 2; Lateinische Stilübungen 1 g; Griechische Stilübungen 1 g. — Traube: Quantitative chemische Analyse 1. — Vierkandt: Anfänge der Kunst 2 g. — O. Warburg: Vegetation und Landwirtschaft Afrikas 2. — v. Wartenberg: Physikalisch-chemische Rechenübungen 1 g. — Weigert: Theoretische Grundlagen chemisch-technischer Prozesse 1. — Weinstein: Theorie der Wärmeverbreitung 3; Naturgesetze 1 g. — Weisbach: Geschichte der altdeutschen Malerei 2; Kunstgeschichtliche Uebungen g. — Winnefeld: Griechische Vasenmalerei 2. — Witt: Dioptrik des Fernrohrs 2; Einführung in das wissenschaftliche Rechnen 2 g. — J. Wolf: Musikgeschichte des 15. Jahrhunderts 2; Musikalische Liturgik; Musikhistorisches Seminar 1½ g; Musikhistorisches Seminar 1½ g. — Wulff: Geschichte der islamischen (einschließlich der sassanidischen) Kunst 2; Uebungen über mittelalterliche französische und deutsche Plastik 1 g. — M. G. Zimmermann: Uebungen im Kaiser-Friedrich-Museum 1 g. — W. Zimmermann: Einführung in die Nationalökonomie 1; Geschichte der sozialpolitischen und sozialistischen Theorien 2; Sozialpolitische Uebungen 1½. — F. Hartmann: Lateinischer Anfängerkursus 2; Griechischer Jahreskursus 4. — Imelmann: Griechischer Anfängerkursus 3. — J. Paczkowski: Polnischer Unterkursus 2 g; Polnischer Oberkursus 1½ g. — M. Schmidt: Einführung in die lateinische Stilistik 2 g; Proseminar 1 g. — Drescher Deutsche Uebungen zu Luthers Bibelübersetzung 2 g. — Delmer: Ueber die Haupttypen des englischen Romans 1; Systematischer Lehrgang des Englischen in vier Abteilungen je 1; Seminar 1½ g; Proseminar 1 g. — Groll: Kartographische Uebungen für Anfänger 2; Kartographische Uebungen für Vorgeschrittenere 2 g. — Harsley: Einführung in die englische Phonetik 1; Grundlinien der englischen Stilistik 1; Neuenglische Leseübungen 1; Englischer Konversationskursus 1; Englisches Leben und englische Einrichtungen 1; Einige englische „Social Reformers" 1 g. — Hecker: Italienische Grammatik für Anfänger 2; Interpretation eines leichten italienischen Textes 2; Romanisches Seminar 2 g. — Milan: Redeübungen im Anschluß an Prof. Gutzmanns Vorlesung: Gesundheitspflege der Stimme 2; Uebungen im Vortrag von Gedichten 2 g; Vortragsübungen für Studierende der Theologie 2 g. — Neuhaus: Ibsen und seine Dramen im nordischen Licht: Dänischer Vortrag 1; Deutscher Vortrag 1; Schwedisch, für Anfänger (Uebungen) 1½; Dänisch, für Anfänger, I. Kursus (Uebungen) 1 g; II. Kursus (Uebungen) 1 g; Dänisch, für Fortgeschrittene 1 g; Kritische Besprechung von Ibsens Peer Gynt 1 g; Finnisch, für Anfänger 1 g. — Pariselle: Französische Synonymik 2; Neufranzösische Uebungen 2; Französischer Konversationskursus 2; Romanisches Seminar 2 g. — W. Paszkowski: Deutsch für Ausländer „Einführung in die Kenntnis Deutschlands und seines geistigen Lebens" in Kursen 1; Deutsches Leben und deutsche Einrichtungen 1. — Schalfejew: Russische Uebungen 2; Seminar für osteuropäische Geschichte 2 g; Lektüre altrussischer Texte 1 g; Elemente des Kirchenslawischen 2 g. — Scheffer: Angewandte wissenschaftliche Photographie 1. — Wirth: Niederländische Literaturgeschichte im Reformationszeitalter 2 g; Einführung in die niederländische Sprache 1 g; Uebungen für Fortgeschrittenere 1 g.

Seminar für Orientalische Sprachen.

Forke: Chinesisch; Geographie Chinas. — Tung Hsi-Kuang: Chinesisch. — Chian Chao-Yüeh: Chinesisch. — Wang Ching-Doo: Chinesisch. — Wang Kuo Ming: Chinesisch. — Wang Hung-Ming: Chinesisch. — Lange: Japanisch: Religion der Japaner. — Takahira Tsuji: Japanisch. — Hartmann: Neuarabisch; Geographie und neuere Geschichte Syriens. — Amin Maarbes: Neuarabisch. — Kampffmeyer: Neuarabisch; Neuere Geschichte Marokkos. — Achmed Waly: Neuarabisch. — Mohammed Bel-Arbi: Neuarabisch. — Mittwoch: Neuarabisch; Amharisch; Aethiopisch. — Vacha: Persisch; Geschichte und Geographie Persiens. — Mirza Hassan: Persisch. — Muhammed Hassan: Persisch. — Giese: Türkisch; Geschichte der Türkei seit 1826. — Mirza Hassan: Türkisch. — Hartmann: Islamkunde. — Schulze: Einführung in die äußere Handelspolitik. — Velten: Suaheli. — Weidner: Suaheli. — Vacha: Hindustani; Guzerati. — Westermann: Haussa; Fulbe. — Abdallah Adam: Haussa. — Abdallah Adam: Fulbe. — Nekes: Jaunde; Sitten und Gebräuche der Jaunde. — Westermann: Ewe; Tschi; Nama; Phonetik. — Güßfeldt: Theorie und Praxis der geographisch-astronomischen Ortsbestimmungen. — Moisel und Sprigade: Theoretische und praktische Anleitung zur Routen-Aufnahme. — Schnee: Rechtsprechung und Verwaltung der deutschen Schutzgebiete. — Ramsay: Landeskunde von Deutsch-Ostafrika; Landeskunde von Kamerun und Togo. — Westermann: Die ethnologischen und sprachlichen Verhältnisse im Sudan. — Steudel: Ueber Tropenhygiene. — Warburg: Vegetation und Landwirtschaft Afrikas. — Krause: Chemie und chemische Technologie. — Pfrank: Geschichte und Entwicklung des Handels von Deutsch-Ostafrika. — Weiß: Die Photographie, Photogrammetrie, Stereophotogrammetrie im Dienste der kolonialen Forschung. — Rambeau: Englisch. — Hamilton: Englisch. — Haguenin: Französisch. — Francillon: Französisch. — Kalitsunakis: Neugriechisch; Geschichte Griechenlands in der neueren Zeit. — Tiktin: Rumänisch. — Palme: Russisch. — Lane: Russisch. — Palme: Wirtschaftsgeographie Rußlands; Oeffentliche Urkunden; Interpretation des russischen Agrargesetzes vom 14. (27.) Juni 1910. — de Mugica: Spanisch.

Verzeichnis der Vorlesungen
an der
Westfälischen Wilhelms-Universität
zu Münster
für das Sommer-Semester 1911
(18. April bis 15. August).

Die arab. Ziffern geben die Stundenzahl an. Das g (gratis) bedeutet, daß die Vorlesung unentgeltlich ist tgl. = täglich.

Theologische Fakultät.

Hartmann: liest nicht. — Mausbach: Moraltheologie, III. Teil, Die Pflichten der Religion 3; Die sittliche Ordnung der Ehe und Familie 1 g; Moraltheologische Uebungen 1 g. — Hüls: Homiletische Perikopen, Erklärung 3; Gebetsliturgik 1 g; Homiletisches Seminar 1 g. — Hitze: Staatliche Armenpflege 2 g; Privatarmenpflege 2 g. — Diekamp: Die Lehre von den Sakramenten 4; Dogmatische Uebungen 1 g. — Engelkemper: Erklärung der Genesis 3; Spezielle Einleitung in die historischen Bücher des Alten Testamentes 2 g; Seminarübungen 1 g. — Greving: Kirchengeschichte, III. Teil (XIII.—XVI. Jahrhundert) 4; Kirchengeschichtliches Seminar 2 g. — Meinertz: Die Geschichte des Leidens und der Verklärung Jesu 3; Neutestamentliches Seminar (Der Missionsgedanke im Neuen Testament) 1 g. — Lux: Kirchenrecht, I. Teil 3; Kirchliches Benefizialrecht 2 g; Kirchenrechtliche Uebungen 1 g. — Bautz: Die Lehre von der Gnade 4; Apologetik der Kirche 2 g. — Dörholt: Metaphysik, I. Teil 2; Apologetik, I. Teil 2 g; Metaphysische Uebungen 1 g. — Schmidlin: Die sogenannte Gegenreformation in Deutschland 2; Missionsgeschichte des christlichen Altertums 1 g; Die Katholische Kirche seit der großen Revolution, für Hörer aller Fakultäten 1 g; Missionsgeschichtliche Uebungen 1 g; Missionstheoretische Uebungen 1 g. — Vrede Neutestamentliche Zeitgeschichte, II. Teil 1 g. — Cortner: Der traditionelle Choral. Praktische Uebungen 1 g; Der Accentus. — Praktische Uebungen 1 g; Einführung in die Kirchenmusik 1 g.

Rechts- und Staatswissenschaftliche Fakultät.

Erman: Römische Rechtsgeschichte 4; Römisch-rechtliches Seminar: Uebungen zur römischen Rechtsgeschichte, mit Lesung von Bruns Fontes 1 g; Römischer Zivilprozeß, mit Lesung von Gaius IV 2; Pandektenexegese mit schriftlichen Arbeiten, zusammen mit Krückmann 2; Konversatorium über B. R. I: Allgemeiner Teil 2; Uebungen im Bürgerlichen Recht für Fortgeschrittene mit schriftlichen Arbeiten, zusammen mit Krückmann 2. — Krückmann: Einführung in die Rechtswissenschaft 4; System des Römischen Rechtes 4; Erbrecht 4; Pandektenexegese, mit schriftlichen Arbeiten, gemeinsam mit Erman 2; Uebungen im Bürgerlichen Recht für Fortgeschrittene mit schriftlichen Arbeiten, zusammen mit Erman 2; Besprechung juristischer Anschauungsmittel 1. — Jacobi: Sachenrecht (BGB. III) mit Ausschluß des Hypothekenrechts 4; Hypothekenrecht 1 (für Hörer des Sachenrechts g); Zivilprozeß II (Zwangsvollstreckung und Konkurs) 4; Lektüre deutscher Rechtsquellen 1 g; Konversatorium über Schuldrecht 2. — von Heckel: Finanzwissenschaft 4; Nationalökonomie I (Allgemeine N. Oek.) 4; Staatswissenschaftliches Seminar 2 g. — Rosenfeld: Verbrechen und Gesellschaftsbiologie 1 g; Einführung in das Strafrecht (für erste Semester) 1; Strafprozeßrecht 5; Strafrechtspraktikum, mit schriftlichen Arbeiten und Vorübungen zu Klausuren 2; Strafrechtliches Seminar, für Fortgeschrittene. Mit Vorträgen und Diskussionen der Teilnehmer 1 g. — His: Ueberblick über die Verfassungs- und Rechtsgeschichte Westfalens 1 g; Allgemeines, deutsches und preußisches Staatsrecht 4; Rechtsentwicklung in Preußen 2; Recht der Wertpapiere mit Wechselrecht und Scheckrecht 2; Germanisches Seminar 1 g. — Schmöle: Nationalökonomie II, Volkswirtschaftspolitik 4; Ausgewählte Fragen der Kolonialpolitik 1 g; Konversatorische Uebungen über Volkswirtschaftspolitik 1 g. — Lukas: Verwaltungsrecht 5; Allgemeine Staatslehre 2; Oeffentlich-rechtliches Seminar 1 g; Praktikum des Staats- und Verwaltungsrechts, mit schriftlichen Arbeiten 2 g. — Naendrup: Deutsches bürgerliches Recht IV (Familienrecht) 4; Handels- und Schiffahrtsrecht 4; Sachsenspiegelexegese, mit Konversatorium über deutsches Privatrecht und deutsche Rechtsgeschichte 1 g. — Thomsen: Strafrecht, Allgemeiner Teil 4; Strafrecht, besonderer Teil 2; Zivilprozeß I 4; Zivilprozeßpraktikum 2; Ausgewählte Kapitel der Kriminalpolitik 1 g. — Krüger: Sprachliche Einführung in die Quellen des römischen Rechts 3; Konversatorium über System und Geschichte des römischen Rechts 2; Konversatorium über den römischen Zivilprozeß 1; Konversatorium über das Sachenrecht des BGB. 2; Grammatik und Digesten, für Anfänger 1 g. — Ebers: Kirchenrecht (mit Ausschluß des Eherechts) 4; Völkerrecht 3; Eherecht 1 g; Kirchenrechtliches Seminar: Lektüre und Interpretation ausgewählter Kirchenrechtsquellen 1 g. — Modersohn: Konversatorium über Familien- und Erbrecht (BGB. IV u. V) 2; Konversatorische Uebungen über Bürgerliches Recht unter Besprechung von Entscheidungen des Reichsgerichts 2. — Lotz: Die sozialpolitische Gesetzgebung des deutschen Reiches 2; Staatshaushalt und Budgetrecht 1 g. — Besserer: (Liest nur im Winter Semester.) — Többen: Gerichtliche Psychiatrie 2. — Poetsch: Deutsche Rechtsgeschichte 4; Bürgerliches Recht II: — Schuldrecht 4; Handelsrechtspraktikum und — Konversatorium — ohne schriftliche Arbeiten 2; Uebungen zu Klausuren über Bürgerliches Recht 2. — Busz: Ueberblick über das öffentliche Recht Englands 1 g; Bergrecht 2.

Philosophische und Naturwissenschaftliche Fakultät.

Hittorf: liest nicht. — Stahl: liest nicht. — Spicker: Allgemeine Geschichte der neueren Philosophie von Descartes an 4; Konversationsphilosophie 2 g. — Salkowski: Organische Chemie 5; Chemie der Metalle 2 g; Chemisches Praktikum im Laboratorium tägl., außer Sa.; Chemisches Praktikum für Mediziner, zusammen mit Kaßner und Thiel 6. — Killing: Differential- und Integralrechnung I. 4; Uebungen zur Differential- und Integralrechnung 1 g; Uebungen des mathematischen Unterseminars 2 g. — Seeck: Geschichte der römischen Kaiserzeit 4; Uebungen des Seminars für Altertumskunde in der Interpretation lateinischer Inschriften 2 g. — Andresen: Geschichte der französischen Poesie des 15. und 16. Jahrhunderts 3; Erklärung provenzalischer Texte 2 g; Französische Uebungen 2. — Erler: Deutsche Geschichte vom Ausgange der Staufen bis zum Tode Maximilians I. mit besonderer Berücksichtigung der Verfassung und des wirtschaftlichen Lebens 4; Geschichte der großen Reformkonzilien des 15. Jahrhunderts 1 g; Uebungen über ausgewählte Fragen aus der Geschichte Deutschlands im 14. und 15. Jahrhundert im Histo-

rischen Seminar 2. — Lehmann: liest nicht. — Sonnenburg: Catullus 3; Philologisches Seminar II A: Tacitus Dialogus 2 g. — König: Allgemeine Hygiene 2 g; Uebungen im Laboratorium der agrikulturchemischen Versuchsstation tgl. g. — Kroll: Die römische Literatur der Kaiserzeit 4; Philologisches Seminar I: Die Schrift vom Erhabenen 2 g. — Busz: Petrographie 4; Mineralogische und petrographische Uebungen 2; Anleitung zu selbständigen Arbeiten im mineralogisch-geologischen Institut tägl. außer Sonnbd. g. — von Lilienthal: Analytische Geometrie der Ebene 4; Einleitung in die Theorie der Differentialgleichungen 4; Uebungen zur analytischen Geometrie 1 g; Uebungen des mathematischen Oberseminars 2 g. — Jostes: Einführung in das Studium der deutschen Philologie 4; Mittelhochdeutsche Uebungen 2 g; Deutsches Seminar 2 g. — Meister: Einführung in das Studium der mittelalterlichen und neueren Geschichte (Methodik) 2; Mittelalterliches Schriftwesen und Paläographie (mit Lichtbildern) 3; Historisches Proseminar 2 g. — Spannagel: Die deutsche Geschichtsschreibung vom 16. Jahrhundert bis zur Gegenwart 3; Deutsche Geschichte seit 1871 2; Uebungen zur neueren Geschichte 2 g. — Ehrenberg: Lionardo da Vinci, mit Lichtbildern, 1; Die oberitalienischen Maler des 16. Jahrhunderts, mit Lichtbildern, 1; Rom, von der Spätrenaissance bis zur Gegenwart, mit Lichtbildern, für Hörer aller Fakultäten, 1 g. — Schmidt: Experimentalphysik, Mechanik, Akustik, Wärme 5; Physikalisches Praktikum für Anfänger, gemeinsam mit Matthies, 3 u. 6; Physikalisches Praktikum für Fortgeschrittene, gemeinsam mit Konen, tgl.; Physikalisches Seminar, gemeinsam mit Konen und Matthies, 1 g. — Ballowitz: Systematische Anatomie des Menschen, II. Teil (Gefäß- und Nervenlehre, mit Ausschluß der Sinnesorgane) 5; Anatomie der Sinnesorgane 1; Entwicklungsgeschichte des Menschen und der höheren Wirbeltiere 3; Mikroskopisch-anatomische Uebungen für Studierende der Medizin und der Zahnheilkunde 6; Anleit. zu selbständ. wissenschaftl. Untersuchungen für Geübtere tgl. außer Sa. g. — Rosemann: Experimentalphysiologie I. Teil 5; Physiologisch-chemischer Kurs 4; Physiologische Besprechungen 1 g; Anleitung zu selbständigen wissenschaftlichen Arbeiten tgl. — Koepp: Denkmälerkunde, II. Teil: Denkmäler der Plastik und der Malerei 4; Die Götter der Griechen in der Kunst, mit Lichtbildern, für Hörer aller Fakultäten, 1 g; Archäologische Uebungen 2 g. — Schwering: Das deutsche Drama des 19. Jahrhunderts 3; Goethes „Faust" 1 g; Deutsches Proseminar 1 g; Deutsches Seminar 2 g. — Hoffmann: Einführung in die indogermanische Sprachwissenschaft und die Fundamentalgesetze der Grammatik 3; Lateinische Wortbildung und Etymologie 3; Sprachwissenschaftliche Uebungen (im Institut für Altertumskunde) Abteilung I (für Anfänger): Anleitung zur sprachlichen Erklärung eines Schriftstellers 1 g; Abteilung II (für Vorgerückte vom 5. Semester an): Referate über neuere sprachwissenschaftliche Literatur 2 g. — Becher: Einführung in die Psychologie auf experimenteller Grundlage 3; Philosophisches Seminar Abt. B, nebst Psychologischem Apparat; Kolloquium über allgemeine Pädagogik 1 g; Selbständige Arbeiten tgl. g. — Correns: Allgemeine Botanik 5; Mikroskopischer Kursus, zusammen mit Tobler, 3; Anleitung zu selbständigen wissenschaftlichen Arbeiten tägl. außer Sa.; Botanisches Kolloquium über neue Literatur, zusammen mit Tobler, 1 g; Botanische Exkursionen, zusammen mit Tobler, g. — Meinardus: Meereskunde 3; Die Alpenländer 2; Geographische Uebungen 2 g; Geographische Exkursionen, nach Vereinbarung, g. — Keller: Geschichte der englischen Literatur im 18. Jahrhundert 3; Phonetik des Englischen und Französischen 2; Im Englischen Seminar: Shakespeares Midsummer Night's Dream 2 g. — Grimme: Grammatik des Biblisch-Aramäischen 2; Assyrisch, 2. Kurs 2; Erklärung von Nöldekes, Delectus veterum carminum arabicorum 2; Höhepunkte der orientalischen Literatur 1 g; Lektüre des Buches der Richter (zur Einübung der hebräischen Syntax 1 g). — Philippi: Urkundenlehre des Mittelalters 2. — Cauer: Interpretation von Horazens Ars poetica 2; Ueber pädagogische Zeit- und Streitfragen, für Hörer aller Fakultäten, 1. — Kaßner: Ueber Gifte und ihren Nachweis in Untersuchungsobjekten 1 g; Anorganische Chemie, mit besonderer Berücksichtigung der Medizin und Pharmazie 4; Kolloquium über pharmazeutische Präparate und die Gegenstände des deutschen Arzneibuchs 1; Ausgewählte Kapitel aus der chemischen Technologie, mit besonderer Berücksichtigung der Brennstoffe und ihrer Ausnützung 1; Pharmazeutisch-chemische, maßanalytische und toxikologische Uebungen, Darstellung chemischer Präparate, Uebungen in Elementar-Analyse. Für Vorgerückte Bearbeitung wissenschaftlicher oder technischer Aufgaben 25; Chemisches Praktikum für Mediziner, zusammen mit Salkowski und Thiel, 6. — Geyser: Logik und Erkenntnislehre 4; Besprechungen über die Geschichte der neueren Philosophie seit Descartes. Im Philosophischen Seminar Abt. A. 2; Uebungen über erkenntnistheoretische Probleme. Im Philosophischen Seminar Abt. A. 1 g. — Konen: Einführung in die theoretische Physik 4; Uebungen zur Einleitung in die theoretische Physik 1 g; Uebungen in Demonstrationsversuchen und in der Anfertigung einfacher Apparate, gemeinsam mit Thiel, 3; Physikalisches Praktikum für Fortgeschrittene, gemeinsam mit Schmidt, tägl.; Physikalisches Seminar, gemeinsam mit Schmidt und Matthies 1 g. — Stempell: Allgemeine Zoologie (Grundzüge der vergleichenden Anatomie u. der vergleichenden Physiologie 2, vergleichende Entwicklungsgeschichte und Biologie 3) für Mediziner und Naturwissenschaftler; Mikroskopisch-zoologisches Praktikum 7; Zoologische Exkursionen mit gelegentlicher Erörterung kolonial-zoologischer Fragen, zusammen mit Thienemann, 3 g; Anleitung zu selbständigen wissenschaftlichen Untersuchungen tägl. — Münscher: Philologisches Seminar, Abt. I: Arbeiten über die II. Sophistik 2 g; Philologisches Seminar Abt. III: Griechische Stilübungen (Cornelius Nepos) und kursorische Lektüre (Kleine Schriften Xenophons) 2; Die Lyriker der Griechen (mit Interpretationen) 4. — Thiel: Physikalische Chemie, I. Teil, 3; Theoretisch-chemische Uebungen 1 g; Uebungen in physikalischen und chemischen Demonstrationsversuchen und in der Anfertigung einfacher Apparate, gemeinsam mit Konen, 3; Chemisches Praktikum für Mediziner, gemeinsam mit Salkowski und Kaßner, 6. — Arneth: Ueber allgemeine ärztliche Technik und Krankenpflege 1 g; Geschichte der Medizin 1 g. — Apffelstaedt: Poliklinik für Zahn- und Mundkrankheiten: Zahnärztlich-diagnostische Besprechungen mit Uebungen im Extrahieren, sowohl in der Narkose, wie ohne dieselbe, in Gemeinschaft mit Seidel, 5; Kursus der zahnärztlichen Technik: a) Uebungen für Anfänger, b) Klinik für Zahn- und Kieferersatz, c) Arbeiten für Fortgeschrittene unter Berücksichtigung der Orthodontie, der Guß-

methoden und Keramik, in Gemeinschaft mit S e i d e l, 30; Kurse der konservierenden Zahnheilkunde: a) Uebungen am Phantom für Anfänger, b) Arbeiten am Patienten für Fortgeschrittene, in Gemeinschaft mit S e i d e l, 30; Zahn- und Mundkrankheiten II. Teil 4; Einführung in die Orthodontie (nach Vereinbarung). — V a n d e n h o f f: Hebräische Grammatik, I. Teil 3; Hebräische Uebungen 1; Aethiopische Grammatik 2 g. — K r u m m a c h e r: Stoff- und Energiewechsel 2. — S c h m i d t: Sanskrit Grammatik, I. Kursus 2; Sanskrit-Grammatik, II. Kursus 2 g; Altindische Literatur und Kultur in ihrer Bedeutung für die Gegenwart 1 g; Sanskrit, Lektüre nach Bedürfnis 2. — S c h m i t z - K a l l e n b e r g: Geschichte des Reformationszeitalters 3. — D e h n: Mechanik I 4; Methoden der darstellenden Geometrie (mit Uebungen) 4. — B ö m e r: Analyse der Nahrungs- und Genußmittel, I. Teil 1 g; Repetitorium der Nahrungsmittelchemie 2 g. — K o c h: Geschichte der deutschen Architektur im Mittelalter (mit Lichtbildern) 2; Ausgewählte Kapitel aus der deutschen und französischen Malerei des 19. Jahrhunderts (mit Lichtbildern) 1; Führungen durch das Landesmuseum und die Kirchen Münsters 1. — T o b l e r: Botanische Exkursionen, zusammen mit C o r r e n s, g; Botanisches Kolloquium, zusammen mit C o r r e n s, 1 g; Bestimmungsübungen 1 g; Bakteriologisches Praktikum 1. — K o p p e l m a n n: Uebungen zur Einführung in die Philosophie Kants 2 g. — B r o d e r d e n: Knochen- und Gelenklehre 4. — W e g n e r: Allgemeine Geologie mit Exkursionen 4; Geologie von Westfalen mit Exkursionen 1. — V o i g t: Geschichte der christlich-kirchlichen Kultur im früheren Mittelalter 2. — G o t t l o b: Historische Uebungen: Einführung in die Literatur der mittelalterlichen Geschichte und Lektüre eines mittelalterlichen Schriftstellers 2 g. — H i e l s c h e r: Fichte und die Philosophie des deutschen Idealismus 2. — M a t t h i e s: Physikalisches Praktikum, gemeinsam mit G. S c h m i d t, 3 u. 6; Elektrotechnik, für Hörer aller Fakultäten, 2; Physikalisches Seminar, gemeinsam mit S c h m i d t und K o n e n, 1 g. — T h i e n e m a n n: Zoologische Exkursionen mit gelegentlicher Erörterung kolonial-zoologischer Fragen, zusammen mit S t e m p e l l, 3; Ueber Insekten, mit besonderer Berücksichtigung der wirtschaftlich wichtigen Formen 2. — W i t t e: Geschichte des griechischen Epos verbunden mit kursorischer Lektüre von Homers Ilias 3; Im Philologischen Seminar: Abt. II B: Interpretation lateinischer Inschriften 2 g; Lateinischer Anfängerkursus f. Oberrealschulabiturienten, erster Teil, 2; Griechischer Anfängerkursus für Realabiturienten, Fortsetzung, 2. — B o m b e: Einführung in das Studium der neueren Kunstgeschichte 2; Florenz, seine Kultur und seine Kunst 1 g. — H a s e: Für die Mitglieder des englischen Seminars: Lesung und Erklärung (in englischer Sprache) ausgewählter Dichtungen von William Morries 2; Englische Grammatik mit schriftlichen Uebungen 2; Englische Konversationsübungen 2. — M e t t l i c h: Ausgewählte Kapitel der französischen Grammatik, mündliche und schriftliche Uebungen, 2; Französische Sprech- und Vortragsübungen im Anschluß an die Lektüre von E. Augier „La jeunesse" 2; Für die Mitglieder des romanischen Seminars: Französische Uebersetzungs- und Stilübungen 2 g. — P l a ß m a n n: Ueber den Mond. Für Studierende aller Fakultäten 2 g; Optische Eigenschaften der Atmosphäre (Refraktion, Absorption, Scintillation, Polarisation) 2; Zeit- und Ortsbestimmung, mit besonderer Rücksicht auf die Kolonien 2; Uebungen im Beobachten und Rechnen, nach Zeit und Gelegenheit g. — N i e s s e n: Musiktheoretische Uebungen für Anfänger (Harmonielehre I. Teil) 1 g; Musiktheoretische Uebungen, für Fortgeschrittene (Harmonielehre, Kontrapunkt, Formenlehre) 1 g; Chorgesangübungen (Näheres am Anschlagbrett des Akademischen Gesangvereins) 2 g. — S e i d e l: Zahnärztliche Histologie (Theoretischer Teil) 1; Zahnärztliche Histologie (Praktische Uebungen) 3; Ausgewählte Kapitel aus der Zahnheilkunde, verbunden mit Demonstrationen u. Kolloquium 1 g. — S c h e w i o r: Theorie der Geodätischen Instrumente 2; Uebungen im Gebrauch geodätischer Instrumente 3. — S a c h s e: Die Technik des Sprechens, für Hörer aller Fakultäten 2; Die Kunst des Vortrags, für Hörer aller Fakultäten 1 g. — K a r s t: Freies künstlerisches Zeichnen und Malen: Porträt, Akt, Landschaft, Architektur, Blumen und Pflanzenteile nach der Natur 4 g; Mathematisches Zeichnen (Projektionslehre, Schattenkonstruktion und Perspektive), für Anfänger und Fortgeschrittene. Wandtafelvortrag mit sich anschließenden Uebungen 4 g; Uebungen zur Einführung in das Verständnis technischer Zeichnungen (Bau-, Maschinenz.) 2 g; Anatomische Zeichenübungen 2 g; Schematisches Pflanzen- und Tierzeichnen, bei größerer Beteiligung in besonderen, noch festzusetzenden Stunden g. — W e g e n e r: Fechten und Turnen.

Für den Universitätsturn- und Spielbetrieb werden zu Beginn des Sommersemesters die genauen Bestimmungen über Zeit und Ort am Schwarzen Brett bekanntgegeben.

Durch den Oberturnlehrer Strohmeyer aus Dortmund wird unter Mitwirkung des Universitätsturnlehrers Wegener von hier ein akademischer Kursus zur Ausbildung von angehenden Turnlehrern und Studierenden in der Leitung von volkstümlichen Uebungen und Spielen zur Gesamtdauer von 60 Stunden, welche sich auf zehn Wochen mit je zwei dreistündigen Spielnachmittagen verteilen, abgehalten werden.

Für den Beginn des Kursus ist der 6. Mai, als Spieltage sind Mittwoch (3—6 Uhr) und Sonnabend (4—7 Uhr) in Aussicht genommen.

Vorlesungen
an der
Universität Halle
im Sommer-Semester 1911.

Anfang der Immatrikulation: 19 April.
Die Ziffern geben die Stundenzahl an. g bedeutet gratis.
pr. u. g. privatissime et gratis.

Theologische Fakultät.

H e r i n g ist von der Verpflichtung, Vorlesungen zu halten, entbunden. — K a t t e n b u s c h (auf Grund der Lenzschen Stiftung): Geschichte der protestantischen Theologie seit dem Beginne der Aufklärung, 2 g; Dogmatik, I. Teil (Apologetik) 5; Im Königl. theol. Seminar: Systematische Abteilung (Dogmatische Fragen, im Anschluß an die Konkordienformel) 2 g. — K ä h l e r: Theologische Ethik nach seinem Abriß 5; Neutestamentliche Gesellschaft 2 pr. u. g. — L o o f s: Einführung in das Verständnis des evangelischen Christentums (für Nicht-Theologen) 1 g; Kirchengeschichte, I. Teil 4; Im Königl. theol. Seminar: Kirchengeschichtliche Abteilung 2 g. — C o r n i l l: Erklärung der Genesis 5; Hebräische Archäologie 2; Im Königl. theol. Seminar: Alttestamentliche Abteilung 2 g. — F e i n e: Briefe Pauli an die

Korinther 4; Leben Jesu 4; Im Königl. theol. Seminar: Neutestamentliche Abteilung (B) 2 g. — Drews: Praktische Theologie, I. Teil (Prinzipien und Evangelische Kirchenkunde) 5; Im Königl. theol. Seminar: Homiletische Abteilung (A) 2 g; Katechetische Abteilung 2 g; Homiletisches Proseminar 2 g. — Lütgert: Evangelium Johannis 4; Einleitung in das Neue Testament 4; Im Königl. theol. Seminar: Neutestamentliche Abteilung (A) 2 g. — Haußleiter: Grundzüge der vergleichenden Religionsgeschichte 2; Im Königl. theol. Seminar: Homiletische Abteilung (B) 2 g; Missionswissenschaftliches Seminar: Konversatorium über Missions- und Kolonialfragen 2 g. Voigt: Kirchengeschichte, II. Teil 4; Dogmengeschichte 4; Dogmengeschichtliche Uebungen 1 pr. u. g. — Achelis: Geschichte des christlichen Kirchenbaus 1 g; mit Ausflügen zur Besichtigung kirchlicher Kunstdenkmäler, in noch zu bestimmenden Stunden; Kirchengeschichte, III. Teil 4. — Steuernagel: Topographie von Jerusalem 1 g; Erklärung der Psalmen 4; Hebräische Grammatik, I. Kursus (Vorbereitung auf das Hebraicum) 4; Alttestamentliche, exegetische Uebungen 2 pr. u. g. — Lang: Innere Mission, mit Besichtigung von Anstalten 1 g; Symbolik 5. — Hölscher: Erklärung des Jesaja 5; Hebräische Grammatik, II. Kursus (Wiederholung der Formenlehre und Einführung in die Syntax, im Anschluß an die Lektüre ausgewählter Abschnitte des Alten Testaments) 2; Alttestamentliches Repetitorium (Einleitung und Theologie) 2. — Heim: Einführung in die Theologie Schleiermachers und Ritschls 2; Uebungen über das christologische Problem 1½ pr. u. g. — Weber: Neutestamentl. Theologie 5; Uebungen zur neutestamentlichen Bibelkunde (Paulus) 1 pr. u. g. — Mulert: Staat und Kirche 1 g; Besprechung von Hauptfragen des Religionsunterrichts an höheren Schulen 1. — Goeters: Kleinere Gemeinschaften und Sekten des Protestantismus 3; Kirchengeschichtliche Uebungen für Anfänger 3 pr. u. g.

Juristische Fakultät.

Fitting ist von der Verpflichtung, Vorlesungen zu halten, entbunden. — Lastig: Die Lehre vom Pfandrecht 1 g; Bürgerliches Recht, Teil II, 1 (Sachenrecht) 5; Praktische Uebungen im Bürgerlichen Recht, Teil II (Sachenrecht, Familien- und Erbrecht), für Anfänger, mit schriftlichen Arbeiten 2. — Loening: Deutsche Reichsverfassung 1 g; Internationales Privatrecht nach dem BGB. 1; Deutsches und preußisches Staatsrecht 4; Genossenschaftsrecht (mit Konversatorium) 2; Völkerrecht 2. Stammler: Berühmte Zivilrechtsfälle der Neuzeit 1 g; System des römischen Privatrechts 6; Praktische Uebungen im römischen Recht, für Anfänger, mit schriftlichen Arbeiten 2; Rechtsphilosophie 3; Praktikum des Bürgerlichen Rechts, mit schriftlichen Arbeiten 2. — Finger: Gefängniskunde und Kriminalpolitik 1 g; Ausgewählte Partien aus dem besonderen Teile des Strafgesetzes und aus strafrechtlichen Nebengesetzen 1; Deutsches Strafrecht 5; Uebungen im Strafrecht und Strafprozeßrecht, mit schriftlichen Arbeiten 1. — von Blume: Auslegung und Anwendung des Gesetzes 1 g; Bürgerliches Recht, Teil I, 1 (Allgemeiner Teil), 5; Preußisches Verwaltungsrecht 4; Praktische Uebungen im bürgerlichen Recht, Teil I, für Anfänger, mit schriftlichen Arbeiten 2; Exegese des Corpus juris civilis und des BGB. 2. — Rehme: Deutschrechtliche Uebungen in mittelalterlichen Quellen (Sachsenspiegel und sächsische Stadtrechte) 1 g; Grundzüge des deutschen Privatrechts 4; Handels- und Schiffahrtsrecht 4; Das Recht der Wertpapiere, insbesondere des Wechsels 1; Handelsrechtliche Uebungen, mit schriftlichen Arbeiten (für die Hörer der Vorlesung über Handels- und Schiffahrtsrecht) 1. — Langheineken: Konversatorium über Zivilprozeßrecht, Teil II 1 g; Zivilprozeßrecht, Teil II (Zwangsvollstreckung und Konkurs) 3; Deutsches Strafprozeßrecht 5. — Pagenstecher: Konversatorium über Zivilprozeßrecht, Teil I, für Anfänger 1; Bürgerliches Recht, Teil II, 2 (Familienrecht) 2; Zivilprozeßrecht, Teil I (Erkenntnisverfahren) 5; Zivilprozeßpraktikum (mit schriftlichen Arbeiten) 2. — von Brünneck: Eherecht 1 g; Deutsche Rechtsgeschichte 5; Kirchenrecht 4. — Raape: Romanistische Uebungen 1 g; Römische Rechtsgeschichte 4; Römischer Zivilprozeß 1; Kursus zur sprachlichen Einführung in die Quellen des römischen Rechts, in noch zu bestimmenden Stunden. von Hollander: Urheber- und Erfinderrecht 1; Interpretation von Gajus' Institutionen, Buch IV (Zivilprozeß) 1. — Fleischmann: Kolonialrecht 1 g; Einführung in die Rechtswissenschaft 3; Reichsverwaltung, mit Einschluß des Verkehrsrechts 1; Konversatorium über Staats- und Verwaltungsrecht (mit wahlfreien schriftlichen Arbeiten) 1½. — Krahmer: Einführung in die Rechtswissenschaft 3; Uebersicht über die Rechtsentwicklung in Preußen 2. — Polenske: Hauptfragen des Bodenrechts 1 g; Bürgerliches Recht, Teil I, 2 (Recht der Schuldverhältnisse) 5. — Hein: Ausgewählte Kapitel aus dem Zivilprozeßrecht (besondere Verfahrensarten) 1; Bürgerliches Recht, Teil II, 3 (Erbrecht) 3; Einführung in das Schuld- und Verkehrsrecht (im Seminar für Genossenschaftswesen) 2.

Medizinische Fakultät.

Weber ist von der Verpflichtung, Vorlesungen zu halten, entbunden. — Bernstein: Medizinische Physik 1 g; Physiologie des Menschen, die animalen Funktionen 5; Physiologisches Praktikum 4 (mit Dr. Laqueur); Untersuchungen im physiologischen Institut 30 pr. u. g. — Schmidt-Rimpler ist von der Verpflichtung, Vorlesungen zu halten, entbunden. — Eberth ist von der Verpflichtung, Vorlesungen zu halten, entbunden. — Harnack: Die Vergiftungen des Menschen (Toxikologie), mit Tierversuchen 3; Konversatorisches Repetitorium der Chemie 2; Arbeiten im pharmakologischen Institut, für Vorgerücktere 42 pr. u. g. — Roux: Histologie, spezifische Struktur und Entwicklung der Stütz- und Bindeorgane 1 g; Systematische Anatomie, II. Teil (Gefäß- und Nervensystem, Sinnesorgane) 5¾; Mikroskopisch-anatomische Uebungen in der normalen Gewebelehre 6. — von Bramann: Ueber Schädelverletzungen 1 g; Chirurgische Klinik 9; Chirurgische Operationsübungen an Leichen 12. — Fränkel: Ueber Lüftung und Heizung 1 g; Entstehung und Verhütung der ansteckenden Krankheiten 3; Kursus der bakteriologischen Untersuchungsverfahren 4; Arbeiten im hygienischen Institut 48. — Anton: Die Abartungen und Geistesstörungen im Kindesalter 1 g; Systematische Klinik der Geistes- und Nervenkrankheiten 3; mit klinischer Visite 1. — Veit: Gerichtliche und soziale Fragen aus der Geburtshilfe und Gynäkologie 1 g; Geburtshilflich-gynäkol. Klinik 6. — Beneke: Grundzüge der allgemeinen Pathologie 1 g; Spezielle pathologische Anatomie 5; Kursus der pathologischen Histologie 4; Pathologisch-anatomischer Demonstrationskursus 2; Sektionsübungen, je nach Material; Arbeiten im pathologischen Laboratorium 48 pr. u. g. — Denker: Klinik der Ohren-, Nasen- und Kehlkopfkrankheiten 2½; Kursus der Untersuchungsmethoden des Ohres, der Nase und des

Kehlkopfes 2 (gemeinsam mit Isemer). — Schmidt: Hydrotherapie, Balneotherapie, Klimatotherapie, mit Exkursionen 1 g; Medizinische Klinik 6; 1. Propädeutisches Praktikum für die Praktikanten der medizinischen Klinik 1 pr. u. g (gemeinsam mit Dr. Baumgarten, Dr. von Hoeßlin und den Assistenten der Klinik); Arbeiten im Laboratorium der medizinischen Klinik, täglich nachmittags außer Sonnabends. — von Hippel: Beziehungen zwischen Augenleiden und Allgemeinerkrankungen 1 g; Klinik der Augenkrankheiten 4; Augenspiegelkursus 2. — Seeligmüller: liest nicht. — Genzmer: Ueber die Unterleibsbrüche 1; Spezielle Chirurgie 4. — Oberst: Klinik der Verletzungen, mit Berücksichtigung des medico-mechan. Heilverfahrens 1 g; Chirurgisch-diognost. Praktikum 2. — Schwarz: Ueber Wochenbettkrankheiten 2 g; Ueber Frauenkrankheiten, mit klinischen Demonstrationen 4. — Bunge: Diagnose der Augenkrankheiten 2; Augenspiegelkursus 4. — Eisler: Vergleichende Anatomie des Schädels 1 g; Knochen- und Bänderlehre des Menschen 3; Anatomie für Studierende der Zahnheilkunde 3; Anatomisches Seminar für Geübtere 2. — Stoeltzner: Kolloquium über beliebige Fragen aus dem Gebiete der Kinderheilkunde 1 g; Poliklinik der Kinderkrankheiten 2; Impfkursus 2; Arbeiten im Laboratorium der Kinderpoliklinik 48 pr. u. g. — Schulz: Soziale Medizin (Kranken-, Invaliden-, Gewerbeunfall-Versicherung, rechtliche Stellung des Arztes) 1 g; Gerichtliche Medizin für Mediziner 2 (im pathologischen Institut); Gerichtliche Medizin, einschließlich der Lehre von der Zurechnungsfähigkeit, Entmündigung, Ehefähigkeit usw., für Juristen 2; Gerichtlich-medizinischer Kursus für Kreisarztexamens-Kandidaten 2 pr. — Gebhardt: Bau- und Lebenserscheinungen der Zelle (mit Demonstrationen) 1½ g; Histologie (allgemeine sowie spezielle der aktiv fungierenden Organe) 3; Embryologie der Wirbeltiere, speziell des Menschen 3. — Mohr: Allgemeine Therapie innerer Krankheiten 1 g; Medizinische Poliklinik 3; Kursus der physikalischen Untersuchungsmethoden (Perkussion, Auskultation, Röntgenuntersuchung usw.) für Geübte 3. — Grouven: Die Geschlechtskrankheiten, ihre Gefahren und Verhütung, für Studierende aller Fakultäten 1 g; Klinik der Haut- und Geschlechtskrankheiten 3; Dermatologisches Laboratorium 1. — Heßler: Die Untersuchung des Ohres, der Nase und des Rachens 1 g; Ausgewählte Kapitel der Ohrenheilkunde, mit praktischen Uebungen 2. — Braunschweig: Augenspiegelkursus 2. — Haasler: Soziale Medizin 1 g; Allgemeine Chirurgie 2. — Vahlen: Arzneiverordnungslehre und Rezeptierkunde, mit Einschluß der Mineralwässer 2. — Koerner: Materialien und Herstellungsmethoden des Zahnersatzes 1 g; Theorie der konservierenden Zahnheilkunde 1 g; Anatomie und Pathologie der Zähne 2; Zahnärztliche Poliklinik, mit Uebungen im Extrahieren 5; Kursus im Füllen der Zähne 10; Kursus in der zahnärztlichen Technik 30. — Wullstein: Allgemeine Chirurgie 3; Chirurgische Diagnostik und Propädeutik, inklusive Verbandkursus und Massagekursus 2½. — Winternitz: Klinisches Kolloquium für Vorgerückte 1 pr. 2 g. — Frese: Ueber Stimmstörungen 1 g; Kursus der Laryngoskopie und Rhinoskopie 2. — Hildebrandt: Ueber neuere Arzneimittel im Zusammenhang mit der Pharmakotherapie, für Studierende der letzten Semester 2; Grundriß der Biochemie, mit besonderer Berücksichtigung der Lehre vom Harn 2. — Baumgarten: Krankheiten des Stoffwechsels 1 g; Spezielle Pathologie und Therapie, I. Teil: Erkrankungen der Atmungs- und Zirkulationsorgane 2 pr. u. g; Propädeutisches Praktikum für die Praktikanten der medizinischen Klinik 1 pr. 8 g (gemeinsam mit Prof. Dr. Ad. Schmidt, Dr. v. Hoeßlin und den Assistenten der Klinik). — Menzer: Die Geschichte der Volksseuchen 1 g; die Immunitätsforschung und ihre Bedeutung für die Klinik (mit Demonstrationen und Krankenvorstellungen) 1. — Levy: Ueber den feineren Bau von Ohren und Nase 1 g. — Stieda: Chirurgische Propädeutik und Diagnostik 2; Kursus der orthopädischen Chirurgie und Massage 1¼; Chirurgische Erkrankung der Mundhöhle, für Studierende der Zahnheilkunde 1½. — Pfeifer: ist beurlaubt. — Lesser: ist beurlaubt. — Liefmann: ist beurlaubt. — Siefert: Kurs der gerichtlichen Psychiatrie, für Juristen und Mediziner 2 pr. 2 g. — Loening: Gewerbekrankheiten (für Mediziner und Nationalökonomen) 1 g; Einführung und Repetitorium zur klinischen Medizin 2; Krankenpflege (für Studierende aller Fakultäten) 1. — Oppel: Embryologisches Praktikum 3. — Isemer: Otiatrisches Kolloquium, für Geübtere 1¼ g; Ohren- und nasenärztliche Operationslehre (mit praktischen Uebungen an der Leiche), in noch zu bestimmenden Stunden; Kursus der Untersuchungsmethoden des Ohres, der Nase und des Kehlkopfes 2 (gemeinsam mit Prof. Dr. Denker). — Kauffmann: Ueber erbliche Belastung, für Studierende aller Fakultäten 1 g. — von Drigalski: Ueber Genußmittel und Genußgifte (einschließlich der Gefahren der Prostitution) 1 g; Hygienisches Repetitorium 1. — von Hoeßlin: Ueber neuere diagnostische Untersuchungsmethoden mit Demonstrationen 1 g; Kursus der Diagnostik für innere Krankheiten für Anfänger Teil 2, chemische u. mikroskopische Untersuchungsmethoden 3; Propädeutisches Praktikum für die Praktikanten der medizinischen Klinik 1 pr. u. g (gemeinsam mit Prof. Dr. Ad. Schmidt, Dr. Baumgarten und den Assistenten der Klinik). — Grund: Spezielle Pathologie und Therapie der Rückenmarkskrankheiten 1 g; Kursus der Diagnostik innerer Krankheiten für Anfänger, Teil I: Physikalische Untersuchungsmethoden (Perkussion, Auskultation usw.) 3. — Laqueur: Physiologische Chemie 2; Physiologisches Praktikum 4 (gemeinsam mit Prof. Dr. Bernstein). — Igersheimer: Die Funktionsprüfung des Auges, mit praktischen Uebungen 1; Einführung in die Augenheilkunde (mit Demonstrationen und praktischen Uebungen) 1. — Heynemann: Theorie der Geburtshilfe 2; Geburtshilflicher Operationskurs 2; Cystoskopischer Kurs 1.

Philosophische Fakultät.

Conrad: Ueber die volkswirtschaftliche Bedeutung des Genossenschaftswesens 1 g; Volkswirtschaftspolitik 4; Staatswissenschaftliches Seminar 2 pr. u. g. — Grenacher: ist von der Verpflichtung, Vorlesungen zu halten, entbunden. — Suchier: Romanisches Seminar 2 g; Geschichte der französischen Literatur von 1500 bis 1800 3. — Lindner: Uebungen des historischen Seminars 2 g; Allgemeine Geschichte des Mittelalters, II. Teil 4. — Cantor: Theorie der elliptischen Funktionen 5; Uebungen des mathematischen Seminars, alle 14 Tage 2 pr. u. g. — Robert: Archäologische Interpretationsübungen 1 g; Die archaische Periode der griechischen Kunst 3; Menander (ed. Sudhaus, 2. Aufl.) 2; Uebungen an den Gipsabgüssen des Archäologischen Museums 2 pr. u. g. — Wangerin: Differentialrechnung, mit Uebungen 5; Die partiellen Differentialgleichungen der mathematischen Physik 5;

Uebungen des mathematischen Seminars, alle 14 Tage 2 pr. u. g. — Dorn: Mechanische Theorie der Wärme 2 g; Experimentalphysik, II. Teil (Elektrizität, Magnetismus, Licht) 4; Physikalisches Laboratorium: a) Uebungspraktikum 6; b) Halbpraktikum 3; c) Arbeiten von Geübten täglich. — Wissowa: Im philologischen Seminar, I. Abteilung: Erklärung ausgewählter Gedichte der sog. Anthologia latina (ed Riese), sowie Beurteilung schriftlicher Arbeiten der Mitglieder 2 g; Einführung in die klassische Philologie 3; Tacitus' Germania 2. — Vaihinger: ist von der Verpflichtung, Vorlesungen zu halten, entbunden. — Strauch: Deutsches Seminar: Mittelhochdeutsche Uebungen und Besprechung wissenschaftlicher Arbeiten 2 g; Geschichte der deutschen Literatur von Luther bis in die Mitte des 18. Jahrhunderts 5. — Bechtel: Lateinische Lautlehre 3; Uebungen auf dem Gebiete der Etymologie 1 pr. u. g. — Waentig: ist beurlaubt. — Fester: Uebungen des historischen Seminars 2 g; Das Zeitalter Bismarcks 4. — Gutzmer: Variationsrechnung 4; Höhere Algebra 4; Uebungen des mathematischen Seminars alle 14 Tage 2 pr. u. g. — Kern: Im philologischen Seminar, II. Abteilung: Antike Geographie von Griechenland und Kleinasien sowie Anleitung zu wissenschaftlichen Arbeiten 2 g; Griechische Literaturgeschichte, II. Teil (vom Anfang des 4. Jahrhunderts bis 30 v. Chr.) 4; Ovids Metamorphosen 2. — Brockelmann: Anfangsgründe des Assyrischen 2; Erklärung der aramäischen Abschnitte des Buches Daniel, mit grammatischer Einleitung 2; Hamasa des Abu Temmam 2; Tabaris Annalen 2; Syrische Historiker 1. Hultzsch: Neupersische Grammatik und Lektüre des Shahname 2 g; Böhtlings Sanskrit-Chrestomathie (Fortsetzung) 2 g; Anfangsgründe des Sanskrit 2; Tarkadipika 2; Indische Epigraphik (Fortsetzung) 2 pr. u. g. — Goldschmidt: Stilgeschichte des Ornaments 2 g; Die niederländische Malerei des 17. Jahrhunderts 4; Kunstgeschichtliche Uebungen 2 pr. u. g. — Wohltmann: Das Studium der Landwirtschaft, mit Demonstrationen im Versuchsfelde 2 g; Landwirtschaftliche Exkursionen, an zu bestimmenden Tagen; Spezieller Pflanzenbau, I. Teil (Körner-, Hack- und Handelspflanzen) 5; Uebungen im landwirtschaftlich-physiologischen und bakteriologischen Laboratorium, gemeinsam mit Prof. Dr. Bode 40; Landwirtschaftliches Kolloquium für höhere Semester, gemeinsam mit Prof. Dr. von Nathusius und Dr. Steinbrück 2 pr. u. g. — Walther: Geologisches Kolloquium 2 g; Allgemeine Geologie 5; Geologie der Alpen 1; Anfangsgründe der Geologie, mit besonderer Berücksichtigung der Bodenkunde, gemeinsam mit Dr. Scupin 2; Geologisches Praktikum für Landwirte 4; Geologisch-paläontologisches Praktikum für Naturwissenschaftler 4; Leitung selbständiger Arbeiten, ganztägig; Anleitung zu geologischen Beobachtungen auf Reisen in zu bestimmenden Stunden pr. u. g. — Praechter: Im philologischen Seminar, I. Abteilung: Erklärung der Schrift περὶ ὕψους, sowie Besprechung schriftlicher Arbeiten der Mitglieder 2 g; Im philologischen Seminar, III. Abteilung: Erklärung ausgewählter römischer Elegien 2 g; Thukydides 3; Aristoteles' Politik, mit Einleitung in die politischen und sozialen Theorien des Altertums 2. — Vorländer: Ueber die Natur der Radikale 1 g; Allgemeine Experimentalchemie, II. Teil (organische Chemie) 5; Praktische Uebungen im chemischen Laboratorium 30; a) ganztägig, b) halbtägig: I. in den chemischen Abteilungen (anorganisch, analytisch und organisch); II. in der pharmazeutischen Abteilung, gemeinsam mit Prof. Dr. H. Schulze; Chemisches Praktikum für Mediziner 4, gemeinsam mit Prof. Dr. H. Schulze; Uebungen in der Gasanalyse 4 (für die Teilnehmer am ganztägigen oder halbtägigen Praktikum gratis). — Menzer: Allgemeine Geschichte der Philosophie, I. Teil (von Beginn bis zur Renaissance) 4; Kants Leben und Lehre 2; Philosophische Uebungen über Kants Kritik der reinen Vernunft 2 pr. u. g. — Karsten: Demonstrationen im Botanischen Garten, alle 14 Tage 2 g; Botanische Exkursionen, in Gemeinschaft mit Prof. Dr. Fitting, alle 14 Tage Sonnabend nachmittags; Grundzüge der Botanik 5; Mikroskopisches Praktikum für Anfänger 4; Physiologisches Praktikum 4, gemeinsam mit Dr. Pringsheim; Anleitung zu selbständigen wissenschaftlichen Arbeiten, täglich, gemeinsam mit Dr. Pringsheim; Botanisches Kolloquium 2, alle 14 Tage. — Disselhorst: Anatomie und Mechanik des Einhuferfußes 1 g; Entwicklungsgeschichte (Geburt, Geburtshilfe) der Säuger 2; Tierseuchen und Herdekrankheiten 2; Aeußere Krankheiten der Einhufer (mit Demonstrationen zum Zwecke der Beurteilungslehre) $1\frac{1}{2}$; Vergleichend-anatomische Arbeiten, für Geübtere, täglich von 8 Uhr ab pr. u. g. — Haecker: Zoologisches Seminar (Besprechung neuer Arbeiten) 2 g; Vererbungs-, Variations- und Abstammungslehre 3; Ausgewählte Kapitel aus der vergleichenden Anatomie der Wirbeltiere 2; Zootomisch-vergleichend-anatomische Uebungen (im Anschluß an die Vorlesung) 2; Großes zoologisches Praktikum (Anleitung zu wissenschaftlichen Arbeiten), ganztägig, in Gemeinschaft mit Dr. Brüel; Zoologische Exkursionen pr. u. g. — von Nathusius: Der Weidebetrieb 1 g; Landwirtschaftliche Exkursionen und Demonstrationen, nach Vereinbarung; Spezielle Tierzuchtlehre 4; Milchwirtschaft und Molkereiwesen, mit Demonstrationen 2; Praktische Uebungen in der Beurteilungslehre 2, alle 14 Tage; Landwirtschaftliches Kolloquium für höhere Semester, in Verbindung mit Prof. Dr. Wohltmann und Dr. Steinbrück 2 pr. u. g. — Deutschbein: Englisches Seminar: Sagenhistorische Uebungen zu Galfried von Monmouth und Besprechung eingereichter Arbeiten der Mitglieder 2 g; Erklärung der neuenglischen Schulgrammatik und historischer und sprachpsychologischer Basis 4. — Krueger: Die Anfänge der Kultur (ausgewählte Fragen der Entwicklungspsychologie) 2 g; Einleitung in die Philosophie 2; Uebungen zur Einführung in die experimentelle Psychologie 2; Experimentell-psychologische Arbeiten, für Fortgeschrittene 15 pr. u. g. — von Stern: Uebungen des historischen Seminars (Abteilung für alte Geschichte) 2 g; Griechische Geschichte bis zur makedonischen Zeit 4. — Fries: Pädagogische Uebungen 1 g; Hodegetik für das höhere Lehramt 1. — Muff: Einführung in die griechische Komödie 1 g. — Abert: Musikwissenschaftl. Uebungen (Kirchenmusik) 1 g; Geschichte der protestantischen Kirchenmusik, II. Teil (Motette, Kantate, Passion) 2; Grundzüge der Entwicklung der Klaviermusik 2; Collegium musicum (historische Kammer- und Orchestermusikübungen) alle 14 Tage, $1\frac{1}{2}$ pr. u. g. — Zachariae: Sanskrit, II. Kursus 2 g; Lektüre eines Palitextes 2 g; Erklärung von Hemachandras Prakritgrammatik 2. — Taschenberg: Wechselbeziehungen zwischen den Insekten und der Pflanzenwelt 1 g; Einführung in die wissenschaftliche Entomologie 2. — Uphues: Philosophische Arbeiten, in noch zu bestimmenden Stunden g; Erkenntniskritische Psychologie 2; Allgemeine Geschichte der Philosophie 4. — Schmidt: Physikalisches Kolloquium, alle

14 Tage; Theoretische Optik 4. — Eberhard: Uebungen zur analytischen Geometrie 1 g; Analytische Geometrie der Ebene 4. — Fischer: Ausgewählte Kapitel aus der landwirtschaftlichen Betriebslehre 1 g; Ausgewählte Kapitel aus der Milchwirtschaft 1 g; Pferdezucht 2; Schaf- und Schweinezucht 2. — Schneidewind: Ausgewählte Kapitel aus dem Gebiete der landwirtschaftlichen Nebengewerbe 1 g; Demonstrationen und Exkursionen, an zu bestimmenden Tagen; Agrikulturchemie, II. Teil (Naturgesetze der Ernährung der landwirtschaftlichen Nutztiere, Fütterungslehre) 2. — Holdefleiß: Einführung in die Begriffe der Landwirtschaft, für Studierende aller Fakultäten 1 g; Landwirtschaftliche Exkursionen, Sonnabend nachmittags, gemeinsam mit Dr. Steinbrück; Spezieller Pflanzenbau, II. Teil (Futter- und Wiesenbau) 3; Futterberechnung und Futterbewertung 2; Uebungen auf dem Gebiete der Pflanzenzüchtung, für Anfänger 2; für Fortgeschrittene täglich. — Heldmann: Historisches Proseminar 2 g; Deutsche Verfassungsgeschichte bis zum 13. Jahrhundert 4. — Bremer: Das deutsche Lehrfach auf Universität und Schule 1 g; Phonetischer Kursus zur Einübung der englischen und französischen Aussprache 2; Besprechung von Fragen aus dem Gebiete der deutschen Grammatik 2; Deutsche Orthographie und Aussprache, mit besonderer Rücksicht auf die Bedürfnisse der Schule 2; Wolframs Leben und Werke, nebst Erklärung des Parzival 3; Fritz Reuter 1. — Bode: Einführung in das Verständnis der geologisch-agronomischen Karten, mit Uebungen im agronomischen Kartieren 1 g; Landwirtschaftliche Bodenkunde (die Entstehung und Zusammensetzung des Bodens) 2; Die niederen Organismen im Landwirtschaftsbetriebe (mit Demonstrationen) alle 14 Tage, 2; Dünger und Düngen 1; Uebungen im landwirtschaftlich-physiologischen und bakteriologischen Laboratorium, gemeinsam mit Prof. Dr. Wohltmann 40. — Saran: Deutsches Seminar (neuere Abteilung) 2 g; Deutsches Proseminar (althochdeutsch) 2 g; Lessings Leben und Werke 2; Praktikum zur neuhochdeutschen Grammatik 2; Kursorische Lektüre mittelhochdeutscher Texte 2. — Schulze: Die chemische Untersuchung der Drogen und galenischen Präparate 1 g; Darstellung und Prüfung der Arzneimittel, I. Teil 2; Praktische Uebungen in der pharmazeutischen Abteilung des chemischen Instituts, gemeinsam mit Prof. Dr. Vorländer 30; a) ganztägig, b) halbtägig; Chemisches Praktikum für Mediziner, gemeinsam mit Prof. Dr. Vorländer 4. — Fitting: Botanische Exkursionen, alle 14 Tage, Sonnabend nachmittags, gemeinsam mit Prof. Dr. Karsten; Systematische Botanik, II. Teil (höhere Pflanzen), mit besonderer Berücksichtigung der Nutz- und Arzneipflanzen (auch der kolonialen) 3; Uebungen im Untersuchen und Bestimmen von Blütenpflanzen 2. — Martiny: Landwirtschaftliche Maschinen und Geräte (Feldmaschinen) 3 g; Uebungen und Demonstrationen an landwirtschaftlichen Maschinen 2; Feldmessen, Nivellieren und Planzeichnen (für Landwirte) 2; Niedere Geodäsie (für Mathematiker) 2; Uebungen zur niederen Geodäsie (für Mathematiker) 2 pr. u. g. — Brodnitz: Finanzwirtschaft 4; Bank- und Versicherungswesen, mit besonderer Berücksichtigung genossenschaftlicher Einrichtungen 2; Staatswissenschaftliches Seminar 1½ u. g. — Baumert: Die wichtigsten Lebensmittel und deren Verfälschungen 1 g; Chemie der Nahrungs- und Genußmittel 2; Praktische Uebungen im Laboratorium für Nahrungsmittelchemie 30 ganz- od. halbtägig. — Boeke: Ausgew. Kapitel d. mineralog. Optik 1 g; Allgem. Mineralogei 4; Mineralogisches Praktikum, besonders zur Einführung in die Benutzung des Polarisations-Mikroskops 2. — Gutzeit: Uebungen in der Untersuchung von Milch und Molkereiprodukten 3 g; Chemie, Physik und Physiologie der Milch 2. — Schenck: Die Polarländer und ihre Erforschung 1 g; Geographisches Kolloquium 2 pr. u. g. — Schultze: liest nicht. — Sommerlad: Deutsche Kolonialgeschichte Kolonialpolitik 1; Lektüre und Besprechung lateinischer Geschichtsquellen des Mittelalters 1. — Schulz: Die Getreide 1 g; Uebungen im Bestimmen der Phanerogamen nebst Einführung in die Systematik dieser Gewächse 2; Exkursionen zum Studium der Biologie und Systematik der einheimischen Phanerogamen, an jedem zweiten Sonntag bei günstiger Witterung (nur für Fortgeschrittene); Pflanzengeographische Uebungen, mit ganztägigen Exkursionen an zu bestimmenden Tagen (nur für Fortgeschrittene). — von Ruville: Grundsätze und Grundzüge der Geschichtsforschung 2 g; Geschichte Englands bis 1688 2. — Scupin: Praktische Geologie der deutschen Kolonien 1; Geologie der deutschen Mittelgebirge 2; Anfangsgründe der Geologie, mit besonderer Berücksichtigung der Bodenkunde (gemeinsam mit Prof. Dr. Walther) 2; Anleitung zu geologischen Beobachtungen im Gelände 2. — Steinbrück: Landwirtschaftliche Exkursionen, Sonnabend nachmittags, gemeinsam mit Prof. Dr. Holdefleiß g; Landwirtschaftliche Taxationslehre, verbunden mit praktischen Uebungen 3; Agrarpolitik 2; Landwirtschaftliches Kolloquium für höhere Semester, gemeinsam mit Prof. Dr. Wohltmann und Prof. Dr. von Nathusius 2 pr. u. g. —Buchholz: Höhere Mechanik (die allgemeine Theorie der Variation der Konstanten a) nach Lagrange, b) nach Jacobi, und ihre Anwendung auf das Problem der Planetenbewegung) 2; Praktische Uebungen in geographischer Ortsbestimmung mit Theodoliten und Sextanten 2. — Medicus: Aesthetik 2; Geschichte der Philosophie von Kant bis zum Ende des 19. Jahrhunderts 4; Philosophische Uebungen (J. G. Fichte, Erste und zweite Einleitung in die Wissenschaftslehre) 2 pr. u. g. — Erdmann: Chemische Technologie, II. Teil (Lichterzeugung und elektrische Energie, Salz, Keramik, Metallgewinnung, Explosivstoffe, Verarbeitung organischer Rohstoffe) 2; Praktische Uebungen im Laboratorium für angewandte Chemie 30 pr., für Fortgeschrittene 50 pr. — Ritter: Altenglische Uebungen, auch für Anfänger, 2. — Berndt: ist beurlaubt. — Bauch: Logik und Erkenntnistheorie 4. — Brüel: Die Säugetiere (mit besonderer Berücksichtigung der deutschen Kolonien) 1; Vergleichendhistologische Uebungen 4 (in Gemeinschaft mit Dr. Japha); Großes Zoologisches Praktikum (Anleitung zu wissenschaftlichen Arbeiten), täglich (in Gemeinschaft mit Prof. Dr. Haecker). — Hasenclever: Geschichte der orientalischen Frage 1 g; Geschichte des Deutschen Ritterordens, unter besonderer Berücksichtigung der Kolonisation im deutschen Osten 2; Historische Uebungen, für Anfänger 2 pr. u. g. — Golf: Tagesfragen aus dem Gebiete des Ackerbaus 2; Die Tierzucht in den deutschen Kolonien 1. — Tubandt: Elektrochemie 2; Physikalisch-chemisches und elektrochemisches Praktikum: I. 30, a) ganztägig, b) halbtägig; II. Kleines Praktikum 6. — Jahn: Der junge Goethe (Geschichte der deutschen Literatur im Zeitalter des Sturms und Drangs) 2; Geschichte der deutschen Literatur im Zeitalter der Romantik 2. — Kahle: Syrisch, I. Kurs 2; Arabisch, II. Kurs 2; Korân 2; Hebräische Uebungen, für Fortgeschrittene 2. — Wackernagel: Die deutsche

Malerei im 19. Jahrhundert 1 g; Die italienische Architektur von Brunellosco bis Bramante 2; Kunsthistorische Uebungen, einstündig nach Vereinbarung pr. u. g. — Gehrig: Volkswirtschaftliche Uebungen, für Anfänger, alle 14 Tage, 2 g; Allgemeine Volkswirtschaftslehre 4; Einführung in die Staats- und Wirtschaftslehre 2. — Pringsheim: Bakterien 2; Physiologisches Praktikum 4, gemeinsam mit Prof. Dr. Karsten; Anleitung zu selbständigen wissenschaftlichen Arbeiten, tgl., gemeinsam mit Prof. Dr. Karsten. — Wolff: Wirtschaftsästhetik 1 g; Statistik, II. Teil (Wirtschaftsstatistik, Justizstatistik, Bildungsstatistik, Verwaltungsstatistik) 3; Konsumvereine 1; Statistische Uebungen im staatswissenschaftlichen Seminar und im Statistischen Amt 1¾ pr. u. g. — Hartung: Brandenburgisch-preußische Geschichte von 1640 bis 1786, mit besonderer Berücksichtigung der Verfassungs- und Verwaltungsgeschichte 2; Uebungen zur Einführung in das Studium der neueren Geschichte 2 pr. u. g. — Japha: Bau und Funktionen des menschlichen Körpers, für Nichtmediziner 2; Vergleichend-histologische Uebungen, gemeinsam mit Dr. Brüel 4. — Wiese: Im romanischen Seminar: Erklärung ausgewählter Stücke aus Ariostos Orlando Furioso 1 g; Einführung in das Italienische, f. Studierende aller Fakultäten 2. — Havell: Uebungen im englischen Seminar 2 g; Uebungen im Englisch-Sprechen und -Lesen, auf Grund der Lektüre eines englischen Textes 2; Englischer Unterkurs 2; Englischer Oberkurs 2. — Michel: La tragédie française, de Corneille à Voltaire 2; Cours pratique et gradué: Oberkursus 2; Unterkursus 2; Praktikum zur modernen französischen Literatur (Erklärung von Baudelaires Fleurs du Mal) 1; Erklärung französischer Klassiker mit besonderer Berücksichtigung der Bedürfnisse der Schule 2 pr. u. g. — Schenck: Studien nach lebenden Modellen (Kohlezeichnung oder Malen in Oel-, Pastell- oder Aquarellfarben) 2; Uebungen in zeichnerischer Darstellung mikroskopischer und makroskopischer Präparate, in zu vereinbarenden Stunden. — Reubke: Harmonielehre, I. Teil 2; Kontrapunktische Uebungen für Fortgeschrittene 2; Unterricht im kirchlichen Orgelspiel 2, in der Magdalenenkapelle. — Knoch: liest nicht. — Müller: Obst- und Weinbau, verbunden mit praktischen Unterweisungen und Ausflügen 2; Praktische Uebungen im Zusammenhang mit den Vorlesungen über Obst- und Weinbau, an besonders zu vereinbarenden Sonnabend-Nachmittagen. — Beeck: Demonstrationen und Uebungen auf der Zentralgeflügelzuchtanstalt der Landwirtschaftskammer, im Anschluß an die Vorlesung, an zu vereinbarenden Nachmittagen g; Die Federviehzucht im landwirtschaftlichen Betriebe 2. — Kluge: Demonstrationen an Bienenstöcken, an zu bestimmenden Tagen g; Bewirtschaftung der Wasserflächen (Teichwirtschaft, Forellenzucht, Seeausnutzung) 2. — Rabe: Die beim Einkauf landwirtschaftlicher Bedarfsartikel u. beim Verkauf landwirtschaftlicher Produkte in Betracht kommenden handelstechnischen und praktischen Grundsätze 1; das landwirtschaftliche Genossenschaftswesen, unter spezieller Berücksichtigung der Ein- und Verkaufsgenossenschaften 1. — Hollrung: Pflanzenpathologie (die nicht parasitären Erkrankungen der landwirtschaftlichen Kulturgewächse), mit Demonstrationen und gelegentlichen Exkursionen 2. — Geißler: Praktischer Kursus in Stimmbildung und im rednerischen Vortrage 2; Uebungen im Vortrage von Gedichten 2. — Poppe: Die Schädlinge des Waldes aus dem Tier- und Pflanzenreich und ihre Bekämpfung 1. — Mierau: Kulturtechnik (Meliorationen), II. Teil (Moorkultur, Bewässerungen, Deichwesen) 2. — Thiem: Praktische Photographie 2 (bei Bedarf Sonderkursus für Mediziner). — Fessel: Allgemeiner Turn- und Turnspielabend (für Nichtinkorporierte und Angehörige nichtturnender Korporationen); Turnen bzw. Turnspiele der Korporationen, in zu vereinbarenden Stunden; Staatlicher Kursus zur Ausbildung von angehenden Turnlehrern und von Studierenden in der Leitung von volkstümlichen Uebungen und Spielen, im Juli 12 g; Staatlicher Schwimmlehrerkursus, in zu vereinbarenden Stunden g; Unterricht im Hieb- und Stoßfechten 60. — Rocco: Tanzunterricht (Einzelunterricht), nach Vereinbarung. — Kirste: Reitunterricht, in noch zu bestimmenden Stunden.

Verzeichnis der Vorlesungen
an der
Rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität zu Bonn
und der
Landwirtschaftl. Academie **Bonn-Poppelsdorf**
für das Sommerhalbjahr 1911 (19. April bis 15. August).

Die Ziffern geben die Stundenzahl an. Das g (gratis) bedeutet, daß die Vorlesung unentgeltlich ist. Die mit * bezeichneten Vorlesungen sind entgeltliche.

a) Der Dozenten der Universität.

Evangelische Theologie.

Boehmer: *Kirchengeschichte 3. Teil 5. Geschichte der Gesellschaft Jesu pg. 1. Bauernkrieg und Wiedertaufe 2. — Ecke: *Theologische Encyclopädie 2. *Johannesevangelium 4. Dogmatische Sozietät pg. 2. — Goebel: *Gleichnisse Jesu Christi 2. — Grafe: *Neutestamentl. Theologie 4. Neutestamentl. Sem. 2. — König, Ed.: *Hebr. Grammatik 4. *Alttestamentl. Theologie 4. *Genesis 4. Seminar 2. — Meinhold: *Jesaja 4. Einführung in die Assyriologie 1. — Ritschl: *Dogmaik I 4. Dogmentgeschichtliches Seminar 2. — Sachsse: *Praktische Theologie II 4. Homiletisches Seminar 2. Katechetisches Seminar 1. Katechetisches Seminar 2. — Sell: *Kirchengeschichte I 5. Kirchengeschichtliches Seminar 2. — Sieffert: *Symbolik 4. Systemat.-theol. Seminar 2. — Lic. Strathmann: *Galaterbrief 2.

Katholische Theologie.

Brandt: *Katechetik 3. *Allgemeine Liturgik 2. Homiletisches Seminar 1. Katechetisches Seminar 2. — Englert: Philosophische Propädeutik der Theologie 4. Christliche Apologetik 4. Apologetische Uebungen 2. — Esser: *Dogmatik IV. Teil 6. Dogmatisches Seminar 2. — Feldmann: *Psalmen 4. Israels Religion und babylonische Kultur 1. Alttestamentl. Seminar 2. — Felten: *Einleitung in das Neue Testament 4. *Römerbrief 3. Neutestamentliches Seminar 2. — Dr. Herkenne: *Hebräische Grammatik und Uebungen 3. Biblische Hermeneutik pg. 1. Encyklika Providentissimus Deus pg. 1. — Hilling: *Katholisches Kirchenrecht I. Teil 6. Ausgewählte Kapitel der kirchl. Verfassungsgeschichte 1. Kirchenrechtliche Uebungen 2. — Kellner: Liest nicht. — Kirschkamp: Encyclopädie der Theologie 1. *Moral II. Teil 5. Moraltheologisches Seminar 2. — Rauschen: *Einführung in die lateinische Kirchensprache 2. *Altchristliche Archäologie 2. Patristische Uebungen 1. — Schnütgen: Liest nicht. — Schrörs: Einleitung in die Kirchengeschichte 1. *Kirchengeschichte der drei ersten Jahrhunderte 3. Kirchengeschichtliches Seminar 2. — Dr. Tillmann: *Jesus und Paulus 2. Bibl.-theol. Uebungen.

Rechtswissenschaft.

Bergboom: *Allgem. u. Reichs-Staatsrecht 5. *Preuß. Staatsrecht 4. Geschichte der polit. Theorien 1. — Cosack: *Rechtsencyclopädie (mit Zitelmann) 4. *Bürgerliches Recht III 5. *Anfängerübungen 2. Handelsrechtliche Uebungen 1. — Crome: *Bürgerliches Recht IV und V (Familien- und Erbrecht) 6. *Konkursrecht und Konkursverfahren 2. *Zivilrechtspraktikum 3. *Römischer Zivilprozeß 2. Geschichte der deutschen Rechtseinheit 1. — Dr. Giese: *Kirchenvermögensrecht (für Juristen und Theologen) 2. *Preußisches Schulrecht (für Juristen und Philologen) 1. *Konversatorium über Staats-, Verwaltungs- und Völkerrecht (zusammen mit Dr. Pohl) 2. — Heimberger: *Strafrecht 5. *Zivilprozeßrecht 5. *Kirchenrecht 5. *Zivilprozeßpraktikum 3. — Dr. Henle: *Römisches Erbrecht 1. *Gaius' Institution (I—III) 2. *Konversatorium über bürgerliches Recht I 2. *Konversatorium über bürgerliches Recht IV 1. *Lateinkurse für Juristen I 3. *Lateinkurse für Juristen II 3. — Dr. Keller: Grundzüge der deutschen Rechtsgeschichte und des Privatrechts I 4. Urheber und Presserecht 1. Konversatorium im deutschen und Kirchenrecht 2. Stadtverfassung 1. — Krüger: *Geschichte des römischen Privatrechts 5. *Bürgerliches Recht I, II, 1, 6. Römisch-rechtliches Seminar 2. — Landsberg: *Deutscher Strafprozeß 5. *Strafrechtliche Uebungen 2. Arbeitsvertrag im Privatrecht 1. — Dr. Lehmann: *Bürgerliches Recht, Teil II, 2, 3. *Grundzüge des französischen Rechts im Vergleich mit dem römischen Recht 3. *Internationales und intertemporales Privatrecht 2. Zwangsvollstreckung 1. *Konversatorium über bürgerliches Recht III 1. *Gaius IV 1. — Pflüger, H. H. (jur. Fak.): Liest nicht. — Dr. Pohl: *Kriegsrecht 1. *Konversatorium über Staats-, Verwaltungs- und Völkerrecht 2. Das parlamentarische Wahlrecht (für Hörer aller Fakultäten) 1. — Schreuer: *Deutsches Privatrecht 5. *Handelsrecht 5. *Wechsel- und Seerecht 2. *Rechtsentwicklung in Preußen 2. Deutsch-rechtliches Seminar 1. — v. Schulte: Liest nicht. — Stier-Somlo: *Demokratie 1. *Staatsrecht 1. *Staatsrechtliche Uebungen 2. — Stutz: *Deutsche Rechtsgeschichte 5. *Geschichte des deutschen Kirchenrechtes 3. *Geschichte des deutschen Eheschließungs- und ehelichen Güterrechtes 2. Kirchenrechtliches Seminar (Preußen und die katholische Kirche 1625—1806) pg. 2. — Zitelmann: *System des römischen Rechts 5. *Pandekten-Exegetikum 4. *Einführung (mit Prof. Cosack) 1. Seminar 1. — Zorn: *Verwaltungsrecht 5. *Völkerrecht 4. Staatsrechtl. Gesellschaft.

Heilkunde.

Dr. Bachem: Neuere Arzneimittel 1. Klimatologie 1. — Binz: Liest nicht. — Bohland: Klinische Diagnostik und Therapie 1. — Bonnet: *Anatomie des Menschen I mit Demonstrationen 7. *Entwicklungsgeschichte des Menschen und der höheren Wirbeltiere mit Demonstrationen 3. Anatomisches Laboratorium (mit Prof. Schieferdecker) 42. — Bunge: Spez. chirurg. Pathol. und Therapie 1. — Doutrelepont: Liest nicht. — Dr. Dragendorff: Mikroskopischer Kurs für Studierende der Zahnheilkunde 4. — Dr. Eichler: Krankheiten der Zähne u. des Mundes 2. Zahnärztl. Operationskursus 36. Zahntechn. Laboratorium 36. Zahnärztl. diagnost. Kursus 7½. Phantomkursus f. Anfänger u. Geübtere 6. Zahnärztl. diagnost. Kursus f. Mediziner 1½. — Eschweiler: *Diagnostischer Kurs 1. *Praktikum 1. *Erkrank. d. Kieferhöhle 1. — Esser: *Technik der Laryngoskopie 1. Ernährung des Säuglings 1. — Finkelnburg: *Mikroskopische und chemische Diagnostik 2. *Nervendiagnostik für Geübtere 1. Nervendiagnostik für Anfänger 1. — Finkler: *Fortschritte auf dem Gebiete der Medizin 1. Hygienisches Laboratorium 40. — Fritsch: *Frauenklinik 6. Geburtshilfliches Seminar 1. *Operationskurs (geburtshilflicher) 4. — Fröhlich: *Physiologie des Nervensystems 2. *Kolloquium für Vorgeschrittene 1. — Garrè: *Chirurgische Klinik 7. *Operationskurs (gem. m. Prof. Stich) 7½. — Graff: Kriegschirurgie 1. —

Dr. G r u b e: Physiologie der inneren Sekretion 1. — H o f f m a n n: *Klinik der Haut- und Geschlechtskrankheiten 3. *Praktischer Kursus der Haut- und Geschlechtskrankheiten 2. Die Geschlechtskrankheiten, ihre Gefahren und Verhütung 1. — Dr. H ü b n e r: *Forensisch-psychiatrisches Praktikum 1. Kriminalpsychologie 1. — H u m m e l s h e i m: Die Anomalien der Refraktion und Akkommodation des Auges 1. — K o c k s: Synopsis der Frauenkrankheiten 1. — K r a u s e: *Medizin. Poliklinik 3. *Kurs der physik. Diagnostik 3. Allgemeine Therapie der inneren Krankheiten 1. Distriktspoliklinik pg. 1. — K u h n t: *Augenklinik 4. *Untersuchungsmethoden des Auges 3. Ausgewählte Kapitel der Augenheilkunde 1. Arbeiten im Laboratorium 15. — L e o: *Toxikologie 2. *Kurs der Arzneiverordnung 2. Pharmakologisches Laboratorium. — M a c h o l: *Frakturen und Luxationen 2. *Verbandskurs 2. Erste Hilfe bei Unglücksfällen 1. — N u s s b a u m: *Mikroskopischer Kursus für Geübte 4. Biologie I. Teil 1. Biologisches Laboratorium 36. — P e l m a n: Liest nicht. — P l e t z e r: Allgemeine gynäkol. Diagnostik und Therapie 1. — Dr. O. P r y m: Ernährungstherapie und diätetische Kuren 1. — Dr. P. P r y m: Pathologische Anatomie des weiblichen Genitalsystems 1. Sektionsübungen (mit Prof. R i b b e r t). Patholog. Laboratorium (mit Prof. R i b b e r t). — R e i c h e n b a c h: *Bakteriologie 1. *Bakteriologischer Kurs 3. Arbeiten im bakt. Laboratorium täglich. — R e i f f e r s c h e i d: *Gynäkologische Diagnostik und Therapie 1. Arbeiten im Laboratorium täglich. — R e i s: Diagnostische Uebungen 1. — R i b b e r t: Spezielle pathologische Anatomie 5. Sektions- und Demonstrationskurs 8. Mikroskopischer Kurs 4. Arbeiten im Institut. — R i e d e r: *Unfallheilkunde, spezieller Teil mit Krankendemonstrationen 3. Unfallheilkunde, allgemeiner Teil 1. — R u m p f: *Soziale Medizin I. Teil 1. Soziale Medizin Uebungen 1. Sozialmed. Bestrebungen 1. — S c h i e f f e r d e c k e r: Anatomisches Laboratorium (mit Prof. B o n n e t) 42. *Feinerer Bau und Faserverlauf im Zentralnervensystem 2. — Dr. S c h m i z: Geschichte der Medizin. Altertum 1. — S c h ö n d o r f f: Nahrungs- und Genußmittel des Menschen 1. — S c h u l t z e: *Medizinische Klinik 7½. *Krankheiten der Verdauungsorgane 2. Krankheiten des Blutes und Stoffwechsels 1. — Dr. S e l t e r: Sozialhygiene 1. — Dr. S t e r t z: Psych. Untersuchungskurs 1. — Ursachen der Geisteskrankheiten 1. Arbeiten im Laboratorium täglich. — S t i c h: *Operationskurs (gem. mit Prof. G a r r è) 7½. *Skoliose 1. — J. S t r a s b u r g e r: *Physikal. Diagnostik f. Geübtere 3. Physikal. Therapie 1. — Dr. S t u r s b e r g: *Mikroskopisch-chemischer Kurs 1. *Elektrodiagnostik 1. — T h o m s e n: Zurechnungsfähigkeit 1. — U n g a r: *Gerichtliche Medizin für Juristen 2. *Impfkurs 2. Ueber Schutzpocken-Impfung 1. — V e r w o r n: *Physiologie des Menschen 5. *Physiolog. Praktikum für Anfänger 2×2. *Physiolog. Praktikum für Vorgeschrittene täglich 3. *Selbständige Arbeiten im physiolog. Institut täglich. Physiolog. Diskussionsstunde 1. — W a l b: *Poliklinik für Ohren-, Hals- und Nasenkranke 3. Anleitung zu eigenen Arbeiten. — Dr. W a s s e r m e y e r: Spezielle Psychiatrie 1. — W e s t p h a l: *Psychiatrische Klinik 3. *Forensische Psychiatrie 1. Poliklinik für psych. und Nervenkrankheiten 1. Arbeiten im Laboratorium täglich. — Dr. Z u r h e l l e: *Theorie der Geburtshilfe (II. Teil): Geburt und Wochenbett 1. *Allgemeine gynäkologische Propädeutik 1. Arbeiten im Laboratorium der Frauenklinik täglich.

Philosophische Wissenschaften.

A n s c h ü t z: Chemisches Kolloquium 1. *Anorg. Experimentalchemie 6. *Chemisches Praktikum mit den Prof. R i m b a c h, F r e r i c h s und K i p p e n b e r g e r 44. *Chemisches Praktikum für Mediziner mit Prof. R i m b a c h 40. — B e n e c k e: *Offizin. Pflanzen 2. *Pharmakognosie II 4. *Wichtige Pflanzenfamilien 1. Botanische Exkursionen (mit Dr. S c h r ö d e r). — Dr. B e r n o u l l i: *Fouriersche Reihen 1. — v. B e z o l d: *Kulturgeschichte 4. Publizistik 2. — B l a s c h k e: *Algebraische Gleichungen 4. Uebungen zur Algebra (mit Dr. J. O. M ü l l e r) 2. — B o r g e r t: *Hydrobiologisches Praktikum 2. — B r a u n s: *Mineralogie 3. *Uebungen mit Bestimmen von Mineralien 2. *Mineralogisch-petrographisches Praktikum 55. Ueber Vulkane 1. Exkursionen. — B r i n k m a n n: *Griechische Mythologie 4. *Alexandrinische Dichtung 1. Philol. Seminar I Arbeiten 2. — B u c h e r e r: Mathematische Physik 2. — Dr. B ü h l e r: *Psychologie 4. Psychologisches Kolloquium pg. 2. Exp.-psychol. Arbeiten pg. — B ü l b r i n g: *History of the English Drama 3. *English Poetry from Hawes to Spenser 1. Englische Seminarübungen 2. — Dr. C a r d a u n s: *Zeitalter Karls V. 2. *Uebungen über die Kommentare Karls V. 1. — C l e m e n: *Abhängigkeit des ältesten Christentums von anderen Religionen 2. Religionsgeschichtliche Uebungen 2. *Griechischer Kursus für Juristen 3. — C l e m e n P.: Geschichte der Kunst in den Rheinlanden 1. *Geschichte der deutschen Kunst seit 1400 2. *Geschichte der französischen Kunst 1. Kunsthistorische Uebungen. — Dr. C ö l n: Assyrisch II 2. Assyrisch IV 2. *Tobias 2. — D i e t z e l: *Finanzwissenschaft 4. Staatswissensch. Seminar 2. *Geldwesen 1. — D y r o f f: *Logik 4. *Grundbegriffe der Philosophie 2. Aristotelische Ethik (Seminar) 2. Renaissance-Gesellschaft 1. — E c k e r t: *Handels- und Kolonialpolitik 2. — E l t e r: Encyclopädie der Philologie 4. *Tibull u. Properz 2. Philol. Proseminar (Demosth. u. Minucius Felix) 2. — Dr. E n d e r s: *Deutsche Romantik 3. — *Literarhistorische Uebungen (mit Prof. L i t z m a n n) 2. — E v e r s h e i m: Elektrische Meßinstrumente 1. *Elektrizität bei spektroskopischen Arbeiten 1. Grundzüge der Elektrotechnik 1. Anfängerpraktikum mit Prof. K a y s e r 8. — F i r m e n i c h - R i c h a r t z: *Italienische Malerei II Hochrenaissance 2. Deutsche Kunst im XIX. Jahrhundert 1. — Lektor Dr. F i s c h e r: Technik des Sprechens 2. Sprechtechnische Uebungen 1. Vortragsübungen 1. — F o e r s t e r: Liest nicht. — F r a n c k: *Althochdeutsch 3. *Fränkische Mundarten 2. German. Seminar 2. — F r e r i c h s: *Pharmazeutische Chemie II. Teil 3. *Arzneimittelprüfung 1. *Uebungen im Sterilisieren 1. Pharmazeutische Chemie III. Teil 1. — Dr. F r o s t: *Lektüre Kants 2. — Lektor Dr. F u n a i o l i: *Italienisch für Anfänger 3. *1. Stilübungen, 2. Goldoni 2. Rinascimento 1. — G a u f i n e z: *Langue française I 2. *La Bruyères Caractères 1. *Stilistische Uebungen 2. Literarhistorische Uebungen 2. — Dr. G e r t h: Beurlaubt. — Dr. G e w e c k e: *Polarimetrie u. Refraktometrie 1. Uebungen in Unterrichtsversuchen 2. Gasanalytische Uebungen (mit Prof. R i m b a c h) 2. — G o e t z: *Christliche Lehrentwicklung 3. Philosoph. Propädeut. Seminar pg. 3. — Dr. G r e b e: *Mechanische Wärmetheorie 2. Luftschiffahrt 1. — Dr. H a m m a c h e r: *Moderner Sozialismus 2. *Hegel 1. *Geschichtsphilosophische Uebungen 1. — Dr. H a s h a g e n: *Deutsche Erhebungszeit 2. *Uebun-

gen zur rheinischen Geschichte 2. — Hausdorff: *Differentialgleichungen 4. Mathematisches Seminar pg. — Dr. Heiss: *Anfängerübungen (Alexiuslied) 2. *Aucassin und Nicolete 2. *Uebungen zur französischen Literatur des XVIII. Jahrhunderts 2. — Dr. Herrmann: Beurlaubt. — Dr. Horten: Philos. im Islam 1. Arab. Grammatik 2. Aethiopisch, Persisch, Tausend und eine Nacht 1. Avicenna 1. Arabische Medizin 1. — Jacoby: Sanskritkursus 2. Rigveda 2. *Nyaya 4. Prabodhacandrodaya 2. — Dr. Imelmann: *Englische Literatur des 19. Jahrhunderts I (1798 bis 1837) 3. *Neuenglische Uebungen 2. — Justi: Liest nicht. — Kayser: *Experimentalphysik 5. *Laboratorium für Anfänger 8. *Laboratorium für Vorgeschrittene 60. Physik. Kolloquium 2. — Kippenberger: *Grundzüge der Nahrungsmittelchemie 2. *Chemische Technologie, organischer Teil 2. *Einführung in die chemische Großtechnik II. Teil 1. Besprechung technisch-chemischer Betriebskontrollen 1. Uebungen mit Prof. Anschütz. — Koenig: *Ausgewählte Kapitel der Ornithologie 1. — Koernicke: *Uebungen im Bestimmen 1. Botanische Exkursionen. — Külpe: *Aetshetik 4. *Erkenntnistheorie 2. Seminar: 1. Uebungen zur Logik und Erkenntnistheorie 2. 2. Psycholog. Kolloquium 2. 3. Psycholog. Arbeiten. — Küppers: *Zeichnen und Modellieren. Physiognomische Studien. — Küstner: *Bahnbestimmung II. Teil 3. Astronomisches Kolloquium 1. *Praktische astronomische Uebungen täglich. — Dr. Kumpmann: *Volkswirtschaftliche Uebungen 1. *Sozialpolitik und soziale Fürsorge 2. — Laar: *Grundlagen der photograph. Verfahren 1. *Wissenschaftlich-photographisches Praktikum vorm. — Laspeyres: Liest nicht. — Levison: *Urkundenlehre 4. Uebungen 2. — Lektor Dr. van Liere: *Niederländisch I 2. *Niederländisch II 2. — Dr. Litt: Lat. griech. Uebungen 2. — Litzmann: *Deutsche Dichtung im Zeitalter Goethes und Schillers 3. *Literarhist. Uebungen für Anfänger (mit Dr. Enders) 2. Germanistisches Seminar Abt. f. n. d. L. 1. Kurs 2; 2. Kurs 2. — Loeschke: *Ausgrabungen in Griechenland 3. Archäologische Uebungen pg. 2. — London: *Differential- und Integralrechnung 4. Uebungen zur Differential- und Integralrechnung 1. *Axonometrie und Perspektive 2. Mathematisches Seminar 2. — Lektor Lote: *Sprech- und Schreibübungen für weniger Geübte 3. *Sprech- und Schreibübungen für Vorgeschrittene 2. *La légende poëtique de Napoléon 1. — Ludwig: *Biologie der Tiere 3. *Schädliche Insekten Deutschlands 3. *Tierische Parasiten des Menschen 1. *Mikroskopische Uebungen (für Anfänger) 5. *Selbständige Arbeiten (für Geübtere) 45. *Praktikum über tierische Parasiten 2. Zoologische Demonstrationen 1. — Dr. Mannheim: *Chemie der Drogen und Pflanzenstoffe 1. Uebungen in Wasser- und Harnanalyse täglich. — Dr. Mannstaedt: *Gewerbepolitik 2. — Marx: *Geschichte der lateinischen Sprache 4. Sophocles' Antigone 4. Horatius ars poetica 2. — Dr. Meerwein: *Benzolderivate 3. — Mönnichmeyer: *Praktische Uebungen im astronomischen Beobachten. — Himmelsmechanik I. Teil. — Dr. Most: *Bevölkerungslehre und Bevölkerungsstatistik 2. — C. Müller: Einführung in die Geodäsie mit Uebungen 2. — Dr. Müller: *Variationsrechnung 3. — Nissen: *Römische Kaiserzeit 4. Xenophon Hellenica im historischen Seminar 2. — Dr. Ohmann: *Sozial- und Kulturphilosophie 2. *Sozialphilosophisches Kolloquium 1. *Aesthetik der Dichtkunst 1. — A. Pflüger (philos. Fak.): *Theorie des Lichtes 4; Uebungen pg. 1. — Philippson: *Mittelmeergebiet 4; Geographisches Seminar 2. — Pohlig: *Allgemeine Geologie 4; *Abstammungstheorie 2; *Geologischer Lichtbilderzyklus 1; Geologische Ausflüge. — Lektor Dr. Price: *Wenig Geübte 3; *Mittelstufe 3; *Advanced Students 2; *Present Day Movements 1. — E. Prym: Fortsetzung des Syrischen 2; *Ibn attigtagas Fachri 3. — Dr. Reichensperger: *Brutpflege 1. — Rimbach: *Analytische Chemie II. Teil 2; *Physikal. Chemie II. Teil 2; Thermodynamik in der Chemie 1; Physikalisch-chemische Meßmethoden 3; Gasanalytische Uebungen mit Dr. Gewecke. — Ritter: *Historik 3; Historisches Seminar 2. — Dr. Schmidt: *Die tierische Zelle 1. — Schneegans: *Hist. fr. Lautlehre 4; *Fr. Lit. 18. Jhdt. 2; Span. Ueb. 2. — Dr. Schroeder: *Pflanzenphysiologie 2; *Botanische Uebungen 2; Botanische Exkursionen (mit Prof. Benecke). — Schulte: *Geschichte der Zeit von 1850—1871 4; Lateinische Paläographie 2; Uebungen des histor. Seminars 2. — Schumacher: Beurlaubt. — Solmsen: *Einleitung in das Sprachstudium 2; *Altbulgarisch 3; Sprachwissenschaftliches Seminar 2. — Steinmann: *Erdgeschichte 4; *Geologie und Mineralogie im Schulunterrichte 1; Geologie der Erzlagerstätten 1; Geologisches Kolloquium 2; *Geologische und paläont. Uebungen 2; *Anleitung zu selbständigen Arbeiten tägl. — E. Strasburger: *Allgemeine Botanik 5; Kolloquium über neuere botanische Arbeiten 1; *Botanisch-mikroskopische Uebungen 4; *Leitung selbständiger Arbeiten 42. — Strubell: *Embryologische Uebungen 2; Zoologische Exkursionen. — Study: *Differentialgeometrie 4; Seminar alle 14 Tage 2. — Dr. Tilmann: *Geologie von Deutschland 2. — Trautmann: *Allgem. Lautlehre (Phonetik) 2; Im Seminar: Phonetische Uebungen 1. — Dr. Uhlig: *Kristallin. Schiefer 2. — Dr. Verweyen: Einführung 2; Uebungen 1; Strömungen 1; Schopenhauer 1. — Voigt: Bau- und Entwicklungsgeschichte der Tiere 1; Gewebelehre, Anatomie der niederen Tiere 1. — Dr. Wanner: Beurlaubt. — Dr. Welter: Beurlaubt. — Wentscher: *Geschichte der Philosophie 4; *Geschichte der Pädagogik 2; Uebungen zur Ethik 2. — Wiedemann: Sitten der alten Aegypter 1; *Hieratische Texte 2; Religiöse ägyptische Texte 2. — Dr. Willers: *Tacitus Germania 2; Ornamentik 1. — Wolff: Mozarts Opern 1; Bachs Werke (Fortsetzung) 2; *Orgelunterricht. — Wygodzinski: *Allgemeine Volkswirtschaftslehre 4; *Agrarpolitik (Spezielle Volkswirtschaftslehre Teil I) 2; Volkswirtschaftliches Seminar pg. 2.

b) Der Dozenten der landwirtschaftlichen Akademie Bonn-Poppelsdorf.

Garteninsp. Beissner: Gemüsebau 2; Obst- und Weinbau 1; Demonstrationen im Botanischen Garten Sa. nachm. — *Brauns: Geonosie 2; Mineralogische Uebungen oder Ausflüge 1. — Brinkmann: Taxationslehre 2; Landwirtschaftliche Buchführung 1; Landwirtschaftliches Seminar 1; Landwirtschaftliche Betriebslehre (für Geodäten) 2. — Dr. Firle: Erste Hilfeleistung bei plötzlichen Unglücksfällen 1. — Furtwängler: Algebra für I. Studienj. 2; Darstellende Geometrie und Stereometrie für I. Studienj. 3; Analytische Geometrie für I. Studienj. 2; Mathematische Uebungen für I. und II. Studienj. 4. — Gieseler, Experimentalphysik 2; Landwirtschaftliche Maschinenkunde 1; Physikalisches und maschinelles Praktikum 4; Erdbau und Wasserführungen 2. — Kreistierarzt Dr. Grebe: Aeußere Krankheiten der Haustiere 2; Hufbeschlag und Geburtshilfe 1. —

Hagemann: Physiologie der Haustiere 4; Demonstrationen zur Vorlesung über Physiologie 2; Sinnesphysiologie (für Geodäten) 1. — Hillmer: Landmeß- und Instrumentenlehre für I. Studienj. 2; Landmeß- und Instrumentenlehre für II. Studienj. 2; Geodätisches Seminar für II. Studienj. 2; Geodätische Uebungen zwei Tage Fr. u. Sa.; Feldm. und Nivellieren mit Uebungen (für Landwirte) 1. — Hoffmann: Waldbau 2; Forstschutz- und -Polizeilehre 1; Forstwissenschaftliche Exkursionen Sa. nachm. — Huppertz: Baustoff- und Bauverbandlehre, Grundbau 4; Bautechnische Uebungen 4; Wasserbau 2, Teichwirtschaft 1. — *Koernicke: Spezielle Botanik (einschl. Pflanzenkrankh.) 4; Allgemeine Bakteriologie 1; Pflanzenphysiol.- und mikroskopische Uebungen 4; Botanische Exkursionen, alle 14 Tage Mi. nachm.; Demonstrationen im Botan. Garten und im ökon. Botan. Garten Sa. nachm. — Kreusler: Grundzüge der Chemie 2; Organische Experimentalchemie 4; Chemisches Praktikum 4. — Künzel: Kulturtechnische Uebungen für II. Studienj. 4. — *Ludwig: Landwirtschaftliche Zoologie 3. — *Müller: Nivellieren für I. Studienj. 1; Geodät. Rechnen für I. Studienj. 2; Ausgleichsrechnung f. II. Studienj. 2; Trassieren für II. Studienj. 2; Geodätisches Seminar (Ausgleichungsrechnung und Nivellieren) für II. Studienj. 2; Geodät. Uebungen zwei Tage Fr. u. Sa. — Oden: Bienenzucht 1. — Polis: (liest nicht). — Remy: Allgem. Pflanzenbau (Düngerlehre) 2; Spezieller Pflanzenbau (Getreidebau) 2; Feldfutterbau, Wiesen- und Weidekultur 2; Demonstrationen und Uebungen in der Bodenabschätzung für Fortgeschrittene 1. — Richardsen: Rindviehzucht 3; Schweinezucht 1; Maßnahmen zur Förderung der landw. Tierzucht 1; Molkereiwesen 2; Milchwirtschaftliches Praktikum 2; Landw. Demonstrationen auf dem akadem. Gute Dikopshof, alle 14 Tage Mi. nachm. — *Schroeder: Die Enzyme (Fermente) und ihre physiologische Bedeutung 1. — Schumacher: Verwaltungsrecht, mit Uebungen 2; Landeskulturgesetzgebung, mit Uebungen 1. — *Wygodzinski: Agrarpolitik 2; Volkswirtschaftliche Uebungen für Anfänger 1.

Verzeichnis der Vorlesungen
an der
Königlichen Universität zu Greifswald
im Sommerhalbjahr 1911.

Das Semester beginnt am 24. April 1911.

Die Ziffern geben die Stundenzahl an, g bedeutet gratis.

Theologische Fakultät.

Kögel: Einführung in d. theol. Studium 3. — Alt: Hebräische Grammatik 4. — Alt: Geschichte d. Volkes Israel 4. — Procksch: Buchwesen und Textgeschichte des Alten Testaments 1 g. — Procksch: Psalmen 5. — Procksch: Jesaja c. 1—39, 4. — Haußleiter: Einleitung in d. Neue Testament 5. — Kögel: Neutestamentl. Zeitgeschichte 2. — Haußleiter: Matthäus 5. — Kögel: Galaterbrief 2. — Mandel: Hebräerbrief 3. — Wiegand: Kirchengeschichte d. Mittelalters 4. — Schultze: Neuere Kirchengeschichte seit der Reformation 4. — Wiegand: Dogmengeschichte 5. — Stange: Luthers Theologie 2. — Kunze: Das apostolische Glaubensbekenntnis (für Studierende aller Fakultäten) 1 g. — Schultze: Geschichte und Archäologie d. kirchlichen Kunst bis zum Ausgange d. Mittelalters (mit Lichtbildern), in Verbindung mit Exkursionen 2. — Kunze: Dogmatik II 5. — Stange: Ethik 5. — Mandel: Religionsphilosophie 3. — Steinbeck: Praktische Theologie II 5.

Seminare und Uebungen, publice

Procksch: Alttest. Sem. 2. — Haußleiter: Neutest. Sem. 2. — Schultze: Kirchengeschichtl. Sem. — Stange: Dogmat. Seminar 2. — Kunze: Homil. Prosem. 2. — Steinbeck: Katech. Sem. 2. — Zingel: Praktischliturg. Uebungen 1. — Zingel: Orgelkursus. — Alt: Alttest. Uebungen 2. — Kögel: Neutest. Uebungen für Anfänger 2. — Wiegand: Dogmengesch. Uebungen 2. — Schultze: Archäol. Uebungen auf dem Gebiete der frühchristlichen Kunst (für Anfänger) 1. — Kunze: Dogmatische Gesellschaft 2.

Juristische Fakultät.

A. Theoretische Vorlesungen.

Merkel: Einführung in die Rechtswissenschaft 3. — Langen: Römische Rechtsgeschichte 3. — Pescatore: System des römischen Rechts 4. — Langen: Bürgerliches Recht, Teil III 4. — Stampe: Bürgerliches Recht, Teil IV 4. — Boehmer: Bürgerliches Recht, Teil V 4. — Frommhold: Handels-, Wechsel- und Schiffahrtsrecht 4. — Weismann: Strafrecht 4. — Merkel: Zivilprozeß I 4. — Pescatore: Zivilprozeß II 3. — Merkel: Strafprozeß 4. — Smend: Staatsrecht 4. — Smend: Kirchenrecht 3. — Hubrich: Verwaltungsrecht 4. — Hubrich: Völkerrecht 3. — Frommhold: Erklärung deutscher Rechtsquellen 1 g. — Weismann: Buch IV der Institutionen des Gaius 1 g. — Stampe: Digesten-Exegese 4. — Boehmer: Repetitionskolleg über gemeines und bürgerliches Recht 2½. — Hubrich: Repetitionskolleg über öffentliches Recht 2.

B Uebungen.

Langen: Uebungen für Anfänger im Bürgerlichen Recht 2. — Stampe: Zweite Uebung im Bürgerlichen Recht 2. — Pescatore: Examinatorium über gemeines und bürgerliches Recht 3. — Pescatore: Zivilprozeßpraktikum 2. — Frommhold: Konversatorium über Handelsrecht 2. — Weismann: Konversatorium über Strafrecht 2. — Merkel: Konversatorium über Strafprozeß 1. — Smend: Konversatorium über öffentliches Recht, Teil I 2. — Hubrich: Konversatorium über öffentliches Recht, Teil II 2.

C. Juristisches Seminar.

Pescatore, Weismann, Stampe, Frommhold, Hubrich, Merkel, Smend und Langen: Anleitung zu größeren wissenschaftlichen Arbeiten aus den Gebieten des Privat- und öffentlichen Rechts (Seminar-Arbeiten) g.

Medizinische Fakultät.

Kallius: Anatomie des Menschen, zweiter Teil 6; Topographische Anatomie 3; Entwicklungsgeschichte 3; Entwicklungsgeschichtliche Uebungen 2; Kolloquium der Anatomie 1. — Kallius und Peter: Arbeiten im anatomischen Institut für Geübtere g; Mikros. Uebungen 6. — Peter: Mikroskopische Uebungen für Studierende der Zahnheilkunde 3; Osteologie und Syndesmologie 3; Uebungen in mikroskopischer Technik und Diagnostik 4. — Bleibtreu: Physiologie des Menschen, eine Hälfte 5; Physiologisches Praktikum 4. — Bleibtreu und Mangoldt: Anleitung zu selbständiger Bearbeitung physiol. Themata g. — Mangold: Physiologie der Ver-

dauung 1; Repetitorium der Physiologie 2. — Grawitz: Spezielle pathologische Anatomie 5; Demonst. Kursus d. patholog. Anatomie und Mikroskopierübungen 7; Praktische Arbeiten im pathologisch-anatomischen Laboratorium für Geübtere täglich g; Sezierübungen mit Anleitung zur Abfassung des Sektionsprotokolls 4. — Schulz: Arzneimittellehre und Arzneiverordnungslehre 4; Therapeut. Praktikum 2; Brunnen- und Läder-Lehre 1. — Schulz und Kochmann: Arbeiten im pharmakol. Laboratorium für Geübtere: täglich g. Kochmann: Experimentelle Arzneimittellehre für Stud. der Zahnheilkunde (mit Tierversuchen) 2. — Loeffler: Hygiene, II. Teil 3; Bakteriologischer Kursus 3; Hygienischer Kursus 2; Anleitungen zu selbständigen Bearbeitungen hygienischer Themata. Nur für Geübtere g. — Steyrer: Medizinische Klinik 7; Medizinische Poliklinik 2; Kursus der physikalischen Diagnostik für Anfänger 2; Physikalische Diagnostik 1. — Weber: Pathologie der Nierenkrankheiten 1; Pathologie des Stoffwechsels 2. — Groß: Physikal. Diagnostik für Geübtere, in zwei Abt. 4; Kursus der chemischen und mikroskop. Diagnostik innerer Krankheiten 2. — Peiper: Kinder-Klinik und Poliklinik 3; Kinderheilkunde 2; Schutzpockenimpfung mit Impfübungen 4; Poliklinik für Hautkrankheiten 1. — König: Chirurgische Klinik und Poliklinik 7; Arbeiten im Laboratorium der chirurg. Klinik täglich g; Chirurgischer Operationskursus an der Leiche 4; Chirurgische Propädeutik 3; Die chirurgischen Erkrankungen der Harnorgane 1. — Ad. Hoffmann: Frakturen und Luxationen 4; Chirurgie der Mundhöhle 2. — E. Hoffmann: Chirurgische Anatomie am Lebenden 3. — Kroemer: Geburtshilflich-Gynäkolog. Klinik und Poliklinik 5; Geburtshilfl. Operationskurs 2; Schwangeren-Untersuchung 1 g; Praktische Arbeiten im Laboratorium der Klinik täglich g; Kursus der Cystoskopie und des Ureterenkatheterismus beim Weibe 1. — Cohn: Gynäkologisch-Diagnost. Kursus 2; Allgemeine Gynäkologie 1 g. — Römer: Augenärztliche Klinik und Poliklinik 4; Augenspiegelkursus 1; Funktionsprüfung des Auges 1; Arbeiten im Laboratorium der augenärztlichen Klinik täglich g. — Löhlein: Repetitorium der Augenheilkunde 2. — Gebb: Einführung in die Augenheilkunde 2; Augen- und Allgemeinleiden 1. — Schultze: Klinik der Geistes- und Nervenkrankheiten 4; Arbeiten im Laboratorium der psychiatr. und Nerven-Klinik täglich g; Allgemeine Psychiatrie 1; Allgemeine Neurologie 1. — Beumer: Gerichtliche Medizin 3; Seminar für soziale Medizin 2. — Lange: Ohren-, Nasen- und Kehlkopfklinik 2; Untersuchungsmethoden des Ohres 2; Untersuchungsmethode der Nase, des Rachens und des Kehlkopfes 2. — Fischer: Kursus der konservierenden Zahnheilkunde 15; Zahnärztliche Poliklinik täglich; Theoretische Zahnheilkunde 2; Zahntechn. Kursus täglich; Extraktionskursus für Mediziner 2; Mikroskopische Arbeiten im Laboratorium des zahnärztlichen Instituts 6.

Philosophische Fakultät.

Rehmke: Pädagogik 3; Logik 2; Konversatorium 2; Anleitung zu philosophischen Arbeiten 2 g. — Schwarz: Geschichte der deutschen Philosophie seit (einschließlich) Kant 3; Allgemeine Psychologie 4; Anleitung zu philosophischen Arbeiten 2 g. — Schmekel: Einleitung in die Philosophie 2; Grundprobleme der Philosophie 2; Uebungen in Plato 2 g. — Engel: Analytische Mechanik I. 4; Einführung in die Theorie der Transformationsgruppen 4; Partielle Differentialgleichungen 2 g; Mathemat. Seminar 1½ g. — Vahlen: Algebra II. 4; Uebungen zur Algebra 1 g; Elastizität und Festigkeit 1 g. — Mie: Theoretische Optik 4; Physikalische Uebungen für Stud. d. Naturw. 6; Leitung selbst. physikal. Untersuchungen 6. — Mie und Herweg: Physik. Experimentierüb., I. Kursus: Handfertigkeitsübungen 2. — Schreber: II. Kursus: Uebungen im Zusammenbauen und Demonstrieren physik. Apparate 2. — Mie: Uebungen zur Optik 1 g. — Mie und Starke: Besprechungen neuerer physik. Arbeiten pr. u. g. — Starke: Experimentalphysik I. 4; Physik. Praktikum für Med. u. Pharm.; Math. Ergänz. zur Experimentalphysik 1 g. — Schreber: Ueb. im Zusammenbauen u. Demonstrieren physik. Apparate 2; Dampfmaschinen und Gasmotoren 1 g; Die wissenschaftl. Grundlagen von Luftschiffahrt und Flugtechnik 1. — Herweg: Theorie der Ionen in Elektrolyten und Gasen, mit Experimenten 1. — Auwers: Anorg. Exp.-Chemie; Chem. Praktikum täglich. — Auwers und Scholtz: Chem. Prakt. f. Pharmazeuten u. Nahrungsmittelchemiker täglich. — Auwers und Strecker: Chem. Praktikum für Med. 3½. — Auwers: Erläuterungen zum chem. Praktikum für Med. 1 g. — Scholtz: Pharmaz. Chemie (org. Teil) 3; Chemie der Nahrungs- und Genußmittel 2; Sterilisationskursus für Pharmaz. 2; Pharmazeutisches Kolloquium 1 g. — Roth: Radioaktivität, mit Experimenten 1; Atom- und Molekulargewichtsbestimmung, m. Demonstrationen 1; Physik.-chem. Uebungen 4 oder 8; Uebungen in d. rechnerischen Behandlung einfacher physik.-chem. Aufgaben 1 g. — Posner: Chemie der Benzolderivate 2; Theorie u. Praxis der Photographie, in Verb. mit prakt. Ueb. und Exkurs. 3; Photographische Exkursionen g. — Strecker: Gewichtsanalyse 2; Titriranalyse 1; Gasanalyt. Prakt. 1. — Strecker und Auwers: Chem. Prakt. für Med. 3. — Eisenlohr: Petroleum und Spiritus 1. — Jaekel: Geologie II. Erdgesch.; Palaeontologie I.: Wirbellose, speziell Leitfossilien 2; Anleitung zu selbst. Arbeiten in Geologie und Palaeontologie täglich. — Jaekel und Philipp: Geologisch-palaeontologisches Praktik.; Geolog. Exkurs. g. — Milch: Allg. Mineralogie 4; Die Zusammensetz. d. festen Erdrinde 2. — Milch und Philipp: Mineralogisches Prakt. — Milch: Anleit. zu selbst. Arbeiten in Mineralogie und Petrographie täglich. — Milch und Philipp: Anleit. zum Studium der Lehrsammlungen (für Hörer der Mineralogie) täglich g. — Philipp: Geologie des norddeutsch. Flachlandes mit Exkurs. und Ueb. 2; Ausgew. Kapitel aus der speziellen Mineralogie (Silikate, Titanate) 1 g; Uebungen im Bestimmen der Mineralien nach äußeren Kennzeichen 2. — Schütt: Allgemeine Botanik 5; Botan. u. pharmakognost. Praktikum 2; Arbeiten im botan. Institut täglich; Demonstrationen im Freien. — Moeller: Thallophyten. Mit mikroskopischen Uebungen 2. — Müller: Grundzüge der Zoologie und vergleichenden Anatomie 6; Zoolog. (makroskop.) Praktikum 4; Zoolog. Praktikum f. Med. 2; Zoolog. Exkursionen g; Zoolog. Praktikum für Geübtere täglich. — Friederichsen: Allgem. Geographie II.: Die Lufthülle. Die Erde und das Leben 4; Kartograph. Kursus II.: Karteninhalt. Aufnahmeübungen im Freien 2; Einzelübungen 2 g; Geograph. Kolloqu. für Fortgeschrittene: Ausgew. Kapitel der Morphologie der Erdoberfläche 2 g; Geograph. Exkursionen g. — Oldenberg: Theoretische oder Allgemeine Nationalökonomie (mit Einschluß des Geld-, Bank- und Börsenwesens; Finanzwissenschaft 4; Einführung in die soz. Frage 1; Volkswirtschaftl. Kon-

versat. 1½ g. — Gebauer: Praktische Nationalökonomie (Volkswirtschaftspolitik, mit Ausschluß der Agrarpolitik) 4; Wirtschaft und Gesellschaft i. d. Anschauungen d. Antike, d. Mittelalters u. d. neueren Zeit 1 g; Volkswirtsch. Ueb. (Erörterungen aus dem Gebiet des Agrarwesens und der Agrarpolitik 2 g. — Zadow: Grundlagen der Versicherungs-Wissenschaft 2. — Oldenberg, Gebauer, Zadow: Besichtig. landwirtsch. und gewerbl. Betriebe g. — Otto: Griech. Geschichte v. d. Perserkriegen an; Uebung. des althistor. Seminars zur Kriegsgesch. des Altertums 2 g. — Bernheim: Quellen, Hilfsmittel und Hilfsdisziplinen der Geschichtswissenschaft 4; Im Hist. Seminar 2 g. — Ulmann: Geschichte der Staaten Europas im Restaurationszeitalter (1815 bis 1851) 4; Historisches Seminar 2 g. — Curschmann: Verfassungs- u. Wirtschaftsgesch. des Brandenburg-Preußischen Staates bis zum Tode des Großen Kurfürsten 2; Histor.-geograph. Uebungen 2 g. — Bergsträsser: Kulturgesch. Frankreichs im 18. Jahrhundert 2; Ueb. z. Vorgesch. d. französisch. Revolution 2 g. — Pernice: Pompeji 4; Archäologische Uebüngen 2—4 g. — Semrau: Die italienische Plastik von Niccolo Pisano bis Michelangelo 1; Dürer 1 g; Kunstgeschichtl. Ueb. 2 g. — Heller: Sanskrit, Kursus 3; Erklärung leichter Sanskrittexte 2; Historische Lautlehre des Altindischen 2. — Zupitza: Lateinische Laut- und Formenlehre 4; Sprachwissenschaftliche Uebungen an Homer 1 g. — Hosius: Plautus, mit Interpretation des Trinummus 4. — Schöne: Griech. Gesellschaft für kursorische Lektüre 1½ g; Einleit. i. d. attische Tragödie und Interpretation von Sophokles' Elektra 4. — Mewaldt: Thukydides 2; Lucretius 2; Griech. Anfangskursus bes. für Realabiturienten 3; Lateinkursus für Juristen 3. — Hosius: Philolog. Seminar, Oberstufe 2 g. — Schöne: Philolog. Seminar, Oberstufe 2 g; Mittelstufe 1½ g. — Mewaldt: Philolog. Seminar, Mittelstufe 1 g. — Hosius: Philolog. Seminar, Unterstufe 1 g. — Mewaldt: Philolog. Seminar, Unterstufe 1 g. — Ehrismann: Einleitung in das Studium d. deutsch. Grammatik 3; Goethes Faust 2; Germanist. Proseminar 2 g; Germanist. Seminar 2 g. — Pietsch: Einleitung i. d. Studium d. deutsch. Philologie 3; Deutsche Uebungen 1 g. Heller: Gotische Uebungen 1 g; Altsächsisch mit Interpretationen 2. — Stengel: Geschichte der epischen Dichtung in Frankreich 4; Roman. Seminar 2 g. — Heuckenkamp: Phonetische Uebungen 2; Ueber den Vortrag französischer Versdichtungen 2; Proseminar und Seminar. — Thurau: Französische Verslehre 4; Das französische Drama seit 1830 1 g; Romanisches Seminar 2 g. — Plessis: Atravers la province française 2; Neufranz. Ueb. f. Vorgerücktere 2; Neufranz. Ueb. f. jüngere Semester 2 g. — Konrath: Histor. Grammatik der engl. Sprache I. 4; Engl. Seminar 2 g. — Macpherson: Engl. Litteratur v. Burns b. Thackeray 2; Systematische Uebungen zur engl. Syntax 2; Stil- und Aufsatzübungen mit Arbeiten 1; Engl. Proseminar 2 g. — Lidzbarski: Syrische Grammatik I. 2 g; Ausgewählte Suren des Qorân 2; Altsemitische Inschriften 1 g. — Zingel: Die Klaviersonaten Beethovens 1; Theorie: a) für Anfänger 1; b) für Fortgeschrittene 1; Prakt.-liturg. Ueb. 1 g. — Meyer: Staatlicher Spielkursus; Freier akademischer Turnabend; Unterricht im Hieb- und Stoßfechten täglich. — Häger: Zeichnen und Malen nach anatom. Präparaten mikro- und makroskopisch 2 g; Zeichnen und Malen nach Gips und Natur 2 g. — Ziemer: Stenographie, Stolze-Schrey 2 g. — Eggerss: Reitunterricht.

Verzeichnis der Vorlesungen
an der
Universität Marburg
im Sommerhalbjahr 1911.

vom 15. April bis 15. August 1911

Den unentgeltlichen Vorlesungen ist ein g beigefügt.

Theologische Fakultät.

Herrmann: Dogmatik I 4; Ethik 4; Systematische Abteilung des theologischen Seminars 1 g. Achelis: Lehre von der Predigt und vom kirchlichen Unterricht (Homiletik und Katechetik 5; Homiletische Abteilung des theologischen Seminars 2 g; Katechetische Abteilung des theologischen Seminars 1. — Jülicher: Neutestamentliche Theologie 5; Auslegung der Korintherbriefe 5; Auslegung von 2. Korinther 10—13 1 g. — Budde: Erklärung von Jesaja 1—39 4; Spezielle Einleitung in das Alte Testament 4; Alttestamentliche Abteilung des theologischen Seminars 2 g. — Mirbt: Geschichte der christlichen Kirche im Altertum 5; Symbolik (Kirchenkunde der Gegenwart) 4; Kirchengeschichtliche Abteilung des theologischen Seminars 2 g. — Bornhäuser: Christologie 1; Der Pfarrer und sein Amt (Pastoraltheologie) 2; Praktische Auslegung der Bergpredigt (mit Arbeiten) 1 g. — Heitmüller: Erklärung des Matthäusevangeliums und seiner synoptischen Parallelen 5; Erklärung des Galaterund des Philipperbirefs 2; Neutestamentliche Abteilung des theologischen Seminars 2 g. — Rade: Einführung in die Theologie (Enzyklopädie) 2; Ueber Universität und Universitätsbildung 1 g. — Westphal: Auslegung der Genesis 4; Allgemeine Einleitung in das Alte Testament 2 g; Hebräische Uebungen für Anfänger 4; Hebräische Uebungen für Fortgeschrittene 2. — Bauer: Apostolisches Zeitalter 2; Neutestamentliche Uebungen für Anfänger 2 g. — Stephan: Geschichte der protestantischen Theologie von Schleiermacher bis zur Gegenwart 2. — Günther: Die Predigtideale der Gegenwart 2; Die Frömmigkeit in der deutschen Dichtung seit den Klassikern 1 g. — Bornhausen: Beurlaubt.

Juristische Fakultät.

Enneccerus: System und Geschichte des Römischen Rechts 9; Uebungen im Römischen Recht für Anfänger 2; Ausgewählte Schuldverhältnisse 1 g. — Westerkamp: Interpretation der Verfassungsurkunde für das Deutsche Reich nebst Einführungsgesetz 1½ g. — Traeger: Einführung in die Rechtswissenschaft (juristische Enzyklopädie) 4; Zivilprozeßrecht 4; Strafprozeßrecht 4; Strafrechtliche Uebungen und Konversatorium 2; Kritik des Vorentwurfs 1 g. — Leonhard: Bürgerliches Recht, Sachenrecht 4; Bürgerliches Recht, Erbrecht 4; Zweite Uebung im Bürgerlichen Recht mit schriftlichen Arbeiten 2; Pandektenexegese 2; Pfandrecht an beweglichen Sachen und Rechten 1 g. — André: Bürgerliches Recht, Allgemeiner Teil 4; Familienrecht 4; Erste Uebung im Bürgerlichen Recht 2; Arbeiterversicherungsrecht 1 g. — Heymann: Handels- und Seerecht 4; Kirchenrecht 4; Konversatorium über Bürgerliches Recht, II. Teil (Sachenrecht, Familienrecht, Erbrecht) 4; Wechselrecht 1 g. — Schücking: Allgemeine Staatslehre als Einleitung in das Staatsrecht 2; Deutsches und preu-

ßisches Staatsrecht 4; Uebersicht über die Rechtsentwicklung in Preußen 2; Geschichte des Staatsromans für Studenten aller Fakultäten 1 g. — Engelmann: Zwangsvollstreckung 2; Konkursrecht 2; Besondere Verfahren der Zivilprozeßordnung 1 g; Strafrecht 4; Zivilprozeßrechtliche Uebungen in Verbindung mit Bürgerlichem Recht 2. — Meyer: Deutsche Rechtsgeschichte 4; Grundzüge des deutschen Privatrechts 4; Konversatorium über deutsche Rechtsgeschichte mit Quellenlektüre 1; Konversatorium und Uebungen über Handels- und Wechselrecht 2; Die Hauptlehren des Privatversicherungsrechts 1 g. — Bredt: Deutsches und preußisches Verwaltungsrecht 4; Interpretation der Preußischen Verfassung 1 g.

Medizinische Fakultät.

Mannkopff: Ueber Bekämpfung der Volkskrankheiten, für Zuhörer aller Fakultäten 1½. — Ahlfeld: Geburtshilflich-forensisches Seminar, alle 14 Tage abends, privatissime; Geburtshilfliches Kolloquium g. — Gasser: Topographische Anatomie 2; Systematische Anatomie, Gefäße und Nerven 3; Mikroskopische Uebungen 8; Arbeiten für Geübtere, täglich g. — Tuczek: Ueber Wesen und Ursachen der Geisteskrankheiten 1 g; Psychiatrische Klinik 4. — v. Behring zusammen mit Römer: Aetiologie und experimentelle Therapie der Infektionskrankheiten 2g. — Bach: Ophthalmiatrische Klinik und Poliklinik 3; Demonstrationen mikroskopischer Präparate im Anschluß an den klinischen Unterricht g; Augenspiegelkursus 2; Arbeiten im Laboratorium der Klinik in Gemeinschaft mit Privatdozent Krauß täglich g. — Schenck: Einführung in die Physiologie 1; Physiologie I (Muskeln, Nerven, Sinne) 5; Physiologisches Praktikum 4; Anleitung zu selbständigen Arbeiten im physiologischen Laboratorium täglich g. — Bonhoff: Hygiene, II. Teil 3; Ueber serologische Methoden g; Bakteriologischer Kursus 4; Hygienisches Praktikum 2. — Friedrich: Chirurgische Klinik und Poliklinik 7½; Chirurgischer Operationskursus an der Leiche 4; Chirurgische Anatomie am Lebenden und an der Leiche 1; Dringliche Operationen g; Experimentell-chirurg. Uebungen im Laboratorium der chirurg. Klinik täglich g. — Beneke: Spezielle pathologische Anatomie 5; Ueber Mißbildungen 1 g; Kursus der pathologischen Histologie 4; Pathologische Demonstrationen 2; Sektionsübungen in jedesmal zu bestimmenden Stunden; Arbeiten im Laboratorium täglich g. — Zangemeister: Geburtshilflich-gynäkologische Klinik 5; Kursus der Cystoskopie bei Frauen 1 g. — Matthes: Medizinische Klinik 7½; Ueber Krankenernährung 2g. — Disse: Systematische Anatomie II 3; Histologie 3; Osteologie und Syndesmologie 3; Embryologischer und histologisch-technischer Kursus 4; Leitung spezieller Arbeiten täglich g; Mikroskopische Uebungen, in Verbindung mit Gasser 10. — Ostmann: Ohrenklinik 1½; Oto-rhino- und laryngoskopischer Kursus 1½; Poliklinik, Dienstag 11—12 Uhr g. — Hildebrand: Gerichtliche Medizin für Juristen 2; Impfkurs 1; Röntgenkurs 1; Aerztliche Rechtskunde 1g. — Gürber: Toxikologie 2; Arzneiverordnungslehre mit Rezeptier- und Dispensierübungen 2; Arbeiten im pharmakologischen Laboratorium, täglich g. — Kutscher: Stoffwechsel und Ernährung 1; Chemie und Physiologie der Harnsekretion 1; Chemisch-physiologisches Praktikum, täglich. — Römer: Schutzimpfstoffe und Heilsera (für Mediziner und Pharmazeuten) 2; Aetiologie und experimentelle Therapie der Infektionskrankheiten, zusammen mit Professor v. Behring 2g; Serologische Uebungen, mit besonderer Berücksichtigung des biologischen Eiweißnachweises 1g. — Müller: Medizinische Poliklinik und Distriktspoliklinik 5; Kursus der chemisch-mikroskopischen Untersuchungsmethoden 2; Ueber medizinische Sekten und Kurpfuscherei (Wesen und Kritik ihrer Heilmethoden, einschließlich der Homöopathie) 1g. — Jahrmärker: Psychiatrisch-propädeutische Klinik 2; Gerichtlich-psychiatrisches Praktikum, a) für Mediziner 2, b) für Juristen 2 .— Krauß: Kursus der Funktionsprüfungen des Auges 1; Kolloquium und Repetitorium der Augenheilkunde 1; Augenoperationskurs 1; Arbeiten im Laboratorium der Augenklinik, täglich g. — Lohmann: Spezielle Nervenphysiologie 1; Physiologisches Kolloquium 1; Physiologische Bedeutung der Turnspiele und volkstümlichen Uebungen, für Teilnehmer der Spielkurse 1. — Rieländer: Kursus der Schwangerenuntersuchung 2; Geburtshilflicher Operationskurs 2. — Reich: Entwicklung der Zähne 1; Zahnärztliches Kolloquium 1g. — Haecker: Chirurgische Diagnostik und kleine Chirurgie mit praktischen Uebungen 3; Spezielle Chirurgie und Urologie 2; Chirurgische Röntgendiagnostik mit praktischen Uebungen 1. — Schöne: Verbandskurs einschließlich der Lehre von den Frakturen und Luxationen 4; Einführung in die experimentelle Krebsforschung und in die Klinik der Geschwülste 1g. — Hübner: Klinik der Haut- und Geschlechtskrankheiten 2; Praktische Uebungen in der Diagnose und Therapie der Haut- und Geschlechtskrankheiten 1. — Bruns: Theoret. Grundlagen der physikal. Untersuchungsmethoden; Prakt. Kurs der physikal. Untersuchungsmethoden für Anfänger 2; Prakt. Kurs der physikal. Untersuchungsmethoden für Geübtere 1. — Esch: Allgemeine Gynäkologie 2. — Schellhorn: Zahnärztlich-chirurgische Prothetik 1g; Poliklinik für Zahn- und Mundkrankheiten 6; Kursus der konservierenden Zahnheilkunde, täglich 6½; Zahnärztlich-technischer Kurs, täglich 6½; Kronen- und Brückenkurs 4.

Philosophische Fakultät.

Varrentrapp: Liest nicht. — Kißner: Liest nicht. — Bauer: Petrographie mit Exkursionen 3; Physik und Chemie der Mineralien 2; Uebungen im Bestimmen der Mineralien 2; Kristallographisch-optische Uebungen 2; Mineralogisch-petrographisches Praktikum, täglich; Anleitung zum Studium der Lehrsammlung, täglich g. — Zincke: Experimental-Chemie, I. Teil, oder anorganische Chemie für Chemiker und Mediziner 6; Praktische Uebungen in anorganischer, organischer und analytischer Chemie sowie selbständige chemische Arbeiten, täglich 9; Chemische Uebungen für Mediziner, halbtägig; Praktisch-chemischer Kursus für Mediziner 2. — Cohen: Logik 3; Im philosophischen Seminar: Uebungen zur Logik 2g. — von der Ropp: Geschichte der deutschen Kultur im Mittelalter 4; Historisches Seminar: Uebungen für Geschichte des Mittelalters 2. — Schmidt: Qualitative Analyse im Anschluß an die praktischen Uebungen g; Anorganische Chemie mit besonderer Berücksichtigung der Pharmazie und Medizin 6; Praktische Uebungen in der analytischen und forensischen Chemie sowie in der Untersuchung der Nahrungs- und Genußmittel und selbständige chemische Arbeiten in Gemeinschaft mit Prof. Keller im Laboratorium des Pharmazeutisch-chemischen Instituts. — Vogt: Einführung in die deutsche Philologie 3; Geschichte der deutschen Literatur im Zeitalter der Reformation 3; Germanistisches Seminar 2g. — Kayser: Allgemeine Geologie 4; Geologie von Hessen, mit Exkursionen und nachfolgenden Besprechungen; Geognostisch-

paläontologische Uebungen 2; Arbeiten im geologischen Institut, täglich. — Maaß: Geschichte der griechischen Literatur in der Zeit von Alexander dem Großen bis auf Augustus 4; Goethe und die griechische Dichtung 2; Im altphilologischen Seminar, I. Stufe: Antiphons Reden 2g. — Birt: Römische Literaturgeschichte (von Ovid bis Tacitus und Sueton) 3; Aristoteles' Poetik, mit Einleitung 2; Im altphilologischen Seminar: Seneca's sog. Apocolocyntosis, nebst Besprechung schriftlicher Arbeiten 2g. — von Sybel: Altorientalische und kretisch-mykenische Kunst 3; Erklärung der Gipsabgüsse 1g. — A. Meyer: Allgemeine Botanik 5; Physiologische und biologische Demonstrationen im botanischen Garten 1g; Mikroskopisches pharmakognostisches Praktikum 6; Mikroskopisches Praktikum für Nahrungsmittelchemiker 7½; Botanisches Praktikum über Pilze und Bakterien täglich; Botanisches Praktikum für Fortgeschrittene 7½; Arbeiten im Botanischen Institut für Fortgeschrittene täglich. — Korschelt: Die tierischen Parasiten des Menschen 2; Zoologisch-zootomischer Kurs für Mediziner und Naturwissenschaftler 4; Entwicklungsgeschichte 2; Embryologischer Kurs 3; Mikroskopisch-zoologischer Kurs für Studierende der Naturwissenschaften (Arthropoden, Mollusken, Wirbeltiere) an 3—4 Tagen oder täglich; Zoologisches Kolloquium 3g; Arbeiten im Zoologischen Institut, täglich. — Busch: Allgemeine Geschichte des Zeitalters der Restauration und Revolution (1815—1851) 4; Quellen und Bearbeitungen, vornehmlich zur deutschen Geschichte des 19. Jahrhunderts, I. Teil 1; Das Zeitalter der Freiheitskriege 1; Uebungen des historischen Seminars über neuere Geschichte 2g. — Natorp: Philosophische Propädeutik 4; Uebungen zur Philosophischen Propädeutik 2g. — Viëtor: Nineteenth Century Literature 3; Middle English Grammar 2; Englisches Seminar, philologische Abteilung: a) English Ballads 1g, b) Wiclif's Bible 1g; Proseminar: Scott's Ivanhoe 1g. — P. Jensen: Altsumerische Inschriften 1g; Assyrische Hymnen und Gebete 2g; Neubabylonische Königsinschriften 2; Syrisch, 2. Kursus 2; Arabisch, 3. Kursus 2g; Ev.: Einführung in die Entzifferung der Hittitischen Hieroglypheninschriften, Fortsetzung 2g. — Richarz: Experimentalphysik, 1. Hälfte: Mechanik, Akustik, Optik 5; Physikalisches Kolloquium 2 g; Physikalisches Praktikum, zusammen mit Feußner und Schulze 6; Leitung eigener Untersuchungen täglich. — Troeltsch: Nationalökonomie, I. (Allgemeiner) Teil 4; Finanzwissenschaft 4; Staatswissenschaftliches Seminar 2. — Hensel: Differentialrechnung 4; Höhere Zahlentheorie 4; Mathemathisches Proseminar 1 g; Mathematisches Seminar 1 g. — Elster: Deutsche Literaturgeschichte des 19. Jahrhunderts, I. Teil 3; Neuhochdeutsche Metrik 2; Germanistisches Seminar 2 g; Germanistisches Proseminar: Goethes und Schillers Balladen 1 g. — Kalbfleisch: Ueber die wichtigsten griechischen Handschriften, mit besonderer Berücksichtigung der Papyrusfunde 2; Ueber die wichtigsten Handschriften der lateinischen Klassiker 1; Im altphilologischen Seminar, II. Stufe: Isokrates, Ueber den Vermögenstausch 1 g; Im altphilologischen Proseminar: Lucian, Ueber das Ende des Peregrinus 1g. — Geldner: Vergleichende Grammatik der Sanskritsprache 2; Sanskritübungen, nach Bedarf 2 g; Interpretation des Rigveda 2g; Lektüre der Kadambari 1g; Buddha und der Buddhismus 1 g. — Klebs: Einleitung in die Geschichtswissenschaft 4; Althistorisches Seminar 2 g. — Neumann: Gewöhnliche Differentialgleichungen 3; Abelsche Funktionen 3; Mathematisches Seminar 2 g. — Wechßler: Französische Literatur des 19. Jahrhunderts 4; Französische Phonetik 2; Romanisches Seminar: Bertran von Born 2g; Romanisches Proseminar: Uebungen zur französischen Phonetik 1; Romanische Gesellschaft: Camoens' Lusiaden. — N. N.: Geographisches Seminar 2. — Weitere Vorlesungen und Uebungen werden später angezeigt werden. — Rathke: liest nicht. — Wenck: Französische Geschichte von den Anfängen bis auf das Zeitalter Ludwigs XIV. 2; Historische Uebungen zur Geschichte des Mittelalters 2 g. — Feußner: Theoretische Physik: Elektrizität und Magnetismus 4; Physikalisches Praktikum, zusammen mit Richarz und Schulze 6; Theoretisch-physikalisches Seminar 2 g. — v. Drach: liest nicht. — Fittica: Theoretische Chemie 2; Neuere Geschichte der Chemie 1 g. — Glagau: Allgemeine Geschichte im Zeitalter der Gegenreformation und des Dreißigjährigen Krieges 4; Uebungen über die Wallensteinfrage im Historischen Seminar 2 g. — Backmann: Geschichte der Zeitrechnung vom Altertum bis zur Neuzeit 2; Interpretation ausgewählter Kapitel aus der Geschichte des Investiturstreites (mit Uebungen) 2; Paläographische Uebungen für Geübtere 1 g. — Köppe: Nationalökonomie, II. (Spezieller) Teil 4; Auswärtige Handelspolitik 1 g. — Diels: Uebersicht der Blütenpflanzen 2; Allgemeine Pflanzengeographie 2; Uebungen im Bestimmen der Pflanzen 1; Botanische Exkursionen Sonnabend nachmittag. — N. N.: Physikalische Chemie (Vorlesungen und Uebungen) in noch zu bestimmenden Stunden. — Koennecke: Ausgewählte Kapitel der praktischen Archivwissenschaft 3; Ordnung und Verzeichnung einer kleineren Archivaliengruppe 1 g. — Reißert: Chemie der organischen Farbstoffe 2. — Wrede: Die altsächsische Bibeldichtung 2; Mittelhochdeutsche Grammatik 4; Germanistisches Proseminar: Uebungen zur mittelhochdeutschen Grammatik (Lektüre des Laurin, ed. Müllenhoff) 2 g. — Fritsch: Pyridinderivate 1 g. — Thiele: Einführung in das Vulgär- und Spätlatein (für Altphilologen und Romanisten) 2; Uebungen über Phaedrus und den lateinischen Aesop 2; Lateinischer Kursus I zur sprachlichen Einführung in die Quellen des Römischen Rechts 3; Lateinischer Kursus II 2. — von Dalwigk: Funktionentheorie 4; Ergänzungen und Uebungen zur Funktionentheorie 1; Graphische Statik 2; Uebungen zur graphischen Statik 2; Physikalische Technologie für zukünftige Verwaltungsbeamte 2. — Schulze: Physikalisches Praktikum, zusammen mit Richarz und Feußner 6; Hydrodynamik und Akustik 2; Ausgewählte Kapitel der Elektrizitätslehre (Experimentalvorlesung) 1. — Bock: Hessische Baudenkmäler (mit Exkursionen) 2; Methodik der Analyse und Wertung von Kunstwerken, II. Teil 2; Kunstwissenschaftliche Uebungen für Anfänger 1 g. — Schwantke: Mineralogisches Repetitorium 2; Spezielle Kapitel der Petrographie, verbunden mit Kolloquium g. — Fries: Ausgewählte Kapitel aus der anorganischen Chemie 3; Chemisches Kolloquium 2 g; Chemisches Repetitorium für Mediziner (organische Chemie) 1. — Schiedermair: Mozarts Leben und Werke (mit Beispielen am Klavier) 2; Musikwissenschaftliche Uebungen (Beethovens „Fidelio", R. Wagners „Feen") 1 g; „Collegium musicum" (Historische Vokal- und Orchesterübungen) alle 14 Tage 2 g. — Suchier: Einführung ins Altfranzösische, mit Interpretationsübungen 2; Geschichte der provenzalen Literatur 2. — Stengel: Allgemeine Geschichte im Zeitalter des Zerfalls der antiken Welt und der Völkerwanderung 2. — Keller: Untersuchung von Trinkwasser, Harn

usw. 2; Grundlagen und Methoden der Maßanalyse 1; Prüfung von Arzneimitteln 1 g; Uebungen im Sterilisieren 2; Praktische Uebungen in der Untersuchung der Nahrungs- und Genußmittel sowie selbständige chemische Arbeiten in Gemeinschaft mit Schmidt. — Hellinger: Analytische Geometrie 4; Mathematische Uebungen für Anfänger (Analytische Geometrie, Differentialrechnung) 2; Einführung in die Mengenlehre 2. — Wegener: Optische Erscheinungen der Atmosphäre 1. — Rühl: Geographische Morphologie des Festlandes 3; Kartographische Uebungen, II: Karteninhalt nebst Anleitung zu einfachen Routenaufnahmen 2; Geographische Exkursionen; Leitung der Arbeiten Fortgeschrittener täglich. — Hartmann: Geschichte der alten Philosophie 3; Uebungen zur alten Philosophie 2 g. — Flade: Elektrochemie 2; Elektrochemisches Praktikum 3. — Andrée: Geologie von Deutschland 1; Nutzbare Lagerstätten Deutschlands (Kohle, Salz, Erze, Bausteine, Petroleum) 1; Geologisches Kartenpraktikum nebst Anleitung zur Gesteinserkennung in der Natur, mit Exkursionen (unter besonderer Berücksichtigung der Bedürfnisse der Geographen) 1. — Harms: Morphologie und Biologie der Insekten 2; Zoologische Exkursionen und Bestimmungsübungen an einheimischen Tieren 2. — Jensen: Geschichte der griechischen Prosaliteratur nach Aristoteles bis zum Zeitalter des Atticismus, mit Interpretation ausgewählter Textabschnitte 2; Altphilologisches Seminar, II. Stufe: Stilübungen 1 g; Altphilologisches Proseminar: Lateinische und griechische Stilübungen 2 g.

Lektoren:

G. Mouillet: La vie sociale en France 2; Eléments du Français parlé 2; Praktische Abteilung des romanischen Seminars: a) Cours inférieur. Conversation sur la conférence principale. Lecture de textes phonétiques (1 St.). Travaux écrits, dictées etc. (1 St.) g; b) Cours supérieur. Petits récits ou discours (1 St.). Compositions (1 St.) $1^1/_2$ g. — G. A. Beacock: Women Novelists of the Nineteenth Century 1; Introduction to Spoken English (für Studierende aller Fakultäten) 2; Essays and Discussions 1; Translation and Composition (für Anfänger) 1; Translation and Composition of Phonetic Text 1 g; English Seminar: Gilbert, Kent, Chesterton 1 g. — Jenner: Johannes Brahms, Leben und Werke 1 g; Harmonielehre 1; Orgelunterricht 1. — Oberlehrer Schürmann, Universitäts-Zeichenlehrer: 1. Unterricht im Freihandzeichnen, Aquarell- und Oelmalen 2 ev. 4; 2. Uebungen in der Projektionslehre, darstellenden Geometrie und Linearperspektive 2 ev. 4; 3. Zeichnen und Malen nach der Natur mit Exkursionen, einmal in der Woche.

Auf Veranlassung des Herrn Ministers findet in Marburg ein fünfwöchiger Turn-Spielkursus statt, und zwar in der Zeit vom 12. Juni bis zum 15. Juli. — Es werden in dieser Zeit veranstaltet: Spielübungen: Prof. Dr. Schmidt Montag und Mittwoch 7—9 Uhr vorm. und Freitag 6—8 Uhr nachm. Unterrichtsübungen: Prof. Dr. Schmidt und Oberlehrer Dr. Burhenne je wöchentlich eine Stunde. Vorlesung über Theorie und Methodik der Spiele sowie über Spielgeräte: Oberlehrer Dr. Burhenne Dienstag und Donnerstag 7—8 Uhr vorm. Vorlesung über die physiologische Bedeutung der Spiele: Prof. Dr. Lohmann wöchentlich eine Stunde.

Vorlesungen
an der
Königlichen Christian-Albrechts-Universität zu Kiel
im Sommer-Semester 1911.

Beginn des Semesters am 19. April 1911.

Den unentgeltlichen Vorlesungen ist ein g beigefügt.

Theologische Fakultät.

Ordentliche Professoren.

A. Klostermann: Ueb. d. alttest. Sem. 2g; Jesaja 40—66 4; Religiöse Altertümer d. A. Test. 4; Grammat. Erkl. d. Richterbuches (als Prosem.) 1. — Baumgarten: Katechetik 4; Katechet. Ueb. 2; Homilet. Ueb. 2g; Das Apostolikum 2g. — Schaeder: Ueb. d. systemat. Sem. 2g; Dogmatik II 4; Die Wahrheit d. Christentums u. d. Religionen d. Erde 2. — Ficker: Kirchengeschichtl. Ueb. i. Sem. 2g; Archäol. Ausfl. nach d. bemerkenswertesten kirchl. Bauwerken d. Umgegend g; Kirchengesch. I. 5; Symbolik 4. — Leipoldt: Neutest. Sem. 2g; Gesch. d. Bibel 1g; Einl. i. Neue Test. 4; Erkl. d. Johannesevangel. 4; Allg. Religionslehre 2; Koptische Ueb., einmal 1.

Außerordentliche Professoren.

Eichhorn: Gesch. d. Aufklär. i. 17. u. 18. Jahrh. 1g; Kirchengesch. III 5. — E. Klostermann: Exeget. Ueb. (als Prosem.) 1g; Bibl. Theol. d. N. Test. 5; Griech. Kurse: a) f. Anf.: Elemente u. Xenophonlekt. 3; b) f. Vorgeschritt.: Homerlektüre 3.

Privatdozenten.

Lempp: Gesch. d. protest. Theol. d. 19. Jahrhunderts 2g.

Juristische Fakultät.

Ordentliche Professoren.

Hänel: Deutsch. Staatsrecht 5g; Ueb. i. Staats- u. Verwaltungsrecht, m. Kaufmann 2. — Pappenheim: Handels- u. Schiffahrtsrecht 5; Wechselrecht 1g; Bürgerl. Recht IIb 4; Ueb. i. bürgerl. Recht m. schriftl. Arb. f. Fortgeschr. $1^1/_2$. — Niemeyer: Bürgerl. Recht IIc 4; Völkerrecht, Gesch. u. Syst. 4; Seekriegsrecht 1g. — Kleinfeller: Strafrecht 5; Zivilprozeßrecht I 5; Interpretationsüb. (Quellen d. Prozeßrechts) 1g; Strafrechtl. Ueb. m. schriftl. Arb. 2. — Triepel: Allgem. Staatsrecht 2; Deutsch. Verwaltungsrecht 4; Kirchenrecht 4; Staat u. Kirche 1g. — Rabel: System d. röm. Privatrechts 5; Bürgerl. Recht IIa 4; Digestenexeg. m. fakultat. schriftl. Arb. 2; Erkl. griech. Papyrusurkunden, m. Sudhaus, alle 14 Tage 2g. — Liepmann: Zivilprozeßrecht II 3; Zivilprozessuale (d. bürgerl. Recht mitumfass.) Ueb. 2; Kriminalist. Sem.: „Der Vorentwurf zu einem deutsch. Strafgesetzbuch“, alle 14 Tage 2g.

Außerordentliche Professoren.

Weyl: Bürgerl. Recht Ib 4; Deutsch. Rechtsgesch. 4; Handelsrechtsprakt. (m. fakult. schriftl. Arb.) $1^1/_2$; Verschulden u. unerlaubt. Handlungen 1g. — Wedemeyer: Einführ. i. d. Rechtsw. (Jurist. Encyclop.), verb. m. Ueb., m. Kaufmann 6; Arbeitsvertrag u. Tarifvertrag 2; Schiedsvertrag u. schiedsr. Verfahren 1g; Ueb. i. bürgerl. Recht m. schriftl. Arb. f. Anf. 2; Repetit. d. röm. Privatrechts 3.

Privatdozenten.

Opet: Uebersicht üb. d. Rechtsentwickel. i. Preußen 2; Grundzüge d. deutsch. Privatrechts 3; Zivilprozeßrepetit. 2. — Maschke: Röm. Rechtsgeschichte m. Ausnahme d. Zivilprozeßrechts 3; Bürgerl. Recht Ia 4; Kurse z. Einführ. i. d. Latinität d. röm. Rechtsquellen: a) f. Anf.: Lekt. v. Cicero pro Roscio comoedo 2; b) f. Vorger.: Besprech. leicht. Digestenstellen m. fakult. Klausurarbeiten 2; Konversator. d. bürgerl. Rechts m. Klausurarb. 2; Interpret. v. Gaius z. Einführ. in d. röm. Recht 2; Sozialrechtl. Ueb. üb. d. gewerbl. Arbeitsvertrag, vierzehntäg. 2g. — Beseler: Röm. Zivilprozeß 2; Römischrechtl. Ueb. a. d. Hand d. Quellen (Digesten u. Gaius), m. kurz. Vorträg. d. Teilnehmer u. m. fakult. Klausurarb 2. — Kriegsmann: Deutsch. Strafprozeßrecht 4; Konversat. üb. Strafrecht u. Strafprozeßrecht (m. Klausurarb.) 2. — Kaufmann: Einführ. i. d. Rechtsw. (Jurist. Encyclop.), verb. m. Ueb., m. Wedemeyer 6; Deutsch. Staatsrecht 5; Deutsch. Verfassungsgesch. i. 19. Jahrh. 1g; Ueb. i. Staats- u. Verwaltungsr., m. Hänel 2.

Medizinische Fakultät.

Ordentliche Professoren.

Hensen: Physiol. I: Allgem. Physiol., Physiol. d. Kreislaufs u. d. Atmung 5; Physiol. Prakt. m. Klein u. Höber 4; Arb. f. Geübt., i. näher z. besprech. Stund. g. — Heller: Tier. Schmarotzer d. Menschen 1g; Spez. pathol. Anatomie (außer Verdauungsorgane) 4; Sektionsübungen m. Doehle 18; Pathol. anat. Demonstrationskurs 3; Pathol. histolog. Kurs f. Anf. 4; Pathol.-histol. Kurs m. diagnost. Ueb. f. Vorger. 3. — Fischer: Hygiene d. Infektionskrankh. m. Demonstr. 3; Impfkurs 1; Hyg.-bakteriol. Kurs 5; Hyg. Exkursionen (m. Müller), jed. zweit. Sonnab. 2g. — Siemerling: Psychiatr. u. Nervenklinik 3; Forens. Psychiatrie f. Med. u. Jur. m. Krankenvorst. 1; Poliklinik f. Nerverkrankh. 1g. — Graf v. Spee: Systemat. Anat. d. Menschen II: a) Nervensyst., b) Gefäßsyst. 4; Topograph. Anatomie II 4; Topograph. u. chirurg. Anatomie f. ält. klin. Sem. m. Anschütz 1; Embryologie m. Demonstr. 3; Histol. Ueb. f. Anf. m. Meves 4; Embryol. Ueb. m. v. Korff 3; Anleit. z. Spezialarb. f. Geübte m. Meves, z. verabred. g. — Heine: Augenklin. 4; Augenspiegelkurs 2; Augenoperat. 2g; Arb. i. Laboratorium, Stund. z. verabred. g. — Anschütz: Chirurg. Klinik 6½; Asept. Operat. 12g; Chirurg.-topograph. Anatomie, f. ält. Sem. m. Graf v. Spee 1; Chirurg. Operationskurs. i. zwei Grupp. m. Noeßke 8½. — Lüthje: Med. Klin. 6½; Ausgew. Kap. a. d. pathol. Physiol. u. d. spez. Pathologie und Therapie 1g; Med. Propädeutik 2. — Stoeckel: Geburtshilfl.-gynäk. Klinik 5; Geburtshilfl. Operationskurs 4; Ueb. Erkrank. d. Harnorg. b. Schwangeren, Gebärenden, Wöchnerinnen u. gynäkol. erkrankt. Frauen (m. Demonstrat.) 1g.

Ordentlicher Honorarprofessor.

Hoppe-Seyler: Diagnost. u. therapeut. Ueb. 2; Spez. Pathol. u. Therapie 2; Chem. u. mikroskop. Untersuchung d. Se- u. Exkrete mit Böhme 2; Hydro- u. Balneotherap. 1g.

Außerordentliche Professoren.

Falck: Experim. Toxikol. 3; Ueb. chem. Konstitut. u. pharmakol. Wirkung 1g; Rezeptierkunde m. Ueb. (m. besond. Rücksicht auf Kassenpraxis) 3; Pharmakognosie m. Demonstrat. 3; Pharmokognostisches Prakt. 4. — v. Starck: Kinder-Poliklinik u. -Klinik 3; Med. Poliklin. m. anschließ. Referatstunde 2. — Friedrich: Untersuchungsmethod. v. Kehlkopf, Nase u. Ohren m. prakt. Ueb. 2; Klin. Vorles. üb. Ohren-, Nasen- u. Halskrankh. 2; Arb. i. d. Poliklinik f. Ohren-, Nasen- u. Halskrankh. 4g. — Meves: Skelettlehre 5; Anat. d. Gefäßsyst. 4; Histol. Ueb. f. Anf. m. Graf v. Spee 4; Histol. Ueb. f. Vorger. 4; Spezialarb. f. Geübte m. Graf v. Spee, tägl. g. — Klingmüller: Klinik u. Poliklinik d. Haut- u. Geschlechtskrankh. 3; Ueb. d. Gefahren d. Geschlechtskrankh., f. Stud. all. Fak., die Stunden werd. besond. bekannt gemacht g. — Ziemke: Soziale Med. (Arbeiterversich.) 1g; Gerichtl. Med. m. Demonstrat. f. Med. 2; Gerichtl. Med. m. Demonstrat. f. Jur. 1; Arb. i. Institut f. gerichtl. Med. 42g. — Doehle: Sektionsüb. m. Heller 18; Pathol. Anatomie u. allgem. Pathol. d. Infektionskrankh., in z. verabred. Stund. 3; Pathol. Anatomie d. Verdauungsorg. 1g.

Privatdozenten.

Seeger: Ueb. vener. Krankh. g. — Paulsen: Halskrankh. 1g. — Nicolai: Ueb. Harnkrankh., spez. Gonorrhoe 1; Ausgew. Kap. a. d. Gebiete d. Harn- u. Sexualkrankh. 1g. — Klein: Physiol. Chemie 3; Repetit d. Physiol. m. Demonstrat. 2; Physiol.-chem. Prakt., I. Abt. 3; II. Abt. 3; I. u. II. Abt. 1; Physiol. Prakt. 4. — Holzapfel: Frauenkrankh. 2. — Göbell: Chirurg.-propädeut. Klinik 2; Chirurg. Poliklinik 2; Ueb. Unterleibsbrüche 1. — v. Korff: Allgem. Zellen- u. Gewebelehre m. Demonstrat. 2; Embryol. Ueb. m. Graf v. Spee 3; Repetit. der Anatomie mit Demonstrationen, für Studierende der Zahnheilkunde 3; Anatomisches Kolloquium mit Demonstrationen 3. — Ruge: Allgemeinverständl. Gesundheitslehre (f. Stud. all. Fak.) 1g. — Hentze: Polikl. f. Zahn- u. Mundkrankh. 5; Kurs. d. konserv. Zahnheilkunde 25; Kurs. d. Zahnersatzkunde 25; Zahnärztl. Kurs. f. Med. 2g; Vorles.: Zahn- u. Mundkrankh. I 2; Kolloquium üb. einzelne Kap. d. Zahnheilk. 1. — Stargardt: Pathol. Anatomie u. Bakteriol. d. Aug. 1; Kolloquium üb. ausgew. Kap. d. Augenheilkunde 1. — Noeßke: Grundzüge d. allg. Chirurgie 2; Prakt. Kurs. d. klein. Chirurgie m. Ueb. i. d. Schmerzstillungsmeth. 3 u. a. weiter z. vereinbar. Stund.; Chirurg. Operationskurs. in zwei Grupp., m. Anschütz 8½. — Raecke: Kurs d. psychiatr. u. neurolog. Untersuchungsmethod. m. Einschl. d. Elektrodiagnostik 1. — Hoehne: Ueb. i. Untersuch. Schwangerer 1; Kolloquium üb. Geburtshilfe 1. — Schade: Einführ. i. d. Arbeitsmethoden d. physiko-chem. Med. 2; Balneologie u. Balneotherapie 1g. — Baum: Fraktur. u. Luxation. i. Verbind. m. Verbandkurs 2. — Pfeiffer: Kurs. d. Perkuss. u. Auskultat. f. Anf. 3; D. Anwend. d. Röntgenstrahl. i. d. inner. Med. (m. prakt. Ueb.) 1. — Bering: Pathol. u. Therapie d. Geschlechtskrankh. m. Demonstrat. u. prakt. Ueb. 2. — Müller: Anleit. z. Mikrophotographie, f. all. Fakult. 1g; Schulhygiene m. Demonstrat., f. all. Fak. 1; Hygien. Exkurs., m. Fischer 2g. — Höber: Physiol. d. Schilddrüse, d. Nebennieren u. ander. Hormondrüsen 1; Ausgew. Kap. a. d. Sinnesphysiologie 1; Physiol. Prakt. 4. — Behr: Funktionsprüf. d. Auges 2. — Michaud: Kurs. d. Perkuss. u. Auskult. f. Geübt. 2; Spez. Pathol. u. Therapie d. Zirkulationsorg. 1g; Begutachtung inner. Krankh. 1g. — Wilke: Ueb. i. Protokoll. 2; Geschwulstlehre 2. — Bauereisen: Kurs. d. gynäkol. Diagnostik u. Therapie 2; Einführung i. d. mikroskop.-gynäkol. Diagnostik m. prakt. Ueb. 1.

Philosophische Fakultät.

Ordentliche Professoren.

Georg Hoffmann: Erklär. vorexil. Prophet. 4; Aramäisch d. Bibel u. d. Papyri 2g; Syrische Schriftsteller, n. Verabred. g; Arabische Schriftsteller, n. Verabred. g. — Pochhammer: Einleit. i. d. Algebra u. Determinantenlehre 4; Funktionentheorie 4; Ueb. i. math. Sem. 1g. — Krümmel: Das Deutsche Reich 4; Allgem. Anthropogeographie 2; Geograph. Kolloqu., m. fakultat. schriftl. Arb. 1g; Geograph. Prakt. f. Vorger., m. Wegemann 2g. — Reinke: Grundzüge d. gesamt. Botanik 6; Tägl. Arb. i. Botan. Institut, m. Küster u. Nordhausen, tägl. 8—6 Uhr; Botan. Exkurs., Freitag nachm. g. — Brandt: Grundz. d. Zool. u. vergleich. Anatomie 6; Zoolog. Prakt. 6; Zoolog. Untersuch. 35; Exkurs. a. d. Kieler Bucht, m. Reibisch, Montag 4 Uhr, an näher zu bestimmend. Tag. g. — Gering: Gesch. d. altnord. Literatur 4; Im germanist. Sem.: Altsächsische Ueb. (Erkl. d. Genesis-Bruchstücke) 1g; Im germanist. Sem.: Schwed. Ueb. (Lekt. v. Tegnérs Frithjofssaga) 1g. — Deußen: Allgem. Gesch. d. Philos. v. ihr. erst. Anf. i. Indien u. Griechenland b. auf d. Christentum 4; Ueb. Goethes Faust 1½g; Sem.: Trendelenburg, Elementa Logices Aristoteleae 1g; Interpretat. philos. Sanskrit-Texte 2g. — Körting: Franz. Formenlehre 4; Gesch. d. neuest. französ. Literat. (v. d. Julirevolution b. z. Gegenwart) 2; Gesch. d. franz. Dramas 2g; Franz. u. italien. Ueb. i. roman. Sem. (Molières „Don Juan", Petrarcas Gedichte) 2½g. — Weber: Potentialtheorie u. Elektrostatik 4; Meteorologie 1; Theorie physik. Messungsapparate m. anschließ. Ueb. 1, u. i. zu bestimm. Stund.; Ausgew. physikal. Messungen u. Untersuch. 20; Kolloquium m. Vortragsüb. i. Anschluß a. d. theoret. Vorles. 2g. — Kauffmann: Gesch. d. deutsch. Literatur I (v. d. Anf. b. z. Renaissance) 5; Germanist. Sem.: Gotisch 2g; Folklorist. Sozietät: Zaubergebräuche (alle 14 Tage) 1½g; Nordfries. Ueb. (alle 14 Tage) 1½g. — Harzer: Rotationsprobleme d. Mechanik des Himmels 3; Ueber Differenzenrechnung 1g. — Volquardsen: Römische Gesch. vom patrizisch-plebejischen Ständekampf an 4; Ueb. d. histor. Sem. 2g. — Martius: Gesch. d. neuer. Philosophie v. Descartes b. a. d. Gegenwart 4; Philosoph. Sem.: Ueb. üb. Schopenhauer 1 g; Psycholog. Sem. 2 g. — Rodenberg: Deutsche Gesch. v. Interregnum b. z. Ende d. Mittelalters 4; Hist. Sem. 2 g. — Sudhaus: Metrik d. Griechen u. Römer 3; Sem.: Plautus' Truculentus 2 g; Einleit. in die Philologie (für 1. u. 2. Sem.); Erklär. griech. Papyrus-Urk., m. Rabel, alle 14 Tage 2 g. — Holthausen: Engl. Syntax in vergleich. histor. Darst. 4; Gotische, altnord. u. altengl. Ueb. für Anf. 2; Erklär. ausgew. Dichtungen v. Rob. Burns 2; Sem.: Das me. Streitgedicht „Eule u. Nachtigall" 2 g. — Harries: Anorg. Experimentalchemie 5; Chem. Prakt. I: In der anorg. Abt. (m. Biltz) 40; Chem. Prakt. II: In der org. Abt. 45; Chem. Prakt. für Med. (m. Feisz) 4; Chem. Gesellschaft (Vorträge üb. neue Arb. auf allen Gebieten der Chemie) mit Rügheimer, Biltz, Feist, Preuner u. Mumm 2 g. — Jacoby: Die röm. Elegie (m. Interpretationen a. Catull Tibull Properz) 4; Im Sem.: Herodotus 2 g. — Dieterici: Experimentalphysik II 5; Physik. Prakt. für Anf.: a) für Mathem. u. Naturwissenschaftler 8; b) für Med. u. Pharm. 4; Physikal. Prakt. für Fortgeschr. 48. — Harms: Theoret. Nationalökonomie (zugl. als Einführ. in das Stud. der wirtschaftl. Staatswissenschaft.) 4; Finanzwissenschaft, Lehre v. Staats- u. Gemeindehaushalt 4; Indisch-Asien (Volkswirtschaftl. Wanderung. durch Ceylon, Indien, Birma, Malayische Halbinsel, Sumatra, Java, Siam und Indochina, m. Lichtbildern, für Hörer aller Fak.) 1; Staatswissenschaftl. Institut, allg. Abt.: Ueb. a. d. Gebiet d. prakt. Nationalökon. (vor all. Handels- u. Gewerbepolitik) 2 g; Staatswissenschaftl. Institut, Abt. für Seeverkehr u. Weltwirtschaft: Besprech. wissenschaftl. Arb. 2 g. — Rachfahl: Das Zeitalter d. Renaissance u. d. Reformat. 4; Histor. Sem. 2 g. — Sieg: Einleit. in die indogerm. Sprachwissenschaft 2; Elemente des Sanskrit 2g; Kalidasas Sakuntala 2; Interpretat. vedischer Texte 1 g. — Sauer: Erklär. ausgew. antiker Bildwerke 2; Griech. u. röm. Porträte 1 g; Archäol. Ueb. I: Darstellungen a. d. Privatleben der Griechen und Römer 2 g; Archäol. Ueb. II: Parthenonskulpturen und Verwandtes 2 g. — Voretzsch: Gesch. d. neuer. franz. Literatur, I. (16. u. 17. Jahrh.) 4; Erklär. d. altfranz. Chançon de Guillelme 2; Einführ. in das Neuprovençalische, nebst Erklär. v. Mistrals „Mirèio" 1g; Sem.: Altprovençal. Ueb. 2 g. — Johnsen: Mineralogie nebst Kristallographie 5; Mineralog. Ueb. für Anf. 2; Anleit. zu wissenschaftl. Arb., tägl., ganztäg. od. halbtäg.; Die Umgestalt. d. Erdoberfläche 1 g. — Landsberg: Differentialrechnung 4; Ueb. z. Differentialrechn. 1 g; Analytische Mechanik 4.

Ordentliche Honorarprofessoren.

Tönnies: Moralstatistik (m. Anschl. d. Kriminalstatistik) 2; Einführ. in die Soziologie 1; Staatswissenschaftl. Institut, Abt. für Statistik: Statist. Ueb. 2 g. — Kobold: Niedere Geodäsie 2; Geodät. Ueb. 2 g.

Außerordentliche Professoren.

Rügheimer: Pharmazeut. chem. Prakt. in der pharm. chem. Abt. des chem. Instituts 15; Pharmaz. Chem. (org. Teil) 3; Ausgew. Kap. a. d. Gebiet d. physikal. Chemie 1 g. — Rodewald: Allg. Pflanzenbaulehre 2; Ueb. i. landwirtschaftl. Institut, nach Verabred. betr. Zeit u. Gegenstand; Landwirtschaftl. Samenkunde 1 g. — Biltz: Analyt. Chem. 2; Ausgew. Kap. der chem. Technol. II (org. Betriebe) 2; Exkurs. im Zusammenhange m. d. vorsteh. Kolleg, in später festzusetz. Zeit. g; Chem. Prakt. in der unorg. Abt. des Laborat., mit Harries. — Wolff: Gesch. d. deutsch. Literatur v. Ausgang d. Mittelalters b. z. Ende d. 17. Jahrh. 3; Ueb. z. Gesch. d. neuer. deutsch. Sprache u. Literatur: Wilhelm Meisters Wanderjahre 2 g. — Daenell: Histor. Prosem.: Ueb. an Urkund. z. mittelalterl. Gesch. 2 g; Panamerikanismus u. europ. Politik 1. — Bickel: Röm. Epigraphik 2; Griech. Stilüb. 1; Prosem. (griech.): Lucian 1 g; Prosem. (latein.): Senecas Briefe 2 g. — Küster: Botan. mikrosk. Kurs 4; Ueb. im Pflanzenbestim. u. morphol. Ueb. 2; Bakteriol. Prakt., alle 14 Tage 2; Biologie d. Mikroorganismen 1 g. — Wüst: Paläontologie, Vorles. u. Prakt., für Anf. 4; Prakt. Geologie (Beobacht. im Gelände, Herstell. u. Gebrauch v. Karten u. Profilen usw.), Vorles. u. Prakt., für Anfänger 2; Ueb. im Gelände in zu verabred. Zeit; Arb. a. d. Gebiete d. geolog. Formationskunde u. d. Paläontol., für Vorgeschritt., ganz- od. halbtägig; Deutschlands erdgeschichtl. Vergangenheit, für Hörer aller Fakult. 1 g.

Privatdozenten.

Stoehr: Alcaloïde 1. — Unzer: Gesch. d. 2. franz. Kaiserreichs 2; Die Entwickl. d. deutsch. Kriegsflotte 1 g. — Lohmann: Mollusken und

Tunicaten 2; Abstammung d. Menschen, für alle Fakult. 1 g. — Feist: Die grundlegenden Theorien d. Chemie 1; Die moderne Eisengroßindustrie (f. Nationalökon., Jur. usw.) 1 g; Chem. Prakt. für Med. (m. Harries) 4; Einführ. in das prakt. Stud. d. Chemie (in Verbind. m. d. Medizinerprakt.) 1 g. — Nordhausen: Morphol. u. Organographie d. Pflanzen 1; Ueb. im Untersuch. u. Bestim. v. Kryptogamen, m. Lehmann 2. — Reibisch: Ueb. im Bestimm. v. Land- u. Süßwassertier. Deutschlands II: Insekten 2; Exkurs. a. d. Kieler Bucht, m. Brandt, Montag 4 Uhr, an näher zu bestimmenden Tagen g. — Mensing: Mittelhochdeutsche Grammatik 2; Niederdeutsche Ueb.: Reineke Vos, alle 14 Tage 2 g. — Preuner: Einführ. in die Elektrochemie 2; Elektroanalyt. Ueb., zwei- bis dreiwöchentl. Kurs. — Mayer-Reinach: Gesch. d. Sinfonie v. 16. Jahrh. ab bis zur Gegenwart 2; Richard Wagners Leben u. Werke 1 g; Musikwissenschaftl. Ueb. 1 g. — Mumm: Die wichtigst. Arbeitsmethod. d. org. Chemie 1. — Wegemann: Ueb. Land- u. Seekarten 2; Geograph. Ueb. 1 g; Geograph. Prakt. für Vorger., m. Krümmel 2 g. — Zahn: Elektrische Meßmethoden, I.: Gleichstrommessungen 1; Besprech. ausgew. Kap. der theoret. Physik (Elektronentheorie u. Relativitätsprinzip) 1 g. — Kern: Einführ. in das Problem d. histor. Gesetze (für Hörer aller Fakult.) 1 g; Engl. u. franz. Verfassungsgesch. 2; Quellenkunde d. Mittelalters 2; Ueb. (im Anschl. an die Vorles. üb. Quellenkunde) 1 g. — Lehmann: Ueb. im Untersuch. u. Bestimm. v. Kryptogamen, mit Nordhausen 2; Botan. Demonstrat. im Garten 1. — Hasenkamp: Prakt. Nationalökonomie 4; Staatswissenschaftl. Institut, Abt. f. Seeverkehr u. Weltwirtschaft: Ueb. üb. internationale Handelspolitik, 14tägig g. — Fraenkel: Histor. Grammatik d. latein. Sprache 3; Lektüre litauischer od. slawischer Texte 2 g. — F. Hoffmann: Sozialpolitik 2; Einführ. in die Staats- u. Wirtschaftslehre (Bürgerkunde), für Hörer aller Fakult. 1 g; Staatswissenschaftl. Institut, Allgem. Abt.: 1. Ueb. über Grundbegriffe der Nationalökon., für Anf. $1\frac{1}{2}$ g; 2. Besprech. ausgew. Fragen d. theoret. Nationalökon., für Vorgerücktere 2 g. — Wilkens: Bewegungsverhältnisse d. Doppel- und mehrfach. Sternsysteme 1. — Neuendorff: Ausgew. Kap. d. techn. Mechanik, bes. graph. Statik, m. Zeichenüb. 4. — Baron v. Brockdorff: Gesch. d. Pädagogik I 2; Repetit. d. Gesch. d. Philosophie 1; Ueb. a. d. Gebiete d. system. Philosophie 1 g.

Lektoren.

Hughes: English Readings 2 g; English Idiom and Syntax 2; Conversation Exercises 2; Exercises in Composition for less advanced Students 1; English Literature of the XVIII. Century 1. — Dumont: Maupassant et ses contes 1; Exercises du Séminaire 2 g; Exercises de conversation 2; Franz. Kolloquium für Vorgerücktere 1.

Lehre für Künste.

Stange: Liturg. Ueb. 1 g; Harmonielehre 1 g; Kammermusiküb. 3 g. — Brandt: Fechtstund. 66. — Brodersen: Turnüb. 9 g.

Verzeichnis der Vorlesungen
an der
Königlichen Universität Breslau
im Sommer-Semester 1911
vom 19. April bis 14. August 1911.

Den unentgeltlichen Vorlesungen ist ein g beigesetzt. Die Zahlen geben die Stundenzahl an.

Katholisch-theologische Fakultät.

Ordentliche Professoren.

Koenig: Die Sakramentalien 1 g; Theorie der Seelsorge 4. — Laemmer: Einführung in die Kirchenrechtswissenschaft 1 g. — Sdralek: Allgemeine Kirchengeschichte 5; Kirchengeschichtliche Uebungen im theologischen Seminar 1 g. — Pohle: Dogmatische Uebungen im theologischen Seminar 1 g; Das Sakrament der Ehe 1 g; Spezielle Dogmatik, I. Teil 5. — Nickel: Alttestamentliche exegetische Uebungen im theologischen Seminar 1 g; Ueber die neueren Angriffe auf das Alte Testament (für Hörer aller Fakultäten) 1 g; Geschichte d. Volkes Israel 2; Erklärung d. Psalmen 3. — Renz: Moraltheolog. Sakramentenlehre 1 g; Spez. Moral, II. Teil 4. — Sickenberger: Neutestamentliche exegetische Uebungen im theologischen Seminar $1\frac{1}{2}$ g; Erklärung des Epheserbriefes 1 g; Einleitung in das Neue Testament 4. — Triebs: System des Kirchenrechts, I. Teil 5; Kirchliches Vermögens- und Steuerrecht 2; Das Erbe des katholischen Priesters 1; Kanonistisches Konversatorium 1 g.

Ordentlicher Honorarprofessor.

Jungnitz: Diplomatische Uebungen $1\frac{1}{2}$ g.

Außerordentlicher Professor.

von Tessen-Wesierski: Apologetik 4; Apologetische Uebungen 1 g.

Privatdozenten.

Heinisch: Biblische Hermeneutik u. Kritik 1 g; Hebräische Uebungen für Anfänger 2. — Wittig: Patrologie 2. — Ziesché: Thomistische Uebungen zur Gotteslehre (S. Th. I, 1 sq.) $1\frac{1}{2}$ g. — Seppelt: Missionsgeschichte 2; Der hl. Franz. von Assisi (für Hörer aller Fakultäten) 1 g.

Evangelisch-theologische Fakultät.

Ordentliche Professoren.

Arnold: Kirchengeschichtliche Uebungen im theologischen Seminar 2 g; Kirchengeschichte, III. Teil (von 1555 an) 5; Geschichte der evangelischen Kirche Schlesiens und Posens 3. — Schmidt: Systematische Uebungen im theologischen Seminar 2 g; Ethik 4; Religion und Psychologie 2. — von Dobschütz: Neutestamentliche Uebungen im theologischen Seminar 2 g; Korintherbriefe 4; Apostolisches Zeitalter 2; Uebungen über altkirchliche Denkmäler, privatissime 1 g. — Wobbermin: Systematische Uebungen im theologischen Seminar (Hauptprobleme der gegenwärtigen Dogmatik) 2 g; Dogmatik II. Teil 4. — Kropatscheck: Systematische Uebungen im theologischen Seminar 2 g; Einführung in das theologische Studium 1 g; Dogmatik I. Teil 4. — Gennrich: Katechetische Uebungen im praktisch-theologischen Seminar 2 g; Homiletische Uebungen im praktisch-theologischen Seminar 2 g; Geschichte des evangelischen Gemeinde-Gesanges 1; Praktische Theologie I. Teil (Lehre vom geistlichen Amt und Liturgik) 5; Homiletik 2. — Rothstein: Alttestamentliche Uebungen im theologischen Seminar 2 g; Biblische und babylonische Urgeschichte 1 g; Messianische Weissagungen mit Auslegung der zugehörigen Textabschnitte 4; Genesis 5.

Ordentlicher Honorarprofessor.

von Hase: Verfassung und neuere Gesetzgebung der Landeskirche 2.

Außerordentliche Professoren.

von Walter: Repetitorium für Kirchengeschichte 2 g; Kirchengeschichte, II. Teil (von Karl d. Gr. bis 1555) 5; Dogmengeschichte 4. — Hoennicke: Neutestamentliche Uebungen (Erklärung ausgewählter synoptischer Stoffe) 2 g; Einleitung in das Neue Testament 4.

Außerordentl. Honorar-Professor.

Hoffmann: Praktische Erklärung ausgewählter Stellen des Johannes-Evangeliums 1 g; Geschichte der altchristlichen Literatur 3.

Privatdozenten.

Herrmann: Hebräische Grammatik für Anfänger 4; Psalmen 5. — Schmidt: Land und Leute von Palästina g.

Juristische Fakultät.

Ordentliche Professoren.

Meyer: Deutsches bürgerliches Recht, III. Teil: Sachenrecht 5; Uebersicht über die Rechtsentwicklung in Preußen 2; Handelsrechtspraktikum und Konversatorium, mit schriftlichen Arbeiten 2; Im juristischen Seminar: Uebungen im deutschen Recht mit beschränkter Teilnehmerzahl, gemeinsam mit Professor Dr. Rauch 2 g. — Brie: Staatsrecht des Deutschen Reiches und Preußens 5; Deutsches und preußisches Verwaltungsrecht 4; Im juristischen Seminar: Staatsrechtliche Uebungen 1 g. — Leonhard: System des römischen Privatrechts (Institutionen) 8; Rechtsphilosophie 2; Exegetische Uebungen im corpus juris civilis mit schriftlichen Arbeiten 2; Recht der deutschen Arbeiterversicherung, für Studierende aller Fakultäten 1 g. — Fischer: Einführung in die Rechtswissenschaft (Encyclopädie des Rechts 5; Juristische Besprechungen nur für Studierende des ersten Semesters 1 g; Römischer Zivilprozeß 2; Zwangsvollstreckung und Konkurs 3; Zivilprozeßpraktikum und Konversatorium, mit schriftlichen Arbeiten 2. — Gretener: Strafprozeß 5; Völkerrecht 3; Konversatorium und Praktikum des Strafrechts, mit schriftlichen Arbeiten 2; Im juristischen Seminar: Lesung des Vorentwurfs zu einem Deutschen Strafgesetzbuche 1 g. — Schott: Römische Rechtsgeschichte 4; Deutsches Bürgerliches Recht, Teil IV (Familien- und Erbrecht) 6; Uebungen im Bürgerlichen Recht für Vorgeschrittene, mit schriftlichen Arbeiten 2; Im juristischen Seminar: Lektüre von Danz, Auslegung der Rechtsgeschäfte, 3. Auflage 1 g.

Ordentlicher Honorarprofessor.

Engelmann: Zivilprozeß mit Ausschluß von Zwangsvollstreckung und Konkurs, aber einschließlich der Gerichtsverfassung 5.

Außerordentliche Professoren.

Heilborn: Einleitung ins Strafrecht 1 g; Strafrecht 5; Kirchenrecht der Katholiken und der Evangelischen 5; Völkerrechtliche Uebungen mit auf zehn beschränkter Teilnehmerzahl $1\frac{1}{2}$ g. — Klingmüller: Deutsches Bürgerliches Recht, I. Teil (Allgem. Teil) 4; Deutsches Bürgerliches Recht, II. Teil (Recht der Schuldverhältnisse) 5; Internationales Privatrecht 2; Freiwillige Gerichtsbarkeit des deutschen Reiches und Preußens 1; Römisches Ediktsrecht (Edictum perpetuum) 1 g.

Mit Halten von Vorlesungen beauftragt.

Rauch: Deutsche Rechtsgeschichte 5; Deutsches Handels- und Schiffahrtsrecht 4; Uebungen im Bürgerlichen Recht für Anfänger, mit schriftlichen Arbeiten 2; Im juristischen Seminar: Uebungen im Deutschen Recht, mit beschränkter Teilnehmerzahl, gemeinsam mit Professor Dr. Herbert Meyer 2 g.

Privatdozenten.

Dierschke: Verwaltungsrechtspflege 2; Finanzrecht 2; Allgemeine Staatslehre 2. — Buch: Grundzüge des Deutschen Privatrechts 5; Recht der Wertpapiere und Wechselrecht 2; Lektüre und Auslegung deutscher Rechtsquellen (Sachsenspiegel) 1; Repetitorium und Konversatorium des Bürgerlichen Rechts (gemeinsam mit Dr. Bruck) 4½; Das Recht der Börsen und Banken 1 g. — Bruck: Urheber- und Erfinderrecht 2; Lektüre ausgewählter griechischer und römischer Urkunden privatrechtlichen Inhalts 1; Konversatorische Uebung im römischen Privatrecht, Zivilprozeß und in der römischen Rechtsgeschichte (ohne schriftliche Arbeiten) 1½; Repetitorium und Konversatorium des Bürgerlichen Rechts (gemeins. mit Dr. Buch) 4½.

Medizinische Fakultät.

Ordentliche Professoren.

Uhthoff: Ophthalmologische Klinik und Poliklinik 4½; Arbeiten im Laboratorium der Klinik (gemeinschaftlich mit Dr. Lenz) g; Ueber die Therapie der Augenerkrankungen mit Einschluß der Lehre von den Augenoperationen 1 g. — Hasse: Anleitung zu selbständigen anatomischen Arbeiten für Vorgeschrittene, täglich g; Allgemeine und spezielle Anatomie und Entwicklungsgeschichte des Menschen, II. Teil (Gefäß- und Nervenlehre) 7; Bau und Entwicklungsgeschichte der Sinnesorgane des Menschen 3; Mikroskopische Uebungen für Anfänger, gemeinsam mit Dr. Wetzel, in zwei oder drei Abteilungen 4 bzw. 12. — Ponfick: Leitung der Arbeiten im pathologischen Institut, täglich g; Pathologische Anatomie und Histologie in kasuistischen Demonstrationen 4; Praktischer Kursus der pathologischen Histologie 6. — Filehne: Arbeiten im pharmakologischen Institut 24 g; Arzneimittellehre mit experimentellen Demonstrationen 4. — Küstner: Geburtshilfliche und gynäkologische Klinik und Poliklinik 5; Praktische Geburtshilfe mit Uebungen am Phantom, zusammen mit Dr. Hannes 4; Ueber Schwangerschaft mit Demonstrationen und Uebungen 1 g; Gynäkologische Operationen und Demonstrationen, für die Besucher der Klinik, täglich g; Anleitung zu wissenschaftlichen Arbeiten, zusammen mit Dr. Hannes, täglich g. — Hürthle: Experimentalphysiologie, Teil I (Assimilation) 6; Arbeiten im physiologischen Institut, täglich g; Physiologisches Praktikum, gemeinschaftlich mit Dr. Fuchs, in der ersten Hälfte des Semesters 8; Physiologisch-chemisches Praktikum, gemeinschaftlich mit Professor Dr. Röhmann 6. — Pfeiffer: Arbeiten im hygienischen Institut für Vorgeschrittene (in Gemeinschaft m. Dr. Scheller), privatissime 42 g; Ueber Schutzimpfungen mit praktischen Uebungen in der Schutzpockenimpfung 1; Dreimonatiger Kursus der bakteriologischen und hygienischen Untersuchungsmethoden in zwei Abteilungen je 4 (alternierend mit den Abteilungen des chirurgischen Operationskursus); Kolloquium der Hygiene mit Exkursionen, in der zweiten Hälfte des Semesters g. — Bonhoeffer: Psychiatrische und Nerven-Klinik 4; Ergänzungsvorlesung, Demonstration ambulanter Nervenkranker 1½ g; Praktische Arbeiten auf dem Gebiete der Anatomie und Pathologie des Gehirns 20 pr. — Minkowski: Medizinische Klinik 6; Klinische Visite 1 g. — Küttner: Chirurgische Klinik und Poliklinik 7; Aseptische Operationen 7½ g; Chirurgischer Operationskursus mit Uebungen an der Leiche (gemeinsam mit Coenen) 7½. — Neisser: Klinik und Poliklinik der Haut- und venerischen Krankheiten 4½; Histopathologie der Hautkrankheiten (gemeinschaftlich mit Schäffer und Bruck) 1 g. — Freiherr von Pirquet: Klinik und Poliklinik der Kinderkrankheiten 3; Ueber Allergie 1 g.

Außerordentliche Professoren.

Lesser: Uebungen in der Begutachtung von Einzelfällen, für Mediziner; Gerichtliche Medizin (für Mediziner) 2; Praktischer gerichtsärztlicher Kurs (Sezierübungen, mikroskopische usw. Untersuchungen); Gerichtliche Medizin einschließlich der Lehre von der Zurechnungsfähigkeit, für Juristen, mit Demonstrationen 2. — Partsch: Allgemeine Chirurgie (Ausgewählte Kapitel) 2; Klinik für Mund- und Zahnkrankheiten (für Studierende der Zahnheilkunde, für Mediziner) 7½ bzw. 1½; Ueber Operationen an den Mundgebilden 1 g; Chirurgisches Kolloquium für Mediziner in höheren Semestern. — Röhmann: Physiologische Chemie 2; Ueber Nahrungs- und Genußmittel 1 g; Physiologisch-chemisches Praktikum, gemeinschaftlich mit Hürthle 6; Arbeiten im chemischen Laboratorium des physiologischen Instituts 48. — Klaatsch: Anatomie und Kulturgeschichte der niederen Menschenrassen, mit Rücksicht auf Kolonialprobleme 1; Anthropologische Uebungen und Arbeiten, privatissime. — Hinsberg: Klinische Uebungen in der Laryngologie, Rhinologie und Otologie, für Fortgeschrittenere, privatissime: Gruppe a: 3, Gruppe b: 3; Die Komplikationen der eitrigen Mittelohrerkrankungen mit Operationsübungen 1½ g. — Ein zu berufender Professor: Medizinische Poliklinik und Distriktspoliklinik 3; Ausgewählte Kapitel der Therapie innerer Krankheiten g.

Außerordentl. Honorar-Professor.

Triepel: Allgemeine und spezielle Knochen- und Bänderlehre 3; Embryologie des Menschen mit Demonstrationen 2; Mikroskopische Uebungen für Vorgeschrittene, in 1 oder 2 Abteilungen 2; Entwicklungsmechanik 1 g; Arbeiten für Vorgeschrittene in der entwicklungsgeschichtlichen Abteilung des anatomischen Instituts, täglich g.

Privatdozenten.

Alexander: Die Untersuchung des Harns und des Auswurfs zu klinisch-diagnostischen Zwecken mit praktischen Uebungen 1 g; Poliklinische Krankenvorstellungen 2. — Groenouw: Augenspiegelkursus für Anfänger 2; Arbeiten im Laboratorium g. — Mann: Praktischer Kursus in der Diagnostik und Therapie der Nervenkrankheiten mit besonderer Berücksichtigung der Elektrodiagnostik und Elektrotherapie; Neurasthenie und Hysterie mit Krankendemonstrationen g. — Sachs: Unfallneurosen 1 g; Untersuchung und Begutachtung von Unfallfolgen mit praktischen Uebungen 2. — Schäffer: Pathologie und Therapie der Syphilis 1; Histopathologie der Hautkrankheiten (gemeinschaftlich mit Neisser und Bruck) 1 g. — Ludloff: Ueber Frakturen und Luxationen mit praktischen Uebungen im Anlegen von Verbänden; Arbeiter-Versicherungsgesetze und Unfallheilkunde nebst praktischen Uebungen in der Untersuchung und Begutachtung Verletzter, mit besonderer Berücksichtigung der

Röntgenologie; Ausgewählte Kapitel aus der Orthopädie einschließlich der Massage mit praktischen Uebungen. — Wetzel: Mikroskopischer Kursus für Anfänger (gemeinschaftlich mit Hasse) in zwei oder drei Abteilungen 4 bzw. 12; Anatomie für Zahnärzte, einschließlich des histologischen Kursus für Zahnärzte 6. — Winkler: Spezielle pathologische Anatomie mit Demonstrationen 6; Mikroskopische Uebungen in der Geschwulstdiagnostik 1¾; Spezielle pathologische Anatomie des Blutes und der Lymphe sowie der blutbereitenden Organe 1 g. — Fuchs: Physiologie des Zentralnervensystems und der Sinne 3; Physiologisches Kolloquium 2; Physiologie des Alpinismus und Sports, für Hörer aller Fakultäten 1 g; Physiologisches Praktikum, gemeinsam mit Hürthle, in der ersten Hälfte des Semesters 8 g. — Gottstein: Diagnose und Therapie der chirurgischen Erkrankungen der Harnorgane (einschließlich Cystoskopie usw.) 2; Endoskopische Diagnostik und Therapie der Erkrankungen der Luft-, Speise- und Harnwege (Tracheo-Bronchoskopie, Oesophagoskopie, Recto-Sigmoidoskopie, Cystoskopie usw.) 2; Asepsis und Antisepsis mit praktischen Uebungen 1. — Ercklentz: Die Erkrankungen des Herzens und ihre Behandlung 2; Hydrotherapie und Balneotherapie, mit Demonstrationen und Ausflügen in die schlesischen Bäder 4 g. — Foerster: Die Lehre von der Aphasie 1 g; Kursus der Uebungstherapie bei Nervenkrankheiten 2; Die Leitungsbahnen des Zentralnervensystems 1 g. — Biberfeld: Pharmakologie der eiweiß- und eiweißähnlichen Stoffe; Ueber neuere Arzneimittel mit Experimenten und Demonstrationen, für Chemiker und Pharmazeuten. — Schröder: Gerichtliche Psychiatrie (Krankenvorstellungen), für Juristen und Mediziner 2; Histologie und Histopathologie des Nervensystems 1 g; Nerven- und Geisteskrankheiten nach Unfällen mit praktischen Uebungen in der Begutachtung, gemeinsam mit Kramer, 1½ g. — Fraenkel: Praktischer Kursus der mikroskopisch geburtshilflich-gynaekologischen Diagnostik, i. d. 2. Hälfte d. Sem., 4; Die Lehre vom engen Becken, i. d. 2. Hälfte d. Sem., 1. — Goebel: Allgem. Chirurgie 3; Tropenkrankheiten und Tropenhygiene. — Scheller: Arbeiten im hygienischen Institut für Vorgeschrittene (gemeinschaftlich mit Pfeiffer) 42 pr. u. g.; Allgemeine Hygiene, für Hörer aller Fakultäten (unter besonderer Berücksichtigung der Entstehung, Bekämpfung und sozialhygienischer Bedeutung ansteckender Krankheiten); Bakteriologie für Zahnärzte mit Demonstrationen 2; Sechswöchiger bakteriologischer Kursus für Zahnärzte (gemeinschaftlich mit einem Assistenten) 4. — Boenninghaus: Praktische Uebungen in der Diagnostik und Therapie der Ohren-, Nasen- und Halskrankheiten 1½. — Ziegler: Kursus der physikalischen Diagnostik (Auskultation, Perkussion usw.) für Anfänger 3; Die Erkrankung des Blutes und der blutbildenden Organe mit Demonstrationen 1. — Allard: Kursus der physikalischen Diagnostik (Auskultation, Perkussion usw.) für Vorgeschrittene 3. — Strecker: Anatomie der Körperoberfläche des Menschen, für Mediziner der ersten beiden Semester und für Künstler 2. — Hannes: Gynäkologischer Kursus (Propädeutik, Diagnostik und kleine Therapie), nur bis Mitte Juli 4; Praktische Geburtshilfe mit Uebungen am Phantom, zusammen mit Küstner 4; Geburtshilfliche Referatsstunde für die Hauspraktikanten der Klinik 1 g; Anleitung zu wissenschaftlichen Arbeiten, zusammen mit Küstner, täglich g. — Kramer: Diagnostisch-therapeutischer Kursus der Nervenkrankheiten mit besonderer Berücksichtigung der Elektrodiagnostik 2; Nerven- und Geisteskrankheiten nach Unfällen, mit praktischen Uebungen in der Begutachtung (gemeinsam mit Schröder) 1½ g. — Bittorf: Diagnostisch-therapeutischer Kursus der Nervenkrankheiten (einschließlich der Elektro-Diagnostik), Elektro-Therapie, Uebungs-Therapie und Psycho-Therapie) 2; Kursus der mikroskopischen und chemischen Diagnostik bei inneren Krankheiten (verbunden mit praktischen Uebungen im Laboratorium), gemeinsam mit Forschbach, 4; Kursus der Röntgen-Diagnostik und Röntgen-Therapie 1. — Schmid: Pathologische Physiologie, zur Einführung in die innere Medizin 2; Kolloquium der speziellen Pathologie und Therapie 2. — Forschbach: Kursus der mikroskopischen und chemischen Diagnostik bei inneren Krankheiten (verbunden mit praktischen Uebungen im Laboratorium), gemeinsam mit Bittorf 4. — Coenen: Chirurgischer Operationskursus mit Uebungen an der Leiche (gemeinsam mit Küttner) 7½. — Most: Spezielle Chirurgie der Bauchhöhle 2; Die Lehre von den Unterleibsbrüchen mit besonderer Berücksichtigung der Brucheinklemmung 1 g. — Lenz: Ophthalmoskopischer Kursus für Vorgerücktere 2; Arbeiten im Laboratorium der Klinik (gemeinschaftlich mit Uhthoff) g. — Bruck: Therapie der Hautkrankheiten mit Demonstrationen und praktischen Uebungen 1; Histopathologie der Hautkrankheiten (gemeinschaftlich mit Neisser und Schäffer) 1 g. — Oettinger: Wasserversorgung und Abwässerbeseitigung 1. — Dreyer: Verbandkursus mit praktischen Uebungen und Krankenvorstellungen.

Lehrer der Zahnheilkunde.

Riegner: Klinik für Zahn- und Kiefererersatz 10, verbunden mit Arbeiten im Laboratorium 35; Theorie der zahnärztlichen Technik 1 g; Uebungen aus dem Gebiete der Kronen- und Brückenarbeiten, für Fortgeschrittene, pr. u. g. — Bruck: Kursus der konservierenden Zahnheilkunde 12½; Uebungen in der konservierenden Zahnheilkunde am Phantom (nur für solche Herren, die noch nicht am Patienten gearbeitet haben) 12½; Demonstrationen aus dem Gebiet der konservierenden Zahnheilkunde, am Phantom u. am Patienten g.

Philosophische Fakultät.

Ordentliche Professoren.

Kükenthal: Grundzüge der Zoologie und vergleichenden Anatomie, insbesondere für Mediziner 6; Zoologisches Praktikum für Anfänger a) für Studierende der Naturwissenschaften und Landwirte 6, b) für Mediziner 4; Anleitung zu Arbeiten im zoologischen Laboratorium pr. 72 g. — Foerster: Im Philologischen Seminar: Fragmente griechischer Lyriker und Disputation über Abhandlungen 2 g; Archäologisches Seminar: I. Abteilung 1 g; II. Abteilung (Proseminar) 1 g; Mythologie der Griechen und Römer 4; Geschichte der klassischen Kunst der Griechen 4. — Sturm: Uebungen des mathematisch-physikalischen Seminars 2 g; Geometrische Verwandtschaften, I. Teil 4; Polyeder 1. — Praetorius: Geschichte der hebräischen Schrift 1 g; Einführung in die biblisch-aramäische Sprache 1 g; Werke des Bar Hebraeus 1 g; Erklärung von Hariris Durra 2; Aethiopische Grammatik 1. — Hillebrandt: Fortsetzung des Sanskritkursus 2—3 g; Anfangsgründe der Sanskritgrammatik 3. — Kaufmann: Uebungen des historischen Seminars 2 g; Deutsche Geschichte von 1806—1890 4. — Wolf: Im staats-

wissenschaftlich-statistischen Seminar: Volkswirtschaftliche Uebungen mit Exkursionen 1½ g; Finanzwissenschaft (Volkswirtschaftslehre III) 4. — Kneser: Uebungen des mathematisch-physikalischen Seminars über Fouriersche Reihen 2 g; Funktionentheorie 3; Fouriersche Reihen und Differentialgleichungen der Physik 3. — Appel: Interpretation eines altfranzösischen Textes (zur Einführung ins Altfranzösische) 3; Einführung in die spanische Sprache (Grammatik und Interpretation) 2; Im romanischen Seminar: Neufranzösische Uebungen 2 pr. u. g. — Hintze: Uebungen im Bestimmen von Mineralien und Kristallformen (gemeinschaftlich mit Herz und Sachs) 1 g; Einführung in die Mineralogie (Terminologie, Kristallographie und Kristallphysik) 5; Anleitung zum Studium der Lehrsammlungen 42 privatissime; Anleitung zu selbständigen kristallographischen, mineralogischen, petrographischen und mineralchemischen Arbeiten im mineralogischen Institut und mineralchemischen Laboratorium, täglich (gemeinschaftl. m. Sachs), privatissime. — Holdefleiß: Demonstrationen im Rasseviehstall und in den zugehörigen Sammlungen 1 g; Landwirtschaftliche Exkursionen, Sonnabend nachmittags g; Allgemeine Tierzuchtlehre 6; Landwirtschaftliche Warenkunde 1; Uebungen im Institut für landwirtschaftliche Tierproduktionslehre, ganztägig; Landwirtschaftlich-mikroskopische Uebungen 2; Seminaristische Uebungen im Gebiete der Tierlehre, alle 14 Tage, 2 g privatissime. — Pax: Anleitung zu selbständigen botanischen Arbeiten 54 g; Angiospermen (Blütenpflanzen) 4; Pharmakognosie 2; Mikroskopischer Kursus, I. und II. Teil 4; Pharmakognostisches Praktikum, privatissime. — Gercke: Philologisches Seminar, Abteilung B: Hesiod 2 g; Philologisches Proseminar (Oberstufe): Bakchylides und Ciceros Brutus 2; Geschichte der Philologie 4; Griechische Gesellschaft (attische Redner) 1 g privatissime. — Koch: Im germanistischen Seminar: a) Für Fortgeschrittenere: Opitz Buch von der deutschen Poeterei 2 g; b) Ausgewählte Oden und Epigramme Klopstocks 2; Geschichte des deutschen Dramas und Theaters von Schiller bis zur Gegenwart 3. — von Rümker: Theoretische und praktische Uebungen auf dem landwirtschaftlichen Versuchsfelde, alle 14 Tage gemeinsam mit Quante 2 g; Landwirtschaftliche Exkursionen, Sonnabend nachmittags g; Allgemeine und spezielle Pflanzenrassenzüchtung 3; Uebungen im Institut für landwirtschaftliche Pflanzenproduktionslehre, ganztägig, für ältere Semester, privatissime. — Skutsch: Philologisches Seminar, Abteilung A: Recht von Gortyn (am Abguß des Archäologischen Museums) und andere griechische Inschriften der älteren Zeit 2 g; Die Völker und Sprachen des alten Italiens 4; Die Lustspiele des Terenz, mit Interpretationen 3. — Franz: Grundlagen der astronomischen Ortsbestimmung 1 g; Sphärische Astronomie 4; Kleines astronomisches Praktikum 2; Großes astronomisches Praktikum, täglich abends. — Frech: Geologisches Kolloquium, gemeinsam mit Dr. Sachs, Dr. von der Borne und Dr. Renz, alle 14 Tage, privatissime 1 g; Erdgeschichte (Historische Geologie) mit Exkursionen 4; Kleines Praktikum (Anleitung zum Studium der geologischen und palaeontologischen Lehrsammlungen) privatissime 42; Großes Praktikum (Anleitung zu selbständigen Arbeiten auf den Gebieten der Palaeontologie, Geologie, Bodenkunde und Lagerstättenlehre), privatissime 42; Anleitung zu geologischen und agronomisch-kartographischen Aufnahmen im Gelände, alle 14 Tage, privatissime 1. — Baumgartner: Im philosophischen Seminar: Uebungen im Anschluß an das Kolleg über Metaphysik 1½ g; Metaphysik 4; Geschichte der neueren Philosophie bis Kant inkl. 2. — Sarrazin: Seminar für englische Philologie: a) Besprechung des Gebrauchs englischer Praepositionen (für Anfänger) 1, b) Interpretation von Gedichten von Robert Burns (für Vorgerücktere) 1; Interpretation des Beowulf-Liedes 3; Geschichte der englischen Sprache (II. Teil) 2. — Pfeiffer: Seminaristische Uebungen auf dem Gebiete der Tierernährungslehre, alle 14 Tage 2 g; Pflanzenernährungslehre 4; Anleitung zu agrikulturchemischen Arbeiten, nur für Fortgeschrittene 54. — Cichorius: Im althistorischen Seminar, Abteilung A: Uebungen im Anschluß an Sallusts bellum Iugurthinum; Abteilung B: Ausgewählte Probleme aus der älteren römischen Geschichte 2; Griechische Geschichte vom Ende der Perserkriege an 4. — Gadamer: Prüfung der Arzneimittel 1 g; Anorganische Experimentalchemie, mit besonderer Berücksichtigung der Pharmazie 6; Praktisch-chemische Uebungen mit besonderer Berücksichtigung der Pharmazie, der forensischen Chemie und der Nahrungsmittelchemie, täglich, privatissime; Kleines chemisches Praktikum, privatissime 6. — Siebs: Im germanistischen Seminar: Althochdeutsche und altniederdeutsche Stabreimdichtung 2 g; Deutsche Syntax 3; Einführung in die mittelhochdeutsche Literatur der Blütezeit und Erklärung Walthers von der Vogelweide 3. — Kampers: Allgemeine Geschichte von Konstantin bis Karl d. Gr. 4; Uebungen des historischen Seminars 1½ g. — Lummer: Experimentalphysik, I. Teil (Mechanik, Akustik, Wärme) 5; Physikalisches Praktikum für Anfänger 3 oder 6 nach Wahl (gemeinsam mit Prof. Dr. Schaefer und Dr. Waetzmann); Physikalisches Praktikum für Anfänger, besonders für Pharmazeuten (gemeinsam mit Dr. Ladenburg) 3; Physikalisches Praktikum für Studierende der Technischen Hochschule (gemeinsam mit Prof. Dr. Schaefer) 3; Physikalisches Praktikum für Geübtere, täglich (gemeinsam mit Professor Dr. Pringsheim und Professor Dr. Schaefer), privatissime; Physikalisches Kolloquium (gemeinsam mit Professor Dr. Pringsheim und Professor Dr. Schaefer) privatissime 2 g. — Pringsheim: Uebungen des mathematisch-physikalischen Seminars, alle 14 Tage 2 g; Theoretische Physik, Teil VI: Kinetische Theorie der Materie und der Elektrizität 4; Physikalisches Praktikum für Geübtere, täglich (gemeinschaftlich mit Prof. Dr. Lummer und Prof. Dr. Schaefer), privatissime; Physikalisches Kolloquium (gemeinschaftlich mit Prof. Dr. Lummer und Prof. Dr. Schaefer), privatissime 2 g. — Kühnemann: Hauptlehren der Logik und der Erkenntnistheorie 2; Die Philosophie Platos und der Platonismus in der Geschichte der Philosophie 2; Philosophisches Seminar: Uebungen über Kants Kritik der reinen Vernunft, privatissime 1½ g. — von Wenckstern: Klassiker der Volkswirtschaftslehre 1 g; Theoretische Nationalökonomie (Volkswirtschaftslehre I) 4; Der Marxismus 2; Uebungen des staatswissenschaftlich-statistischen Seminars, privatissime, a) Nationalökonomen und ältere Juristen 2 g; b) jüngere Juristen 1½ g; c) Einzelbesprechungen 2 g. — Preuß: Historische Uebungen 2 g; Die Salier 3; Seeherrschaft und Welthandel in Mittelalter und Neuzeit 1. — Supan: Kartographische Uebungen für Anfänger 1 g; Geographisches Kolloquium für Fortgeschrittenere mit Exkursionen 1 g; Geographie von Asien und Afrika 4. — Buchner: Chemisches Kolloquium, am 2. und 4. Freitag jedes Monats 2 (gemeinschaftlich mit Prof. Dr. Braun) g; Allgemeine Experimentalchemie I (Unorganische Chemie) 6;

Praktische Uebungen und Arbeiten im chemischen Institut der Universität: a) in der analytischen Abteilung (gemeinschaftlich mit Professor Dr. Braun), ganz- oder halbtägig; b) in der organischen Abteilung nur ganztägig, privatissime; Chemische Kurse: a) für Mediziner 4; b) für Landwirte privatissime 4. — Schrader: Einführung in die Sprachwissenschaft (für Alt- und Neuphilologen) 2; Einführung in die Germania des Tacitus und Erklärung derselben (für Philologen und Juristen) 2; Uebungen im Erklären griechischer Dialektinschriften, privatissime g. — Kautzsch: Kunstgeschichtliches Seminar: Uebungen im Gebiet der Kunstgeschichte des Mittelalters 2 g; Rembrandt und seine Zeitgenossen 1 g; Kunstgeschichte des Mittelalters 4. — Professor N. N.: Vorlesungen aus dem Gebiete der slavischen Philologie. — Professor N. N.: Vorlesungen aus dem Gebiete der Mathematik.

Ordentliche Honorarprofessoren.

Casper: Die Parasiten der Haustiere mit Demonstrationen 1 g; Die wichtigsten inneren und äußeren Krankheiten der Haustiere mit Demonstrationen 4; Die Tierseuchen und ihre Bekämpfung 1. — Scheer: Quintilian, inst. orat. VIII 1 g; Lat.-griech. Stilübungen 3 g; Homers Ilias, mit Einleitung 3.

Außerordentliche Professoren.

Grünhagen: Schlesische Geschichte 2. — Luedecke: Gräserkunde, Kultur der Wiesen und Weiden 1 g; Meliorationslehre, I. Teil 2; Feldmessen und Nivellieren mit Demonstrationen und Uebungen $1\frac{1}{2}$. — Meissner: Interpretation altaramäischer Papyri 1 g; Assyrisch, Erklärung der Amarna-Briefe 2; Lektüre neuarabischer Schriftstücke 2. — Rosen: Grundzüge der Botanik 4; Experimentalphysiologie der Pflanzen 2; Mikroskopischer Kursus (für Anfänger) 3, Parallelkursus nach Bedarf 3; Arbeiten im pflanzenphysiologischen Institut (für Fortgeschrittene), tägl. g, privatissime. — Waterstradt: Wirtschaftslehre des Landbaues, I. Teil 4; Seminaristische Uebungen auf dem Gebiete der Wirtschaftslehre des Landbaues, alle 14 Tage 2, privatissime; Anleitung zu Arbeiten für Fortgeschrittene auf dem Gebiete der Wirtschaftslehre des Landbaues, privatissime 42. — Stern: Psychologie 4; Psychologische Uebungen, im psychologischen Seminar, privatissime 2 g. — Ehrlich: Die Enzyme und ihre Bedeutung für das Pflanzen- und Tierleben 1 g; Landwirtschaftliche Technologie, II. Teil, die Gärungsindustrien, mit Exkursionen 2; Die Verarbeitung der Milch (Molkerei etc.) 1; Chemische, biochemische und technische Arbeiten im landwirtschaftlich-technologischen Institut (für Anfänger und Fortgeschrittene), ganz- oder halbtägig 50; Praktische Uebungen und Untersuchungen auf dem Gebiete der Zucker-, Brennerei- und Brauereitechnik 4. — Ziegler: Philologisches Proseminar, Unterstufe 2 g; Aristophanes' Frösche 2; Aristophanes' Vögel, kursorisch, 1, gratis für die Hörer der Hauptvorlesung; Lateinischer Fortbildungskursus für Studierende der Rechtswissenschaft I (Gaius) 3; Griechischer Anfängerkursus I 3; Griechischer Anfängerkursus II 1. — Braun: Analytische Chemie, II. Teil 1; Chemische Tagesfragen 1; Chemisches Kolloquium (gemeinsam mit Prof. Dr. Buchner), den 2. und 4. Freitag jedes Monats 2 g; Besprechung der analytischen Arbeiten: a) für Anfänger 1 g; b) für Vorgeschrittenere 1 g. — Schaefer: Theorie der Elektrizität und des Magnetismus 4; Uebungen im physikalischen Laboratorium: a) für Anfänger, 3 oder 6 nach Wahl (gemeinschaftlich mit Prof. Dr. Lummer und Dr. Waetzmann); b) für Fortgeschrittenere, täglich (gemeinschaftlich mit Prof. Dr. Lummer und Prof. Dr. Pringsheim), privatissime; c) für Studierende der Technischen Hochschule (gemeinschaftlich mit Prof. Dr. Lummer) 3; Physikalisches Kolloquium (gemeinschaftlich mit Prof. Dr. Lummer und Prof. Dr. Pringsheim), privatissime 2 g.

Privatdozenten.

Cohn: Griechisch-römische Historiographie seit Polybius 2. — Rohde: Anatomie des Menschen, für Schulamtskandidaten 2. — Leonhard: Entdeckungsgeschichte und Geographie der Polarregionen 1. — Volz: Geographische Uebungen 2 g; Der Mensch und die Erde (für Hörer aller Fakultäten) 1 g; Physikalische Geographie, II. Teil 2. — Herz: Besprechungen zur qualitativen Analyse 1 g; Die physikalisch-chemischen Grundlagen der analytischen Chemie (für Studierende in den ersten Semestern) 2; Einführung in die physikalische Chemie 2; Grundlagen der Maßanalyse 1; Anwendungen der Maßanalyse (mit besonderer Berücksichtigung des Deutschen Arzneibuches) 1; Uebungen im Bestimmen von Mineralien und Krystallformen (gemeinschaftlich mit Professor Dr. Hintze und Dr. Sachs) 1 g. — Pillet: Geschichte der französischen Literatur im 18. Jahrhundert 2; Italienische Uebungen, 2 g, privatissime. — Sachs: Uebungen im Bestimmen von Mineralien und Krystallformen (gemeinschaftlich mit Professor Dr. Hintze und Dr. Herz) 1 g; Geologisches Kolloquium (gemeinschaftlich mit Professor Dr. Frech, Dr. von dem Borne und Dr. Renz), alle 14 Tage 1 g, privatissime; Die Bodenschätze Schlesiens: Erze, Kohlen, nutzbare Gesteine 1; Anleitung zu selbständigen krystallographischen, mineralogischen, petrographischen und mineralchemischen Arbeiten im mineralogischen Institut und mineral-chemischen Laboratorium, täglich (gemeinschaftlich mit Professor Dr. Hintze), privatissime. — Meyer: Physikalische Chemie I 2; Thermochemie und Thermodynamik 1; Physikalisch-chemisches Kolloquium (gemeinschaftlich mit Dr. Sackur), 1 g, privatissime. — Ziekursch: Der Untergang des alten Deutschen Reichs: Deutsche Geschiche von 1763—1807 2. — Zimmer: Zoologische Exkursionen $1\frac{1}{2}$ g; Naturgeschichte der Insekten 2; Tierstaaten 1. — Gerhard: Parasitische Protozoën 1 g; Grundzüge der Entwicklungsgeschichte der Tiere 2. — Sackur: Die Beziehungen zwischen chemischer Konstitution und physikalischen Eigenschaften 2; Einführung in die Chemie, für Studierende der Zahnheilkunde 2; Physikalisch-chemisches Praktikum 3; Physikalisch-chemisches Kolloquium 1 (gemeinschaftlich mit Dr. Meyer), privatissime g. — von dem Borne: Grundriß der Witterungskunde (unter besonderer Berücksichtigung wirtschaftlicher und hygienischer Gesichtspunkte), für Hörer aller Fakultäten 1 g; Physik der Erdfeste (Geophysik) 2; Geophysikalische Uebungen und Besprechungen g; Geologisches Kolloquium (gemeinschaftlich mit Professor Dr. Frech, Dr. Sachs und Dr. Renz), alle 14 Tage 1 g, privatissime. — Hönigswald: Die Philosophie der Renaissance in ihren Beziehungen zur Philosophie der Gegenwart 3; Naturphilosophie 1; Uebungen zur Logik, $1\frac{1}{2}$ g, privatissime. — Quante: Praktische und theoretische Uebungen auf dem landwirtschaftlichen Versuchsfelde (gemeinschaftlich mit Professor von Rümker), alle 14 Tage 2 g; Spezielle Pflanzenbaulehre 4. — Winkler: Botanische Bestimmungsübungen (Phanerogamen und höherer Kryptogamen) $1\frac{1}{2}$; Natur- und Kulturgeschichte der tropischen Nutz-

und Medizinalpflanzen 2. — Fischer: Die Adsorption 1 privatissime. — Waetzmann: Einführung in die theoretische Physik, II. Teil, 2; Physikalisches Praktikum für Anfänger 3 bzw. 6 nach Wahl (gemeinschaftlich mit Lummer und Schaefer). — Seger: Archäologische Uebungen und Arbeiten im Schlesischen Museum für Kunstgewerbe und Altertümer (Vorgeschichtliche Abteilung) privatissime g. — Abicht: Altbulgarische Uebungen für Anfänger 1. — Patzak: Kunstwanderungen in Italien (Lichtbilder) 1. — Kabitz: Neuere Geschichte des höheren Unterrichtswesens in Deutschland, vorzüglich im 19. Jahrhundert 1 g; Die Erziehungslehre in ihrer geschichtlichen Entwicklung vom 17. Jahrhundert bis zur Gegenwart 2. — Laubert: Die Entwicklung des Brandenburgisch-preußischen Heeres seit 1648 mit kriegsgeschichtlichen Beispielen 2; Kritische Uebungen zur Geschichte des siebenjährigen Krieges 1½ g privatissime. — Neckel: Altnordische Uebungen für Vorgeschrittenere 1 g; Altnordisch für Anfänger 1 g; Henrik Ibsens Leben und Werke 1. — Renz: Geologische Uebungen 2; Chemische Geologie 1; Geologisches Kolloquium (gemeinschaftlich mit Frech, Sachs und von dem Borne) alle 14 Tage g privatissime. — Ladenburg: Elektromagnetische Wellen und drahtlose Telegraphie (mit Experimenten) 1½; Physikalisches Praktikum für Anfänger, besonders für Pharmazeuten (gemeinschaftlich mit Lummer) 3. — Schnee: Differential- und Integralrechnung 4; Ausgewählte Kapitel der Zahlentheorie 2; Uebungen zur Differentialrechnung 2. — Gaebel: Ausgewählte Kapitel aus der Chemie der Nahrungsmittel 2; Uebungen im stöchiometrischen Rechnen für Anfänger 1. — Kinkeldey: Beethovens Leben und Werke 2; Musikwissenschaftliche Uebungen 1 g privatissime. — Langheld: Synthetische Methoden der organischen Chemie 2 privatissime. — Poebel: Arabische Lektüre: Tausend und eine Nacht 2; Babylonisch-Assyrisch für Anfänger 2; Assyrische Lektüre: Königsannalen 2. — Friedensburg: Einführung in die Münzgeschichte 1 g. — Guttmann: Geschichte der modernen Erkenntnistheorie 2; Uebungen zur Geschichtsphilosophie 1½ g privatissime. — Pax: Korallen und Korallenriffe 1 g; Das Problem der Vererbung im Lichte experimenteller Forschung 1. — Prinz: Antike Wirtschaftsgeschichte 2; Altgriechische Landeskunde mit Lichtbildern 3; Historische Uebungen über die scriptores historiae Augustae mit besonderer Berücksichtigung der vita Hadriani 2 g privatissime.

Mit Halten von Vorlesungen beauftragt.

Carganico: Einleitung in die Forstwirtschaftslehre 1 g; Grundsätze der Waldertragsregelung und der Berechnung des Wertes der Waldungen 1 g; Forstliche Exkursionen Sonnabend nachmittag g; Holzanbau und Pflanzenerziehung 1. — Maas: Landwirtschaftliche Hochbauten 1 g.

Lektoren und Lehrer für Künste.

Lektoren:

Pillet: Neufranzösische Uebungen im romanischen Seminar 2 g; Praktische Uebungen in der französischen Syntax 2; Uebersetzung eines deutschen Schriftstellers ins Französische 2. — Abicht: Russische Grammatik 2 g; Interpretation von Tolstois „Das Lebensbrot des Menschen" 2; Interpretation von Krasickis Satiren 2. — Riesenfeld: Die Photographie und ihre Technik 1 g; Photographisches Praktikum 2. — Selle: Fortbildungskursus, verbunden mit der Lehre der Redeschrift nach dem System Gabelsberger und kurze Darstellung d. Geschichte d. Stenographie g. — Riesenfeld: Landwirtschaftl. Handelskunde I: Allgemeiner Teil (Kaufmännische Grundsätze im landwirtschaftlichen Gewerbebetriebe — handelsgewerbliche Nebenbetriebe) und spezieller Teil, 1. Abschnitt: Warenhandelsverkehr (Handelsgeschäfte und Handelsgebräuche, insbesondere beim Ein- und Verkauf landwirtschaftlicher Bedarfsgegenstände und Erzeugnisse) 2. — Stoy: Für Studierende aller Fakultäten: Uebersetzung eines deutschen Schriftstellers ins Englische 2 g; Praktische Uebungen im mündlichen und schriftlichen Gebrauch des Neuenglischen an der Hand der Lektüre: Selections from „The Tennyson Epoch" 3; Vortrag in englischer Sprache, mit Lektüre und Erklärung des Textes von Percys „The Reliques of Ancient English Poetry" und „Sir Walter Scott life & works" 2.

Musiklehrer.

Filke: Gesangsübungen des St. Caecilienchors (kath. Theologen) Freitag abend ½8 Uhr g; Gesangsübung der gemischten Chor-Klasse 2 g. — Kinkeldey: Orgelkursus 4; Harmonielehre, I. Teil, 2.

Naturhistorischer Zeichner.

Löschmann: Aktzeichnen für Mediziner; Wissenschaftliches und künstlerisches Zeichnen und Malen für Hörer aller Fakultäten.

Lehrer für körperliche Fertigkeiten.

Unterricht im Fechten erteilt der Universitäts-Fechtmeister Luckner, im Tanzen der Universitäts-Tanzlehrer Reif.

Vorlesungen
an der
Königlichen Albertus-Universität
zu Königsberg
im Sommerhalbjahre
vom 15. April 1911 an.

Die Ziffern geben die Stundenzahl an, g bedeutet gratis.

Theologische Fakultät.

Jacoby: Theorie u. Gesch. d. deutschen Volksschulwesens 2; Homiletische Abteilung des praktisch-theolog. Seminars 1 g. — Benrath: Gesch. d. katholischen Kirche vom Tridentinum bis zum Vatikanum 1 g; Kirchengeschichte (bis 800) 5; Historische Abteilung d. theol. Seminars 2 g. — Dorner: Die Bedeutung der Geschichte, insbesondere der Geschichtlichkeit Christi, für die christliche Religion 1 g; Symbolik 5; Apologie in Verbindung mit Religionsgeschichte 4; Systematische Abteil. d. Seminars 2 g. — Schulze: Systematische Uebungen 1 g; Dogmatik 5. — Löhr: Einleitung ins A. T. 5; Erklärung der Genesis 5; Alttestamentliche Abteil. d. theolog. Seminars 2 g. — Uckeley: Moderne Gemeinschaftsbewegung 1 g; Praktische Theologie II 4; Katechet. Abteil. d. praktisch-teolog. Seminars 1 g. — Juncker: Matthäusevangelium mit Berücksichtigung der synoptischen Frage 5; Kolosser- und Epheserbrief 2; Neutestamentliches Seminar 2 g. — Lezius: Geschichte des Unionismus

1 g; Kirchengeschichte III 4; Kirchengeschichtliche Uebungen 2 g. — Hoffmann: Römerbrief 5; Exegetische Uebungen 1½ g. — Albert: Hebräische Grammatik 4 g; Propheten Israels 1 g; Alttestamentliches Proseminar 2 g. — Lackner: Litauisches Seminar 6 g. — Grzybowski: Polnisches Seminar 4 g.

Juristische Fakultät.

Arndt: Lektüre der preußischen Verfassung 1 g; Allgemeines Reichs- und preußisches Staatsrecht 5; Kirchenrecht 4. — Manigk: Romanistisches Seminar 1 g; Einführung in die Rechtswissenschaft (Enzyklopädie) 4; Römische Rechtsgeschichte 4; Praktikum des bürgerlichen Rechts 2. — Kohlrausch: Fragen der Strafrechtsreform 1 g; Strafrecht I 4; Strafprozeßrecht 4; Zivilprozeß II. (Konkursrecht) 2; Strafrechtspraktikum 2. — von Gierke: Deutsche Rechtsgeschichte 4; Bürgerliches Recht, IV. (Familienrecht) 4; Recht der Wertpapiere unter besonderer Berücksichtigung des Wechselrechts 2; Praktikum des Handelsrechts 2; Germanistisches Seminar 2 g. — Litten: Einführung in die Papyruskunde (mit Interpretation ausgewählter juristischer Urkunden) 1 g; System des römischen Privatrechts 7; Bürgerliches Recht, V. (Erbrecht) 4; Digesten-Exegese 2. — Knoke: Schuldverhältnisse aus unerlaubten Handlungen 1 g; Gesch. d. röm. Zivilprozesses 2; Bürgerliches Recht, II. (Recht der Schuldverhältnisse) 4; Bürgerliches Recht, III. (Sachenrecht) 4; Uebungen im bürgerlichen Recht, für Anf. 2; Konversatorium d. bürgerl. Rechts 2. — Graf zu Dohna: Geschichte des Schuldbegriffs 1 g; Zivilprozeß, I (Gerichtsverfassung, ordentliches Erkenntnisverfahren erster Instanz) 4; Zivilprozeß, II 1 (Rechtsmittel, besondere Verfahrensarten, Zwangsvollstreckung(2; Strafrecht, II (besonderer Teil) 2; Zivilprozeßpraktikum unter Berücksichtigung des bürgerlichen Rechts 2. — N. N.: Allgemeines, Reichs- und preußisches Verwaltungsrecht 5; Völkerrecht 4; Praktikum des Staatsrechts 1. — Müller-Erzbach: Bürgerliches Recht (allgemeiner Teil) 4; Handels- und Seerecht 5. — Holldack: Das Recht der Eingeborenen in den deutschen Kolonien 2.

Medizinische Fakultät.

Jaffe: Chemie des Harns 1 g; Physiologische und pathologische Chemie 3; Chemisches Praktikum für Mediziner 6; Kursus der physiologischen Chemie, speziell Harnanalyse 3; Arbeiten im Laboratorium für medizinische Chemie und experimentelle Pharmakologie tägl. — Hermann: Ueber Stimme und Sprache, mit Versuchen 1 g; Experimental-Physiologie, I. Teil 6; Physiologie der Sinnesorgane, Gesichtssinn 2; Gehör und übrige Sinne 1; Physiologisches Praktikum 6; Physiologische Untersuchungen, für Geübtere tägl. — Stieda: Topographische Anatomie, II. Teil 1 g; Anatomie des Menschen 6; Praktische Uebungen in der allgemeinen u. speziellen mikroskopischen Anatomie 8. — Lichtheim: Klinik der Nervenkrankheiten 1½ g; Medizinische Klinik 7½; Kursus der Hydrotherapie 1. — Winter: Praktikum der kleineren Gynäkologie 1 g; Geburtshilflich-gynäkologische Klinik 5. — Meyer: Topische Diagnostik der Hirnkrankheiten 1 g; Psychiatrische und Nervenklinik 3; Gerichtliche Psychiatrie, mit Krankenvorstellungen 1. — Henke: Praktische Uebungen in der pathologisch-histologischen Technik 1 g; Allgemeine Pathologie und pathologische Anatomie 5; Kursus der pathologischen Histologie 2; Pathologisch-anatomischer Demonstrationskursus 1; Arbeiten im Laboratorium des Instituts tägl. g. — Krückmann: Behandlung der Granulose 1 g; Augenklinik 5. — Payr: Grenzgebiete der Chirurgie und inneren Medizin 1 g; Chirurgische Klinik 7½; Operationskursus an der Leiche 6. — Kruse: Hygienische Besichtigungen 2 g; Hygiene, II. Teil 3; Hygienisch-bakteriologischer Kursus 4½; Bakteriologischer Kursus für Pharmazeuten 4; Arbeiten im Laboratorium, für Geübtere g. — Schreiber: Untersuchungsmethoden, betreffend Speiseröhre, Magen und Darm 1 g; Medizinische Poliklinik 4; Impftechnik 1 sowie an den noch bekannt zu gebenden öffentlichen Impfterminen. — Zander: Feinerer Bau d. Gehirns und Rückenmarks 1 g; Knochen- und Gelenklehre 3; Entwicklungsgeschichte des Menschen, mit Berücksichtigung der wichtigsten Mißbildungen 3; Anatomisches Seminar 4. — Falkenheim: Hygiene des Kindesalters 1 g; Poliklinik der Kinderkrankheiten 2. — Puppe: Ueber soziale Medizin, für Hörer aller Fakultäten, insbesondere für Juristen und Mediziner 1 g; Für Mediziner: Praktischer Kursus der gerichtlichen Medizin 2; Für Juristen: Ueber gerichtliche Medizin, mit Demonstrationen 2. — Scholtz: Pathologie und Therapie der Syphilis 1 g; Poliklinik der Haut- u. Geschlechtskrankheiten 3. — Gerber: Laryngoskopie u. Rhinoskopie 1 g; Poliklinik der Hals- u. Nasenkrankheiten 1½. — Stenger: Praktischer Kursus der kleineren oto-rhinologischen Eingriffe 1 g; Poliklinik der Ohrenkrankheiten 2. — Samter: Orthopädie, mit Demonstrationen 1 g; Diagnose chirurgischer Erkrankungen und Verletzungen 2. — Hilbert: Kursus der klinischen Untersuchungsmethoden 3; Die akuten Infektionskrankheiten (mit Demonstrationen) 1. — Kafemann: Die operative Behandlung der Kieferhöhleneiterungen g. — Cohn: Allgemeine Arzneiverordnungslehre, mit Uebungen im Rezeptschreiben und Anfertigen von Arzneiformen 2. — Rosinski: Geburtshilflicher Operationskursus 4. — Braatz: Aus der Geschichte der Chirurgie 1 g; Ueber die jetzige Wundbehandlung 1 g. — Hallervorden: Wesen und Entwicklung der psychologischen Empirie 1 g. — Askanazy: Spezielle Pathologie und Therapie der inneren Krankheiten 4. — Weiß: Ausgewählte Kapitel aus der vegetativen Physiologie 2; Praktikum der Zellenphysiologie 2 g. — Ellinger: Die wichtigsten Vergiftungen 1. — Ehrhardt: Chirurgisches Kolloquium 1 g; Chirurgie der Schilddrüse 1 g. — Stieda: Orthopädie 1. — Streit: Kursus der Oto-, Rhino- und Laryngoskopie 1 g; Die für den praktischen Arzt wichtigsten Erkrankungen des Ohres, der Nase und des Kehlkopfs 1 g. — Cohn: Krankheiten der Harnorgane g. — Joachim: Die Lehre vom Puls 1 g; Kursus der klinischen Diagnostik mittels physikalischer Untersuchungsmethoden 3. — Klieneberger: Klinische Untersuchungsmethoden mittels mikroskopischer, chemischer und bakteriologischer Technik 2; Kursus der Blutuntersuchung u. d. Blutkrankheiten 1. — Draudt: Allgemeine Chirurgie 2. — Hofbauer: Pathologie des Neugeborenen 1 g; Histologisch-gynäkologische Diagnose 2; Praktische Gynäkologie 1. — Goldstein: Psychiatrisch-neurologische Diagnostik 1. — Brückner: Augenuntersuchungsmethoden 2. — Frangenheim: Kursus der Verbandlehre 1; Kursus der chirurgischen Röntgenologie 1; Erkrankungen der Mundhöhle 1. — Lissauer: Pathologische Anatomie der Knochen und Muskeln 1. — Stein: Klinik der Mund- und Zahnkrankheiten 2; Technische Arbeiten im Laboratorium (einschl. Kronen- und Brückenarbeiten), täglich (außer Sonnabend). — Borchardt: Pathologische Physiologie 1; Kursus der funktio-

nellen Diagnostik innerer Krankheiten 1. — Lippmann: Allgemeine Therapie 1. — Bürgers: Schulhygiene 1. — Linck: Kursus der Otoskopie und Rhinoskopie g. — Heller: Kursus der chirurgisch-orthopädischen Diagnostik und Therapie 2. — Rhese: Erkrankungen des Ohres und der Nase in ihren Beziehungen zur allgemeinen Medizin g; Praktischer Kursus der direkten Laryngoskopie, Tracheoskopie und Bronchoskopie. — Doebbelin: Zahnfüllung, tägl.; Zahnersatz, tägl.; Zahnextraktionen, tägl.

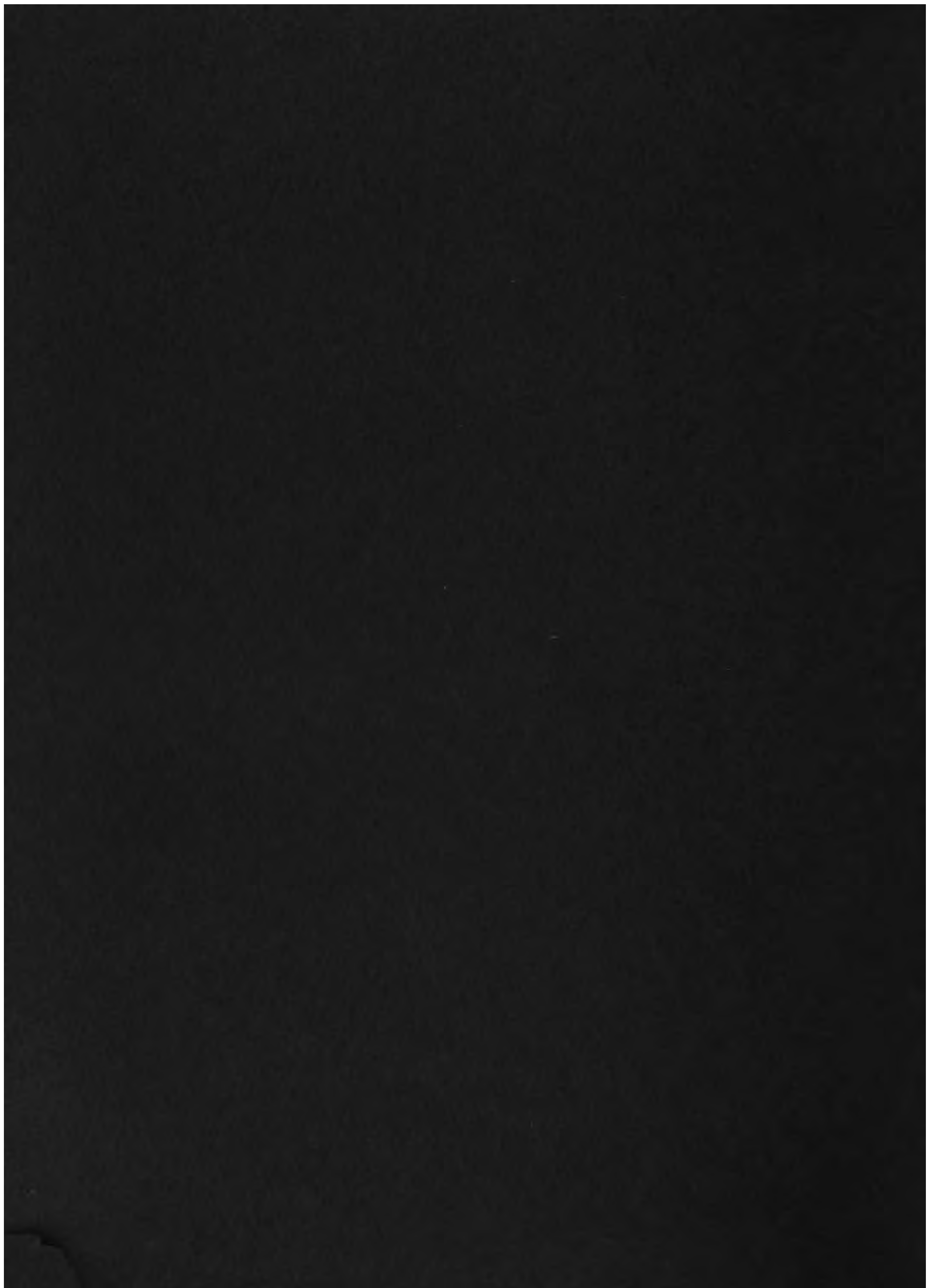
Philosophische Fakultät.

Rühl: Ausgew. Kap. d. römischen Privataltertümer 1 g; Aelteste Geschichte von Italien und Rom 4; Historisches Seminar (alte Geschichte) 1½ g. — Ludwich: Ueber die gottesdienstlichen Einrichtungen der Griechen 1 g; Geschichte der griechischen Poesie 4. — Bezzenberger: Erklärung von Yaskas Niruktam 1 g; Lettische Grammatik 2 g; Gotische Grammatik 2. — Hahn: Landschaftskunde 1 g; Topographie des Deutschen Reiches 3; Geographische Uebungen 1½ g. — Braun: Die tierischen Parasiten des Menschen 2 g; Allgemeine Zoologie, mit Demonstrationen 6; Parasitologisches Praktikum 2; Arbeiten für Geübtere, tägl g. — Baumgart: Die Entwicklung des deutschen Dramas durch Lessing und Schiller 2 g; Schillers Leben und Schriften 4; Deutsches Seminar: Schillers philosophisch-ästhetische Abhandlungen und Gedichte 2 g. — Volkmann: Mathematisch-physikalisches Seminar: Uebungen u. Ergänzungen zur Einführung in das Studium der theoretischen Physik unter besonderer Berücksichtigung der Methodik wissenschaftlichen Zahlenrechnens 1 g; Einführung in das Studium der theoretischen Physik 4; Mathematisch-physikalisches Laboratorium: a) Physikalisch-praktische Uebungen und Arbeiten für Anfänger und Vorgerückte 6; b) Leitung großer spezieller Arbeiten, ganztägig; Handfertigkeitspraktikum bei beschränkter Zulassung 2 g. — Roßbach: Philologisches Seminar, I.: Erklärung der Charaktere des Theophrast 2 g; Philologisches Seminar, II.: Erklärung von Abschnitten (namentlich den kunstgeschichtlichen) der Naturalis historia des Plinius 2 g; Privates und öffentliches Leben der Römer, vorgeführt an Pompeji und seinen Denkmälern 2; Metrik der griechischen Tragiker, mit Lese- und Uebersetzungsübungen 2; Archäologisch-numismatische Uebungen im Münzkabinett 1½ g. — Haencke: Deutsche Künstlerbilder von der Karolinger-Zeit bis zur Gegenwart 1 g; Geschichte der italienischen Hoch-Renaissance 2. — Klinger: Vorprüfungen bei qualitativer Analyse 1 g; Besprechung neuer Arbeiten 1 g; Organische Chemie 4; Chemisches Praktikum für Mediziner 3; Uebungen im Laboratorium, ganz- und halbtägig. — Meyer: Uebungen zur analytischen Geometrie der Ebene; Analitische Geometrie der Ebene 3; Einleitung in die Zahlentheorie 4; Uebungen zur Zahlentheorie, im math. Seminar 1 g. — Schoenflies: Uebungen im mathematischen Seminar (für Fortgeschrittene) 1½ g; Differentialgleichungen 4. — Stutzer: Agrikultur-Chemie (Ernährung der Pflanzen) 2 g; Chemie für Landwirte 4; Praktische Uebungen im chemischen Laboratorium, ganz- und halbtägig. — Krauske: Europäische Geschichte im Zeitalter der französischen Revolution 4; Historisches Seminar (neuere Geschichte): Untersuchungen zur Geschichte des Don Carlos 2 g. — Kaluza: Englisches Seminar I. Kritische Besprechung englischer Schulgrammatiken 2 g; Einführung in das Studium der englischen Philologie 2; Erklärung mittelenglischer Texte nach Zupitza-Schippers Alt- und mittelenglischem Uebungsbuch 2. — Wünsch: Philologisches Seminar I. Interpretationen aus Cicero de legibus 2 g; Philologisches Proseminar: Interpretation neugefundener Bruchstücke griechischer Lyriker 1 g; Erklärung römischer Elegiker mit einer Einleitung: Geschichte des englischen Distichons 4. — Gerlach: Staatswissenschaftliche Uebungen im Seminar 2 g; Praktische Nationalökonomie 5; Agrarpolitische Uebungen, für Hörer aller Fakultäten: innere Kolonisation und Landarbeiteransiedlung 2 g. — Battermann: Uebungen zur geographischen Ortsbestimmung 2 g; Geographisch-astronomische Ortsbestimmung 2. — Schultz-Gora: Voltaire und Rousseau 3; Einführung ins Spanische nebst Erklärung der Novelas ejemplares des Cervantes 2; Altfranzösische Uebungen im romanischen Seminar 2 g. — Meissner: Deutsches Seminar: Rómverjasaga; Besprechung schriftlicher Arbeiten 2 g; Geschichte der deutschen Literatur im Mittelalter 4; Mittelhochdeutsche Grammatik (mit Uebungen) 2. — Mitscherlich: Landwirtschaftliche Exkursionen, Sonnabend nachmittags; Spezielle Pflanzenbaulehre 3; Pflanzenzüchtung 1; Praktische Uebungen auf den Gebieten der Bodenkunde, Samenkunde, Pflanzenzüchtung und Pflanzenkrankheiten, für Anfänger, halbtägig; Arbeiten im Laboratorium des landwirtschaftlichen Instituts (Abteilung für Pflanzenbau), halb- und ganztägig. — Ach: Philosophisches Seminar: Kants Kritik der reinen Vernunft 1½ g; Psychologie mit Demonstrationen 4; Experimentell-psychologische Arbeiten (für Fortgeschrittene), täglich g. — Werminghoff: Allgemeine Staatengeschichte des Mittelalters 4; Historisches Seminar (mittelalterliche Geschichte) 2 g. — Kaufmann: Ergänzungen zur Experimentalphysik 1 g; Experimentalphysik I (Mechanik, Akustik, Wärme) 5; Physikalische Uebungen für Anfänger: a) für Studierende der Mathematik und Physik 3, b) für Studierende der Medizin, Pharmazie und Naturwissenschaften 3; Physikalische Uebungen für Vorgeschrittene tägl.; Physikalisches Kolloquium 2 g. — Goedeckemeyer: Philosophische Uebungen: Humes Enquiry 1½ g; Erkenntnistheorie und Metaphysik 4. — Bergeat: Deutsche Erzlagerstätten 1 g; Grundlagen der Gesteinskunde 4; Mikroskopische Untersuchung von Mineralien und Gesteinen 2 g; Arbeiten für Geübtere, täglich g. — Tornquist: Geologische Exkursionen, an noch näher festzusetzenden Tagen (erste Exkursion am 20. bis 21. Mai auf die Kurische Nehrung) g; Allgemeine Geologie 3; Geologische Uebungen für Anfänger 2 g; Anleitung zu selbständigen geologischen und paläontologischen Arbeiten, täglich g. — Hesse: Theoretische Nationalökonomie 5; Finanzwissenschaft 4. — Schulthess: Hebräisch: Fortsetzung der Lektüre des Jesus Sirach 1 g; Assyrisch, I. Teil 2; Arabisch, für Vorgerücktere 2. — Hansen: Demonstrationen auf dem Gebiet der Landwirtschaft, in zu bestimmenden Stunden g; Landwirtschaftliche Exkursionen, Sonnabend nachm.; Spez. Tierzuchtlehre (Pferde-, Rinder-, Schaf- u. Schweinezucht) 6; Landwirtschaftl. Taxationslehre 2; Landwirtschaftl. Uebungen auf dem Gebiet der landwirtschaftlichen Betriebs- und Tierzuchtlehre 1 g; Arbeiten und Uebungen im landwirtschaftlichen Institut, I. Abteilung: über Betriebslehre und Tierzucht, tägl. g. — Mez: Demonstrationen im botanischen Garten g; Allgemeine Botanik 5; Botanisches Praktikum für Anfänger 6; Arbeiten für Vorgeschrittene, tägl. g. — Schubert: Historische Uebungen für Anfänger 1 g; Geschichte der orientalischen Völker 3. — Blochmann: Besprechung ausgewählter Kapitel aus der technischen Chemie 1 g; Ausgewählte

Kapitel aus der technischen Chemie, mit anschließenden Besichtigungen von Fabrikanlagen, Mittwoch von 3 Uhr an; Analytische Chemie (quantitative Analyse) 2. — Franke: Sanskrit-Kursus II. und leichte Lektüre 2 g; Kursorische Sanskrit- oder Pali-Lektüre 2 g; Einführung in die Grammatik des Panini 2. — Uhl: Volkskunde 2; Althochdeutsche Uebungen (kleinere Denkmäler) 2 g. — Peiser: Uebungen zur semitischen Epigraphik 1 g; Arabisch, für Anfänger 2; Syrisch, für Anfänger 2; Assyrisch, für Fortgeschrittene 2. — Deubner: Philologisches Seminar, II. Kursus: textkritische Uebungen an Iamblichs Vita Pythagorae 2 g; Philologisches Proseminar: Horaz Ars poetica 1 g; Organisation des römischen Staatswesens 4; Lateinischer Anfängerkursus 2. — Rupp: Ueber Arzneimittelprüfung 1 g; Pharmazeutische Chemie (aromatische Reihe) 3; Uebungen im pharmazeutisch-chemischen Laboratorium, täglich. — Müller: Klinische Demonstrationen 1 g; Seuchen der Haustiere und das Seuchengesetz unter Einschluß der wichtigsten inneren und äußeren Krankheiten der Haustiere 2; Die Grundzüge der Gesundheitspflege der Haustiere 1. — Hittcher: Milchwirtschaft, II. Teil 2; Milchwirtschaftliches Praktikum für Anfänger 2; Milchwirtschaftliches Praktikum für Geübtere 6. — Benrath: Konstitutionsbeweise 1 g; Einführung in die physikalische Chemie 2. — Tolkiehn: Theorie des lateinischen Stils 4; Lateinische Gesellschaft (Cicero) g; Anfangskursus im Griechischen, für Abiturienten von Realanstalten 3. — Rost: Aethiopisch 2 g; Altslavische Uebungen 1 g; Uebungen im mündlichen und schriftlichen Gebrauche der russischen Sprache 2 g; Altbulgarische Grammatik 2; Assyrisch, für Fortgeschrittene 2; Russisch, a) für Anfänger 2, b) für Fortgeschrittene 2. — Lühe: Zoologische Exkursionen, nach besonderer Vereinbarung g; Bau und Funktionen des menschlichen Körpers, für Studierende der Naturwissenschaften 3. — Kowalewski: Geschichte der neueren Philosophie 4; Die philosophischen Richtungen der Gegenwart 1. — von Negelein: Neupersisch, für Anfänger g; Sanskrit, II. Kursus. — Abromeit: Botanische Exkursionen, nach Verabredung g; Pharmakognosie 2; Anatomische Untersuchungen der Nahrungs- und Genußmittel 4; Bestimmungsübungen 2. — Seraphim: Lateinische Paläographie, für Historiker und Philologen (Buch- und Urkundenschrift, verbunden mit praktischen Uebungen im Lesen paläographischer Vorlagen) 2 g. — Stolze: Allgemeine Verfassungsgeschichte der Neuzeit 2; Historische Uebungen für Anfänger (Mittelalter) 2 g. — Spangenberg: Einführung in die Quellen und Literatur der ostpreußischen Provinzialgeschichte (mit Uebungen über mittelalterliche Schriftenkunde) 2 g. — Wreszinski: Religion der alten Aegypter 1 g; Hierolglyphische Texte, für Vorgeschrittene 2; Altägyptisch, für Anfänger; Koptisch, für Anfänger. — Krollmann: Geschichte der preußischen Stände 2. — Kaluza: Uebungen zur Differentialrechnung 1 g; Differentialrechnung 4; Allgemeine Mengenlehre 1; Kolloquium über Mengenlehre 1 g. — Bieberbach: Darstellende Geometrie 4; Einführung in die Galoische Theorie der algebraischen Gleichungen (Dreiteilung des Winkels, Gleichung 5. Grades usw.) 2. — Flamand: Französische Sprech- und Schreibübungen; Lesen eines modernen Buches 2; Le mouvement romantique; les figures et les couleurs chez V. Hugo; analyse détaillée de quelques poésis 2; Exercices de diction 1; Für die Mitglieder des romanischen Seminars $1\frac{1}{2}$ g; Cours supérieur de conversation $1\frac{1}{2}$; Cours superieur de conversation 1. — Dunstan: Englisches Seminar, II. Abteilung: Englische Phonetik, mit Uebungen aus Sweet „Elementarbuch des gesprochenen Englisch" 2 g; Englische Vorträge über ausgewählte Abschnitte der neuenglischen Literatur, mit Konversationsübungen $1\frac{1}{2}$; Uebersetzungsübungen aus dem Deutschen ins Englische und freie schriftliche Arbeiten 2. — Wesener: Ausgewählte Teile aus dem Forstschutz und der Forsteinrichtung 1 g.

V. Lehrer der Künste und Fertigkeiten.

Mentz: Einführung in die Stenographie (System Gabelsberger) 1 g; Geschichte und System der griechischen Tachygraphie 1 g. — Grüneklee: Fechtkunst. — Gudjons: Freiübungsturnen, Geräteturnen. — Voß: Reitkunst. — Margarete Stoige: Tanzkunst.



Vorlesungen
der
Universität Göttingen
Winter-Semester 1911/12.

Die arab. Ziffern geben die Stundenzahl an. Das g (gratis) bedeutet, daß die Vorlesung unentgeltlich ist. Arb. = Arbeiten. Üb. = Übungen. Sem. = Seminar. tgl. = täglich. m. = mit. Gesch. = Geschichte. f. = für.

Theologische Fakultät.

Knoke: Leben, Schriften u. Lehre des Apostels Paulus 2. — Smend: Einleit. i. d. Alt. Test. 1; Alttestam. Ueb. 2 g. — Wellhausen: Erklärung des Jesaias 4. — Bonwetsch: Dogmengeschichte 4; Kirchen- u. dogmengesch. Sem. 2 g. — Althaus: Dogmatik I. 5; Gleichnisse Jesu 2; System-Sem. 2 g; Liturg. Sem. 2 g; Katechet. Sem. 1 g. — Titius: Theol. Ethik 5; Neutestam. Theologie 4; Kultur, Sitte u. Relig. d. Eingeb. i. d. deutsch. Schutzgebieten (m. Proj.) 2; der moderne Mensch und das Christentum 1 g. — Kühl: Johannesevangelium 4; Einleitung i. d. N. Test. 4; Neutestam. Sem. (Hebräerbrief) 2 g. Maier: wird später ankündigen. — Bousset: Erklärung des Römerbriefs 4; Ursprung des Christentums 1 g. — Rahlfs: Kursor. Lektüre alttest. Stücke 2; Hebr. Gramm. f. Anf. 4; Hebr. Gramm. f. Fortgeschr. 2; Arabisch f. Anf. 2; Fortsetzung d. Syr. f. Anf. 1 g. — Der neu zu beruf. Professor: Homil. Sem. 2 g; Katechetisches Sem. 1 g. — Heinzelmann: Auslegung des I. Korintherbriefs 3; Konversatorium ü. d. Gesch. d. neueren Philosophie 2. — Loeschcke: Christl. Archaeologie 2; Kirchengesch. Ueb. 2 g.

Juristische Fakultät.

v. Bar: liest nicht. — Frensdorff: Deutsches und Preußisches Verwaltungsrecht 4; Deutsches Städtewesen i. Mittelalter u. Neuzeit 1 g. — Detmold: Zivilprozeß 4; Zivilprozeßpraktikum 2; Bürgerl. Recht, allgem. Teil 4; Rechtsentwicklung in Hannover 1 g. — R. von Hippel: Strafprozeß 4; Strafrechtspraktikum 2. — Schoen: Deutsches u. Preußisches Staatsrecht 4; Kirchenrecht 4; Verwaltungsrechtspraktikum 2; Kirchliches Eherecht 1 g. — Beyerle: beurlaubt. — Titze Römische Rechtsgeschichte 2; Recht d. Schuldverhältnisse 4; Konkursrecht 2; Ueb. i. BGB. f. Vorgerücktere 2; Besprechung ausgew. Zivilrechtsfälle 1 g. — K. Lehmann: Handels-, Schiffahrts- und Versicherungsrecht 5; Wechsel- und Scheckrecht 1; Bürgerl. Recht, Familienrecht 3; Praktikum d. Handelsrechts 2; Ueb. i. Versicherungssem. 2 g. — Hatschek: Deutsches u. preuß. Verwaltungsrecht 4; Völkerrecht 3; Staatsrechtspraktikum 2; Englands Verfassung 1 g. — Der neu zu beruf. Professor: Geschichte u. System d. röm. Privatrechts 6; Deutsch. bürg. Recht, Sachenrecht 4; Internationales Privatrecht 1; Ueb. i. röm. Recht f. Anf. 1 g. — Höpfner: Strafrecht 4; Rechtsentwicklung in Preußen 2; Einführung i. d. Rechtswissenschaft 2. — Rosenberg: Bürgerl. Recht, Erbrecht 3; Arbeiterversicherung 2; Röm. Zivilprozeß 1; Zwangsvollstreckung 1; Kursus zur sprachl. Einführung i. d. Quellen d. röm. Rechts 3; Ueb. i. bürg. Recht f. Anf. 2. — Schreiber: Deutsche Rechtsgeschichte 4; Grundzüge des deutsch. Privatrechts 4; Urheber- und Erfinderrecht 1; Ueb. i. deutsch. Recht 2; Konversatorium ü. Handelsrecht 2.

Medizinische Fakultät.

Merkel: Systematische Anatomie I. 6; Präparierübungen tgl.; Topographisch anatom. Sezierkurs. m. Heiderich tgl.; Selbständ. Arbeit. Geübterer, täglich. — Cramer: Psychiatrische und Nervenklinik 4; Poliklinik f. psychische und Nervenkrankheiten 1; Gerichtliche Psychiatrie m. Demonstration von Kranken (f. Mediz. u. Juristen) 2; Ueber Nervosität, ihre Ursache und ihre Behandlung 1 g; Anleitung zur Anfertigung von Gutachten usw. (m. Weber) g; Arb. im Laborat. d. Klinik (m. Weber) g. — A. v. Hippel: Ophthalmologische Klinik 5; Allgemeinkrankheiten und Augenerkrankungen 1 g. — Kaufmann: Spezielle pathologische Anatomie 5; Demonstrationskurs. 2; Sektionskurs. 2; Mikroskopische Geschwulstdaginostik 2; Arbeiten im Path. Inst. 48 g. — Hirsch: Medizinische Klinik 7½; Klinische Visite 1 g; Klinisches Kränzchen g. — Jung: Geburtshilflich-gynäkol. Klinik 6; Geburtshilflicher Operationskurs. 3. — Jensen: Physiologie des Menschen II. Teil 5; Physiolog. Praktikum f. Anf. 4; desgl. f. Fortgeschr. täglich; Selbständ. Arbeiten tgl.; Physiolog. Kolloquium 1 g. — Heubner: Experimentelle Pharmakologie 5; Biochemisches Kolloquium 2 g; Arbeiten i. Institut tägl. g. — Esser: Anatomie u. Physiologie der Haustiere u. Seuchenlehre 5; Demonstrationen g; Klinik d. Haustiere 12 g. — Ehrlich: Exp. Chemotherapie. — Rosenbach: Chirurgischdiagnostischer Kursus 2; Chirurgische Poliklinik f. Stud. d. Zahnheilkunde 2; Orthopädie 1; Chirurgische Poliklinik 5 g. — Damsch: Propädeutik 3; Laryngoskopischer Kurs. 1; Fürsorgemaßnahmen z. Bekämpfung d. Tuberkulose 1 g. — Bürkner: Ohren- u. Nasenklinik 3½; Ohrenkrankheiten bei Allgemeinkrankheiten 1 g. — Lochte: Gerichtl. Medizin (Vorlesung f. Mediziner) 2; Arbeiterversicherung (f. Mediziner) 1; Gerichtl. Medizin (f. Juristen) 1 g; Arbeiten im Institut f. gerichtl. Medizin täglich g. — Heiderich: Topographische Anatomie 3; Spezielle Entwicklungsgeschichte (Sinnesorgane u. Urogenitalapparat) 1; Mikroskopische Anatomie f. Geübtere 4; Anatomie d. Gehirns 1 g. — Göppert: Klinik u. Poliklinik d. Kinder- u. Säuglingskrankheiten 3; Ernährung und Ernährungsstörungen d. Säuglings 1; Ueb. i. d. Ernährungslehre f. Fortgeschrittene 1. — Droysen: Geburtshilfe 2. — Schieck: Augenspiegelkurs. f. Anfänger 2; Ueb. i. Augenspiegeln f. Fortgeschritt. 1; Ergebnisse der Immunitätsforschung m. bes. Berücks. der Augenheilkunde 1 g. — Weber: Propädeutische Psychiatrie 1; Medizin. Psychologie und Psychopathologie 1; Psychiatrisches Kolloquium 2; Psychologie des Verbrechers 1 g. — Doering: Verbandskurs. m. Besprechung d. Frakturen u. Luxationen 3; Kolloquium ü. ausgewählte Kapitel d. speziellen Chirurgie 2. — Uffenorde: Propädeutischer Kurs. d. Ohren- und Nasenheilkunde 2; Poliklinik d. Kehlkopfkrankheiten 1. — Rosenthal: Ursachen und Verhütung der Tropenkrankheiten 1; Gewerbehygiene 1; Biologie u. Systematik d. Infektionserreger (mediz. Bakteriologie); Hygienische, insb. Gewerbehygien. Exkursion 2 (alle 14 Tage) g; Hygienisch-bakter. Kurs. 3. — Creite: Krankheiten der Mund- und Rachenhöhle (f. Stud. d. Zahnheilkunde) 2. — Schultze: Spezielle pathologische Anatomie d. weiblichen Geschlechtsorgane 1. — Eichelberg: Die Dianostik d. organischen Nerven- u. Geisteskrankheiten 1; Syphilis u. Zentralnervensystem 1. — Lichtwitz: Medizin. Poliklinik u. Distriktspoliklinik 5; Kursus d. Perkussion u. Auskultation f. Anf. 2; Ausgew. Kapitel aus d. chem. Patho-

logie 1 g. — Voit: Knochen- u. Bänderlehre 3; Anthropologie u. Rassenlehre 1; Anatomie f. Nichtmediziner 2; Anatomie im Röntgenbilde 1. — Loeb: Arzneiverordnungslehre u. Dispensierübungen 2; Experimentelle Therapie 1; Arbeiten im pharmakol. Institut tgl. g. — Port: Kursus d. Perkussion u. Auskultation f. Vorgerückte 2; Kursus der Haut- und Geschlechtskrankheiten 2; Kursus d. klin. Chemie und Mikroskopie 2; Bakteriologie am Krankenbett 1. — Zoeppritz: Physiologie, Pathologie und Therapie von Schwangerschaft, Geburt u. Wochenbett 2; Geburtshilflich-gynäkologisches Kolloquium 1. — Fromme: Diagnostik chirurg. Erkrankungen im Röntgenbilde m. Anleit. zur Technik d. Röntgenverfahrens 1; über die Schußverletzungen 1 g. — Fischer: Pathologische Anatomie d. Knochen u. Gelenke 1; Die Lehre v. Wesen d. Krankheiten i. alter u. neuer Zeit 1 g. — Ricke: Krankheiten d. Zähne u. Kiefer 2; Zahnärztl. Poliklinik m. Ueb. i. Ausfüllen und Füllen d. Zähne 18; Prakt. Ueb. in der zahnärztlichen Technik 39.

Die Vorlesungen der Ordinarien über Chirurgie u. Hygiene werden später angezeigt (s. Anschlag am schw. Brett z. Beginn d. W. S.).

Philosophische Fakultät.

Philosophie.

Baumann: Gesamtgeschichte der Philosophie 3; eine Gotteslehre auf Grund der realen Wissenschaften 1 g; Philosophisches Konversatorium 1 g. — Müller: Psychologie 4; Psychophysische Methodik und Korrelationslehre 2; Experimentelle psychologische Arbeiten g. — Husserl: Kant u. d. nachkantische Philosophie 4; Theorie des Bewußtseins 2; Philosophische Uebungen und Kants Kritik d. Vernunft 2 g. — Peipers: Einführung i. d. Philosophie 3; Ueberblick ü. d. Geschichte der Religionsphilosophie seit Kant 1 g. — Maier: Griech. Philosophie 4; Erkenntnistheorie 2; Philos. Sem. (Sokrates) 2 g. — Nelson: Grundlagen der Ethik 4; Kolloquium ü. ausgewählte Fragen d. angewandten Ethik (Pädagogik u. Politik) 1 g. — Reinach: Willensfreiheit, Zurechnung, Verantwortlichkeit 2; Philosophische Ueb. f. Anf. 2. — Katz: Allgemeine Pädagogik 2.

Mathematik, Astronomie und Geonomie, Theoretische, experimentelle u. technische Physik.

Riecke: Experimentalphysik, II. Teil, 3; Physikalische Ueb. (m. Voigt u. Simon) 8; Seminar: Kinet. Theorie d. Gase, 1 g; Wissenschaftl. Arb. 40. — Voigt: Partielle Differentialgleichungen d. Physik 4; Physikal. Uebungen (mit Riecke u. Simon) 8; Wissenschaftliche Arbeiten 40; Geometrische Optik 2. — Klein: Einführung i. d. Differential- u. Integralrechnung, II. Teil, 4; Seminar 2 g. — Hilbert: Mechanik d. Kontinua 4; Logische Grundlagen d. Mathematik 1; Mathem. physikal. Sem. u. logische Grundlagen Ld. Mathematik (m. Toeplitz u. Haar) 2 g. — Runge: Mechanik m. Ueb. 6; Seminar: Elektrizitätslehre (m. Simon u. Prandtl), 2 g. — Wiechert: Vermessungswesen, theoret. Teil 4; Elektrizität u. Magnetismus 4; Geonomisches Seminar 1 g; Geophysikalisches Praktikum.

Prandtl: Statik der Bauwerke 3; Mechanikpraktikum I. 3; Mechanikpraktikum II. 3; Sem. ü. Elektrizitätslehre (m. Runge u. Simon) 2 g; Kolloquium ü. Luftschiffahrt 1 g; Selbständ. Arbeiten 40 g. — Simon: Angewandte Elektrizitätslehre 4; Einführung i. d. Elektrotechnik 2; Elektrotechn. Praktikum I. 3; Elektrotechn. Praktikum II, 3; Wissenschaftl. Untersuchungen tägl. Elektrizitätslehre (Sem.) (m. Runge u. Prandtl) 2 g; Physikal. Ueb. (m. Riecke u. Voigt) 8. — Landau: Analytische Zahlentheorie 4; Mathem. Sem. 2 g. — Hartmann: Spektralanalyse d. Gestirne 1; Astrophysikalisches Praktikum 2; Leitung astronomischer und astrophysikalischer Arbeiten f. Fortgeschrittene 12 g. — Ambronn: Bahnbestimmung d. Kometen u. Planeten 2; Parallaxe u. Aberration 1; Ueb. f. Anfänger 5; Ueb. u. selbständige Arbeiten f. Fortgeschrittene tgl.; Besprechung astronom. Literatur u. Vorträge d. Stud. g. — Bernstein: Mathematische Statistik und Versicherungsmathematik 3; Versicherungsrechnung 2; Versicherungsseminar 2 g. — Toeplitz: Funktionentheorie 4; Ueb. z. Funktionentheorie 2; Sem. (m. Hilbert u. Haar) Ueb. d. log. Grundl. d. Math. 2 g. — Born: Einführung i. d. mathem. Behandlung d. Naturwissenschaften 3; Kapillarität (m. Ueb.) 2. — Haar: Krumme Linien u. Flächen 4; Sem. (m. Hilbert u. Toeplitz) über d. logisch. Grundlagen d. Mathematik 2 g. — Weyl: Höhere Funktionentheorie 4; Ueb. z. Differential- u. Integralrechnung 2; Determinanten 2. — v. Kármán: Thermodynamik m. Anwendungen d. thermo-dynamischen Potentiale 3; Ueb. z. graphischen Statik 2. — Nachtweh: Einführung i. Technologie u. Technik 1½; landwirtschaftl. Maschinenkunde 2. — Winkler: Ueb. i. physikal.-technischer Handfertigkeit 4 (Fachschule f. Feinmechanik).

Beschreibende Naturwissenschaften.

Ehlers: Spezielle Zoologie 2. Teil 5; Zootom. Kurs. 4; Zoolog. Ueb. 15; Zoolog.. Soz. f. Vorgeschr. g. — v. Koenen: Ueber Tertiärfaunen g. — Berthold: Pflanzenanatomie 3; Mikroskopisch-botanischer Kursus f. Anfänger 4; Tägl. Arb. i. pflanzenphysiolog. Institut; Ausgew. Kapitel aus d. Physiologie d. Kryptogamen 1 g. — Peter: Morphologie u. Systematik d. niederen Kryptogamen 4; Pharmakognosie 4; Mikroskopisch-botan. Praktikum 4; Leitung botan. Arbeiten tägl.; Vegetation u. pflanzliche Produkte d. deutsch. Kolonien 1 g. — Mügge: Allgem. Mineralogie u. Krystallographie II 4; Elemente d. Gesteinskunde 2; Ueb. f. Anfänger 2; Arbeiten f. Vorgeschrittene tgl. g. — Pompecki: Allgemeine Geologie 5; Anleitung z. Gebrauch d. Mikroskops f. geol. u. palaeontolog. Arbeiten 2; Palaeontologie u. Descendenzlehre 1 g; Geolog. u. palaeontolog. Uebungen tgl. g; Geologisches Kolloquium g. — Hoffmann: Descendenztheorie u. Darwinismus 1; Grundl. d. Vererbungslehre 1. — S. V. Simon: Physiologie der Fortpflanzung u. Vererbung d. Gewächse 2. — Salfeld: Geologie des norddeutschen Flachlandes 2. — Voß: Land- und forstwirtschl. wichtige niedere Tiere 1; Bau u. Funktion d. tierischen Flugwerkzeuge 1 g.

Allgemeine Chemie, physikalische Chemie, technische Chemie.

Wallach: Anorganische Experimentalchemie 6; Chemisches Praktikum 20—40; Chemisches Kolloquium f. Fortgeschr. 1 g. — Tammann: Physikalische Chemie 3; Physikalisch-chemisches Praktikum f. Anfänger 2; Physikalisch-chemische Arbeiten 40; Thermodynamik der Einstoffsysteme 1 g; Kolloquium 1 g. — Fischer: Geschichte der chemischen Technologie 2; Chem. technol. Ueb. 1 g. — Zsigmondy: Ausgewählte Kapitel aus d. anorganischen Chemie 1; Praktikum d. anorgan. u. d. Kolloidchemie 40; Anorgan. Kolloide 1 g. — Kötz: Neuere Theorien i. d. organischen Chemie 1; Die Fortschritte in der organischen Chemie 1; Repetitorium d. Chemie 1; Chemisches Sem. 1 g. — Coehn: Anwendungen d. physikal. Chemie auf techn. Prozesse 1; Photographisches Praktikum 3; Photochem. Ar-

beiten tgl. — Borsche: Chemie der heterocyhlischen Verbindungen 2; Organisch-chemisches Repetitorium f. Fortgeschr. 1. — Sielisch: Chemie der neueren Arzneimittel 1. — Wilke-Dörfurt: Anal. Chemie 2.

Weitere Vorlesungen über pharmazeutische Chemie und die Vorlesungen über Agrikulturchemie werden später angekündigt, s. Anschlag am schwarzen Brett W. S. 1911/12.

Landwirtschaft.

Fleischmann: Geschichte der deutschen Landwirtschaft 4; Naturgeschichte und Züchtung des Hausrindes 3; Ueb. i. milchwirtsch. chem. Arbeiten 4; Ueb. i. milchwirtschaftl. bakteriol. Arb. 4; Die Kuhmilch als menschliches Nahrungsmittel 1 g. — Seelhorst: Allgemeiner Pflanzenbau 3; Pflanzenzüchtung 1; Kleines Praktikum 2; Großes Praktikum 48 g; Landw. Ueb. 1 g. — F. Lehmann: Ernährung d. landw. Nutztiere 3; Demonstrationen über Tierernährung 1 g. — Koch: Bakteriol. Arbeiten tgl; Bakteriologie 1; bakteriol. Ueb. für Pharmazeuten u. Chemiker 1; desgl. f. Landwirte 3; Bakteriologisches Kolloqu. 2 g. — Nachtweh: Einf. i. Technologie u. Technik 1½; Landw. Maschinen 2. — Voß: Land- u. forstwirtschaftl. wichtige niedere Tiere 1.

Staatswissenschaften.

Cohn: Nationalökonomie, allgem. Teil, als Einleit. i. d. Stud. d. Staatswissenschaften 4; Finanzwissenschaft m. bes. Rücks. auf d. Deutsch. u. Preuß. Steuergesetzgebung 4; Ueb. d. Staatswiss. Sem. 2 g. — Lexis: Praktische Nationalökonomie 4; Ueb. i. Sem. f. Versicherungswiss. (mit K. Lehmann) 2 g. — Rosenberg: Recht der Reichsarbeiterversicherung 2.

Erd- und Völkerkunde.

Wagner: Länderkunde von Europa 4; Kartograph. Kurs. I (Projektionen) 2; Geogr. Einzelübungen 2 g; Geogr. Kolloquium f. Fortg. 2 g. — Wolkenhauer: Die deutschen Kolonien 2; Ueb. am Globus 1; Geogr. Einzelüb. 3 g; Geogr. Kolloquium 2 g. — Mecking: Allgem. phys. Meereskunde 2; Kulturgeographie d. Meeres 1 g; Geogr. Einzelüb. 3 g; Geogr. Kolloquium 2 g.

Geschichtswissenschaft.

M. Lehmann: Zeitalter des Absolutismus u. d. Aufklärung (1468—1789) 4; Zeitalter der Freiheitskriege (1808—1815) 1; Ueb. üb. neue Geschichte 2 g. — Busolt: Griechische Geschichte v. 413 an 4; Historische Ueb. über d. Quellen z. Gesch. d. hannibalischen Krieges 2 g. — Brandi: Geschichte d. Zeitalters d. Reformation 4; Territorialgeschichte von Niedersachsen 2; Historisches Sem. 2 g; Ueb. z. Historischen Geographie 1 g. — Stein: Deutsche Verfassungsgeschichte 4; Histor. Proseminar: Urkunden u. Gesetze des Mittelalters 2 g. — Darmstädter: Geschichte d. Vereinigten Staaten v. Amerika 2; Kolonialgeschichtl. Ueb. 2 g. — Willrich:: Kaiser Augustus 2 g. — Mollwo: Verfassungsgesch. d. sp. Mittelalters 2. — Niese: Die Germanen d. spätröm. Reich. bis zur Begründung d. karolingischen Reiches 2; Ueb. ü. Privaturkunden 2 g.

Vergleichende Sprachwissenschaft.

Wackernagel: Jndogermanische Wortbildung 2 (s. klass. Philol.).

Orientalische Philologie.

Wellhausen: Erklärung arabischer Texte 2 g. — Wackernagel: Altiran. Ueb. (m. Andreas) 2 g. — Sethe: Leichtere hieroglyphische Texte 2; Koptische Heiligengeschichten 2; Koptische Lektüre f. Fortgeschrittene 1 g; Literatur d. alten Aegypter 1 g. — Oldenberg: Literaturgeschichte, Hermeneutik und Kritik d. Veda 3; Ausgewählte Abschnitte d. Manugesetzbuches m. Repetitorium d. Sanskritgrammatik 3; Aeltere indische Inschriften 1 g. — Andreas: Neupersisch 2; Afghanisch 2; Altiran. Ueb. (m. Wackernagel) 2 g. — Rahlfs: Arabisch f. Anf. 2; Fortsetzung d. Syrischen f. Anf. 1 g.

Klassische Philologie und Archaeologie.

Leo: Metrik d. Griechen u. Römer 4; Philol. Sem. I. Abt. Euripides Phoenissen 2 g; Catullus 2. — Wackernagel: Indogerm. Wortbildung (mit bes. Rücksicht auf Griechisch u. Latein) 2; Sprachwissensch. Ueb. an griech. Dialektinschriften 2 g. — Körte: Geschichte d. griech. Kunst I 4; Pompeji 1 g; Archäologisches Sem. I 1½ g. — Wendland: Geschichte d. klass. Philologie 4; Phil. Sem. II Platos Gorgias u. Ciceros Orator 4 g. — Pohlenz: Aristophanes 4; Sem. I Senecas Naturales Quaestiones 2 g. — Viertel: Ciceros ausgewählte Briefe 2 g. — Trautmann: Oskisch-Umbr. Grammatik m. Ueb. 2. — Jacobsthal: Griechische Malerei 2; Archäolog. Sem. II 1½ g. — Schultz: Pindar 3; Phil. Prosem.: Lucians Wahre Geschichten 2 g; Kurs. im Lateinischen f. Anf. u. Vorgeschr. sowie Anfängerkurse im Griechischen.

Mittellateinische Philologie.

Meyer: Die Geschichte des Archipoeta 3; Mittellatein. Ueb. 2 g.

Deutsche Philologie.

Schröder: Geschichte d. mittelhochdeutschen Literatur 4; Die deutschen Personen- und Familiennamen 1 g; Sem. f. deutsche Philologie; Ueb. über das ältere Volkslied u. schriftl. Arb. 1½ g; Deutsches Proseminar: „Reinke Vos" 1 g. — Weißenfels: Goethe in Weimar 1775—1808 4; Interpretation deutscher Balladen 1; Sem. für deutsche Philologie: Goethes erste Weimarer Gedichtsammlung 2 g; Zwischenstufe des deutsch. Sem.: Herders Fragmente 1 g; Deutsches Prosem: Mittelhochdeutsche Ueb. f. Anf. 1 g.

Engl. Philologie.

Morsbach: Mittelenglische Grammatik 4; Geschichte d. engl. Verskunst 2; Engl. Sem. Erklärung ausgew. Dichtungen Byrons u. Rosettis 2 g. — Röder: Der engl. Roman seit der Mitte d. 19. Jahrhunderts 1; Lektüre alt- u. mittelengl. Texte f. Vorgeschritt. 2; Alte u. mittelengl. Ueb. im Engl. Prosem. 2 g. — Mc. Grath: Neuengl. Ueb. Unterstufe 2 g; English Poetry 1798—1850 2; Neuengl. Ueb. Oberstufe 2 g.

Romanische Philologie.

Stimming: Geschichte d. altfranzös. Literatur I 4; Interpretation des „Erec" von Chrestien de Troies 2; Ueb. i. Altfranzösischen u. i. Italienischen 2 g. — Claverie: De Beaumarchais à Emile Angier 4; Unterkursus 4; Oberkurs 2 g. — Albano: Einführ. i. d. ital. Sprache verb. m. Ueb. f. Anf. i. dtsch. Sprache 4; Konversations- u. Vortragsüb. 1; Land und Leute Italiens (m. Lichtb.) 1; Einf. i. d. span. Sprache verb. m. Ueb. f. Anf. 2; Lektüre eines span. Textes 1.

Slavische Philologie.

Trautmann: Russisch f. Anf. 2.

Kunstgeschichte

wird später durch Anschlag am schw. Brett bekanntgegeben.

Bibliothekshilfswissenschaften.

Pietschmann: Geschichte der Bibliotheken 2; Ueb i. .Buch- u. Bibliothekswesen 1 g.

Schöne Künste u. Fertigkeiten.

Freiberg: Ensemblespiel 1; Unterricht im Violin-, Klavier- u. Orgelspiel; Harmonielehre u. Kontrapunkt 2 g; Ueb. in gemischtem Chor. — Peters: Zeichnen u. Malen 2 g.

Fechtkunst

lehrt der Univ.-Fechtmeister Grüneklee 50; Reitkurse werden vom Univ.-Stallmeister v. Block täglich abgehalten.

Tanzkunst

lehrt Univ.-Tanzmeister Höltzcke 4.

Ein staatlicher Kursus zur Ausbildung von Turn- (auch Schwimm)-lehrern findet von Mitte Oktober bis Mitte März statt (gr.). Die Zulassung ist beim Univ.-Kurator bis zum 1. Sepnber nachzusuchen.

Vorlesungen

an der

Universität Halle

im Winter-Semester 1911/12.

Beginn der Immatrikulation: 15. Oktober 1911.

Die Ziffern geben die Stundenzahl an. g bedeutet gratis. pr. u. g. privatissime et gratis.

Theologische Fakultät.

Hering: ist von der Verpflichtung, Vorlesungen zu halten, entbunden. — Kattenbusch: Dogmatik, Teil II (System der christlichen Lehre) 5; Systematisches Seminar (religionsphilosophische Fragen) 2 g. — Kähler: Geschichte der Dogmatik im neunzehnten Jahrhundert 2 g; Symbolik 4; Neutestamentliche Sozietät 2 pr u. g. — Loofs: Kirchengeschichte, II. Teil 5; Dogmengeschichte 5; Kirchengeschichtliches Seminar 2 g. — Cornill: Auslegung des Jesaja 5; Einleitung in das Alte Testament 5; Alttestamentliches Seminar 2 g. — Feine: Auslegung des Römerbriefs 4; Auslegung der katholischen Briefe 2; Neutestamentliches Seminar (A) 2 g. — Drews: Praktische Auslegung ausgewählter Perikopen (auf Grund der Lenzschen Stiftung) 2 g; Praktische Theologie, II. Teil (Liturgik, Homiletik, Katechetik) 4; Homiletisches Seminar 2 g; Katechetisches Seminar 2 g. — Lütgert: Religiöse Bewegungen der Gegenwart 1 g; Erklärung der synoptischen Evangelien 4; Neutestamentliche Theologie 4; Neutestamentliches Seminar (B) 2 g. — Haußleiter: Die Mission in den deutschen Kolonien 1 g. Die Grundlagen und Richtlinien der Mission 2; Homiletisches Proseminar 2 g; Missionswissenschaftliches Seminar: Einführung in die wichtigsten Missionsfragen der Gegenwart 2 g. — Voigt: Kirchengeschichte, III. Teil (16.—18. Jahrhundert) 4; Kirchengeschichtliche Uebungen pr u. g. — Achelis: Geschichte der altchristlichen Kunst 1 g; Kirchengeschichte, IV. Teil 4. — Steuernagel: Geschichte der Religion Israels 1 g; Theologie des Alten Testaments 4; Hebräische Grammatik, I. Kursus (Vorbereitung auf das Hebraicum) 4; Alttestamentliche exegetische Uebungen 2 pr u. g. — Lang: Der Heidelberger Katechismus nach Geschichte und Lehre 1 g; Zwinglis Leben und Lehre 1 g. — Hölscher: Erklärung der Pasalmen 4; Hebräische Grammatik, II. Kursus (Wiederholung der Formenlehre und Einführung in die Syntax, im Anschluß an die Lektüre ausgewählter Abschnitte des Alten Testaments) 2; Alttestamentliches Repetitorium (Einleitung und Theologie) 2. — Heim: Dogmatik, I. Teil 4. — Weber: Geschichte des apostolischen Zeitalters 3; Uebungen zur neutestamentlichen Bibelkunde (Synoptische Evangelien) 1 pr u. g. — Mulert: Der Unsterblichkeitsglaube 1 g; Einführung in das theologische Studium (Enzyklopädie der Theologie) 2; Dogmatisches Repetitorium 2. — Goeters: Kirchengeschichtliche Uebungen 2 g; Kirchengeschichte, I. Teil 5. — Büchsel: Der theologische Ertrag der griechischen Philosophie 1.

Juristische Fakultät.

Fitting: ist von der Verpflichtung, Vorlesungen zu halten, entbunden. — Lastig: Wechselrecht 1 g; Grundzüge des deutschen Privatrechts 4; Uebersicht über die Rechtsentwicklung in Preußen 2; Deutsches Handels- und Seerecht, mit Uebungen und schriftlichen Arbeiten, für Anfänger 5. — Loening: Sozialgesetzgebung des Deutschen Reiches (Gewerberecht und Reichsversicherungsordnung) $1\frac{1}{2}$ g; Kirchen- und Eherecht, insbesondere Verfassungsrecht der evangelischen Kirche Preußens 4; Verwaltungsrecht 4; Staats- und verwaltungsrechtliche Uebungen, mit schriftlichen Arbeiten (für die Hörer der Vorlesung über Verwaltungsrecht gratis) 2. — Stammler: Praxis der Ethik und Rechtsphilosophie 1 g; Bürgerliches Recht, Sachenrecht 5; Bürgerliches Recht, Familien- und Erbrecht 5; Praktische Uebungen im bürgerlichen Recht, II. Teil (Sachen-, Familien-, Erbrecht), für Anfänger, mit schriftlichen Arbeiten 2; Exegetische Uebungen im römischen Recht (Erklärung des Corpus Juris Civils in Vergleichung mit dem BGB.) 2. — Finger: Lektüre und Interpretation der Verfassungsurkunde für das Deutsche Reich 1 g; Strafrecht 5; Deutsches Reichs- und Landes-Staatsrecht 4; Völkerrecht 2; Uebungen im Strafrecht und Strafprozeßrecht, mit schriftlichen Arbeiten 1. — von Blume: Kommunalpolitik 1 g; Römische Rechtsgeschichte 4; Römischer Zivilprozeß 1; Genossenschaftsrecht (mit Konversatorium) 2; Praktikum des bürgerlichen Rechts, mit schriftlichen Arbeiten 2. — Rehme: Deutschrechtliche Uebungen (Quellen der fränkischen Zeit) 1 g; Bürgerliches Recht, Allgemeiner Teil 4; Bürgerliches Recht, Recht der Schuldverhältnisse 4; Praktische Uebungen im bürgerlichen Recht, I. Teil (Allgemeiner Teil und Recht der Schuldverhältnisse), für Anfänger, mit schriftlichen Arbeiten 2. — Schwartz: ist von der Verpflichtung, Vorlesungen zu halten, entbunden. — Langheineken: Konversatorium über Zivilprozeßrecht, Teil I 1 g; Strafprozeßrecht 5; Zivilprozeßrecht, Teil I (Erkenntnisverfahren) 5; Zivilprozeßpraktikum 2. — Pagenstecher: Konversatorium über Zivilprozeßrecht, Teil II 1 g; Einführung in die Rechtswissenschaft 3; Zivilprozeßrecht, Teil II (Zwangsvollstreckung und Konkurs) 3. — von Brünneck: Ueber die preußische Reformgesetzgebung der Jahre 1807—1815 1 g; Deutsche Rechtsgeschichte 4. — Raape: Ausgewählte Kapitel des Bürgerlichen Rechts 1 g; System des röm. Privatrechts, verbunden mit praktischen Uebungen 6; System des Landwirtschaftsrechts 2; Kursus zur sprachlichen Einführung in die Quellen des römischen Rechts, für Realabiturienten, in noch zu bestimmenden Stunden. — von Hollander: Exegetikum des Römischen Rechts nach ausgewählten Fragmenten der Digesten 1; Römisches Staatsrecht 1. — Krahmer: Die geltenden Zivilrechtsgesetze des Deutschen Reiches 1; Die geltenden Zivilrechtsgesetze Preußens 1. — Polenske: Versicherungsrecht 2;

Konversatorium über römisches und bürgerliches Recht 2. — Hein: Einführung in das Verkehrsrecht, mit Berücksichtigung des Handelsrechtes (im Seminar für Genossenschaftswesen) 2; Konversatorium über Zivilprozeßrecht und bürgerliches Recht 2.

Medizinische Fakultät.

Weber ist von der Verpflichtung, Vorlesungen zu halten, entbunden. — Bernstein ist von der Verpflichtung, Vorlesungen zu halten, entbunden. — Schmidt-Rimpler ist von der Verpflichtung, Vorlesungen zu halten, entbunden. — Ebert ist von der Verpflichtung, Vorlesungen zu halten, entbunden. — Harnack: Arzneimittellehre und Pharmakologie, mit Demonstrationen 5; Praktische Uebungen im Rezeptschreiben 1; Arbeiten im pharmakologischen Institut, für Vorgerücktere, 42 pr u. g. — Roux: Entwicklungsmechanik 1 g; Systematische Anatomie, I. Teil (Muskel- und Eingeweidelehre) 5; Präparierübungen am Menschen 27. — von Bramann: Ueber Wundinfektionskrankheiten und anti- und aseptische Wundbehandlung 1 g; Chirurgische Klinik 9. — Fraenkel: Tropenhygiene 1 g; Ursachen und Verhütung der ansteckenden Krankheiten 2; Kursus der bakteriologischen und hygienischen Untersuchungsverfahren 4; Bakteriologisches und hygienisches Laboratorium 48; Hygienische Ausflüge, Sonnabend um 4 Uhr, pr u. g. — Anton: Gehirnbau und Gehirnleistung (Einführung in die Nervenheilkunde), mit Projektionen, 1 g; Systematische Klinik der Geistes- und Nervenkrankheiten 3; mit klinischer Visite 1. — Veit: Koloniale Fragen aus der Geburtshilfe und Gynäkologie 1 g; Geburtshilflich-gynäkologische Klinik 6; Gynäkologische Diagnostik, mit Uebungen, 2. — Beneke: Ueber Geschwülste 1 g; Allgemeine pathologische Anatomie 5; Kursus der makroskopischen Diagnostik 4; Sektionsübungen, in zu bestimmenden Stunden; Pathologische Demonstrationen 2; Arbeiten im pathologischen Institut, für Geübtere, 48. — Denker: Ueber die entzündlichen Mittelohraffektionen und ihre Komplikationen 1 g; Klinik der Ohren-, Nasen- und Kehlkopfkrankheiten $2^1/_2$; Kursus der Untersuchungsmethoden des Ohres, der Nase und des Kehlkopfes 2. — Schmidt: Ueber Diätotherapie 1 g; Medizinische Klinik 7; Propädeutisches Praktikum für die Praktikanten der medizinischen Klinik 1. — von Hippel: Ueber den Zusammenhang von Augenleiden und Allgemeinkrankheiten, II. Teil, 1 g; Klinik der Augenkrankheiten 4; Augenspiegelkursus 2. — Abderhalden: Chemie und Physiologie der Eiweißkörper 1 g; Physiologie, I. Teil: Allgemeine Physiologie, Stoffwechsel, mit Einschluß der physiologischen Chemie, 5; Physiologisches Praktikum 4; Leitung wissenschaftlicher Arbeiten auf dem Gebiete der Physiologie und der physiologischen Chemie 66. — Seeligmüller: ist von der Verpflichtung, Vorlesungen zu halten, entbunden; — Genzmer: Die Krankheiten der männlichen Harn- und Geschlechtsorgane 1 g; Allgemeine Chirurgie 4. — Oberst: Klinik der Verletzungen, mit Berücksichtigung des medico-mechanischen Heilverfahrens 2 g; Chirurgisch-diagnostisches Praktikum 2. — Schwarz: Ueber Wochenbettkrankheiten 2 g; Ueber Frauenkrankheiten, mit klinischen Demonstrationen, 4. — Bunge: Diagnose der Augenkrankheiten 2 g; Augenspiegelkursus 4. — Nebelthau: ist von der Verpflichtung, Vorlesungen zu halten, entbunden. — Eisler: Ueber periphere Nerven der Menschen 1 g; Topographische Anatomie des Menschen 4. — Stoeltzner: Kolloquium über beliebige Fragen aus dem Gebiete der Kinderheilkunde 1 g; Poliklinik der Kinderkrankheiten 2; Arbeiten im Laboratorium der Kinderpoliklinik 48 pr u. g. — Schulz: Der Arzt als Sachverständiger in Strafrecht und Zivilrecht 1 g; Gerichtliche Medizin, für Mediziner, 2; Gerichtliche Medizin, einschließlich der rechtlichen Grundlagen der gerichtlichen Psychiatrie (Zurechnungsfähigkeit, allgemeine und besondere Geschäftsfähigkeit, Deliktsfähigkeit), für Juristen 2. — Gebhardt: Das Mikroskop und seine Nebenapparate (für Studierende aller Fakultäten) 1 g; Knochen- und Bänderlehre des Menschen (einschließlich der Statik und Mechanik des Skeletts) 5. — Mohr: Ausgewählte Kapitel der pathologischen Physiologie 1 g; Medizinische Poliklinik 3; Kursus der physikalischen Untersuchungsmethoden (Auskultation, Perkussion, Röntgenuntersuchung usw.), für Geübte, 3; Kursus der Hydro- und Balneotherapie 2; Arbeiten im Laboratorium der medizinischen Poliklinik 54 pr u. g. — Grouven: Therapie der Geschlechtskrankheiten 1 g; Klinik der Haut- und Geschlechtskrankheiten 3; Kursus der Haut- und Geschlechtskrankheiten, mit mikroskopischen, diagnostischen und therapeutischen Uebungen 1. — Heßler: Die Untersuchung des Ohres, der Nase und des Rachens, 1 g; Ausgewählte Kapitel der Ohrenheilkunde, mit praktischen Uebungen, 2. — Braunschweig: Augenspiegelkursus 2. — Haasler: Aerztliche Tätigkeit in den Kolonien 1 g; Chirurgisch-orthopädischer Verbandkursus 2. — Vahlen: Arzneimittellehre für Zahnärzte 2. — Koerner: Anatomie und Pathologie der Zähne 2; Zahnärztliche Poliklinik, mit Uebungen im Extrahieren, 5; Kursus im Füllen der Zähne 10; Kursus in der zahnärztlichen Technik 30. — Wullstein: Allgemeine Chirurgie 3; Chirurgische Diagnostik und Propädeutik, mit Verband- und Massagekursus 4. — Winternitz: Grundzüge der Therapie 1 pr u. g. — Frese: Spez. Pathologie u. Therapie der Erkrankungen der oberen Luft- und Speisewege 2; Die Erkrankungen der Nase und ihrer Nebenhöhlen, für Studierende der Zahnheilkunde, 1. — Hildebrandt: Kursus der forensisch wichtigsten Untersuchungsmethoden, mit besonderer Berücksichtigung des Giftnachweises, 1 g; Gerichtliche Medizin, für Juisten, 1; Ueber Giftstoffe der tropischen Tier- und Pflanzenwelt, mit Berücksichtigung der wichtigsten Arznei- und Genußpflanzen der Kolonien 1. — Baumgarten: Infektionskrankheiten 1 g; Spezielle Pathologie und Therapie, II. Teil: Krankheiten der Verdauungsorgane 2 pr u. g; Propädeutisches Praktikum für die Praktikanten der medizinischen Klinik 1 pr u. g. — Menzer: Der menschliche Organismus und seine Gesunderhaltung, für Hörer aller Fakultäten 1 g; Geschichte der Volksseuchen 1 g; Serum- u. Vaccinetherapie bei Infektionskrankheiten (mit Demonstrationen und Krankenvorstellungen). — Levy: Ueber den feineren Bau des Auges 1 g. Levy: Ueber den feineren Bau des Auges 1 g. — Stieda: Chirurgische Propädeutik und Diagnostik 3; Akiurgie, mit praktischen Uebungen (an Tieren) $1^1/_2$; Chirurgisches Kolloquium für ältere Semester 2. — Pfeifer: Ueber Störungen des Sprechens, Erkennens und Handelns bei Gehirnkranken, mit Krankenvorstellungen 1 g; Ueber progressive Paralyse, mit besonderer Berücksichtigung ihrer verschiedenen psychischen Verlaufsformen, mit Krankenvorstellungen $1^1/_2$. — Lesser: ist beurlaubt. — Liefmann: ist beurlaubt. — Siefert: Gerichtliche Psychiatrie, für Juristen und Mediziner, mit praktischen Demonstrationen 1. — Loening: Gewerbekrankheiten

(für Mediziner und Nationalökonomen) 1 g; Einführung in die klinische Medizin 1. — Oppel: Mikrotechnisches Praktikum 2; Arbeiten im histologischen, embryologischen und entwicklungsmechanischen Laboratorium, für Geübte, den ganzen Tag. — Isemer: Die Untersuchungsmethoden des Ohres, der Nase und des Rachens 1; Spezielle Pathologie und Therapie der Ohren- und Nasenkrankheiten 1; Ohren- und nasenärztliche Operationslehre (mit praktischen Uebungen an der Leiche), in noch zu bestimmenden Stunden. — Kauffmann: Ueber psychiatrische Probleme in Geschichte und Literatur, für Studierende aller Fakultäten 1 g; Ueber Zurechnungsfähigkeit 1. — von Drigalski: Allgemeine Hygiene 1 g; Wirtschaftshygiene (Haus, Küche, Kinderstube) 1. — von Hoeßlin: Kursus der Diagnostik innerer Krankheiten, für Anfänger, Teil I: Physikalische Untersuchungsmethoden (Perkussion, Auskultation usw.) 3; Kursus der Röntgendiagnostik, 1 pr u. g; Propädeutisches Praktikum für die Praktikanten der medizinischen Klinik 1 pr u. g. — Grund: Allgemeine neurologische Diagnostik unter besonderer Berücksichtigung der Elektrodiagnostik mit praktischen Uebungen 1 g; Kursus der Diagnostik innerer Krankheiten, für Anfänger, Teil II: Chemische und mikroskopische Untersuchungsmethoden 3; Propädeutisches Praktikum für die Praktikanten der medizinischen Klinik 1 pr u. g. — Laqueur: Physiologie des Zentralnervensystems 1; Physiologie für Studierende der Zahnheilkunde 2; Physiologisches Praktikum 4. — Igersheimer: Poliklinische Uebungen 1 g; Die Funktionsprüfung des Auges, mit praktischen Uebungen 1; Einführung in die Augenheilkunde (mit Demonstrationen und praktischen Uebungen) 1. — Heynemann: Geschichte der Geburtshilfe und Gynäkologie 1 g; Geburtshilflicher Operationskursus 3; Cystoskopischer Kurs 1. — Kathe: Die gesetzlichen Grundlagen der Seuchenbekämpfung in Deutschland, speziell für Kandidaten des Kreisarztexamens 1 g; Serologischer Kursus, mit besonderer Berücksichtigung der Immunodiagnostik für klinische und forensische Zwecke 2; Einführung in die Bakteriologie mit Demonstrationen, für Studierende der Zahnheilkunde und Pharmazeuten 2.

Philosophische Fakultät.

Conrad: Die soziale Frage der Gegenwart 1 g; Nationalökonomie 4; Privatissime und gratis: Staatswissenschaftliches Seminar 2 pr u. g. — Grenacher: ist von der Verpflichtung, Vorlesungen zu halten, entbunden. — Suchier: Romanisches Seminar 2 g; Molièrekunde, mit Erklärung des Misanthropen 4; Altfranzösische Leseübungen 2. — Lindner: Uebungen des historischen Seminars 2 g; Deutsche Geschichte von den Anfängen bis 1871 4. — Cantor: Der Differential- und Integralrechnung erster Teil 5; Uebungen des mathem. Seminars 2 pr u. g, alle 14 Tage. — Robert: Das Porträt bei den Griechen und Römern 1 g; Die erste Blütezeit der griechischen Kunst (5. Jahrh.) 3; Pompeji 2; Uebungen über römische Sarkophage 2 pr u. g. — Wangerin: Integralrechnung, mit Uebungen 4; Anwendung der elliptischen Funktionen 2; Sphärische Trigonometrie und mathematische Geographie 2; Uebungen des mathematischen Seminars, alle 14 Tage 2 pr u. g. — Dorn: Linsentheorie, Interferenz- und Beugungserscheinungen 2 g; Experimentalphysik, I. Teil (Mechanik, Akustik, Wärmelehre) 4; Physikalisches Laboratorium: a) Uebungspraktikum 12; b) Halbpraktikum 3; c) Arbeiten von Geübten täglich. — Wissowa: Im philologischen Seminar, I. Abteilung: Erklärung von Petrons Gastmahl des Trimalchio, sowie Beurteilung schriftlicher Arbeiten der Mitglieder 2 g; Im philologischen Seminar, III. Abteilung: Erklärung von Lukians Wahren Geschichten 2 g; Ciceros Leben und Werke, mit Erklärung ausgewählter Abschnitte seiner Schriften 3; Horaz 3. — Vaihinger: ist von der Verpflichtung, Vorlesungen zu halten, entbunden. — Strauch: Deutsches Seminar: Frühneuhochdeutsche Uebungen und Besprechung wissenschaftlicher Arbeiten 2 g; Grundzüge der deutschen Grammatik: Gotisch, Althochdeutsch, Mittelhochdeutsch, Neuhochdeutsch 5. — Bechtel: Griechische Syntax 3; Grammatik des Avesta 2 pr u. g. — Waentig: ist beurlaubt. — Fester: Uebungen des historischen Seminars 2 g; Das Zeitalter der Reformation und Gegenreformation 4. — Gutzmer: Gewöhnliche Differentialgleichungen 4; Uebungen des mathematischen Seminars, alle 14 Tage 2 pr u. g. — Kern: Im philologischen Seminar, I. Abteilung: Erklärung der Orphischen Hymnen sowie Besprechung schriftlicher Arbeiten der Mitglieder 2 g; Homers Odyssee, mit einer Einleitung über die homerische Frage 3; Grundzüge der griechischen Epigraphik 2. — Brockelmann: Altaramäische Papyri und Inschriften 1 g; Assyrische Annalen 1; Einführung in die wissenschaftliche Grammatik des Hebräischen 2; Anfangsgründe des Arabischen 2; Mubarrads Kamil 2. — Hultzsch: Sanskrit, II. Kursus 2 g; Türkisch 2 g; Siddhanta-Kaumudi 2; Rikpratisakhya 2. — Goldschmidt: Holzschnitt und Kupferstich 1 g; Die Gotik in Architektur, Plastik und Malerei 5; Kunstgeschichtliche Uebungen 2 pr u. g. — Wohltmann: Tropische Landwirtschaft, mit besonderer Berücksichtigung unserer Kolonien, mit Lichtbildern 2 g; Allgemeine Acker- und Pflanzenbaulehre 5; Praktische Uebungen im landwirtschaftlich-physiologischen und bakteriologischen Laboratorium (gemeinschaftlich mit Prof. Dr. Bode) 40; Landwirtschaftliches Kolloquium für höhere Semester (gemeinschaftlich mit Prof. Dr. von Nathusius und Dr. Steinbrück) 2 pr u. g. — Walther: Geologisches Kolloquium 2 g; Geologie im Schulunterricht 2; Einführung in die Palaeontologie 1; Geologisch-palaeontologisches Praktikum f. Naturwissenschaftler 12; Geologisches Praktikum für Landwirte 12; Leitung selbständiger Arbeiten, ganztägig. — Praechter: Im philologischen Seminar, II. Abteilung: Grundzüge der griechischen Rhetorik sowie Anleitung zu wissenschaftlichen Arbeiten 2 g; Griechische Literaturgeschichte der Kaiserzeit 3; Lucrez Buch V, mit Einleitung in die Geschichte der römischen Philosophie 2. — Vorländer: Spezielle Kapitel der anorganischen Chemie 1 g; Allgemeine Experimentalchemie, I. Teil (anorganische Chemie) 5; Praktische Uebungen im chemischen Laboratorium 30; a) ganztägig; b) halbtägig; Chemisches Praktikum für Mediziner (gemeinsam mit Prof. Dr. H. Schulze) 4. — Menzer: Aesthetik der deutschen Klassiker 1 g; Allgemeine Geschichte der Philosophie, Teil II (von Bacon bis Schopenhauer) 4; Privatissime und gratis: Philosophische Uebungen über Schillers Aesthetik, Dienstag von 6—8 Uhr. — Karsten: Botanisches Kolloquium (gemeinsam mit Prof. Dr. Fitting) alle 14 Tage 2 g; Morphologie und Biologie der Kryptogamen 3; Mikroskopisches Praktikum für Anfänger 4; Anleitung zu selbständigen wissenschaftlichen Arbeiten, gemeinsam mit Dr. Pringsheim, ganztägig. — Disselhorst: Ausgewählte Kapitel aus der Seuchenlehre, mit Berücksichtigung der wichtigsten Tropenkrankheiten bei Tieren 1 g; Vergleichende Anatomie und Physiologie der Haussäuger, unter besonderer

Berücksichtigung tierzüchterischer Fragen 4; Aeußere Erkrankungen der Einhufer (mit Demonstrationen zum Zwecke der Beurteilungslehre) $1\frac{1}{2}$; Anatomische Präparierübungen am Kadaver (für Tierzüchter) 4; Vergleichend-anatomische Arbeiten, für Geübtere 48 pr u. g. — Haecker: Zoologisches Seminar (Besprechung neuer Arbeiten) 2 g; Einleitung in die Zoologie 5; Zoologisch-mikroskopische Uebungen, gemeinsam mit Dr. Brüel 4; Großes zoolog. Praktikum (Anleitung zu wissenschaftlichen Arbeiten), ganztägig, gemeinsam mit Dr. Brüel. — von Nathusius: Unsere jagdliche Tierwelt und ihre Bedeutung für die Landwirtschaft 1 g; Allgemeine Tierzuchtlehre 4; Pferdezucht 2; Förderungsmittel der Tierzucht 1; Landwirtschaftliches Kolloquium für höhere Semester ,gemeinsam mit Prof. Dr. Wohltmann und Dr. Steinbrück 2 pr u. g. — Deutschbein: Englisches Seminar: Uebungen zur englischen Balladenliteratur und Besprechung eingereichter Arbeiten 2 g; Geschichte der mittelenglischen Literatur, insbesondere Chaucer 4. — Krueger: Psychologie 4; Uebungen zur Entwicklungspsychologie: Die Anfänge der menschlichen Arbeit 2 pr u. g; Experimentell-psychologische Arbeiten, für Fortgeschrittene, 12 pr u. g. — von Stern: Althistorisches Seminar 2 g; Geschichte Roms bis zum Principat 4. — Schlüter: Allgemeine Geographie des Menschen 1; Geographisches Seminar 2 pr u. g. — Fries: Pädagogische Uebungen 1 g; Geschichte der Pädagogik seit dem Ausgange des Mittelalters 2. — Abert: Geschichte und Theorie der altgriechischen Musik 1 g; Geschichte der Oper 3; Lektüre von Plutarch De musica 1 pr u. g; Collegium musicum (historische Kammer- und Orchestermusikübungen) $1\frac{1}{2}$ pr u. g. — Taschenberg: Aus der Geschichte der Zoologie (über naturwissenschaftliche, besonders zoologische Literatur und Bibliographie) 1 g; Giftige Tiere 1. — Zachariae: Erklärung der Ratnavali 1 g; Uebungen zur vergleichenden Literaturgeschichte im Anschluß an die Lektüre von Jacques de Vitrys Predigtmärlein 1 g; Anfangsgründe des Sanskrit 2. — Uphues: Schriftliche Arbeiten über logische Fragen g; Erkenntniskritische Logik 4; Allgemeine Geschichte der Philosophie 4. — Schmidt: Physikalisches Kolloquium, alle 14 Tage 2 g; Einleitung in die theoretische Physik 4; Anleitung zum selbständigen Arbeiten, täglich. — Eberhard: Mathematisches Kolloquium 1 g; Analytische Geometrie des Raumes 4. — Fischer: Der Ackerboden und die mechanische Bodenbearbeitung 1 g; Koloniale Tierzucht 1 g; Rinderzucht und Rinderhaltung 2; Milchwirtschaft 2. — Schneidewind: Technologie der Kohlehydrate (Zuckerfabrikation) 1 g; Demonstrationen und Exkursionen, an zu bestimmenden Tagen g; Agrikulturchemie, I. Teil (die Ernährung der landwirtschaftlichen Kulturpflanzen, Bodenkunde und Düngerlehre) 4; Technologie der Kohlehydrate (Spiritusfabrikation) 1. — Holdefleiß: Landwirtschaftliche Witterungskunde, auch unter Berücksichtigung der Tropen, verbunden mit Demonstrationen und Uebungen 1 g; Landwirtschaftliche Taxationslehre (Abschätzung und Reinertragsveranschlagung) 2; Pflanzenzüchtung, mit besonderer Berücksichtigung des Getreides und der Hackfrüchte 2; Futterberechnung und Futterbewertung 2; Uebungen auf dem Gebiete der Pflanzenzüchtung und landwirtschaftlichen Pflanzenkunde 2; für Vorgeschrittene, täglich; Uebungen in der Ausführung meteorologischer Beobachtungen, nach Verabredung pr u. g. — Heldmann: Historisches Proseminar 2 g; Quellenkunde zur deutschen Geschichte des Mittelalters, II. Teil (Urkundenlehre) 4; Deutsches Städtewesen und Bürgertum 1. — Bremer: Gotische Uebungen 1 g; Grundfragen des Sprachlebens 2; Deutsche Literaturgeschichte des Mittelalters 4; Praktikum zur neuhochdeutschen Metrik 2; Friesisch 1. — Bode: Der landwirtschaftliche Pachtvertrag 1 g; Landwirtschaftliche Bodenkunde als Grundlage der Bodenbearbeitung 2; Gutsübernahme und Betriebseinrichtung 2; Bodenbearbeitung und Feldbestellung 1; Praktische Uebungen im landwirtschaftlich-physiologischen und bakteriologischen Laboratorium, gemeinsam mit Prof. Dr. Wohltmann 40. — Saran: Deutsches Seminar (neuere Abteilung) 2 g; Deutsches Proseminar (Mittelhochdeutsch) 2 g; Geschichte der deutschen Literatur des 17. Jahrhunderts 3. — Schulze: Die wichtigsten Alkaloide 1 g; Darstellung und Prüfung der Arzneimittel, II. Teil, 2; Chemisches Praktikum für Pharmazeuten 30, a) ganztägig, b) halbtägig; Chemisches Praktikum für Mediziner, gemeinsam mit Prof. Dr. Vorländer 4; Uebungen im Sterilisieren (für Pharmazeuten), in noch zu bestimmenden Stunden, pr u. g. — Fitting: Botanisches Kolloquium, 14 Tage, gemeinsam mit Prof. Dr. Karsten, 2 g; Experimentelle Pflanzenphysiologie 3; Pharmakognosie des Pflanzenreichs 2; Uebungen in der mikroskopischen Untersuchung von Drogen, anderen Nutzpflanzen und ihren Pulvern 4. — Martiny: Landwirtschaftliche Maschinen und Geräte (Hofmaschinen, Motoren, Feldbahnen, landwirtschaftliche Elektrotechnik) 3 g; Uebungen und Demonstrationen an landwirtschaftlichen Maschinen 2. — Brodnitz: Die volkswirtschaftliche Bedeutung des Genossenschaftswesens 1 g; Volkswirtschaftspolitik 4; Staatswissenschaftliches Seminar $1\frac{1}{2}$ pr u. g. — Baumert: Ausgewählte Kapitel aus der Nahrungsmittelchemie: Milch und Molkereiprodukte, Speisefette und Oele, sowie Kunstspeisefette, 1 g; Gerichtliche Chemie 1; Praktische Uebungen im Laboratorium für Nahrungsmittelchemie 30. — Boeke: Bildung und Beschaffenheit der Kalisalzlagerstätten 1 g; Die wichtigsten Mineralgruppen 3; Petrographisches Praktikum 2; Leitung selbständiger Arbeiten, ganztägig; Mineralogisches Kolloquium 1 pr u. g. — Gutzeit: Chemie, Physik und Physiologie der Milch 2; Uebungen in der Untersuchung von Milch und Molkereiprodukten 5 pr u. g. — Schenck: Geschichte der Erforschung und Kolonisation Afrikas 1 g; Länderkunde von Afrika 4; Geographisches Kolloquium 2 pr u. g. — Schultze: Geschichte der neueren deutschen Literatur von 1830 ab 2. — Sommerlad: Geschichte der Nationalökonomie 1 g; Deutsche Wirtschaftsgeschichte 3; Kolonialpolitik 1. — Schulz: Geschichte der wichtigsten kultivierten menschlichen Nähr- und Genußpflanzen 1 g. — von Ruville: Die kirchlich-politischen Kämpfe in Preußen nach 1870 1 g; Geschichte Großbritanniens und seiner Kolonien im 18. und 19. Jahrhundert 2. — Scupin: Formationslehre 2; Anleitung zum Bestimmen der geologisch wichtigsten Leitfossilien 2; Die erdgeschichtlichen Grundlagen der Darwinschen Abstammungslehre 1; Gesteinslehre als Grundlage der Bodenkunde, mit Uebungen, 2. — Steinbrück: Landwirtschaftliche Betriebslehre 4; Landwirtschaftliche Buchführung und Buchführungsübungen 2; Landwirtschaftliches Kolloquium für höhere Semester, gemeinsam mit Prof. Dr. Wohltmann und Prof. Dr. von Nathusius, 2 pr u. g. — Buchholz: Theorie der speziellen Störungen 2; Wahrscheinlichkeitsberechnung und Theorie der Ausgleichung der Beobachtungsfehler (Methode der kleinsten Quadrate) 1. — Erd-

mann: Chemische Technologie, I. Teil (Wärmeerzeugung, Kälteerzeugung, chemische Großindustrie) 2; Praktische Uebungen im Laboratorium für angewandte Chemie 30; für Vorgeschrittene 35; Praktischer Kursus in Gasanalyse, Heizwertbestimmungen und technischer Analyse 4. — Ritter: Englisches Proseminar 2 g; Englische Phonetik und Orthoepie 1. — Berndt ist beurlaubt. — Bauch: Einführung in die Philosophie 2; Uebungen über Humes Untersuchung über den menschlichen Verstand 1 pr u. g. — Brüel: Die Säugetiere, biomorphologisch und geographisch (mit Berücksichtigung der Kolonien) dargestellt 1; Meeresfauna, insbesondere Planktonkunde 1; Zoologisch-mikroskopische Uebungen 1; in Gemeinschaft mit Prof. Dr. Haecker 4; Großes zoologisches Praktikum (Anleitung zu wissenschaftlichen Arbeiten), ganztägig, in Gemeinschaft mit Prof. Dr. Haecker. — Hasenclever: Geschichte der französischen Revolution und des ersten Kaiserreiches (1789—1815) 2. — Golf: Siedelung und Farmbetrieb in den Steppengebieten Afrikas und Amerikas (Lichtbildervorträge) 1 g; Bewirtschaftung mittlerer und leichter Böden 2; Feldbewässerung und Wasserhaushalt des Bodens 1; Acker- und Pflanzenbau in den Subtropen und Tropen 2. — Tubandt: Physikalische Chemie, I. Teil, 2; Physikalisch-chemisches und elektrochemisches Praktikum: I. 30, a) ganztägig, b) halbtägig; II. Kleines Praktikum 6. — Jahn: Uebungen zur Einführung in die Methoden der neueren deutschen Literaturgeschichte 1 g; Geschichte der deutschen Literatur in der klassischen Epoche (seit 1775) 4; Goethes Faust 2. — Kahle: Vulgärarabisch, Dialekte Palästinas, 1 g; Arabische Prosatexte 2; Lektüre von Buhâri's Sahih 2; Syrische Texte 2; Lektüre eines Mischnatraktates 1. — Wackernagel: Die Kunst des 18. Jahrhunderts in Deutschland 2; Die Künstler der italienischen Renaissance in ihren Handzeichnungen 1; Kunstgeschichtliche Uebungen 1 pr u. g. — Gehrig: Einführung in die Staats- und Wirtschaftslehre 2; Finanzwissenschaft 2; Nationalökonomisches Praktikum (mit wahlfreien Arbeiten) 1. — Pringsheim: Repetitorium der Botanik (nur für solche Herren, die schon Botanik gehört haben) 1; Bakteriologisches Praktikum 2; Anleitung zu selbständigen wissenschaftlichen Arbeiten, gemeinsam mit Prof. Dr. Karsten, ganztägig. — Wolff: Konsumvereine 1; Statistik, I. Teil: Geschichte und Theorie der Statistik, sowie Bevölkerungsstatistik 3; Statistische Uebungen im staatswissenschaftlichen Seminar und im Statistischen Amt 2 pr u. g. — Hartung: Brandenburgisch-preußische Geschichte von 1640 bis 1786, mit besonderer Berücksichtigung der Verfassungs- und Verwaltungsgeschichte 2; Verfassungsgeschichtliche Uebungen für Anfänger 2 pr u. g. — Japha: Bestimmungsübungen zur Einführung in die heimische Tierwelt 1. — Crüger: Gewerbliches Genossenschaftswesen 1½. — Wiese: Im romanischen Seminar: Erklärung der „Poemi" von Lorenzo de' Medici (Lanciano, Carabba, 1911) 1 g; Einführung in das Italienische, für Studierende aller Fakultäten, 2; Dantes Leben und Werke, nebst Erklärung ausgewählter Stücke aus der „Göttlichen Komödie", 2. — Havell: Uebungen im englischen Seminar 1 g; Englischer Oberkurs 2; Englischer Unterkurs 2; English Poetry in the Eighteenth Century (in englischer Sprache) 1; Grundriß der englischen Grammatik 1; Englischer Anfängerkurs, für Studierende aller Fakultäten, 2. — Michel: Le Roman français au XIX. siècle 2; Explication des poésies d'Alfred de Musset 1; Exercices pratiques de langue et de style (cours gradué pour tous les Etudiants) 2; Exercices de littérature avec explication d'un texte moderne 2 pr u. g. — Schenck: Studien nach lebenden Modellen (Zeichnen und Malen in Oel-, Pastell- oder Aquarellfarben) 4; Aktzeichnen 2; Uebungen in zeichnerischer Darstellung mikroskopischer und makroskopischer Präparate, in zu vereinbarenden Stunden. — Reubke: Harmonielehre, II. Teil, 1½; Kontrapunktische Uebungen 2. — Knoch: Landwirtschaftliche Baukunde 2. — Müller: Obstbau und Feldgärtnerei, verbunden mit praktischen Unterweisungen und Ausflügen, 2; Praktische Uebungen in der Obstbaumpflege, im Zusammenhange mit den Vorlesungen, an besonders zu vereinbarenden Sonnabend-Nachmittagen. — Beeck: Demonstrationen und Uebungen auf der Zentralgeflügelzuchtanstalt der Landwirtschaftskammer, im Anschluß an die Vorlesungen, an besonders zu vereinbarenden Nachmittagen, g; Die Federviehzucht im landwirtschaftlichen Betriebe 2. — Kluge: Bewirtschaftung der Wasserflächen (Teichwirtschaft, Forellenzucht, Seenausnutzung) 2. — Rabe: Der Geld- und Kreditverkehr in der Landwirtschaft, unter besonderer Berücksichtigung der Landschaften und genossenschaftlichen Organisationen zur Befriedigung des Personalkredits 2; Genossenschaftliches Kolloquium 1. — Hollrung: Uebungen in der Herstellung pflanzenpathologischer Bekämpfungsmittel 2 g; Pflanzenpathologie, unter besonderer Berücksichtigung der landwirtschaftlichen Kulturgewächse, I. Teil: die durch niedere Tiere und Pilze verursachsten Erkrankungen, sowie ihre Behandlung, mit Demonstrationen, 2. — Geißler: Aesthetik der Dichtkunst, als Grundlage der Vortragskunst, 1 g; Praktischer Kursus in Stimmbildung und im rednerischen Vortrage 2; Uebungen im Vortrage von Dichtungen 2. — Poppe: Wie begründet und erzieht der Privatwaldbesitzer am zweckmäßigsten seine Holzbestände? 1. — Mierau: Kulturtechnik, Meliorationen, I. Teil (Entwässerungen, Dränagen) 2. — Thiem: Kursus der praktischen Photographie 2. — Felber: Genossenschaftsbuchführung und Buchführungsrevision 2. — Rocco: Tanzunterricht in geschlossenen Kursen 4. — Fessel: Allgemeiner Turnabend (für Nichtinkorporierte und Angehörige nichtturnender Korporationen) 4; Staatlicher Turnlehrerkursus 12 g; Unterricht im Hieb- und Stoßfechten 60. — Kirste: Reitunterricht, in noch zu bestimmenden Stunden.

Verzeichnis der Vorlesungen
an der
Königlichen Universität Breslau
im Winter-Semester 1911/12
vom 16. Oktober 1911 bis 15. März 1912.

Den unentgeltlichen Vorlesungen ist ein g beigesetzt. Die Zahlen geben die Stundenzahl an.

Evangelisch-theologische Fakultät.

Arnold: Kirchengeschichtliche Uebungen im theologischen Seminar 2 g; Kirchengeschichte I. Teil, bis zu Karl dem Großen 5; Symbolik und vergleichende Konfessionskunde 5. — Schmidt: Systematische Uebungen im theologischen Seminar 2 g; Dogmatik I. Teil 4; Religionsphilosophie 2. — von Dobschütz: Neutestamentliche Uebungen im theologischen Seminar

2 g; Römerbrief 4; Geschichte der Bibel in der christlichen Kirche 1 g; Uebungen über altkirchliche Denkmäler, privatissime 2 g. — Wobbermin: Systematische Uebungen im theologischen Seminar 2 g; Ethik 4; Die Theologie Albrecht Ritschls 1 g. — Kropatscheck: Systematische Uebungen im theologischen Seminar 2 g; Dogmatik II. Teil 4. — Gennrich: Katechetische Uebungen im praktisch-theologischen Seminar 2 g; Homiletische Uebungen im praktisch-theologischen Seminar 2 g; Einführung in die Mission 1 g; Evangelische Diasporakunde 1 g; Uebungen im Choral- und Altargesang 1 g; Praktische Theologie II. Teil (Katechetik und Seelsorge) 5. — Rothstein: Alttestamentliche Uebungen im theologischen Seminar 2 g; Das Hohelied nebst Einführung in die hebräische Rhythmik 1 g; Israels religionsgeschichtliche Entwicklung und die Kultur des vorderen Orients 1 g; Ausgewählte Psalmen 4; Alttestamentliche Theologie 4. — von Hase: Geschichte der christlichen Kunst in den ersten sechs Jahrhunderten 1 g; Homiletische Erklärung der neuen Perikopen in der festlichen Hälfte des Kirchenjahres 1 g. — von Walter: Grundlinien der kirchengeschichtlichen Entwicklung 1 g; Kirchengeschichte III. Teil, von 1555 bis zur Gegenwart 5. — Hoennicke: Neutestamentliche Uebungen (Reden der Apostelgeschichte) 2 g; Neutestamentliche Theologie 4; Erklärung des Galaterbriefes 2. — Hoffmann: Geschichte der Predigt 1 g; Kirchengeschichte des 19. Jahrhunderts 3. — Herrmann: Jesaia 4; Hebräisch für Fortgeschrittenere 2; Ueberblick über die alttestamentliche Wissenschaft (für höhere Semester) 2. — Schmidt: Alttestamentliche Uebungen (ausgewählte Stücke aus Jeremia und Ezechiel) 2 g; Historische Geographie Palästinas 2. —

Katholisch-theologische Fakultät.

Koenig: Geschichte der kirchlichen Lehrtätigkeit 1 g; Kirchliche Pädagogik und Rhetorik 3. — Laemmer: Kanonisches Strafrecht 1 g. — Sdralek: Kirchengeschichtliche Uebungen im theologischen Seminar 2 g; Allgemeine Kirchengeschichte II. Teil 5. — Pohle: Dogmatische Uebungen im theologischen Seminar 1 g; Das Sakrament der Priesterweihe 1 g; Spezielle Dogmatik II. Teil 5. — Nikel: Alttestamentliche exegetische Uebungen im theologisch. Seminar 1 g; Biblische Archäologie 3; Erklärung der messianischen Weissagungen 3. — Renz: Die Erwerbs-Moral 1 g; Generelle Moraltheologie 4. — Sickenberger: Neutestamentliche exegetische Uebungen im theologischen Seminar 1½ g; Kindheitsgeschichte Jesu 1 g; Leidensgeschichte Jesu 4; Erklärung kleinerer paulinischer Briefe 4. — Triebs: System des Kirchenrechts, II. Teil 5; Kanonischer Prozeß 1; Kanonistische Uebungen 1 g. — Jungnitz: Diplomatische Uebungen 1½ g. — von Tessen-Wesierski: Apologetik, II. Teil 4; Philosophisch-theologische Propädeutik, II. Teil 2; Apologetische Uebungen 1 g. — Wittig: Patrologische Uebungen (Die Schriften des Maximus confessor) 1 g; Christliche Archäologie 2. — Ziesché: Thomistische Uebungen (S. Theol. T. II, CIX sq.; T. II, I sq.) 1½ g; Ueber den dogmatischen Gebrauch des Römerbriefes 1. — Seppelt: Der hl. Franzo von Assissi (für Hörer aller Fakultäten) 1 g; Reformation und Gegenreformation, vornehmlich in Deutschland 1.

Juristische Fakultät.

Meyer: Grundzüge des deutschen Privatrechts 5; Deutsches Handelsrecht mit Ausnahme des Schiffahrtsrechtes 4; Privat-Schiffahrts- und Versicherungsrecht 1 g; Urheber- und Erfinderrecht 1; Lektüre und Auslegung deutscher Rechtsquellen (Sachsenspiegel) 1. — Brie: Kirchenrecht der Katholiken und der Evangelischen 5; Im juristischen Seminar: Anleitung zu wissenschaftlichen Arbeiten au fdem Gebiete des öffentlichen Rechts 1 g. — Leonhard: System des römischen Privatrechts (Institutionen) 8; Deutsches bürgerliches Recht, I. Teil (Allgemeiner Teil) 4; Exegetische Uebungen im Corpus juris civilis, mit schriftlichen Arbeiten 2; Rechtsvergleichende Uebersicht über die Grundzüge des englisch-amerikanischen Privatrechts, mit einer geschichtlichen Einführung in das englische Recht 1 g. — Fischer: Deutsches bürgerliches Recht, IV. Teil (Familien- und Erbrecht) zusammen mit Dr. Bruck, und zwar Erbrecht 3; Zivilprozeß, mit Ausschluß von Zwangsvollstreckung und Konkurs, aber einschließlich der Gerichtsverfassung 5; Uebersicht über die Rechtsentwicklung in Preußen 2; Uebungen im Bürgerlichen Recht, für Fortgeschrittene, mit schriftlichen Arbeiten 2; Im juristischen Seminar: Streitfragen des bürgerlichen Rechts 1 g. — Gretener: Strafrecht 5; Rechtsphilosophie 2; Völkerrecht 3; Einleitung ins Strafrecht 1 g. — Schott: Deutsches bürgerliches Recht, II. Teil (Schuldverhältnisse 5; Internationales Privatrecht 2; Römischer Zivilprozeß 2; Uebungen im bürgerlichen Recht für Anfänger 2; Im Seminar: Römische Urkunden, im Anschluß an Bruns Fontes juris Romani und die Papyrussammlungen 1 g. — Engelmann: Zwangsvollstreckung und Konkurs 3; Freiwillige Gerichtsbarkeit 1; Geschichtliche Entwicklung des Zivilprozeßrechts 1 g. — Heilborn: Deutsches Konsularrecht 1 g; Deutsches Reichs- und preußisches Staatsrecht 5; Strafprozeß 5; Kolonialrecht und Kolonialpolitik 2; Strafrechtspraktikum, mit schriftlichen Arbeiten 1½. — Rauch: Deutsche Rechtsgeschichte 5; Recht der Wertpapiere und Wechselrecht 2; Handelsrechtspraktikum und Konversatorium, mit schriftlichen Arbeiten 2; Ausgewählte Teile des Landwirtschaftsrechts 1; Deutsches Genossenschaftsrecht 1 g. — Klingmüller: Deutsches bürgerliches Recht, III. Teil (Sachenrecht) 5; Römische Rechtsgeschichte 4; Römische Quellenkunde, mit praktischen Uebungen (zugleich als Ergänzung der Vorlesung über Röm. Rechtsgeschichte) 1 g; Zivilprozeß-Praktikum und Konversatorium, mit schriftlichen Arbeiten 2. — Dierschke: Deutsches und preußisches Verwaltungsrecht einschließlich der Verwaltungsgerichtsbarkeit 2; Staats- und Wirtschaftskunde (Grundzüge der Staats- und Verwaltungslehre, auch für Nichtjuristen) 2. — Buch: Einführung in die Rechtswissenschaft (Encyklopädie des Rechts) 5; Repetitorium und Konversatorium des bürgerlichen Rechts (gemeinsam mit Dr. Bruck) 4½; Konversatorische Uebung und Repetitorium im deutschen Privatrecht und in der deutschen Rechtsgeschichte 1½. — Bruck: Deutsches bürgerliches Recht, IV. Teil (Familien- und Erbrecht), gemeinsam mit Prof. Dr. Fischer, und zwar Familienrecht 3; Einführung in die Papyruskunde 1 g; Konversatorische Uebung und Repetitorium im römischen Privatrecht, Zivilprozeß und in der römischen Rechtsgeschichte (ohne schriftliche Arbeiten) 1½; Repetitorium und Konversatorium des bürgerlichen Rechts (gemeinsam mit Dr. Buch) 4½.

Medizinische Fakultät.

Uhthoff: Ophthalmologische Klinik und Poliklinik 4½; Ueber den Zusammenhang der Augenerkrankungen mit Allgemeinerkrankungen des Körpers, mit Krankenvorstellungen 1 g; Arbeiten im

Laboratorium der Klinik g. — Hasse: Anleitung zu selbständigen anatomischen Arbeiten für Vorgeschrittene, täglich g; Allgemeine und spezielle Anatomie und Entwicklungsgeschichte des Menschen, I. Teil (Muskel- und Eingeweidelehre) 7; Topographische Anatomie 5; Topographische Präparier- und Sektionsübungen für Vorgeschrittenere 39; Präparier- und Sektionsübungen für Anfänger 39; Präparier- und Sektionsübungen für Studierende der Zahnheilkunde (gemeinschaftlich mit Prof. Dr. Wetzel) 39. — Ponfick: Leitung der Arbeiten im pathologischen Institut 42 g; Allgemeine pathologische Anatomie und Physiologie, verbunden mit Tierexperimenten und Demonstrationen, täglich 5; Pathologische Anatomie und Histologie in kasuistischen Demonstrationen 2½; Sektionsübungen 2. — Küstner: Geburtshilfliche und gynäkologische Klinik und Poliklinik 5; Gynäkologische Operationen und Demonstrationen, für die Besucher der Klinik, täglich g; Ueber Schwangerschaft mit Demonstrationen und Uebungen 1 g; Anleitung zu wissenschaftlichen Arbeiten in der Klinik, zusammen mit Dr. Hannes, privatissime, täglich g; Geburtshilflicher Operationskurs für Fortgeschrittenere, zusammen mit Dr. Hannes. — Hürthle: Physiologie des Menschen: Bewegung und Empfindung 6; Arbeiten im physiologischen Institut 24 g; Physiologisches Praktikum (gemeinschaftlich mit Dr. Fuchs) 1; Physiologisch-chemisches Praktikum (gemeinschaftlich mit Prof. Dr. Röhmann) 6. — Pfeiffer: Hygiene, einschließlich Bakteriologie, mit Demonstrationen 5; Arbeiten im hygienischen Institut für Vorgeschrittene (gemeinschaftlich mit Dr. Scheller), privatissime 42. — Bonhoeffer: Psychiatrische und Nervenklinik 4; Ergänzungsvorlesung, Demonstration ambulanter Nervenkranker 1½ g; Praktische Arbeiten auf dem Gebiete der Anatomie und Pathologie des Gehirns, privatissime 20. — Minkowski: Medizinische Klinik 6; Klinische Visite 1 g. — Küttner: Chirurgische Klinik und Poliklinik 7; Aseptische Operationen 15 g; Klinische Visite 2 g. — Neisser: Klinik und Poliklinik der Haut- und venerischen Krankheiten 4½; Histopathologie der Hautkrankheiten 1 g. — Pohl: Arbeiten im pharmakologischen Institut 24 g; Ueber die häufigsten Vergiftungen (mit experimentellen Demonstrationen) 3; Arzneiverordnungslehre, mit Uebungen im Rezeptschreiben 2. — N. N.: Klinik und Poliklinik der Kinderkrankheiten 3. — Lesser: Uebungen in der Begutachtung von Einzelfällen, für Mediziner; Gerichtliche Medizin (für Mediziner) 2; Praktischer gerichtsärztlicher Kurs (Sezierübungen, mikroskopische usw. Untersuchungen); Gerichtliche Medizin einschließlich der Lehre von der Zurechnungsfähigkeit, für Juristen mit Demonstrationen 2. — Partsch: Poliklinik für Mund- und Zahnkrankheiten, für Studierende der Zahnheilkunde 7½, für Studierende der Medizin 1½; Spezielle Chirurgie der Mundorgane (Weichgebilde) 2; Ueber Geschwülste der Mundgebilde g; Chirurgisches Kolloquium, für Mediziner in höheren Semestern. — Röhmann: Physiologisch-chemisches Praktikum (gemeinsam mit Professor Dr. Hürthle) 6; Arbeiten im chemischen Laboratorium des physiologischen Instituts 48; Vergleichende Physiologie der Verdauung und Ernährung, für Studierende der Naturwissenschaften 2. — Klaatsch: Anthropomorphologie: Der morphologische Aufbau des menschlichen Organismus auf Grund seiner stammesgeschichtlichen Entwicklung 1; Morphologische Demonstration mit Kolloquium, im Anschluß an die Vorlesung über Anthropomorphologie 1 g; Ethnogenese: Entstehung der Kultur und Rassengliederung der Urmenschheit, für Zuhörer aller Fakultäten 1 g; Anthropologische Arbeiten für Vorgeschrittene (nur nach dem Physikum) g. — Hinsberg: Poliklinik der Ohren-, Nasen- und Kehlkopfkrankheiten, für Fortgeschrittenere; Diagnostik der Ohren-, Nasen- und Kehlkopfkrankheiten, mit praktischen Uebungen, für Anfänger 3. — Triepel: Bau- und Entwicklungsgeschichte der Sinnesorgane des Menschen 3; Arbeiten für Vorgeschrittene in der entwicklungsgeschichtlichen Abteilung des anatomischen Instituts, täglich. — Alexander: Die Untersuchung des Harns und des Auswurfs zu klinisch-diagnostischen Zwecken mit praktischen Uebungen 1 g; Poliklinische Krankenvorstellungen 2. — Groenouw: Die Arbeiterversicherungsgesetze in ihrer Beziehung zur klinischen Medizin, mit praktischen Uebungen in der ärztlichen Sachverständigentätigkeit (gemeinschaftlich mit Dr. Mann und Dr. Ludloff) 1½ g; Augenspiegelkursus für Anfänger 2. — Mann: Praktischer Kursus in der Diagnostik und Therapie der Nervenkrankheiten, mit besonderer Berücksichtigung der Elektrodiagnostik und Elektrotherapie; Neurasthenie und Hysterie mit Krankendemonstrationen g; Die Arbeiterversicherungsgesetze in ihrer Beziehung zur klinischen Medizin, mit praktischen Uebungen in der ärztlichen Sachverständigentätigkeit (gemeinsam mit Dr. Groenouw und Dr. Ludloff) 1½ g. — Sachs: Gehirn und Seele 1 g; Untersuchung und Begutachtung von Unfallfolgen mit Demonstrationen und praktischen Uebungen 2. — Schäffer: Spezielle Therapie der Hautkrankheiten mit praktischen Uebungen; Histopathologie der Hautkrankheiten (in Gemeinschaft mit Dr. Bruck) 1 g; Bedeutung und Prophylaxe der Geschlechtskrankheiten, für Studierende aller Fakultäten 1 g. — Ludloff: Die Arbeiterversicherungsgesetze in ihrer Beziehung zur klinischen Medizin, mit praktischen Uebungen in der ärztlichen Sachverständigentätigkeit (gemeinsam mit Dr. Groenouw und Dr. Mann) 1½ g; Ausgewählte Kapitel aus der Orthopädie einschließlich der Massage, mit praktischen Uebungen; Allgemeine Chirurgie (gemeinsam mit Dr. Coenen). — Wetzel: Osteologie und Syndesmologie (bis Weihnachten) 5; Anatomie für Zahnärzte (Topographische Anatomie und Entwicklungslehre) (bis Weihnachten) 2; Präparierübungen für Studierende der Zahnheilkunde (gemeinsam mit Professor Dr. Hasse) 35. — Fuchs: Physiologie der Kreislauf- und Atmungsorgane 2; Physiologisches Kolloquium im Anschluß an die Vorlesung von Prof. Dr. Hürthle über Experimentalphysiologie II. Teil 2; Vergleichende Physiologie (mit Ausschluß der Ernährung) für Studierende der Naturwissenschaften 2; Physiologie für Studierende der Zahnheilkunde 3; Physiologie der Stimme und Sprache (Physiologie der Phonetik), für Studierende aller Fakultäten, insbesondere Philologen, 1; Physiologisches Praktikum (gemeinsam mit Professor Dr. Hürthle) 4 g. — Gottstein: Diagnose und Therapie der chirurgischen Erkrankungen der Harnorgane (einschließlich Cystoskopie usw.) 2; Endoskopische Diagnostik und Therapie der Erkrankungen der Luft-, Speise- und Harnwege (Tracheo-Bronchoskopie, Oesophagoskopie, Recto-Sigmeodoskopie, Cystoskopie usw.) 2; Asepsis und Antisepsis mit praktischen Uebungen 1. — Ercklentz: Ueber Stoffwechsel-Erkrankungen 2; Ernährungstherapie 1 g. — Foerster: Leitungsbahnen des Zentralnervensystems 1; Uebungstherapie bei Nervenkrankheiten 2 g. — Biberfeld: Arzneibereitungskursus für Mediziner 1½; Arzneimittellehre für Studierende der Zahnheilkunde (mit Uebungen im Rezeptschreiben) 2. — Schröder:

Gerichtliche Psychiatrie (Krankenvorstellungen) für Juristen und Mediziner, 2; Histologie und Histopathologie des Nervensystems 1 g. — Fraenkel: Allgemeine Gynäkologie 1; Gynäkologische Poliklinik (in der zweiten Hälfte des Semesters) 1. — Goebel: Geschichte der Chirurgie; Tropenkrankheiten 1. — Scheller: Arbeiten im hygienischen Institut für Vorgeschrittene (gemeinschaftlich mit Prof. Dr. Pfeiffer), privatissime, 42 g; Entstehung und Bekämpfung von ansteckenden Krankheiten 1. — Boenninghaus: Praktische Uebungen in der Diagnostik und Therapie der Ohren-, Nasen- und Halskrankheiten 1½. — Ziegler: Medizinische Poliklinik 2½; Perkussionskursus für Vorgeschrittenere 3; Spezielle Pathologie und Therapie (Erkrankungen der Kreislauforgane). — Strecker: Mißbildungen und Varietäten des Menschen und ihre Entstehung 1; Die Bedeutung der Naturwissenschaften für eine moderne Weltauffassung, für Hörer aller Fakultäten, 1 g. — Hannes: Gynäkologischer Kursus (Propädeutik, Diagnostik und kleine Therapie), nur bis Mitte Februar, 3; Propädeutik der Geburtshilfe 3; Geburtshilflicher Operationskursus für Fortgeschrittenere, zusammen mit Prof. Dr. Küstner: Geburtshilfliche Referatstunde für die Hauspraktikanten der Klinik 1 g; Anleitung zu wissenschaftlichen Arbeiten in der Klinik, zusammen mit Prof. Dr. Küstner, privatissime, täglich g. — — Kramer: Diagnostisch-therapeutischer Kursus der Nervenkrankheiten, mit besonderer Berücksichtigung der Elektrodiagnostik, 2; Medizinische Psychologie 1 g. — Bittorf: Kursus der physikalischen Diagnostik für Anfänger 3; Diagnostisch-therapeutischer Kursus der Nervenkrankheiten (einschl. der Elektro-Diagnostik, Elektro-Therapie und Uebungs-Therapie) 2; Kursus der Röntgen-Diagnostik und Röntgen-Therapie 1. — Schmid: Ausgewählte Kapitel der Pathologie des Stoffwechsels 1. — Forschbach: Kursus der mikroskopischen und chemischen Diagnostik; Kursus der therapeutischen Handgriffe im Krankenbett mit besonderer Berücksichtigung der Krankenpflege 2; Uebersicht über die Pathologie des Stoffwechsels. — Coenen: Kursus der chirurgischen Diagnostik und Therapie (kleine Chirurgie) 3½; Frakturen und Luxationen mit Demonstrationen 3; Allgemeine Chirurgie (gemeinsam mit Dr. Ludloff) 3. — Most: Ausgewählte Kapitel aus der speziellen Chirurgie 2; Chirurgische Infektionskrankheiten 1 g. — Lenz: Ophthalmoskopischer Kursus für Vorgerücktere 2; Funktionsprüfung des Auges 1; Hygiene des Auges, für Studierende aller Fakultäten, 1 g. — Bruck: Pathologie und Therapie der Gonorrhoe mit praktischen Uebungen 1½; Histopathologie der Hautkrankheiten (in Gemeinschaft mit Dr. Schäffer) 1 g. — Oettinger: Die Hygiene der Großstadt, mit Exkursionen, für Hörer aller Fakultäten, 1; Sechswöchiger Kursus zur Erlernung der wichtigsten Sterilisierungsverfahren und bakteriologischen Untersuchungsmethoden für Pharmazeuten (in der zweiten Hälfte des Semesters) 4. — Dreyer: Verbandkursus mit praktischen Uebungen und Krankenvorstellungen. — Stumpf: Spezielle pathologische Anatomie des Gehirns und Rückenmarks 2; Mikroskopische Uebungen in der Geschwulstdiagnostik 2; Krankheit und Trauma g. — Riegner: Klinik für Zahn- und Kieferersatz 10; verbunden mit Arbeiten im Laboratorium 42; Theorie der zahnärztlichen Technik 1 g; Uebungen aus dem Gebiete der Kronen- und Brückenarbeiten, für Fortgeschrittene, privatissime g. — Bruck: Kursus der konservierenden Zahnheilkunde 12½; Uebungen in der konservierenden Zahnheilkunde am Phantom (nur für solche Herren, die noch nicht am Patienten gearbeitet haben) 12½; Theorie der konservierenden Zahnheilkunde g.

Philosophische Fakultät.

Kükenthal: Vergleichende Anatomie der Wirbeltiere 3; Praktikum der vergleichenden Anatomie der Wirbeltiere 6; Anleitung zu Arbeiten im zoologischen Laboratorium 60 g. — Förster: Philologisches Proseminar (Oberstufe): Herondas und Tacitus' Agricola 2 g; Archäologisches Seminar: I. Abteilung, 1 g; II. Abteilung (Proseminar) 1 g; Griechisch-römische Kunstgeschichte von Alexander d. Gr. an 4; Catull 3. — Sturm: Uebungen des mathematisch-physikalischen Seminars 2 g; Analytische Geometrie der Ebene 4; Geometrische Verwandtschaften Teil II 2. — Praetorius: Die altsemitische Schrift und die Anfänge des griechischen Alphabets 1 g; Syrische Grammatiker 1 g; Erklärung äthiopischer Texte 1 g; Arabische Grammatik mit Vergleichung des Hebräischen 2; Erklärung des Kamil von Al Mubarrad 2. — Hillebrandt: Pancatantra und andere Texte der indischen Fabelliteratur 2 g; Lektüre von Bana's Harsacarita 1 g; Anfangsgründe der Sanskritgrammatik 3. — Kaufmann: Uebungen des historischen Seminars 2 g; Verfassungsgeschichte von Deutschland und England im Vergleich miteinander 4. — Wolf: Im staatswissenschaftlich-statistischen Seminar: Volkswirtschaftliche Uebungen mit Exkursionen 1½ g; Allgemeine Nationalökonomie (Volkswirtschaftslehre I) 2. — Kneser: Uebungen des mathematisch-physikalischen Seminars über elliptische Funktionen 2 g; Elliptische Funktionen 4; Integralgleichungen 2. — Appel: Historische Grammatik der französischen Sprache 4; Im romanischen Seminar: Altfranzösische Uebungen, privatissime, 2 g. — Hintze: Uebungen im Bestimmen von Mineralien und Krystallformen (gemeinschaftlich mit Dr. Herz und Dr. Sachs) 1 g; Spezielle Mineralogie, täglich 5; Anleitung zum Studium der Lehrsammlungen, privatissime 42; Anleitung zu selbständigen krystallographischen, mineralogischen, petrographischen und mineralchemischen Arbeiten im mineralogischen Institut und mineral-chemischen Laboratorium, täglich (gemeinschaftlich mit Dr. Sachs), privatissime. — Holdefleiß: Demonstrationen im Rasseviehstall und in den zugehörigen Sammlungen g; Spezielle Tierzuchtlehre 4; Ueber Milchproduktion und Geflügelzucht 2; Uebungen im Institut für landwirtschaftliche Tierproduktionslehre, ganztägig; Landwirtschaftlich-mikroskopische Uebungen 2; Seminaristische Uebungen im Gebiete der Tierzuchtlehre, alle 14 Tage, privatissime, 2 g. — Pax: Oekologische Pflanzengeographie 1 g; Allgemeine Botanik (Morphologie, Anatomie, Physiologie) 4; Archegoniaten 2; Mikroskopischer Kursus, I. (Mittwoch) und II. Teil (Sonnabend), 2; Pharmakognostisches Praktikum (gemeinschaftlich mit Dr. Winkler); Anleitung zu selbständigen botanischen Arbeiten, privatissime, g. — Gercke: Philologisches Seminar, Abteilung A: Griechische Epigramme, 2 g; Philologisches Seminar: Abteilung B: Cicero de oratore, 2 g; Platon mit einer Einleitung und Interpretation des Phaidros und Protagoras (in Auswahl) 4; Griechische Metrik mit Uebungen für Anfänger 2; Griechische Gesellschaft (Lyriker und Referate über moderne Arbeiten) 2 g. — Koch: Im germanistischen Seminar: a) Für Fortgeschrittenere: Grillparzers dramatischer Nachlaß

2 g; b) Schillers und Goethes Xenien 2 g; Geschichte der deutschen Literatur im 17. und 18. Jahrhundert bis zur Sturm- und Drangzeit 2 g. — von Rümker: Einführung in das Studium der Landwirtschaft 1 g; Ackerbaulehre 2 g; Seminaristische Uebungen im Gebiete der landwirtschaftlichen Pflanzenproduktionslehre (zusammen mit Dr. Quante), alle 14 Tage, privatissime, 2 g; Uebungen im Institut für landwirtschaftliche Pflanzenproduktionslehre, großes Praktikum, ganztägig, privatissime, g. — Skutsch: Philologisches Seminar: Abteilung B: Bukolische Poesie 2 g; Abteilung A: Arnobius 2 g; Die römische Literatur in der Kaiserzeit 4; Umbrisch (gratis für Hörer der Vorlesung des Sommersemesters) 1. — Franz: Kosmogonie mit Lichtbildern, für Hörer aller Fakultäten, 1 g; Uebungen im Bahnrechnen 1 g; Astronomisches Kolloquium 1 g; Theorie der Bahnrechnung der Kometen und Planeten 4. — Frech: Geologisches Kolloquium, gemeinsam mit Dr. Sachs, Dr. von dem Borne und Dr. Renz, alle 14 Tage, privatissime 1 g; Einführung in die Geologie mit Exkursionen und Skioptikon-Darstellungen, privatissime 4; Geologie der Steinkohle 1; Kleines Praktikum (Anleitung zum Studium der geologischen und paläontologischen Lehrsammlungen), privatissime 42; Großes Praktikum (Anleitung zu selbständigen Arbeiten auf den Gebieten der Paläontologie, Geologie, Bodenkunde und Lagerstättenlehre) 42. — Baumgartner: Im philosophischen Seminar: Uebungen zur Erkenntnistheorie 1½ g; Logik und Erkenntnistheorie 4 g; Geschichte der griechischen Philosophie 2. — Sarrazin: Seminar für englische Philologie: Mittelenglische Uebungen (nach Zupitza-Schippers Alt- und Mittelenglischem Uebungsbuch) 1 g; Durchnahme von Lord Byrons Childe Harold 1 g; Englische Syntax, I. Teil 2; Geschichte der englischen Literatur im Zeitalter der Romantik 2. — Pfeiffer: Seminaristische Uebungen auf dem Gebiete der Pflanzenernährungslehre, alle 14 Tage 2 g; Tierernährungslehre 4; Anleitung zu agrikulturchemischen Arbeiten, nur für Fortgeschrittene 48. — Cichorius: Im althistorischen Seminar: Abteilung A: Uebungen zur Geschichte des perikleischen Zeitalters 1 g; Abteilung B: Quellen zur Geschichte des Augustus 1 g; Römische Geschichte, I. Teil 4. — Gadamer: Prüfung der Arzneimittel 1 g; Organische Experimentalchemie mit besonderer Berücksichtigung der Pharmazie 6; Praktisch-chemische Uebungen mit besonderer Berücksichtigung der Pharmazie, der forensischen Chemie und Nahrungsmittelchemie, täglich, privatissime 6; Kleines chemisches Praktikum, privatissime. — Siebs: Im germanistischen Seminar: Textkritische Uebungen zu den mittelhochdeutschen Minnesängern, mittelniederdeutsch 2 g; Einführung in das Studium der germanischen Philologie 3; Deutsche Metrik und Poetik, mit Uebungen 3. — Kampers: Uebungen des historischen Seminars 1½ g; Das universale Reich, die universale Kirche und die Nationalstaaten in der Zeit von Karl dem Großen bis Friedrich II. 4. — Lummer: Experimental-Vorlesung (Magnetismus, Elektrizität, Optik) 5; Physikalisches Praktikum für Anfänger, besonders für Pharmazeuten (gemeinsam mit Dr. Ladenburg) 1; Physikalisches Praktikum für Anfänger, nach Wahl 3 oder 6 (gemeinsam mit Prof. Dr. Schaefer und Dr. Waetzmann); Physikalisches Praktikum, besonders für Studierende der Technischen Hochschule (gemeinsam mit Prof. Dr. Schaefer) 3; Physikalisches Praktikum für Geübtere, täglich (gemeinsam mit Prof. Dr. Pringsheim und Prof. Dr. Schaefer). privatissime; Physikalisches Kolloquium (gemeinsam mit Prof. Dr. Pringsheim und Prof. Dr. Schaefer), privatissime 2. — Pringsheim: Uebungen des mathematisch-physikalischen Seminars, alle 14 Tage 2 g; Allgemeine Mechanik 4; Einführung in die Relativitätstheorie, privatissime 1 g; Physikalisches Praktikum für Geübtere, täglich (gemeinschaftlich mit Prof. Dr. Lummer und Prof. Dr. Schaefer), privatissime; Physikalisches Kolloquium (gemeinschaftlich mit Prof. Dr. Lummer und Prof. Dr. Schaefer), privatissime 2 g. — Kühnemann: Allgemeine Geschichte der Philosophie 4; Friedrich Nietzsches Werke und Weltanschauung 1; Philosophisches Seminar: Uebungen über Kants „Kritik der reinen Vernunft“, privatissime 1½ g. — von Wenckstern: Arbeiterschutz und -versicherung (im Deutschen Reich vorzüglich) 1 g; Praktische (spezielle) Nationalökonomie (Volkswirtschaftslehre II) 4; System der Soziologie 4; Uebungen des staatswissenschaftlich-statistischen Seminars, privatissime: a) Nationalökonomen und ältere Juristen 2 g; b) Jüngere Juristen 1½ g. — Preuß: Proseminar 2 g; Die Gründung des Deutschen Reiches (1848—1871) 4. — Supan: Die Entwicklung unserer Kenntnis von der Erde 1 g; Geographie von Ozeanien und Amerika 3; Geographisches Kolloquium, privatissime 1 g. — Schmidt: Integralrechnung 4; Mengenlehre 2; Uebungen des mathematisch-physikalischen Seminars 2 g. — Schrader: Ueber das Problem der Urheimat der Indogermanen (Arier), für Hörer aller Fakultäten 1 g; Griechische Grammatik 4; Urgermanisch als Einführung in das Studium der germanischen Sprachen 1. — Kautzsch: Der Beginn der Renaissance in Italien 1 g; Gotik und Renaissance in Deutschland 4; Im kunstgeschichtlichen Seminar: Uebungen im Gebiet der neueren Kunstgeschichte, privatissime 2 g. — Diels: Vorlesungen aus dem Gebiete der slavischen Philologie; V. N. Vorlesungen aus dem Gebiete der Chemie. — Casper: Klinische Demonstrationen 1 g; Anatomie und Physiologie der Haustiere mit Demonstrationen 4; Tierärztliche Geburtshilfe 1. — Scheer: Plinius Briefe in Auswahl 1 g; Lat.-griech. Stilübungen 3 g; Aischylos Choephoren mit Einleitung 3. — Luedecke: Moorkultur 1 g; Meliorationslehre, II. Teil, Drainage und Wiesenbau 2; Maschinenkunde, II. Teil, landwirtschaftliche Maschinen 2. — Meißner: Kursorische Lektüre der Bücher Samuelis 1 g; Assyrisch. Erklärung zweisprachiger religiöser Texte 2; Lektüre von Tanûbis Kitâb elfarag ba'd essidda 2. — Rosen: Allgemeine Biologie der Blütenlosen 3 g; Arbeiten im pflanzenphysiologischen Institut, täglich, privatissime. — Waterstradt: Besprechung von wichtigen Fragen aus der Wirtschaftslehre des Landbaues 1 g; Wirtschaftslehre des Landbaues, II. Teil (Angewandte Wirtschaftslehre) 4; Praktische Uebungen zur Wirtschaftslehre des Landbaues 4; Anleitung zu Arbeiten für Fortgeschrittene auf dem Gebiet der Wirtschaftslehre des Landbaues, privatissime 42. — Stern: Psychologie der Kindheit und des Jugendalters (Pädagogische Psychologie) 2; System der philosophischen Welt- und Lebensanschauung im Grundriß 2; Psychologische Uebungen für Fortgeschrittenere (Begabungs- und Intelligenzproblem) im psychologischen Seminar, privatissime 2 g. — Ehrlich: Die chemischen Vorgänge in der Pflanze 1 g; Landwirtschaftliche Technologie, I. Teil (Zucker, Stärke, Flachs, Zellulose) mit Exkursionen 2; Chemische, biochemische und technische Arbeiten im landwirtschaftlich-technologischen Institut (für Anfänger und Fortgeschrittene) 35; Gasana-

lytische und chemisch-technische Untersuchungen 3; Chemischer Einführungskursus für Landwirte. — Ziegler: Philologisches Proseminar, Unterstufe: Lukianos und Augustinus' Confessiones 2 g; Geschichte der alexandrinischen Dichtung 3; Lateinischer Fortbildungskursus für Studierende der Rechtswissenschaft, II. Kursus (Digesten) 3; Griechischer Anfängerkursus I 3. — Braun: Allgemeine Experimentalchemie II (Organische Chemie) 4; Auf- und Abbau-Methoden organischer Verbindungen 2; Praktische Uebungen und Arbeiten im chemischen Institut der Universität, a) in der analytischen Abteilung, ganz oder halbtägig, b) in der organischen Abteilung nur ganztägig, privatissime; Chemische Kurse: a) für Mediziner (gemeinschaftlich mit Dr. Meyer) 5; für Landwirte privatissime 4; Chemisches Kolloquium, den 2. und 4. Freitag jeden Monats 2 g. — Schaefer: Theoretische Optik 4; Zusammenhang zwischen Elektrizität, Magnetismus und Licht (auch für Studierende der Technischen Hochschule) 1; Physikalisches Laboratorium für Fortgeschrittene, täglich (gemeinsam mit Professor Dr. Lummer und Professor Dr. Pringsheim), privatissime; Physikalisches Praktikum für Anfänger, nach Wahl (gemeinsam mit Professor Dr. Lummer und Dr. Waetzmann) 3 oder 6; Physikalisches Anfängerpraktikum, besonders für Studierende der Technischen Hochschule (gemeinsam mit Professor Dr. Lummer) 3; Physikalisches Kolloquium (gemeinsam mit Professor Dr. Lummer und Professor Dr. Pringsheim), privatissime 2 g. — Cohn: Griechische Epigraphik mit Uebungen 2. — Rohde: Gewebelehre inkl. mikroskopischer Bau des menschlichen Körpers, privatissime 3; Zelle und Plasma, privatissime 1. — Leonhard: Landeskunde von Rußland 1. — Volz: Die deutschen Kolonien und ihre wirtschaftliche Bedeutung (für Hörer aller Fakultäten) 1 g; Geographische Uebungen 2 g; Grundzüge der Klimakunde 2. — Herz: Besprechungen zur qualitativen Analyse g; Die physikalisch-chemischen Grundlagen der analytischen Chemie (für Studierende in den ersten Semestern) 2; Physikalische Chemie für Studierende der biologischen Naturwissenschaften und der Medizin 2; Grundlagen der Maßanalyse 1; Anwendungen der Maßanalyse (mit besonderer Berücksichtigung des Deutschen Arzneibuches) 1. — Pillet: Geschichte der französischen Literatur im 18. Jahrhundert 2; Italienische Uebungen, privatissime 2 g. — Sachs: Ausgewählte Abschnitte aus der speziellen Mineralogie 1 g; Uebungen im Bestimmen von Mineralien und Kristallformen (gemeinschaftlich mit Professor Dr. Hintze und Dr. Herz) 1 g; Geologisches Kolloquium (gemeinschaftlich mit Professor Dr. Frech, Dr. von dem Borne und Dr. Renz), alle 14 Tage, privatissime 1 g; Anleitung zu selbständigen kristallographischen, mineralogischen, petrographischen und mineral-chemischen Arbeiten im mineralogischen Institut und mineral-chemischen Laboratorium, täglich (gemeinschaftlich mit Professor Dr. Hintze), privatissime. — Meyer: Analytische Chemie I 2; Spezielle organische Chemie 2; Analytische Besprechungen, privatissime 1 g; Chemische Kurse für Mediziner (gemeinschaftlich mit Professor Dr. Braun), privatissime 5; Physikalisch-chemisches Kolloquium (gemeinschaftlich mit Dr. Sackur), privatissime 1 g. — Ziekursch: Geschichte der französischen Revolution 2; Lateinische Paläographie, privatissime 2. — Zimmer: Existenzbedingungen (Biologie) der Tiere 4. — Gerhardt: Vergleichende Physiologie der Zeugung 1 g; Spezielle Entwicklungsgeschichte der wirbellosen Tiere 2. — Sackur: Physikalische Chemie II. Teil (Elektrochemie, Thermochemie, Photochemie) 2; Physikalisch-chemisches Praktikum 3; Physikalisch-chemisches Kolloquium (gemeinsam mit Dr. Meyer), privatissime 1 g. — von dem Borne: Die wichtigsten Probleme der experimentellen Meteorologie 2; Geophysikalische Uebungen und Besprechungen, privatissime g; Geologisches Kolloquium (mit Prof. Dr. Frech, Dr. Sachs und Dr. Renz), alle 14 Tage, privatissime 1 g. — Hönigswald: Die Theorien über das Verhältnis des Psychischen zum Physischen 2; Die Philosophie der Aufklärung 2; Uebungen zur Logik, privatissime $1\frac{1}{2}$ g. — Quante: Seminaristische Uebungen auf dem Gebiete der landwirtschaftlichen Pflanzenproduktionslehre (zusammen mit Professor Dr. von Rümker), alle 14 Tage, privatissime 2 g; Bodenkunde und Bodenbeurteilung 2; Futterbau 2; Uebungen zur speziellen Pflanzenbaulehre (Sortenbestimmung, Samenbeurteilung usw.). — Winkler: Geschichte der Botanik 1 g; Pharmakognostisches Praktikum (gemeinschaftlich mit Professor Dr. Pax). — Fischer: Handfertigkeitspraktikum, privatissime 3. — Waetzmann: Einführung in die theoretische Physik (Mechanik, Akustik, Wärme) 2; Beugung, Interferenz und Polarisation des Lichtes $1\frac{1}{2}$; Physikalisches Praktikum für Anfänger (gemeinsam mit Professor Dr. Lummer und Professor Dr. Schaeffer), nach Wahl, 3 oder 6. — Seger: Einführung in die vorgeschichtliche Altertumskunde (mit Lichtbildern) 1. — Abicht: Altbulgarische Uebungen, privatissime 1. — Patzak: Die Kultur der italienischen Renaissance (mit Lichtbildern), für Hörer aller Fakultäten 1 g; Die Kunst des 19. Jahrhunderts (Architektur, Plastik, Malerei), mit Lichtbildern 2; Das künstlerische Sehen vor dem Original. Kunstwissenschaftliche Führungen durch die Breslauer Kirchen, Museen und Künstlerateliers 1; Kunsthistorische Uebungen im Seminar: a) für Fortgeschrittene 1 g, b) für Anfänger 1 g, privatissime. — Kabitz: Das Problem der Willensfreiheit 1 g; Erziehung und Unterricht 2; Uebungen zur theoretischen Pädagogik, privatissime 1 g. — Laubert: Entwicklung des brandenburgisch-preußischen Heeres seit 1648, mit kriegsgeschichtlichen Beispielen 1; Kritische Uebungen zur Geschichte des Siebenjährigen-Krieges, privatissime $1\frac{1}{2}$ g. — Renz: Erdgeschichte 2; Technologische Geologie 4; Geologisches Kolloquium (gemeinschaftlich mit Prof. Dr. Frech, Dr. Sachs und Dr. von dem Borne), alle 14 Tage, privatissime 1. — Ladenburg: Physik der Sonne, mit Demonstrationen (für Hörer aller Fakultäten) 1; Physikalisches Praktikum für Anfänger, besonders für Pharmazeuten (gemeinsam mit Prof. Dr. Lummer) 3. — Schnee: Theorie der krummen Linien und Flächen (Differentialgeometrie) 3; Ausgewählte Kapitel der Zahlentheorie (2. Teil) 2. — Gaebel: Ausmittelung der Gifte 2; Uebungen im stechiometrischen Rechnen für Anfänger 1. — Kinkeldey: Geschichte des Liedes 2; Musikwissenschaftliche Uebungen, privatissime $1\frac{1}{2}$ g. — Poebel: Geschichte Babyloniens und Assyriens 2; Literatur Babyloniens und Assyriens 2; Syrisch für Anfänger 1; Hebräisch für Anfänger 2. — Friedensburg: Einführung in die Münzkunde, Fortsetzung (selbständig) g. — Guttmann: Geschichte der neueren Ethik 2; Uebungen zur Einführung in die moderne kritische Erkenntnislehre, privatissime $1\frac{1}{2}$ g. — Pax: Probleme der marinen Zoologie 2. — Prinz: Griechische Geschichte bis zu den Perserkriegen 4; Ausgewählte Kapitel der Geschichte des Orients von den Anfängen bis zur Völkerwanderung 2; Einführung in die

Papyruskunde mit Uebungen, privatissime 2 g. — Roeder: Geschichte Aegyptens im Altertum, mit Berücksichtigung der Kunst, Literatur und Religion 1 g; Vorführung der Quellen zur Geschichte Aegyptens (mit Lichtbildern) 1; Aegyptische Grammatik für Anfänger 2. — Carganico: Ueber Forstschutz 1 g; Forstliche Exkursionen g; Ueber Forstbenutzung 1. — Maas: Landwirtschaftliche Hochbauten 1 g.

Lektoren und Lehrer für Künste.

Abicht: Polnische Grammatik 2 g; Interpretation eines neupolnischen Textes 2; Interpretation eines altpolnischen Textes 2. — Riesenfeld: Die Photographie und ihre Technik 1 g; Photographisches Praktikum 2. — Selle: Anfänger-Kursus zum Erlernen der Stenographie (System Gabelsberger) g; Fortbildungskursus, verbunden mit der Lehre der Redeschrift, (Debatten- oder Parlamentsstenographie), nach demselben System. — Riesenfeld: Landwirtschaftliche Handelskunde II: (Spezieller Teil, 2. Abschnitt: Organisation und Technik des kaufmännischen (bankmäßigen) Zahlungs- und Kreditverkehrs, insbesondere Kontokorrent-, Depositen-, Wechsel-, Scheck- und Giro-Verkehr), mit Formularen und Uebungen 2. — Stoy: Für Studierende aller Fakultäten. Anfänger-Kursus, Einführung in das moderne Englisch, Grammatik, Lese- und Sprechübungen 2 g; Mittel-Kursus (für Vorgerücktere) Lektüre, Schriftliche Arbeiten, Phonetische Uebungen; Ober-Kursus. Uebersetzung eines modernen Schriftstellers ins Englische 2; Vortrag in englischer Sprache über „Englisches Leben, Volksregierung, Universität und Schule" (mit Lichtbildern) 1; Englischer Konversations-Kursus (im Englischen Seminar) 1.

Filke: Uebungen des St. Caecilienchores g; Uebungen der gemischten Chorklasse g. — Kinkeldey: Harmonielehre, 2. Teil 2 g; Orgelunterricht 4 g.

Loeschmann: Wissenschaftliches und künstlerisches Zeichnen und Malen nach der Natur 2.

Lehrer für körperliche Fertigkeiten.

Unterricht im Fechten erteilt der Universitäts-Fechtmeister Luckner, im Reiten der Universitäts-Reitlehrer Scholz, im Tanzen der Universitäts-Tanzlehrer Reif.

Verzeichnis der Vorlesungen am Königlichen Lyzeum Hosianum zu Braunsberg im Winter-Semester 1911/12.

A. Theologische Fakultät.

Schulz, z. Dekan: Erklärung der Genesis 3; Allgemeine Einleitung in das Alte Testament 1; Alttestamentliche Uebungen 1. — Koch: hat keine Vorlesungen angekündigt. — Kolberg: Kirchengeschichte der Neuzeit 4; Kirchenrecht II 2; Kunstgeschichte der neueren Zeit 1. — Poschmann: Apologetik II. 2; Die Lehre von Gott und von der Schöpfung im allgemeinen 4; Dogmatische Wiederholungen und Uebungen 1. — Marquardt: wird keine Vorlesungen halten. — Steinmann: Erklärung der Apostelgeschichte 3; Allgemeine Einleitung in das Neue Testament 1; Neutestamentliche Uebungen 1; Geschichte der Kindheit Jesu 1. — Gigalski: Kirche und Priestertum nach den apostolischen Schriften, mit besonderer Berücksichtigung der Pastoralbriefe 2; Patrologie (Fortsetzung) 1. — Jedzink: Allgemeine Moraltheologie 4.

B. Philosophische Fakultät.

Niederzu, z. Dekan: Allgemeine Botanik 3; Mikroskopische botanische Uebungen 2; Astronomie 1; Mineralogie 1. — Weißbrodt: Antike Kunst 2; Tertullians Apologie 2; Christliche Epigraphik 1. — Röhrich: Ermländische Geschichte II. 2; Geschichte der deutschen Literatur im 19. Jahrhundert II. 2; Paläographische Uebungen 1. — Switalski: Logik II. (Methoden- u. Erkenntnislehre) 2; Ontologie 3; Philosophische Uebungen im Anschluß an Descartes, Meditationes 1; Pädagogische Uebungen 1. — Grunwald: Die wichtigsten pädagogischen Strömungen der Gegenwart 1. — M. Switalski: Grazyna von A. Mickiewicz 1 Grammatische Unterweisungen und Sprechübungen im Polnischen, im Anschluß an Uebersetzungen aus Schuen, Katechismus auf der Kanzel 2.

Verzeichnis der Vorlesungen

an der

Rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität zu Bonn

und der

Landwirtschaftl. Akademie **Bonn-Poppelsdorf**

für das Winterhalbjahr 1911/12 (16. Okt. bis 15. März).

Die Ziffern geben die Stundenzahl an. Das g (gratis) bedeutet, daß die Vorlesung unentgeltlich ist. Die mit * bezeichneten Vorlesungen sind entgeltliche.

a) Der Dozenten der Universität.

Katholische Theologie.

Brandt: *Homiletik 4; *Theorie der speziellen Seelsorge 2; Katechetisches Seminar pg 2; Homiletisches Seminar pg 1. — Englert: (liest nicht). — Esser: *Dogmatik I. Teil 6; Dogmatisches Seminar pg 2. — Feldmann: *Alttest. Einleitung 4; Isaias 1—39 3; Alttest. Seminar 2. — Felten: *Erklärung des Lukasevangeliums 4; Neutestamentl. Seminar 2. — Herkenne: *Hebräische Grammatik u. Uebungen 3; Deutsch-hebräische Uebungen pg 1; Erklärung des Buches Exodus pg 1. — Hilling: *Einführung in das Kirchenrecht 2; *Katholisches Kirchenrecht II. Teil 6; Kirchenrechtliche Uebungen 2. — Kellner: (liest nicht). — Kirschkamp: *Moral I. Teil 5; Moraltheologisches Seminar 2. — Rauschen: *Einführung in die lateinische Kirchensprache 1; *Kirchenlehrer und Kirchenschriftsteller 2; Patristische Uebungen 1. — Schnütgen: (liest nicht). — Schrörs: *Kirchengeschichte des 4. bis 7. Jahrhunderts 3; Kirchengeschichtliches Seminar pg 2. — Tillmann: *Sonntagsepisteln 3; Bibl.-theol. Uebungen pg 1.

Evangelische Theologie.

Boehmer: *Dogmengeschichte 4; *Protestantische Kirchen 2; Uebungen 2. — Ecke: *Neutestamentliche Theologie 4; Dogmatische Sozietät pg. — Goebel: Lehre von der heiligen Schrift 1. — Grafe: *Matth. Ev. u. die Geschichtlichkeit Jesu 4; Neutestamentl. Sem. 2. — König, Ed.: *Hebr. Grammatik für Anfänger 3; *Hebr. Syntax u. Stilistik 2; *Einleitung ins A. T. 4; *Jesaja 4; Seminar 2. — Meinhold: *Psalmen 4; Assyrisch I. Kurs 2. — Ritschl: *Dogmatik II 4; Dogmenhistorisches Seminar 2. — Sachsse: *Praktische Theologie I 4; Katechetisches Seminar 2; Homiletisches Seminar 2. — Sell: *Kirchengeschichte II. Teil 4; Altchristliche Kunst 1; Kirchenhistorisches Seminar 2. — Sieffert: *Ethik 4; Systemat.-theol. Seminar 2. — Strathmann: *Korintherbriefe 4.

Rechtswissenschaft.

Bergbohm: *Verwaltungsrecht 5; *Völkerrecht 4; Gesch. d. Rechtsphilosophie 1. — Cosack: *Handelsrecht 5; *Wechsel-, Versicherungs- und Seerecht 2; *Konkursrecht 2; Banken- und Börsenrecht 1. — Crome: *Bürgerliches Recht III (Sachenrecht) 4; *Zivilprozeß 5; *Rechtsentwicklung Preußens 2; Urheber- und Gewerberecht 1; *Zivilprozeßpraktikum 3. — Giese: *Kolonialrecht und Kolonialpolitik 2; *Reichsfinanzrecht 1; Kolonialrechtliche Uebungen (Anleitung zu wissenschaftl. Arbeiten) pg 1. — *Konversatorium über Staats-, Verwaltungs- und Völkerrecht (mit Dr. Pohl) 2. — Heimberger: *Strafprozeß 5; *Strafrechtspraktikum 2; *Strafprozeßkonversatorium 1; Militärstrafrecht 1. — Henle: *Römische Rechtsgeschichte (mit Professor Pflüger) 4; *Justinians Institutionen ;2 Justinians Institutionen (Erbrecht) 1; *Konversatorium über bürgerliches Recht II 2; *Konversatorium über bürgerliches Recht III 2; *Lateinkurse für Juristen I 3; *Lateinkurse für Juristen II 3. — Keller: *Bergrecht 1; Kulturkämpfe der Neuzeit 1; *Deutschrechtliches Konversatorium 2. — Krüger: *Bürgerliches Recht V. 3; System des römischen Rechts 4; Pandekten-Exegetikum 2; Gai Institutiones 1. — Landsberg: *Deutsches Strafrecht mit Rücksicht auf die Zukunft 5; *Familienrecht 2; *Anfänger-Uebungen im bürgerlichen Recht 2; Delikte gegen die Privatperson 1. — Lehmann: *Personenrecht des BGB. 1; *Rechtsfragen der Großindustrie 2; *Französisches und rheinisches Privatrecht i. Vgl. mit röm. Recht 3; *Konversatorium über BGB. I (Allgem. Teil) 2; *Konversatorium über BGB. IV (Familien- und Erbrecht) 1; *Konversatorium über deutschen Zivilprozeß 2. — Pflüger, H. H., (jur. Fak.): *Römische Rechtsgeschichte 4. — Schreuer: *Deutsche Rechtsgeschichte 5; *Handelsrechtspraktikum 2; *Quellenmäßiges Konversatorium 2; *Staat, Königtum u. Volksvertretung 1; Grundfragen der Rechtswissenschaft 1. — v. Schulte: (liest nicht). — Stier-Somlo: *Preußisches Staatsrecht 4; *Ausgewählte Kapitel des Verwaltungsrechts 1; *Bürgerkunde 2; Sozialrechtliche Uebungen 2; *Reichsversicherungsordnung 2. — Stutz: *Kirchen- und Eherecht 5; *Grundzüge des deutschen Privatrechtes 5; Kirchenrechtliches Seminar (Quellen zur Geschichte des Papsttums) 2. — Zitelmann: *Bürgerl. Recht I und II 8; *Uebungen im bürgerlichen Recht 3; Jurist. Seminar pg 1. — Zorn: *Staatsrecht 5; *Staatsrechtliche Uebungen 2; Staatsrechtliche Gesellschaft 2.

Heilkunde.

Bachem: *Pharmakologisches Kolloquium 1; Mineralquellen- und Bäderlehre 1. — Binz: (liest nicht). — Bohland: Klinische Diagnostik und Therapie 1. — Bonnet: Anatomie d. Menschen II (Nervensystem, Gefäßsystem, Harngeschlechtssystem) 6; Topographische Anatomie 2; Anatomisches Laboratorium 49. — Bunge: Spez. chirurg. Pathol. u. Therapie 1. — Cords: Diagnostische Uebungen 1. — Doutrelepont: (liest nicht). — Dragendorff: *Situs viscerum 2. — Eichler: *Krankheiten der Zähne u. des Mundes 2; *Zahntechnisches Laboratorium 36; *Zahnärztl. diagn. Kursus 6; *Phantomkursus für Anfänger und Geübtere 6; *Zahnärztlicher Operationskurs 36; Diagnost. Kursus für Mediziner 1. — Eschweiler: *Diagnostischer Kurs 1; *Praktikum 1. — Esser: *Elektrodiagnostik u. Elektrotherapie 1; Differentialdiagnose innerer Krankheiten 1. — Finkelnburg: *Kursus der chem. und mikroskopisch. Diagnostik 2; *Kursus der Nervendiagnostik für Geübtere 1. — Finkler: *Hygiene 4; Infektionskrankheiten 1; Hygienisches Laboratorium täglich. — Fritsch: (liest nicht). — Fröhlich: *Physiologie der Atmung und des Kreislaufes 2; Grundzüge der experimentellen Physiologie 1. — Garrè: *Chirurgische Klinik 9; Klinische Visite 1. — Graff: *Die chirurgischen Krankheiten der Mundhöhle 1. — Grube: Physiologie des Stoffwechsels 1. — Hoffmann: *Klinik der Haut- und Geschlechtskrankheiten 3; *Praktischer Kursus der Haut- und Geschlechtskrankheiten 2; *Pathologie und Therapie der Syphilis 1; Pathologie und Therapie der Gonorrhoe 1. — Hübner: *Forensisch-psychiatrisches Praktikum 1; *Geistig abnorme Kinder 1. — Hummelsheim: Funktionsprüfungen des Auges einschließlich Brillenbestimmung 1. — Kocks: Synopsis der Frauenkrankheiten 1. — Krause:

*Medizin. Poliklinik 3; *Propädeut. Kurs 3; Röntgendiagnostik und -therapie innerer Krankheiten 1; Distriktspoliklinik, Referatsstunde, Umgang pg 1. — Kuhnt: *Augenklinik 4; *Untersuchungsmethoden 3; Ophthalmologisches Praktikum 1; Arbeiten im Laboratorium 12. — Leo: Pharmakologie 5; Pharmakologisches Laboratorium. — Machol: *Allgemeine Chirurgie 3. — Nußbaum: Biologisches Laboratorium pg; Biologie II. Teil 1; *Anatomie der Sinnesorgane 3. — Pelman: (liest nicht). — Pletzer: *Frauenkrankheiten 2. — Prym, O.: *Technik der Laryngoskopie 1; Pathologische Physiologie 2. — Prym, P.: *Pathologisch-histologischer Kurs für Vorgerückte 2; Mißbildungen 1; Sektionsübungen (mit Prof. Ribbert); Patholog. Laboratorium (mit Prof. Ribbert). — Pütter: *Allgemeine Physiologie 2. — Reichenbach: Bakteriologischer Kurs 3; Bakteriologie 1; Hygienisches Kolloquium 1; Arbeiten im bakt. Laboratorium täglich. — Reifferscheid: *Gynäkologische Diagnostik und Therapie 1; Arbeiten im Laboratorium täglich. — Reis: Pathologische Anatomie des Auges 1. — Ribbert: *Allgemeine Phathologie 5; Demonstrations- und Sektionskurs 8; Arbeiten im Institut. — Rieder: Unfallheilkunde, theoretisch 1; Unfallheilkunde, praktisch 1½. — Rumpf: *Soziale Medizin I. Teil 1; Soziale Medizin II. Teil, Uebungen 1; Körperliche und geistige Gesundheit 1. — Schiefferdecker: *Der Mensch und sein Bau 2; Die Entwicklung des Menschen 1. — Schmiz: Geschichte der Medizin, Altertum II 1. — Schöndorff: *Physiologische Chemie 2. — Schultze: *Medizinische Klinik 7½; *Krankheiten des Nervensystems 2; Rückenmarkskrankheiten 1. — Selter: *Hygienisch-bakteriologischer Kursus 4; Immunitätslehre 1; Schulgesundheitspflege 1. — Stertz: Psychiatrie 1; Alkoholismus 1; Arbeiten im Laboratorium täglich. — Stich: *Orthopädische Chirurgie 2. — Strasburger: *Physikal. Diagnostik f. Geübtere 3. — Stursberg: *Mikroskopisch-chemischer Kurs 2; Therapeut. Besprechungen und Uebungen 1. — Thomsen: Zurechnungsfähigkeit 1. — Ungar: *Gerichtliche Medizin 2; Gerichtsärztliches Praktikum 2. — Verworn: *Physiologie des Menschen II. Teil 5; Selbständige Arbeiten im physiolog. Laboratorium pr. täglich. — Walb: *Poliklinik für Ohren-, Hals- und Nasenkranke 3; Anleitung zu eigenen Arbeiten. — Wassermeyer: Psychiatrische Untersuchungsmethoden 1. — Westphal: *Psychiatrische Klinik 3; Poliklinik für psych. und Nervenkrankheiten 1; Psychiatrisches Laboratorium täglich. — Zurhelle: *Geburtshilflicher Operationskurs 2; *Theorie der Geburtshilfe (I. Teil): Schwangerschaft 1; Arbeiten im Laboratorium der Frauenklinik täglich.

Philosophische Wissenschaften.

Anschütz: Chemisches Kolloquium 1; Organische Experimentalchemie 6; Chemisches Praktikum mit den Proff. Rimbach, Frerichs und Kippenberger 38; Chemisches Praktikum für Mediziner mit Prof. Rimbach 35. — Benecke: *Pharmakognosie I 4; Pflanzenbiologie 1; *Nahrungsmittelpraktikum 4; *Kryptogamenübungen mit Dr. Schröder 2. — Bernoulli: *Magneto-Optik 1; *Physikalisches Praktikum 2. — v. Bezold: *Kultur der Renaissance 4; XVI. Jahrhundert 2. — Borgert: *Tierpsychologie 1. — Brauns: *Allgemeine Mineralogie 3; *Gesteinbildende Mineralien 2; Kristallogr.-opt. Uebungen 2; *Praktikum täglich. — Brinkmann, A.: *Griechische Prosaliteratur 4; Proseminar 4. — Brinkmann: *Geschichte der deutschen Landwirtschaft I. Teil 1; Ausgewählte Abschnitte aus der Technik und Oekonomik der modernen Landwirtschaft 1. — Bucherer: Mathematische Elektrizitätslehre. — Bühler: *Psychol. des Denkens 1; *Einführungskurs i. d. Psychologie 2; Psycholog. Kolloquium (m. Külpe) pg 2; Arbeiten für Geübtere pg täglich. — Bülbring: *Modern English Grammar 3; *English Poetry 1; King Lear 2. — Cardauns: *Zeit der Gegenreformation 2. — Clemen, C.: *Reste der Naturreligionen in den Kulturreligionen 2; *Apostol. Glaubensbekenntnis 1; Religionsgeschichtl. Uebungen 2. — Clemen, P.: *Italienische Kunst bis Ende des 15. Jahrhunderts 3; *Das Technische in Malerei u. Plastik 1; Die französische Kunst im 19. Jahrhundert 1; Kunsthistorische Uebungen 2. — Cöln: Nordsemitische Inschriften 2; Assyrisch III 2; *Aramäische Texte 2. — Dietzel: *Spezielle Nationalökonomie 4; Staatswissenschaftliches Seminar 2. — Dyroff: *Psychologie 4; *Grundbegriffe der Philosopie 2; *Grundfragen der Weltanschauung 2; Seminar: a) A. Comte 2; b) Renaissance-Gesellschaft 1. — Eckert: *Die Finanzen des Deutschen Reiches 2. — Elter: *Griechische Syntax 4; Philol. Kolloquium 1; Im Philolog. Seminar I. Xenophons Staat der Athener 2. — Enders: *Gotisch 2; *Die Nibelungen im 19. Jahrhundert 1; *Deutsche Lyrik 1; *Literarhistorische Uebungen (mit Prof. Litzmann) 2. — Eversheim: *Elektrizitätslehre m. Uebungen 2; Anfängerpraktikum (mit Kayser) 8; Grundzüge der Elektrotechnik 1. — Firmenich-Richartz: *Geschichte der niederländischen Malerei 2. — Fischer: *Technik des Sprechens 2; *Vortragsübungen 1; *Sprechtechnische Uebungen 1. — Foerster: liest nicht. — Franck: *Altsächsisch u. Heliand 3; Uebungen über fränkische Mundarten 1; Germanist. Seminar 2. — Frerichs: *Pharmazeutische Chemie I. Teil; *Toxikologische Analyse; *Uebungen im Sterilisieren von Arzneimitteln; Pharmazeutische Chemie III. Teil. — Frost: *Geschichte der Philosophie 4. — Funaioli, Lektor Dr.: *Anfänger 3; Giusti; Lyrik des Cinquecento 2; Risorgimento 1. — Furtwängler: Technische Mechanik 2. — Gaufinez: *Langue française II 2; *Stilübungen 2; *Moderne französische Dichter 1; Molière 1. — Gerth: Beurlaubt. — Gewecke: *Gewichtsanalyse 1; Uebungen in Unterrichtsversuchen 2. — Goetz: *Christliche Lehrentwicklung 3; Philosoph.-propädeut. Seminar 3. — Grebe: *Meteorologie 2; *Angewandte Elektrizität (mit Eversheim) 2. — Hammacher: *Kant 2; *Geschichtsphilosophie 1; *Uebungen zur Ethik 1. — Hashagen: *Parteigeschichte 2; *Verfassungsgeschichtliche Uebungen 2. — Hausdorff: *Funktionentheorie 4; *Fouriersche Reihen 2; Mathematisches Seminar pg. — Heiß: *Altfranzösische Lektüre 2; Racine 1. — Herrmann: *Preußische Verfassungs- und Verwaltungsgeschichte 2; Uebungen zur Geschichte des 19. Jahrhunderts 2. — Horten: Arab. Grammatik 2; Aethiopisch 1; Tausend und eine Nacht 2; Ibn Haldun 2; Neupersisch 1. — Jacobi: *Sanskrit-Grammatik 4; *Upanisads 4; Samaraicca Kaha 2. — Imelmann: *Chaucer 2; *Dickens, Thackeray und ihre Zeit 2. — Justi: Liest nicht. — Kayser: *Experimentalphysik I. Teil 5; *Laboratorium für Anfänger 8; *Laboratorium für Vorgeschrittene 60; Physik. Kolloquium 2. — Kippenberger: *Chemische Technologie, anorganischer Teil 2; *Einführung in die chemische Großtechnik.

I. Teil 1; Besprechung nahrungsmittelchemischer Gutachten 1. — Koenig, A.: Beurlaubt. — Koernicke: *Anatomie und Physiologie der Pflanzen 4; Pflanzenbiologische Exkursionen. — von Kraus: *Altdeutsche Metrik 3; *Textkrit. mittelhochdeutsche Uebungen 2; Germanistisches Seminar 2. — Külpe: *Logik 4; Philos. Seminar Abt. A a) Hume 2; b) Experiment-psycholog. Arbeiten; c) Psycholog. Kolloquium 2. — Küppers: *Zeichnen und Modellieren 4; Ueber Porträtierung 1. — Küstner: *Sphärische Astronomie 3; Fixsternkunde 1; *Praktische Uebungen in astronomischen Beobachtungen. — Kumpmann: *Bismarck als Volkswirt 1; Besprechungen zur Bismarck-Vorlesung 1. — Laar: *Wissenschaftliche Grundlagen der Photographie 1; *Wissenschaftlich-photographisches Praktikum nach Verabredung. — Laspeyres: Liest nicht. — Levison: *Quellenkunde der Geschichte des Mittelalters 4; Geschichtliche Uebungen. 2. — van Liere: *Niederländisch I 2; *Niederländisch II 2. — Litt: Lateinische und griechische Stilübungen 2. — Litzmann: *Geschichte des Theaters und Dramas 3; *Goethes Lyrik 1; *Literarhist. Uebungen für Anfänger (mit Dr. Enders) 2; Germanistisches Seminar Abt. f. n. d. L. 2. — Loeschke: *Homerisches Epos (griechische Kunstgeschichte I) 4; Archäologische Uebungen pg 2. — London: *Differential- und Integralrechnung II 4; *Synthetische Geometrie 2; Uebungen zur Differential- und Integralrechnung 1; *Uebungen zur synthetischen Geometrie 1. — Lote: *Sprech- und Schreibübungen für weniger Geübte 3; *Sprech- und Schreibübungen für Vorgeschrittene 2; *Versailles. Les châteaux de l'Ille de France et de la Loire 1. — Ludwig: *Allgemeine Zoologie und vergleichende Anatomie 6; *Wirbeltiere Deutschlands 3; *Zootomische Uebungen (für Anfänger) 5; *Selbständige Arbeiten (für Geübtere) 30; Zoologische Demonstrationen 1. — Mannheim: *Wasser- und Harnanalyse 1; Uebungen in Wasser- und Harnanalyse täglich. — Mannstaedt: *Bank- und Börsenwesen 2; *Uebungen 1. — Marx: *Plautus Rudens 4; Arbeiten über lateinische Grammatik und Grammatiker 2. — Meerwein: *Höh. aromatische und heterocyklische Kohlenstoffverbindungen 3. — Mönnichmeyer: *Geograph. Ortsbestimmungen 2; Astronom. Jahrbücher 1. — Most: *Grundlegung der Statistik 2. — Müller: *Algebraische Gleichungen 3. — Nissen: *Griechische Geschichte 4; Römische Urkunden 2. — Ohmann: *Einleitung in die Philosophie 2; *Goethes Faust 1; Platos Staat pr. 1. Pflüger, A. (Philos. Fak.): *Mechanik 4; Uebungen zur Mechanik 1. — Philippson: *Morphologie der Oberfläche 5; *Kartographische Uebungen 1; Geographisches Seminar 2. — Pohl: *Gesandschafts- und Konsularrecht 1; *Lektüre der Reichsverfassung 1; *Bismarck und die Reichsverfassung 1; *Konversatorium über Staats-, Verwaltungs- u. Völkerrecht (mit Dr. Giese) 2. — Pohlig: *Eiszeit und Urgeschichte 1; Geologische Ausflüge 1; Einleitendes zu den Ausflügen 1/2. — Price: *Wenig Geübte 3; *Mittelstufe 3; *Advanced Students 2; Phonetie Exercises 1; *Novel from Defoe to Scott 1. — Prym, E.: Syrisch 2; *Arabische Chrestomatie 3; Arabische Grammatiker pg 2. — Reichensperger: *Metamorphose 1; *Uebungen aus dem Gesamtgebiet 2; Uebungen im Bestimmen 1. — Rimbach: *Physikalische Chemie I. Teil 2; *Analytische Chemie I. Teil 2; Ausgewählte Kapitel der anorganischen Chemie 1; Physikalisch-chemische Meßmethoden pg 3; Gasanalyse pg 2. — Ritter: (liest nicht). — Schiedermair: *Geschichte der Symphonie 2; Musikwissenschaftliche Uebungen pg 2. — Schmidt: *Entwicklungsgeschichte 1; *Uebungen a. d. Gesamtgebiet 2; *Uebungen im Bestimmen 1. — Schneegans: *Hist. fr. Formenlehre 3; *Franz. Lit. 18. Jhdt. 2; Aelteste franz. Sprachdenkmäler 2. — Schroeder: *Vererbungslehre 1; *Kryptogamen-Uebungen (mit Prof. Benecke) 2. — Schulte: *Geschichte des Mittelalters I 4; *Geschichte der deutschen Einigung 1867—1871 3; Uebungen des histor. Seminars 2. — Schumacher: *Allgemeine (theoretische) Volkswirtschaftslehre 4; *Ostasiatische Wirtschaftsprobleme 2; Volkswirtschaftliches Seminar 2. — Steinmann: *Allgemeine Geologie 5; Einführung in die Abstammungslehre 1; Geologisches Kolloquium 2; *Geologische und paläontologische Uebungen 2—3; *Anleitung zu selbständigen Arbeiten täglich. — Strasburger, E.: Kolloquium über neuere botanische Arbeiten 1; *Spezielle Botanik 4; *Selbständige Arbeiten täglich. — Strubell: *Der Schädel der Wirbeltiere 1. — Study: *Analytische Geometrie 4; *Uebungen zur analytischen Geometrie 1; *Differentialgeometrie II 2; Seminar 2. — Tilmann: *Geolog. Bild., Bau und Bodenschätze der deutschen Kolonien 1; *Fossile Wirbeltiere 1. — Trautmann: *Geschichte der altengl. Literatur 2; Mittelengl. Uebungen 1. — Uhlig: *Mineralsynthese 1. — Verweyen: *Neuere Philosophie 2; *Erkenntnistheorie 2; *Lebensanschauungen 1; *Uebungen 1. — Voigt: Anatomie der Tiere pg 1; Einheimische Insekten pg 1; Gewebelehre der Tiere pg 1; Sinnesorgane der Tiere pg 1; Einheimische Süßwassertiere pg 1. — Wanner: *Einführung in die Paläontologie 3. — Welter: (beurlaubt). — Wentscher: *Geschichte der Philosophie seit Kant 4; *Pädagogik 2; *Willensfreiheit 1; Erkenntnisproblem pg 2. — Wiedemann: *Gesch. des Orients 2; Aegypt. Sprache 2; Aegypt. Texte 2. — Willers: Gesch. d. ionischen Kunst 1; Numismatische Uebungen 2. — Wolff: Musikalische Formen 2; Harmonielehre 1; *Orgelspiel. — Wygodzinski: *Deutsche Volkswirtschaft 1; *Volkswirtschaftliche Uebungen.

b) Der Dozenten der landwirtschaftlichen Akademie Bonn-Poppelsdorf.

Die mit einem * Bezeichneten sind zugleich Dozenten an der Universität.

Die Zahlen hinter den Vorlesungen bedeuten die wöchentliche Stundenzahl.)

Beißner: Obstbau 2; Allgemeiner Gartenbau 1; Demonstrationen im botanischen Garten. — *Brauns: Mineralogie 2; Mineralogische Uebungen 1. — *Brinkmann: Betriebslehre 2; Abschätzungslehre 1; Landwirtschaftliches Seminar 1. — Firle: Persönliche und soziale Gesundheitspflege 1. — *Furtwängler: Sphärische Trigonometrie für I. Studienjahr 1; Kartenentwurfslehre für I. Studienjahr 1; Analytische Geometrie für I. Studienjahr 2. — Höhere Analysis für I. Studienjahr 3; Mathematische Uebungen 4. — Gieseler: Experimentalphysik (Elektrizität und Mechanik) 2; Physikalisches und maschinelles Praktikum 4; Landwirtschaftliche Maschinenkunde 1; Grundzüge der Mechanik und Hydraulik 2. — Grebe: Seuchen und innere Krankheiten der Haustiere 3. — Hagemann: Anatomie und Physiologie der Haussäugetiere 3; Vererbung und Fortpflanzung der Säugetiere 1; Spezielle Gesundheitspflege der Haustiere 1. — Hecker: Die Anbauzonen der landwirtschaftlichen Kulturgewächse 1. — Hillmer: Landesvermessung für

II. Studienjahr 2; Landmeß- u. Instrumentenlehre für I. Studienjahr 2; Geodätisches Seminar für II. Studienjahr 2; Darstellende Geometrie für I. Studienjahr 1; Geodätische Uebungen (I. Studienjahr: Landmeßlehre u. Zeichnen, II. Studienjahr: Landmeß- und Instrumentenlehre, Landesvermessung) 2 Tage, Fr. u. Sa. — Hoffmann: Forst- und Jagdgeschichte 1; Forsteinrichtung 2. — Huppertz: Landwirtschaftliche Baukunde 1; Brücken-, Wehr-, Schleusen- und Wegebau 3; Bautechnische Uebungen 4; Bautechnisches Seminar 1; Fischzucht 1. — *Koernicke: Anatomie u. Physiologie der Pflanzen 4; Mikroskopische Uebungen 4 (außerdem Uebungen für Vorgeschrittene in näher zu vereinbarenden Stunden). — Kreusler: Anorganische Experimentalchemie 4; Chemisches Praktikum 4 (vermehrte Stunden nach Bedarf; außerdem Uebungen für Vorgeschrittene in näher zu vereinbarenden Stunden); Landwirtschaftliche Technologie 2. — Künzel: Kulturtechnik für I. Studienjahr 2; Kulturtechnisches Seminar für II. Studienjahr 2; Kulturtechnische Uebungen für II. Studienjahr 2. — *Ludwig: Landwirtschaftliche Zoologie (I. Teil) 3. — *Müller: Tracieren für I. Studienjahr 2; Ausgleichungsrechnung für I. Studienjahr 1; Geodätisches Rechnen für I. Studienjahr 1; Ausgleichungsrechnung für II. Studienjahr 2; Geodätisches Seminar für II. Studienjahr 2; Geodätische Uebungen (I. Studienjahr: Nivellieren, Ausgleichungsrechnung und geograph. Ortsbestimmung, II. Studienjahr: Ausgleichungsrechnung, Tracieren) 2 Tage, Fr. u. Sa. — Polis: Witterungskunde 1. — Remy: Boden- und allgemeine Pflanzenbaulehre 3; Hackfruchtbau 1; Pflanzenzüchtung 1. — Richardsen: Allgemeine Tierzucht (I. Teil: Züchtungslehre; II. Teil: Fütterungslehre) 4; Pferdezucht 1; Uebungen zur Fütterungslehre 2; Landwirtschaftliche Demonstrationen auf dem akademischen Gute Dikopshof. — *Schroeder: (liest nicht). — Schumacher: Landwirtschaftsrecht, mit Uebungen 3. — *Wygodzinski: Volkswirtschaftslehre 3; Volkswirtschaftliche Uebungen 1; Volkswirtschaftliches Seminar für Vorgeschrittene 1 (alle 14 Tage je 2 Stunden).

Verzeichnis der Vorlesungen
an der
Königlichen Universität zu Greifswald
im Winterhalbjahr 1911-12.

Das Semester beginnt am 16. Oktober 1911.

Die Ziffern geben die Stundenzahl an. — Das g (gratis) bedeutet, daß die Vorlesung unentgeltlich ist.

Theologische Fakultät.

Alt: Genesis 4. — Procksch: Jesaia c. 40 ff 2; Theologie 5. — Haußleiter: Johannesevangelium 4. — Kögel: Römerbrief 5. — Mandel: Philipper- und Kolosserbriefe 2. — Haußleiter: Neutest. Theologie 5. — Kögel: Leiden u. Auferstehung Jesu 2. — Schultze: Kirchengeschichte 4. — Wiegand: Kirchengeschichte IV 4. — Kunze: Symbolik 4. — Schultze: Geschichte und Aufgaben der evangelisch-kirchlischen Kunst 1 g. — Stange: Dogmatik I 5. — Mandel: Die dogmatischen Hauptsysteme seit Schleiermacher 2. — Stange: Einführung in die christliche Religionslehre 2. — Steinbeck: Praktische Theologie I 5; Auslegung des kleinen Katechismus für den Unterricht 2. — Kunze: Innere Mission und soziale Frage 2.

Seminare und Uebungen, publice

Theologisches Seminar.

Procksch: Alttest. Abteilung (Jeremia) 2 g. — Haußleiter: Neutest. Abteilung (Hebräerbrief) 2 g. — Schultze: Kirchengesch. Abteilung (Quellenschriften zur Geschichte der alten Kirche) 2 g. — Stange: Dogmat. Abteilung (Herrmanns Ethik) 2 g.

Praktisch-theologisches Institut.

Kunze: Homilet. Seminar und Proseminar 2 g. — Steinbeck: Katechet. Seminar 2 g. — Zingel: Praktisch-liturg. Uebungen 1 g.

Uebungen.

Alt: Alttest. Ueb. (Jona u. Ruth) 2 g. — Kögel: Uebungen für Anfänger (Gleichnisse des Lukasevangeliums) 2 g. — Wiegand: Dogmengesch. Uebungen (der Ultramontanismus seit Pius IX.) 2 g. — Kunze: Dogmat. Gesellschaft (Einführung in die neuere Christologie) 2 g. — Schultze: Archäolog. Uebungen für Geförderte 1 g.

Juristische Fakultät.

A. Theoretische Vorlesungen.

Frommhold: Deutsche Reichs- und Rechtsgeschichte 4; Deutsches Privatrecht 4. — Stampe: Bürgerliches Recht I 4. — Langen: Bürgerliches Recht II 3. — Stampe: Repetitionskolleg über Gemeines und Bürgerliches Recht 4. — Boehmer: Repetitionskolleg über Gemeines und Bürgerliches Recht 4. — Merkel: Rechtsentwicklung in Preußen 2. — Weismann: Strafprozeß 3. — Pescatore: Zivilprozeß I 4. — Merkel: Zivilprozeß II 3; Einführung in die Praxis des Zivilprozesses 2. — v. Marck: Militärstrafrecht 1. — Hubrich: Preußisches u. Deutsches Staatsrecht 4. — Smend: Preußisches und Deutsches Verwaltungsrecht 4. — Hubrich: Kirchenrecht 4. — Smend: Völkerrecht 3. — Hubrich: Repetitionskolleg in sämtlichen Fächern des öffentlichen Rechts 3.

B. Uebungen.

Langen: Uebungen in der Anfertigung von Klausurarbeiten und konversatorische Besprechungen auf dem Gebiete des Zivilrechts 2; Uebungen für Anfänger im Bürgerlichen Recht, mit schriftlichen Arbeiten 2. — Pescatore: Zweite Uebung im Bürgerlichen Recht, mit schriftlichen Arbeiten 2; Digesten-Exegese 3. — Stampe: Konversatorium über Urheber- und Erfinderrecht 2. — Frommhold: Konversatorium über deutsches Privatrecht und Deutsch-rechtliche Materien des B. G. B. 2. — Langen: Konversatorium über Wechselrecht und Recht der Wertpapiere 1. — Weismann: Zivilprozeß-Konversatorium und -Praktikum (Uebungen im Zivilprozeß und im Bürgerlichen Recht), mit schriftlichen Arbeiten, 2. — Hubrich: Konversatorium über öffentliches Recht, Teil I (Staats- und Verwaltungsrecht mit schriftlichen Arbeiten), 2. — Smend: Konversatorium über öffentliches Recht, Teil II (Kirchenrecht und Völkerrecht), mit schriftlichen Arbeiten, 2. — Merkel: Strafrechtspraktikum, mit schriftlichen Arbeiten, 2. — Weismann: Besprechung reichsgerichtlicher Entscheidungen (für Vorgerücktere) 1 g.

C. Juristisches Seminar.

Anleitung zu größeren wissenschaftlichen Arbeiten aus den Gebieten des Privat- und öffent-

lichen Rechts (Seminar-Arbeiten), in zu vereinbarenden Stunden, g: Dr. Pescatore, Dr. Weismann, Dr. Stampe, Dr. Frommhold, Dr. Hubrich, Dr. Merkel, Dr. Smend, Dr. Langen.

Medizinische Fakultät.

Kallius: Systematische Anatomie des Menschen, I. Teil 6; Präparierübungen; Kolloquium der Anatomie und Entwicklungsgesch. 1 g. — Kallius u. Peter: Arbeiten für Vorgeschrittene g. — Peter: Osteologie und Syndesmologie mit Demonstr. 4; Muskellehre 4. — Peter u. Kallius: Präparierüb. tägl.; Arbeit. f. Vorgeschr. — Peter: Feinere Anatomie und Leitungsbahnen des Zentralnervensystems 1. — Bleibtreu: Physiologie des Menschen 5. — Bleibtreu u. Mangold: Physiolgoisches Praktikum 4; Anleitung zu selbständiger Bearbeitung physiologischer Themata g. — Mangold: Muskel- und Nervenphysiologie 1; Repetit. der Physiologie 2. — Grawitz: Allgemeine Pathologie; Praktische Arbeiten in der patholog. Histol., täglich g; Demonstrativer Kursus der pathologischen Anatomie 6½. — Schulz: Arzneimittellehre 4; Therapeutisches Praktikum 2; Deutsche Giftpflanzen 1. — Schulz u. Kochmann: Praktische Arbeiten im pharmakol. Institut. — Kochmann: Repetitorium der Pharmakol. (für letzte Semester) 2. — Steyrer: Medizinische Klinik 7; Medizinische Poliklinik 2; Einleitung in die physikal. Diagnostik pr u. g 1; Kursus der physikal. Diagnostik für Anfänger 2. — Groß: Kursus der physikalischen Diagnostik für Geübtere in 2 Abt. 2; Kursus der chemischen und mikroskop. Diagnostik innerer Krankheiten 2; Diagnostik der Nervenkrankheiten 1; Kursus der therapeutischen Eingriffe am Krankenbett 1. — König: Chirurgische Klinik und Poliklinik 7; Arbeiten im Laboratorium der Chirurgischen Klinik für Fortgeschrittene, täglich g; Hauptkapitel der allgemeinen chirurgischen Pathologie und Therapie 2. — Hohmeier: Frakturen und Luxationen 3; Unfallkunde 1. — A. Hoffmann u. Hohmeier: Praktische Uebungen in endoskopischen Untersuchungen 1. — E. Hoffmann: Die wichtigsten Kapitel der orthopädischen Chirurgie 1; Chirurgische Anatomie am Lebenden 3; A. Hoffmann: Chirurgische Propädeutik 3. — Kroemer: Geburtshilflich-gynäkologische Klinik 6; Schwangerenuntersuchung 1 g; Harnleiden bei gynäkologisch-geburtshilflichen Erkrankungen 1; Geburtshilflicher Operationskursus 2; Praktische Arbeiten im Laboratorium der Klinik, täglich pr u. g. — Cohn: Theoretische Geburtshilfe und Gynäkologie 3. — Römer: Augenärztliche Klinik und Poliklinik 4; Augenspiegel-Kursus 1; Funktionsprüfung des Auges 1. — Löhlein: Augenheilkunde des praktischen Arztes 2; Hygiene des Auges 1 g. — Gebb: Augen- und Allgemeinleiden 1; Einführung in die Augenheilkunde 2. — A. Hoffmann: Chirurgie der Mundhöhle 2. — Loeffler: Hygiene, I. Teil 3; Bakteriologischer Kursus 3; Hygienischer Kursus 1½; Anleitung zu selbständigen Bearbeitungen hygienischer Themata g. — Schultze: Klinik der Geistes- und Nervenkrankheiten; Arbeiten im Laboratorium der psychiatrischen und Nervenklinik, täglich g. — Vorkastner: Allgemeine Psychiatrie 1; Diagnostisch-therapeutischer Kurs der Nerven- und Geisteskrankheiten 1; Klinische Demonstration psychiatrischer Fälle 1 g. — Beumer: Gerichtlich-medizinischer Kursus 2; Seminar für soziale Medizin 2. — Peiper: Poliklinik für Haut- und Syphiliskranke 1; Kinderklinik und Poliklinik 3; Einführung in die Kinderklinik 1. — Lange: Untersuchungsmethoden des Ohres 2; Untersuchungsmethoden der Nase und des Kehlkopfes 2; Ohren-, Nasen- und Kehlkopf-Klinik 2. — Adloff: Kursus der konservierenden Zahnheilkunde 12½; Zahnärztliche Poliklinik 9; Extraktionskursus für Mediziner 1; Kursus für Zahn- und Kiefererersatz 45; Pathologie und Therapie der erkrankten Wurzelhaut 2; Anleitung zu wissenschaftlichen Arbeiten im Laboratorium des Instituts, täglich pr u. g.

Philosophische Fakultät.

Rehmke: Allgemeine Geschichte der Philosophie 4; Konservatorium über Logik 2; Philosophisches Seminar 2 g. — Schwarz: Ethik, Geschichts- und Religionsphilosophie 4; Einführung in die experimentelle Psychologie mit Versuchen 2; Anleitung zu selbständigen philosophischen Arbeiten 2 g. — Schmekel: Logik 2; Aesthetik 2; Philosophie der Renaissance 1 g. — Engel: Theorie der Transformationsgr. (Forts.) 4; Differential- und Integralrechnung I. 4; Analytische Geometrie des Raumes 2 g; Im mathematischen Seminare: Uebungen über Transformationsgruppen 2 g. — Vahlen: Funktionentheorie 4; Im mathematischen Seminare: Uebungen zur Funktionentheorie 2 g; Kinematik und Mechanismen 1 g. — Blaschke: Analytische Mechanik (II. Teil) 4; Uebungen zur analytischen Mechanik 2 g; Darstellende Geometrie mit Uebungen 4. — Mie: Hydrodynamik 4; Physikal. Ueb. f. Stud. der Naturw.; Leitung selbst. physikal. Untersuch., täglich. — Mie u. Herweg: Handfertigkeitsübungen 2. — Mie: Uebungen zur Hydrodyn. 1 g. Mie u. Starke: Besprech. neuerer physikal. Arbeiten 2 g. — Starke: Experimentalphysik II (Elektrizität u. Magnetismus) 4; Mathemat. Ergänzung. z. Experimentalphysik 1 g; Physikal. Praktikum f. Mediz. und Pharmazeuten 2. — Schreber: Ueb. im Zusammensetzen und Demonstrieren physikalischer Apparate 2; Thermodynamik d. umkehrbaren Kreisprozesse 2; Luftschiffe und Flugzeuge 1 g. — Herweg: Die modernen Meßinstrumente 1. — Auwers: Organische Experimentalchemie 5; Chemisches Praktikum, ganz- und halbtägig. — Auwers und Scholtz: Chem. Praktikum f. Pharmazeuten u. Nahrungsmittelchemiker, ganz- und halbtägig; Ausgewählte Kapit. der anorgan. Chemie 7 g. — Scholtz: Pharmazeut. Chemie (anorganischer Teil) 3; Ausmittelung der Gifte 1 g; Pharmazeutisches Kolloquium 1 g. — Roth: Physikalische Chemie (ohne Elektrochemie und Radioaktivität) 2; Mathematische Behandlung physikalisch-chem. Probleme 1 g; Physik.-chem. Ueb. 3. Posner: Chem. d. heterocyklischen Verbind. 2; Kolloquium über neuere Arbeiten d. organisch. Chemie 1 g. — Strecker: Qualitative Analyse 2; Spezielle anorgan. Chem.: I. Metalloide 2; Chem. Kolloq. f. Med. 2. — Eisenlohr: Teerfarbstoffe 1; Spektrochemie 1. — Jaekel: Geologie I. 4; Palaeontologie, II.; Ueber körperliche u. geist. Entwicklungsprozesse 1 g. — Jaekel u. Philipp: Geolog.-palaeont. Praktikum 1; Anleitung zu wissenschaftlichen Arbeit. i. Geologie u. Palaeontologie tgl. 6. — Jaekel, Milch u. Philipp: Geologisches Kolloquium 2 g. — Milch: Eigensch. u. Vorkommen d. wichtig. Mineralien 4. — Milch u. Philipp: Mineralog. Praktikum. — Milch: Bodenkunde 1; Eruptivgesteine und kristall. Schiefer 1 g; Arbeiten in Krist.-, Min.- und Petrographie. — Milch u. Philipp: Anleit. zum Stud. der Lehrsammlungen, täglich g. — Philipp: Geol. d. deutschen Mittelgebirge 2; Ueb. im Bestimmen d. Mineralien, Mittwochs 11—1 Uhr,

privatim; Goldschmidtsche Meth. d. Kristallmessung 1 g. — Schütt: System. Botanik 4; Botan. Arbeiten täglich; Botan. Praktikum 4; Pharmakognost. Praktikum 4; Klein. bot. Praktikum für Mediziner 2; System. Ueb. 2 g. — Schütt u. Moeller: Ueb. im Untersuchen von Lebensmitteln 2. — Moeller: Pharmakognosie 2. — Müller: Entomologie 2; Zoolog. (mikroskop.) Prakt. 4; Ueb. im Bestimmen heim. Tiere 1 g; Zoolog. Prakt. für Geübtere täglich. — Friederichsen: Länderkunde von Deutschland 4; Die Ostsee und ihre Küstenländer 1 g; Kartograph. Kursus I. 2; Geographische Einzelübungen 2 g; Geogr. Kolloquium 2 g. — Oldenberg: Praktische oder spez. Nationalökonomie 4; Gesch. d. Nationalökonomie u. des Sozialismus im 19. Jahrhundert 1; Ausgew. Fragen d. Nationalök. und Politik 1. — Oldenberg, Gebauer u. Zadow: Volkswirtschaftl. Konvers. 1 g; Besichtigung industr. Betriebe, einmal monatlich. — Gebauer: Finanzwissenschaft 3; Bankwesen und Bankpolitik 1; Volkswirtschaftl. Ueb. 2 g. — Zadow: Deutsches Genossenschaftswesen 1. — Otto: Griech. Gesch. i. Zeitalter Philipps II. u. Alexanders d. Gr. 3; Althistorisch. Seminar: Quellen z. griech. Gesch. 2 g. — Bernheim: Gesch. d. Papsttums i. Mittelalter 4; Historisch. Sem.: Krit. Ueb. ü. Verfassungsurk. d. neuesten Zeit 2 g. — Ulmann: Hauptricht. d. deutsch. Gesch. einschl. d. Verfassungsgesch. 4; Historisch-krit. Unters. zur neuen Gesch. 2 g. — Curschmann: Verfass.- u. Wirtschaftsgesch. d. Brandenburg. Staates bis zum Tode des Gr. Kurfürsten 2; Hist. Ueb. 2 g. — Bergsträßer: Gegenreformation 2; Ueb. z. Ideengeschichte der Gegenreformation 2 g. — Pernice: Topogr. von Athen und Rom 4; Archäolog. Ueb. 2 oder 4 g. — Semrau: Gesch. d. deutsch. Kunst bis Dürer 3; Hauptmeister der Renaissance 1 g; Kunstgeschichtliche Ueb. 2 g. — Heller: Einl. i. d. Sprachwissenschaft 2; Sanskrit II 4; Hist. Lautlehre d. Altindischen 2 g; Dandins Dasakumaracarita 2. — Zupitza: Vergleich. Syntax d. Griech. Latein. u. Deutschen 2; Sprachwissenschaftliche Ueb. (italische Spr.) 1 g. — Lidzbarski: Syrische Schriftsteller 2; Arabische Grammatik I. 2 g; Altarabische Gedichte 1 g. — Hosius: Röm. Staatsaltertümer 4. — Schöne: Griech. Literaturgesch. I. 4; Griech. Gesellsch.: Ueb. im Lesen von Handschriftenfaksimiles 2 g. — Mewaldt: Ciceros Reden; Griech. Anfangskursus für Realabiturienten 3; Lateinkursus für Juristen 3. — Philolog. Seminar: Hosius: Oberstufe Ps. Senecas Octavia u. Arbeiten 2 g. — Schöne: Aeschylus' Supplices u. Arbeiten 2 g. — Hosius: Mittelstufe: Lucans bellum civile 2 g. — Mewaldt: Plutarch de Pythiae oraculis 2 g. — Schöne: Unterstufe: Herodots Buch VI 2 g. — Mewaldt: Lateinische Stilübungen 1 g. — Ehrismann: Erklär. d. Nibelungenliedes u. Einführung i. d. deutsche Heldensage 3; Deutsche Lit. von Klopstock bis Goethe 2; German. Prosem.: Lit. des 17. Jahrh. 2 g; Seminar. Althochdeutsche Ueb. 2 g. — Pietsch: Deutsches Schrifttum u. d. deutsch. Sprache vom 13. bis 16. Jahrhundert 2; Personen- u. Familiennamen d. Deutschen; Neuhochd. Ueb. 1 g, einstündig, publice. — Zupitza: Einf. in das Altnordische 2. — Stengel: Gesch. d. roman. Spr. 4; Roman. Seminar 2 g. — Heuckenkamp: Altfranzösische Ueb. 4: Honoré de Balzac 1 g; Proseminar: Kleinere Arbeiten a. d. Gebiete d. franz. Philologie 2 g; Uebersetzungsüb. an franz. Texten 2 g. — Thurau: Franz. Verslehre II. Lektüre 3; Alfred de Musset u. d. Romantik 2; Roman. Seminar: I. Phonet. Erläut. zu Koschwitz, Les parlers parisiens 1 g; II. Ueb. zur altfranzös. Grammatik 2 g. — Plessis: Le roman français 2; Ueb. z. neufranz. Syntax 2; Sprechüb. f. jüng. Semester 8—10 g. — Konrath: Histor. Gramm. d. engl. Sprache II. 4; Altengl. Ueb. 2 g. — Macpherson: Engl. Lit. v. Thackeray b. z. Gegenwart 2; Anleit. z. schriftlichen Uebersetzungen 1; Phonet. Ueb. 1; Engl. Prosem. 1 g. — Zingel: R. Strauß und sein „Rosenkavalier", Mozart u. seine „Zauberflöte"; Musiktheorie für Anfänger u. für Fortgeschrittene je 1; Prakt.-liturg. Ueb. 1 g. — Meyer: Hieb- und Stoßfechten täglich; Freier akadem. Turnabend 1 g; Staatlicher Turnlehrer-Bildungskursus g. — Häger: Zeichnen und Malen nach anatom. Präparaten u. nach der Natur je 2 g; Radierung und Holzschnitt 2 g. — Ziemer: Stenographie für Anfänger und Fortgeschrittene, System Stolze-Schrey, 1 g. — Eggerß: Reitunterricht.

Vorlesungen
an der
Königlichen Albertus-Universität
zu Königsberg
im Winterhalbjahre
vom 16. Oktober 1911 an.

I. Theologische Fakultät.

Jacoby: Geschichte der christlichen Ethik im Zusammenhang mit den allgemeinen Kulturströmungen 2; Homiletische Abteilung im praktischen theologischen Seminar 1 g. — Benrath: Der Protestantismus im 19. Jahrh. 1 g; Kirchengeschichte II (800—1517) 4; Historische Abteilung des theologischen Seminars 2 g. — Dorner: Grundzüge der allgemeinen Religionsgeschichte 1 g; Christliche Ethik 5; Enzyklopädie der Theologie 2; Systematische Abteilung des Seminars g. — Schulze: Systematische Uebungen 1 g; Dogmatik, II. Teil 5. — Löhr: Jesaias 5; Alttest. Abteilung des theologischen Seminars 2 g. — Uckeley: Praktische Theologie, I. Teil (Prinzipienlehre, Missionslehre, Katechetik) 4; Wissenschaftliche Uebungen zur praktischen Theologie (Geschichte der Predigt) 1 g; Katechetische Abteilung des praktisch-theologischen Seminars 2 g. — Juncker: Neutestamentliche Theologie 5; Johannesevangelium 5; Neutestamentliches Seminar 2 g. — Lezius: Geschichte des Methodismus 1 g; Neueste Kirchengeschichte vom Tode Calvins an 4; Kirchenhistorische Uebungen g. — Hoffmann: Einleitung in das Neue Testament 5; Kursorische Lektüre der Apostegeschichte 1½ g. Albert: Hebräische Grammatik mit Uebungen für Anfänger 4 g; Ausgewählte Abschnitte aus der israelitischen und jüdischen Geschichte 2; Alttestamentliches Proseminar 2 g. — Lackner: Litauisches Seminar 6 g. — Grzybowski: Polnisches Seminar 5 g.

II. Juristische Fakultät.

Arndt: Interpretation der deutschen Reichsverfassung 1 g; Allgemeines, deutsches und preußisches Verwaltungsrecht 5; Völker- und Kolonialrecht 4; Praktikum des Staatsrechts mit (fakultativen) schriftlichen Arbeiten 1. — Manigk: Se-

minar für Papyrusstudien 1 g; Bürgerliches Recht, I. Teil (allgemeiner Teil) 4; Digestenexegese 2; Rechtsphilosophie 2. — Kohlrausch: Strafrecht 5; Zivilprozeß I (Das ordentliche Verfahren erster Instanz) 4; Zivilprozeßpraktikum (mit schriftlichen Arbeiten) 2; Strafrechtliches Seminar 2 g. — von Gierke: Die öffentlichen Anstalten des Privatversicherungsrechts 1 g; Geschichte und Grundzüge des deutschen Privatrechts 4; Deutsche Rechtsgeschichte 4; Uebungen im bürgerlichen Recht, für Anfänger, mit schriftlichen Arbeiten 2; Uebungen im deutschen Recht (Sachsenspiegel) für Anfänger 1; Das Recht der Wertpapiere, unter besonderer Berücksichtigung des Wechselrechts 2. — Litten: Bürgerliches Recht, II. Teil (Recht der Schuldverhältnisse) 4; Juristische Methodenlehre 1; Praktikum des bürgerlichen Rechts (mit schriftlichen Arbeiten) 2; Zivilistisches Seminar 2 g. — Knoke: System des römischen Privatrechts 7; Uebungen im römischen Recht, mit schriftlichen Arbeiten 2; Kursus II zur sprachlichen Einführung in die Quellen des römischen Rechts 2; Zivilistisches Seminar g. — Graf zu Dohna: Strafprozeß 4; Zivilprozeß, II 1 (Rechtsmittel, besondere Verfahrensarten, Zwangsvollstreckung) 2; Zivilprozeß, II 2 (Konkurs) 2; Strafrechtspraktikum (mit schriftlichen Arbeiten) 2; Strafrechtliches Seminar g. — Fleischmann: Einführung in die Rechtswissenschaft (Enzyklopädie) 3; Allgemeines, Reichs- und preußisches Staatsrecht 5; Kirchenrecht 4; Kirchenrechtliche Uebungen g. — Müller-Erzbach: Grund- und Fahrnis-Eigentum in der deutschen Rechtsentwicklung 1 g; Handelsrecht 5; Sachsenrecht 4; Rechtsentwicklung in Preußen 2.

... Medizinische Fakultät.

Jaffe: Bäderlehre 1 g; Arzneimittellehre 5; Chemisches Praktikum für Mediziner (Anfänger) 6; Kursus der physiologischen Chemie (speziell der Harnanalyse) 3; Arbeiten im Laboratorium für experimentelle Pharmakologie und medizinische Chemie, täglich. — Hermann: Mathematisches Kolloquium für Mediziner 1 g; Zweiter Teil der Experimental-Physiologie (vegetative Funktionen) 6; Elektrizitätslehre für Mediziner 2; Physiologisches Praktikum 6; Physiologische Untersuchungen, für Geübtere, täglich g. — Stieda: Topographische Anatomie, I. Teil 1 g; Systematische Anatomie des Menschen, I. Teil 6; Präparierübungen, täglich. — Lichtheim: Klinik der Nervenkrankheiten 1½ g; Medizinische Klinik 7. — Winter: Untersuchung von Schwangeren 1 g; Geburtshilflich-gynäkologische Klinik 6; Geburtshilflicher Operationskursus 3. — Meyer: Gehirnkrankheiten 1 g; Psychiatrische und Nervenklinik 3; Gerichtliche Psychiatrie, mit Krankenvorstellungen, für Juristen und Mediziner 1. — Henke: Spezielle pathologische Anatomie der Harn- und Geschlechtsorgane 1 g; Spezielle pathologische Anatomie 5; Pathologisch-anatomischer Sektionskursus mit diagnostischen Uebungen 8; Pathologisch-anatomischer Demonstrationskursus 1; Arbeiten im Laboratorium des Instituts, täglich g. — Krückmann: Augenoperationskursus 1 g; Augenklinik 5. — Kruse: Hygienische Besichtigungen g; Hygiene, I Teil 3; Bakteriologisch-hygienischer Kursus 6; Bakteriologische Uebungen für Pharmazeuten 2; Arbeiten im Laboratorium, für Geübtere, tägl. g. — Schreiber: Untersuchungsmethoden, betreffend Speiseröhre, Magen und Darm 1 g; Medizinische Poliklinik 4. — Zander: Ausgewählte Kapitel der Entwicklungsgeschichte 1 g; Mikroskopische Anatomie (allgemeine und spezielle) 3. — Falkenheim: Ausgewählte Kapitel der Kinderkrankheiten (Erkrankungen des Verdauungsapparates) 1 g; Poliklinik der Kinderkrankheiten 2. — Puppe: Soziale Medizin, mit Demonstrationen, für Hörer aller Fakultäten 1 g; Gerichtliche Medizin, für Mediziner, mit Demonstrationen 3; Ueber Zurechnungsfähigkeit, mit Demonstrationen und kriminalistischen Exkursen, für Juristen 1. — Scholtz: Pathologie und Therapie der Gonorrhöe, mit praktischen Uebungen und Demonstrationen 1 g; Poliklinik der Haut- und Geschlechtskrankheiten 3. — Gerber: Kursus der Laryngoskopie und Rhinoskopie 1 g; Poliklinik der Hals- und Nasenkrankheiten 1½. — Stenger: Praktischer Kursus der kleineren oto-rhinologischen Eingriffe (Tonsillotomie usw.) 1 g; Poliklinik der Ohrenkrankheiten 2. — Samter: Ueber Orthopädie, mit Demonstrationen 1 g; Ueber Unfall- und Invaliditätsbegutachtung, mit Uebungen 1 g; Ueber Unfall- und Invaliditätsbegutachtung, mit Uebungen 1 g; Ueber Knochenbrüche und Verrenkungen, mit Demonstrationen 2. — Hilbert: Kursus der klinischen Untersuchungsmethoden (Perkussion, Auskultation usw.) 3; Ueber Unfall- und Invaliditätsbegutachtung 1 g. — Kafemann: Die medizinische Therapie der oberen Luftwege, mit praktischen Uebungen 5 g; Die Behandlung der Erkrankungen der Kieferhöhle und Zahncysten, mit Uebungen an der Leiche, für Studierende der Zahnheilkunde 1 g. R. Cohn: Aerztliche Berufs- und Standesfragen, Rechte und Pflichten des Arztes 1. — Rosinski: Die wichtigsten gynäkologischen Operationen 1 g. — Braatz: Ueber Schmerzverhütung 1 g; Ueber chirurgische Technik 1 g. — Hallervorden: Shakespeares dramatische Kunst als Gegenstand angewandter Psychologie 2. — Askanazy: Spezielle Pathologie und Therapie der inneren Krankheiten 4. — Weiß: Ausgewählte Kapitel aus der animalischen Physiologie 2; Physiologische Untersuchungen für Geübtere, täglich, g. — Ellinger: Repetitorium der organischen Chemie, für Mediziner 2; Chemisches Praktikum für Mediziner (Anfänger) 6. — Ehrhardt: Chirurgisches Kolloquium 1 g; Asespsis in der Landpraxis 1 g. — Stieda: Orthopädie 1. — Streit: Kursus der Otoskopie, Rhinoskopie und Laryngoskopie 1 g; Die für den praktischen Arzt wichtigsten Erkrankungen der Nase, Ohren und des Kehlkopfes 1 g. — Theodor Cohn: Katheterismus und Kystoskopie g. — Joachim: Kursus der klinischen Diagnostik mittels physikalischer Untersuchungsmethoden (Perkussion, Auskultation usw.) 3; Kursus der neurologischen Untersuchungsmethoden 2. — Klieneberger: Kursus der klinischen Untersuchungsmethoden mittels mikroskopischer, chemischer und bakteriologischer Technik 3. — Draudt: Kursus der chirurgisch-orthopädischen Diagnostik, mit praktischen Uebungen in der kleinen Chirurgie 4. — Hofbauer: Gynäkologische Diagnostik, einschließlich Kystoskopie 1; Geburtshilfliches Seminar 2. — Goldstein: Ursachen der Geisteskrankheiten, für Hörer aller Fakultäten 1 g; Psychiatrisch-neurologische Diagnostik, mit praktischen Uebungen 2. — Brückner: Augenuntersuchungsmethoden 2. — Frangenheim: Kursus der Verbandlehre 1; Kursus der Kystoskopie zur Chirurgie der Harnorgane 1; Die Erkrankungen der Mundhöhle 1. — Lissauer: Mikroskopische Geschwulstdiagnostik, mit Demonstrationen und praktischen Uebungen 1. — Stein: Spezielle zahnärztliche Chirurgie (mit Berücksichtigung der Anästhesie und zahnärztlichen Röntgenologie) 2; Pathologie und Therapie der Zahn- und Mundkrankheiten 2; Kursus der zahnärztlichen Metall-

arbeiten 10. — Borchardt: Pathologische Physiologie 2. — Lippmann: Kursus der klinischen Serodiagnostik 1. — Bürgers: Hygiene 1; Bakteriologische Uebungen für Pharmazeuten 2; Bakteriologisches Praktikum für Geübtere, tägl. g. — Linck: Kursus der Otoskopie und Rhinoskopie 1 g; Ausgewählte Kapitel aus der speziellen Pathologie der Ohrenkrankheiten 1. — Heller: Frakturen und Luxationen 2. — Rhese: Die Erkrankungen des Ohres und der Nase in ihren Beziehungen zur allgemeinen Medizin 1 g; Praktischer Kursus der direkten Laryngoskopie, Tracheoskopie und Bronchoskopie 1. — Kirschner: Allgemeine Chirurgie 2. — Sattler: Augenoperationskursus 1 g; Die Beziehungen zwischen Augenleiden und Allgemeinerkrankungen 1. — Telemann: Allgemeine Röntgentechnik 2; Intern-röntgenologische Untersuchungen 2 g. — Sachs: Physiologie und Pathologie des Wochenbettes 1 g; Theoretische Geburtshilfe 3. — Doebbelin: Zahnersatz, täglich; Zahnfüllung, täglich; Zahnextraktionen, täglich.

IV. Philosophische Fakultät.

Ludwich: Ausgewählte Kapitel der griechischen Privataltertümer 1 g; Geschichte der griechischen Prosaliteratur bis auf die Augusteische Zeit 4. — Bezzenberger: Griechische Lautlehre 2 g; Sanskritgrammatik 3. — Hahn: Ausgewählte Abschnitte aus der Geschichte der geographischen Entdeckungen, von Marco Polo bis auf unsere Zeit 1 g; Die Länder und Staaten Europas außer Deutschland 3; Geographische Uebungen 1½ g. — Braun: Das Meer und seine Tierwelt 1 g; Grundzüge der vergleichenden Anatomie mit besonderer Berücksichtigung der Wirbeltiere 5; Arbeiten für Geübtere, täglich g. — Baumgart: Faustsage und Goethes Faust 2 g; Deutsche Literaturgeschichte im 18. Jahrh. 4; Deutsches Seminar: Kritische Uebungen über Abhandlungen Lessings und Herders 2 g. — Volkmann: Mathematisch-physikalisches Seminar: Uebungen und Ergänzungen zur Theorie der Wärme 1 g; Theorie der Wärme 4; Mathematisch-physikalisches Laboratorium: a) Physikalisch-praktische Uebungen und Arbeiten für Anfänger und Vorgerückte 6; Leitung großer spezieller Arbeiten tägl. — Roßbach: Philologisches Seminar, II. Kursus: Erklärung ausgewählter Abschnitte des Pausanias 2 g; Philologisches Proseminar: Erklärung der Prologe und ausgewählter Fabeln des Phädrus 1 g; Archäologische Uebungen über griechische Vasenbilder 2 g; Die Religion der Griechen in der Literatur und bildenden Kunst 4. — Haendcke: Leonardo da Vinci, Raffael und Michelangelo 1 g; Deutschlands Kunst im 16. Jahrh. 2; Uebungen über das italienische Quattrocento 1 g. — Klinger: Metallorganische Verbindungen 1 g; Allgemeine und anorganische Chemie 4; Praktikum für Mediziner, an drei Nachmittagen; Uebungen im Laboratorium Montag bis Donnerstag 9—6 Uhr, auch halbtägig; Besprechung neuerer Arbeiten 1. — Meyer: Uebungen zur Integralrechnung 1 g; Integralrechnung 3; Einleitung in die höhere Geometrie 4; Uebungen zur Geometrie im mathematischen Seminar 1 g. — Stutzer: Die Chemie der wichtigsten Nahrungs- und Genußmittel 1 g; Agrikultur-Chemie (Fütterungslehre) 2; Technologie der Kohlehydrate (Gewinnung von Spiritus, Zucker, Stärke, Bier) 2; Praktische Uebungen im Laboratorium, insbesondere für Landwirte und Nahrungsmittel-Chemiker, halbtägig und ganztägig. — Krauske: Europäische Geschichte von der Regierung Napoleons I. bis 1851 4; Historisches Seminar (neuere Geschichte) 2 g. — Kaluza: Uebungen der ersten Abteilung des englischen Seminars: Die schriftliche Darstellung des Englischen in alter und neuer Zeit 2 g; Ausgewählte Kapitel der englischen Syntax 2; Geschichte der alt- und mittelenglischen Literatur 2. — Wünsch: Philologisches Seminar, I. Kursus: Interpretation des homerischen Hymnos auf Demeter 2 g; Philologisches Seminar, II. Kursus: Interpretationen aus Terenz' Phormio 2; Geschichte der griechischen und römischen Literatur von Tiberius bis Commodus 4. — Gerlach: Staatswissenschaftliche Uebungen im Seminar 2 g; Theoretische Nationalökonomie 5; Finanzwissenschaft 4; Anfängerübungen über die Grundbegriffe der Volkswirtschaftslehre 2; Agrarpolitische Uebungen für Hörer aller Fakultäten: Ländliches Genossenschaftswesen 2 g. — Battermann: Allgemeine Astronomie 1 g; Einleitung in die Mechanik des Himmels 2. — Meißner: Deutsches Seminar: Erklärung der altsächsischen Genesisfragmente 2 g; Walther von der Vogelweide, mit Interpretation 3; Einführung in die Edda, mit Interpretation 2. — Mitscherlich: Seminaristische Uebungen auf dem Gebiete der landwirtschaftlichen Pflanzenbaulehre 1 g; Allgemeine Pflanzenbaulehre 4; Praktische Uebungen auf den Gebieten der Bodenkunde, Samenkunde, Pflanzenzüchtung und Pflanzenkrankheiten, für Anfänger, halbtägig; Arbeiten im Laboratorium des Landwirtschaftlichen Institutes (Abteilung für Pflanzenbau), für Geübtere: halbtägig oder ganztägig. — Ach: Philosophisches Seminar: Uebungen zur experimentellen Psychologie 1½ g; Logik 3; Experimentell-psychologische Arbeiten (für Fortgeschrittene), täglich g. — Werminghoff: Dantes Leben und Werke 1 g; Allgemeine Staatengeschichte des Mittelalters, II. Teil 4; Historisches Seminar (Abteilung für mittelalterliche Geschichte) 2 g. — Kaufmann: Ergänzungen zur Experimentalphysik, II. Teil 1 g; Experimentalphysik, II. Teil (Optik, Magnetismus, Elektrizität) 5; Praktische Uebungen für Anfänger: a) für Studierende der Mathematik und Physik 3; für Studierende der Medizin, Chemie, Pharmazie und Naturwissenschaften 3; Praktische Uebungen für Vorgeschrittene täglich; Physikalisches Kolloquium 2 g. — Goedeckemeyer: Philosophische Uebungen: Platos, Phaedo, 1½ g; Geschichte der griechischen und mittelalterlichen Philosophie 4. — Bergeat: Anleitung zu kristallographischen Messungen 2 g; Spezielle Mineralogie 4; Uebungen im Bestimmen von Mineralien, für die Hörer der Vorlesung über Mineralogie 2 g; Arbeiten für Geübtere, täglich g. — Tornquist: Geologie von Ostpreußen 1 g; Paläontologie (Versteinerungslehre) 3; Paläontologische Uebungen 2 g; Anleitungen zu selbständigen geologischen und paläontologischen Arbeiten, täglich g. — Hesse: Staatswissenschaftliche Uebungen im Seminar 2 g; Praktische Nationalökonomie 5; Einführung in die Technik der Statistik 1. — Schultheß: Leben Mohammeds und Geschichte des ältesten Islams 1 g; Arabisch I 2; Syrisch I 2; Ausgewählte Kapitel der hebräischen Grammatik 1; Hebräische Uebungen 1 g. — Hansen: Demonstrationen auf dem Gebiete der Landwirtschaft g; Landwirtschaftliche Betriebslehre 3; Allgemeine Tierzuchtlehre (Züchtungslehre) 3; Arbeiten und Uebungen im landwirtschaftlichen Institut, Abteilung I: Ueber Betriebslehre und Tierzucht, täglich g; Seminaristische Uebungen auf dem Gebiete der landwirtschaftlichen Betriebs- und Tierzuchtlehre 2 g. — Mez: Botanisches Kolloquium 2 g; Spezielle Botanik, mit besonderer Berücksichtigung der Nutz- und Arzneigewächse

5; Mikroskopisches Praktikum für Anfänger 6; Anleitung zu wissenschaftlichen Arbeiten für Vorgeschrittene, ganztägig g. — Schubert: Historische Uebungen für Anfänger 1 g; Griechische Geschichte seit den Perserkriegen 3. — Blochmann: Die für analytische Untersuchungen sowie für technische Betriebe wichtigsten gesetzlichen Bestimmungen 1 g; Analytische Chemie, I. Teil (qualitative Analyse) 2; Technische Gasanalyse 2. — Franke: Erklärung des Hitopadesa 2 g; Indische Inschriften 3; Kursorische Sanskrit-Lektüre 2 g. — Uhl: Wortbildungslehre 4; Gotische Uebungen, mit grammatischer Einleitung 2 g. — Peiser: Hebräische Uebungen 2 g; Arabisch 2; Assyrisch für Fortgeschrittene 2. — Deubner: Im philologischen Seminar, I. Kursus: Firmicus de error. prof. rel. 2 g; Im philologischen Proseminar: Antiphon 1 g; Geschichte der griechischen Lyrik (mit Ausnahme von Elegie und Jambus) und Interpretation Pindars in Verbindung mit metrischen Uebungen 4. — Rupp: Arzneimittelprüfung 1 g; Pharmazeutische Chemie, I (anorganischer Teil) 2; Ausmittelung von Giften 1; Uebungen im pharmazeutisch-chemischen Laboratorium tägl. — Müller: Klinische Demonstrationen 1 g; Anatomie und Physiologie der Haustiere 3; Geburtshilfe bei Haustieren 1; Präparierübungen g. — Hittcher: Milchwirtschaft, I. Teil 2; Milchwirtschaftliches Praktikum für Anfänger 2; Milchwirtschaftliches Praktikum für Geübtere 4. — Benrath: Spektralanalyse 1 g; Photochemie 2. — Hagelweide: Kulturtechnik, I. Teil (Allgemeines, Entwässerung von Grundstücken) 2; Kulturtechnische Uebungen 1 g. — Tolkiehn: Philologisches Proseminar: Stilistische Abteilung 1 g; Einleitung in Ciceros philosophische Schriften 2; Einleitung in das Leben und die schriftstellerische Tätigkeit des Sallustius und Erklärung seiner Schriften 2; Lateinische Gesellschaft (Besprechungen über lateinische Lautlehre und Uebungen im Lateinsprechen) 2 g; Anfangskursus im Griechischen, für Abiturienten von Realanstalten 3. — Rost: Assyrisch, für Anfänger 2 g; Slavische Uebungen 1 g; Uebungen im mündlichen und schriftlichen Gebrauch der russischen Sprache 2 g; Interpretation altkirchenslavischer Texte 2; Aethiopisch I 2; Russisch für Anfänger 2; Russisch, für Fortgeschrittene (Memoiren aus dem Totenhause von Dostojewski) 2. — Lühe: System des Tierreiches 2; Zoologisches Praktikum für Anfänger 3. — Kowalewski: Geschichte der Philosophie im 19. Jahrhundert 2; Kolloquium über kleinere philosophische Schriften von Leibniz 1. — von Negelein: Sanskrit, II. Kursus 3. — Abromeit: Botanisches Kolloquium 2 g; Pharmakognosie, II. Teil 2; Uebungen in der mikroskopischen Untersuchung von Drogen und Pflanzenpulvern 2; Mikroskopie der vegetabilischen Nahrungs- und Genußmittel 3. — Seraphim: Die Teilungen Polens und die Aufstände der Polen 1 g; Historische Geographie Deutschlands 2; Historische Uebungen für Anfänger 2 g. — Stolze: Allgemeine Verfassungsgeschichte der Neuzeit 2. — Spangenberg: Deutsche Wirtschaftsgeschichte bis zur Mitte des 18. Jahrh. 3. — Wreszinski: Die Kunst der alten Aegypter, mit Lichtbildern 1 g; Aegyptische Grammatik 2; Koptische Grammatik 2. — Krollmann: Geschichte des Dreißigjährigen Krieges 2. — Kaluza: Uebungen zur analytischen Geometrie des Raumes 1 g; Analytische Geometrie des Raumes 4; Determinanten 2. — Vageler: Landwirtschaftliche Bakteriologie, mit Demonstrationen 1 g; Die Entstehung und Umbildung der Ackererde (Agrogeologie), mit Demonstrationen 1 g. — Bieberbach: Kolloquium und Ergänzungen zur Vorlesung über partielle Differentialgleichungen 1 g; Partielle Differentialgleichungen 2. — Hoffmann: Einführung in die Elektrotechnik (für Hörer aller Fakultäten) 1 g. — Flamand: La lyrique au 19e siècle 1 g; Exercices de traduction 2; La Poésie au 17e siècle; études dramatiques et lecture d'une pièce de théâtre 1½; Uebungen für die Mitglieder des romanischen Seminars 1½; Cours supérieur de conversation 1½. — Dunstan: Uebungen des englischen Seminars (II. Abteilung): Der englische Roman 2 g; Land und Leute in England (englischer Vortrag) 1½; Anfangsgründe des Englischen, für Hörer aller Fakultäten 2. — Wesener: Waldbau und forstliches Verhalten der Waldbäume 2 g. — Schroeder: Einführung in die Maschinentechnik, II. Teil 2; Landwirtschaftliche Maschinenkunde, II. Teil 1; Praktische Uebungen im Maschinenbau und Besichtigungen von Fabrikbetrieben g. — Hosemann: Landwirtschaftliche Baukunde, II. Teil 1.

V. Lehrer der Künste und Fertigkeiten.

Brode: Musikgeschichte; Harmonielehre. — Fiebach: Geschichte des Volksschulgesanges, besonders für Theologen g; Bach und Händel; Kontrapunktisches Seminar in Verbindung mit Harmonielehre und Generalbaß. — Mentz: Allgemeine Geschichte der Stenographie 1 g; Einführung in die Stenographie (System Gabelsberger) 1 g. — Riechert: Redekunst 2. — Grüneklee: Fechtkunst. — Gudjons: Turnübungen g. — Voß: Reitkunst. — Stoige: Tanzkunst.

Vorlesungen.

an der

Königlichen Christian-Albrechts-Universität zu Kiel

im Wintersemester 1911/12.

Beginn des Semesters am 16. Oktober 1911.

Den unentgeltlichen Vorlesungen ist ein g beigefügt.

Theologische Fakultät.

Ordentliche Professoren:

Klostermann (Dek. b. 1. Jan.): Alttest. Sem. 2 g; Hauptkap. d. alttest. Einleit. 4; Erklär. v. Jesaja, Kap. 1—39 4; Erklär. d. Richterbuches f. Anf. i. Hebr. (Prosem.) 1; — Baumgarten (Dek. v. 1. Jan. ab): Lehre v. d. Seelsorge (m. Einschl. d. inneren Mission) 4; Lehre v. d. Kirche u. ihren Aemtern (Grundfragen d. prakt. Theol.) 2; Prakt. Ausleg. ausgew. Psalmen 1 g; Homil. Ueb. 2 g; Katechet. Ueb. 2. — Schaeder: System. Sem.: Hauptfragen a. d. Religionspsychologie 2 g; Ethik 4; Dogmat. Hauptfragen 2. — Ficker: Kirchengeschichtl. Ueb. i. Sem. 2 g; Lektüre kirchengeschichtl. Quellenstücke für Anf. 1 g; Kirchengeschichte Schlesw.-Holst. (f. Stud. all. Fak.) 1 g; Kirchengesch. II. T. (Mittelalter) 5. — Leipoldt: Neutest. Sem.: Lukasevangel. 2 g; Neutest. Theol. 5; Ausleg. d. Korintherbriefe 4. —

Außerordentlicher Professor:

Eichhorn: Gesch. d. Kirchengesch. 1 g; Dogmengeschichtl. Repetitorium 3.

Privatdozent:

Lempp: Luthers Theol. 2; Ueb. üb. Schleiermachers kurze Darstell. d. theol. Stud. 1 g.

Juristische Fakultät.

Ordentliche Professoren:

Hänel: Deutsches, insbes. preuß. Verwaltungsrecht 4. — Pappenheim: Grundzüge d. deutsch. Privatrechts 4; Deutschrechtl. Ueb. 1 g; Handelsrechtsprakt. 1½. — Niemeyer: Bürgerl. Recht IIa (Sachenrecht) 4; Internat. Privatrecht 2; Ueb. i. Bürgerl. Recht f. Fortgeschr. (m. schr. Arb.) 4; Seminarist. Arb. i. Internat. Recht u. Rechtsvergleich.: I. Einführ. Besprech. üb. Völkerrecht, Internat. Privatrecht, Rechtsvergleich. 2 g. — Kleinfeller: Strafprozeßrecht 4; Zivilprozeßrecht II. T. (Zwangsvollstreck. u. Konkursrecht) 3; Ueb. Fragen d. internat. Straf- u. Prozeßrechts 1 g; Zivilprozessuale d. bürgerl. Recht mitumfass. Ueb. m. schriftl. Arb. 2. — Triepel: Deutsches Reichs- u. Landesstaatsrecht, mit bes. Berücksicht. d. preuß. Staatsrechts 5; Völkerrecht 3; Staats- u. verwaltungsrechtl. Ueb. 2; Völkerrechtliche Ueb. 1 g. — Rabel (Dek. b. 1. Jan.): Bürgerl. Recht IIb (Familienrecht) 4; Lektüre latein. u. griech. Rechtsurk. (Papyri) 1 g; Ueb. i. bürgerl. Recht m. schriftl. Arb. f. Anf. 2; Seminarist. Ueb. i. Internat. Recht u. Rechtsvergl.: II. Vergleich ausgew. Partien d. franz. Code civil u. d. schweiz. Zivilgesetzbuchs m. d. deutschen Bürgerl. Gesetzbuch 1 g. — Liepmann (Dek. v. 1. Jan. ab): Deutsches Strafrecht 5; Deutscher Zivilprozeß I (unt. Ausschl. d. Gerichtsverfass.) verb. m. Ueb. 5; Strafrechtl. Ueb. (m. schriftl. Arb.) 2; Seminarist. Ueb. i. Internat. Recht u. Rechtsvergl.: III. Die Strafgesetzreform i. Deutschland, Oesterreich u. d. Schweiz 1 g.

Außerordentliche Professoren:

Weyl: Handels- u. Schiffahrtsrecht 5; Wechselrecht 1 g; Bürgerliches Recht Ia (Allgem. T.) 4; Konversat. üb. bürgerl. Recht m. freiw. schriftl. Arb. 2. — Wedemeyer: Röm. Rechtsgesch. 4; Bürgerl. Recht IIc (Erbrecht) 4; Konversat. üb. bürgerl. Recht I (allgem. T. u. Schuldverhältnisse) 3; Bürgerl.-rechtl. Sem.: Anspruch, Einrede, Beweislast. Nur f. Vorgeschr. 1 g.

Privatdozenten:

Opet: Deutsche Rechtsgesch. 4; Bürgerl. Recht Ib (Recht d. Schuldverhältnisse) 4; Zivilprozeßrepetitorium 2. — Maschke: Einführ. i. d. Rechtswissenschaft (Enzyklopädie) 4; System d. röm. Rechts 5; Digestenexegese 1½; Konversat. d. bürgerl. Rechts m. Klausurarb. 2; Kurse z. Einführ. i. d. Latinität d. röm. Rechtsquellen: a) für Anf. 2; b) f. Vorger. 2. — Beseler: Konversat. d. röm. Privatrechts 3; Ausgew. Kap. d. mod. Obligationenrechts 2. — Kriegsmann: Gerichtsverfassungsrecht 2; Strafrecht, bes. T. 2; Konversatorium d. Strafrechts m. Klausurarb. (n. f. Herren, welche bereits e. Strafrechtsprakt. belegt hatten) 2. — Kaufmann: Uebersicht üb. d. Rechtsentwickl. i. Preußen 2; Kirchenrecht 4; Publizist. Sem.: Zur Entwicklungsgesch. d. Anschauungen v. Staat i. 19. Jahrh. 1 g.

Medizinische Fakultät.

Ordentliche Professoren:

Hensen: Experimental-Physiol. T. II 6; Ein ausgew. Kap. a. d. Biologie 1 g; Physiolog. Prakt. 2—3. — Heller: Allgem. Pathol. u. allgem. pathol. Anat. 3; Patholog.-anatom. Demonstrationskursus 1½; Sektionsüb. (m. Doehle) 18; Arb. i. pathol. Institute (m. Doehle), nach Verabred. g. — Fischer (derz. Rektor): Allgem. Hygiene (Luft, Boden, Wasser, Kleid. u. Wohnung) 3; Hygien.-bakteriol. Kurs 5. — Siemerling: Bau u. Leben d. Gehirns, m. Demonstrat. 1 g; Psychiat. u. Nervenklin. 3; Poliklin. f. Nervenkrankh. 1 g; Forens. Psychiatrie f. Med. u. Jur. m. Krankenvorstell. 1. — Graf v. Spee: Systemat. Anat. d. Menschen I 6; Topograph. Anat. II (Brust, Bauch, untere Extremität) 3; vor Weihnachten 4½; Anat. Präparierüb. i. Ver. m. Meves u. v. Korff, Kurs I u. II 39; Anat. u. Histol. d. Sinnesorg. 1 g; Anleit. f. Geübte, zus. m. Meves, zu verabreden g. — Heine (derz. Dek.): Augenklin. 4; Augenspiegelkurs 2; Augenoperat. 2 g; Arb. i. Laborat., Stund. z. verabr. g; Gesundheitspflege d. Augen m. Demonstrat. 1 g. — Anschütz: Chirurg. Klin. 6½; Asept. Operat., tgl. vorm. g; Chirurg.-orthopäd. Poliklin. 1. — Lüthje: Med. Klin. 6½; Ausgew. Kap. d. allgem. u. spez. Pathologie 1 g. — Stöckel: Geburtshilfl.-gynäkol. Klin. 5; Ausgew. Kap. a. d. Urologie 1 g.

Ordentlicher Honorarprofessor:

Hoppe-Seyler: Diagnost. u. therapeut. Ueb. 2; Chem. u. mikroskop. Untersuch. d. Se- u. Exkrete (gem. m. Böhme) 2; Ausgew. Kap. d. Therapie 1 g.

Außerordentliche Professoren:

Falck: Pharmakol. m. Demonstrat. 5; Rezeptierkunde m. Ueb. (m. bes. Rücks. a. Kassenpraxis) 3; Pharmakol. Prakt. (f. Med.) 2¼; Pharmakognosie m. Demonstrat. 3; Pharmakognost. Prakt. 4; Ueb. chem. Konstitut. u. pharmakol. Wirk. 1 g. — v. Starck: Med. Poliklin. m. anschließ. Referatstunde 3; Kinder-Polikl. u. Klin. 3; Ausgew. Kap. a. d. Physiol. u. Pathol. d. Säuglingsalters m. Demonstrat. (zus. m. Birk) 1½ g. — Friedrich: Klin. Vorles. d. Kehlkopf-, Nasen- u. Ohrenkrankh. 2; Untersuchungsmethod. v. Kehlkopf, Nase u. Ohren 2. — Meves: Anat. d. Kopfes 1½; Histolog. Ueb. f. Anf. 4, I. Quartal 2; Histolog. Ueb. f. Vorger. 4, I. Quartal 2; Anat. Präparierüb. (s. Ankünd. v. Graf v. Spee) 39; Anleit. z. Arb. f. Geübte (zus. m. Graf von Spee), nach Verabred. g. — Klingmüller: Klin. u. Poliklin. d. Haut- u. Geschlechtskrankh. 3; Ueb. d. Gefahren d. Geschlechtskrankh. 1 g. — Ziemke: Soz. Med. (Arbeitervers.) 1 g; Gerichtliche Med. m. Demonstrat. f. Med. 2; Gerichtl. med. Kurs, obligat. f. Kreisarztkand. 3; Gerichtl. Med. m. Demonstrat. f. Jur. ¾; Arb. i. Inst. f. gerichtliche Med. 42 g. — Doehle: Sektionsüb. (zus. m. Heller) 18; Pathol.-histol. u. diagnost. Kurs f. Vorgeschr., in zu verabred. Stund.; Arb. i. Patholog. Institut (zus. m. Heller), nach Verabredung g. — Klein: Physiol. Chem. 3; Physiol.-chem. Prakt., I. Abt. 3, II. Abt. 3, I. u. II. Abt. 1; Repetitor. d. Physiolog. m. Demonstr. 2; Physiolog. Prakt. vergl. Hensen.

Privatdozenten:

Seeger: Ueb. vener. Krankh., unbest. g. — Paulsen: Halskrankh. 1 g. — Nicolai: Ueb. Harnkrankh. m. Ueb. u. Demonstrat. 1; Ausgew. Kap. a. d. Gebiet d. Haut- u. Geschlechtskrankh. 1 g. — Holzapfel: Geburtshilfl. Operationskurs 3¾. — Göbell: Chirurg. Polikl. (für Geübtere) 2; Chirurg.-propädeut. Klin. (f. Anf.) 2; Die chirurg. Erkrank. d. Harnorg. (m. cystoskop. Demonstrat.) 1; Chirurg.-orthopäd. Kurs 1. — v. Korff: Knochen- u. Bänderlehre 5; Präparierübungen (s. Ankünd. v. Graf v. Spee); Anat. Kolloqu. m. Demonstrat. 3; Histolog. Kurs. für Stud. d. Zahnheilk. 3. — Ruge: Tropenkrankh. 1 g. — Hentze: Poliklin. f. Zahn- u. Mundkrankheiten 5; Kurs. d. konservier. Zahnheilk. 27; Kurs. d. Zahnersatzkunde 27; Zahnärztl. Kurs. f. Med. 2 g; Vorles.: Zahn- u. Mundkrankh., I. T. 2; Kolloqu. üb. einzelne Kap. d. Zahnheilk. 1. —

Stargardt: Patholog. Anat. u. Bakteriol. d. Auges 1; Das Auge u. s. Erkrank. (f. Hör. all. Fakult.) 1 g. — Noeßke: Allgem. Chirur. m. Demonstrat. 3; Prakt. Kurs. d. klein. Chir. u. d. Schmerzstillungsmeth. nebst diagnost. Ueb. 4, und i. weit. zu vereinbar. Stund. — Hoehne: Kurs. d. gynäkol. Diagnostik u. Therapie 2; Kolloqu. üb. Geburtshilfe u. Gynäkologie 2. — Schade: Die physikal. Chemie i. Dienste d. inn. Med. 1 g; Anleit. z. physiko-chem. Arb. f. Med. 2. — Baum: Frakturen u. Luxationen m. Ueb. 1; Verbandkurs 1. — Pfeiffer: Kurs d. Perkuss. u. Auskult. f. Anf. 3; Die Anwendung d. Röntgenstrahlen i. d. inn. Med. (m. prakt. Ueb.) 1. — Bering: Pathol. u. Therapie d. Syphilis u. d. Gonorrhöe m. prakt. Ueb. u. Demonstrat. 2. — Müller: Allgem. Hygiene (Mikroorganismen, Nahrung, Schule, Gewerbe), vergl. Vorles. von Fischer 2; Einführ. i. d. med. Bakteriol. u. Protozoologie m. Demonstr., f. Naturwissenschaftler, Chem., Pharmaz., jüngere Med. 1 g. — Höber: Die Physiol. d. Kreislaufs 1; Die Ernähr. d. Menschen 1; Physiolog. Prakt., vergl. Hensen. — Behr: Funktionsprüf. d. Auges 2. — Michaud: Kurs. d. Perkuss. u. Auskult. f. Geübtere 2; Einführ. i. d. Diagnostik d. Nervenkrankh. (m. Krankenvorstell.) 2. — Wilke: Ueb. i. Protokoll. 2. — Bauereisen: Ueb. i. Untersuchen v. Schwangeren u. Wöchnerinnen 2; Geburtshilfl. Propädeutik 2. — Meyer: Die Grundlagen d. Röntgendiagnostik m. Demonstrationen 1; Lichttherapie u. Röntgentherapie (einschl. Radium) m. Demonstrat. 1 g. — Runge: Ausgew. Kap. a. d. Psychiatrie 1 g; Kurs. d. psychiatr. u. neurolog. Untersuchungsmeth. einschl. Elektrodiagnostik 1. — Böhme: Chem. u. mikroskop. Untersuch. der Se- u. Exkrete (gem. m. Hoppe-Seyler) 2; Begutacht. inner. Krankh. 1 g.

Philosophische Fakultät.

Ordentliche Professoren:

Pochhammer: Partielle Differentialgleich. 4; Differentialgeometrie 4; Ueb. 1 g. — Reinke: Anat. u. Physiol. d. Pflanzen 4; Tägl. Arb. i. Botan. Institut (zus. m. Küster u. Nordhausen) 36; Grundzüge d. allgem. Biologie, f. Hör. all. Fak., 1; Ueb. ein. botan. Sozietät (zus. m. Küster) 1½ g. — Brandt: Vergl. Anat. d. veget. Org. (m. Einschl. d. Fortpflanzungsorg.) 4; Biologie II. (Beziehung. der Organismen zueinander) 1 g; Zoolog. Prakt. 6; Zoolog. Untersuch. (Anleit. z. wissenschaftl. Arb.), zus. m. Reibisch, 39. — Gering: Histor. Grammatik d. dän. Sprache 3; Im german. Sem.: Got. Ueb. 1 g; Im german. Sem.: Altnord. Ueb. (Erklär. der Eyrbyggja saga) 1 g. — Deußen: Gesch. d. Philosophie v. d. erst. Anf. d. Christentums b. a. d. Gegenwart 4; Ueb. Goethes Faust, II. 1¼ g; Ausgew. Texte d. griech. Philosoph. (i. Sem.) 1 g; Interpretat. philosoph. Sanskrit-Texte 1 g. — Körting: Formenbau u. Syntax d. franz. Verbums 4; Molières Leben u. Werke 2; Italien. Grammatik 2 g; Im roman.-engl. Sem.: a) Franz. Ueb. (Molières „Don Juan") 1½ g; b) Latein. Ueb. (Horaz, Ars poetica) 1 g. — Weber: Elektrodynamik 4; Absolut. Maßsystem 1 g; Theorie physikal. Meßaparate, m. anschließ. Ueb., in zu bestimmenden Stunden; Ausgew. physikal. Messung. u. Untersuch. 20. — Kauffmann: Gesch. d. deutsch. Literatur v. d. Renaissance b. a. d. Zeitalter Friedr. d. Groß. 5; Germanist. Sem.: Althochdeutsch (Otfrid) 2 g; Folklorist. Sozietät: Volksmärchen ¾ g; Nordfries. Ueb. ¾ g. — Harzer: Höhere Geodäsie 3; Ueb. i. numer. Rechnen 1 g. — Volquardsen: Griech. Gesch. v. d. Perserkriegen a. b. a. Philipp v. Makedonien 4; Histor. Sem. 2 g. — Martius: Psychol. 4; Philosoph. Sem.: Ueb üb. Kants Kritik d. Urteilskraft 1 g; Psycholog. Sem. 2 g. — Rodenberg: Gesch. d. deutsch. Städte i. Mittelalter m. Lektüre v. Quellen 4; Histor. Sem. 2 g. — Sudhaus: Plautus 4; Sem.: Das K der Ilias 2 g; Soz. Fragen i. Altertum 1 g. — Holthausen: Gesch .d. engl. Literatur i. 16. u. 17. Jahrh. 4; Erklär. v. Shakespeare's „Winter's Tale" 2; Proseminarüb.: a) Chaucerlekt; b) Neuengl. Phonetik u. Etymologie 2; Sem.: Das ältere engl. Drama 2 g. — Harries: Organ. Experimentalchem. 4; Chem. Prakt. I: In d. anorgan. Abt. (gem. m. Biltz): a) ganztäg.; b) halbtäg. 40; Chem. Prakt. II: I. d. organ. Abt. nur ganztäg. 45; Chem. Gesellschaft (Vorträge üb. neue Arb. a. all. Gebiet. d. Chem.) i. Gem. m. Rügheimer, Biltz, Feist, Preuner, Mumm u. Stark, 2 g. — Jacoby (derz. Dek.): Die griech. u. röm. Historiker 4; Im Sem.: Persius' Satiren 2 g. — Dieterici: Experimentalphysik I: Mechanik, Akustik, Wärme 5; Physikal. Prakt.: a) 1täg. f. Mediz. u. Pharmaz. 4; b) 2täg. f. Naturwissenschaftler u. Mathemat. 8; c) für Fortgeschr. ganztäg.; Seminarüb. i. thermodynam. Berechnungen 1 g. — Harms: Prakt. Nationalökonomie (Gewerbe-, Handels-, Zoll- u. Agrarpolitik) 4; Weltwirtschaft, Weltwirtschaftslehre u. Weltwirtschaftspolitik 1; Staatswissenschaftl. Institut I. allgem. Abt.: b) Ueb. z. Einführ. i. d. soz. u. wirtschaftl. Verständnis d. Gegenwart 2 g; Staatswissenschaftl. Institut II. Abt. f. Seeverkehr u. Weltwirtschaft: Besprech. wissenschaftl. Arb. i. z. verabred. Zeit g. — Rachfahl: Das Zeitalter d. Gegenreformat. u. d. 30jähr. Krieges 4; Histor. Sem. 2 g. — Sieg: Lektüre leichter Sanskrittexte m. grammat. Ueb. 2; Einführ. i. d. Avesta 2; Interpretat. schwier. Sanskrittexte n. Auswahl 2 g; Pali 1 g. — Sauer: Gesch .d. ältst. griech. Kunst m. bes. Berücksicht. d. kret. Funde 3; Griech. u. röm. Portraits 1; Archäol. Ueb. üb. Pausanias' Beschreib. v. Olympia 2 g. — Voretzsch: Gesch. d. neuer. franz. Literatur, II. T. (18. u. 19. Jahrh.) 4; Franz. Metrik 2; Neuprovençal. Ueb. 1 g; Im Sem.: Ueb. z. klass. Drama d. Franzosen (Corneille, Polyeucte) 2 g. — Johnsen: Die wichtigsten Mineralien und Gesteine 5; Uebg. i. Bestim. d. Mineralien u. Gesteine 2; Anleit. z. wissenschaftl. Arb. tägl., ganztäg. od. halbtäg.; Mineral. - geolog. Kolloqu. (gem. m. Wüst) 1 g. — Landsberg: Integralrechn. 4; Höhere Algebra 4; Ueb. i. mathem. Sem. 1 g. — Schultze: Allgem. Erdkunde, T. I (Astron. Erdkunde. Klimalehre, Ozean) 4; Geograph. Ueb. 2 g; Anleit. z. selbständ. Arb. — Jacob: Arab. f. Anf.; Arab. f. Vorger., Lekt. v. Gazâli's Faisal et-tofriqa bain al-Islâm wazzendeqa 2 g; Persisch n. Verabred. 2; Türkisch: Interpretat. v. Eolijas Reisewerk, Bd. III, ev. auch Türkisch f. Anf. 2 g.

Ordentliche Honorarprofessoren:

Haas: Süditalien, Land u. Leute 1 g. — Tönnies: Theoret. Nationalökon. 4; Einführ. i. d. Stud. d. Statistik 1; Staatswissenschaftl. Institut III. Abt.: Statistik: Ueb. üb. Bevölker.- u. Moralstatistik 2 g. — Kobold: Methode d. kleinst. Quadrate 2; Ueb. z. Methode d. kleinsten Quadrate 1 g.

Außerordentliche Professoren:

Rügheimer: Pharmazeut. Chem. (anorg. T.) 3; Pharmaz.-chem. Prakt. 15. — Rodewald:

Fütterungslehre 2; Ueb. i. landwirtschaftl. Institut nach Verabr.; Ueb. i. Futterberechn. 1 g. — Wolff: Gesch. d. deutsch. Sprache, m. bes. Rücksicht a. d. Entwickl. d. neuhochdeutsch. Schriftsprache, 3; Gesch. d. deutsch. Dramas u. Theaters i. 19. Jahrh. 1 g; Ueb. z. Gesch. d. neuer. deutsch. Sprache u. Literatur 2 g. — Daenell: Histor. Pros. (mittelalterl. Geschichtsquellen) 2 g; Entwickl. d. Vereinigt. Staat. v. Amerika 2. — Bickel: Attische Redekunst 2; Latein. Stilüb. 1; Griech. Prosem., Poetae philosophi. 2 g; Latein. Prosem. Petron, 1 g. — Küster: Botan.-mikroskop. Kurs 4; Bakteriolog. Praktik. 1; Offizinelle Pflanzen 2; Bakterien u. Hefen 1 g. — Wüst: Erdgesch. (m. bes. Berücksicht. d. geolog. Format. Deutschlands) 4; Geolog.-paläontolog. Prakt. (f. Anf.) 2; Arb. a. d. Gebiete d. geolog. Formationskunde u. d. Paläontolog. (f. Vorgeschr.), ganz- od. halbtäg.; Mineralog.-geolog. Kolloqu. (zus. m. Johnsen) 1 g; Die Anfänge v. Kultur- u. Kunst i. Eiszeitalter (f. Hör. all. Fak.) 1 g. — Dehn: Analyt. Geometrie d. Raumes 4; Einführ. i. d. höh. Analysis 3; Ueb. u. Vorträge a. d. angewandten Mathematik (i. Gem. m. Neuendorff) 2 g.

Privatdozenten:

Stoehr: Ausgew. Kap. d. organ. Chemie 1. Feist: Kohlen- u. Koksindustrie, Teerdestillation, Farbstoffe, Sprengstoffe (org.-chem. Großindustrie) f. Nationalökon., Jur. usw. 1 g; Ausgew. Kap. d. chem. Technol. (I. anorg. Betriebe) f. Chem. u. Naturwissenschaftler 2. — Nordhausen: Ueb. Algen 1. — Reibisch: Vergleich. Anat. d. Würmer u. Anthropoden 2; Geograph. Verbreit. d. Tiere 2; Zoolog. Untersuch. (Anl. z. wissenschaftl. Arb.) zus. m. Brandt 39. — Mensing: Grundzüge d. deutsch. Syntax 2; Niederdeutsche Ueb.: Reineke Vos 1 g. — Preuner: Einführ. i. d. physikal. Chemie 2; Elektroanalyt. Ueb., zwei- bis dreiwöchentlicher Kurs. — Mayer-Rainach: Gesch. d. Oper u. d. musikal. Dramas 2; Musikwissenschaftl. Ueb. a. d. Gebiet d. Gesch. d. Notenschrift 1 g. — Mumm: Konstitutionsfragen i. d. organ. Chemie 1; Die Anwendung organ. Farbstoffe, m. prakt. Ueb. 2. — Wegemann: Ueb. Land- u. Seekarten 2; Geograph. Prakt., II. T., Kartometrie u. a. 2. — Zahn: Wellenlehre des Lichts, experiment. m. theoret. Zusätzen 1. — Kern: Deutsche Gesch., I. T., Mittelalter 3; Paläographie 1; Ueb. i. Urkundenlesen (f. Anf.) 1 g. — Lehmann: Experiment. Vererbungslehre 1; Botan. Kolloqu. f. Pharmaz. 1. — Hasenkamp: Bank- u. Börsenwesen 2; Der mod. Verkehr (Eisenbahnen, Schiffahrt usw.) 1 g; Staatswissenschaftl. Institut, Abt. f. Seeverkehr u. Weltwirtschaft: Ueb. üb. Kolonialpolitik 2 g. — Fraenkel: Sprachwissenschaftl. Interpretation v. Homers Ilias 3; Litauische Gramm. f. Anf. 2 g; Lektüre slawischer Texte 1 g; Griech. Kurse f. Realgymnasial-Abiturienten: a) f. Anf. (Grammatik u. Xenophon) 3; b) f. Vorgeschr. 3. — Hoffmann: Das Finanzwesen d. Deutschen Reiches 1; Die wichtig. Welthandelsartikel (Produktion, Handel u. Verbrauch) 1; Allgem. Staats- u. Wirtschaftslehre (Bürgerkunde), (f. Hör. all. Fak.) 1 g; Staatswissenschaftl. Institut, I. Allgem. Abt.: a) Ueb. üb. Grundbegriffe d. Nationalökon. f. Anf. $1^1/_2$ g; b) Ueb. üb. Agrarfragen 2 g. — Wilkens: Sphär. Astron., ausgew. Kap. f. Stud. d. Mathem. 1. — Neuendorff: Ausgew. Kap. d. techn. Mechanik (II. T.), m. Ueb. 3; Vektoranalysis 1; Ueb. u. Vorträge a. d. angewandt. Mathem. (gem. m. Dehn) 2 g. — Baron von Brockdorff: Einführ. i. d. Erziehungs- u. Unterrichtslehre 2; Philosoph. Ueb. f. Anf. 1; Besprech. üb. d. Lehre Galileis 1 g. — Stark: Einführ. i. d. Terpenchemie 1. — Menzel: System d. Kant. Philosophie 4; Ueb. üb. die „Kritik d. rein. Vernunft" (Einleit. u. transzendentale Aesthetik), n. Verabred. g; Ueb. üb. Aristoteles' Nikomachische Ethik, nach Verabred. — Strauß: Anfangsgründe d. Sanskrit 2 g; Vedische Texte 2.

Lektoren:

Hughes: English Readings 2 g; English Idiom and Syntax 2; Composition Exercises for less advanced Students 1; Conversation Exercises 2; Carlyle and Ruskin 1. — Dumont: Flaubert: Salammbô et Madame Bovary 1; Exercices du Séminaire 2 g; Exercices de conversation 2; Kolloqu. f. Vorger. 1.

Lehrer für Künste.

Stange: Liturg. Ueb. 2 g; Harmonielehre 1 g; Kammermusiküb. 3 g. — Brandt: Fechtstunden, Montag bis Sonnabend, 8—1 und 2—8 Uhr. — Brodersen: Turnüb. 9 g. — Hell: Anfängerunterricht i. System Stolze-Schrey, Ziel 120 Silben i. d. Minute, 2; Einführ. i. d. Kürzungswesen, verbund. m. prakt. Ueb. i. Schnellschreiben, ausgeh. v. 100 Silben i. d. Minute, 1 g.

Verzeichnis der Vorlesungen
an der
Westfälischen Wilhelms-Universität
zu Münster
für das Winter-Semester 1911/12
16. Oktober bis 15. März.

Die arab. Ziffern geben die Stundenzahl an. Das g (gratis) bedeutet, daß die Vorlesung unentgeltlich ist. tgl. = täglich.

Theologische Fakultät.

Hartmann: Liest nicht. — Mausbach: Moraltheologie, IV. Teil, 4; Religion und Glaube nach katholischer und modernistischer Auffassung 1 g; Seminarübungen 1 g. — Hüls: Katechetik 3; Opferliturgik 2 g; Homiletisches Seminar 1 g. — Hitze: Dreißig Jahre deutscher Sozialpolitik 3 g; Reichsversicherungsordnung 1 g; Einführung in die soziale Literatur 1 g. — Diekamp: Die Lehre von Gottes Wesen und Eigenschaften 4; Die Lehre vom hl. Meßopfer 1 g; Dogmatische Uebungen 1 g. — Engelkemper: Die Psalmen 3; Geschichte Israels I 2 g; Alttestamentliches Seminar 1 g. — Greving: Kirchengeschichte der neueren Zeit 4; Kirchenhistorisches Seminar 2 g. — Meinertz: Der I. Korintherbrief 3; Moderne Leben-Jesu-Probleme, für Hörer aller Fakultäten, 1 g; Seminarübungen 1 g. — Lux: Kirchenrecht II. Teil 3; Eherecht 2 g; Kirchenrechtliches Seminar 1 g. — Bautz: Die Lehre von den Sakramenten 4; Allgemeine Eschatologie 2 g. — Dörholt: Metaphysik, II. Teil, 2, Apologetik, II. Teil, 2 g; Metaphysische Uebungen 1 g. — Schmidlin: Patrologie 2; Missionsgeschichte des Mittelalters 1 g; Der Katholizismus der letzten Jahrzehnte, für Hörer aller Fakultäten, 1; Missionsgeschichtliche Uebungen 1 g; Missionstheoretische Uebungen 1 g. — Vrede: Die Johannesbriefe 1 g. — Cortner: Charakteristik des Chorals, praktische Uebungen, 1 g; Die Editio Vaticana, nebst prak-

tischen Uebungen, 1 g; Choralkunde, nebst praktischen Uebungen, 1 g.

Rechts- und Staatswissenschaftliche Fakultät

Erman: Römisch-rechtliches Seminar: die moderne Interpolationenforschung 1 g; Pandektenexegese mit schriftlichen Arbeiten, gemeinsam mit Krückmann) 2; Bürgerliches Recht I: Allgemeiner Teil, 4; Uebungen für Anfänger im Bürgerlichen Recht, unter Vergleichung mit dem römischen, mit schriftlichen Arbeiten, 2; Uebungen in der Anfertigung von Klausurarbeiten über Bürgerliches Recht, gemeinsam mit Krückmann, 3. — Krückmann: Schuldrecht 4; Klausurarbeiten, gemeinsam mit Erman, 3; Pandektenexegese, gemeinsam mit Erman, 2; Konversatorium über Schuldrecht 2; Konversatorium über Sachenrecht 2; Lektüre ausgewählter Reichsgerichtsentscheidungen 1 g. — Jacobi: Handels- und Schiffahrts-Recht 4; Recht der Wertpapiere, Wechsel- und Scheckrecht, 2; Handelsrechtspraktikum (ohne schriftliche Arbeiten) 1; Zivilprozeß I 4; Ausgewählte Kapitel aus dem Zivilprozeß 1 g; Konversatorium über den allgemeinen Teil des Bürgerlichen Rechts 2. — von Heckel: Nationalökonomie II (praktische National-Oekonomie) 4; Volkswirtschaftliche Uebungen, gemeinsam mit Schmöle, 2. — Rosenfeld: Strafrecht 4; Zivilprozeß II (Zwangsvollstreckung und Konkurs) 4; Zivilprozeßpraktikum 2; Klausurarbeiten auf dem Gebiete des Staats- und Verwaltungs-, Kirchen- und Völkerrechts (Vorübungen zur III. Prüfungsklausur), zusammen mit Lukas, 2; Konversatorium über Zivil- und Strafprozeß 2; Strafrechtliches Seminar 1 g. — His: Strafrecht und Prozeß im deutschen Mittelalter 1 g; Deutsche Rechtsgeschichte 4; Völkerrecht 3; Lektüre deutscher Rechtsquellen nebst Konversatorium über deutsche Rechtsgeschichte und deutsches Privatrecht 2. — Schmöle: Finanzwissenschaft 4; Volkswirtschaftliche Uebungen, gemeinsam mit v. Heckel, 2 g; Konversatorische Uebungen über Finanzwissenschaft 1 g. — Lukas: Allgemeines, deutsches und preußisches Staatsrecht 4; Rechtsphilosophie 2; Rechtsentwicklung in Preußen 2; Klausurarbeiten auf dem Gebiete des Staats- und Verwaltungs-, Kirchen- und Völkerrechts (Vorübungen zur III. Prüfungsklausur), zusammen mit Rosenfeld, 2; Ausgewählte Kapitel aus dem deutschen Staatsrecht (Lehre von den Funktionen des Staates) 1 g .— Naendrup: Grundzüge des deutschen Privatrechts 4; Kolonialrecht, für Hörer aller Fakultäten, 1; Uebungen im Bürgerlichen Recht für Fortgeschrittene mit schriftlichen Hausarbeiten und Klausuren nebst Anleitung zur Anfertigung wissenschaftlicher Arbeiten 2; Sachsenspiegelexegese 1 g. — Thomsen: Strafprozeß 4; Kirchenrecht 4; Strafrechtspraktikum, verbunden m. schriftlichen und Klausurarbeiten, 2; Ausgewählte Kapitel der Kriminalpolitik 1 g. — Krüger: Sprachliche Einführung in die Quellen des römischen Rechts 3; Konversatorium über System und Geschichte des römischen Rechts 2; Konversatorium über römischen Zivilprozeß 1; Konversatorium über das Erbrecht des BGB. 2; Prätorische Servituten 1 g. — Ebers: Deutsches und preußisches Verwaltungsrecht 5; Einführung in die Rechtswissenschaft 4; Konversatorium des öffentlichen (Staats-, Verwaltungs-, Kirchen- und Völker-) Rechts 2; Geschichte des Verhältnisses von Staat und Kirche (für Hörer aller Fakultäten) 1 g; Kirchenrechtliches Seminar: Eherechtliche Uebungen, 1 g. — Modersohn: Immobiliar-Sachenrecht 2; Freiwillige Gerichtsbarkeit 1; Konversatorische Uebungen über Bürgerliches Recht unter Besprechung von Reichsgerichtsentscheidungen 2. — Lotz: Geschichte des deutschen Beamtentums 1 g; Preußisch-deutsche Wirtschaftsgeschichte der Gegenwart (für Hörer aller Fakultäten) 2. — Besserer: Gerichtliche Medizin mit Demonstrationen, Obduktionen usw., 2. — Többen: (Liest nur im Sommer-Semester). — Poetsch: Konversatorium über BGB. IV (Familienrecht) 2; Die Hauptlehren des geltenden deutschen Zivilrechts, für Hörer aller Fakultäten, 1; Streifzüge durch die neuere deutsche Rechtsgeschichte (für Juristen und Historiker) 1 g. — Busz: Staatsbürgerkunde (Allgemeine Rechts- und Wirtschaftslehre), für Höhrer aller Fakultäten, 2; Mobiliar-Sachenrecht 2.

Philosophische und Naturwissenschaftliche Fakultät.

Hittorf: Liest nicht. — Stahl: Liest nicht. — Spicker: Geschichte der griechischen Philosophie 4; Konversation in Verbindung mit geeigneter Lektüre 1 g. — Salkowski: Anorganische Chemie 5; Die cyklischen Verbindungen 2 g; Chemisches Praktikum, tgl. außer Sonnabend; Anleitung zu wissenschaftlichen Arbeiten, zusammen mit Ley, tgl. außer Sa.; Chemisches Praktikum für Mediziner, gemeinsam mit Kaßner und Ley, 6. — Killing: Differential- und Integralrechnung II. 4; Uebungen zur Differential- und Integralrechnung 1 g; Uebungen des mathematischen Unterseminars 2 g; Determinanten und niedere Algebra 2; Wiederholungen und Uebungen für die zweite Lehrstufe in der Mathematik 2. — Seeck: Quellenk. zur alt. Geschichte 4; Uebungen in der Interpretation, von Lactanz, de mortibus persecutorum, 2 g. — Andresen: Liest nicht. — Erler: Geschichte des Reformationszeitalters 4; Geschichte der Deutschen Universitäten und des akademischen Lebens 2 g; Uebungen über ausgewählte Fragen aus der Geschichte des Mittelalters und der Neuzeit im Historischen Seminar 2 g. — Lehmann: Liest nicht. — Sonnenburg: Einführung in das Studium des Plautus und Erklärung der Menaechmi 4; Philologisches Seminar I: Catulls 64. Gedicht, 2 g. — König: Uebungen im Laboratorium der agrikulturchemischen Versuchsstation tgl. g. — Kroll: Ausgewählte Satiren (Episteln) des Horaz und Juvenal 4; Im Philologischen Seminar Abt. I: Besprechung von Arbeiten und Problemen aus der römischen Literatur, 2 g. — Busz: Allgemeine Mineralogie mit Kristallographie 4; Metamorphismus der Gesteine 1; Mineralogische und petrographische Uebungen 2; Anleitung zu selbständigen Arbeiten im mineralogisch-geologischen Institut tgl. g. — von Lilienthal: Analytische Geometrie Teil II 4; Analytische Mechanik Teil II 4; Uebungen des mathematischen Oberseminars 2 g. — Jostes: Deutsches Seminar 2 g. — Meister: Verfassungsgesch. d. Mittelalt. (einschließl. Italiens, Frankreichs u. Englands) 4; Historisches Seminar: Uebungen zur Verfassungsgeschichte für Fortgeschrittene, 2 g. — Spannagel: Deutsche Geschichte von 1815 bis 1871 4; Der Deutsch-Französische Krieg von 1870/71 1 g; Historisches Proseminar 2 g. — Ehrenberg: Michelangelo und Raffael (mit Lichtbildern), auch für Gasthörer, 2; Deutsche Plastik (mit Lichtbildern), für immatrikulierte Studierende aller Fakultäten, 1 g; Kunsthistorische Uebungen 1. — G. Schmidt: Experimentalphysik

(Elektrizität und Optik) 5; Physikalisches Praktikum, gemeinsam mit Matthies, 3 u. 6; Physikalisches Praktikum für Fortgeschrittene, gemeinsam mit Konen, tgl.; Physikalisches Seminar, gemeinsam mit Konen und Matthies, 1 g. — Ballowitz: Systematische Anatomie des Menschen, I. Teil (Allgemeine Anatomie, Muskeln und Eingeweide mit Ausschluß des Urogenital-Apparates), 5; Präparierübungen, und zwar: 1. Muskeln, Gelenke und Eingeweide mit Situs viscerum für Anfänger, 2. Gefäß- und Nervensystem, Sinnesorgane, Situs viscerum für Geübtere, 3. Präparierübungen für Studierende der Zahnheilkunde, tgl. außer Sa.; Zellen- und Gewebelehre mit Demonstrationen 3; Der Urogenital-Apparat des Menschen 1; Zoologisch - zootomisches Praktikum für Mediziner und Naturwissenschaftler mit vergleichend-anatomischen Demonstrationen 3; Anatomische Demonstrationen 1 g; Anleitung zu selbständigen wissenschaftlichen Untersuchungen für Geübtere tgl. g. — Rosemann: Experimentalphysiologie II. Teil 5; Physiologisches Praktikum 4; Ueber den Bau und die Funktionen des menschlichen Körpers (für Hörer aller Fakultäten) 1 g; Anleitung zu selbständigen wissenschaftlichen Arbeiten tgl. — Koepp: Geschichte der Kunst im Altertum, mit Lichtbildern, 4; Die Gräber des Altertums, mit Lichtbildern, für Hörer aller Fakultäten, 1 g; Archäologische Uebungen 2 g. — Schwering: Deutsche Literatur vom Ausgang des Mittelalters bis Goethe 3; Die deutsche Lyrik seit Goethe 1; Deutsches Proseminar 1 g; Deutsches Seminar 2 g; Althochdeutsche Uebungen 1. — Hoffmann: Griechische Grammatik, Einleitung, Laut- und Formenlehre mit einem Ueberblick über die Geschichte der griechischen Sprache, 4; Gotische Grammatik mit Erklärung ausgewählter Abschnitte der Bibelübersetzung des Ulfilas 3; Einführung in das Mittelhochdeutsche 2; Sprachwissenschaftliche Ueb. (im Institut für Altertumskunde) Abteilung I (für Anfänger): Die Sprache Homers 1 g; Abteilung II (für Vorgerückte vom 5. Semester an): Varro de lingua Latina 1 g. — Becher: Erkenntnistheorie und Logik 4; Philosophisches Seminar, Abt. B: 1. Uebungen z. Erkenntnistheorie und Logik 2 g; 2. Selbständ. experimentell-psychologische Arbeiten, nach Vereinbarung, g. — Correns: Spezielle Botanik (Systematik) 5; Mikroskopischer Kursus, zusammen mit Tobler, 3; Kursus im Untersuchen von Drogen und Drogenpulver mit dem Mikroskop 3; Kursus im Untersuchen von Nahrungs- und Genußmitteln (aus dem Pflanzenreich) mit dem Mikroskop 3; Kolloquium über neue botanische Literatur, zusammen mit Tobler, 1 g; Anleitung zu wissenschaftlichen botanischen Arbeiten, tgl. außer Sa. — Meinardus: Geographie der Südkontinente mit besonderer Berücksichtigung der deutschen Kolonien, 3; Wirtschaftsgeographie 2; Geographische Uebungen 2 g. — Keller: Historische Grammatik des Englischen I (Lautlehre) 4; Miltons Verlorenes Paradies 1; Englisches Seminar: Altengl. Texte, 2 g. — Grimme: Grammatik der altarabischen Sprache 3; Der Islam, I. Teil: Leben und Lehre Mohammeds 1; Assyrische Uebungen (Erklärung von Kontrakten) 2 g; Uebungen in der hebräischen Metrik 1 g. — Wiese: Historische Lautlehre des Französischen mit Berücksichtigung der provenzalischen und italienischen Lautentwicklung 3; Entwicklung des französischen Dramas I 2; Uebungen im romanischen Seminar 2 g. — Geyser: Psychologie 4; Besprechungen über die Geschichte der griechischen Philosophie, im Philosophischen Seminar Abt. A. 2; Uebungen über Kant 1 g. — Stempell: Spezielle Zoologie 5; Vergleichende Anatomie der Wirbeltiere (für Mediziner und Naturwissenschaftler) 1; Die moderne Abstammungslehre (für Hörer aller Fakultäten) 1 g; Anleitung zu selbständigen wissenschaftlichen Untersuchungen tgl.; Zoologisches Seminar, gemeinsam mit Thienemann (Vorträge u. Literaturbesprechungen: Stempell und Thienemann, 1, Museums- und Sammlungstechnik: Stempell, 3, Bestimmungsübungen: Thienemann, 2). — Philippi: Rechts- und verfassungsgeschichtliche Uebungen 1 g. — Cauer: Interpretation von Homers Ilias 2; Aufgaben und Methoden des sprachlichen Unterrichts 1. — Kaßner: Maßanalyse 1 g; Organische Chemie, mit besonderer Berücksichtigung der Medizin und Pharmazie, 4; Kolloquium über pharmazeutische Präparate und die Gegenstände des deutschen Arzneibuchs 1; Ausgewählte Kapitel der chemischen Technologie, mit besonderer Berücksichtigung der Analyse der Gase, 1; Pharmazeutisch-chemische und toxikologische Uebungen im Laboratorium; Darstellung chemisch. Präparate (für Vorgerücktere Bearbeitung wissenschaftlicher oder technischer Aufgaben) 25; Zusammen mit Salkowski und Ley: Chemisches Praktikum für Mediziner, 6. — Konen: Theoretische Physik I: Theorie der Wärme und der Strahlung, 4; Uebungen zur Vorlesung über theoretische Physik 1 g; Physikalisches Praktikum für Fortgeschrittene, gemeinsam mit Schmidt, tgl.; Physikalisches Seminar, gemeinsam mit Schmidt und Matthies, 1 g; Uebungen in Demonstrationsversuchen und in der Anfertigung einfacher Apparate, gemeinsam mit Ley, 3; Ausgewählte Kapitel der neueren Physik (mit Experimenten), für Hörer aller Fakultäten, 1 g. — Münscher: Griechische Beredsamkeit im V. und IV. Jahrh. v. Chr. 4; Philologisches Seminar, Abt. II A: Hymnen des Kallimachos, 2 g; Philologisches Seminar, Abt. II B: Hypereides, 2 g. — Ley: Physikalische Chemie I. 2; Anwendung spektroskopischer Methoden auf chemische Probleme 1 g; Anleitung zu wissenschaftlichen Arbeiten, gemeinsam mit Salkowski, tgl. außer Sa.; Chemisches Praktikum für Mediziner (gemeinsam mit Salkowski und Kaßner) 6; Uebungen in Demonstrationsversuchen und in der Anfertigung einfacher Apparate (gemeinsam mit Konen) 3. Tobler: Pharmakognosie 2; Ueber koloniale Nutzpflanzen, Bedeutung, Gewinnung und Handel ihrer Produkte: für Hörer aller Fakultäten, mit Lichtbildern, 1 g; Mikroskopischer Kursus über Kryptogamen 2; Mikroskopische Uebungen, gemeinsam mit Correns, 3; Kolloquium über botanische Literatur, zusammen mit Correns, 1 g. — Wegner: Palaeogeographie 2; Geologische Uebungen für Geographen 2; Geologie der Kolonien 1 g. — Arneth: Geschichte der Medizin 1 g; Allgemeine ärztliche Technik und Krankenpflege 1 g. — Apffelstaedt: Poliklinik für Zahn- und Mundkrankheiten; zahnärztlich-diagnostische Besprechungen mit Uebungen im Extrahieren, sowohl in der Narkose, wie ohne dieselbe, 5; Kursus der zahnärztlichen Technik: a) Uebungen für Anfänger, b) Klinik für Zahn- und Kieferersatz, c) Arbeiten für Fortgeschrittene unter Berücksichtigung der Orthodontie, der Gußmethoden und Keramik, tgl. außer Sa.; Kurse der konservierenden Zahnheilkunde: a) Uebungen am Phantom für Anfänger, b) Arbeiten am Patienten für Fortgeschrittene, tgl. außer Sa.; Zahn- und Mundkrankheiten I. Teil 4; Zahnärztliche Materialienkunde 1. — Simon: Johannisevangelium

(Auswahl), mit Berücksichtigung der des Griechischen Unkundigen, 1 g. — Vandenhoff: Hebräische Grammatik, II. Teil, 3; Hebräische Uebungen 1; Arabische Uebungen 1 g; Hebräische Archäologie, I. Teil, 1. — Krummacher: Grundzüge der Physiologie für Studierende der Zahnheilkunde und des höheren Lehramtes 2; Harn und Harnuntersuchung 1. — R. Schmidt: Sanskrit-Grammatik, I. Kursus, 2; Sanskrit-Grammatik, II. Kursus, 2 g; Sanskrit-Literaturgeschichte im Umriß 1 g; Die religiösen und philosophischen Systeme der Inder, für Hörer aller Fakultäten, 1 g. — Schmitz-Kallenberg: Quellen und Literatur zur Geschichte des 16. Jahrh. 2; Urkundenlehre des Mittelalters 2. — Bömer: Chemie der Nahrungs- und Genußmittel 2 g; Repetitorium der Nahrungsmittelchemie 1 g. — Koch: Geschichte der venezianischen Malerei (mit Lichtbildern) 2; Dürer, Grünewald und Holbein d. J., mit Lichtbildern, 1; Kunsthistorische Uebungen 1 g. — Koppelmann: Beurlaubt. — Brodersen: Knochen- und Gelenklehre 3; Situs viscerum des Menschen 2. — Voigt: Geschichte des Papstums von seinen Anfängen bis zum 12. Jahrhundert 2; Interpretation von Aktenstücken zur mittelalterlichen Geschichte (für Anfänger) 2 g. — Gottlob: Kaisertum und Papsttum in der zweiten Hälfte des Mittelalters 2; Historische Uebungen: Schriftliche Arbeiten, mündliche Referate, Lektüre eines mittelalterlichen Schriftstellers, 2 g. — Hielscher: Einleitung in die Philosophie 2; Uebungen zur deutschen Philosophie (Repetitorium, besonders Quellenkunde) 2 —. Matthies: Physikalisches Praktikum, gemeinsam mit Schmidt, 3 u. 6; Einführung in die Vektoranalysis 1; Physikalisches Seminar, gemeinsam mit Schmidt u. Konen, 1. — Thienemann: Zoologisches Seminar, gemeinsam mit Stempell (1. Vorträge und Literaturbesprechungen: Stempell und Thienemann 1, 2. Museums- und Sammlungstechnik: Stempell 3, 3. Bestimmungsübungen: Thienemann 2); Geschichte der Zoologie bis zum Durchbruch des Descendenzgedankens 1. — Witte: Griechische Epigraphik 3; Im Philologischen Seminar: Abt. III: Lateinische Stilübungen und Kursorische Lektüre von Plinius' Briefen, 2; Griechischer Anfängerkursus für Realabiturienten 3. — Bombe: Beurlaubt. — Braun: Philosophie der Geschichte 1; Geschichte der neueren Philosophie seit Kant 3; Richard Wagner 1 g. — N. N.: Darstellende Geometrie mit Uebungen 4; Ueber Flugtechnik (für Hörer aller Fakultäten) 1. — Hase: Für die Mitglieder des englischen Seminars: Lesung und Erklärung (in englischer Sprache) von ausgewählten Dichtungen Shelleys, 2 g; Englische Grammatik mit schriftlichen Uebungen 2; Englische Konversationsübungen 2. — Mettlich: Ausgewählte Kapitel der französischen Grammatik, mündliche und schriftliche Uebungen, 2; Französische Sprech- und Vortragsübungen im Anschluß an die Lektüre von Pousard's „La Bourse" 2; Für die Mitglieder des romanischen Seminars: Französische Stil- und Uebersetzungsübungen, 2 g. — Plaßmann: Mathematische Geographie und elementare Astronomie, für Hörer aller Fakultäten, 2 g; Anfangsgründe der Bahnbestimmung 2; Zeitrechnung und Kalenderkunde für Historiker 2; Uebungen im Beobachten und Rechnen, nach Zeit und Gelegenheit, g. — Nießen: Musiktheoretische Uebungen für Anfänger (Harmonielehre I. Teil) 1 g; Musiktheoretische Uebungen für Fortgeschrittene (Harmonielehre, Kontrapunkt, Formenlehre) 1 g; Chorgesangübungen (Näheres am Anschlagbrett des Akademischen Gesangvereins) 2 g. — Seidel: Einführung in die konservierende Zahnheilkunde 2; Anwendung der Elektrizität in der Zahnheilkunde mit besonderer Berücksichtigung der Röntgenologie 1 g. — Schewior: Methoden der Geodäsie 2; Ausgewählte Methoden der geographischen Ortsbestimmung 1; Praktische Uebungen zur geographischen Ortsbestimmung 2 g. — Sachse: Die Technik des Sprechens, für Hörer aller Fakultäten, 2; Die Kunst des Vortrags, für Hörer aller Fakultäten, 1 g. — Karst: Elementare Freihandzeichen-, Mal- und Modellierübungen für Anfänger 2 g; Freies künstlerisches Zeichnen und Malen: Porträt, Akt, Blumen, Pflanzen, Architektur, 2 g; Anatomisches Zeichnen und Modellieren für Mediziner und Naturwissenschaftler 2 g; Schematisches Pflanzen- und Tierzeichnen, Zeit nach Vereinbarung, g; Mathematisches und technisches Zeichnen, Projektionslehre, Schattenkonstruktion und Perspektive für Anfänger und Fortgeschrittene, 4. — Wegener: Turnen und Fechten.

Der staatliche Kursus zur Ausbildung von Turn- und Schwimmlehrern, welcher vorzugsweise für Studierende der Philosophischen und Naturwissenschaftlichen Fakultät nach vollendetem zweiten Studiensemester bestimmt ist, findet voraussichtlich in der Zeit vom 17. Oktober 1911 bis Mitte März 1912 statt unter Leitung des städtischen Oberturnlehrers Strohmeyer aus Dortmund, des Universitäts-Turn- und Fechtlehrers Wegener, des Rektors Renfert und des Lehrers Scheffler sowie des Medizinalrats Dr. Schlautmann und des Gymnasial-Oberlehrers Prof. Schmidt. Meldungen sind schriftlich an den Universitäts-Kurator zu richten. Der Stundenplan wird bei Eröffnung des Kursus bekanntgemacht.

Verzeichnis der Vorlesungen an der Universität Marburg im Winterhalbjahre 1911/12

vom 15. Oktober 1911 bis 15. März 1912.

Den unentgeltlichen Vorlesungen ist ein g beigefügt.

Theologische Fakultät.

Prof. Herrmann: Dogmatik II. 4; Systematische Abteilung des theologischen Seminars 1 g. — Prof. Achelis: Lehre vom Kultus und der Seelsorge (Liturgik und Poimenik) 5; Homiletisches Seminar 2 g; Katechetisches Seminar 2 g. — Prof. Jülicher: Dogmengeschichte 5; Auslegung der Leidensgeschichte 1 g. — Prof. Budde: Erklärung der kleinen Propheten 4; Biblische Theologie des Alten Testaments 4; Alttestamentliches Seminar 2 g. — Prof. Mirbt: Kirchengeschichte des Mittelalters 4; Geschichte der christlichen Missionen 2; Kirchengeschichtliches Seminar 2 g. — Prof. Bornhäuser: Das christologische Problem und seine Geschichte 2; Praktische Auslegung der Pastoralbriefe 2; Dogmatische Uebungen 2 g. — Prof. Heitmüller: Römerbrief 4; Einleitung in das Neue Testament 4; Neutestamentliches Seminar 2 g. — Prof Rade: Geschichte der Theologie von Luther bis Schleiermacher 2 g; Schleiermachers Glaubenslehre. — Prof. Westphal: Psalmen 4; Hebräische Uebun-

gen, 3 bis 4; Lektüre ausgewählter Mischnatraktate 1 g. — Prof. Bauer: Leben Jesu 2; Neutestamentliche Uebungen für Anfänger 2 g. — Lic. Stephan: Einleitung in die systematische Theologie 2. — Lic. Günther: Geschichte des Kirchenbaus 2; Unsere persönliche Stellung zum geistlichen Beruf 1 g .— Lic. Bornhausen: Prolegomena zur Religionsphilosophie, I. Teil: Religionspsychologie 1; Schillers Weltanschauung 1 g.

Juristische Fakultät.

Sämtliche Vorlesungen beginnen am Donnerstag, den 26. Okt. 1911

Prof. Enneccerus: Bürgerliches Recht, Teil I (Allgemeiner Teil und Recht der Schuldverhältnisse) 8; Die Lehre vom objektiven Recht und seiner Auslegung 1 g; Erste Uebung im Bürgerlichen Recht 2. — Prof. Westerkamp: wird nicht lesen. — Prof. Traeger: Strafrecht 4; Konkursrecht 2; Zwangsvollstreckungsrecht 2; Zivilprozeßrechtliche Uebungen in Verbindung mit bürgerlichem Recht 2; Die besonderen Verfahrensarten der Z. P. O. 1 g. — Prof. Leonhard: Bürgerliches Recht, Sachenrecht 4; Zweite Uebung im bürgerlichen Recht 2; Konversatorium über bürgerliches Recht I (Allgemeiner Teil und Schuldrecht) 4; Konversatorium über römisches Recht für Fortgeschrittnere 2; Haftung des Erben 1 g. — Prof. André: System und Geschichte des römischen Rechts 8; Pandekten-Exegese 2; Römischer Zivilprozeß 1. — Prof. Heymann: Deutsches Privatrecht 4; Deutsche Rechtsgeschichte 4; Handelsrechts-Konversatorium und Praktikum 2; Eherecht 1 g. — Prof. Schücking: Deutsches und preußisches Verwaltungsrecht 4; Kirchenrecht 4; Völkerrecht 3; Die Idee der internationalen Organisation und die Bedeutung der Haager Konferenzen für Studenten aller Fakultäten 1 g; Oeffentlich-rechtliche Uebungen (im Staats- und Verwaltungsrecht) mit schriftlichen Arbeiten 1½. — Prof. Engelmann: Zivilprozeßrecht 4; Strafprozeßrecht 4; Ueber Vermögensverbrechen 1; Strafrechtliche Uebungen 2. — Prof. Meyer: Einführung in die Rechtswissenschaft (juristische Enzyklopädie) 4; Bürgerliches Recht, Erbrecht 4; Handels- und Seerecht 4; Wechselrecht 1 g. — Prof. Bredt: Deutsches und Preußisches Staatsrecht 4; Staatsbürgerkunde 2; Interpretation der Reichsverfassung 1 g.

Medizinische Fakultät.

Prof. Mannkopff: Ueber Verhütung von Krankheiten, für Zuhörer aller Fakultäten, 1½ g. — Prof. Ahlfeld: Geburtshilflich-forensisches Seminar, alle 14 Tage, abends, privatissime; Geburtshilfliches Kolloqium, nach Besprechung g. — Prof. Gasser: Systematische Anatomie, I. Teil, 5; Präparierübungen, in Gemeinschaft mit Prof. Disse, 39; Situsdemonstrationen, in Gemeinschaft mit Prof. Disse, 5; Arbeiten im anatomischen Institut für Geübtere, täglich. — Prof. Tuczek: Psychiatrische Klinik 4; Ueber Wesen und Ursachen der Geisteskrankheiten 1 g. — Prof. von Behring: Aetiologie und experimentelle Therapie der Infektionskrankheiten, in Gemeinschaft mit Prof. Römer, 2 g. — Prof. Bach: Ophthalmologische Klinik und Poliklinik 3; Demonstration mikroskopischer Präparate gratis; Ophthalmoskopischer Kurs 2; Arbeiten im Laboratorium der Augenklinik g. — Prof. Schenk: Einführung in die Physiologie 1; Physiologie II (Blut, Atmung, Verdauung) 5; Anleitung zu selbständigen Arbeiten im physiologischen Laboratiorium 6 g; Physiologisches Praktikum, zusammen mit Prof. Kutscher, 4. — Prof. Bonhoff: Hygiene I. Teil 3; Ueber tierische Parasiten (Protozoen) g; Bakteriologischer Kurs 4; Hygienisches Praktikum 2. — Prof. Friedrich: Chirurgische Klinik und Poliklinik, täglich außer Sonnabend, 1½; Experimentelle Chirurgie, in Gemeinschaft mit Dr. Haecker, 2; Dringliche Operationen (für Praktikanten der Klinik) g. — Prof. M. B. Schmidt: Allgemeine Pathologie und allgemeine pathologische Anatomie 5; Kursus der makroskopischen Diagnostik 4; Sektionsübungen, täglich; Pathologisch-anatomischer Demonstrationskurs 2; Arbeiten im Laboratorium täglich. — Prof. Gürber: Allgemeine und spezielle Pharmakologie 4; Arbeiten im pharmakologischen Laboratorium, täglich, gratis. — Prof. Zangemeister: Geburtshilflich-gynäkologische Klinik 5; Geburtshilfl. Operationskurs, in Gemeinschaft mit Dr. Esch, 3; Geburtshilfliches Kolloquium g. — Prof. Matthes: Medizinische Klinik, Montag bis Freitag, 3; Pathologische Physiologie 1 g; Arbeiten im Laboratorium der medizinischen Klinik für Vorgeschrittene, tägl., g. — Prof. Disse: Entwicklungsgeschichte 2; Situsdemonstrationen, gemeinsam mit Prof. Gasser, 2 g; Präparierübungen, in Verbindung mit Prof. Gasser, 6 Tage 8—12 Uhr, 5 Tage 2—5 Uhr; Anatomischer Kursus für Turnlehrer 2. — Prof. Ostmann: Ohrenklinik 1½; Oto-rhino- und laryngoskopischer Kursus 1½; Poliklinik für Ohren-, Nasen- und Halskranke 1 g. — Prof. Hildebrand: Gerichtliche Medizin für Mediziner, verbunden mit einem praktischen Kursus, 2; Soziale Medizin 1 g; Röntgenkurs 1. — Prof. Kutscher: Gewebschemie 2; Chemisch-physiologischer Kurs für Vorgerückte 7; Selbständige Arbeiten auf dem Gebiete der physiologischen Chemie g; Physiologisches Praktikum, zusammen mit Prof. Schenck, 4. — Prof. Römer: Schutzimpfstoffe und Heilsera, verbunden mit serologischen Uebungen (für Mediziner und Pharmazeuten) 2; Aetiologie und experimentelle Therapie der Infektionskrankheiten, in Gemeinschaft mit Prof. v. Behring, 2 g. — Prof. Müller: Medizinische Poliklinik und Distriktspoliklinik 5; Die Erkrankungen des Rückenmarks, 1 g. — Prof. Jahrmärker: Psychiatrisch-propädeutische Klinik 2; Gerichtlich-psychiatrisches Praktikum für Mediziner 2; Gerichtlich-psychiatrisches Praktikum für Juristen 2. — Prof. Krauß: Kursus der Funktionsprüfungen des Auges 1; Augenoperationskursus 1; Kolloquium und Repetitorium der Augenheilkunde; Arbeiten im Laboratorium der Augenklinik, in Gemeinschaft mit Prof. Bach, tägl., g. — Prof. Lohmann: Physiologische Methodik 1½; Physiologisches Kolloquium 1. — Prof. Rieländer: Kursus der Schwangerenuntersuchung 2; Physiologie und Pathologie des Neugeborenen mit klinischen Visiten. — Dr. Reich: Entwicklung der Zähne, unbestimmt; Zahnärztliches Kolloquium, unbestimmt, gratis. — Prof. Fischer: Ausgewählte Kapitel der Zahnheilkunde 2; Extraktionsübungen und Diagnostik erkrankter Zähne, für Mediziner, 1½; Kursus der operativen Zahnheilkunde mit Berücksichtigung der lokalen Anästhesie und Diagnostik, täglich, 1½; Zahntechnischer Kursus, täglich, 7; Kurs der konserv. Zahnheilkunde, täglich, 5½; Mikroskopische Uebungen mit spezieller Berücksichtigung der zahnärztlichen Pathologie, täglich; Arbeiten im wissenschaftlichen Laboratorium des Instituts g. — Dr. Haecker: Chirurgische Propädeutik und kleine Chirurgie mit praktischen Uebungen 3; Orthopädische Chirur-

gie mit praktischen Uebungen 1½; Kursus der Cystoskopie 1; Experimentelle Chirurgie, zusammen mit Prof. Friedrich, 2. — Dr. Schöne: Allgemeine Chirurgie 2; Chirurgie der Mundhöhle, für Studierende der Zahlheilkunde, 2. — Dr. Hübner: Klinik der Haut- und Geschlechtskrankheiten 2; Praktische Uebungen in der Diagnose und Therapie der Haut- und Geschlechtskrankheiten, für Geübtere, 1. — Dr. Bruns: Perkussionskurs für Anfänger 3; Perkussionskurs für Geübtere 2; Physikalische Therapie innerer Krankheiten 2. — Dr. Esch: Theoretische Geburtshilfe 2. — Dr. Veit: Osteologie und Syndesmologie 2.

Philosophische Fakultät.

Prof. Bauer: Mineralogie nebst Kristallographie 5; Petrographische Uebungen 2; Mineralogisch-petrographisches Praktikum, täglich; Ueb. im Bestimmen von Kristallformen 1 g; Anleitung zum Studium der Lehrsammlung, täglich, g. — Prof. Zincke: Experimental-Chemie 2. Teil oder organische Chemie für Chemiker und Mediziner 5; Praktische Uebungen in anorganischer, organischer und analytischer Chemie, sowie selbständige chemische Arbeiten in Gemeinschaft mit Prof. Fries, täglich, 8—5 Uhr; Chemische Uebungen für Mediziner, halbtägig mit Prof. Fries; Praktisch-chemischer Kursus für Mediziner, zusammen mit Prof. Fries, 3. — Prof. Cohen: Geschichte der alten Philosophie 3; Uebungen über Platons Ideenlehre im philosophischen Seminar 2 g. — Prof. von der Ropp: Quellenkunde der deutschen Geschichte 4; Historisches Seminar: Uebungen zur Geschichte des Mittelalters, 2 g. — Prof. Schmidt: Qualitative Analyse, im Anschluß an die praktischen Uebungen, g; Organische Chemie mit besonderer Berücksichtigung der Pharmazie und Medizin 7; Praktische Uebungen in der analytischen und forensischen Chemie, sowie in der Untersuchung der Nahrungs- und Genußmittel und selbständige chemische Arbeiten in Gemeinschaft mit Prof. Keller, im Laboratorium des Pharmazeutisch-chemischen Instituts. — Prof. Krümmel: Allgemeine Geophysik, Ozeanographie und Meteorologie, 4; Geographisches Praktikum 3 g; Geographisches Seminar 2 g; Leitung der Arbeiten Fortgeschrittener, gemeinsam mit Herrn Dr. Rühl, g. — Prof. Vogt: Historische Grammatik des Gotischen, Alt- und Mittelhochdeutschen 4; Einführung in die deutsche Lyrik des Mittelalters und Erklärung von Liedern aus „Des Minnesangs Frühling“ 2; Uebungen des germanistischen Seminars 2 g; Im germanistischen Proseminar: Gotische Uebungen zur historischen Grammatik 1 g. — Prof. Kayser: Formationslehre (historische Geologie) mit Berücksichtigung der Leitfossilien 3; Abriß der Paläontologie der niederen Tiere 3; Geognostisch-paläontologische Uebungen 2 g; Geologisches Kolloquium für Fortgeschrittene; Arbeiten im Geologischen Institut, täglich. — Prof. Maaß: Griechische Mythologie 4; Topographie und Denkmäler der Stadt Athen (Pausanias Buch I) 1; Im altphilol. Seminar, I. Stufe: Ovids Tristien II. und Besprechung schriftlicher Arbeiten, 2 g. — Prof. Birt: Sophisten und Rhetoren, Sokrates, Plato und Xenophon, 3; Im altphilol. Seminar, II. Stufe: Lucilius' Fragmente und Martial, 1 g. — Prof. A. Meyer: Pilze 1; Pharmakognosie 2; Erstes mikroskopisches Praktikum 2½; Mikroskopisches Praktikum für Chemiker 3½; Botanisches Praktikum über Pilze und Bakterien, täglich; Arbeiten im Botanischen Institut, täglich; Botanisches Kolloquium g. — Prof. Korschelt: Zoologie und vergleichende Anatomie 5; Mikroskopisch-zoologischer Kurs (für Studierende der Naturwissenschaften) an 3 bis 4 Tagen oder täglich, besonders vormittags; Zoologisches Kolloquium 2 g; Arbeiten im zoologischen Institut, täglich. — Prof. Busch: Allgemeine Geschichte im Zeitalter Bismarcks (seit 1851) 4; Quellen und Bearbeitungen, vornehmlich zur deutschen Geschichte seit 1851, 1; Englische Geschichte, vornehmlich im Zeitalter der Reformation und Revolution (bis 1714) 2; Historisches Seminar: Uebungen zur Geschichte Bismarcks 1866 bis 1871, 2 g. — Prof. Natorp: Geschichte der neueren Philosophie bis Kant (einschließl.) 4; Geschichte der Pädagogik seit den Anfängen der Neuzeit 3; Uebungen über Kants Kritik der reinen Vernunft im philosophischen Seminar 2 g. — Prof. Viëtor: History and Theory of English Style 2; Contemporary English Literature 1; Modern English Grammar 2; Englisches Seminar, philologische Abteilung: a) Selected Poems of Shelly 1; b) Ascham's Scholemaster 1; Proseminar: a) Spencer, Education 1; b) Chaucer's Hous of Fame 1. — Prof. P. Jensen: Das Gilgamesch-Epos in der Weltliteratur I: Die Ursprünge der Jesus-Sage, für Studierende aller Fakultäten 1 g; Assyrisch nach Verabredung 2; Syrisch nach Verabredung 2; Arabisch nach Verabredung 2. — Prof. Richarz: Experimentalphysik, Hälfte: Lehre von der Wärme, Magnetismus und Elektrizität 5; Physikalisches Kolloquium 2 g; Physikalisches Praktikum zusammen mit Prof. Feußner und Prof. Schulze 7; Leitung eigener Untersuch. tägl. — Prof. Troeltsch: Nationalökonomie II. (spezieller) Teil 4; Arbeiterfrage I (Einführung, Gewerkschaftsbewegung) 1; Volkswirtschaftliche Staatsbürgerkunde, für Hörer aller Fakultäten 1; Staatswissenschaftliches Seminar 1¾. — Prof. Hensel: Integralrechnung 4; Algebra 4; Mathematisches Seminar 2. — Prof. Elster: Poetik und Einleitung in das Studium der Literaturwissenschaft 3; Geschichte der Faustsage und Erklärung von Goethes „Faust“ 2; Germanistisches Seminar 2; Germanistisches Proseminar: Erklärung von Uhlands Balladen 1 g. — Prof. Kalbfleisch: Ciceros phiosophische Schriften mit besonderer Berücksichtigung der Bücher vom Staate, nebst einer Einleitung über die hellenistische Philosophie 4; Im altphilologischen Seminar, I. Stufe: Erklärung von Aristoteles' Politik und Besprechung schriftlicher Arbeiten 2 g. — Prof. Geldner: Sanskrit-Grammatik für Anfänger 2; Lektüre leichter Sanskrittexte 2 g; Interpretation schwieriger klassischer Sanskrittexte 2 g; Indische Literaturgeschichte, erster Teil, 1 g; Vedische Uebungen 2 g .— Prof. Klebs: Griechische Geschichte bis zum peloponesischen Kriege 4; Althistorisches Seminar 2. — Prof. Neumann. Analytische Theorie der Differentialgleichungen 4; Mathematisches Proseminar: Anwendungen der gewöhnlichen Differentialgleichungen 2; Mathematisches Seminar 2 g. — Prof. Wechßler: Molière, mit Einführung in die Geschichte des Lustspiels 3; Geschichte der französischen Sprache 3; Romanisches Seminar: Vulgärlateinische Texte 2; Romanisches Proseminar: Crestiens Perceval 1; Romanische Gesellschaft: Bertran von Born 1½ alle 14 Tage. — Prof. N. N.: Klassische griechische Kunst 3; Archäologische Uebungen 1 g. — Prof. Wenck: Brandenburgisch-preußische Geschichte bis zum Tode des Großen Kurfürsten 2; Historische Uebungen zur Geschichte des Mittelalters 2 g. — Prof. Feußner: Theoretische Physik: Lehre vom Licht 4;

Physikalisches Praktikum zusammen mit Prof. Richarz und Prof. Schulze 6; Theoretisch-physikalisches Seminar 2 g. — Prof. Wrede: Deutsche Dialektologie 2; Geschichte der deutschen Literatur von ihren Anfängen bis zum Beginn der Stauferzeit 3. — Prof. Fittica: Chemische Analyse 3; Aeltere Geschichte der Chemie 1 g. — Prof. Glagau: Allgemeine Geschichte in den Zeitaltern Ludwigs XIV. und Friedrichs des Großen 4; Uebungen zur Geschichte Friedrichs des Großen 2 g. — Prof. Brackmann: Geschichte des Unterganges der antiken Welt und der Völkerwanderung 2; Allgemeine Urkundenlehre (Geschichte der Urkunde vom Alterum bis zur Neuzeit) 3; Interpretation ausgewählter Urkunden 1 g. — Prof. Köppe: Nationalökonomie I (Allgemeiner Teil) 4; Die Arbeiterfrage II (Arbeiterschutz und -versicherung vom volkswirtschaftlichen Standpunkte) 1; Uebungen über Sozialpolitik 2 g. — Prof. Diels: Uebersicht der Kryptogamen ohne die Pilze (Algen, Moose, Pteridophyten) 2; Experimentelle Morphologie der Pflanzen 1; Vegetation und Kulturpflanzen der deutschen Kolonien 1 g. — Prof. Thiel: Physikalische Chemie, II. Tl., 3; Theoretisch-chemische Uebungen 1 g; Anleitung zu selbständigen physikochemischen und chemischen Untersuchungen täglich; Photochemisches und photographisches Praktikum (für Anfänger und Fortgeschrittene) 2; Anleitung zu Demonstrationsversuchen für künftige Oberlehrer 2. — Prof. Jacobsohn: Griechische Grammatik 4; Grammatik des Altkirchenslavischen mit Interpretation 2. — Dr. Könnecke: Ausgewählte Kapitel der Archivlehre 2; Uebungen im Registrieren von Urkunden 1 g. — Prof. Reißert: Chemie der Benzolverbindungen 2. — Prof. Fritsch: Pyridinderivate. — Prof. Thiele: Das Epigramm in der Weltliteratur 1 g; Tacitus' Annalen 2; Uebungen über Epigramme des Martial 2 g; Lateinischer Kursus I zur sprachlichen Einführung in die Quellen des Römischen Rechts 3; Lateinischer Kursus II 2. — Prof. von Dalwigk: Analytische Mechanik II 2; Höhere Kapitel aus der Theorie der analytischen Funktionen 2; Perspektive und Photogrammetrie 2; Uebungen zur Perspektive und Photogrammetrie 3. — Prof. Schulze: Elastizitätstheorie 2; Interferenz und Polarisation 1; Physikalisches Praktikum, zusammen mit Prof. Richarz und Prof. Feußner 6. — Prof. Bock: Einführung in die moderne Kunst 3; Hauptmeister der italienischen Plastik 2; Kunstwissenschaftliche Uebungen für Anfänger 1. — Dr. Schwantke: Berechnung und Projektion der Kristallformen 2; Die kristallinen Schiefer 1; Mineralogisches Repititorium 2. — Prof. Fries: Technologie der wichtigeren anorganischen Verbindungen 2; Chemie der Terpene 1; Chemische Technologie für künftige Verwaltungsbeamte 2; Chemisches Repitorium für Mediziner (anorgan. Chemie) 1; Chemisches Kolloquium 2 g. — Dr. Suchier: Französische Literaturgeschichte des 18. Jahrhundert 2; Einführung ins Spanische 2. — Dr. Stengel: Lateinische Paläographie (mit Uebungen) 2. — Prof. Keller: Zusammensetzung und Untersuchung von Nahrungs- und Genuß; mitteln 2; Untersuchung galenischer Präparate 1; Prüfung von Arzneimitteln II (organische Präparate) 1 g; Uebungen im Sterilisieren 2. — Dr. Hellinger: Analytische Geometrie des Raumes, insbesondere Theorie der Oberflächen zweiten Grades, 4; Mathematische Uebungen für niedere Semester (Analytische Geometrie, Integralrechnung) 2; Ausgewählte Abschnitte aus der Theorie der Funktionen reeller Veränderlicher 1. — Dr. Wegener: Allgemeine Astronomie (mit Lichtbildern und Demonstrationen auf der Sternwarte) 1. — Dr. Rühl: Geographie der Mittelmeerländer 3; Geographische Reisen 1; Geographische Uebungen, auch für Anfänger, $1\frac{1}{2}$; Leitung der Arbeiten Fortgeschrittener, gemeinsam mit Prof. Krümmel, g. — Dr. Hartmann: Allgemeine Psychologie 3; Lektüre und Besprechung zeitgenössischer Autoren zur Psychologie im philosophischen Seminar 2 g. — Dr. Flade: Grundlagen der analytischen Chemie 1; Kolloidchemie 1; Anleitung zu Demonstrationsversuchen für künftige Oberlehrer, gemeinsam mit Prof. Thiel, 2. — Dr. André: Vulkanismus in Gegenwart und Vorzeit (für Hörer aller Fakultäten) 1; Sedimentbildung am Meeresboden und auf Kontinenten 1; Praktische Einführung in die geologische Gesteinskunde 1. — Dr. Harms: Bau- und Naturgeschichte der Sauropsiden (Reptilien und Vögel) 2. — Dr. Jensen: Interpretation ausgewählter Episteln des Horaz 2; Altphilologisches Seminar, II. Stufe, Stilübungen 1; Altphilologisches Proseminar: Quintiliani institutio oratoria X 1; Lateinische und griechische Stilübungen 2. — Dr. von Unwerth: Wolfram von Eschenbach, mit Interpretation ausgewählter Stellen in seinen Werken, 2; Germanische Mythologie 2. — Dr. Take: Vorbereitung zu den Uebungen im Physikalischen Praktikum 1; Repetitorium der Experimentalphysik mit elementarmathematischen Uebungen 1 g. — Dr. Horst: Ueber die Bedeutung des Realismus in der italienischen Kunst 3 g; Leone Batt. Alberti, seine Stellung in der Kunst und im Geistesleben seiner und der Folgezeit 1 g.

Lektoren:

G. Mouillet: L'art français contemporain 2; Le roman français contemporain (für Hörer aller Fakultäten) 2; Praktische Abteilung des romanischen Seminars, öffentlich: a) Cours inférieur: Conversation sur la Conférence principale; Lecture de textes phonétiques, und: Travaux écrits, dictées etc., Sonnabend $8\frac{1}{2}$ bis 10 Uhr, je $\frac{3}{4}$ Std. g; b) Cours supérieur: Petits récits ou discours, und: Compositions Mittwoch $3\frac{1}{2}$ bis 5 Uhr, je $\frac{3}{4}$ Std., g. — A. Beacock: Modern English Drama 1; Introduction to Spoken English (für Studierende aller Fakultäten) 2; English Composition (with written exercises) 1; Englisches Proseminar (praktische Abteilung): Reading of Phonetic Text 1 g; Englisches Seminar (praktische Abteilung): The Iresh National Thetre, W. B. Yeats and J. M. Synge, 1 g. — Prof. Jenner: Johannes Brahms, Leben und Werke, 1 g; Harmonielehre mit praktischen Uebungen 1; Orgelunterricht 1. — Oberlehrer Schürmann: Unterricht im Freihandzeichnen, Aquarell- und Oelmalen 4; Uebungen in der Projektionslehre und darstellenden Geometrie, Schattenkonstruktion und Linearperspektive 4.

Auf Anordnung des Herrn Ministers werden in Marburg staatliche Turnlehrerkurse abgehalten, welche Gelegenheit bieten, die Befähigung zum Turnlehrer zu erwerben.

Es sind zu diesem Zwecke für das Wintersemester 1911/12 vorgesehen:

A. Vorlesungen: Anatomie: Prof. Dr. med. Disse 2; Methodik: Prof. Engelhardt 2; Gerätekunde: Prof. Engelhardt 1; Turngeschichte: Direktor Dr. Knabe 2; Pädagogik: Direktor Dr. Knabe 1. — B. Turnübungen: Oberlehrer Kürschner 4. — C. Unterrichtsübungen: Prof. Engelhardt, Oberlehrer Dr. Burhenne und Oberlehrer Kürschner, je 3.


Princeton University Library
32101 064062100

